

Jahrbücher der Literatur.

Neun und zwanzigster Band.

1825.

Januar. Februar. März.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des neun und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXIX.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1825.

Art. I. Schriften von C. F. Van der Velde. Zweyte verbesserte Auflage. Dresden, 1823, in der Arnoldischen Buchhandlung. Theil I — XVIII.

Wenn wir die Schriften eines Todten einer strengern Prüfung unterwerfen, als es der lateinische Sittenspruch zuläßt, so mögen die Manen des Abgeschiedenen und seine hinterbliebenen Freunde darin nur eine Anerkennung seiner bedeutendern Erscheinung finden. Das Bedürfniß nach einer ernstern Kritik ist dem Deutschen angeboren, und wenn er sich auch in den ersten Momenten gern einem freudigen Taumel überläßt, so bleibt doch die ernstere Betrachtung nicht aus, vor deren Richterstuhl häufig jene Bewunderung nicht bestehen kann. Und dennoch ist diese deßhalb nicht ganz zu verwerfen. Alles Entstehende braucht in seiner Frühlingszeit ein mildes Klima; der rauhe Nordwind ist allen Keimen, denen des Unkrautes wie der fruchtbringenden Saaten, gefährlich. Es gibt nur wenige Ausnahmen, wo es zu wünschen ist, daß die Kritik irgend eine literarische Erscheinung sogleich im Entstehen unterdrücke. Auch aus einem scheinbar im Anfange verkehrten Streben kann sich durch eigene Kraft oder das Zusammentreten der Umstände eine andere Richtung entwickeln, während auf der andern Seite auch die Kritik nicht, wie Pallas gerüstet geboren wird, sondern ein gleiches Wachsthum wie jede andere Erscheinung, zu ihrer vollständigen Ausbildung erfordert.

Van der Veldes Schriften wurden mit einem so allgemeinen Beyfall aufgenommen, daß, während sie selbst in kurzem Zeitraum rasch auf einander folgten, nur die bewundernden Anzeigen, nicht aber die Kritik, ihnen folgen konnte. Jetzt hat der Tod des Autors einen Ruhepunkt gebildet, und wie jedes Streben, das zur äußern Existenz gelangt ist, muß auch dieses jetzt vollendete sich einer Beurtheilung unterwerfen, die, wenn sie auch minder günstig als das gleichzeitig ausgesprochene ausfällt, doch den Vorzug der ruhigen Parteylosigkeit für sich hat. Der Einwand, daß Van der Veldes Erzählungen, als nur der Erholung und Unterhaltung des Lesepublikums gewidmet, dem Forum der strengern Kritik nicht anheim fallen, erledigt sich durch den Einfluß, welchen sie wirklich gewonnen haben, und durch ihre erneute Sammlung und Herausgabe, welche von zwey geachteten und gelehrten Männern besorgt wird. Sie sind aber nicht allein dem Forum an sich unterworfen, sondern müssen

auch vor dasselbe gezogen werden, weil einerseits mehrere Erzählungen des Verfassers zu einer in Deutschland höchst seltenen Popularität gelangt sind, andrerseits Van der Velde als Muster in seiner Behandlung der historischen Stoffe angepriesen wurde, eine Anpreisung, welche immer die Kritik erwecken muß, auch wenn sie begründeter wäre, als es dießmal der Fall ist.

Aus dem Fortgange des Aufsatzes wird man ersehen, daß Ref. auch das sehr Verdienstliche in Van der Veldes literarischem Auftreten für eine große Klasse von Lesern anerkennt. Durch eine strengere Beurtheilung vor letzterer jenes Verdienst zu verkleinern, könnte ohnehin nicht seine Absicht seyn, da wenige Mitglieder derselben dieses, ernstern Abhandlungen gewidmete kritische Institut in die Hände bekommen dürften. Zur Ehre der Wahrheit und um vor einer verkehrten Richtung zu warnen, mußte aber hier das Panier der unerbittlichen Kritik, trotz aller Achtung vor dem Gestorbenen, gehoben werden.

Erst in spätern Jahren wandte sich bekanntlich Van der Velde, nachdem seine frühern poetischen Versuche mißlungen waren, und noch berührt von nicht angenehmen Lebensverhältnissen, zur Dichtung der historisch-geographischen Novellen, die zerstreut in Tagesblättern und Taschenbüchern ihm bald den Beyfall verschafften, nach welchem er als dramatischer Dichter umsonst gerungen. Er hatte hierbey mit drey Mängeln zu kämpfen, welche man in allen seinen Produktionen wieder erkennt. — Es ist dieß der Mangel an einer wahrhaft poetischen Anschauung, der Mangel an historischen Vorkenntnissen und an Zeit bey der Ausarbeitung.

Daß Van der Velde kein Dichter, im engeren Sinne des Wortes war, leuchtet jedem aus den, seinen Erzählungen später vorgesetzten Einleitungssonetten in die Augen. Eine wohlgemeinte, aber prosaische Gesinnung und Anschauung ist in Versen und Worten, welche häufig auch des äußern poetischen Schmucks entbehren, ausgedrückt, und man bemerkt die Mühe, die es dem Autor gekostet, sich in dem Sinne und seinen Kräften so widerstrebenden Formen zu bewegen. Derselbe Mangel innerer Poesie beurkundet sich aber auch da, wo sich wahrhaft poetische Momente von selbst in der Entwicklung der Geschichte ergeben. Diese Momente sind ihm weder selbst poetisch klar geworden, noch hat er, wie sich demnach versteht, sie dem Leser so wieder zu geben verstanden, obgleich ihm hier das äußere Mittel, die Sprache, vollkommen zu Gebote stand.

Eben so bedeutend ist der Mangel gründlicherer Vorstudien, namentlich in der Geschichte und Geographie, obgleich alle seine

Schriften auf diese beyden Wissenschaften basirt sind, und in der That nicht wenig zur Belehrung in beyden unter der Klasse der nur zur Erholung Lesenden beygetragen haben. Es sind überall nur die momentanen Studien, absichtlich zu diesem Zwecke gemacht, welche in den Erzählungen niedergelegt, und oft wenig verarbeitet sind. Die Reisebeschreibung, die den Verfasser zur Entwerfung der in dem beschriebenen Welttheil spielenden Erzählung angereizt hat, blickt häufig aus der letztern hervor, und man glaubt oft ganze Seiten aus alten Beschreibungen nur abgeschrieben in den Erzählungen wieder zu finden.

Dieser Mangel an einer Verarbeitung, zu welcher Van der Velde allerdings, seinen Kräften nach, fähig gewesen wäre, deutet außer andern Spuren der Flüchtigkeit auf den Mangel an Zeit. Sieht man auf seine juristischen Geschäfte und zugleich auf die Menge der in kurzer Zeit von ihm producirten Schriften, so kann man, zumal da er bey jeder Arbeit ein nicht unbedeutendes Vorstudium zur Erlangung der historischen Kenntnisse anstellen mußte, annehmen, daß er bey der eigentlichen Ausarbeitung, noch mehr aber fast bey der Entwerfung seiner Geschichten, nicht die gehörige Zeit verwenden können. Es ist dieß in der That zu bedauern, da mehrere seiner rein historischen Erzählungen, bey einer reifern Ueberarbeitung, in ihrer Art treffliche Volksbücher hätten werden können.

Der hauptsächliche Grund des errungenen Beyfalls ist in der Wahl seiner Stoffe zu suchen. Wie der tiefer Gebildete erkennt, daß alle Poesie ohne Geschichte nichts ist, und daß, gleich wie uranfänglich Poesie und Geschichte eines waren, auch die Basis aller tiefer den Geist ansprechenden Dichtung immerfort die Geschichte bleiben muß, so hat sich auch, unbewußt, der großen lesenden Menge das Verlangen nach einer körnigern Poesie mitgetheilt, welche ihren Rückhalt in den wirklichen Thaten und Begebenheiten der Vorwelt haben will. Aber die Geschichte an sich erscheint der Masse zu roh, zu großartig — zu wenig interessant, man will sie verarbeitet haben, um sie bequem genießen zu können. Daher haben von je an die historischen Romane in Deutschland am meisten Beyfall gefunden, und wenn auch die Geschichte darin so kläglich zerarbeitet worden wäre, daß von den großen Männern und Ereignissen nichts als der bloße Name übrig geblieben.

Es gibt zwey Hauptarten der sogenannten historischen Dichter, d. h. derer, welche sich eine einzelne Epoche u. s. w. zum speziellen Vorwurf ihrer Dichtung gemacht haben. — Die Einen, innig bekannt mit der Geschichte eines Volkes, fühlen sich so begeistert von den ihnen klar vor der Seele stehenden Großthaten,

daß es sie dringt, aus dem Schatze der in ihnen lebendigen Anschauungen einige hervorzuheben, und durch dichterische Formgebung ein Kunstwerk zu erschaffen. Unter diesen Dichtern wird immer dem Nationaldichter die Palme gebühren, da es zu den Seltenheiten gehören möchte, daß ein Fremder sich so in der Geschichte eines andern Volkes einlebt, um aus dem Geiste dieses Volkes heraus zu denken und die Außenwelt zu betrachten. — Die andern haben eine leichtere und schwierigere Aufgabe zugleich, gewiß aber einen geringern Erfolg. Dem Talentvollen wird es nicht schwer, von einem freyen Standpunkte aus irgend ein beliebiges historisches Thema zu erwählen, sich leidlich hinein zu studiren und dann eine so genannte historische Dichtung aufzuführen. Namen und einzelne Charakterzüge mögen auf den ersten Augenblick täuschen, einer ernstern Betrachtung wird indessen nie der Unterschied zwischen dem Studium der fremden Nationalität und dem aus dem nationalen Gefühl hervorgegangenen Anschauung dunkel bleiben.

Die echten historischen Dichter, welche es treibt, ihre stille Begeisterung in einer Dichtung laut werden zu lassen, sehen, wie der geschickte Maler, ihr Bild schon vollständig in sich dargestellt, ehe sie es produciren. Daher wissen sie die Hauptmomente mit wenigen Zügen vor den Nebenumständen hervor zu heben. Es bedarf nur geringer Ausführung, um das so geordnete Bild auch dem fremden Auge anschaulich zu machen. Wer dagegen aus der vagen Masse historischer Gegenstände sich willkürlich einen beliebigen auswählt, um ihn zum Kunstwerk umzuwandeln, muß erst selbst durch Studium das fremde Verhältniß sich klar machen, und vergißt nur allzu oft in der Ausarbeitung unter den vielen kleinen Strichen, welche die Details ausmalen sollen, die großen Züge, die der Dichtung den Geist verleihen.

Die historisch getreue Malerey ist von der getreuen Kopirung weit verschieden. Man betrachte den Unterschied zwischen unserm Schriftsteller und dem schottischen Dichter, als dessen deutscher Nachfolger jener zuweilen angepriesen wurde! Walter Scott stellt eine bedeutende Zeit in den Hintergrund, und wenn diese Bedingung gegeben, und der Leser durch wenige Züge ganz damit vertraut ist, so läßt er die ihm beliebigen Personen, als nothwendige Erzeugnisse dieses historischen Bodens, hervor treten. Es sind durchaus ebenbürtige Kinder! Die Fabel des Romans steht in Einklang mit der Zeit, in welcher sie vorgeht, und alle Details stehn mit dem Ganzen in irgend einer Verbindung. So ist es der Geist jener Zeit, welchen der kundige und begeisterte Dichter wieder aufleben läßt in seiner neuern Erfindung, ohne daß er nöthig hätte, durch zu ängstliches Porträtiren der Einzelheiten (leider

thut er es zuweilen unnöthiger Weise) der Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen.

Van der Veldes Kunst besteht dagegen im ziemlich getreuen Abmalen der Details. Nicht so innig vertraut mit seinem Gegenstande, um die wenigen wahrhaft charakteristischen Seiten heraus zu finden, tappt er, da es unmöglich ist, alles und jedes zu porträtiren, umher, und verweilt nur allzu oft bey ganz unbedeutenden Zügen, deren Beschreibung ermüdet, ohne zur Anschaulichkeit des ganzen Gemäldes beyzutragen. Statt eines großen Gemäldes, sehen wir mehrere Miniaturbilder. Dasselbe, was wir von der historischen Auffassung beyder Schriftsteller bemerkten, gilt auch bey den einzelnen Erscheinungen. Scotts poetisches Auge erblickt den Geist der Natur, Van der Velde nur die äußern Umrisse, vielleicht einige pikante, aber deßhalb noch nicht gerade die, aus der innern Natur des Gegenstandes hervorquellenden Eigenschaften, und beyde können natürlich nur was ihnen selbst vorgeschwebt hat, wieder malen. Scott ist bey weitem reicher, auch wenn er im Vergleich gegen die Massen von Begebenheiten, welche Van der Velde vorführt, ärmlich erscheinen sollte, da er die günstigen Momente geschickt zu verarbeiten weiß, während bey Van der Velde sich Begebenheiten über Begebenheiten häufen, das innere Leben aber dennoch arm bleibt

Außer dem historischen ist es wohl noch ein anderes Interesse, welches in allen Erzählungen des Verf. die Menge fesselt. Es ist der Held und der Geist des sogenannten Heldenthums, wie ihn unser Lesepublikum verlangt. Eine strengere Kritik kann diese Helden nur zu den Schwächen des Dichters zählen. Abgesehen von dem ästhetischen Streite, ob es einen eigentlichen Helden - - d h. eine durchgehende und durchgreifende Hauptperson — im Romane geben solle, und wie dieser Held auftreten müsse, — ein Streit, in welchem der Engländer die bey uns gäng und gäbe Meinung belächelt, — abgesehen hiervon, ist es doch gewiß, daß die Helden in den vorliegenden Erzählungen schon um deßwillen verdächtig erscheinen, weil sie insgesammt von A bis Z, in Thaten, Worten und Gesinnungen wie ein Ey dem andern sich gleichen.

Alle sind junge Männer; schön gebaut, wie sich von selbst versteht, um zu bezaubern; von edler Abkunft, wenn auch anfangs scheinbar niederen Standes, um nachher kein Ehehinderniß in der Verbindung mit einer Tochter aus hohem Hause abzugeben; ungemein tapfer, um für die Launen ihrer Schönen auf halsbrechende Abenteuer ausziehn zu können; von übermenschlicher Natur, um dabey keinen Strapatzen zu unterliegen; treu in der Liebe bis auf einen gewissen Punkt; entsetzlich eingenom-

men für Recht und Gerechtigkeit, so daß sie beym geringsten Anlaß den Degen ziehn, um Alles, was dagegen handelt, niederzuhauen; noch mehr aber für das, was sie Wahrheit nennen, indem sie unverhohlen, ob es sich schickt oder nicht schickt, mit ihrer unmaßgeblichen Meinung herausplatzen und Feuer und Flammen gegen die sogenannten Lügner und Heuchler speyen; sonst fromm und sanft wie Lämmer, fahren sie wild auf und möchten die Welt zertrümmern, wenn ihnen jemand zumuthet, etwas zu denken, zu sprechen oder zu thun, was ihnen nach ihrer zwanzigjährigen Erfahrung als Unwahrheit erscheint.

Dieß sind die Charakterzüge, welche jedem der Helden anhaften; von spezielleren, welche ihn weiter individualisirten, findet sich dagegen fast bey keinem auch nur eine Spur. In der That sind es Ritter, wie nur eine, eben von der Romanen-Lektüre kommende achtzehnjährige Schöne sie sich wünschen kann. Einige Schwächen wohnen ihnen allerdings bey, es sind aber nur solche, welche aus jenen vortrefflichen Eigenschaften von selbst entspringen, und keine Züge, welche tiefer in das menschliche Gemüth eingreifen. Darum interessiren sie auch, oder vielmehr, nach einem gewissen Modeausdruck: »man kann sich für sie interessiren,« ein Glück, welches echten, mit menschlichen gewöhnlichen Leidenschaften, Trieben und Schwächen begabten Erdensöhnen in den Romanen durchaus nicht widerfahren soll!

Während diese Idealität die empfindsamern Leser auf der einen Seite entzückt, hat der, mit den Schwächen und Trieben der lesenden wirklichen Menschen vertraute Verfasser ein anderes Element nicht ganz unkultivirt gelassen, das den roheren, unter jener Idealität schlummernden Sinn kitzeln soll. Gemüther, welche die schwachen Seiten ihrer Natur noch nicht ganz unterdrückt haben, finden in jeder seiner Erzählungen eine wie eigens für sie aufgesparte Pagina, wo der decente Autor, von der tugendhaften bisherigen Zurückhaltung sich gleichsam erholend, eine lüsterne Scene anbringt, und mit einer bewunderungswürdigen Kunst ausmalt. Er fällt nicht ins Gemeine, zieht auch nie den Schleyer ganz hinweg; indem er aber den halb durchsichtigen etwas lüftet, erweckt er mehr den Reiz, als wenn er die Lust in ihrer ganzen Nacktheit kopirte. Bemerkenswerth ist in solchen Stellen auch der Fluß der Rede, die künstlich verschlungene und doch wohllautende Periode, so wie die Mannigfaltigkeit der Wendungen, so daß keine Scene in der einen mit der in einer andern Erzählung den Worten nach verwandt scheint.

Vergleichen wir sämmtliche Novellen des Autors, so läßt sich von der schlimmen Seite ein ziemlich übereinstimmendes Urtheil über alle fällen.

Fakta auf Fakta folgen so gedrängt, daß jedes Nächstfolgende die Aufmerksamkeit schon an sich reißt, ehe noch der Sinn das Vorhergehende aufgefaßt hat. Diese Ueberladung verhindert es, daß die einzelnen Momente sich zu wirklichen Bildern gestalten.

Nicht selten erscheinen aber diese Begebenheiten völlig zusammengewürfelt, um nur die Erzählung zu füllen, und das Interesse an Begebenheiten nie ausgehn zu lassen. Selbst der Ungebildetere muß oft durch diese Anhäufung, welche keinen Ruhepunkt gewährt, um das Erlebte zu überschauen, und sich zu besinnen, was er gesehen hat, und was daraus hervorgeht, ermüdet werden. Ref. ist kein Freund der häufigen Reflexion im Romane, da hier der Gedanke plastisch in der Handlung ausgedrückt werden soll, allein in den Van der Veldeschen Erzählungen ist nicht allein jede Reflexion des Autors verbannt, sondern es ist auch dem Leser in der Jagd der Begebenheiten kein Raum gelassen, selbst zu reflektiren, und nirgends kann sich das Gefühl Luft machen. Dieß unterdrückt nach unserer Meinung jedes wahre Interesse; denn das Verlangen nach neuen Begebenheiten wird nur zu bald gesättigt, wenn kein geistigeres Element damit verbunden ist. Wie geschickt versteht es hier W. Scott den wahrhaft interessanten Moment festzuhalten, den Eindruck desselben nicht durch Ausmalung von Nebenumständen zu schwächen, und die Wirkung auch auf die Scene auszudehnen. Wie historisch terrassirt erscheinen die meisten seiner Romane. Man erkennt die Höhen, wo man von der bisherigen Wanderung ausruhen, das zurückgelegte Feld überschauen und bis zum nächsten Punkt ahnend durch den Nebel der Zukunft blicken kann. Von allem dem ist bey den gleichmäßig aufgetragenen, fast nur durch den historischen Faden der Zeitfolge an einander gereihten Begebenheiten in Van der Veldes Novellen wenig zu merken. Kaum vermögen wir, nach dem Zuschlagen des Buches eine freye Uebersicht zu gewinnen und uns in dem Irrgarten der trockenen oder nur durch fremde Kunst ausgeschmückten Begebenheiten zurecht zu finden. Ref. muß wenigstens gestehn, daß, wenn er auch wirklich mit Vergnügen einzelne Partieen einer Erzählung gelesen, nach völliger Beendigung jenes Interesse ihm völlig verschwunden war, welches den Leser, auch bey sonst mittelmäßigen Dichtungen, so gern an einzelnen Gestalten, an ergreifenden Momenten und erhabenen oder lieblichen Bildern haften und mit der eigenen Phantasie die Fabel fortspielen läßt.

Eben so wie die Begebenheiten ohne Noth und zur Störung des wahren Interesse gedrängt auf einander folgen, ist es auch der Fall mit den Effektscenen. Mit verschwenderischem Leichtsinn verbraucht derselbe — besonders in seinen frühern Erzählungen,

solche Momente, die jeder ökonomische Künstler für Plätze auf-spart, welche durch ihre anderweitig bedingte Sterilität eines außerordentlichen Schmuckes bedürfen, oder der wahre Meister nur da hervortreten laßt, wo sie in organischer Entwickelung sich von selbst ergeben. In vielen Novellen treibt aber mit unglaublicher Eile eine Ueberraschung die andere; ja, in einigen glaubt man zu bemerken, es seyen ebenmäßig die Zeitpunkte abgerechnet, in welchen die Ueberraschungen auf einander folgen müssen, um das Interesse immer lebendig zu erhalten. Es versteht sich aber von selbst, daß bey dieser hastigen Reihenfolge ein Effekt nur den andern tödtet. Wenn wir zwey Mal auf ungewöhnliche Art überrascht sind, so warten wir mit ziemlicher Bestimmtheit auf das dritte Mal, und eine Ueberraschung, welche man erwartet, ist natürlich keine mehr. Ueberdieß ist, wie bey jeder Steigerung auf der schlechten Seite, der Autor genöthigt, sich immerfort selbst zu überbieten, wenn es Effekt hervorbringen soll, ein Streben, welches zur fieberhaften Ueberspannung der natürlichen Kräfte hinführt, und nur krankhafte Ermattung zum endlichen Ziele haben kann. Daß bey diesem offenbaren Streben nach Effekte der Effekt, so wenig er in der That wirkt, auch oft ganz unmotivirt dasteht, ist die natürliche Folge des Suchens darnach.

Der lose Zusammenhang der Begebenheiten wird besonders in den frühern Erzählungen deutlich. Hier, noch ganz unbehülflich, ist jedes einzelne Faktum an das andere ohne weiteres Bindungsmittel angereihet, und hat seinen Effekt in sich, die Ueberraschung ist demnach nur dürftiger Art. In späteren Novellen, nachdem der Verfasser schon zu einigem Ruf und mehrerer Reife gelangt war, begnügte er sich, die Begebenheiten enger an einander zu knüpfen, er brachte aber nur einzelne Glieder zusammen, ohne diese wieder zu einem Ganzen zu verschmelzen. So sind mehrere, ihren einzelnen Partieen nach, zu den gelungenern gehörigen Erzählungen in bestimmte Theile abgeschnitten, deren jeder mit seiner Katastrophe aufhört, worauf in dem Folgenden ein neues, völlig fremdes Interesse beginnt, und eine neue Spannung eintritt. Man erinnere sich an seine Patricier; dieser sonst anziehende Roman ist aber nicht der einzige, wo alle Entwicklung und Auflösung fehlt, und der Zusammenhang der Erzählung nur in der historischen Zeitfolge liegt. In seinen letztern, meist rein historischen Erzählungen ergibt sich der innere Zusammenhang durch den der Geschichte selbst; doch hat er sich auch in den andern bemüht, ein mehr künstlerisch Ganzes zu schaffen.

Man preist seine historische Treue, die Wahrheit in der Abschilderung der Sitten und Zeiten. Ist denn aber diese Treue, in der man häufig den abgeschriebenen Reisebericht noch deutlich

herausliest, die poetische Wahrheit? Die Wahrheit, welche im Augenschein liegt, ist mit der künstlerischen nicht eines und dasselbe. Der Augenschein ist ja selbst dem Worte nach nur ein Schein, abhängig von dem nähern oder entferntern, dem hohen oder niedrigen, dem seitwärts oder vorngelegenen Standpunkte, der hellern oder dunklern Schattirung u. s. w. Könnte der Dichter die absolute Wahrheit schauen, so möchte es geschehen, daß er nichts weiter nöthig hätte, als diese in die Dichtung überzutragen. So aber ist alles nur Erscheinung, welche überall von Bedingungen abhängig ist. So darf der Künstler nicht buchstäblich, was er mit den Sinnen ergriffen, — den Augen gesehen hat, in das Kunstwerk übersetzen. Zur künstlerischen Wahrheit gehört ein ganz anderer Standpunkt als der war, auf welchem der Künstler zuerst die wirkliche Erscheinung beobachtete. Dieß hat Van der Velde übersehen. Er verfiel in den Fehler der Porträtmaler, welche Zug für Zug spiegeltreu wiedergeben, ohne daß man in dem ganzen Bilde das lebende Original wieder erkennt. Ihm fehlt die künstlerische Umarbeitung des reichen Stoffes, weil ihm der freyer gelegene poetische Standpunkt fremd war, von welchem aus er die Massen hätte ordnen und vertheilen können.

Daß eben so wenig in seinen Helden die Wahrheit der allgemein menschlichen Natur oder eine speziell örtliche liege, ist schon oben berührt. Es ist, als wenn gewisse Modeschriftsteller einen Unterschied zwischen Helden und Menschen statuirten, indem sie unter jenen (nach vorgefaßten Begriffen) vollkommne Wesen, nur mit einzelnen typischen Schwächen, erblicken. Man läßt sich hie und da ein solches Wesen gefallen, wenn es sonst mit kräftigen Eigenschaften ausgestattet ist; wenn es aber überall wieder nur mit der Namensveränderung zum Vorschein kommt, verliert man den Glauben daran, und kann in diesen überschwänglichen Tugendmustern, in diesen Handlungen, welche nach Rechenexempeln abgemessen sind, keine Wahrheit mehr erblicken.

Auch außer den Helden sind nur wenige der sogenannten Nebenpersonen charakteristisch gehalten. Nach originellen Charakteren zu fragen, ist eine zu übermüthige Forderung, wenn man mit den wahren menschlichen Charakteren noch nicht auf das Reine gekommen ist. Viel Verwandtes, oder vielmehr die Nachkommenschaft einiger bekannten Charaktere, findet sich in den meisten Personen. Besonders haben die Frauen und Mädchen aller Zonen eine sanguinische und Wahl-Verwandtschaft, und dürften sämmtlich, von China bis Schweden und Mexiko, ihre Originale in dem kleinen und freundlichen Schlesien finden.

Noch ist im Allgemeinen zu bemerken, daß die Bösen entsetzlich schlecht und die Guten sehr vortrefflich sind.

Schon aus seinen Schwächen läßt sich Van der Veldes Popularität erklären; ohne alle Vorzüge würde es ihm jedoch nicht möglich geworden seyn, sie in dem Grade zu behaupten. — Unstreitig besaß er ein von ihm immer weiter ausgebildetes Talent, leicht und angenehm zu erzählen. Sein Styl ist nicht für alle historischen Erzählungen zu empfehlen; allein die Leichtigkeit, mit welcher er auch die schwierigsten Themata in kurzen hellen Sätzen deutlich wiedergab, ist bemerkenswerth. Nirgends erscheint er gesucht, nur in den erwähnten, nicht von Lüsternheit freyen Stellen sieht man die Perioden mit mehr Kunst gebaut. Bey besonders gewichtigen Gegenständen möchte Ref. besonders abrathen, den erwähnten Styl zu brauchen. Die Sätze sind kurz, aber nicht tacitisch körnig, sondern gleichsam aus längern Perioden ausgeschnitten; eine bedeutende Last vermögen sie daher bey dem gelösten Verbande nicht zu tragen.

Unter den Lesern hat nur ein Theil die sogenannte poetische Passivität. Nicht alle verlangen daher ein poetisches Interesse in den Dichtungen, sondern begnügen sich, wenn nur überhaupt ein Interesse vorhanden ist. Ein solches ist denn nun leicht zu finden, da jugendliche Gemüther ja schon zufrieden sind, wenn nur ein nothgedrungenes Liebesverhältniß einverwebt ist; während andere darüber weghüpfen, um nach solidern Seiten zu suchen. Die meisten finden diese in den erstaunlichen und anstrengenden Thaten des idealen Helden, und den Gefahren, von denen jeder Romanenleser zum voraus weiß, daß er sie glücklich beenden wird. Die Geschichte, d. h. historia, nicht fabula, interessirt nun aber jetzt glücklicher Weise Alt und Jung, und wenn sie ihnen auch in ihrer natürlichen Größe noch unschmackhaft erscheint, so nehmen sie dieselbe doch gern verarbeitet, überzuckert, und genießen das dulce cum utili in der ausgeschmückten Erzählung wirklicher Thaten.

Aber es ist noch ein äußerer Umstand, welcher Van der Veldes Beliebtheit zu Wege gebracht und ihm selbst den Beyfall von Lesern verschafft hat, die sonst strengere Forderungen an die Lektüre machen. Es bedarf nur an einen Schriftsteller zu erinnern, dessen Dichtungen man nicht mit Unrecht den Namen der Bedientenpoesie beygelegt hat, die aber leider weit über diese Sphäre ginaus von einem gewissen sehr zahlreichen Publikum verschlunuen werden, dem er jährlich sein Vergiß mein nicht zuruft, — am sich mit Schaudern von dem tiefen Verfall deutscher Literatur bnzuwenden. Gegen diese geistlosen und schmutzigen Kompilatioden einer lüsternen Phantasie, gegen dieses pöbelhafte Prunken

mit Gemeinplätzen, und gegen diesen Styl, erscheint freylich Van der Velde in einer lichten Klarheit, und es ist die Pflicht jedes Gebildeten, da, wo noch jene Schriften gelesen werden, unsern Autor aus besten Kräften zu empfehlen, da in seinen Erzählungen kein Gift, wohl aber hier und da Belehrung und Unterhaltung reiner Art zu finden ist.

Zu früh hat der Tod ihn fortgerafft, da seine spätern Schriften den frühern an besonnener Anordnung und reiferer Darstellung bey weitem überlegen waren, seine Thätigkeit aber weniger in freyen dichterischen Ergießungen als in fleißiger Ausarbeitung bestand, die also mit dem Alter und reiferer Einsicht immer mehr zunehmen mußte. Schon jetzt hat er vortheilhaft zur Verbreitung historischer Kenntnisse gewirkt, und hätte noch immer nützlicher in dieser Beziehung werden können, wenn er mit eben dem Fleiß in der gesammten Geschichte seines deutschen Vaterlandes thätig gewesen wäre, wie er mit Glück einige Momente aus der schlesischen bearbeitet hat. Er hätte dafür Nord- wie Südpol und beyde Indien können fahren lassen.

Bey der Betrachtung seiner einzelnen Novellen wollen wir uns nur ganz im Allgemeinen nach der Zeitfolge ihres ersten Erscheinens richten, und uns die Freyheit vorbehalten, die, welche ihrem Wesen nach zusammen zu gehören scheinen, auch neben einander gestellt zu betrachten.

Unter dem Namen: Erzstufen, ließ Van der Velde zuerst seine frühern kleinern Erzählungen gesammelt erscheinen. Ref. bekam einmal zufällig das Exemplar einer Lesebibliothek in die Hände, wo ein entzückter Leser auf dem Titelblatte das Wort: Erz, ausgestrichen, und dafür Gold hingeschrieben hatte. Dieser begeisterten Kritik, welche Goldstufen aus Erzählungen macht, die noch allzu sehr die Spuren der Tironenarbeit an sich tragen, kann Ref. nun freylich nicht beystimmen. Es kann nicht unsere Absicht seyn, jede Erzählung des Verfassers so genau durchzugehn, daß wir eine Skizze davon lieferten; wohl aber verlohnt es sich beyspielweise der Mühe, die Fabel der ersten Erzählung, Asmund genannt, zum Beweise, wohin die Sucht nach Seltsamkeiten führen könne, hier auszuziehen. Ihre Entstehung fällt wohl in die Zeit, wo Fouqués Ritterromane florirten; es läßt sich daher gut erklären, weßhalb die eben gelesene Reise- oder statistische Beschreibung von Island ihn reizte, in dieses alte Zauber- und Ritterland seine modern enorme Geschichte zu verlegen.

Der neue dänische Statthalter von Island fährt nach dieser Insel in Begleitung seiner Nichte Dina und eines Vetters

derselben, eines albernen Kammerjunkers. Der unfreundliche erste Anblick der starren unförmlichen Felsmassen erschreckt das zarte Frauenbild über alle Maßen, und den Vetter dergestalt, daß alle schönen Phantasiebilder von der isländischen Poesie im Augenblick bey ihm entweichen. Der alte isländische Steuermann versichert aber die zagende Dina, wenn sie sein Vaterland nur näher kennen gelernt, würde sie ein ganz anderes Urtheil fällen. Alles ist bleich und kalt bey ihrem Empfange auf der Insel, nur ein hoch gewachsener Jüngling, Asmund, obgleich nur des erwähnten Steuermanns Sohn, zeichnet sich als galanter Ritter der muthlosen Dina aus, indem er sie glücklich über alle Umwege nach dem Gouvernements-Rittersitz geleitet. Nachdem der Vetter einige Trübsale im Genuß unschmackhafter Speisen bey einer isländischen Hochzeit empfunden, beginnt die eigentliche isländische Wunderfahrt. Während des Statthalters Abwesenheit bey einer Distriktversammlung reitet die junge Gesellschaft unter Asmunds Leitung nach dem Geiser. Noch ehe dieser erscheint, wird die Aufmerksamkeit der Fremden von dem wunderbaren See mit vierzig heißen Fontainen schon so gefesselt, daß sie den Geiser in der kleinsten unter jenen, bereits zu erblicken glauben. Eine Freude für Asmund, als er Dina zu dem ungeheuren Naturwunder hinführen kann. Aber das Staunen ist erst im Beginnen. Zum Oheim gelangt, leistet ihm Dina sammt Allen Gesellschaft bey einer gefahrvollen Fahrt nach den vom grönländischen Eise verschüttet werdenden Nordländern Islands. Unterweges drohen furchtbare Orkane ihnen den Untergang, und stürzen auch wirklich Dinas Saumthier in den Abgrund. Ihr ritterlicher Verehrer will sich zu sicherm Verderben nachstürzen, um — Dinas Betten zu retten, wird indessen glücklicher Weise noch von vernünftigen Leuten zurückgehalten. Sie sehen am Ziele ihrer Wanderung das furchtbarste Naturschauspiel — Eisberge über lachende Fluren getrieben, um sie auf immer zu bedecken. Bald zeigt sich jedoch den Augen der Schönen ein noch merkwürdigeres Schauspiel. Ein Reiter, von oben bis unten in Flammen gehüllt, hält vor ihrem Fenster. Es ist kein Gespenst, sondern Asmund, vom St. Elmsfeuer überzogen. Er hat mit Gefahr seines Lebens sich von den Meeresklippen herabgelassen, um — Eiderdunen aus den Nestern für Dinas Bette zu holen!!! Höflichst entschuldiget er sich, daß er nicht mehr gebracht, da er es nicht übers Herz bringen können, den armen Mutterthierchen das Gefieder zu rauben, welches sie sich mit eigener Aufopferung zum Besten der Jungen ausreißen! — Man besteigt im Hafen ein Schiff, und geht zum Spaß auf den Wallfischfang aus. Er wird beschrieben. Asmund ist natürlich der Held, welcher mit

der Harpune und mit Lebensgefahr das Unthier tödtet, und sich auch als Ritter auf dem Rücken des Seeungeheuers zeigt. Während man aber damit beschäftigt ist, den Thran auszuschöpfen, nehmen zwey Eisschollen das Schiff in die Mitte und zerbrechen es kurz und klein. Asmund hat dieß alles natürlich vorausgesehen, und den Statthalter, Dina, ja selbst den Kammerjunker in ein schnell heruntergelassenes Boot gezogen, und sie, indem er sich die Handflächen wund reibt, auf eine feste Eisschalle gerettet. Vor Hunger und Kälte schützt sie auch hier seine Besonnenheit. Es kommen aber noch zwey Eisbären. Während der Junker verzagt, erlegt jener den einen, der andere flieht. Kurz vor dem Verhungern erscheint ein Schiff, um sie zu neuen Fährlichkeiten zu bringen. Denn angelangt im Statthalterpalast sieht man plötzlich einige Barbaresken in Island landen!! Asmund weiß sogleich in voraus, daß sie an zwey Punkten gelandet sind, und hat alles in Bereitschaft, um mit Dina zu flüchten. Kaum landeinwärts einige Stunden geritten, erfahren sie von dem fliehenden Kammerjunker, daß der Alte gefangen worden und nach Algier oder Tunis abgeführt werden soll. Der kühne Recke, Asmund, überläßt nun die Unterbringung der Geliebten seiner Mutter, und stürzt fort, den Oheim zu befreyen. Die Flüchtlinge reiten einer Höhle zu. Schon stehn sie vor dem sichern Schlupfwinkel, als ein Berg seinen Eisgipfel berstet, die Natur revoltirt und die Lava vor den Füßen der Zitternden zischend und glühend vorbeyfließt. Glücklich entkommen, setzen sie über die kühl gewordene Lava; beym Eintritt in die bezeichnete Höhle tritt ihnen aber ein gespenstischer Greis mit silbernem Barte entgegen, der an zwanzig bis dreyßig Jahre dort von Wurzeln gelebt hat, und den Untergang Islands durch die von ihm belauschten Vulkane prophezeyet, übrigens anfangs unfreundlich, endlich doch den beyden Frauen, so wie dem später hinzu gekommenen Asmund vergönnt, die Nacht bey ihm zu verweilen. Es ergibt sich, daß es ein, wegen eines kleinen Fehltritts entsetzter Prediger ist, der nun den isländischen Menschenhasser spielt. Plötzlich aber führt er durch einen unterirdischen Gang die Liebenden und die Mutter des Geliebten nach — Eden, einer paradiesischen Gegend, wo Südfrüchte reifen, und ewiger Frühling blüht. In dieser Felsschlucht, erwärmt durch unterirdische Feuerströme, schlägt Dina ihrem hochherzigen Retter vor, für immer ein paradiesisch abgeschlossenes Leben mit ihr zu führen, da sie nothwendig die Seine werden müsse, ihr stolzer Oheim jedoch nie darein willigen werde, dem niedrig Gebornen ihre Hand zu reichen. Aber Asmund krönt seinen Edelmuth durch die Erklärung, daß er ohne gehörigen Konsens sich nie dazu verstehn würde, das hohe Glück zu er-

greifen. Für dieses Non plus ultra von Enthaltsamkeit wird er denn auf der Stelle belohnt, denn der Statthalter steht hinter ihm, erklärend, daß er allerdings von diesem Uebermaß von Verdiensten und Tugenden so gerührt sey, daß er ihm der thörigen Dina Hand geben müsse. Eine Heirath erfolgt, wobey der isländische Priester wieder zu Gnaden aufgenommen, der läppische Kammerjunker aber nach Dänemark zurückgeschickt wird. Asmund bekommt für sein außerordentliches Verdienst: Island der Krone Dänemark gegen die gewaffneten Ansprüche der Barbaresken (die er in die Flucht geschlagen) erhalten zu haben, einen einträglichen Posten, und die Fabel schließt mit der frohlockenden Bemerkung des alten Steuermanns, daß Island doch nicht so übel in der Wirklichkeit sey, als es aussähe!

Klingt diese Anhäufung wunderbarer Begebenheiten, die so dicht auf einander folgen, daß man schon mitten in der nächsten verwickelt ist, ehe man kaum mit der vorigen etwas vertraut geworden, nicht wie eine Parodie auf alle Erzählungen der beschriebenen Art? Eisberge, Feuerfontainen, Eismassen, die Länder überschwemmen, Wallfische, Schiffbrüche eigener Art, Bären auf einsamen Schollen, algierische Seeräuber in Island, Vesuve und Lavaströme, gespenstische und unterirdische Einsiedler, und endlich ein isländisches Paradies — alles im Raum weniger Seiten! Und doch trotz dieser Anhäufung von Effekten, ist gar kein Effekt die Folge. Man wird nur gegen diese mit den Haaren herbeygezogenen und doch ganz unnütz angebrachten Wunder stumpf, ohne sich deßhalb mehr für die an sich höchst gleichgültige Handlung oder für einen Helden, der nur Unmögliches oder Abgeschmacktes vollbringt, zu interessiren. Wären diese vergeudeten Wunderdinge mit gehöriger Sparsamkeit gebraucht, hätte er die allerdings anziehende und großartige isländische Natur den Hintergrund zu einer durch Hervorhebung menschlicher Gefühle und Verhältnisse interessanten Geschichte bilden lassen, so würde der Antheil und die Spannung bey weitem größer gewesen seyn. Man erinnere sich nur, zu welchem lebendigen Gemälde W. Scott den einzigen Wallfischfang in einem seiner schwächern Romane, dem Piraten auszubilden gewußt hat. So aber erscheint uns die Natur unnatürlich, der Edelmuth thöricht, und die ganze Erzählung abgeschmackt.

Von diesen Fehlern ist die andere Novelle, betitelt die Flibustier, größtentheils frey geblieben. Was hätte aber aus diesem Stoffe unter einer geübteren Feder werden können? Das wunderbare Leben dieser Gesetzverächter bietet den reichsten Stoff zu allen romantischen Dichtungen; aber eben weil es schon an sich der ideellsten Dichtung näher steht, als der wirklichen Geschichte,

erfordert es einen großen Mann, um diese wilden und großen Elemente zu einem dichterisch noch höher stehenden Ganzen zu verbinden. Walter Scott hat in seinem Piraten es nur gewagt, einzelne Partieen aus diesem Gemälde auszuführen; den ganzen wunderbaren Freystaat zum Hauptsujet seines Romans zu erwählen, hielt selbst er bey seinen größern Kräften für unangemessen.

Die Van der Veldeschen Flibustier hätten, ihrer Anlage nach, gehörig ausgearbeitet, einen Roman füllen können; in der gegenwärtigen Gestalt sind es nur Skizzen, welche den phantasiereichen Leser hier und dort große Momente ahnen lassen. Einzelne Scenen sind roh, aber von ergreifender Wirkung. Wir rechnen hierzu den Augenblick, wo der junge Flibustier Panama vom Schiffe aus brennen sieht, und diesen Moment benützen will, um von der Verfolgung des Schiffes, welches vermeintlich das seinem Herzen Theuerste umschließt, abzustehen. Der Kampf der Pflichten mit den Rücksichten der Klugheit ist hier trefflich geschildert, und der großherzige Entschluß des jungen Spaniers, welcher, um die Schwester zu retten, mit dem widerstrebenden Schiffskapitän sich ins Wasser stürzt, würde einer Tragödie Ehre machen. — Auch die Anlage der übrigen Charaktere ist glücklich, z. B. des kühnen Morgan, die einiger Bukkanier und Spanier ist nicht zu verwerfen; überall aber fehlt die Ausführung, und das Heldenthum des Helden zeigt sich immer nur in den Momenten einer übermenschlichen Bravour und renommirender Tugend. Mit den obigen Bemerkungen steht die Rüge in Verbindung, daß in der Erzahlung das scenische Interesse fast durchaus fehlt. Die Züge des Autors reichen nicht hin, weder die Auftritte auf der Flotte, im Lager u. s. w., noch irgend einen Punkt des großen Meergebietes so anschaulich zu machen, um ohne Beyhülfe der selbst schaffenden Phantasie einen der ergreifenden Momente lebendig vor uns betrachten zu können.

Zwey andere Erzählungen aus derselben Sammlung tragen ein zu gewöhnliches Gepräge, um weder auf Auszeichnung auf der schlechten noch auf der guten Seite sich bemerkenswerth zu machen. Axel ist die keinesweges gelungene Variation eines eben so alten als an sich ungereimten Thema, wo ein Liebender, die Liebe seiner Schönen durch seine persönliche Vortrefflichkeit erringen wollend, in dürftigem Gewande vor ihr erscheint. Abgesehn daß hier nur auf den Knalleffekt der Entdeckung als einzigen Zweck hingearbeitet ist, so liegt in diesem beliebten, tugendhaften Thema eigentlich der Inbegriff alles untugendhaften Stolzes. Welcher Mensch darf so frech auftreten und behaupten, daß er sich selbst alles verdanke! Ist nicht Alles was ihn angesehn und

beliebt macht, vom Größten bis zum Kleinsten, eine Gabe, die er dankbar anerkennen und schätzen soll? Der Verlust der scheinbar geringsten dieser zufälligen Eigenschaften und Besitzthümer löset nicht selten einen Ring, der die ganze Kette seiner Ehren und seines Glückes trennt. Welcher freventliche Uebermuth aber, freywillig sich zu trennen von einigen dieser Gaben, um in vollem Stolze auf den sogenannten Selbstwerth dazustehen! Tieck hat in seiner Novelle: »die Gesellschaft auf dem Lande,« die Nichtigkeit dieser dünkelhaften Tugend mit wenigen Worten trefflich enthüllt, und wird hoffentlich dadurch das Lieblingsthema unsern Dichtern auf einige Zeit verleidet haben.

Van der Velde vermochte es nicht, die zauberische Harmonie, welche in der Erscheinung alle Gegenstände der Wirklichkeit für das Auge des Dichters vereinigt, zu entdecken, oder wenigstens nicht sie wieder zu geben; um so weniger war er der Mann, aus diesen in der Wirklichkeit ruhenden Anklängen ein ganzes Zauberreich phantastisch zu erschaffen. Zu nüchtern sah er nur die Skizzen und schroffen Striche der Gegenstände, die Farben und der Farbenschmelz entgingen seinem Auge; wo aber ist ein Feenreich ohne Farben? Wo ein Reich der Geister, wenn kein Nebel da ist, in welchem die Gestalten verschwimmen? Braucht doch selbst Vater Homer, der am meisten plastische Dichter aller Zeiten, Wolken und Nebel, um seine stark auftretenden Götter darin zu verbergen! Aber selbst von einem Nebel ist bey Van der Velde nichts zu finden; die armen überirdischen und zauberhaften Wesen müssen sich daher wie Fische auf dem Lande unbequem fortbewegen, und geistig stärken. Deßhalb gehört seine Trude Hiorba zu den verfehltesten Erzählungen.

In der afrikanischen Erzählung Gunima, finden wir reiche Belege zu unserer obigen Normalangabe über die Van der Veldeschen Dichtungen. Alles ist hier regelrecht, und Tugend und Laster sind nach der Elle abgemessen. Ein Held, der das Leben, Menschen- und Bürgerglück aus den trefflichsten Kompendien erlernt zu haben scheint, brauset und wüthet gegen die tyrannische Kaufmannsgewalt seines Vaters; dieser Vater ist ein normal-phlegmatisch-reiches Monstrum; ein Sklavenvogt, ein Ungeheuer, zu dessen Vergnügen es gehört, seinen Untergebenen aufs Blut zu peitschen; dann eine unterdrückte hottentottische Schönheit, Gunima benannt, ein Abbild aller menschlichen Vollkommenheiten, aller Treue, Liebe, Aufopferung, und ihr gegenüber eine holländische reiche Schönheit in der hoffärtigen und kleinlich stolzen Kostanze; — alles Abstrakte von Tugenden und Lastern, welche das Herz der halben weiblichen Lesewelt rühren würden, wenn nicht Thaten noch hinzu kämen, die unser

Staunen erregen müssen, und wenn wir selbst ein steinernes Recensentenherz hätten. Die Hauptgeschichte besteht in einer Expedition, vom Kap der guten Hoffnung aus in das Innere des Landes gegen einige Kaffernstämme unternommen. Auf dieser Fahrt, welche der Held als Surrogat einer Leibesstrafe nur halb freywillig mitmacht, sieht man denn die ganze afrikanische Thierwelt, Elephanten und Löwen mit eingerechnet, auf ihn losgehetzt, Buschneger schießen ihre vergifteten Pfeile auf ihn, Kafferkönige wollen das ganze Heer massakriren, und endlich droht dem Helden, nachdem alle seine Gefährten verdurstet sind, der sichere Tod der Verschmachtung in einer fürchterlichen Wildniß; aber aus allen diesen Fährlichkeiten rettet ihn Gunima. Sie schießt selbst mit einem vergifteten Pfeile den Elephanten gerade im Momente nieder, wo er den Fliehenden einholen will; sie reißt ihn aus den Klauen des Löwen, betrügt das ganze Kaffernheer durch die Wunder einer camera obscura, und — öffnet sich endlich eine Ader, um den Geliebten durch das Trinken ihres Blutes vor dem Verschmachten zu bewahren. Dieß ist denn doch ein Heldenmuth, welcher verdient, daß der tugendhafte Jüngling, und wäre sie die häßlichste aller Hottentottinnen, sie zum ehelichen Gemahl erwählt. Uebrigens liest man nicht ungern von den Gefahren, welchen er ausgesetzt ist; denn die dummdreiste Art, mit welcher der eben der Schule entlaufene junge Mensch sich gegen Anordnungen setzt, von denen er kaum unterrichtet ist, verdient wohl eine empfindliche Züchtigung, wenn auch jene Anordnungen noch schrecklicher wären, als wir sie in der Erzählung abkonterfeyt finden, wie auch die Verehrer des tugendhaften Jünglings darüber zürnen mögen.

Merkwürdig ist, daß diese Gunima — ist anders den Berichten in öffentlichen Blättern zu trauen — gegenwärtig in Paris als französische Originalerzählung vieles Aufsehen erregt, und ein Gegenstück zu der vielbeliebten schwarzen Schönheit Ourika bildet. — Wir brauchen nicht unser deutsches Eigenthum zu verbannen, da es mit demselben in so weit sehr zweifelhaft beschaffen steht, als es nicht ausgemacht ist, ob die Reisebeschreibung, welche wir in der Gunima kaum verarbeitet finden, eine deutsche, oder nicht vielmehr eine französische oder englische ist.

Die gehaltreichste unter den Erzstufen ist die Tatarenschlacht. Wie viel sich auch gegen die innere Konstruktion, gegen die Wahrscheinlichkeit und gegen die hie und da sehr preciöse Schreibart einwenden läßt, schimmert doch ein Funke von Poesie hindurch. Wer sollte auch wohl, wenn er an ein für die ganze Christenheit, für die Kultur des Abendlandes so wichtiges Thema

geht, als jene Schlacht bey Wahlstadt, wo die Christen moralisch, die Mongolen nur physisch siegten, wer sollte da, zumal wenn er ein Deutscher ist, nicht unwillkürlich von einem poetisch heiligen Schauer ergriffen werden? Van der Velde war ein Schlesier, ihn mußte daher doppelt der hellste Lichtpunkt der vaterländischen Geschichte, des schlesischen Heldenmuthes begeistern. Hierzu kam, daß er die interessante Sage von der Ermordung der tatarischen Prinzessin in Neumarkt noch lebend vorfand, und in das große Gemälde einverwebte. Ein Dichter, ein Meister würde ein anderes Werk zu Stande gebracht haben, niemand aber kann über seine Kräfte wirken, und Van der Velde hat auch darin über die Erwartung geleistet, daß er einige Lichtpunkte in die großen Massengemälde hinein gebracht hat. So sehen wir beym abendlichen Geläute der Glocken die Breslauer Zünfte unter ihren wehenden Fahnen mit ihrem Besten aus der Stadt, welche sie den Feinden überlassen, nach der befestigten Dominsel ziehen; wir sehen die Horden der Heiden in der flammenden Stadt sich selbst erdrücken, und den Batu Chan zum Sturme der Veste sein Roß in die Oder treiben, von wo ihn aber ein anderer Sturm zurück scheucht. Unnatürlich und undeutlich ist die letzte Erscheinung Adelmas auf der Wahlstatt. In einer Erzählung, wie diese, läßt man sich wohl gern etwas Dunkel gefallen, davon ist aber schon eine gehörige Portion in die Erzählung selbst einverwebt, und wir können und müssen überall eine lichte und klare Auflösung verlangen. Die heilige Hedwig, eine für Schlesien so würdige Frauenerscheinung, von der die in unsern Zeiten so schnell verstummende Sage noch Vieles zu erzählen weiß, hätte der Dichter in diesem vaterländischen Gemälde auch noch wirksamer, als es geschehen, können hervortreten lassen. Eines der anschaulichsten Gemälde dieser, so wie fast aller Erzählungen des Verfassers bildet die Abendscene in der Herberge zu Neumark. Der Dialog der Bürger, der Bericht des Wirthes von der Ankunft, Entführung u. s. w. der asiatischen Prinzessin, so wie die Aufmerksamkeit des zufällig anwesenden Ritters von Rothkirch ist mit seltener Lebendigkeit geschildert.

Von den Erzstufen steigt man wieder zu einer nur geringhaltigen Schlacke herab, wenn man darauf den Prinzen Friedrich, eine Erzählung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, liest. König Theodor von Korsikas Geschichte, so romanhaft sie an sich klingt, scheint doch noch nie, weder in die Hände eines vom Hauch der Poesie erfüllten Historikers, noch in die eines historischen wirklichen Dichters gerathen zu seyn; denn alle haben so viel von dem Ihrigen erfindend hinzugesetzt, oder gar von der Geschichte nichts anders als den Namen gelassen, daß der arme

Theodor überall verkürzt erschienen ist. So betrachte man in Paesiellos Oper dieses Namens, zu welchem albernen Kartenkönige der intrigante Abenteurer wird! Vielleicht liegt aber in diesen ewigen Mißgriffen die Wahrheit, daß der interessante Held und König nicht mehr zur Verarbeitung für die Dichter sich eignet, da die Geschichte in ihrer wunderlichen Laune in ihm schon ein poetisches Spielwerk aufstellen wollen. Unser Autor hat zu der Wirklichkeit noch Prinzessinnen und Zigeunermädchen, die unter einander ausgetauscht werden, alte gespenstische Zigeunerfrauen, welche das Meer zum Sturme beschwören, Verräthereyen, Wunderdinge seltsamer Art, haarkleine Beschreibungen von Festivitäten und dergleichen, vor allem aber einen jungen, liebenswürdigen, feurigen Helden im Prinzen Friedrich, Theodors Sohne, hinzugethan, der Wunder der Tapferkeit verrichtet, aber auch ohne solches sofort die Herzen der Frauen gewinnt, der überall mit seiner unmaßgeblichen Meinung herauspoltert und der Vernunft auch nicht um ein Haar breit weicht, wenn es gilt, seine vorgefaßte Ansicht vom Rechte zu vertheidigen; der überdieß einen lebendigen Gegensatz in dem windigen, flatterhaften und witzelnden französischen Vetter, dem Grafen Termaux, haben muß, und der zuletzt, aus allem korsikanischen Trubel glücklich herausgebracht, sein Zigeunermädchen, seine doppelte Lebensretterin und vermuthliche echte Herzogin von Freskobaldi, obgleich sie es nicht wirklich wird, heirathet, und als Obristlieutenant in neapolitanischen Diensten sein Leben wahrscheinlich beschließt. Die Herzogin Olympia ist eines der lüsternsten Gebilde des Autors, wie sie der Anstand eigentlich aus allen wahren Dichtungen verbannen sollte. Wer würde bey dem ersten Auftreten dieser Buhlerin eine Herzogin vermuthen?

Guido ist eine moralische Abstrafungsgeschichte, wie sie nur zur Belehrung und zum Nutzen der Jugend geschrieben werden kann. Der wackere Fürst wird entsetzlich von allen seinen Staatsdienern, vom ersten bis zum letzten herab, hintergangen. Da kommt der in der Wüste mit seinem Stande unbekannte Guido, dessen erste That ist, eine Hyäne lebendig zu fangen und zu erdrosseln, und tritt als Schreiber bey einem Gerichtshof in Dienste, und muß denn nun erstaunen über die entsetzlichen Ungerechtigkeiten, welche überall begangen werden, und wie ein fündiges Glied, vom nächsten unterstützt, sich auf der Bahn der Sünder mit dem Anschein des Gerechten erhält. Endlich, nachdem der junge Prinz so die Wahrheit des Lebens erkannt hat, entdeckt sich denn sein Stand, und es erscheint die idealische Stunde der Vergeltung. Wenn man diese ungereimten Kompositionen liest, möchte man glauben, Van der Velde habe in einer

Wildniß seine ganze Lebenszeit zugebracht, und das Leben nur aus Büchern kennen gelernt. Ein wirklicher Geschäftsmann, wie unser Autor, der zugleich als gebildeter Schriftsteller das Treiben der Welt nothgedrungen von mehr als einer Seite hätte müssen kennen lernen, sollte doch endlich zur Erkenntniß geführt werden, daß, wenn auch die Motive des Eigennutzes überall vorwalten, ihnen doch im Leben so viel andre Motive gegenüber treten, daß diese scheinbare Ungerechtigkeit in dem bunten Welttreiben wieder auf eine oder die andere Art ausgeglichen wird. Schriften, wie dieser Guido, können, wenn sie auch für die erste Jugend, die nur Prinzipien und nicht das Leben in ihrer Schule erlernen soll, nützlich seyn möchten, doch wahrhaft verderblich für alle diejenigen werden, welche vielleicht in der Einsamkeit des Landes und in kleinen Städten aus Lieblingsschriftstellern wie dieser, ihre Kenntniß und Ansicht von dem Treiben der Welt entlehnen. Bey jeder unter Van der Veldes Schriften denke ich an den Georg im Götz von Berlichingen, der zum Franz von Weislingen mit seiner unmaßgeblichen Meinung herausplatzt: Alle Menschen wären entweder gut oder schlecht, einen Mittelweg gäbe es nicht. Für den jugendlichen Reiterburschen ist das sehr hübsch gesagt, in dem Munde eines gereiften Mannes klingt es aber nur lächerlich.

Wir gehen zu drey Schriften über, welche gleichsam die mittlere Bildungsstufe auf Van der Veldes literarischer Laufbahn ausmachen, in der Form auch einander am nächsten stehen. Es sind die Patricier, die Lichtensteiner und die Wiedertäufer, alle drey, wie die Namen schon andeuten, Gemälde bestimmter Sitten und Zeiten.

Den Vorzug auch vor den meisten Schriften des Verfassers haben die erstern, sowohl ihres Gehaltes, als der künstlerischen Form wegen. Er behandelt in den Patriciern ein speziell vaterländisches Thema, den Kampf des Niederschlesischen Landadels mit dem eben empor gekommenen und im Trotz seiner neu gewonnenen Existenz und Macht stolzirenden Bürgerthum der größeren Städte. Diesen Streit hat er geschickt an ein historisch kriminelles Ereigniß in Schweidnitz, wozu ihm die alten Archive der Stadt offen gestanden, anzureihen gewußt, und indem er getreu vom Geiste der Geschichte geleitet, mit weniger Einmischung seiner Subjektivität, die beyden Parteyen in ihrer starren Einseitigkeit hingestellt und die Charaktere seiner Helden aus ihren Ansichten herausgebildet hat, ist er endlich dahin gelangt, wirkliche Menschen statt seiner aus den Begriffen von Tugend und Laster abstrahirten Personen aufzustellen. Es thut dem Gefühle innig wohl, an der Stelle jenes ungefügen Burschen, der mit seinen

Gemeinplätzen von Tugend und Wahrheit ohne Anstand und Geschicklichkeit um sich wirft, und doch dabey als ein männliches Musterbild verehrt wird, einen besonnenen, geprüften Mann in dem Ritter von Tausdorf zu finden, dessen mildes Streben dahin geht, die wüthenden Parteyen zu versöhnen, ohne daß er dabey den Mund voll nimmt von Redensarten. Auch seine Braut, die Edle von Retz auf Bützendorf, ist im Gewande deutscher Weiblichkeit ein herzerhebender Anblick gegen die naiv edlen Dirnen, welche anderwärts mit ihrer Liebe die jungen Helden beglücken. Von den beyden im Kampfe befangenen Parteyen ist die der Bürger mit besonderem Geschick ausgeführt. Wir sehen den Schweidnitzer Bürgermeister in seiner Majestät als kleinen König, wie er mit einer störrigen Festigkeit, dergleichen nur in der Vorzeit zu finden, auf seinem vermeintlichen Rechte so fest und lange besteht, bis es zum Unrecht wird. Er wird in seinem Unglück zur tragischen Person, welche auch in der großartigen Tragödie einen würdigen Platz finden dürfte. Auch seine Söhne sind mit wenigen Zügen gut gezeichnet, der wilde Raufer Franz und der schleichende Christoph. Das Ende des einen ist ganz natürlich, auch das des zweyten liegt nicht außerhalb dem Treiben jener Zeiten, wiewohl das ordentliche Vehmgericht damals theils an sich schon im Aussterben war, theils in diese noch halb slavischen und von rein slavischen Reichen umgebenen Länder seine Macht nicht erstreckte. — Die Erscheinung der von Franz Freund verführten Tochter des unglücklichen Rathsdieners, welche, nachdem der Buhle sie verlassen, und der Vater statt desselben hingerichtet worden,, als vornehme Buhlerin zurückkehrt, um mit allen Mitteln, die Schönheit, Gold und Verstand ihr bieten, Rache an den Mördern des unschuldigen Vaters auszuüben, gibt der ganzen Geschichte die vollständigste Rundung. Sie erfüllt ihren Zweck, aber nicht wie sie wollte; sie verdirbt unmittelbar nur den Unschuldigen, mittelbar aber zieht sie das Verderben der ganzen Stadt nach sich. Die buhlerischen Eigenschaften, welche anderwärts Van der Veldes Frauen, die kein Metier damit treiben, so widrig machen, sind hier auf geschickte Weise in der wirklichen Buhlerin konzentrirt. Sie tritt mit Anstand auf, und ihre Rolle ist bis zum Ende gut durchgeführt. Außer der getreuen Ausmalung der Zeit und ihrer Sitten, spricht sich auch in dem tragischen Schlusse die poetische Stimmung aus, welche den Autor bey dieser Komposition erwärmte. Während die wilden und rohen Parteyen in ihrer störrigen Einseitigkeit bis zuletzt stehen bleiben, muß der milde Mann, welcher beyde aussöhnen wollte, als Opfer seines Eifers durch Henkershand allein fallen.

Die Lichtensteiner sind, im Ganzen genommen, ein

charakteristisches Gemälde aus dem dreyßigjährigen Kriege. Der Verfasser hat auch hier offenbar schlesische Quellen benuzt, und man liest die einzelnen Momente nicht ohne Interesse. Als ein Ganzes betrachtet, bekunden sie aber mehr als die meisten Schriften des Autors, wie schwer es ihm wurde, sich den Plan einer Erzählung zu bilden und organisch eine Begebenheit aus der andern zu entwickeln, ohne dabey einen verkehrten Klimax zu gehen. — Die ganze Geschichte behandelt die Errettung eines Liebespaars aus dreyfacher Fährlichkeit; es könnten aber eben so gut daraus drey einzelne Erzählungen gemacht werden, so wenig stehen die drey Hauptmomente in nothwendigem Zusammenhange. Die erste Abtheilung ist natürlich und echt interessant. Die Befreyung von einer Einquartierung, welche im dreyßigjährigen Kriege etwas lästiger als selbst die der Franzosen war, durch den männlichen Muth eines besonnenen und tapfern Mannes, vor dem alle Männlichkeit ehrenden Wallenstein, befreyt auch den Leser von bangen Sorgen, in welche ihn das Gemälde der Noth und der wüthende Charakter des Hauptmanns versetzt haben. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß ein tapferer Offizier mitten in den Gräueln des Krieges seinen Militärstand verläugnend, Kaufmannsdiener aus Ueberdruß an den Gräueln und aus Menschenliebe wird, so ist es doch nicht durchaus unnatürlich. Die schöne Fides ist mit wenigen Zügen recht lieblich hingestellt, und vor allem muß die Ausmalung des schlesischen gemächlichen Bürgerlebens und der Weihnachtsfeyer immer ansprechen.

Das zweyte Abenteuer ist schon wilderer Art. Die Bekehrungswuth der unmenschlichen Lichtensteiner ist eben so lebendig als die Angst und die Nöthen der unglücklichen Familie geschildert. Wir sehen die Noth der armen Stadt Schweidnitz vor uns, und wenn es auch fast über das Gebiet der Poesie hinausgeht, wenn der fürchterliche Bekehrer der säugenden Mutter das durstige Kind vom Arme reißt und es in den Winkel legt, um die Mutter zu zwingen, Gott so zu verehren, wie er es für Recht hält, so sind doch wohl dergleichen und noch ärgere Gräuel in Religionskriegen wirklich vorgefallen, so daß man dem Autor deßhalb nicht zürnen kann, wenn er uns das Schreckensgemälde mit allzu grellen Farben hingestellt hat. Daß der Commis den Wütherich niederhaut, ist natürlich, daß er aber vor seinen Richter, den wüthenden alten Goos gebracht, in ihm statt des Blutrichters seinen Vater wieder findet, ist zwar eine Ueberraschung seltener Art, aber eine Effektscene, welche den ästhetischen Werth der Erzählung nicht vermehrt. Was soll man endlich nach der rührenden Begräbnißscene dazu sagen, wenn die Verfolgungen des liebenden Paares noch nicht aufhören, wenn der Vater,

der doch ein menschliches Herz verräth, und, gerührt über den Edelmuth seines, in den Meinungen weit von ihm entfernten Sohnes erscheint, ihn nach seiner Flucht von neuem verfolgt, wenn er sich mit dem ruchlosen Hauptmann, den das Rächerschwert nur verwundet hat, eng verbündet, und dem Sohne nachsetzt, um Fides für jenen Schurken zu erobern? Diese Inkonsequenz und Uebertreibung wird nun durch die lächerliche Schluß-Katastrophe noch überboten. Die Liebenden werden in den Adersbach'schen Felsschluchten von geflüchteten Hussiten freundlich aufgenommen, der Held aber verirrt sich bey einem Schneegestöber in den wunderbaren Gründen. Da hört er plötzlich des Feindes Horn tönen, man sieht die Verfolger, zu entkommen ist nicht mehr möglich; plötzlich aber erhebt sich ein Gewitter mitten im Schneegestöber, Blitz und Donner krachen fürchterlich, ein Felsstück wird hoch oben losgerissen, und als die Verfolgten aus ihrer Betäubung erwachen, hat es den wüthenden Hauptmann zerschmettert, und der Vater, von dem Walten der Vorsehung gerührt, gibt die Hände der beyden Liebenden in einander. Das heißt doch die Allmacht der Vorsehung mit Gewalt herbeygezogen! Zum Schluß erfreut den Leser eine schöne dänische Obristuniform, roth mit reichem Golde, welche der alte Goos seinem in dänischen Diensten früher gestandenen Sohne von Dänemark ausgewirkt hat, damit er doch bey seiner Rührung nicht die Kränkung habe, den Sohn als Kaufmann am Altar zu erblicken.

Die Wiedertäufer sind ein sehr lebendiges Gemälde der Gräuel und Ausschweifungen dieser wahnsinnigen Sekte zu Münster. Der Verfasser hat die Geschichte, wie sie Sleidan und andere erzählen, getreu benutzt, und die eigentliche Fabel der Erzählung ist, wie sich von selbst versteht, wo die historische Wirklichkeit schon so romanhaft hervortritt, gegen diese gehalten, nur unbedeutend und gibt nur den leitenden Faden Dieß wollen wir bey Gemälden dieser Art nicht tadeln. Die Wiedertäufer sind in der Geschichte selbst eine so phantastische Erscheinung, daß die Kunst hier weiter nichts zu thun vermochte. Aber, fragt es sich, gehören dergleichen Gegenstände überhaupt vor die Poesie? — Ein wilder Kampf zweyer verkehrten Geistesrichtungen, von denen jede die andere bekämpft, bildet zwar ein unerschöpfliches Thema für die Dichtung. Hier kann sie ihr Studium des Menschen gebrauchen, um Gestalten voller inneren Wahrheit, und doch von abschreckend fürchterlicher Erscheinung in ihrem Wahne hinzustellen. Aber Schwärmer, wie die Wiedertäufer, sind selbst unter den Ausgeburten des Wahnsinns ein Auswuchs, eine Karrikatur des menschlichen Treibens. Jedenfalls ist es des Dichters Aufgabe möglichst geistig durch Hervorhebung der innern Motive

und eine geschickte Entwickelung, wie der Wahn in seiner Einseitigkeit sich immer weiter steigern müsse, eine Stufenleiter desselben hinzustellen, welche warnend vor einseitigem Treiben zurückschreckt. Van der Velde hat zwar in den verkehrten Gestalten des Priesters Matthäus, in dem Knipper Dolling, Johann von Leiden und dem Trikoschierer furchtbare Unholde aufgestellt, deren einer immer schlechter und verkehrter als der andere ist; es ist aber mehr ihre äußere Erscheinung, die er uns hinmalt, als daß er ihre geistige Entwickelung, die Möglichkeit zeigt, wie solche Unthiere sich bilden können. Zwar kann es nicht im Allgemeinen die Aufgabe der Poesie seyn, eine psychologische Geistesentwickelung zu geben; bey Erscheinungen, wie die der Wiedertäufer, wird es aber nothwendige Bedingung; da jene Unholde, in ihrer äußern Erscheinung genommen, nur Fratzen sind, welche für den Augenblick in ihrer fürchterlichen Neuheit die Aufmerksamkeit an sich ziehn, aber eben so wenig, als die schrecklichsten Götzenbilder der Mexikaner einen irgend dauernden Eindruck zurück lassen. Hierzu kommt, daß der Verfasser wohl oft mit allzu großer Selbstgefälligkeit die lüsternen Momente gemalt hat, und eine Sinnlichkeit durch das ganze Buch vorwaltet, welche es reine Gemüther mit Schaudern zurücklegen läßt.

Die Malteser schließen sich als charakterisirendes Sittengemälde den drey genannten: die Patricier, Lichtensteiner und Wiedertäufer an. Man findet darin die Insel Malta sehr getreu nach verschiedenen Reiseberichten wieder gemalt; eben so die Kleidung der Ordensritter und die Ceremonie der Weihe eines Novizen so bis ins kleinste Detail beschrieben, daß wir ganze Seiten der Beschreibung im Original zu lesen vermeinen, aus denen der Verfasser die Kenntniß geschöpft, mit welcher er nicht karg zurückgehalten hat. Aber trotz dieser genauen Malerey, trotz dem südlichen Klima, trotz den halsbrechenden Kämpfen der Kreuzesritter mit den noch von der alten Eroberungswuth befeuerten Muselmännern, läßt die Erzählung kalt, und weder ein Moment der Handlung, noch irgend ein Gemälde, von welcher Beschaffenheit es auch wäre, tritt lebendig vor uns hin, oder vermöchte auch nur, uns zu einer Theilnahme zu erwärmen. Wie die Lichtensteiner in drey abgesonderte Handlungen, so zerfällt diese Erzählung in zwey dergleichen. Die erste zeigt uns den beliebten aufbrausenden Tugendhelden, wie er kaum mit einer Empfehlung, fast nur auf sein schönes Gesicht sich berufend, auf Malta landet, die Herzen aller Bessern im Augenblicke gewinnt, und eben so die Hämischen sich zu Feinden macht. Aus dem Duell mit einem aufbrausenden Franzosen, rettet ihn die plötzliche Erscheinung einer wunderschönen Himmelsbraut, die er im Mo-

mehr liebt und für die er die sich von dergleichen Helden von selbst verstehenden Heldenthaten ausübt, sie auch in einem entsetzlichen Gefechte mit den Barbaresken zur Ehre des Ordens aus den Händen der Ungläubigen errettet. So stark und ideal auch diese Liebe ist, und wie sehr sie auch von der andern Seite erwiedert wird, so siegt doch bey beyden Theilen das Pflichtgefühl; die Nonne stirbt, wenn wir nicht irren, völlig entsagend, und der junge Knappe läßt sich zum Ordensritter weihen. Damit ist aber erst die kleinste Hälfte des Buches beseitigt, alle hochtragische Anlage, so gewaltsam sie auch angebracht worden, ist umsonst gewesen, und Dichter und Leser müssen nach neuen Elementen suchen, um das Interesse von neuem zu heben. Diese finden sich bald. Der neue Ordensritter wird, ich glaube, nach Cypern abgeschickt, dort einer von den Türken belagerten Festung Entsatz zu bringen. Statt dessen verliebt er sich aber in eine junge schöne Griechin, und rettet sie und wird gerettet aus allerley erschrecklichen Fährlichkeiten. Die ganze Scene hat sich natürlich verlegt in das glückselige und unglückselige Leben der Inselgriechen; wir sind Zuschauer von dem Despotismus der Unterbeamten, Agas, Paschas, hinauf bis zu dem der Regenten in Stambul; sehen, wie jeder den Untergebenen drückt, um sich von dem Drucke seines unmittelbaren Obern zu erholen, wobey es denn natürlich ist, daß die Griechen, welche unter dem untersten Muselmann stehen, den ganzen Druck dieser drückenden Säule empfinden. Alles dieß war zu erwarten; daß uns aber die griechischen Damen und Herren bey einem von den Türken besuchten Festgelage von dem Streit über die Unität oder Pluralität Homers unterhalten, und Van der Velde die Gelegenheit ergreifen würde, seinen Unglauben und Widerwillen gegen des großen Wolf scharfsinnige Forschungen auszusprechen: wer hätte das hier vermuthen sollen? Für die schöne Diana leistet der Ritter natürlich Wunderdinge; er rettet den Orden aus einer furchtbaren Gefahr, wofür ihm dann die Belohnung wird, vom Papste die Freysprechung von seinem Gelübde und vom Großmeister die Hand der schönen Griechin nebst dem Patent als Obrist und Regimentschef zu erhalten. Der Großmeister ist natürlich, wie man dieß schon von Anfang an vermuthen muß, sowohl sein Vater, als auch Vater seines tückischen, zügellosen Feindes, welcher kraft und vermöge dieses Charakters nur von orientalischer Abkunft, mütterlicher Seits wie sich versteht, seyn kann. Die Reue des Alten, und die Bestrafung und Belohnung, welche er in dem sich widerstrebenden Charakter der beyden Söhne findet, erinnert, aber nicht gerade zum Vortheil der Malteser, an Fouqués Zauberring. Am meisten Poesie verrathen die glühenden Liebesbriefe der Sultanin

an den Großmeister, welche uns nachträglich, und im Gegensatz zu den edlen Klagen der von ihm getäuschten deutschen Frau, zur Aufklärung der frühern Ereignisse vorgelegt werden. Das orientalische Kolorit ist dem Verfasser dieß Mal echt aufzutragen gelungen.

Die Eroberung von Mexiko ist, dem Umfange nach, Van der Veldes größte Arbeit; dem Inhalte nach kann man sie seine reinste und nützlichste nennen. Die Eroberung dieses ungeheuern, mächtigen und kultivirten Reiches durch eine Handvoll Abenteurer ist selbst ein Roman in der Geschichte, und auch wer dem ernsten Studium ganz abgeneigt ist, kann nicht ohne Interesse die unausgeschmückte Erzählung dieser kühnen Unternehmung lesen. Ja, die Geschichte ist an sich so wunderbar und großartig, daß alles, was dichterische Erfindung zur sogenannten Ausschmückung hinzuthun kann, im Gegensatz zu der Wirklichkeit nur dürftig erscheint. So geht es auch mit Van der Veldes Erzählung in drey Bänden. Von der Größe und Wunderbarkeit der Geschichte überwältigt, hat er im Ganzen sich damit begnügt, in seinem Romane jene wieder zu erzählen, und nur leichthin die Liebesgeschichte eines spanischen Ritters mit der Tochter des Statthalters Valesquez einzuverweben. Bey der erworbenen Fertigkeit, sich auf einander drängende Fakta anmuthig wieder zu erzahlen, mußte ihm jene Arbeit leicht von der Hand gehen, und man liest mit Vergnügen in dem Romane historisch getreu alle Hauptbegebenheiten wieder erzählt, welche von der Abfahrt Ferdinand Cortez bis nach der wirklichen Eroberung der Stadt Mexiko und bis zum Tode des letzten Königs sich zugetragen haben. Wo er aber die Geschichte durch seine Erfindung verschönern will, kommt es oft lächerlich heraus, und erhöht auf keinen Fall das Interesse der Sache. So ist die Verkleidung der Geliebten, welche den Juan als Mohrenknabe begleitet, wenig motivirt, und die Begebenheit ist zu verbraucht, um irgend, noch dazu, da wir von Anfang an ahnen können, wie es sich verhält, mehr zu interessiren. Des gefesselten Juan Kampf um Leben und Tod auf dem Opfersteine mit den sechs riesigen Hauptleuten ist nicht großartig, weil der Sieg allzu unnatürlich nur durch den Willen des Dichters herbeygeführt wird. Der Zank der indischen und der spanischen Geliebten und die Selbstvergiftung der ersteren erscheint endlich, wie viel Gewicht der Verfasser auch darauf legen mag, klein und unbedeutend, wenn man des großen Montezuma Tod — eine fürchterlich tragische Situation — Guatimozias Gefangennahme, seine Leiden und seinen Heldenmuth auf der Folter, ja auch nur das großartige Benehmen des verhungernden Ministers

bey der Gesandtschaft an Cortez eben gelesen hat! — Welche Momente liegen aber noch in dem Heldenkampfe der Tlaskalaner gegen die Spanier, in ihrer endlichen Unterwerfung, in dem Enthusiasmus, mit welchem die Befreyten den großen Sieger aufnehmen und der spätern treuen Ergebenheit dieses edlen Bergvolkes gegen ihre Ueberwinder! Welch ein Held ist Cortez bey allen seinen Fehlern! wie muß uns die Bewunderung über den Unerschrockenen erfüllen, wenn wir seinen Kampf mit dem neidischen Narvaez lesen, dessen glückliches Gelingen an das Wunderbare gränzt; wenn wir sehen, wie er die tausendfache Meuterey in seinem Heere zu dämpfen weiß; wie er nach einer Nacht, als die entsetzliche des Rückzuges aus Mexiko, noch Muth behält, und, fast allein durch seine Persönlichkeit und sein Heldenansehen unter den Tlaskalanern, das wankende Unternehmen wieder aufhebt. Uns dünkt, wer so etwas liest, und wer selbst daran geht und vermag diese Thaten glücklich wieder zu erzählen, dem sollten bey der staunenden Bewunderung von der Größe des Mannes alle Gedanken vergehn, diesen Helden nach eigenem Gutdünken noch größer machen und seine Schwächen korrigiren zu wollen. Aber Van der Velde konnte dieß nicht unterlassen, um seinen beliebten Helden, der hier in der Rolle des Juan auftritt, auf beliebte Weise hervorzuheben. So sehen wir zwar Cortez im Anfange des Riesenunternehmens immer dem zwanzigjährigen Juan überlegen, und wenn dieser auch im enthusiastischen Wahrheitseifer die schlauen Plane des Feldherrn aus besten Kräften und unverhohlen tadelt, so gewinnt Cortez doch immer wieder das Oberwasser, und der junge Enthusiast wird nicht selten durch den erfahrnen Helden recht erfreulich zurecht gewiesen Zum Schlusse indessen hielt sich der Dichter für verpflichtet, seiner eigenen Neigung, zur Belohnung für so lange Enthaltsamkeit, nachzugeben, und Juan hat mehrere Male die Freude, den würdigen Mann bey seinen Fehltritten aus vollem Herzen zu strafen. So sehen wir ihn, nachdem Cortez nachgelassen, den unglücklichen Guatimozia zu foltern, mit einigen wenigen Kernworten das Gewissen des Feldherrn dermaßen bestürmen, daß dieser kleinlaut wird, sich schämt und spornstracks in die Folterkammer läuft, um den leidenden König zu befreyen. Auch zum Schlusse noch, muß der gekränkte Vizekönig ein peinliches Verhör von Juan aushalten, und als er bekannt — eine wirkliche Frevelthat — den Guatimozia vor einiger Zeit auf leichten Verdacht hingerichtet zu haben, straft ihn sein Kriegsschüler und junger Freund sogleich mit seiner Verachtung; er wendet sich von dem alternden reuigen Helden, erklärt ihm, daß er nichts mehr mit ihm könne zu thun haben, und reiset ab! —

Interessant war es uns in Beziehung, nicht auf Van der Veldes Erzählung, sondern auf die wirkliche, vor dreyhundert Jahren erfolgte Eroberung des Mexikanischen Staates und die seitdem theilweise Statt gehabte Ausrottung des Volkes, in dem kürzlich erschienenen Reiseberichte des Engländers Bullock nach Mexiko, die merkwürdige Notiz zu lesen, daß unter den indianischen Dorfbewohnern, trotz des dreyhundertjährigen Christenthums, und obgleich die Indianer gar keine politische Existenz mehr besitzen, doch noch nicht das Andenken an die alte Macht, und noch weniger an den alten fürchterlichen Götzendienst verschwunden ist. So ließ Bullock das scheußliche Bildniß der alten mexikanischen Kriegesgöttin ausgraben, um es abzuformen. Die Indianer standen in wehmüthiger Betrachtung umher, und nach der ersten Nacht fand man es mit Blumenkränzen umwunden. Ein alter Indianer meinte, die Spanier hätten ihnen zwar drey sehr gute Götter gebracht, sie hätten ihnen aber auch immer noch dazu ein Paar von ihren alten lassen können. Uebrigens erinnern diese Indianer in ihren milden, freundlichen Sitten wenig an ihre kriegerischen und blutdürstigen Ahnen.

Arred Gyllenstierna wird von Vielen als der beste Roman des Verf. angepriesen. Hätte er nur den ersten Theil geschrieben, so könnte man ihm dieß bedingte Lob zugestehen. Der zweyte führt uns jedoch in alle Irrwege, in die Van der Velde und je ein nach Seltsamkeit haschender Autor geriethen, gewaltsam zurück, in deren Irrgarten man zu leicht das Gute des ersten Theiles wieder vergißt.

Karl XII. Charakter und letzte Schicksale, so wie eine Reisebescheibung von Schweden, haben den Autor zur Komponirung dieser Erzählung angeregt. Nach den beyden Themen zerfällt auch gewohntermaßen die Fabel der Geschichte, und »Karl XII.« könnte füglich der erste, so wie »Sittenschilderungen u. s. w. und merkwürdige Vorfallenheiten im nördlichen Schweden« der zweyte Theil benannt werden.

Bey der Dichtung des ersten Theiles hat dem Autor unverkennbar Walter Scotts Manier, berühmte historische Personen zu behandeln, vorgeschwebt, und wenn es ihm auch nicht wie diesem Meister gelungen ist, seinen Karl XII. charakteristisch und doch zugleich in seiner menschlichen Sphäre lebendig darzustellen, so müssen wir doch den Fleiß achten, mit dem er es vermocht, den kühnen Schwedenkönig wenigstens anschaulich in seiner Individualität uns vorzumalen, wenn man gleich die künstlerischen Züge vermißt, welche das Schroffe unbemerkt ausgleichen und die eben nur in der Hand des Meisters ruhen. Karls XII. Charakter ist höchst poetisch; seine letzten Schicksale bis zu seinem

dunkeln Ende lassen der dichterischen Vermuthung freyen Spielraum; dennoch hat Van der Velde wenig mehr hinzugethan, als solche Vermuthungen, welche die Geschichte auch als halb begründet aufstellt. Er hat es zugleich verstanden, für den unglücklichen Verblendeten zu interessiren, und die letzten Momente seines Lebens mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit hinzustellen, wie man sie anderwärts bey ihm selten findet. Das Gemälde des traurigen Winters, die erstarrte Natur, alles harmonirt mit den Ereignissen. Politisch dagegen hat er offenbar Partey für seinen Helden genommen. Mag der Reichsrath, der, von Karl XII. unterdrückt, heimlich gegen ihn operirte, und späterhin eine so bedeutende Stellung in der schwedischen Regierung einnahm, dazumal aus noch so egoistischen Mitgliedern bestanden, und späterhin noch so despotisch und rachsüchtig gewüthet haben, so ist doch nicht leicht eine Partey, die zu einer ähnlichen Macht und Popularität gelangt, so ganz von allem Rechte — wenigstens nicht von dem Scheine des Rechtes verlassen, als Van der Velde diese aristokratische Korporation darstellt. Aus Liebe zu seinem eigenmächtigen Helden schildert er sämmtliche Reichsräthe als die abgefeimtesten Bösewichter, und das große Komplott zum Sturze des Helden scheint sich über eine große Anzahl der ersten Personen auszudehnen. Er ist so weit gegangen, daß er nicht einen einzigen edlen und wirklich von der Rechtlichkeit seiner Sache überzeugten Mann das Wort seiner Partey führen läßt, sondern vom ersten bis zum untersten, Jedem ehrgeizige, geldgierige oder rachsüchtige Nebenzwecke andichtet. Unter dieser parteysüchtigen Auffassung verliert natürlich die objektive Darstellung, und wie lebendig auch die gerichtliche Procedur gegen den unglücklichen Minister Karls, dessen ganzes Verbrechen es ist, daß er kein geborner Schwede war, geschildert wird, wie sehr man sich auch für den trefflichen Mann und den edlen Vater der liebenswürdigen Tochter interessirt, so kann man sich doch dabey der unwillkürlichen Vermuthung nicht erwehren, daß doch etwas mehr Recht auf Seiten der Gegner müsse gewesen seyn, weil der blinde Haß des aufbrausenden Dichters gegen sie, auf jeder Seite hervorblickt.

Der Held, obgleich der gewöhnliche seiner Anlage nach, tritt doch in dieser Erzählung kräftiger auf als sonst. Er vollführt zwar nicht solche Wunderdinge, wie Van der Veldes isländische und mexikanische Helden, aber er handelt mehr, und zeigt sich in diesen Handlungen als ein so echter Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, und als Verehrer des Großen, daß man es ihm wohl zu Gute halten kann, wenn er mitunter, wie seine Brüder in den andern Erzählungen, über die Gebühr vorlaut mit seinen

Meinungen wird. Der Schluß des ersten Theiles ist rührend. Das bittere Schicksal trennt ihn auf immer von seiner Geliebten, nachdem alle seine Anstrengungen es nicht vermocht, die Hinrichtung ihres Vaters zu hintertreiben, und er nimmt mit sich in die Wüsten des Nordens die schmerzliche Erinnerung an zwey dem Leben gewaltsam entrissene große Männer und eine Braut, die das herbste Loos von ihm geschieden. Wenn es hier endete, wäre Arred Gyllenstierna ein gutes Buch zu nennen.

Der zweyte Theil aber führt den traurenden Arred hinauf in den höchsten Norden, bis über Torneo hinaus. Lappen und Finnen, die nie untergehende Sonne und die furchtbaren Bergwerke des nördlichen Schwedens müssen dem Romane hier Interesse verleihen. Auf der Nordlandsburg seines Oheims tritt ihm ein schönes Mannweib in seiner Kousine entgegen, das ihn nicht liebt und doch liebt. Um dem Ganzen aber das höchste Interesse einer romanhaften Kompilation zu geben, rivalisiren auf jener starren Eisburg mit dem kühnen Nordlandsritter ein französischer Fant, der zugleich ein Bösewicht ist, und Karl den XII. ums Leben gebracht hat, und ein finsterer Schotte. Dieser ist früher Flibustier gewesen, nahrungslos in Schweden nach des Königs Tode geblieben und endlich in dem armen, starren, nördlichen Schweden ein so furchtbarer Räuberhauptmann geworden, als es nur die Kinder des Nebels jemals in seinem Vaterlande waren. Er entführt die hohe Nordlandsjungfrau dem klagenden Vater; sein Raubnest — eine hohe unzugängliche Burg! — wird aber erstiegen, alles niedergemetzelt, er nur mit seinem Weibe gefangen. Als sein Todesurtheil im Wege der Gnade dahin umgeändert wird, daß er in den Bergwerken arbeiten muß, folgt ihm sein Weib da hinunter, stirbt aber, nachdem der eifersüchtige Franzose sich mit dem Schotten freywillig in die Luft gesprengt hat. Des Wunderbaren ist damit noch nicht genug. Arred adoptirt das Kind seiner geliebten Kousine, verliert im Kriege mit Rußland einen Arm, zieht aber doch nach langen Jahren nach Deutschland, wo er seine geliebte Georgine als die Witwe eines Reichskammergerichts = Assessors noch immer, trotz ihres hohen Alters, schön findet, sie heirathet, und zugleich seinen Adoptivsohn die Tochter der alten Braut beirathen läßt. Das Letztere nämlich scheint sich im Verlauf weniger Minuten zuzutragen. Es scheint zuweilen, als sey ihm die Geduld ausgegangen, nüchtern und besonnen angelegte Erzählungen auf dieselbe Weise zu Ende zu bringen, und als habe er nur geeilt, wunderbare und unnatürliche Ereignisse zusammen zu häufen, um damit die Anforderungen des Lesers zu beschwichtigen.

Neben dem gewöhnlichen Helden liebt Van der Velde, wie schon oben bemerkt worden, im Gegensatz zu demselben, einen albernen spaßhaften Geck einzuführen, der bey jeder edlen Handlung des Helden ihm durch eine thörige Aeußerung oder That zur Folie dienen muß. Hier ist, so wie der Held edler gerathen, auch Obrist Megent fester gezeichnet, wie es sich von einem Bösewicht, der einen König ermorden kann, von selbst versteht. Dagegen ist der schottische Räuber Mac Donalbain ein so gewöhnlicher Schurke, daß man weder begreift, wie das männliche Weib sich in ihn verlieben, noch er in seiner geistlosen Seele eine so romantische Neigung zu ihr fassen konnte.

Man wird an den obigen Ausführungen genug haben, und nicht verlangen auf gleiche Weise umständlich sämmtliche Erzählungen Van der Veldes berührt zu finden. Wir erwähnen nur noch des böhmischen Mägdekrieges und des Hofes der Königin Christine, um zum Schluß bey seinem Liebhabertheater, wo der Autor in einer ganz fremden Gattung aufzutreten scheint, etwas länger zu verweilen. Auf den böhmischen Mägdekrieg findet das zum Theil Anwendung, was wir bey des Verf. Guido und der Trude Hiorka bemerkten. Er verstand nicht das Mythische zu behandeln, und das Phantastische lag ganz außerhalb seiner Sphäre. Die böhmischen Sagen der Vorzeit, namentlich die aus dem zauberhaften Zeitalter der Libussa, erfordern einen poetischen Erzähler, um nicht an innerem Werthe zu verlieren. Schon bey Musäus war es zweifelhaft, ob seine Libussa nicht der sagenhaften nachstehen müsse, Van der Velde hat sich aber an eine Fortsetzung jener Mythe gewagt, welche an die phantastisch wunderbarsten Mährchen der Alten erinnert, die noch viel weniger mit den halb natürlichen Alltagsmenschen seiner Poesie harmoniren können, als die Gestalten des Mittelalters. Ueberdieß treten allzu viel sinnlich rohe Züge hervor. Die Königin Christine und ihr Hof ist eine sehr beliebte Erzählung geworden, und verdient auch zum Theil es zu seyn, da mehrere äußere Züge aus dem geselligen Leben jener Zeiten mit vieler Genauigkeit abgeschildert sind, und dieses gesellige Leben selbst voller Seltsamkeiten ist, die ein gewisses Interesse der Neugier erregen. Aber es fehlt das höhere Interesse der Poesie und das in sich frische Leben. Die Königin Christine ist endlich eine so bedeutende historische Person, und in der Geschichte selbst schon mit so manchen Schwächen auftretend, daß es eines Dichters Pflicht ist, eher diese zu erklären, oder gegen die allzeit fertige Verleumdung und Anschwärzung die Vertheidigung der Todten zu übernehmen, als ihre Schuldenlast aus der eigenen Phantasie nach zu vergrößern. Der Autor läßt dagegen die wun-

derbare Königin so sinnlich gemein auftreten, als wäre es jede andere Person, die er beliebig zu seinen Erzählungen erfunden. Die Gesandtschaftsreise nach China trägt allzusehr die Spuren einer ausgehenden physischen Kraft, und großer Eile, um zum Schluß zu kommen, an sich, als daß man ihre Mängel dem schaffenden Autor selbst anrechnen sollte.

Das Liebhabertheater wird als eine besonders interessante und gelungene Erzählung gerühmt. Sie hat auch wirklich viele gute Seiten und eine gewisse Vollendung in sich, die mehreren ihrer Schwestern abgehen. Für den Beobachter der ganzen Thätigkeit des Autors ist sie jedoch von einem noch größern Interesse, indem sie ein Licht über seine sämmtlichen Arbeiten verbreitet. Wir sehen einen Kreis des kleinstädtischen Lebens in voller Thätigkeit und Bewegung. Alle die kleinen Reibungen, welche als Klätschereyen und diminutive Intriguen im Verkehr einer kleinen Stadt zur Belustigung des ruhigen Zuschauers zum Vorschein kommen, sind in diesem Gemälde trefflich abkonterfeyt. Alle Personen sind wahr und natürlich in ihren beschränkten Sphären und um den Kotzebue dreht sich die ganze Bildung, wie auch die agirenden Personen eigentlich aus den Kotzebue'schen Stücken sich in das Städtchen retirirt zu haben scheinen. Da sehen wir den gutherzigen alten Polterer, als reichen Mann, voller Eigenheiten, der von kleinen Fehlern aufs äußerste gereizt werden kann, übrigens von Wohlwollen durchdrungen ist und alle Welt liebt; die intrigante Schönheit, welche in den Herbstmonaten ihrer Blüte alle – auch unweibliche — Anstrengungen macht, glänzende Anbeter und einen gutversorgten Ehemann sich zu erobern; einen faden Windbeutel, der sein Glück verscherzt, indem er allzu unbeweglich in seiner Maske verharrt; die verschiedenen Ausgaben der geschwätzigen und scheelsüchtigen Muhmen; tyrannisirte Ehemänner; heirathssüchtige Mädchen; eine Geliebte, wie man sie häufig findet, und einen Geliebten, der als Intrigant Herkulesarbeiten verrichten muß, um das Jawort zu erringen u. s. w. Es ist natürlich, daß die Leute auch nur Kotzebuisch denken können, da dieser ihr Vater ist. So ist denn der Disput zwischen dem faden Göthianer, Hrn. v Breuß, und dem puritanischen Schillerianer, dem Korrektor, im Kotzebue'schen Geiste ganz trefflich geführt, und auch der für Schiller im Namen des Autors den Ausschlag gebende Referendarius Wesje kann nicht anders sprechen, als er es eben thut. Wir würden auch nichts dagegen einwenden können, weder gegen die Art der Streitführung, noch gegen das Resultat, wenn nicht Van der Veldes Schriften in gewissen Kreisen eine solche Popularität erhalten hätten, daß seine Urtheile als Wahrheitssprüche gälten. In

sofern kann der Autor sogar verderblich gewirkt haben; denn wenn unser erster Dichter, der unerreichte Göthe, keinen bessern Wortführer als die alberne Karrikatur des Hrn. v. Breuß erhält, so möchte es bey Van der Veldes Verehrern schlecht um die Erkenntniß seiner Werke stehen, selbst wenn ein Referendarius Wespe es über sich nimmt, den großen Mann wegen seiner Schwächen zu entschuldigen

Abgesehn hievon, läßt sich jedoch gegen dieses kleinstädtische Leben nichts einwenden; es ist in sich ein vollkommenes Gemälde, zu dessen Anfertigung Van der Velde mit dem Material ganz vertraut war. Allein diese kleinstädtischen Personen, mit ihren beschränkten Ansichten und ihrem kleinlichen Treiben, führt der Autor leider aus der Gegenwart in die graue Vorwelt, von den schlesischen Provinzialstädten, in denen er heimisch war, bis nach Island, Mexiko, selbst nach China hinüber. Nur die Kleider und Namen tauschen sie; sonst bleiben alle seine Heldinnen gute schlesi'che Mädchen, und die Männer dieselben, wie sie ihm in seinem Geschäftsverkehr aufstießen. Auch die großen historischen Weiber gefallen sich an dem kleinstädtischen Kokettiren, und die Männer gleichen den Honoratioren der Provinzialstädte, welche in Sonntagsröcken um den Billardtisch des Gasthofes versammelt, besonders wenn die Postkutsche aus der Residenz davor still hält, ihre ganze Gelehrsamkeit mit dem in der Woche gesammelten Krämerstolz zur Schau tragen. So imposante Personen auch bey dieser Gelegenheit zum Vorschein gebracht werden, dürfte aber doch jener eigentliche wahrheitsliebende Held, ohne Fehl und Tadel, auch in den Provinzialstädten fehlen. Diese Helden mußte Van der Velde daher sich allein erfinden und mit eigenen Kräften ausstatten. Unsere Meinung über diese Phantome ist oben niedergelegt worden. Aber, wäre es auch nur dieses Umstandes wegen, so zeichnet sich doch das Liebhabertheater vor allen andern Erzählungen aus; denn der Held ist kein Phantom, sondern ein wirklicher Mensch, ein solcher Intrigant und liebenswürdiger Kourmacher, wie er sich hier und dort vorfindet, und in kleinen Städten das Herz aller Schönen entzündet. Ja es scheint, als habe sich der Verfasser einmal bey diesem Helden für die übermäßige Tugend und Wahrheitsliebe seiner sämmtlichen Helden erholen wollen, indem Wespes ganze Rolle ein Biegen, Schleichen, Wenden, ja sogar ein Lügen nicht feiner Art ist. So erscheint sein Spiel, um die abtrünnige Laura willig für die Uebernahme der Miranda-Rolle zu gewinnen, allzu unedel. So durfte ein rechtlicher Mann, der Wespe doch seyn soll, auch um die Geliebte zu gewinnen, nicht handeln, und der Autor hat sein Versehen selbst erkannt, indem er zur Entschuldigung für den

Betrug seines Helden die verlassene Schöne nachher so gemein werden läßt, daß sie der Amtsrath billig sofort von der Bühne verweisen mußte. Diese Laura ist überhaupt die schwache Partie der Erzählung. Die Intrigue, durch welche die Postmeisterin und ihr Mann gewonnen werden, ist natürlich und belustigend; die, um den Senior zu hintergehen, dagegen grob und unwahrscheinlich; das Mittel, den lästigen Nebenbuhler aus der Rolle des Bayard und aus dem Herzen des Vaters der Geliebten fortzuschaffen, ist endlich zwar natürlich, aber nicht fein. Auch die Grundanlage des Stückes, daß der gutherzige Alte den Helden bitter haßt, weil er als Anwalt seines Gegners eine witzige Deduktion gegen ihn geschrieben, und es nun des jungen Mannes Aufgabe ist, durch Intriguen und Anstrengungen das Herz des künftigen Schwiegervaters zu gewinnen, ist sehr gut. Die durchgehenden Theatralia, bestehend in der Vorbereitung zur Aufführung des Bayard, und in der endlich glücklich erfolgten Darstellung, sind mit Geschick und Laune gearbeitet, und der Leser möchte dem Urtheil des Assessors Walther, wenn er ausruft: Seine Töchter auf keinem Liebhaber-Theater zulassen zu wollen, gern beystimmen.

Die mannigfachen Vorzüge des Verschiedenen haben wir schon früher zusammengestellt, und bey den einzelnen Erzählungen hervorgehoben. Seine Verdienste werden auch bey denen, welche der strengen Ansicht des Ref. beypflichten müssen, das Angedenken des fleißigen und in seinem Privatcharakter liebenswürdigen Schriftstellers lebend erhalten.

Art. II. Geschichte der Religion Jesu Christi durch F. L. Grafen zu Stolberg, fortgesetzt durch F. v. Kerz. 17. Band. (Erster Band der Fortsetzung.)

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß sich die Reihe der Namen und bessern Talente mehret, sowohl auf dem Gebiete der Geschichte, als der philosophischen Bestrebungen — welche im deutschen Vaterlande sich dem hohen Ziele widmen, dem Einklange zwischen dem göttlichen Glauben und der besten menschlichen Wissenschaft nachzuforschen, und denselben mehr und mehr fühlbar zu machen. Neu kann zwar ein solches Bestreben nicht seyn, wohl aber erblühn und reifen im Wandel der Jahrhunderte und Nationen neue Früchte am Baume der ewigen Erkenntniß; und was unbefangenes und redliches Suchen nach Wahrheit, wenn auch in vielfacher Getheiltheit, gewonnen hatte, erweitert, nachdem es sich geordnet und gestaltet hat, im Glanze eines höhern Lichtes, das Reich der ungetheilten Wahrheit.

Den Weg zu einem solchen Ziele mit einiger Bestimmtheit abzusehen, scheint besonders in den historischen Wissenschaften nicht allzu schwierig. Man begreift, wie die Erbschaft der Jahrhunderte, der Austausch der Nationen, das Totalergebniß abgelaufener Epochen der Weltgeschichte, das Hervortreten historischer Zeugnisse aus verbergendem Dunkel, die fortschreitenden Entdeckungen endlich in Natur-, Länder- und Völkerkunde, von Zeitraum zu Zeitraum, den Inhalt der Weltgeschichte ausdehnen, und imposanter gestalten, und wie das Zeugniß, welches sie von dem höchsten Urheber, Gesetzgeber und Lenker der menschlichen Dinge ablegt, vollständiger, mächtiger, und so zu sagen allbeherrschend werden kann.

Die Geschichte der wahren Religion vor der Geburt des Heilandes mußte neue Bestätigung und neues Licht erhalten, aus der rückwärts forschenden Aufdeckung der uralten Vorzeit, und deutlicherer Kunde von ihren religiösen Ueberlieferungen. Was die Lehrer der ersten Jahrhunderte aus der Vergleichung des griechischen und römischen Alterthums mit den christlichen Lehren zu begründen wußten, dürfte bey weiter dringenden Vorarbeiten aus den Tiefen orientalischer Ueberlieferung und Weisheit, ja aus den neuern Erforschungen der Griechen- und Römerwelt selbst zum Theil in anderen Massen und Formen noch siegreicher und lichtvoller sich darstellen. Und die Geschichte der Religion seit der Geburt Christi, wird sie nicht aus der genauer eindringenden, kühneren und mehrseitigen Erforschung und Aufdeckung der europäischen Geschichte immer neue Aufschlüsse und Zeugnisse erhalten? — Das jetzt sich vielfach zeigende löbliche Bestreben, die in den Archiven unbenutzt ruhenden Dokumente und Zeugnisse für abgelaufene Zeitabschnitte der neueren Geschichte, der Vergessenheit und gänzlichen Vernichtung zu entreißen, läßt sich zwar unter mehr als einem Gesichtspunkt als nutzreich betrachten; einer der wichtigsten ist indeß unstreitig auch der, daß die neuere christliche Geschichtkunde in Folge eines solchen Bestrebens an Gründlichkeit und Vollständigkeit gewinnen wird.

Die kurze Erwähnung des angedeuteten Zieles einer im Fortgange der Jahrhunderte reifer entwickelten, und von einem belebenden Lichte mehr und mehr durchdrungenen christlichen Geschichte dürfte hier genügen. Faßt man ein solches Ziel ins Auge, so erscheinen alle hierhin gehörenden wirklich gediegenen Leistungen in ihrer wahren Wichtigkeit und vollen Bedeutung. — Die Größe der Aufgabe ist aber ebenfalls ganz geeignet, jeden, der zu Lösung derselben beytragen möchte, nicht nur eine bescheidene Prüfung seiner Kräfte, sondern auch selbst, wenn dieselben Vortreffliches erwarten ließen, eine anspruchlose, und gewisser Maßen

schüchterne Anwendung derselben anzurathen, und beym Betreten einer Bahn, die große Vorgänger geebnet, wenn auch nicht Mißtrauen in das eigene Vermögen, doch alle rücksichtsvolle Bescheidenheit und behutsame Mäßigung einzuflößen.

Das Werk, als dessen unmittelbare Fortsetzung sich das vorliegende ankündigt, ist eine so bleibend wichtige, schöne und außerordentliche Leistung; es enthält in so hohem Maße den Abdruck von der Geisteseigenthümlichkeit seines unsterblichen Verfassers, und das um so mehr, je mehr dieser sich selbst an seinen großen Gegenstand gleichsam zu verlieren wünschte, es trägt in seinen allermeisten Theilen so sehr die Spur eines durch Lebens- und Menschenkenntniß geläuterten Urtheils, eines feinen Gefühls für Grazie und Maß, dabey jenes Adlerblickes des Geistes und jener reichen Empfindung, welche auch den reifsten Werken Stolbergs die Frische jugendlichen Lebens bewahrte — daß wir, aufrichtig gesagt, eine eigentliche Fortsetzung jenes Werkes, nachdem der Tod des Verewigten dasselbe unterbrochen, lieber von Niemanden unternommen gesehen hätten. Sollte es nicht zweckmäßiger gewesen seyn, den Versuch einer Geschichte der Religion von dem Tode des heiligen Augustinus an zu unternehmen, und es dem Erfolge zu überlassen, in welcher Weise dieselbe als Fortsetzung des erwähnten Werkes angesehen werden könne?

Was übrigens diese preiswürdige Leistung selbst betrifft, so wollen wir gleich anfangs nicht verhehlen, daß sie uns noch bedeutend erfreulicher gewesen seyn würde, wenn der Verfasser hier und da bey Darstellung seines Gegenstandes noch mehr zurückgetreten wäre; wenn noch weniger Häufung oder Wiederholung von Beywörtern und Sätzen, wodurch irgend eine geltende Ansicht oder eigene Meinung mit ausgedrückt wird, vorkäme; — wenn das Urtheil an einigen Orten etwas minder abgegränzt, oder schneidend, die manchmal sichtbare Streitfertigkeit etwas weniger hervortretend, und eine zarte Besorgniß, das Maß nirgends, auch nicht in kommentirenden theologisch-moralischen Aussprüchen zu überschreiten, fühlbarer wäre, — wenn mit einem Worte alle Belehrung noch reiner aus dem ins Licht gesetzten Gegenstande lediglich selbst hergeleitet würde. — Wir glauben uns der ins Einzelne gehenden Nachweisung von einer solchen hier und dort durchscheinenden, nach unserem Gefühl immer noch etwas unreifen Schärfe oder mißverstandenen Energie hier enthalten zu dürfen, besonders auch, weil ein solches Unternehmen in allzu feine Erörterungen, und eben darum allzu weit führen müßte, und weil wir uns mit Recht scheuen würden, einer vielleicht hier und dort nicht ganz richtig greifenden Ent-

schiedenheit unserer Seits mit andern entschiedenen Sätzen zu begegnen.

Es möge bey diesem Anlaß erlaubt seyn, eines Mangels zu erwähnen, der nach unserem Gefühl in Schriften, zumal polemisirenden Inhalts, auf katholischer Seite nicht immer vermieden wird, an welchen jedoch das vorliegende Werk mehr nur entfernt erinnert, und in seinen meisten Theilen und dem Hauptinhalte nach wohl ganz davon frey ist. — Die Ueberzeugung nämlich von der unfehlbar besten Sache und von den ganz einleuchtenden Blößen und Fehlern der Gegner dieser Sache wird von manchen Stimmführern unbewußt auch auf Ansichten, Beurtheilungen und Meinungsbestimmungen ausgedehnt, welche ihrem eigenen besondern Geist und Gemüth angehören. Das Allgemeine aber, das Katholische, steht als solches nothwendig dem Besondern, dem bloß Individuellen und Privativen gegenüber, und es entsteht daher leicht in irgend einem Theile der Darstellung ein falscher Schein und eine Quelle von Irrthum, wenn nämlich das Allgemeine als ein Besonderes, oder das Partikuläre als ein Allgemeines dargeboten, und die Gränze verwischt wird, welche beydes aus einander halten soll. — Es fände diese Bemerkung wohl sehr mannigfaltige Anwendung; denn nicht allein da scheint Aehnliches Statt zu finden, wo die Ausbildung vielleicht nicht reif und vielseitig genug, oder das Studium nicht gründlich genug war, um die Gränze des eigenen Könnens und Wissens richtig zu fühlen; — sondern auch im Gegentheile da, wo die eigenthümlichsten, geistreichsten und eingreifendsten Ideen, aber zugleich in solcher Weise mitgetheilt werden, als hätten sie selbst die Unfehlbarkeit und Allgemeingültigkeit der katholischen Wahrheit, als wären sie gleichsam Eins und Dasselbe mit ihr, da sie doch nur im glücklichsten Falle einen Theil derselben enthalten, und die individuelle Ansichtsweise etwa dem Brennglase verglichen werden könnte, aus welchem das Licht der allgemeinen Wahrheit wirksam zurückstrahlt. In beyden Fällen wird diese letztere nicht sorgfältig, wir möchten sagen nicht demüthig genug, in ihrer allgemein gültigen und herrschenden Natur erkannt, sondern vielmehr herabgezogen, eingeschlossen und verengt in den Schranken individueller, sey es nun noch dazu wenig ausgebildeter, oder auch höchst vorzüglicher und glanzvoller Fähigkeiten, deren Glanz jedoch gegen die ganz lautere, göttlich-menschliche Natur der allgemeinen Wahrheit selbst sich nothwendig wie Dämmerung und Färbung verhalten muß.

Wenn die vorliegende Fortsetzung eine Seite haben mag, welche auch noch, wie gesagt, an die hier angedeuteten Mängel erinnert: so ist dagegen die Behandlungsweise im Ganzen aus-

gezeichnet und trefflich zu nennen, und wir freuen uns, nach der vorstehenden Erwähnung, nun um so unumwundener und entschiedener die fast überraschenden Vorzüge des Werkes anerkennen zu können. Die Darstellung ist voll Leben und Gründlichkeit, sie verbreitet über die Hauptgegenstände der geschichtlichen Entwicklung ein reines und starkes Licht; sie erhebt sich gern zur Schilderung der höheren Wege des christlichen Heldenthums und der geistigen Höhen der Religion, und läßt andrerseits die Gestalten der weltlichen Begebenheiten und Dinge in nicht minder sorgfältiger und kräftiger Zeichnung erscheinen. Sie weiß das Göttlich-Gute sowohl, als das Schlechte und Gottlose mit Wahrheit und Leben nach seiner entgegengesetzten Natur zu schildern; dieses indem zugleich die Seele des Lesenden mit einem männlichen Abscheu und mit einem gestärkten Gefühl von der menschlichen Verderbtheit erfüllt wird, jenes aber so, daß eben das höchste Gute bis zur rührenden und wirksam eindringenden Erbauung dem Gemüthe näher gebracht und fühlbar gemacht wird. — Uns erscheint dieses Werk nicht bloß als ein verdienstliches Buch und nützliche Lektüre, sondern auch als eine Bereicherung der vaterländischen Literatur, in der gerechten Voraussetzung, daß dasselbe einen gedeihlichen Fortgang haben werde. Letzteres wird um so rühmlicher der Fall seyn, je mehr der verdiente Verfasser es sich zur Aufgabe setzt, nicht aus einer Wiederholung des Geltenden, oder verstärktem Ausdruck subjektiver Eindrücke, Erfolge bey dem Leser erreichen zu wollen, sondern nur aus frischer und lebendiger Darstellung der Sache, durch Eindringen in den individuellen Charakter der Hauptpersonen und in den besondern Geist der Zeiten and Völker, so wie andererseits durch innige Vertrautheit mit der ächt katholischen, das heißt wahrhaft allgemeinen, allgemein gültigen und nach allen Seiten hin positiven und konservatorischen Natur der göttlichen Werke auf Erden, seiner Erzählung den Charakter einer wahrhaft katholischen, und eben darum von allen bloß subjektiven Schranken und einengenden Hindernissen nach Möglichkeit befreyten Darstellung zu geben.

Eine kurze Inhaltsanzeige dieses Bandes wird dienen, Plan und Anlage des Unternehmers näher zu zeigen, und uns zu einigen wenigen Bemerkungen Anlaß geben. — Derselbe umfaßt den Zeitraum von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus a. 431, bis auf den Tod des Theodosius II. a. 450, also nur von 19 Jahren. In der Einleitung wird die Stellung der Kirche gegen die Irrlehren der ersten Jahrhunderte, und besonders gegen jene des Nestorius, welche Hauptgegenstand in der Kirchengeschichte dieses Zeitabschnittes ist, dargestellt.

»Von dem Augenblicke an,« wird gesagt, »wo bey bebender »Erde und erschüttertem Hause der Geist Gottes über die in der »heiligen Stadt versammelten Apostel sich ausgoß, bis zum Tode »des h. Augustinus, hatten schon acht und achtzig Ketze»reyen in beynahe ununterbrochener Zeitfolge bald mehr bald »weniger die Kirche Gottes verwirrt, und die Wahrheiten ihrer »heiligen Lehre zu trüben gesucht« u. s. w. (I.) — Sodann beginnt der Verfasser mit Erzählung des Konziliums zu Ephesus und besonders eingewebter persönlicher Geschichte und Charakteristik des h. Cyrillus von Alexandrien, des Akazius v. Melitene, des Petrus Parambolus, des Theodoret von Cyrrhus, welchen der Verfasser mit vieler Schonung und Anerkennung behandelt; so wie des Lehrers dieses Letztern, des h. Petrus von Galazien. (II.) — Ankunft des Nestorius zu Ephesus, Darstellung der Art und Weise, wie das einfach erhabene Dogma durch die falschen Sätze desselben entstellt wurde (III.). — Geschichte und Beschlüsse des gesetzlichen und anerkannten Konziliums unter dem Vorsitze des Cyrillus (IV.). — Gegenbemühungen und Umtriebe des Nestorius, gewaltsames und ungerechtes Verfahren des Patriarchen Johannes von Antiochien; Unterdrückung der Väter des wahrhaften Konzils durch die weltlichen Befehlshaber (V. VI). — Auftreten des päbstlichen Legaten, und bemerkenswerthe Anerkennung der Vorrechte des apostolischen Stuhls von allen Seiten und Parteyen (VII). — Spruch der Väter gegen Johannes von Antiochien. (In der Rede des Patriarchen von Jerusalem, Juvenalis, gegen das Betragen des Johannes, wo Rede davon ist, daß die antiochenische Kirche immer von der römischen geleitet worden sey, schlägt der Verfasser vor: Hierosolomitana statt Romana sede zu lesen. Dieß dürfte wohl gegründeten Einwürfen unterliegen. Aus der Stellung, welche die Hauptkirchen gegen einander angenommen hatten, geht eine Leitung des Stuhls von Antiochien durch jene von Jerusalem so wenig hervor, daß eine Behauptung derselben durch Juvenalis, wenn er auch ehrgeizige Plane haben mochte, im versammelten Konzilium nicht angenommen werden dürfte. — Dagegen scheint die Leitung jenes Stuhls durch den römischen ganz den Verhältnissen gemäß. Der Verfasser stößt sich daran, *daß ja alle Kirchen dem römischen Stuhle untergeordnet gewesen.* Es ist aber die Thatsache, daß insbesondere die beyden *orientalischen* Hauptkirchen, die von Alexandrien und Antiochien, demselben untergeordnet waren, besonders wenn *man auf* den Grund, sowohl ihres eigenen hohen Vorranges, *als ihrer* Unterordnung unter Rom zurückgeht — mit der That-

sache jener allgemeinen Unterordnung aufs Genaueste verwandt, ja wohl mit ihr im Grunde eines und dasselbe *).

Schwankendes Benehmen des Theodosius II. mit eingewebter Erzählung vom heiligen Abte Dalmatius. Bewegungen am Hoflager (IX. X. XI.) — Fernere Beschlüsse des Konzils, namentlich gegen ein, aus den Schriften Theodors von Mopsuestia gezogenes Glaubensbekenntniß, von welchem Beschlusse bekanntlich später mehrfacher Mißbrauch gemacht worden ist, und gegen die Massilianer. Die Anmerkung gibt Kunde von dem Orden der Akömeten (XII.). — Akacius v. Beröa und sein Schreiben an den Kaiser (XIII.). Fernere Geschichte und Ausgang des Konziliums, darauf Bezug nehmende Gesetze des Theodosius (XIV-XV.). Wahl eines Nachfolgers des Nestorius und Berichtschreiben an den Bischof von Rom (XVI.).

Semipelagianer in Gallien und des Papstes Cölestinus berühmtes Schreiben an die gallischen Bischöfe (XVII.). (Schreiben wie dieses und einige andere, wovon später die Rede ist, welche gleichsam für sich schon Lichtpunkte der christlichen Geschichte sind, und eine gedrängte Belehrung über die jedesmalige Frage mit der Salbung eines erleuchteten Gemüthes verbinden, würden wir lieber in wörtlicher Uebersetzung aufgenommen gesehen haben) Ausführliche Lebensgeschichte des h. Paulinus (XVIII.). (In den kritischen Bemerkungen über die Echtheit der dem h. Paulinus zugeschriebenen Werke bedient sich der Verf. unter andern dieses Arguments: »würde der heilige Bischof von Nola Jesus den wahren Apollo genannt haben? welche Erbärmlichkeit!« Die Richtigkeit dieses Grundes an sich selbst und die allgemeine Anwendbarkeit desselben möchten wir bezweifeln. Es ist ja bekannt, daß christliche Dichter oder Künstler sich häufig der heidnischen Bezeichnungen in einem christlichen Sinne bedienten, und oft mit eigenthümlich wirksamen Erfolge, indem es hierdurch recht anschaulich gemacht wird, wie alles Schöne oder Große, Anziehende und Herrliche, was man in der Kunstwelt durch jene Personifikation andeutet, oder selbst im Heidenthum unter falschem Götterglauben ahnen mochte, nicht mehr täuschend, sondern wahrhaft und wesentlich der Welt in dem, der die Sonne der Gerechtigkeit ist, gegeben wurde.) Gesetz des Theodosius wegen des Asyls im Umkreise der Kirchen (XIX.).

Die Schreiben des Papstes Cölestinus in Bezug auf das beendigte Konzil von Ephesus (XX.). Zerrissener Zustand der orientalischen Kirchen. Die Apologie des h. Cyrillus

*) Man vergleiche diese Jahrbücher, Band XXIV., pag. 219 bis 221.

(XXI.).— Ausführliche Lebensgeschichte des h. Simeon Stylites nach Theodoret (XXII.). (In einer sehr lesenswerthen Anmerkung wird die dem menschlichen Verstande begreifliche Seite ungewöhnlicher und außerordentlicher Führungen Gottes im Leben mancher Heiligen — nämlich der Gesichtspunkt einer erhabenen Defension gegen das in der Kirche selbst eingedrungene Verderben — in beachtungswürdiger Weise berührt.) — Zu Stande kommendes Friedensgeschäft zwischen Cyrillus und Johannes von Antiochien. Paulus von Emesa und seine Predigt zu Alexandrien. Beytritt des Theodoret von Cyrrhus (XXII.). — Hartnäckiges Beharren des Alexander von Hierapolis und weniger andern im Schisma. Ende des Nestorius. Fortdauer des Nestorianismus im äußersten Orient (XXIII XXIV.). Seltsamer Pseudoprophet der Juden in Cypern. Der heilige Briccius in Gallien. — Des Cassiodorus: »Geistliche Unterredungen,« und des heil. Prosper Werk gegen einige Theile derselben, in Betreff der Lehre von der Gnade (XXV. XVI.).— Lebensgeschichte der heil. Melania (XXVII.). Zurückführung der Gebeine des heil. Johannes Chrysostomus nach Konstantinopel (XXVIII.). - Konzilium zu Riez in Gallien (XXIX.) — Legende von den sieben Knaben zu Ephesus (XXXI.)

Gemälde des damaligen trauervollen Zustandes von Afrika. Genserichs wüthige Tyranney. Katholische Märtyrer (XXX.). (Der Verfasser rügt in einer Anmerkung den Ausdruck: arianische Christen, als inkorrekt, weil die Arianer nicht wohl als im Namen Gottes des Sohnes getauft angesehen werden könnten. Wir hätten lieber Nachweisungen aus Kirchenlehrern an dieser Stelle gefunden.) — Regierungsgeschichte der Plazidia. Aetius und Bonifazius: die letzten Römer (XXXII.). Am Ende dieses Kapitels erwähnt Herr v. Kerz die Gründe, warum es nothwendig gewesen, in Fortsetzung der Stolbergischen Religionsgeschichte mit dem Konzilium von Ephesus den Anfang zu machen: »Der unsterbliche Graf Stolberg hatte in seinem »funfzehnten und letzten Bande durch einen durchaus nothwendi»gen Vorgriff in der Weltgeschichte schon das Jahr 432 erreicht, »während er in der Erzählung der kirchlichen Begebenheiten, we»gen Reichthums des sich darbietenden Stoffes, kaum noch bis »an die Schwelle des Jahres 431 angelangt war, — die Schwin»gungen der durch Nestorius erregten Unruhen hatten nur »auch bis etwa um das Jahr 439 in fortgesetzter Erzählung dar»gestellt werden müssen. Aber angelangt nunmehr,« sagt der Verfasser, »auf der breiten Heerstraße, welche zwischen den »Welthändeln und den Schicksalen der Kirche Jesu mitten hin»

»durch führt, werden wir es uns von nun an zur bindenden Norm »machen, stets den politischen Zustand der Reiche und die Ge»schichte des menschlichen Treibens in einer Periode, der Geschichte »unserer heil. Religion von eben diesem Zeitraume vorangehen zu »lassen, und zwar nicht bloß, um diese dadurch noch mehr zu »beleuchten, sie dadurch noch verständlicher zu machen, son»dern auch vorzüglich, um durch den auffallenden Kontrast »des Irdischen, Zufälligen, wie Rauch dahin schwindenden, »mit dem Ueberirdischen, Ewigen und Unwandelbaren, ihr »noch ein heiligeres Interesse, eine noch höhere Würde zu er»theilen.«

Friedensvertrag mit Genserich (XXXIII.). Vereinte Drangsale des abendländischen Reichs (XXXIV.). Innerer Zustand des morgenländischen Reichs unter Theodosius's Regierung. Seine Gesetze, insbesondere jene gegen Wahrsagerey bey ehemaligen Götzentempeln und gegen die öffentlichen Häuser der Unzucht. Theodosius löst die Gesetze, durch welche die römische Ehescheidung von den christlichen Kaisern war erschwert worden. Bemerkungen hierüber (XXXV.). — Emancipation Britanniens von dem Schirm der römischen Waffen. — Kriege des Aetius wider die Franken und Gothen. — Sieg Theodorichs bey Toulouse (lesenswerthe Anmerkung darüber, daß die kirchlichen Schriftsteller jener Zeit diesen Sieg einem unmittelbaren Einfluß des Himmels zuschreiben, woraus ihnen Neuere Widerspruch mit sich selbst, allerdings wohl sehr kurzsichtig, vorgeworfen hatten, weil die Gothen Arianer gewesen seyen). — Eroberung von Karthago durch Genserich. Geschichte Mariens und ihrer edlen Dienerin; Krieg mit den Sueven in Spanien (XXXVI.). — Häusliche Geschichte des Theodosius, sein finsterer Argwohn gegen seinen und Eudokiens Freund Paulinus; Hinrichtung desselben auf seinen Befehl (der Verfasser entkräftet das bekannte Mährchen aus dem alexandrinischen Chronikschreiber von dem Geschenk des Apfels). Eudokiens Entfernung vom Thron und ihr zwanzigjahriger Aufenthalt zu Jerusalem. — Ungerechtigkeit des Kaisers gegen den verdienstvollen Cyrus, und uneingeschränkte Herrschaft der Kämmerlinge, namentlich des schändlichen Chrysaphas (XXXVII.). Unternehmungen Genserichs (XXXVIII.). Bruch und schnell hergestellter Friede mit Persien durch das persönliche Gewicht des Anatolius (XXXIX.)

Ausführliche Schilderung Attilas. Schmähliche Traktate und noch schmählicheres Benehmen des Theodosius. Wiederholte Kriege und Gesandtschaften (XLIV.) — (In einer Anmerkung über die Heerzüge Attilas spricht der Verfasser von den

Führungen Gottes, durch welche alle Weltereignisse dem ungleich höheren ewigen Zwecke der Menschheit untergeordnet seyen, und zur Erreichung geistiger und göttlicher Tendenzen dienen müssen; und wie »zu einem großen, in allen Zeiten anwendbaren Kommentar über die Weltgeschichte, oder vielmehr zu einer wahren Philosophie der Geschichte vielleicht nichts eine bessere und sicherer führende Anleitung geben würde, als die Daniel'schen Prophezeyungen des alten Bundes.« — Zugleich aber wird die oft angeführte Meinung wiederholt, als ließe sich behaupten, daß »Rom bloß deßwegen die Herrschaft über die bekannte »Erde zu Theil geworden wäre, weil die unter einer einzigen »Regierung, unter einerley Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten, »und selbst unter einer vorherrschenden Sprache vereinte Welt, »den Wahrheiten des Evangeliums einen desto schnelleren und »leichteren Eingang öffnen sollte.« Diese letztere Ansicht bedarf aber nach unserem Dafürhalten eine ganz andere Begründung und genauere Bestimmung, um zuläßig zu seyn. Sie kann wohl nur in sofern gelten, als die Vorsehung auch noch das, was Folge und Frucht des allgemeinen Weltverderbens war, in ein Mittel des Guten verwandelte, und gerade in den Mittelpunkt jenes Verderbens — in das Babylon des Apostels — den Keim einer neuen heilbringenden Weltordnung, den Grundstein einer neuen geistigen Schöpfung einsenkte. — Ohne Reifseyn zum Untergange, ohne Erreichung eines überfließenden Maßes von religiöser und sittlicher Entartung, ohne innere Herabwürdigung waren so viele Nationen wohl nicht in solcher Weise und von jenem zerstörenden Römerreich unterjocht und in dasselbe verschlungen worden. Heilige Dunkel umgeben die Rathschlüsse Gottes, und wir sollen besorgt seyn, daß wir nicht, indem wir sie aufzudecken und auszulegen meinen, dieselben nach der Klugheit des Fleisches entstellen. In sofern aber als es erlaubt seyn mag, nach der Ursache zu forschen, warum gerade jener Augenblick des größten Verderbens für die Ankunft des Erlösers gewählt wurde — ist es doch wohl zunächst gewiß, daß dabey jene äußerliche und zufällige Hülfsmittel so zu sagen in gar keinen Betracht kommen. Was bedurfte der heil. Geist, als er am Pfingstfeste auf die Erstlingsgemeinde der göttlichen Kirche herabkam, und als die Rede des ersten der Apostel von Männern der verschiedensten Herkunft von einem jeden in seiner Sprache verstanden wurde — solcher bloß menschlichen und äußerlichen Hülfen? — Allerdings scheint in dem Haushalt der Werke des Herrn auf Erden auch kein natürliches Hülfsmittel übersehen und zu gering geachtet zu werden. Aber bey der Herabkunft des Reiches Gottes auf Erden muß man doch zunächst, und vor

allem nach göttlich-menschlichen und geistigen Mitteln fragen. Und was soll man von Herbeyführung bloß weltlicher Hülfsmittel durch große sittliche Uebel denken? — Viel richtiger dürfte daher die Idee leiten, daß menschliche Macht, Volkskraft, Weisheit und Adel mußten zu Schanden geworden seyn, um durch das tiefe Gefühl der Hülflosigkeit und gänzlicher Ohnmacht des Menschengeschlechts die Gemüther für Demuth und Aufnahme des Heils fähig zu machen, und dem göttlichen Geiste leere Gefäße zuzubereiten *).

Papst Sixtus der Dritte. Berichtigung der Meinung des Pater Garnier in Betreff der demselben zugeschriebenen Werke (XLV.). — Erwählung Leo's des Großen (XLVI.). Großer damaliger Reichthum der Kirche an heiligen Männern, voll Kraft und Salbung. (In einer Anmerkung verbreitet sich der Verfasser über die nothwendige Strenge der Kirche von den ältesten Zeiten an für Behauptung der Reinheit des Glaubens; und führt an, daß es von den, über die Kirche stets schwebenden »Erbarmungen Gottes gewiß keine der kleinsten gewesen sey, »daß gegen dieselbe sogleich in den frühesten Jahrhunderten, »mithin in den Zeiten ihrer vollen Kraft und schönsten Blüte, »alle nur gedenkbaren Ketzereyen, Arten und Abarten des Irr»wahns, ihr Haupt erheben durften.« Genauer noch wäre es vielleicht gewesen, zu bemerken, daß eben diese rastlosen Angriffe in jenen Jahrhunderten gerade gegen das Haupt- und Fundamental-Dogma der christlichen Religion gerichtet seyn sollten, welches eben deßhalb auch vom ersten Anfang an mit desto ursprünglicherer Klarheit und erschöpfender Bestimmtheit bezeuget ward.)

Am Schlusse dieses Kapitels macht der Verfasser folgende, von gründlicher Auffassung seines Gegenstandes zeugende Bemerkung: »Unstreitig wäre es ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn »man wähnen sollte, daß der überschwängliche Segen, welchen »so viel gleichzeitige Heilige über die Menschen verbreiten konnten, »auch die Welt zu einem Schauplatze der Gottesfurcht, der Fröm»migkeit und aller höheren Tugenden des Evangeliums müßte »gemacht haben. Leider hat die Profangeschichte dieser Periode »uns das Gegentheil gezeigt; leider wird sie uns in jedem Jahr»hundert das Gegentheil zeigen. Klagen und staunen wir nicht »darüber, erinnern wir uns vielmehr, daß Jesus Christus, »als er, vor seinem Hingange zu seinem himmlischen Vater sein

*) Man erlaube hier eine Erinnerung an das, was im Bande XXI dieser Jahrbücher, Anzeigeblatt pag. 24 — 27 hierüber gesagt und angedeutet worden.

»göttliches Herz in einem von Liebe, — wie nur die ewige Liebe »lieben kann, glühenden Gebete ausgoß, nicht für die Welt, »sondern bloß für die Seinigen betete.«

Verordnungen und Schreiben des h. Leo. — Seine Wachsamkeit und Erfolge gegen die geheimen Manichäer, die sich selbst so nennenden Auserwählten der Sekte (XLVIII.). Schilderung des h. Cyrillus so wie des vornehmsten Inhaltes und des Geistes seiner Werke (XLIX.). — Nachfolger des h. Cyrillus: der schändliche Dioscorus. Der fleckenlose Glanz der alexandrinischen Kirche sollte von dort an erlöschen. Frühere Frevel des Dioscorus (L.). Geschichte des h. Hilarius und seiner Disharmonie mit dem Papste Leo (LI.). (Die Ausführung zeigt von einer gewissen Sorgfalt, Vorsicht und Geübtheit. Eine Anmerkung berührt die Rechte des Papstes, die Beschlüsse der Provinzial- oder auch National-Konzilien zu bestätigen oder zu verwerfen.) — Geschichte des h. Germanus (LII.). — Konzilien in Spanien wider die Priscillianer (LIII.). — Tod des Patriarchen Proklus von Konstantinopel. Einführung des Trisagions (LIV.).

Auftreten des Eutyches mit der gewöhnlichen »eisernen Häresiarchenstirn.« Seine frühere Geschichte und Darstellung seiner Irrlehre. Seine Absetzung auf der durch den Patriarchen Flavian gehaltenen Synode (LV.). Charakterloses Benehmen des Theodosius. Vollständige Geschichte des Räuber-Konziliums zu Ephesus, unter dem Vorsitze des durch Chrysaphas unterstützten, mit offenster Gewaltthat frevelnden Dioscorus. Aeußerst schändliche Feigheit vieler Bischöfe, Mißhandlungen und Tod des heil. Flavian. Standhaftes Benehmen der päpstlichen Legaten. — Der wüthende Barsumas wird bald nachher das Haupt der neuen Sekte der Jakobiten (LVI — LVIII.). — Heftige Erschütterung der kirchlichen Angelegenheiten im Morgenlande; Papst Leo versammelt ein Konzilium zu Rom, ist durchdrungen von der Nothwendigkeit eines ungesäumt zu berufenden allgemeinen Konziliums, und thut die wirksamsten Schritte dafür. Unerwarteter Tod des Theodosius (LIX.). (In einer Anmerkung berührt der Verfasser das Recht des obersten Kirchenhaupts zur Berufung allgemeiner Konzilien. Er kündigt eine bestimmte Erörterung dieses Gegenstandes in einer Beylage zum folgenden Bande an, wovon im Voraus versichert wird, es werde sich aus näherer Untersuchung »bis zur höchsten Evidenz« ergeben, daß alles, was man gegen dieses päpstliche Prärogativ aus der Geschichte, besonders des konstantinischen und theodosischen Hauses, habe anführen wollen, bloß auf einer völlig falschen

historisch-unrichtigen Ansicht der wahren Verhältnisse jener Kaiser zur Kirche und ihrem Oberhaupte beruhe.)

So weit die kurze Anzeige des Inhalts. Der Vorzüge der Schreibart erwähnten wir schon oben; sie wechselt in lebenvoller, mehrentheils edler und kräftiger, nur oft zu wortreicher Darstellung, nach der Natur der erwähnten Gegenstände. Wir möchten als auf Beyspiele verschiedener Gattung, auf die Schilderung der Freude des Volkes zu Ephesus bey Bekanntmachung der Beschlüsse des Konzils (IV., 35), auf mehrere Theile der Geschichte des Symeon Stylites (XXII., 28—32); — auf die Darstellung des sittlichen Verderbens von Afrika zur Zeit der vandalischen Eroberung (XXX., 2—3); — die Charakteristik Attilas (XLIV., 15), seiner Tafel und Lebensweise, ebendort 17 und folg., — die Beschreibung des großen Erdbebens zu Konstantinopel (XL., 1, 3—5); — die Darstellung des Geistes der Cyrillischen Werke (XLIX., 24) u. s. w. aufmerksam machen.

* * *

Es möge zum Schluß an dieser Stelle noch der Versuch wohlwollende Aufnahme finden, einen der wichrigsten Gesichtspunkte, unter welchen der christliche Geschichtschreiber seinen großen Gegenstand aufzufassen hat, um denselben wohl vermittelt und verständig ausgelegt, in seinem vollesten Lichte erscheinen zu lassen — etwas näher zu bezeichnen, — einen Gesichtspunkt, der mit viel größerer Bestimmtheit und Klarheit, als mehrentheils wohl der Fall ist, ins Auge gefaßt werden muß, um alle falsche Färbung und Vermischung zu vermeiden, — nämlich den einer erhabenen Defension des Werkes der Erlösung durch die Führungen Gottes in seiner Kirche.

Die Geschichte zeigt die Erfüllung jenes vielsagenden und genau bezeichnenden Gebetes, welches am Anfange jedes Kirchenjahres gesprochen wird. Militantom in terris ecclesiam tuam *perpetua defensione conserva:* et contra omnia mundi pericula coelesti cibo roboratam, *fac in praesenti saeculo vincere et in futuro coronari.* — Ein Kampf also ist, wie das Leben des Einzelnen, so das Leben und die Bestimmung der göttlich-menschlichen Kirche hienieden! Ein schwerer und ernster Kampf, ein Kampf voll Gefahr für die einzelnen Streiter, und wo die Verluste nur allzu leicht und allzu häufig Statt finden; ein Kampf, worin zwar rettender Sieg durch Hülfe von oben errungen werden kann und gewährt wird; aber für die Einzelnen kein gesicherter Sieg, kein Sieg wodurch der Kampf aufhörte, Kampf zu seyn; kein gekröntes Ausruhen im triumphirenden Besitze.

Es ist der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, und jenes Feuers, welches anzuzünden der Heiland gekommen war, mit dem Feuer unreiner Glut. Die freymachende göttliche Wahrheit kann jenes Auge nicht erleuchten, welches durch Wohlgefallen an eigner erlogner Vortrefflichkeit geblendet ist, und jenes Feuer, welches nicht verzehrt, sondern zum wesentlichsten und vollkommensten Daseyn den, in welchem es brennt, erhebt, kann sich dort nicht entzünden, wo das Feuer des geistigen Todes wüthet. Daher für jeden Einzelnen, wie gelehrt wird, die Nothwendigkeit dieses Kampfes, zunächst damit die Erkenntniß und die Willenskraft ihr natürlich-richtiges Verhältniß zur Gottheit wieder gewinne. Auch soll ja nur die geprüfte und bewährte Tugend gekrönt werden, und es hat daher auch die siegende Stärke fortwährenden Streit zum nothwendigen Begleiter. Allgemein, obwohl unter den verschiedensten Gestalten und in der mannigfachsten Weise, soll jener geistige Kampf bestehn; bey gar vielen verwandelt er sich in ein blindes und kraftloses Ergeben, ohne nur die Schmach der Unfreyheit zu empfinden. Er ist von anderer Natur im Beginnen, und so lange noch vom Feinde die niedrigsten und gemeinsten Angriffsmittel gebraucht werden können, von anderer aber in seiner vollständigen Entwicklung, wenn schon Erprobte ihn bestehen. Er nimmt eine andere Gestalt an, wo er nur Abwehr vergeblich bleibender Angriffe des Feindes ist, und eine andere da, wo er gegen den schon tief eingedrungenen, schon im Innern herrschend gewordenen Feind mit desto größerer Gewaltsamkeit gerichtet werden muß. Er bringt ganz verschiedene Erscheinungen hervor, nach der verschiedenen Natur der Charaktere, der Bildungsstufen und Zeiten. Er erfordert Klugheit nicht minder als Tapferkeit, und es kann der Einzelne denselben für sich und auch für andere sowohl erleichtern, ohne daß er weniger rühmlich und verdienstlich würde, besonders durch den jeder redlichen Bemühung verliehenen, fortwirkenden Segen; als auch denselben ungemein erschweren, durch die nächste Strafe ungetreuer Hingebung oder feiger Ermattung.

Und diesem Kampfe der Einzelnen entspricht und macht ihn möglich für Alle, jener erhabne und geordnete Vertheidigungskampf der Kirche Gottes auf Erden im Ganzen und Großen. Der kräftig bezeichnende und lebendige Typus desselben, und die Orakel über Gottesführungen dabey sind uns, wie versichert wird, in der Geschichte des alten Bundes gegeben; und derjenige wird dieselben mit richtiger Auslegung auf die Führungen der christlichen Kirche anwenden können, welcher die Unterscheidung, und das wahre Verhältniß, worin der alte Bund zum neuen steht, wenigstens mit annähernder Klarheit verstanden hat.

Wenn die Mehrzahl der Gläubigen einen guten Kampf kämpfte, so würde der Stoff der Geschichte freylich ein ganz anderer seyn. Weniger Strafe und Unheil, weniger Auflösung und Zerstörung, mehr Frieden und harmonisches Erblühen der Kräfte, mehr Stärke zum Widerstand gegen das Verderben, auch an weithinwirkenden Punkten; mehr Gedeihen und Segen. So aber werden wir in Betrachtung der wirklichen Geschichte fast überall an jenes Wort, »es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen,« erinnert. Und von gewisserem Nutzen ist wohl, vielmehr zu fragen, welches ist die wirkliche Weltgeschichte, und wie erkennt daraus das geschärfte Auge die Aufgaben der Gegenwart? — als zu erforschen, welches der Inhalt der Weltgeschichte seyn würde, wenn des Abfalls und der Untreue weniger gewesen wäre — Da bleibt nun freylich nicht lange ungewiß, daß weit verbreiteter Abfall, daß ein fast unglaubliches Aergerniß und überaus große Gefahren, daß der Gräuel an heiliger Stätte selbst, von der Geschichte mit der Kraft der vollen Wirklichkeit gezeigt wird. — Aber um alle diejenigen zu bewahren, zu entreißen oder zurückzuführen, welche sich wollen erretten lassen, dazu reicht der starke Helfer seinen schirmenden Arm. Der Strom der Gnade fließt aus geheimnißvollen und unerschöpflichen Quellen, und Heil und Leben wird aus sich selber fortwirkend vermehrt, und auf Viele verbreitet. Aus Nacht und Verfinsterung geht die Gnadensonne in desto reinerer und schönerer geistigen Herrlichkeit hervor. Durch die der Gottlosigkeit entgegengesetzten Wunder göttlicher Tugenden soll der Name des Herrn verherrlicht, es soll auch zugleich den Gefährdeten ein überfließender Reichthum an Mitteln der Rettung bereitet werden. Auch die Natur der äußern Erscheinungen, in welchen jene Tugenden sich offenbaren, und die Umstände und Zeiten selbst, mit welchen sie zusammen treffen, lassen diese Bestimmung wahrnehmen. In dem Mittelpunkte des Verderbens wird der Grund zum neuen Heile gelegt; der das gewöhnliche Maß des Schlechten überschreitenden Verruchtheit wird in noch außerordentlicherem Maße die Erbauung durch auffallende Beyspiele evangelischer und sonst der Welt unbekannten Tugenden gegenüber gestellt. Der ins Heiligthum selbst eindringenden Lüge setzt die schimmernde Erbarmung eine um so lichtvollere Bezeugung der Wahrheit entgegen, und dem Götzendienst, der bis in das Haus Aarons eindringt, eine um so reinere Anbetung seines Namens. Die Angriffe und Plane übermüthiger Boßheit werden durch die unscheinbare Stärke der Sanftmuth und demüthigen Liebe vereitelt. Füllt sich das Maß der Uebertretung, erstarret die Welt in Boßheit und Stumpfsinn, waltet ungescheut der gottvergessende Frevel, und haben Predigt und Beyspiel ihre Kraft verloren, dann

bereiten sich die Strafgerichte vor, um durch ihre Enthüllung Mehrere aufzuwecken und zu erschüttern. Langmuth schiebt sie hinaus, und trägt um des Gebets der Frommen willen das Verderben der Welt. Außerordentliche Männer glänzen vielleicht alsdann in seltener Weisheit, Tugend und Wirksamkeit, gleichsam als letzte mächtige Bollwerke gegen das Uebermaß des Lasters, in dessen Schooße sich zu gleicher Zeit die unaufhaltbaren Strafgerichte längst vorbereitet haben, und zur Reife gedeihen. Auch während die Strafe waltet, ruft das Erbarmen zum Heil, und große Segnungen gehen Hand in Hand mit den Gerichten rächender Gerechtigkeit. Trostlos erscheinen die Umwälzungen der menschlichen Dinge, der Fittig des Todes schwebt über den kühnsten Entwürfen, und über den glanzvollsten Erscheinungen; — aber nicht minder Heil und Erhebung erblickt jener in ihnen, der die Wirkungen des Fingers Gottes zu erkennen gelernt hat.

Wunderkräfte auch umglänzen gleichsam als Lichtgewand die Erweise göttlicher Tugenden, und verkünden dem blöden irdischen Auge so wie der selbstgenügsamen Vernunft deren himmlische Abkunft. Entgegen dem Gepräge einer dämonischen Wuth, welches manchmal die menschlichen Verirrungen an sich tragen, tritt in der Geschichte der Heiligen Gottes die Manifestation einer andern Geisterwelt in die Erscheinung voll Seligkeit und Frieden. — Man könnte es ja wohl auch im Voraus nicht anders erwarten und annehmen, als daß Gott der Herr es Seiner Weisheit und Liebe angemessen befinden würde — weil er ja das menschliche Geschlecht der Erlösung noch fähig fand, und theilhaft machte — der Geschichte auch den Charakter göttlich-menschlicher Tugend und Kraft, gleichsam den Abdruck der vergöttlichten Menschheit einzuprägen, nachdem so manches in der Geschichte der menschlichen Irrthümer und Verbrechen, es ist wohl nicht zu viel gesagt, teuflisch-menschlich erscheint. Wie sollte das Gute sich bloß in einem gewissen engern Maße der Natürlichkeit und gewöhnlicher Vernünftigkeit darstellen, da das Böse vielfach ganz unnatürlich und außer allen Schranken wüthet?

Besteht nun aber das große Hauptwerk der göttlichen Führungen über der Kirche unstreitig in der eigenthümlichen Krafterweisung göttlicher Tugend, so müssen dennoch auch die menschlichen Kräfte und Hülfsmittel, und zwar auf ganz verschiedene Weise, den höheren Zwecken dienen. Die wichtigste Beziehung hierbey ist zunächst diese, daß die Hindernisse, welche dem Evangelium in der Welt entgegen treten, und welche zur Prüfung der Gläubigen nothwendig sind, auch wieder aufgewogen und ausgeglichen werden sollen, durch eine Wirkung derselben Kräfte

und Mittel zu Gunsten der göttlichen Wahrheit, welche jene Hindernisse herbeyführten. Liegt gleich dieser entgegengesetzte Gebrauch derselben Kräfte nach Zeit und Ort oft weit aus einander, so wird man doch bey sorgfältigerer Betrachtung finden, daß derselbe in mehrfachen Beziehungen auch bey der nämlichen Generation und in demselben Menschenleben sich zu begegnen pflegt. Hierdurch wird gleichsam ein natürliches Gleichgewicht, eine heilsame Unbefangenheit möglich, welche der freyen und geistigen Annahme des Christenthums ungemein beförderlich zu seyn scheint. — Aeußerliche Gewalt, Reichthümer, menschliches Ansehen und Autorität, Vorrang und Geltungen aller Art, Wissenschaften und Künste, Dialektik und Beredsamkeit, gesellige Gewohnheit endlich und Lebenszierde sind bekanntlich in größter Ausdehnung zur Anfeindung der Sache Gottes vielfach mißbraucht worden, und dieser Widerspruch kann Niemanden befremden, der nur etwas von den evangelischen Wahrheiten verstanden hat. Erschienen jene Dinge nun immer in feindseliger Trennung und Gegensatz mit der Religion, so würde diese Prüfung der Gläubigen zu stark werden, und von einer Art seyn, wie sie zu verlangen in den gewöhnlichen Wegen der göttlichen Weisheit und Milde nicht liegt. Die von allen jenen Dingen so vielfach abhängigen Menschen würden einem solchen Kampf mit allem, was in die Sinne fällt, wenn er sich zu jeder Zeit immer gleichmäßig und ohne Unterlaß erneuerte, erliegen. Also schon deßwegen muß es Herrscher geben, welche in äußerer Vertheidigung der Kirche die Tyrannenmacht niederwerfen oder wenigstens in Schranken halten, welche dieselbe zu unterdrücken strebte. Geld und Gut muß der Kirche sehr oft auch zu Gebote stehen, im eigenen Besitz sowohl, als in dem ihrer aufrichtigen Freunde, damit nicht durch Abhängigkeit von Reichthum die Menschen noch weit allgemeiner zum Frevel am Heiligen verführt, oder durch zu große Opfer an allen äußern Lebensgütern der Weg der Tugend dem Schwachen allzu rauh und abschreckend sich zeige. Es müssen Ansehn und vornehmes Beyspiel, Geltung und Gewohnheit die für ihre Einflüsse mehrentheils so sehr empfänglichen Menschen oft auch an die Schwelle des Heiligthums hingeleiten, eben so gut, als sie dieselben nur allzu oft dem Eitlen und Ungöttlichen entgegengeführt hatten. — Wissenschaft und Beredsamkeit müssen ihre auf den menschlichen Geist so tief einwirkende Macht sehr oft im Bunde mit dem alle Vernunft übersteigenden Frieden Gottes äußern, die falschen Lehren entkräften, und durch den Glanz vorzüglicher Geisteskräfte die höheren Wahrheiten empfehlen, nachdem sie die Menschen allerdings oftmals von der Lehre des Gekreuzigten entfernten, welche »ja den Heiden ein Aergerniß ist,

und den Griechen eine Thorheit.« — Endlich bieten sich ähnliche Gesichtspunkte dar, nicht nur für die edelsten und vortrefflichsten Künste — sondern auch wohl — selbst für jene, dem Geiste entfernten oder leichteren Zierden des Lebens, die man gesellige Ausbildung und Gesittung zu nennen pflegt.

Es ist also nothwendig, daß das Christenthum keineswegs überall und immer, aber oft und an manchen Orten erscheine, auch im Schimmer der Thronen und in der kraftvollen Vertheidigung irdischer Waffenmacht gegen barbarische Unterdrückung; erscheine in Pallästen und durch Bekenntniß und Beyspiele der Großen in den Augen der Menge empfohlen; erscheine im würdigen Glanze einer tiefen und geistreichen Wissenschaft oder edlen Beredsamkeit; verherrlichet werde durch alle höheren Künste, und nicht überall verschmähe die Annehmlichkeit eines feinen Tones und gebildeten Anstandes. — Aber noch weit nothwendiger ist allerdings, daß selbes oft und an vielen Orten erscheine, entkleidet von allen ihm unwesentlichen Hülsen und Zierden, entblößt von allem Schutze der Thronen; verlassen von allem Beyfall der Mächtigen, verachtend allen Pomp und alle Zierde des Reichthums; verschmähend selbst das Ansehn menschlicher Gelehrsamkeit und Wohlredenheit; ja auch entkleidet von einer Verherrlichung durch ruhmwürdige Kunst und in einer schüchternen Entfernung und Zurückgezogenheit von weltlicher Verfeinerung; — erscheine mit einem Worte in jener göttlichen Armuth und Nacktheit, welche der Heiland zeigte von der Krippe bis zum Kreuz, damit einleuchtend bezeugt und mächtig daran erinnert werde, daß das Heil Gottes etwas ganz anderes und weit Höheres und Freyeres sey, als aller Adel und Weisheit.

Aber allerdings muß auch noch weiter, als nach der seither ausgeführten Ansicht der Fall ist, der Gesichtspunkt ausgedehnt werden, daß die menschlichen Dinge der Religion dienen sollen. Denn auch dadurch, daß erziehend und gebietend die Vorgesetzten ihre Untergebenen bestimmen, das Gute veranlassen und das Böse unterdrücken, soll die Religion befördert werden. Von der Kirche, wenn sie bloß mit geistigen Mitteln herrscht und mit ihrer ganzen Autorität auf freyer Annahme des Glaubens beruht, und von der älterlichen Gewalt, in sofern diese letztere ebenfalls die Bestimmung hat, im Gemüthe der Kleinen die Gottseligkeit zu begründen, braucht hier nicht noch insbesondere Rede zu seyn; die Bestimmung dieser geheiligten Anstalten ist einleuchtend, das Werkzeug der göttlichen Erziehung selbst zu seyn. — In sofern aber die menschliche Autorität und Obrigkeit nicht die unmittelbare Bestimmung haben, Gottseligkeit zu verbreiten, oder in sofern die Vorschriften derselben durch

zwingende Gewalt unterstützt werden, bildet die Frage, in welcher Weise und innerhalb welcher Gränzen sie dem Göttlich-Guten zu dienen haben, oder mit anderen Worten, worin der göttliche Auftrag an sie in dieser Beziehung bestehe, den Gegenstand feiner und schwieriger Fragen, welche man wohl meistens dann am wenigsten richtig beantwortet, wenn es mit vorschneller und allzu scharf abschneidender Entschiedenheit geschieht. Die menschliche Autorität erscheint allemal als eine Darstellung, als ein Ausdruck der göttlichen, als eine Nachbildung seiner Macht und höchster Lenkung, aber freylich auf den engen Kreis eines menschlichen Ueberblicks und eines sehr beschränkten natürlichen Berufs übertragen. Alle Gesetze und sozialen Einrichtungen der Menschen sollen offenbar irgend ein, wenn auch unvollkommenes und unvollständiges Gute zum Zweck haben. Eine weisheitsvolle Führung wird inne werden, daß selbst dieses Gute am vollständigsten erreicht wird, wo echte Gottesfurcht herrscht, die da zu allen Dingen »nützt, und Verheissung hat beydes, des gegen»wärtigen und zukünftigen Lebens« — und daß jenes Ziel verfehlt, jenes Gute vereitelt wird, wo Gottlosigkeit waltet. Wie sollte es dann nicht als Pflicht und Bestimmung auch der zwingenden Autorität für das äußere Handeln anerkannt werden. — Mißbrauch und Verleitung zur Gottlosigkeit, nach gewissen untrüglichen Merkmalen und natürlich einleuchtenden Kennzeichen der Handlungen abzuhalten, und an ihrem Orte ebenfalls Hülfs- und Schutzanstalt fürs Gute zu seyn? Es ist die mit Zwang gebietende Gewalt gleichsam eine, wenn gleich sehr schwache Darstellung der göttlichen Macht auf Erden, welche nach dem Segensspruch und Fluch auf Gebal und Garizim in der Weltregierung belohnet und straft. Auch durch die irdischen Gewalten soll, aber nur in äußerlicher und entfernter Weise, und wie in einem fremden Gebiete, die Fähigkeit zum Guten, der wichtigste Theil der Freyheit, defendirt und bewahret werden. Sonach werden auch sie eine gewisse Theilnahme am erhabenen Geschäft einer Defension der Werke Gottes auf Erden als den ehrwürdigsten Bestandtheil ihres Berufes anzusehen haben.

Wie nun aber diese Beziehung in den verschiedenen Zeiten und Reichen aufgefaßt worden, und welche Folgen sich aus der verschiedenen Art und Weise, die Angelegenheiten der Religion zu behandeln, entwickelt haben, ist ebenfalls ein Hauptgegenstand der historischen Forschung und Darstellung. Wo mit reiner Gesinnung, mit verständiger Einsicht in die natürlichen Schranken des eigenen Berufs, und mit einem treuen Eifer die Machthaber den religiösen Bemühungen gedient, und dieselben in ihrer Sphäre

defendirt haben, da wird die Geschichte unstreitig solche Regierungen als ergiebige Quellen des Segens für die Völker schildern dürfen. Wo aber die Macht ihre Bestimmung verkannte, wo sie statt zu dienen und zu defendiren, vielmehr auflöste und untergrub; wo sie die äußeren Hülfsmittel, welche sie den Werken Gottes darzubieten und zu leihen vermochte, gegen dieselben anwandte — oder, wo sie Mäßigung und Verständigkeit außer Acht lassend, durch eine schädliche Anmaßung die göttlichen Dinge gleichsam in ihre eigene niedere Sphäre herabzog, der höheren und freyeren Natur derselben Gewalt anthat, und ihnen dadurch eben so große oder noch größere Hindernisse in den Weg legte, als sie auf einer anderen Seite hinweg zu räumen sich das Ansehen gab, wo endlich ein blinder und unverständiger Eifer im äußeren Thun, auch sogar mit unlauterer Gesinnung und frevelnder Gleichgültigkeit im Inneren verbunden war — da wird die Geschichte ein so unnatürliches Verhältniß der irdischen Autorität zur göttlichen, zeigte es sich nun in feindseliger Trennung oder in unreiner Vermischung, als eine oft nur zu reiche Quelle des Unheils darzustellen haben, welches sich über diejenigen verbreiten mußte, die an solcher Verschuldung Theil genommen hatten. Nie aber wird die christliche Darstellung der Geschichte außer Acht lassen, daß die schlechten Regierungen ebenfalls Vollstrecker der göttlichen Plane auf Erden ohne und gegen ihren Willen werden mußten, daß sie sehr oft Strafe der Völker, die gerechten und guten Herrscher dagegen Belohnung aus der Hand dessen sind, »der das Herz der Könige lenket, wie Wasserbäche« — sie wird dem, was die menschliche Autorität störend oder helfend für das Werk Gottes auf Erden gethan, ebenfalls seinen Platz in dem großen Gemälde der göttlichen Führungen, Zulassungen, Gerichte und Erbarmungen anweisen, welche auf dem Grunde der bewegten Schaubühne der Welt und ihrer ergreifenden Trauerspiele sich in überirdischer Erhabenheit offenbaren.

Art. III. Slovar akademii rosijskoj, d. i. Wörterbuch der russischen Akademie, nach alphabetischer Ordnung eingerichtet, von neuem übersehen, verbessert und vermehrt. St. Petersburg, 1806 — 1822. VI Bände in 4.

Die kaiserl. russische, seit 1783 gestiftete Akademie, hat sich durch das russische Wörterbuch, ihre erste Unternehmung, ein *ehrenvolles* bleibendes Denkmal gesetzt. Alle Mitglieder wurden *aufgefordert*, Beyträge dazu zu liefern, und die Ausgabe *desselben* ward mit einer Schnelligkeit betrieben, die dem glühenden *Eifer* der damaligen Mitglieder Ehre macht. Schon 1789

erschien der erste Theil und 1794 ward das ganze Werk mit dem sechsten Theile geschlossen. Nach dem damals beliebten Plane sollten die Wörter nur russisch erklärt werden, wie es auch geschah, bis auf die Namen von Thieren, Pflanzen, Fossilien, auch wohl mancher Krankheiten, denen lateinische (systematische) Benennungen beygesetzt wurden, worauf man noch ziemlich gedehnte Beschreibungen folgen ließ, wie sie etwa in einem Lexikon der Naturgeschichte stehen könnten. Ref. hatte 1792 während des Druckes der letztern Theile Gelegenheit mit einigen Mitgliedern zu Petersburg, namentlich mit dem sel. Metropoliten Gabriel, über diesen Punkt des Planes sich zu besprechen. Dieser billigte gar sehr seinen damals geäußerten Wunsch, daß doch wenigstens bey den Stammwörtern lateinische oder deutsche Wörter zur Erklärung beygesetzt worden wären, die in den meisten Fällen die Bedeutung des russischen Wortes viel genauer bestimmt haben würden, als es durch die russischen Umschreibungen geschehen konnte. Allein die russische Akademie hatte, wie es scheint, das Wörterbuch nur für Russen bestimmt. Um es auch Ausländern zugänglich und brauchbar zu machen, dafür sollten Andere sorgen. Und wirklich unternahm es Hr. Hofrath und Professor Joh. Heym, sein neues russisch-französisch-deutsches Wörterbuch (Moskau, 1799—1802) nach dem russischen der Akademie zu bearbeiten, wodurch zweyen Nationen um so mehr gedient war, als er die etymologische Anordnung nach Stammwörtern verließ, und die alphabetische zum bequemern Aufsuchen vorzog. Zwar gewährt die von der Akademie angenommene Methode, die Stammwörter voranzusetzen und die abgeleiteten und zusammengesetzten darunter zu stellen, eine schöne Uebersicht der Bildung der Wörter; allein dieser Vortheil erschwerte das Nachschlagen, und um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, ward man bemüssigt, jeden Band noch mit einem alphabetischen Index zu versehen. Wäre nicht über jeden einzelnen Band ein besonderer, sondern über alle Bände ein allgemeiner Index verfaßt worden, so wäre das Aufsuchen noch leichter geworden. Schlözer z. B. hätte das Wort pavoloka, das als abgeleitetes unter vleku steht, nicht vergeblich gesucht, indem er auf die Seite 780 des ersten Bandes verwiesen worden wäre. Ein anderer wollte das Wort Bugor aufsuchen. Es steht selbst im Index des ersten Bandes nicht, da man es für ein zusammengesetztes Wort ansah und unter gora stellte, wo doch Bug (womit das deutsche Bühel zu vergleichen ist), die eigentliche Stammsylbe ausmacht, die mit dem Bildungslaut or verlängert worden ist. Es ward aber auch zum Glücke für die Suchenden, die etymologische Anordnung nicht strenge befolgt, indem man den meisten Substantiven

ihre eigene Stelle nach dem Alphabete anwies, wo sie sonst, nach ihrem Etymon gereihet, einen andern Platz hätten einnehmen müssen. Objed z. B steht nicht unter dem Verbum jesti, sondern unter O, wenn gleich sonst die zusammengesetzten aus ob unter ihre einfachen Primitive vertheilt worden sind. So steht auch zakon nicht unter kon, konati; obrucz nicht unter ruka, czislo nicht unter cztu, rza nicht unter rdjeti, svinec nicht unter viju, sondern jedes dieser Substantive bekam seine Stelle nach dem Alphabete. Auch ist mancher Wörter Etymon nicht richtig angegeben worden. Istec z. B. gehört nicht zu iskat', utlyj nicht zu tlja. Obt ist zwar mit obszczij verwandt, worunter es auch steht, allein wer möchte es da suchen. Solche Erinnerungen kommen nun freylich zu spät. Wir dürfen also dabey nicht verweilen, besonders deßhalb nicht, weil man in der neuen verbesserten und vermehrten Ausgabe des russischen Wörterbuches die Wörter nach der alphabetischen Ordnung aufgestellt hat, wovon der erste Band 1806, der zweyte 1809, der dritte 1814, die vierte, fünfte und sechste endlich 1822 erschienen sind. Aus Dankbarkeit für die großmüthige Unterstützung ist das prächtige Werk dem Kaiser Alexander gewidmet. In der ersten Ausgabe sind nur die Stammwörter durch größere Schrift ausgezeichnet worden, in der gegenwärtigen werden alle erklärten Wörter von ihren Erklärungen durch große Buchstaben unterschieden. Zum Behufe vieler Leser hätte die Erklärung der gebrauchten Verkürzungen, die in der ersten Auflage eine ganze Seite einnimmt, auch in der zweyten Statt finden sollen. Daß in dieser zweyten Ausgabe nach dem Plane der ersten die eigenen Namen der Personen, wie Svjatopolk, Jaroslav u. s. w., ausgeschlossen worden, möchte noch hingehen; aber wie kann man es gut heißen, wenn auch slawische Völker und Ländernamen, wie njemec, slovjan, czech, poljan, rus', ljach (ljackij), zmud (Samogitien), car'grad (Kaiserstadt, Konstantinopel) darin vermißt werden? Selbst zid, zidovin (Jude) steht nicht darin, wo doch die davon abgeleiteten zidomor, zidovskija viszni, zidovnik nicht übergangen werden konnten. Wie kommt areopag zu dem Vorzuge, daß es erklärt wurde, und nicht auch das Land kitaj, da doch die kitajka davon seine Benennung erhielt? So wird das Adjektiv njemeckoj manchen Wörtern in der Erklärung beygelegt, und selbst njemeckij inbir ward aufgenommen; aber njemec und njemeckoj fanden keinen Platz, an dem sie erklärt worden wären. Wie konnte man hierin so strenge verfahren und nicht einmal den Wörtern rim, rimskij, rimljanin eine Stelle einräumen?

Da man bey den Verbis ehedem die Präsensform aufnahm,

so mußten meistens die Frequentative dazu gewählt werden, mit denen dann die kürzern Formen, wie auch die Futura in nu verbunden worden sind, ohne diese besonders aufzustellen. So konnte z. B. die Form vernu nur bey verczu, vertjet', und bey einigen zusammengesetzten gefunden werden, wie obvernut' bey dem Frequentativ obvertyvaju. Aber obernu konnte man weder hier noch anderwärts finden. Nur bey dem Reflexiv oboraczivajus, das unter den Abgeleiteten von vraszczu, vratiti (russisch voroczu, vorotit') steht, stößt man endlich einmal auf die Form obernutsja, wobey nach ob das v und vor nu das t, wie gewöhnlich, wegfiel. In dem gegenwärtigen Wörterbuche ist obernut' nirgends anzutreffen, wo es doch, nachdem man die Infinitivform anstatt des Präsens wählte, für sich hätte stehen können und sollen. Bisher waren in den russischen Sprachlehren (die Puchmayrische, Prag 1820 macht eine rühmliche Ausnahme), die verschiedenen Formen nicht gehörig geschieden, sondern bey der Konjugation unter einander geworfen. Daraus ist es nun erklärbar, daß auch in den Wörterbüchern auf die kürzern primitiven Formen gar zu wenig Rücksicht genommen worden. Hier hätte es aber um so leichter geschehen können, weil man die Verba nicht mehr im Präsens, sondern im Infinitiv aufgestellt, das schon deßhalb zu billigen ist, weil der letzte Stammlaut (bis auf wenige Ausnahmen) im Infinitiv unverändert bleibt, wo er im Präsens mehrerer Formen immer verändert wird. Aus demselben Grunde soll auch die Form in iti vor oder neben der Iterativform in ati stehen, z. B. ogradit' vor ograżdat', rodit' für sich und raźdat' wieder für sich, so wie die Form naczat' (nacznu) vor naczinat' und zwar für sich. Warum soll rinut' nicht eben so gut seine Stelle bekommen als das Frequentative oder Iterative rjejati?

Bey den Ausnahmen aber, wo der Stammlaut nicht im Präsens, sondern im Infinitiv verändert wird, müßte auch das Präsens seine Stelle bekommen, z. B. padu, teku, wobey auf past', tecz, so wie bey roju auf ryt', bey imu auf jat' verwiesen würde. Auf diese Art allein kann das Aufsuchen erleichtert werden. Bey der vorgenommenen Trennung der Verbalformen hätte sich auch die Konjugation, wenn es ja noch nöthig schien, genauer bestimmen lassen. Wenn jetzt bey podplyvat' auch podplyt, podplyvu, steht, und dann die erste Konjugation angegeben wird, so kann sich dieß wohl nur auf die längere Form beziehen, da podplyt' nicht zu derselben Konjugation gehören kann. So können sich metnut' bey metat', podporot' bey podparyvat', podperet' bey podpyrat' nicht zugleich auf die angegebene erste Konjugation beziehen. Die erste primitive Form, z. B. pasti, pasu; mest',

meta; teez, tekn, wird hier als unregelmäßig bezeichnet. Schlimmer ist es, wenn durch ein Versehen die Konjugation falsch, wie bey pomolotit' die erste anstatt der dritten, bey peszczi sja die dritte angegeben wird. Uebrigens war die Bestimmung der Konjugation, so wie die Angabe der Deklination bey den Substantiven weniger nothwendig, da bey den Verbis nebst dem Infinitiv auch die zweyte Person des Präsens, bey den Substantiven das Geschlecht und der Genitiv beygesetzt wird, wodurch sich beydes (nach dem System der von der Akademie herausgegebenen Grammatik) ohne Schwierigkeit bestimmen läßt.

Die von dem Präterito des passiven Mittelwortes abgeleiteten Verbalia haben, wie billig, ihre eigene Stelle erhalten; daß man aber auch gar zu vielen Adjektiven, die sich von dem passiven Mittelwort bloß durch den Ausgang yj unterscheiden, ihren Platz eingeräumt, möchte kaum zu entschuldigen seyn, da bey ihrer Erklärung oft nichts anders gesagt werden konnte, als: sie haben die Bedeutung ihres Verbi. Dergleichen sind umovennyj und umytyj, obutyj, prilityj, upertyj, tkanyj, porażennyj, położennyj, peczennyj u. s. w. Viel natürlicher wäre es, bey den Verbalformen das Participium passivum, wo seine Bildung von der Regel abweicht, anzugeben, so wie man das Präteritum in l, gar oft ohne Noth, angegeben hat. Da von rodit' das Präteritum rodil nach der Regel gebildet wird, rożden aber einigermaßen abweicht, so wäre die Angabe rożden nützlicher, als rodil. Nur in gar wenigen Fällen dürfte das vom passiven Mittelwort abgeleitete Adjektiv eine eigene Stelle erfordern, wie etwa pjetyj gesungen, von pjet', weil das Verbale pjenie in der Bildung davon abweicht.

Sehr zu billigen ist, daß die Diminutive und Augmentative, um Raum zu ersparen, mit ihren Primitiven, so wie die weiblichen Substantive mit ihren männlichen, verbunden worden sind. So steht kotik, kotiszcze bey kot, doch sind kotenok, kotja und koszka davon getrennt und stehen für sich. Das weibliche kalkunka ist mit kalkun verbunden, so wie żnica, die Schnitterin mit żnec, nicht aber żrica, Opferpriesterin, mit żrec. So sind auch die Formen oven, ovca und ovcza getrennt und jedes davon hat seine eigene Stelle. Am meisten aber wird die natürliche Stellung der Primitive, die ihren Abgeleiteten voran gehen sollten, dadurch unnütz gestört, daß auf das grobe und feine jer zu viel Rücksicht genommen ward. Warum sollte die Präposition k nicht an der Spitze des ganzen Buchstaben stehen? Es nimmt aber, weil jer damit verbunden wird, die vorletzte Stelle ein. So steht auch s aus derselben Ursache ganz zuletzt, wo es am Anfange stehen sollte. Das Primitivum pol (halb,

Hälfte) kam weit hinter polovina, polot', selbst erst nach den aus pol, polo, polu, zusammengesetzten zu stehen, wo es füglich allen vorgehen konnte. Es ist doch ganz widerlich polkovnik und fünf andere von polk abgeleitete Wörter eher aufgestellt zu finden, als das Primitivum polk. So schließt auch med die ganze Reihe seiner Abgeleiteten. Dieser Uebelstand konnte leicht gehoben werden, wenn man das begleitende Jer nicht beachtete.

Dagegen ist nicht viel einzuwenden, daß man den Adverbien, selbst wenn ihre Bildung von dem sächlichen Adjektiv in o nicht abweicht, einen eigenen Platz anwies. Aber auf die abweichende Bildung ihrer Komparative hätte doch mehr Rücksicht genommen werden sollen So haben die Komparative rježe von rjedko, slaszcze von sladko keinen Platz erhalten.

Ueber die sehr große Menge der aufgenommenen fremden Wörter wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß hier die ganze Masse der Sprache, wie sie sich, seit der Einführung des Christenthums, seit der Bekanntschaft mit fremden Nationen durch Handel und Eroberungen bis auf die neueste Kultur durch Künste und Wissenschaften herab, allmählich vermehren mußte, dargestellt werden sollte. Nicht zwar alle, aber doch die meisten der fremden Wörter sind durch Verkürzungen als französische, griechische, lateinische, deutsche, auch wohl als tatarische u. s. w. bezeichnet worden. So wird karavan als persisch, almaz der Diamant als arabisch, arbuz (cucurbita citrullus) als vom türkischen karbuz herstammend, antal als ungrisch angegeben; antal aber ist nach der gegebenen Erklärung nichts anders, als das verdorbene deutsche Wort Antheil. Orden ist als lateinisch bezeichnet, allein diese Form ist doch deutsch. Kumir, lepta, gomola sollen hebräisch seyn. Kumir mag bulgarisch oder chasarisch seyn. Lepta ist das griech. λεπτον, und gomola ist rein slawisch. Vor Dieb soll wieder sarmatisch seyn. Was ist aber sarmatisch? hier etwa finnisch. Gar viele fremde Wörter sind unbezeichnet geblieben, z. B. die griechischen: chor, fonar, kroka, kedr, sachar, sfera, sknipy, stich, stichija, tekton, uksus u. s. w. Die aus dem Deutschen entlehnten: cug, jelbot (Eilboot), jakor, gneja, llejto, funt, forel', fut (holländisch), rama, rang, ratusza, rejtar, snur, stal', szkoda, szczegla, vanna, u. s. w. Bokal war in der ersten Ausgabe als celtisch, glyba als lateinisch bezeichnet; in der zweyten blieb nun diese Bezeichnung weg; glyba ist wohl aus gleba entstanden. Auch orar', karta, centr, centavr und viele andere hätten als lateinisch bezeichnet werden sollen. Kentavr ist als griechisch richtig angegeben. Es war wohl am meisten zu erwarten, daß wißbegierige Leser über Wörter tatarisch-türkischen oder sonst asiatischen

Ursprungs von Petersburg aus belehrt werden würden. Aber gerade hierin ward unsre Erwartung getäuscht. Alyj, lichtroth, karij schwarz, sind gewiß tatarisch, und es wird dabey nichts erinnert. In der ersten Ausgabe ward doch bey alyj das türkische al angeführt, hier aber wurde diese Angabe gestrichen. Auch bey begr, oczag Herd, karaul Wache, karandasz (plumbago), karakatica (sepia officinalis), kolpak oder kalpak erfährt man eben so wenig als bey bumaga Papier, obezjana (simia), parus Segel, loszad' Pferd, tarakan (blatta orientalis), woher sie in die russische Sprache gekommen seyn mögen. Bumaga ist wohl aus bombag, Baumwolle, das nach Klaproth in ganz Asien üblich, aus Indien stammt, entstanden. Glaz Auge mag von Warägern, so wie Velbud von dem gothischen Ulband herrühren. Wer dürfte aber darüber, daß nicht eines jeden fremden Wortes Herkunft angegeben worden, den Herausgebern gerechte Vorwürfe machen? Doch hätte Ref. gewünscht, daß bey Wörtern, die als fremd bezeichnet sind, das fremde Wort selbst beygesetzt worden wäre, um zugleich daraus zu ersehen, welche Veränderung das fremde Wort im Munde des Russen leiden mußte. Es wäre viel belehrender, wenn bey graver das franz. graveur, bey orakul, titul, orar', das lat. oraculum, titulus, orarium, bey ad das griech. ᾄδης, bey povg πευκη, bey perlomut das deutsche Perlmutter, bey jarmonka Jahrmarkt, bey maczta Mast, bey klapan Klappe u. s. w. beygesetzt würde. Dieß dürfte sogar auf slawische Wörter, die dem Griechischen entweder ganz oder zur Hälfte nachgebildet sind, ausgedehnt werden. Aus der slawischen Bibelübersetzung und andern Kirchenbüchern ließen sich die Belege dazu zu Hunderten sammeln.

Andere Wörter, die in der gemeinen Redesprache nicht vorkommen, werden gewöhnlich als slawisch oder als veraltet bezeichnet. Slawisch und russisch sind einerley Ursprunges und unterscheiden sich nur als Mundarten einer allgemeinen Sprachklasse, gehören aber, nach gewissen Charakteren beurtheilt, zu derselben Sprachordnung. Beyde, sowohl der russische als slawische Dialekt (in Innerösterreich, Kroatien, Slavonien, Serbien, Dalmatien) sprechen zviezda, evjet, anstatt gvjezda, kvjet; beyde lieben das epenthetische l nach Lippenlauten (zemlja, kaplja, postavlen) und nehmen das epenthetische d vor dem Ausgange lo nicht an (salo, oralo, pravilo) u. s. w. Da nun die Russen ihre ersten slawischen liturgischen Bücher aus den früher bekehrten südlichen Ländern erhielten, so schrieben sie auch selbst vor Zeiten lieber slawisch als gemein russisch. Daher nun auch noch jetzt die russische Büchersprache aus echt slawischen und russischen Wörtern und Formen besteht. Man begreift also wohl,

daß ein vollständiges russisches Wörterbuch viele slawische Wörter enthalten müsse. Selbst hier wird bey den Adjektiven der slawische Ausgang yj dem russischen oj (pravyj anstatt pravoj) vorgezogen. Es werden nun glava, brada, grad, breg, jelen' als slawisch bezeichnet, weil die Russen golova, boroda, gorod, bereg, olen dafür sprechen. So werden auch vyja, vert, kotva, vapno, tul, laszcza, szuica als slawisch angegeben, weil die Russen mit ganz andern Wörtern dieselbe Sache bezeichnen. Daher konnte nun vyja durch szeja, vert durch ogorod, kotva durch jakor, tul durch kalczan, laszcza durch czeczevica, szuica durch ljevsza ganz kurz und doch dem Russen verständlich erklärt werden.

Einen besondern Vorzug würde sich vorliegendes Werk errungen haben, wenn es mit allen slawischen Wörtern, die bey Nestor und andern Chronisten, in den Werken des Turower Bischofs Cyrill, in alten in Rußland und außer Rußland verfertigten Uebersetzungen der heiligen Väter, besonders aber noch in der Ostroger Bibel vorkommen, vermehrt worden wäre. Dieß ist aber nicht der Fall, weil wirklich nicht wenige slawische und altrussische Wörter darin vermißt werden. Dergleichen sind aer, aerskij, aże, alcza, ovczuch, oli, oże, das Adjektiv unij, jaz, jeter, izok, vab, vclet.(es steht doch bey ispolin), volosożar (bey Hölterhof), vozbnu, vjeglas, berezozol (wer möchte es bey Mart suchen?), breżij (womit berożaja zu vergleichen ist), bczela, pav, pojasnik, das Adjektiv pyrjan, pugva, plakati, plaknuti (russ. polokat'), pjatro, notopyr' und natopyr (vergleiche natopyrit'sja), ljutomyj, mladec, mladjeti, letuszka (bey Rodde), das Adverbium tacze, tekla Harz, zubr, żeravl' (nicht an seiner Stelle, doch mit żuravl' verbunden), samczij, sirjecz, sun, slaszcz, stolpostjena, stug, ci, cida, czech oder czoch (ni v-son, ni v-czoch), gostitba, chort, kmet. Selbst von denjenigen, die Karamsin in seiner Geschichte erläuterte, stehen bey weitem nicht alle hier. Es fehlen z. B. tez (soviel als tezka), temnik, seren, sabanczij (verkürzt samczij), sol, svjene, palomnik, popoloch, komon' Pferd, medusza und andere. Wessen Schuld mag es wohl seyn, wenn auch ganz gewöhnliche Wörter vermißt werden, z. B. pecz backen, pjet' singen, pomagat' und pomocz helfen, ferner skranija Schläfe, stolp (stolb), stolpik, stolpovyj, die doch in der ersten Ausgabe stehen. Auch das tatarische devter der ersten Ausgabe fehlt hier. Bey veles wird der Leser auf velos verwiesen, das doch nicht zu finden ist. Bey onomedni ist das vulgäre onomujas weggeblieben. Da der Accusativ mja aufgenommen

ward, warum sollten die abweichenden Plurale my, vy nicht auch ihren Platz einnehmen.

Wenn dieses Werk, wie man voraussetzen muß, mehrern Mitgliedern der russischen Akademie zur Prüfung vorgelegt worden, so kann man sich auf ihre Entscheidung sicher verlassen, so oft darin ein Wort als gemein, veraltet oder als ein seltner gebrauchtes bezeichnet wird, es mag nun slawischen oder fremden Ursprunges seyn. Siehe delva, žal, žalobnik Kläger, vabij Eidam, kolontar, tachtuj. Größtentheils sind die altslawischen Wörter als solche richtig bestimmt, doch nicht immer. Denn bosman Wegekost, ist gewiß nicht slawisch; monisto (lat. monile) und kedrskij haben nur einen slawischen Ausgang; vodovažda (Jsai. 36, 2 in der verbesserten Bibel) ist ein neuer, nicht ganz glücklicher Versuch der Korrektoren, denen das alte vedenie vodnoje nicht gefallen mochte. Der echte Ausdruck für aquaeductus ist vodovod, das auch hier am rechten Orte aufgeführt wird; rjeti als Infinitiv ist ein Unding. Man wollte etwa in der ersten Ausgabe das einfache Wurzelwort rjetu vor obrjetaju angeben. Durch ein Versehen ward nun rjeti gesetzt, als alt (starin.) bezeichnet, und durch tecz unglücklich erklärt. Dieß hätte nicht nachgeschrieben, sondern verbessert werden sollen. Der wahre Infinitiv von rjetu müßte rjesti seyn, daher obrjesti, srjesti u. s. w. Der wahre Infinitiv von ženu ist gnati, nicht ženuti, und auch dieser falsch angegebene Infinitiv blieb noch stehen. Jzgnat', otognat', prognat' sind zwar richtig bey ihren Iterativen angegeben worden, aber izženul anstatt izgnal, otženuti anstatt otognat, blieben unter izženjaju und otženjaju unverbessert. Daß die Bedeutungen der Wörter richtig und genau angegeben worden, ist allerdings und mit vielem Grunde anzunehmen. Dessen ungeachtet stießen dem Ref. doch einige wenige Beyspiele auf, wo man in den gegebenen Erklärungen mehr Genauigkeit billig fordern dürfte. Oolity (warum steht hier nicht lieber der Singular Oolit?) sollen versteinerte Pflanzen seyn. Es sind aber die Oolithen oder sogenannten Erbsensteine. Bey loj wird man aus der Umschreibung doch nicht klug, und die Bedeutung davon bleibt unbestimmt. Stünde teplenoje salo dabey, so wüßte der Russe gewiß, daß das slaw. loj nichts anders sey als Unschlitt, Talg. Lono wird durch njedro erklärt, allein lono ist der Schooß, sinus njedro aber eigentlich der Busen. Bey nejasyt' steht als Erklärung filin, sova, d. i. Eule. Polykarpow hat dies Wort viel richtiger durch Pelikan erklärt. Derselbe hat auch schon chaluga in seinem Lex. trilingui durch sepes, sepimentum erklärt, wo es nach der hier gegebenen Beschreibung etwas außerhalb der Stadt bedeuten soll. Wie unbestimmt! Man durfte ja nur die

aus Lukas angeführte Bibelstelle nachschlagen. Chaluga entspricht dort (Luk. 14, 23) dem griechischen φραγμὸς. Daß rataj und ratnik, womit jenes hier verbunden wird, einerley bedeute, kann nicht erwiesen werden. Die aus Isaias angeführte Stelle bezieht sich wohl auf ratnik, Krieger, nicht aber auf rataj, Ackersmann. Doch ist rataj an der Stelle, wo es für sich steht, richtig erklärt worden. Es sollte also mit ratnik nicht verbunden werden. Hatte man etwa poborataj im Sinne? Rożen soll in figürlicher Bedeutung für silnoj, stark, gebraucht werden. Allein protivu rożnu in der angeführten Stelle heißt immer noch contra stimulum, wider den Stachel. Pyro wird durch goroch, Erbse, erklärt. Allein pyro steht für ὀλυρα, und pyrjan (von pyro abgeleitet) entspricht in der Ostroger Bibel (3 Kön. 19, 6) dem griechischen ὀλυρίτης, siligineus, in der verbesserten Bibel jaczmennyj. Bey chobot fehlt die Bedeutung Schweif, cauda, die es im Slawischen hat. Bey szidjannyj wird erinnert, es werde von irgend einem gewebten Zeuge gebraucht. In der Ostroger Bibel steht es für byssinus. Es ist aber nichts anders als seiden, von dem veralteten szida, Seide, das durch das neuere szelk verdrängt worden ist. Bey perun ist die Bedeutung Jupiter, der donnernde Gott, nicht angegeben, wie sie doch in Nestors Chronik vorkommt.

Auf grammatisch-kritische Bemerkungen stößt man in diesem Werke nur gar selten. Diese scheint man absichtlich vermieden zu haben. Bey dva wird jedoch bemerkt, daß es im Slawischen den Genitiv und Lokal dvoju, den Dativ und Instrumental dvjema bildet. Bey jati steht das einfache Präteritum jach, jam (soll wohl jat oder ja heißen). Nebst jemlju, jemleszi sollte auch imu hier zu finden seyn. Die Nachsylben żde und żdo (in tojżde, kijżdo) werden für Konjunktionen gehalten; es sind aber verstärkende Nachlaute, so wie że in iże das Relativum bildet. Bey koj wird erinnert, daß es aus kotoryi verkürzt sey, und auf kij verwiesen. Gerade umgekehrt. Kotoryj ist eben so wie koj von dem fragenden k nur vermittelst anderer Bildungslaute abgeleitet. Batjuszka, Väterchen, sollte auch nicht für eine Abkürzung von Batja angesehen werden. Teza oder tezja wird als ein veraltetes Substantiv angegeben, und ihm die Bedeutung Name beygelegt. Teza ist ein Unding, aber tez ist nichts anders als das Pronomen t durch das angehängte ez verstärkt, und bedeutet nach Karamsin gerade das, was tezka, tezoimenity; d. i. einen Namensbruder, der denselben Namen führt. Wäre bey tre, das vielen Adjektiven vorgesetzt wird, gesagt worden, daß es aus troje zusammengezogen ist, so wäre es einleuchtend, daß treblażennyj gerade so

vielleicht als ter beatus. Zur Erläuterung von inok wäre die Erinnerung, daß es aus jedinok verkürzt worden, nicht überflüssig gewesen. Jedinok aber ist dem Griechischen μοναχος nachgebildet. Bey obt hätte auf obet (das aus ob und vjet entstanden) hingewiesen werden können. Das polnische venzel wäre dem Russen viel verständlicher geworden, wenn auch uzol dabey stünde. Selbst bey chor', chorek (mustela putorius) hätte erinnert werden können, daß darin der erste Stammlaut T oder D wegfiel. Karamsin führt auch dochor' aus einer alten Chronik für chor, tchor, an. Bey der Interjektion czu, höre, sollte doch auf czuju hingewiesen und gesagt werden, daß czu aus dem Imperativ czuj entstanden. Kly, Hundszähne, wird als indeklinabel angegeben, allein kly ist ja doch der Plural von kel, das in andern Dialekten noch zu finden ist.

Die wissenschaftlichen Kunstwörter sind bald weitläufiger, bald wieder kürzer erklärt worden, z. B. Anatomija oder trupo-razjatie nimmt vierzehn, aerometrija aber nur zwey Zeilen ein, wobey aber auf vozduchomjerie verwiesen wird. Hier nun trifft man wieder eine Definition von fünf Zeilen ein. Teleskop wird in sechs Zeilen beschrieben. Der Telegraph ward nicht aufgenommen. Bey tipografija wird auf knigopeczatnja verwiesen, und dort heißt es: ein Gebäude, wo Bücher gedruckt werden, sonst mit einem griechischen Worte tipografija genannt. Umständlicher werden gewöhnlich Werkzeuge, am weitläufigsten aber Bäume und Pflanzen, Säugthiere, Vögel, Fische, Insekten, Fossilien, auch einige Theile des menschlichen Körpers und Krankheiten beschrieben. Die beygefügten lateinischen Benennungen sind, wenigstens für Ausländer, das Vorzüglichste. Serdce, Herz, nimmt nach der anatomischen Beschreibung von siebenzig noch zehn andere Zeilen ein; žila, Ader, 48, weil dabey auch von der Schlagader, Blutader, Spannader (Flächse) und vom Nerven gehandelt wird. Koltun (plica polonica) nimmt 34, pro-caza (lepra) 36 Zeilen ein. Bey volynka sind zwar die Redensarten igrat' na volynkje, naduvat' volynku weggestrichen worden, aber die Beschreibung dieses Instruments von zwölf Zeilen blieb. Wäre denn dies Wort nicht schon hinlänglich durch wolynische Sackpfeife erklärt? Beyspiele von längeren Beschreibungen aus den drey Naturreichen werden noch unten bey jedem Buchstaben vorkommen.

Was die Bestimmung verschiedener Bedeutungen vieler Wörter betrifft, muß Ref. gestehen, daß hierin eher zu viel, als zu wenig geschehen ist. So sind bey den' vier, bey žizn' sechs, bey kniga und ruka fünf, bey rod und koren' neun, bey sovjet acht, bey stojati neun und bey stat', stanu, wieder sechs; bey

idti oder itti neunzehn Bedeutungen als verschieden bezeichnet worden, worauf noch eine große Menge von Redensarten folgt. Diese findet man noch bey vielen andern Wörtern, bey den', zivyj, kniga, ruka u. s. w. Die Erläuterungen von Sprichwörtern, wie unter koren', sind schätzbar. Doch kommen sie nicht gar häufig vor. Med sladko, mucha padko, ist unter keinem dieser vier Wörter zu finden. Wo sich, nach dem Urtheile der Herausgeber, bey verschiedenen Bedeutungen eines Wortes keine Verwandtschaft derselben ausmitteln ließ, da setzten sie das Wort mehrmal, um anzudeuten, daß es nicht ein, sondern ihrer Gleichheit ungeachtet mehrere ihrer Abstammung nach verschiedene Wörter seyen. So ist volna Welle, von volna Wolle, mit Recht getrennt worden. Guba wird dreymal aufgestellt, 1) als Lippe, 2) Bucht, 3) Baumschwamm. Nur hätte guba, Meerschwamm, spongia, nicht unter das erste, sondern unter das dritte Wort gestellt, und das zweyte mit dem ersten verbunden werden sollen. Wenn rumjanec, Wangenröthe, nach drey andern Wörtern noch einmal da steht und durch areola mammarum, den rothen Kreis um die Brustwarzen, erklärt wird, so ist die zweymalige Aufstellung wohl nur ein Versehen. Beydes ist von rumjanyj abgeleitet und nur ein Wort. Roza steht dreymal für sich da, 1) als Gesicht (Gesichtsfarbe), 2) als Krankheit, die Rose, 3) als Pflanze, alcea rosea; allein roza ist hier doch nur ein Wort von drey Bedeutungen, die sich auf die rothe Farbe der Rose beziehen lassen. Jetzt nennen die Russen die gewöhnliche Gartenrose lieber roza. Das Wort pol ist vier Mal für sich aufgestellt: 1) als Fußboden, 2) als Geschlecht, sexus, 3) als Seite, Ufer, 4) als Hälfte. Allein nur das erste pol war hier vom vierten zu trennen, nicht aber das zweyte und dritte pol. Denn diese beyde gehören in figürlicher Bedeutung unter das letzte pol. Die männliche und weibliche Hälfte sind die zwey Geschlechter, so wie on pol, jene Hälfte die andere Seite eines Flusses ist. Noch viel weniger sollte velbud von velbljud getrennt werden, weil velbud die alte Form, und velbljud (im Munde des Russen verbljud) die jüngere Form eines und desselben Wortes ist, das nie was anders als das Kamehl bedeutet hat. Der slawische Uebersetzer dachte auch bey καμηλος (Luk. 18, 25) nicht an ein Schiffseil, Tau, wie einige neuere Ausleger bey dieser Stelle an καμιλος dachten, sondern an das Thier Kamehl. Auch Matth. 23, 24, wo unstreitig vom Kamehle die Rede ist, liest die Ostroger velbuda, wofür die Korrektoren der verbesserten Bibel den Plural vel'bludy setzten. Zwar kommt velbljud auch schon im alten Testamente der Ostroger Bibel vor, im neuen Testamente aber hat sich die

ältere (richtigere) Form noch in allen Stellen, wo das Kamehl vorkommt, erhalten, nämlich an einer Stelle velbud, an zweyen das Adjektiv velbužd'. Getrost kann sich Ref. hierin auf alte Handschriften berufen, worin man überall velbud (ohne l) lesen wird.

Bey Erklärungen durch bloße Synonyma vermißt man gewöhnlich die schärfere Unterscheidung nur scheinbar gleichbedeutender Wörter. Bey czert oder czort stehen vier Wörter als Erklärung: demon, diavol, bjes, zlyj duch. Schlägt man nun demon nach, so findet man wieder diavol, bjes, zlyj duch. Bey diavol wiederum bjes, demon, zlyj, neczistyj duch. Eigentlich entspricht der slawische bjes dem griechischen Dämon, der im neuen Testamente von διαβολος, diavol, genauer unterschieden wird, als hier geschah. Czert ist der schwarze Geist. Bequemer war es, wenn sich slawische Wörter durch beygesetzte russische vollkommen erklären ließen: desnyj durch pravyj, vapno durch isvjest' (neu griechisch ἀσβέστης, ungelöschter Kalk), ispolin durch velikan, usta durch rot, ustnje durch guby, dlan' durch ladon' u. s. w. Gerade bey den gemeinsten, einfachsten Begriffen und Benennungen, die dem Russen gar nicht brauchten erklärt zu werden, mußten die Herausgeber gar oft in Verlegenheit gerathen, wenn sie auch solche erklären wollten. Daher nahmen sie ihre Zuflucht zu Umschreibungen. Blud (fornicatio) ist Sünde wider das siebente Gebot des russischen Katechismus. Dadurch ward die erste eigentliche Bedeutung von blud nur verdunkelt. želud', Eichel, ist die Frucht, die auf Eichen wächst. Wer kann folgende Umschreibungen von iti, stojati, rot treffend finden? Iti, gehen, ist: schreitend oder sich bewegend den Ort verändern; stojati, stehen, heißt: auf den Füßen seyn, mit dem Beysatze: den Verbis liegen und sitzen entgegengesetzt; rot, Mund, ist: eine Oeffnung unter der Nase im Gesichte des Menschen und einiger Thiere, welche mit den Lippen geöffnet oder geschlossen wird, durch welche die Stimme herauskommt, und Speise und Trank eingenommen wird. — Muß der russische Leser nicht lächeln, wenn er bey tretij liest: der folgende nach dem zweyten; bey devjat': bedeutet eine Zahl, die aus acht Einheiten und einer besteht? Solche und ähnliche unnütze Umschreibungen hat Linde in seinem polnischen Wörterbuche dadurch glücklich vermieden, daß er eine zweyte Sprache, die deutsche, zur Erklärung der polnischen Wörter wählte.

Der sehr veränderliche russische Ton, da noch kein Versuch, ihn nach Regeln zu bestimmen, gelingen wollte, ist überall, wie es seyn mußte, durch die im Slawischen gewöhnlichen Accente bezeichnet worden. Nur möchte der Böhme und Serbe sich hier

5

die Frage erlauben: wird denn der betonte Vokal im Russischen immer geschärft oder gedehnt, nicht manchmal geschärft und manchmal merklich genug gedehnt? Im letzten Falle sollte doch ein anderer Accent, der zugleich die Dehnung anzeigte, gewählt werden, wie es Wuk in seinem serbischen Wörterbuche gethan. Der Böhme bezeichnet nur die Dehnung, nicht den Ton, weil dieser immer nur auf der ersten Sylbe ruht. — Gegen die hier befolgte Orthographie ist nichts zu erinnern, wenn gleich nach russischer Sitte der Infinitiv von idu nicht iti, wie im Slawonischen, sondern ohne Grund und Noth idti und itti geschrieben wird. Da das unbetonte o der ersten Sylbe häufig wie a ausgesprochen wird, so bleibt der nach bloßem Gehör schreibende Russe oft ungewiß, ob er o oder a schreiben soll. Daher selbst in diesem Wörterbuche krapiva aufgenommen ward, doch mit dem Beysatze ili kropiva, wo doch letzteres richtiger ist. So hätte auch für parom, Plätte zum Ueberführen, lieber porom (im Slawonischen pram), für kalacz (da es von kolo abgeleitet ist) lieber kolacz, wie sonst bey Polykarpow, geschrieben werden sollen. In lateinischen Wörtern fielen dem Ref. mehrere Druckfehler auf, lurius für lucius, potantilla für potentilla, pimpella für pimpinella u. s. w. Wir dürfen die Anzeige dieses wichtigen Werkes nicht schließen, ohne den Leser mit dem Inhalte desselben genauer bekannt zu machen. Lasset uns also jeden einzelnen Buchstaben nach der Reihe des russischen Alphabets durchgehen, und mit Bemerkungen über den größern und kleinern Umfang einzelner Buchstaben begleiten, und von größern und wichtigern Artikeln aus der Naturgeschichte, die mit lateinischen Benennungen versehen sind, einige Proben liefern.

A von 72 Spalten enthält fast lauter Wörter aus fremden Sprachen. Akademija nimmt 22, Almaz 37, Ananas 19 Zeilen ein. — Unter B (von Spalte 72 bis 370) stehen viele Zusammensetzungen aus bez und blago. Bajbak, arctomys babac, wird mit 22; Baraban, Trommel, mit 23; Barbaris, berberis vulgaris, mit 21 Zeilen beschrieben. — Unter V (von 371 bis 1070) machen die mit den Präpositionen v oder vo, vy, vz oder voz zusammengesetzten Wörter den größten Theil aus. Vychuchol, castor moschatus, wird hier in 23; Vydra, mustela lutra, in 15 Zeilen beschrieben. Vorobej, Sperling, nimmt mehr als 30 ein, weil auch andere Gattungen von Vögeln darunter vorkommen, als vorobej vodjanoj, sturnus cinclus, und verobej kamyszennoj, parus biarmicus. Sollte denn vorobej gornoj, fringilla montana, keinen kürzern besondern Namen haben? — Unter G (von 1070 bis 1310) kommen keine Zusammensetzungen aus Präpositionen vor. Hier nehmen Gus',

ner, von 33, Gvozdika, caryophyllus aromaticus, von 35, Granat, punica granatus, von 23 Zeilen, den größten Raum ein.

Band II. D (von 1 bis 336) faßt viele Zusammensetzungen aus do. Längere Artikel sind: Deren, cornus mas, von 24; Dikobraz, histrix cristata, von 27; Drachva, otis tarda, von 28; Drozd, turdus, mit vielen Arten, von 65; Dub, quercus robur, von 26; Djagil, angelica sylvestris, von 30 Zeilen. — E, das ist je (von 337 bis 378), ungeachtet einiger Zusammensetzungen aus jedino und jeże ist sehr schwach. Darunter gehören: Jel', pinus abies, von 18; Jersz oder Jorsz, perca cernua, von 29; Jechidna, coluber berus, von 29 Zeilen. Unter ż, polnisch ż (379—475), zeichnen sich aus: żavoronok, die Lerche mit ihren Arten, von 82; żar, struthio casuarius, von 46; żeljeznica, clupea alosa, von 27 Zeilen. — Unter Z (von 476 bin 934) sind die aus der Präposition za zusammengesetzten Wörter die häufigsten. Der Strauch zamanicha, nitraria Schoberi, faßt 27 Zeilen; zajac, der Hase, lepus timidus, nur 13, aber zajac zemljanoj, dipus jaculus, 18; zajaczej szczavel', oxalis acetosa, 27 Zeilen. Dieselbe Pflanze wird auch wieder unter Kislica beschrieben. Zvjeroboj; da dieser Name vielen Gattungen von Pflanzen zukommt, nimmt mehr als vier Spalten ein; zorja, ligusticum levisticum, 35 Zeilen. — I reicht mit seinen vielen Zusammengesetzten aus iz von 934 bis 1172. Darunter stehen: Iva, salix alba, von 18; Ivin, tantalus ibis, von 22; indiskoj pjetuch, meleagris gallopavo, von 25; Ipatka, alca arctica, von 27; Irga, mespilus cotoneaster, von 28 Zeilen. — J, das zweyte, das dem griechischen Jota entspricht, enthält auf sechs Spalten lauter griechische Wörter, z. B. Jakinth, von 17, Irmos von 6 Zeilen.

Band III. K von 1 bis 504. Von größern Artikeln aus den Naturreichen nennen wir: Kavarga, moschus moschiferus, von 25; Kalufer, tanacetum balsamita, von 22; Kamennoj baran, capra Ammon, von 34; Kandyk, erithronium dens canis, von 24; Karp, cyprinus carpio, von 38; Kedr, pinus cedrus, von 40; Kokos, cocos nucifera, von 32; Koksun, anas clypeata, von 37; Kolokolcziki, campanula, 2. aquilegia vulgaris, von 37; Kosatka, hirundo apur, 2. delphinus orca, 3. trigla hirundo, von 60; Kotkonnja, tradescantia virginiana, von 30; Kuropatka, tetrao perdix, von 36 Zeilen. — L, zwischen 505—662, enthalt: Labaznik, spiraea ulmaria, von 23; Leszcz, cyprinus brama, von 22; Limon, citrus medica, von 26; Listvenica, pinus larix,

von 20 Zeilen. — M reicht von 663 bis 966. Darunter: Mak, papaver somniferum, von 30; medvjed', ursus arctor, von 43; Možževel'nik, juniperus communis, von 30; Morž, trichechus Rosmarus; Mysz, Maus, von 21; dabey letuczaja mysz, vespertilio murinus, von 16; und noch Mysz faraonova, viverra ichneumon, von 16; Mjachunka, physalis alkekengi, von 18 Zeilen. — N, durch seine vielen zusammengesetzten Wörter aus na, nad, ne, ni, niz vergrößert, dehnt sich von 967 bis 1444 aus. Neklen, acer tataricum, faßt 18; Nosorog, rhinoceros, 25; Njarka, salmo, 18 Zeilen.

Band IV. O, durch die zusammengesetzten Wörter aus den Präpositionen o, ob, ot sehr stark vermehrt, reicht von Spalte 1 bis 758. Man findet unter O die längern Artikel: Oguresznik, borrago officinalis, von 20; Okun, perca fluviatilis, von 17; Olen', cervus elephas, von 17; dabey olen' letuczij, scarabaeus cervus, von 16, und olen' sjevernoj, cervus rangifer, von 13; Omeg, cicuta virosa, von 22; Osetr, acipenser sturio, von 16; ocznaja trava, Augentrost, euphrasia officinalis, von 22 Zeilen. Ein Theil von P steht noch in diesem Bande von 758 bis 1536, die zweyte nicht geringere Hälfte im

V. Bande von 1 bis 770. Von den vielen Zusammengesetzten aus den Präpositionen pa, po, pod, pra, pre oder pere, pred, pri, pro rührt die ungeheure Menge der Wörter unter P her, so wie von längern Beschreibungen. Dergleichen sind: Pavlin, pavo cristatus, von 42; Peszczanka, arenaria campestris; Plakun, lythrum salicaria; Plamennik, phlox sibirica, von 27; Podmarenik, galium verum; Pulej, mentha pulegium, von 25; Pelyn', artemisia absinthium, von 23; Potatujka, upupa epops und Pestel'ga, falco tinnunculus, von 22 Zeilen. — R konnte nur durch die zusammengesetzten Wörter mit raz (bey sehr wenigen mit roz) zu seiner Ausdehnung von 771 bis 1142 gelangen. Beschrieben werden hier: Rajskaja ptica, paradisea apoda, mit 27; Rak, der Krebs, sammt der eben so genannten Krankheit, mit 33; Raszplja, squalus squatina, mit 30; Rjavca, cottus scorpius, mit 33 Zeilen u. s. w.

Band VI. S, der stärkste Buchstabe nach P, reicht bis 652, da er sehr viele Zusammengesetzte aus den Präpositionen s oder so und su (obschon letzteres nicht einmal für sich steht, noch erklärt ist), und eben auch viele längere Beschreibungen von Thieren und Pflanzen enthält. Sabur, alve, von 35; Sverjuga, acipenser stellatus, von 29; Selezen', anas boschas, von 32; Serdecznik, leonurus cardiosa, von 24; Skoropjelka, primula veris officinalis, von 24; Slon, elephas, von 29 (Sok-

nun kam schon oben als Koksum unter K vor); Solodkovoj koren', glycyrrhiza glabra, von 24; Som, silurus glanis, von 34; Sparża, asparagus officinalis, von 24; Strous, Strauß, struthio camelus, von 39; Sudak, perca lucioperca, von 22 Zeilen. — Unter dem Buchstaben T von 652 bis 846 kommen vor: Tabak, nicotiana tabacum, von 37; Tarakan, blatta orientalis, von 21; Tis, taxus baccata, von 20; Togustun, lonicera caucasica, von 24; Tunak, scomber thynnus, von 35 Zeilen. — U, das ohne die vielen Zusammengesetzten aus u ganz schwach seyn würde, reicht doch von 846 bis 1122. Bey Ugor' von 31 Zeilen ist durch ein Versehen die lateinische Benennung muraena anguilla weggeblieben. Ustrica, ostrea edulis, nimmt 15; Utka, anas, 17 Zeilen ein. — F auf 26 Spalten enthält kein slawisches Wort, sondern nur fremde Wörter. Beschrieben sind hier: Fazan, phasianus colchicus, mit 32; Filin, strix bubo, mit 27; Finik, phoenix dactilifera, mit 26; Fialka, viola odorata, mit 27 Zeilen u. s. w. — Unter Ch, das 80 Spalten begreift, findet man: Charius, salmo thymallus, von 27; Chvoszcz, equisetum, von 22; Chmel, humulus lupulus, von 38; Chomjak, mus cricetus, von 26; Chrjen, cochlearia armoracia, von 23 Zeilen. — Der Buchstabe ц, polnisch C, deutsch Z, nimmt 26 Spalten ein. Von längern Beschreibungen kommen vor: Carskij skipetr, verbascum thapsus, von 24; Cjelibucha, strychnos nux vomica, von 19; Cynga, der Scharbock, von 23 Zeilen. — Unter dem Buchstaben ч, polnisch cz, auf 100 Spalten, sind beschrieben: Czaber, satureja hortensis, mit 29; Czemerica, veratrum album, mit 22; Czervec, coccus, mit 21; Czeremucha, prunus padus, mit 22; Czerepacha, testudo, mit 18; Czernobylnik, artemisia vulgaris, mit 24; Czernogolovnik, pimpinella saxifraga, mit 25; Czesnok, allium sativum, mit 22; Cziż, fringilla spinus, mit 13 Zeilen. — ш, polnisch sz, nimmt 52 Spalten ein Darunter stehen: Szalamajnik, spiraea ulmaria, von 31 (ist nach der Beschreibung mit Labaznik einerley); Szalfej, salvia officinalis, von 23; Szafran, crocus sativus officin., von 26; Szerszen', oestrus, von 11 Zeilen. — щ, polnisch szcz, begreift auf 22 Spalten auch längere Beschreibungen: Szczavel', rumex acetosa, von 21; Szczelkucha, cynoglossum officinale, von 22; Szczuka, esox lucius, von 18; Szczur, loxia enucleator, von 11 Zeilen. — ѣ schreiben die Russen für das slawische ja am Anfange der wenigen, hier auf sechs Spalten verzeichneten Wörter: jest', essen, für jasti u. s. w. — das verkehrte e (э) schreiben sie in fremden, mit e, ae, oe anfangenden Wörtern, die

hier sechs Spalten einnehmen. Dergleichen sind: Echo, Ethir, Ekonom u. s. w. — Die mit Ju anfangenden Wörter betragen sechs Spalten. Darunter nimmt Jula, motacilla modularis, 29; Jurok, fringilla montifringilla, 16 Zeilen ein. — Unter dem Buchstaben Ja, von 42 Spalten, kommen unter andern vor: Jabloko, Apfel, von 25; und Jabloko zemljanoje, solanum tuberosum, von 32; Jabloko ljubovnoje, solanum lycopersicum, von 19; ferner Jablon', Apfelbaum, von 17; Jagodki, daphne mezereum, von 22; Jazyk volovej, anchusa officinalis, von 30 (Jalovec, Wacholder, wie ihn die Böhmen und Polen nennen, steht zwar auch hier, wird aber dabey auf Možževelnik verwiesen); Jasen', fraxinus excelsior, von 19 Zeilen. — Unter Thita oder Fita und Ypsilon (slaw. ižica) sind lauter griechische Wörter auf vier Spalten verzeichnet, womit Spalte 1478 der sechste Band schließt.

So hätte Ref. doch einiges Wenige von den Schätzen dieses Wörterbuches dem Leser zur Belehrung und eigenen Beurtheilung mitgetheilt. Sollten auserlesene Mitglieder der russischen Akademie sich nun bald auch mit der Herausgabe eines slawisch-russischen etymologischen Lexikons beschäftigen, so wäre vor allem zu wünschen, daß zuerst alles Fremdartige von dem Slawischen und echt Russischen geschieden und gänzlich abgesondert werde, so daß die aus dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen, Französischen, Tatarischen und andern Sprachen entlehnten Wörter ein eigener Theil faßte; daß ferner die Buchstaben nach der natürlichen Verwandtschaft der Laute aufgestellt würden, wie es Dobrowsky in dem Entwurfe zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen vorgeschlagen, und in den Instit. l. slav. zum Theile ausgeführt; daß endlich bey der Anordnung selbst immer auch Rücksicht auf bequemes Aufsuchen genommen werde. Zeit und Raum gestatten es nicht, hier in Beyspielen zu zeigen, auf welche Art beyde Methoden, die etymologische und alphabetische, in der Anordnung nicht nur der Stammwörter, sondern auch der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter, füglich und ohne große Schwierigkeit verbunden werden können, um einen allgemeinen Index über das ganze Werk entbehrlich zu machen.

J. D.

Art. IV. The History of Fiction, being a critical account of the most celebrated works of Fiction, from the earliest Greek Romances to the Novels of the present age. By *John Dunlop*.

(Fortsetzung von Bd. XXVI. enthaltend die Romane von der Tafelrunde und dem heiligen Graal, insbesondere Merlin, Sankt Graal, Perceval, Lancelot vom See, Meliadus, Tristan, Ysaie le triste, Arthur, Gyron le courtois, Perceforest, Cleriadus, Wiglan u. s. f.).

Das dritte Kapitel von p. 154 bis p. 368 enthält zuvörderst eine Einleitung über den Ursprung der romantischen Poesie in Europa, und gibt dann Bericht über die Romane von der Tafelrunde.

Wir haben zu Anfang dieser Beurtheilung unsere Ansicht über das erstere mitgetheilt, und werden in dem nun folgenden Einzelnen eine Bestätigung des dort im Allgemeinen Ausgesprochenen finden. Schon die Worte Roman, Romanze, Romantisch führen uns auf den richtigen Weg. Vergleicht man die bey Du Cange und Carpentier zusammengetragenen Stellen (Glossar. ad scr. med. et inf. Lat.) unter *Romana* lingua, *Romanus* liber, *Romaniliter* u. s. w.; so findet man bey dem Gebrauch dieser Worte im Gegensatze des Antiken, Lateinischen, wie das neue, christliche Prinzip nicht als ein wildfremdes unabhängig neben dem alten sich stolz machte, sondern vielmehr jenes alte durchdrang, und in sich aufnahm. So erhielten die neuen Geburten die veredelten und verjüngten Züge der früheren. Die Sache wuchs und gestaltete sich, wie alles Bedeutende, allmählich, gerade wie die Bedeutung des Wortes allmählich sich wandelte. Es ist fruchtbar, den Uebergang dieser Bedeutung in den verschiedenen Zeiten gegenwärtig zu haben. Folgende Stellen scheinen dazu vorzüglich geeignet.

Cicero: Epist. ad famil. l. 7 ep. 16. Te divitem futurum; id, utrum *Romano* more *locutus* sit, bene nummatum te futurum, an etc. etc. Hier ist Romanus mos dasselbe, was er anderswo consuetudo *Latini* sermonis nennt.

Dagegen Albericus Chronikon zum Jahre 1177: Multos libros et maxime vitas Sanctorum et actus Apostolorum de *Latino* vertit in *Romanum*.

Ordinat. reg. Franc. t. 9 p. 359 vom Jahre 1408: In *Romanica* seu *layca* lingua.

Testam. Raim. de Villanova vom Jahre 1449: Loquebatur in *Romancia* seu lingua *laica*. Das wird nachher erklärt: Non in *Latino* sed in *lingua materna*.

Wir Deutsche nannten die romantische Sprache die wälsche. Chron. Monast. St. Trudonis l. 1 p. 348: Nativam

linguam non habuit Teutonicam, sed quam corrupte nominant *Romanam*, Teutonice *Wallonicam*.

Betrachten wir den Stoff genauer, der in dieser neuen Sprache bearbeitet wurde, so entdecken wir bald sechs große Klassen, unter welche sich die einzelnen Produkte ihrem Inhalte nach bringen lassen. Außerdem haben wir freylich eine unzählige Menge vereinzelter Erscheinungen, die an den Gränzen schweben, und Uebergangspunkte bald zur einen bald zur andern Klasse haben, theils als Werke der Willkür oder einer abnormen Genialität ganz außerhalb ihrer Zeit und ihres Klima liegen. Unser Verfasser hat die fünf ersten Klassen besonders hervorgehoben, und einer genauen Analyse gewürdigt. Diese sind:

1) Die Romane aus dem Cyklus von Artus und der Tafelrunde.

2) Die Romane aus dem Cyklus Karls des Großen und seiner Ritter.

3) Amadis mit seiner zahlreichen Sippschaft.

4) Romane, welche griechische und römische Heroen in moderner Gestalt auftreten lassen.

5) Geistliche Romane, angeknüpft an beglaubigte Nachrichten von den Schicksalen, Leiden, Thaten u. s. w. christlicher Glaubenshelden und Heldinnen.

Zu diesen fünfen fügen wir hinzu:

6) Romane, in denen Thiere mit menschlichem Verstand, Sinnen und Eigenheiten aufgeführt werden: das, was wir jetzt Fabeln zu nennen pflegen. Diese letzte Klasse ist eigentlich die einzige, welche ihr eigenthümliches Leben bis auf unsere Zeit hin gerettet hat. Die anderen fünf sind jetzt mehr oder weniger Antiquitäten des Mittelalters geworden. Versuche, sie wieder einzuführen, finden Anerkennung bey Kennern und Dilettanten, aber nicht Eingang bey der Masse des Volks.

Dunlop hat die Romane der ersten Klasse voran gestellt und zuvörderst analysirt. Von einem andern Gesichtspunkte aus könnte man die der vierten zunächst betrachten, weil hier der Uebergang aus dem Antiken zu dem Modernen besonders nahe liegt, und am leichtesten zu Vergleichungen Anlaß gibt. Allein es ist doch schon ein gewisser Grad von Gelehrsamkeit, ein Dämmerlicht aus griechischer und römischer Welt in der Behandlung des ausländischen, fabelhaften Stoffes der alten Heidenzeit sichtbar. Die Geschichten von der Tafelrunde hingegen sind ursprüngliche Erzeugnisse der neuen Zeit, sie tragen das vollkommenste Gepräge derselben, sind ehrwürdig als die ältesten Kunstdenkmale der Art aus dem Mittelalter, und bewundernswerth durch ihre innere Einheit bey unendlicher Mannigfaltigkeit. Wohl

erkennen wir hier die alten natürlichen Elemente jeder dichterischen Komposition, wie irgend bey Homer, Virgil, Apulejus, den Niebelungen. Lieb und Leid, Kampf und Ruhe, Sieg und Tod im buntesten Gemisch der Vorfälle einer thatenreichen Zeit. Aber das Charakteristische dieser Romane ist das Centrum, um welches sich das alles dreht, und dem es zustrebt. Und dieses Centrum ist nichts anders, als das höchste Gut selbst, wie es das Christenthum uns kennen gelehrt hat, die Erlösung und Beseligung durch den Weltheiland. Und dieses Gut ist ein äußerlich wahrnehmbares, wirkliches und konkretes geworden in dem sanctus cruor (heiligen Blut, Graal), wie es aus Christi Seite durch den Lanzenstich des Longinus hervorströmte, und von Joseph von Arimathia im Demant-Gefäß aufgefangen unter die Hut des geweihten Ordens der Ritter von der Tafelrunde gestellt ward *). Nur in ihrem Verhältniß zu diesem Centrum erhalten die Personen und Begebenheiten unserer Romane ihre rechte Bedeutung.

Um den Raum und die Zeit für den ganzen Cyklus mit seinem Mittelpunkte zu finden und zu erklären, müssen wir uns wieder zu den Nachrichten und Traditionen der frühesten Ausbreitung des Christenthums wenden.

Der ursprüngliche Hüter jenes Kleinods ist Joseph von Arimathia, von welchem die kanonischen Evangelien Matth. 27, 57 u. folg. Mark. 15, 42 u. folg. Luk. 23, 50 u. folg. Johann. 19, 38 u. folg. berichten, er habe von Pilatus den Leichnam Jesu begehrt, die Erlaubniß erhalten, ihn zu

*) Man sieht, wie diese an die Sage geknüpfte Dichtung zuletzt sich anzuschließen sucht an das kirchliche Sakrament des Abendmahls; denn die Demant-Schale war nach den Romanciers eben jene, welche bey Einsetzung des Abendmahls von Christus und den zwölf Aposteln gebraucht worden. Uns scheint die gewöhnliche Ableitung des Wortes Sainct Graal (San Gréal) von Sanguis regalis, Sang real, Sang royal immer noch die richtige, hergenommen von dem Munus *regium*, des Heilands. Denn offenbar ist doch nicht die Jaspis-Schüssel, das Gefäß, die Hauptsache, sondern das darin enthaltene versöhnende Blut. Freylich dachte sich schon Robert de Bouron im dreyzehnten Jahrhundert das Blut nicht ohne die Schale, Roman du S. Graal, Fol. 4, vers. col. 2 Mss. de l'église de *Paris*, n. 7: Enfin *Joseph* avoit été dans la maison où *Jésus Christ* avait fait la cêne avec ses apôtres. Il y trouva *l'escuelle ou le fiex* (fils) *Dieu avoit mengié*. Si s'en sesit. Il la porta chez lui, et *il s'en servit pour ramasser le sang*, *qui coula du côté*, *et des autres plaies; et celle escuelle est appellée le Saint Graal*. Aber der Saint-Graal ist nie gedacht als gleichbedeutend mit dem Santo catino. Denn das letztere ist nur die Schale.

bestatten, ihn dann vom Kreuz genommen, in Tücher gewickelt, und ihn in sein eigenes neues Grab gelegt, welches er hatte lassen in einen Fels hauen, und wälzete einen großen Stein vor die Thür des Grabes, und ging davon. Er wird ferner genannt eben daselbst »ein reicher Mann,« »ein ehrbarer Rathsherr, welcher auch auf das Reich Gottes wartete,« »ein guter, frommer Mann, der hatte nicht gewilliget in ihren Rath und Handel,« ein Jünger Jesu, doch heimlich, aus Furcht vor den Juden.«

Beträchtliche Zusätze und Erweiterungen zu diesen Nachrichten lesen wir in dem zwar ziemlich alten, aber doch von der Kirche als apokryphisch ausgestoßenem Evangelium des Nikodemus *), Kap. 12 und Kap. 15. Besonders gehört hierher als beträchtlicher Zusatz der Schluß von Kap. 15, p. 91 der griechischen Ausgabe von Birch im Auctarium Codicis apocr. N. T. Fabriciani, *Havniae* 1804. Die wunderbare Rettung Josephs, welche an dieser Stelle erzählt wird, hat schon daraus aufgenommen Gregorius Turonensis Hist. Franc. I. c. 21: Nocte parietes de cellula, in qua *Joseph* tenebatur, suspenduntur in sublimi; ipse vero de custodia absolvente angelo liberatur, parietibus restitutis in locum suum. Vergl. Kasp. Barth zu *Gallus Confessor*, Sermo. *Francof.* 1623, p. 107. Wir führen diese wunderbare Rettung deßhalb hier an, weil in den späteren Dichtungen ähnliches als eine Wirkung eben des Graals erscheint, in dessen Besitz Joseph war.

Ebenfalls jenseits aller geschichtlichen Begründung, aber auch Widerlegung, liegt die britannische Tradition, daß Joseph von Arimathia persönlich nach England gekommen seyn soll. Hiernach segelte er auf demselben Schiff mit Maria Magdalena von seiner Heimath nach Frankreich, und begab sich von hier aus nach Spanien und England, zur Ausbreitung des Christenthums. Die Sagen hierüber sind gesammelt in den Acta Sanctorum der Bollandisten zum 17. März (Acta Sanct. mens. Mart. t. 2, p. 507), und in Jak. Usher Britannicarum ecclesiarum antiquitates cap. 2 (*Dublini* 1659). Bey Tillemont (Mémoires pour servir à l'hist. eccl. T. 1, p. 80. *Paris* 1701) findet man im Text nur die Nachrichten der Evangelisten, alles andere über Joseph von Arimathia ist als »ungewiß oder fabelhaft, in die Anmerkungen, p. 482, verwiesen. Eben so haben unsere neuesten Bearbeiter des Lebens der Väter

---

*) Eine sorgfältige literarische Nachweisung über dies merkwürdige Apokryphon s. in Acta S. Thomae Apostoli, illustr. *Thilo. Lipsiae* 1823, p. XXX — LII. Die Zeugnisse über dasselbe in Fabricii cod apocr. n. T. I, p. 214 — 237.

und Märtyrer, Räß und Weis (B. 4, p. 76), nur das Authentische aus dem Leben Josephs, was Tillemonts Kritik hat stehen lassen, mitgetheilt. Uns aber kommt es darauf an, den Zusammenhang unsers Sagenkreises mit der, wenn auch nicht beglaubigten Legende und Volks-Ueberlieferung nachzuweisen. Wie verbreitet aber die letztere gewesen, das beweisen, außer den Zeugen des Glaubens an die Thatsache, welche die Bollandisten und Usher aufführen, die Streitreden der englischen Gesandten bey mehreren Konzilien, z. B. dem Pisaner, Kostnitzer, Baseler u. a. Sie beriefen sich, um den Vorrang und die Größe des englischen Reichs zu bewähren, vorzüglich darauf, daß Joseph von Arimathia bald nach Christi Tode in England das Evangelium gepredigt habe. Man weiß, wie spanische Familien sonst stolz waren auf den Vorzug, alte Christen zu seyn, und wie selbst Sancho Pansa in diesem Punkte keinen Spaß verstand. Die Engländer behaupteten den Franzosen gegenüber, daß Joseph früher in England gepredigt habe, als ihr heiliger Dionysius nach Frankreich gekommen sey.

Diese Tradition ist nun in unsre Romane mit Zusätzen und Ausschmückungen aufgenommen. Ihnen zufolge brachte Joseph das Heiligthum mit nach England. Sieh die von Roquefort Glossaire de la langue Romane unter Graal gesammelten Beweisstellen. Wir führen statt aller an aus Lancelot du Lac t. 1 fol. 36 rect. col 1: Celuy Lucan fut filz de Joseph Darimathie: duquel descendit le grant lignage par qui la Grant Bretaigne fut puis enluminee: car ilz y apporterent le Graal, et convertirent les Mescreans a la foy de Nostre Seigneur.

Je mehr den spätern Geschlechtern der Zeitpunkt der Erlösung in die Ferne rückte, um so mehr wuchs natürlich auch Verehrung und heilige Scheu für alles, was als gleichzeitig damit in Berührung gestanden hatte. Und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir auf geschichtliche Fakta treffen, welche den Schöpfungen der Phantasie im Gebiet der Dichtkunst innerlich verwandt und analog sind. In der Art wie die Britannier sich den Graal dachten, war das Geschenk, welches der Patriarch von Jerusalem im Jahre 1247 dem Könige von England, Heinrich dem Dritten, sandte, nach Matthäus Paris: Historia Anglica p. 735 ed. Wats, Londini 1640: Magister enim Templi et Hospitalis cum testimonio quamplurium sigillorum, videlicet Patriarchae Hierosolymitani, Archiepiscoporum quoque et Episcoporum, Abbatum et aliorum Praelatorum et Magnatum de terra sancta, miserant quandam portionem *sanguinis Dominici*, quem pro salute mundi fudit in

cruce, in quodam *vase crystallino venustissimo*, per quendam fratrem Templarium bene notum.

So weit die Bemerkungen über das, was uns der Mittelpunkt des ersten Romanen-Cyklus scheint. Das lokale und temporelle, gleichsam das körperliche zu jenem geistigen belebenden Prinzip, erfordert jetzt zunächst unsre Aufmerksamkeit. Ueber Frankreich war, nach der Tradition, Joseph nach England gekommen. Also wahrscheinlich durch Klein-Bretagne. Er war der Schutzpatron der Kirche und Einsiedeley zu Glastenbury (S. Räß v. Weis Leben der Väter 4, 77). Hier hört jede, auch traditionelle Spur auf. Nehmen wir hierzu, was Benecke (Wigalois Vorber. XX) mit vollem Rechte behauptet: »Alle frühern Erzählungen des Mittelalters, deren Mittelpunkt Artus ist, müssen von Walischen Barden ausgegangen seyn. Den Schauplatz einer Begebenheit in ferne Zeiten und Gegenden zu verlegen, einen Fremden zum Helden des Liedes zu machen, das war von jeher und allenthalben nur üppige Künsteley eines spätern Zeitalters, das sich von der Natur entfernt hatte. — Nur der Britte konnte sich angeregt fühlen, auf seinen Artus allen den Glanz zu häufen, der den Sagen seines Volkes entströmte, und an dem das Auge seines Volkes gläubig und stolz sich weidete. Brittisch, nicht nordisch, und noch weniger morgenländisch ist die Mythologie dieser Gedichte; brittisch sind die Feen, die Riesen, die bezauberten Brunnen; brittisch die ursprünglichen Namen. — Auf brittische Lieder berufen sich, als auf vollgültige Gewähr, die Trouverre in jedem Gedichte dieses Kreises; Britten waren die nächsten Nachbaren der Normannen, in Frankreich sowohl als in England. Mögen jene brittischen Lieder alle von Wales ausgegangen oder zum Theil auch in Bretagne entstanden seyn — es gab eine Zeit, in der sie vorhanden waren. — Eine Wahrheit, die in der Natur der Sache liegt, und von der Geschichte jedes Volkes ausgesprochen wird« Man vergl. La Croze bey Warton: Hist of Engl. Poetry III, 477. Dem sagenhaften Gründer des Christenthums bey den Britten oder Walen oder Armorikern, mit dem aus dem Orient herüber gebrachten segensvollen Kleinod, als dem idealen Prinzip steht zur Seite der gleichfalls sagenhafte Gründer einer nationalen Ritterschaft, und Rechtspflege, König Artus mit seinen Helden der Tafelrunde, als das reale Prinzip. Ist es dort eine schwierige Aufgabe für den Kirchenhistoriker, das geschichtlich Nachzuweisende von dem später Hinzugekommenen zu sondern: so ist es hier eben so mühsam, das rein Faktische von dem romanhaften Zuwachs auszuscheiden. Wichtige Beyträge zur Lösung dieser Aufgabe haben wir in Georg Ellis Specimens of early Eng-

lish metrical Romances (London, 1811). Vol. I. p. 43 — 131. Dunlop citirt mit der eines Gelehrten so würdigen Offenheit bey der Behandlung dieses Gegenstandes jenes Werk, und auch der Rec. verdankt ihm manche schätzbare Nachweisung.

Der älteste auf uns gekommene Schriftsteller, bey dem aber wenig Ausbeute für unsern Zweck zu finden, ist Gildas [1]), Sohn des brittischen Fürsten Caw. In der Jugend kämpfte er für sein Volk. Nach der Niederlage von Cattraeth flüchtete er nach dem südlichen Wales und schrieb wahrscheinlich dort sein Klagebuch: De calamitate, excidio et conquestu Britanniae, quam Angliam nunc vocant (die erste Schrift in der Sammlung Gales, Script. Hist. Brit. Ox. 1691 fol.). Gildas starb um 570. Der wälsche Alterthumsforscher Williams hält den Historiker Gildas für eine und dieselbe Person mit dem Dichter Anenrin.

Weit wichtiger für die geschichtliche Grundlage unsers Sagenkreises ist:

Nennius, von dessen Historia Brittonum, W. Gunn, London, 1819, eine vortreffliche neue Ausgabe aus einer Vatikanischen Handschrift besorgt hat. Schon bey Nennius klagen spätere Geschichtschreiber über das Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Hier lesen wir zuerst von Merlin, was in die spätern Romane überging; hier wird von Artus berichtet (Kap. 63), er habe in einer Schlacht mit eigner Hand 900 Sachsen erschlagen.

Aber bey weitem das vorzüglichste Buch dieser Gattung, für die wissenschaftliche Beurtheilung dieser Romane unentbehrlich, ist:

Geoffrey von Monmouth (Galfredus Monemutensis) Historia Regum Britanniae, das erste in Rerum Britannicarum scriptores vetustiores ac praecipui. Heidelbergae, 1587. fol. Leider ist noch ungedruckt sein lateinisches Gedicht in Hexametern: Vita Merlini Caledonii, ad Robertum Lincolniensem, und der wohl dazu gehörige Commentarius in Prophetias Merlini utriusque. Der Erz-Diakonus von Oxford, Walter Calenius, sammelte bekanntlich bey seinen Reisen in Armorika den Stoff aus mündlichen Erzählungen der Leute dort, und übergab ihn dann dem Geoffrey zur Bearbeitung in lateinischer Sprache [2]). Wir haben also hier weder

---

[1]) S. über ihn Acta sanctorum der Bollandisten zum 29. Januar, und Fabricii Bibl. m. et inf. Lat. 3. p. 171, Leben der Väter. Mainz, 1824. B. 7. p. 185.

[2]) Lib. 11. cap. 1. Sed ut in Britannico praefato sermone invenit Gaufridus Monumetensis), et a *Gualtero* Oxinefordensi in multis historiis peritissimo viro *audivit* vili licet stylo

eine Chronik, noch eine Geschichte, noch ein Gedicht, sondern ein Aggregat von Volkssagen über die Großthaten und Begebenheiten der Vorfahren dieses Volks. Hier ist die Quelle vieler historischen Schauspiele der altenglischen Bühne, z. B. Lokrin, Ferrex v. Porrex, König Lear u. a. m. Die wunderbare Erzeugung des Helden unsers Cyklus, Artus, B. 8. Kap. 19, ist ein völliges Seitenstück zur Erzeugung des Herkules. Merlin gibt dem König Uter die Gestalt des Gorlois. Uter täuscht dadurch die Gemahlin dieses Herzogs von Cornwall, Ingerna, »empfing also in derselben Nacht jenen gepriesenen Arthur, welcher nachher seinen Ruhm durch bewundernswerthe Tapferkeit erwarb.« Das neunte Buch enthält die Thaten des Artus. Schon im funfzehnten Jahre seines Alters ward er auf Veranlassung des Erzbischofs Dubricius zum König erhoben *). Das Merkwürdigste ist die Schilderung (Kap. 12) eines großen offenen Hoffestes zu Pfingsten in der anmuthigsten Gegend zu Glamorgant. Die Romanciers lassen die seltsamsten Abenteuer immer bey einer solchen Feyerlichkeit beginnen. Geoffrey malt den Ort so reizend, als nur irgend ein Dichter. Die königlichen Schlösser gaben mit ihren goldnen Giebeln Rom nichts nach. Besonders ragten zwey Kirchen hervor. Dann ein »Gymnasium« für zweyhundert Philosophen, welche als Kenner der Astronomie und der übrigen Künste den Lauf der Gestirne sorgfältig beobachteten u. s. w. Boten werden nach verschiednen Reichen ausgesendet, um die Gäste einzuladen. Dann folgt ein großes Namens-Verzeichniß der versammelten Ritter, das für die spezielle Forschung einzelner Dichtungen (z. B. des Lancelot) von sehr großem Werth ist. Bis zu B. II. Kap. 2 gehn die Thaten und Schicksale des Helden, wo sein Tod in der furchtbaren Schlacht mit Modred erzählt wird. »Aber auch jener berühmte König Arthur wurde tödtlich verwundet. Von dort, seine Wunden zu heilen, nach der Insel Avallon versetzt (advectus), überließ er seinem Vetter Konstantin, dem Sohne des Cador, Herzogs von Cornwall, die Krone Britanniens, im Jahre 542.« Die Dichter lassen bekanntlich den Artus durch seine Freundin die Fee Morgana nach dem seli-

---

breviter tamen propalàbit, quae proelia inclytus ille rex post victoriam istam in Britanniam reversus cum nepote suo commiserit. Vergl. B. 1. Kap. 1.

*) *Dubricius* ergo, calamitatem patriae dolens, associatis sibi Episcopis Arturum regni diademate insignivit. Erat autem Arturus quindecim annorum juvenis *inauditae virtutis atque liberalitatis*, in quo tantam gratiam innata bonitas praestiterat ut a cunctis fere populis amaretur.

gen Lande der Unsterblichkeit, Avallon, entrücken. Andere folgen der wunderbaren, weit verbreiteten Sage von der Verwandlung des Königs in einen Raben. Beyde Meinungen haben den noch seltsameren Volksgedanken gemein, der König Artus werde einmal wieder kommen, und sein Reich in Besitz nehmen [1]). Daher auf seinem Grabe der Leoninische Vers gestanden haben soll:

Hic jacet *Arturus*, rex quondam, rexque *futurus*.

Ja nach Julian del Castillo (Historia de los Reyes Godos que vinieron a España p. 365. Madrid, 1624) ging das Gerede, Philipp II. habe sogar müssen bey der Vermählung mit Maria von England schwören, seine Ansprüche auf die engliche Krone aufzugeben, im Fall König Artus einstmals wieder kommen sollte. Man vergl. Don Quixote I. Kap. 13, und die Anmerkungen daselbst.

Wir beschließen die Nachrichten von Artus mit der Stelle aus Geoffrey, worin er den Glanz des Helden schon völlig romanhaft schildert, B. IX. Kap. 11. »Hierauf lud er alle vorzüglich Tapfere aus weit entlegnen Reichen, und fing an mit ihnen seinen Hofstaat zu vermehren, und so viel feine Sitte an seinem Hofe zu pflegen [2]), daß er fern wohnende Völker zur Nacheiferung reizte. Dadurch angetrieben hielt jeder, der Ansprüche auf adeliges Wesen machte, sich nur dann für etwas, wenn er im Anzug und in der Art die Waffen zu führen sich nach der Weise der Ritter des Artus trug. Endlich verbreitete sich der Ruf seiner Freygebigkeit und Tapferkeit durch die entlegensten Ecken der Erde so sehr, daß die Könige der Reiche jenseit des Meers von großer Furcht ergriffen wurden, sie könnten von ihm bekriegt und unterdrückt die ihnen unterworfnen Völker verlieren.«

Auch von Merlins entsetzlicher Erzeugung, seiner Weisheit, seinen Thaten und seinem Geschick ist alles Wesentliche in der Historia Reg. Brit. enthalten, was die spätern ausführlicher behandelt haben, und mit einem heiligen Gegenstand in Verbindung gebracht. Merlin, ein Mittelding zwischen Teufel und Engel, dessen Vater ein Dämon, dessen Mutter aber rein und unbefleckt sich erhalten, ist ein Symbol des bessern natürlichen Menschen. Denn die übel angebrachte Gelehrsamkeit des Galfredus [3]) wird uns nicht bewegen, das einheimische Produkt

---

[1]) Aehnliches findet sich in deutschen Sagen aus Bergländern von deutschen Kaisern. S. Grimm deutsche Sagen I., 23. u. Kornmann: De miraculis mortuorum, cap. 40. p. 122.

[2]) Tantamque urbanitatem in domo sua habere.

[3]) Nam, ut *Apulejus* de Deo Socratis perhibet, inter lunam et

der Britten aus dem Orient künstlich herüber holen zu wollen. Es würde hier zu weit führen, eine Vergleichung zwischen dem Roman Merlin und den Angaben unsres Schriftstellers anzustellen. Wir bemerken nur, daß wir eine größere Annäherung zwischen beyden in Beziehung auf Merlin finden, als bey den freylich in das Unendliche gehenden Thaten und Begebenheiten, welche die Romantiker dem Artus beylegen.

So viel von dieser Chronik, die Ellis (Specimen 1, 89 u. folg.) ausführlich und gelehrt vertheidigt gegen den ungerechten Vorwurf, ihr Verfasser habe den Inhalt ersonnen und lügenhafter Weise die Autorität der brittischen Volks-Tradition vorgeschoben. Dieser Vorwurf ist eine Folge des absprechenden Geistes, welcher, so verderblich er auch für seichte und träge Köpfe ist, die sich ihm hingeben, doch die gute Wirkung hervorbringt, daß der Gegenstand des Streits gründlicher gefaßt und untersucht wird, und das Reich der Wahrheit gewinnt für die, welche darein eingehn können und wollen.

Vom heil. Graal, von Tristan und Lancelot und manchen andern Hauptpunkten dieses Theils der Romantik berichtet Galfredus nicht. Aber deßhalb ist nicht anzunehmen, zu seiner Zeit wären diese Dinge noch nicht in unsern Cyklus aufgenommen gewesen. Galfred, oder vielmehr sein Gewährsmann Walter Calenius, konnte als Einzelner schwerlich sich eine Kunde verschaffen von allen Sagen, welche in dem ganzen Volksstamme sich vorfanden, zumal in einer Zeit, wo schriftliche Mittheilung nur ein Vorrecht der Geistlichkeit war. Vom Graal als einem heiligen Gegenstande mag er absichtlich in dieser Verbindung nicht haben reden wollen.

Was die Sprache betrifft, so ist der Gang, welchen diese Dichtungen genommen haben, im Allgemeinen folgender. Zuvörderst wurden sie von walischen Barden, wie wir vorher mit Beneck annahmen, gesungen. Hierher gehören die Worte Chaucers:

---

terram habitant spiritus, quos *incubos* daemones appellamus. Hi partim hominum, partim vero Angelorum naturam habent, et cet. Lib. 6. cap. 18. Derselbe in der Vita Merlini von den Dämonen:

> Et sibi multociens ex aëre corpore sumpto
> Nobis apparent, et plurima saepe sequuntur,
> Quin etiam coitu mulieres aggrediuntur,
> Et faciunt gravidas, generantes more profano.

S. über Inkuben und Sukkuben v. Dobenek des deutschen Mittelalters Volksglauben I. 28; und folg. die Stelle des Vincentius ist Spec. hist. 3, 26. Man füge hinzu Tharsander Schauplatz 2, 3.

Canterburg Tales, The Frankeleines Prologue v. 2240 (p. 107 ed. Urry, London, 1721 f.):

> The olde *gentill Britons* in their days
> Of diverse Aventoures madin ther layes, —
> Rymedin first in *ther owne Briton tongue.*
> Which Layis with ther instruments thei somge
> Or ellis redin' hem for ther plesaunce.

Man vergl. Tyrwhitt Introductory Discourse to the Cant. Tales. Oxford, 1798 I., 91. Als die normanischen Fürsten in Englands friedlichem Besitz waren, und ihrer Neigung gemäß, Dichter und Gelehrte an sich zogen und belohnten: da wurde Artus mit seinen Rittern von allen besungen, und in die Schriftsprache gekleidet. Vom Hofe der englischen Könige stammen die nordfranzösischen Gedichte, welche als Vorbild und Antrieb für die Sänger anderer Nationen dienten. Zuletzt entwickelten sich hieraus die ausführlichen prosaischen Geschichten. Wenn wir die einzelnen Romane durchgehen, werden wir Einiges näher bestimmen können.

Wir schließen diese Einleitung mit einigen Zeugnissen, welche die weite Verbreitung dieser Fabel beurkunden. Auf das Urtheil der Zeugen lassen wir uns vorläufig nicht ein. Später werden wir es gebrauchen können.

Geoffrey von Monmouth: Hist. Reg. Brit. 1, 1. De *Arturo* ceterisque compluribus, qui post incarnationem successerunt: cum et gesta eorum digna aeternitatis laude constarent, et a multis populis quasi inscripta jucunde et memoriter praedicentur.

Guilelmus Somerset *Malmesburiensis* (in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts), Script. post Bedam praecipui cur. *Savil* p. 9: Hic est *Arthurus*, de quo Britonum nugae hodieque delirant; dignus plane quem non mendaces somniarent fabulae, sed veraces praedicarent historiae.

Robert Wace (aus Jersey, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts) bey La Ravaillere: Revol. de la Langue Françoise I. p. 148, vor les Poésies du Roi de Navarre:

> En cette grant paix que je di
> Furent les merveilles trouvées
> Qui *d Artus* sont tant racomptées
> Ne tout mensonge, ne tout voir; (vrai)
> Ne tout faulte, ne tout savoir;
> Tant ont li *compteour* compté,
> Et li *fableour* tant fablé,
> Pour les comptes embeleter,
> Que tout ont fait fable sembler.

Alanus de Insulis (geb. 1109, gest. 1202) versichert

nach Turner: Vindication of the Ant. Brit. Poets, p. 160: »Wenn man in Britannien einen hörte, der es in Abrede wäre, daß Arthur noch lebe, so würde er gesteinigt werden. Wer spricht nicht von ihm? Er ist sogar in Asien mehr bekannt als in Britannien, wie unsre aus dem Morgenlande zurückkehrenden Wallfahrer uns versichern. Aber das Morgenland und Abendland ist voll von ihm. Aegypten und der Bosporus schweigen nicht. Rom, die Gebieterin der Städte, besingt seine Thaten. Antiochien, Armenien, Palästina preisen seine Heldenwerke.«

Petrus Bläsensis (starb um 1200) Liber de confessione sacramentali spricht davon mit Berufung auf Psalm 80, daß Thränen allein noch kein Zeichen wahrer Reue sind, und fährt dann p. 1177, col. 1 im Abdruck der Gussanvillaschen Ausgabe in der Maxima Bibl. vet. Patrum, tom. 24. Lugd. 1677: Nulla enim affectio pia meritoria est ad salutem, nisi ex Christi dilectione procedat. Saepe in tragoediis et aliis carminibus poetarum, in joculatorum cantilenis describitur aliquis vir prudens, decorus, fortis, amabilis, et per omnia gratiosus. Recitantur etiam pressurae vel injuriae eidem crudeliter irrogatae, sicut de *Arturo* et *Gangano* et *Tristano* fabulosa quaedam referunt histriones, quorum auditu concutiuntur ad compassionem audientium corda, et usque ad lacrymas compunguntur. — Qui compateris Deo, compateris et *Arturo*, ideoque utrasque lacrymas pariter perdis!

John Price: Hist. Brit. Defensio ed. 1578, p. 127, über die Handschrift, welche das Leben des heiligen Dubritius enthält: Deinde in eodem libro, ubi vita S. Dubritii recolitur, luculenta fit mentio de eodem *Arthuro*, et de rebus ab eo gestis, ad eundem fere modum quo in historia ab *Gauffrido* translata memorantur. Quam quidem vitam longe ante Gauffredi tempora in ecclesia Landavensi die divi Dubritii memoriae dicato quotannis ab ipsius ecclesiae cultoribus repetitam fuisse liquet.

Dante in der Hölle unter den Wollüstigen Inf. 5, 6, 7:

Vidi Paris, *Tristano*, e più di mille
Ombre mostrommi, e nominolle a dito,
Ch' amor di nostra vita dipartille.

Ebendas. 128:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di *Lancilotto*, come amor lo strinse.

In die Eisschlucht der Caina Inf. 32, 61 setzt er den Mordrek, den Verräther gegen Artus. Die Worte:

Non quelli, a cui fu rotto *il petto e l'ombra*
Con esso un colpo, per la man *d'Artù*

werden vollständig erklärt aus der Stelle des Lancelot, wo die letzte Schlacht ausführlich geschildert wird. T. III. fol. 158. v. col. 2 (ed. Paris, 1533.). Si le (Mordrec) frappa le roy (Artus) si durement quil luy rompit les mailles de son haulbert, et luy mist le fer de sa lance parmy le corps; et dit lhystoire que, *apres louverture de la lance, passa parmy la playe ung ray de soleil* si evidamment que *Girflet* le veit bien, dont ceulx du pays disrent que ce avoit este le signe de courroux a nostre seigneur. Quant *Mordrec* se sentit si navre il se pensa bien quil estoit navre a mort *etcet.*

Petrarca Trionfo d'Amore, cap. 3, 79:

> Ecco quei che le carte empion di sogni,
> *Lancilotto*, *Tristano*, e gli altri erranti,
> Onde conven che 'l vulgo errante agogni.
> Vedi *Ginevra*, *Isotta*, e l' altre amanti. —

Aus diesen Worten des Petrarca hat das seinige entlehnt Torq. Tasso Ger. lib. I., 52:

> Taccia Argo i Mini, e taccia *Artù* que' suoi
> *Erranti, che di sogni empion le carte.*

Boccacio: De casibus virorum et feminarum illustr. Das. B. 8, fol. 209 nach der deutschen Uebersetzung des Schulmeister Ziegler zu Augsburg 1545, enthält das ganze Kap. 19: »Von Arcturo dem König in England,« einen kurzen Abriß von Artus Leben und Tod.

Roman de la Rose. Ed. Méon, Paris, 1813. I. p. 48. v. 1180:

> Largece la vaillant, la sage,
> Tint ung chevalier du linage
> Au *bon roy Artus de Bretaigne*,
> Ce fut cil qui porta lenseigne
> De Valor et le gonfanon.

Wir gehen jetzt fort zu einer Uebersicht der einzelnen Romane, in der Ordnung wie Dunlop sie aufführt.

1) Merlin, von p. 203—217. Unser Verf. gibt weder hier, noch im Folgenden an, wo er die Bibliothèque des Romans in Ermanglung der Quellen benutzt hat. Ein Auszug des Merlin findet sich gleich im ersten Theil, Juillet, 1775. Uns Deutschen ist dieser Roman bekannt aus der vortrefflichen Bearbeitung Fr. v. Schlegels, Geschichte des Zauberers Merlin, Sammlung romantischer Dichtungen, Theil 1. Alles Literarische ist nachgewiesen bey Ebert bibl. Lex. 13880—13900. Die königl. Berliner Bibliothek besitzt den zweyten Theil einer

dort nicht erwähnten Oktav-Ausgabe des französ. Romans, gothisch. Der Titel: Le second volume de Merlin, nouvellement imprime a Paris. Schluß: Cy fine le second volume de Merlin. Nouvellement imprime a Paris en la grant rue sainct Jacques a lenseigne de la Rose blanche couronnee.

xxviii (28).

Der dritte Band sollte, wie es scheint, die Prophezeyungen enthalten. Denn das Ende des zweyten lautet: Mais a tant nous tairons et ferons fin de la vie Merlin et de ses faits. Et parlerons de ses prophecies, en requerant nostre seigneur que puissons si bien ouvrer que ce soit a nostre salvation.

Wegen der dem Merlin zugeschriebenen Prophezeyungen verweisen wir auch noch auf Pellicer zu D. Quixote, II. Kap. 23 (Th. 6, p. 145 der Ausg. von Ideler). Andere s. bey Ebert. Unser Gebiet berühren die Prophezeyungen nicht, und wir lassen sie also hier zur Seite liegen.

Für die Literatur des Romans aber fügen wir hinzu, einen weitläufigen Auszug einer altenglischen metrischen Bearbeitung aus zwey Handschriften, verfaßt mit Unterstützung des berühmten Walter Scott, gibt Ellis Specimens of early engl. m. R. 1, 203 — 324.

Nur weniges liefert Roquefort (De l'état de la poésie Françoise dans les 12e et 13e siècles, p. 154) aus der Handschrift »seines Kabinets.«

Beyläufige Citationen der Provenzalen s. bey Raynouard Choix des poésies originales des Troubadours 2, 296:

> E 'l bon saber de *Merlin* volgra mai
> *Et le bon savoir de Merlin je voudrais davantage.*
> *Pistoleta.*

Ferner:

> De *Merlin lo salvage* com dis oscuraments
> De totz los reis engles lo profeciaments.
> *De Merlin le sauvage, comme il dit obscurement*
> *De tous les rois anglais la prophétie,*
> *Pierre de Corbian*

Warum Merlin hier le sauvage (silvaticus, der Waldmann) heißt, darüber s. unsre Anmerkungen zu den Märchen des Straparola, S. 339 und 354.

Ueber die Eigenthümlichkeit des Charakters von Merlin haben wir bey Gelegenheit des Geoffrey gesprochen. Wir können hiermit in Verbindung setzen, das was uns das wichtigste in diesem Roman scheint, die Einrichtung der Tafelrunde, welche von Merlin selbst ausging. König Uther stiftete die Tafelrunde

zu Carduel (Carlisle) auf Rath und Antrieb unsres Zauberers, in der Absicht, die würdigsten Ritter in der Welt um sich zu versammeln. Hohe Geburt, Stärke, Thätigkeit, Einsicht, Tapferkeit, Treue gegen den Fürsten waren unerläßliche Bedingungen zur Aufnahme. Ein Eid verpflichtete sie zu wechselseitigem Beystande, selbst auf Gefahr ihres eignen Lebens. Die gewagtesten Abenteuer mußten sie, wenn es Noth that, allein bestehen, als Mönche oder Einsiedler leben können und wollen, wenn es gut schien, aber auch bey dem ersten Ruf zu den Waffen sich stellen. Das altenglische Gedicht bey Ellis (1, 250) schließt die Schilderung mit der Andeutung:

This table 'gan Uther the wight;
Ac it to ende had he no might.
For, theygh alle the kinges under our lord
Hadde ysitten at that bord,
Knight by knight, Ich you telle,
The table might nought ful-fille,
Till they were born that should do all
Fulfill the mervaile of the Greal.

Merlin begann also nur die Institution der Tafelrunde, vollendet war sie erst, wenn der geboren war, der alle Wunder des Graals erfüllte. Für diesen erwarteten Helden blieb immer ein Platz leer. Ein vornehmer Ritter wagte es einst bey dem Hoflager den offenen Platz unberufen einzunehmen. Die Erde öffnete sich unter ihm und verschlang ihn. Aeußerlich unabhängig davon stiftete der ostgothische König Theodorich in demselben Jahrhundert einen ähnlichen Ritterorden (nach den Briefen des Aurelius Cassiodorus). Dieser Orden aber hat nie die Aufmerksamkeit der Romantiker erregt. Einige theilen die Tafelrunde in die alte und neue; die alte, oder erste, wäre von Uther gestiftet; die neue, oder zweyte, von Artus. Man s. die Einleitung von L. Alamanni zu seinem Gyrone il cortese. Artus nämlich erweckte und vervollständigte die Einrichtung seines Vorfahren *). Es war aber nur eine Erinnerung an diese berühmte Institution, wenn der letzte angelsächsische König von England, Eduard der Bekenner, im Jahre 1043 in dem großen Saale zu Windsor gleichfalls eine Tafelrunde

*) Daraus erklärt sich der Titel des portugisischen Romans Memorias das proezas da *segonda* tabola rotonda. Coimbra 1567, 4to. Ebert Nr. 13732 kennt ihn aus Debure. Früher schon erwähnt ihn Quadrio, vol. 4, p. 498. Man könnte auch die alte Tafelrunde für die von Joseph dem Bischof eingesetzte halten. S. unten über den Roman vom Graal. Offenbar ist hier wieder eine Hinweisung auf die Tafel, wovon Christus mit den Aposteln speiste.

für die ausgezeichnetsten Ritter errichten ließ. Die runde Tafel gewährt dem, welcher die Plätze anzuweisen hat, bey gleichen Ansprüchen der Sitzenden um den Vorrang, den Vortheil, daß keiner eine Auszeichnung vor dem anderen erhält, als die, welche allen gemeinschaftlich wird, das Recht, an der runden Tafel zu sitzen. Dieß war also auch ein äußerer Grund, welcher Fürsten bestimmen konnte, den Pares regni eine Tafelrunde zu geben. Nach Posidonius bey Athenäus Deipn. B. 4, Kap. 13, fand diese Sitte aus derselben Ursache schon bey den Galliern Statt. Hierher gehört der Roman: Les Devises et Armes des Chevaliers de la table ronde, qui etoient du temps du tres-renommé et vertueux Artus, Roy de la Grande Bretagne. Lyon, 1590, 16 und früher o. J. 16, goth. auch von der Ausgabe des Gyron le courtoys, Paris, 1519; und die italienischen Handschriften, deren Titel nach Salviati bey Quadrio (4,493) lauten: Il libro della *Tavola vecchia* e della *nuova*, detto altrimenti *la Tavola Ritonda*, dove si tratta degli Avvenimenti ec.

Das tragische Ausscheiden des Merlin aus dem Kreise seiner Schützlinge und Freunde beweist die Ohnmacht aller Klugheit und Weissagung einem höheren Walten gegenüber. Merlin weiß voraus, als er zuletzt von Artus Abschied nimmt, daß er ihn nicht wiedersehen wird, und geht weinend fort [1]). — Als Gawain die Stimme des unsichtbar gewordnen und verzauberten hört, sagt er: »Wie konnte dieß dem weisesten Manne der Erde begegnen? — Dem Thörichtsten, sagte Merlin; denn wohl wußte ich, daß mir dieß begegnen mußte, und ich bin ein Thor gewesen, daß ich jemand anderes mehr liebte, als mich selbst. Denn ich lehrte meiner Freundin das, wodurch ich eingekerkert bin, und nichts kann mich erlösen [2]).«

Er theilt das Loos der Kassandra
Wissend, schauend, unverwandt
Muß er sein Geschick vollenden. —

Seiner Freundin Viviana aber geht es wie jenem Zauberlehrling in Lucian's Philopseudes §. 35 und bey Göthe. Den Zauber, welchen sie selbst herauf beschworen, kann sie nicht

---

1) Bl. 126. r. col. 2: Sire, fait Merlin, c' est la derreniere fois que vous me verres. — A tant sen yssit de la cite de Logres en plorant.

2) Et comme peut ce advenir qui estes le plus sage homme du monde. — Mais le plus fol, dit Merlin, car bien scavoye que cecy me devoit advenir, et je ay este fol davoir plus ayme autruy que moy mesmes. Car jay aprins a mamye ce pourquoy je suis en prison, ne nul ne me peut desprisonner.

lösen, und der alte Meister, der andern helfen konnte, kann nun für sich nichts thun. Denn eben jene Kräfte, durch die er wirkte, sind jetzt von dem Zauber festgebunden. Das Leben des dänischen Schwarzkünstlers steht also mit Recht voran in der Reihe dieser Romane. In wiefern sie einen Cyklus bilden, geht es freylich auch wieder in den letzten, den Perceval über. Aber in der Betrachtung muß man zuvörderst sondern, was sich erst zuletzt alles zusammen schauen läßt. Merlin ist Prophet, Wahrsager, der den Platz bereitet für den erwarteten Helden des Graal. Hiemit steht in Verbindung die Vorstellung, welche später der Verf. des Lancelot vom See über Merlin hat. »Alle Kunst und Weisheit der Feen, sagt er Vol. 1, fol. 6 r. col. 1. Paris, 1533, »schreibt sich her von der Zeit Merlins, des Propheten der Engländer, welcher die Weisheit inne hatte, die von den Teufeln herrühren kann. Darum wurde er von den Britten so gefürchtet und auch so geehrt, daß alle vom hohen Range ihn den heiligen Propheten nannten, und alle geringen Leute ihn für ihren Gott hielten.« Man erblickt hier schon eine Annäherung an den deutschen Faust.

Das zweyte Werk dieser Klasse bey Dunlop ist:

2) Sankt Graal oder Sangreal, von 218 — 222. Der Verf. scheint wie der Rec. nur den Auszug in der Bibliothèque des Romans 1775, Août p. 88, vor sich gehabt zu haben. Denn gar zu kurz fertigt er diesen Roman ab, den wir für das Hauptwerk der ersten Klasse halten. Aber freylich sind auch nach Dunlops eigener Angabe die beyden einzigen Ausgaben (Paris 1516 und Paris 1523, beyde Fol.) so selten, daß der Sangreal das am wenigsten vorkommende Buch der Tafelrunde ist. Auch Ebert nennt ihn Bibl. Lex. Nr. 9800 einen der gesuchtesten und seltesten Romane der Tafelrunde. Die literarischen Nachweisungen sehe man gleichfalls in diesem Werke, das dem deutschen Fleiß zum ewigen Ruhme gereichen wird. Nur der unermeßlich belesene Jak. Grimm kennt das Origiual des Romans. S. altdeutsche Wälder I, 3. Ueber die Bedeutung des Wortes und der Sache haben wir in der Einleitung gesprochen. Hier Einiges über den Roman. Der Titel lautet nach der Bibl. d. Rom.:

Cy est l' Histoire du saint Gréaal, qui est le premier livre de la Table ronde, lequel traicte de plusieurs matieres récréatives; ensemble la Queste du dict saint Gréaal, faicte par Lancelot, Galaad, Boort et Perceval, qui est le dernier livre de la Table ronde.

Etwas abweichend gibt ihn an Quadrio 4,487. Wie die Bibl. d. Rom. Roquefort de l'état de la p. f. 153.

Die Geschichte der Entstehung des Romans, und der ver-

schiedenen Formen, in denen er erschien, gehört mit zu den dunkelsten Theilen dieses Gebiets. Wenn man die von Ebert und Quadrio citirten Schriftsteller vergleicht mit dem was Dunlop, in Bibl. d. Rom. und Roquefort (auch De l'état p. 147 und Gloss. de la langue Rom. unter Graal) mittheilen, und dazu den freyen Gebrauch der Handschriften und Drucke selbst hat, wird man diese Untersuchung weiter führen können, als wir es im Stande sind. Die Verwirrung aber ist daher entstanden, weil in allen andern Romanen der Tafelrunde die Bemühungen um den Erwerb des Heilthums eben den Mittelpunkt ausmachten. Einzelne Romanciers rissen also aus andern Werken, besonders aus dem Lancelot und Perceval, die Stücke heraus, welche unmittelbar auf die Eroberung des Graals sich bezogen, bearbeiteten diese besonders, und gaben sie für sich heraus. Man sieht, wie wichtig gerade dieser Gegenstand schien. Wir halten es jetzt für das Förderlichste, sich einfach an die Angaben des Verfassers dieses prosaischen Romans zu halten. Die Kritik kann erst derjenige üben, welcher im Besitz jener angegebenen Hülfsmittel sich befindet. Sonst geräth er in Gefahr, die Sache durch Weitläuftigkeiten zu erschweren, und leistet nichts zur Aufhellung des Dunkels.

Der Verfasser erklärt zum Eingange, er sey ein Priester, und habe im Jahre 717 sich durch göttliche Eingebung veranlaßt gefunden, dies Werk zu schreiben. Er beginnt mit den Nachrichten vom Begräbniß des Heilandes, und dem, was Joseph von Arimathia dabey geleistet, nach dem Evangelium des Nikodemus. S. oben. Später aber führt er uns ganz in das unbeschränkte Gebiet des geistlichen Romans. Zwey und vierzig Jahre sitzt Joseph in einem dunkeln Kerker, wo er auf Befehl des Kaiphas verhungern soll. Ihn nährt und stärkt geistlich und leiblich allein der Graal, welchen ihm der Herr selbst nach seiner Auferstehung gereicht. Es folgt die Krankheit des Kaisers Titus, und dessen wunderbare Heilung durch das Schweißtuch der Veronika *); die Befreyung des Joseph; die Taufe des Titus; die apostolische Sendung des Joseph zu den Heiden, wobey ihm erlaubt wird, täglich ein Mal das Heilthum zu enthüllen. Nur er und sein Sohn Joseph, der Bischof, durften es berühren, kein anderer. In der Folge bekam Joseph von Arimathia noch einen Sohn Galaad, der bestimmt war, sein Geschlecht fortzupflanzen. Gemäß dem Anfange des zweyten Buchs errichtete Joseph der Bischof eine Tafel des

*) S. Bolland Acta Sanct. 4. Febr. p. 449. Fabricii Cod. apocr. nov. Test. I, 252. III, 436 et 449.

Graal mit einem leeren Platze, welcher einem gleichnamigen Nachkommen des Galaad aufbewahrt blieb. Der leere Sitz hatte die Aufschrift: Ici est le siege de Galaad. Zur Zeit des Königs Artus nun wurde dieser zweyte Galaad, ein Sohn Lancelots vom See, geboren. Dieß ist aufgenommen in den Roman Giglan (Wigalois) Heft a, 2 r. Ce *Lancelot* — passa en prouesse tous le aultres, excepte son fils *Galaad* qui remplit le siege pereilleux et acheva les adventures du *sang Greal*, ainsi quil est contenu au *livre qui est faict de la queste du dit sang Greal.* Auch Artus hatte eine runde Tafel nach dem Vorbilde jener ursprünglichen errichtet, aber ihr fehlte der heilige Graal selbst, welcher am Hofe des Königs Pecheur*) aufbewahrt wurde. Die Wunder und Heilungen verrichtet vom Graal, die Großthaten Lancelots, Galaads, Percevals und Boorts, um ihn zu erringen: dieß zusammen füllt den zweyten Theil des Buchs. Sonst finden wir hier schon Gawain, den wackersten und rüstigsten Helden dieses Kreises. In ihm ist das thätige Leben eines für die Welt und in der Welt Handelnden bis zur idealen Vollendung gesteigert. Aber weder ihm, noch den in irdischer und sinnlicher Liebe und Sehnsucht befangnen, dem Lancelot und dem Tristan, wird der Besitz des Graal zu Theil. Lancelot erblickt ihn zwar, Lanc. du Lac. Paris, 1533, II. fol. 85 rect., geräth aber in die größte Sinnenbethörung dabey, und hat keinen Gewinn davon.

3) Perceval von 223—234. Den Titel s. bey Ebert bibl. L. 16166. Er fügt hinzu, »einer der seltensten Ritterromane,

*) Aus dem lateinischen Piscator entstand gleichwie aus Peccator das französische Pecheur. Später verschmolzen in der symbolischen Person des Graal-Hüters beyde Bedeutungen des Wortes. Aber ursprünglich war gemeint Piscator, nämlich St. Petrus, der indeß auch als Peccator (nach Matth 26, Schluß) mit dem kranken Könige Pecheur in Verbindung gebracht wurde. S. Jak. Grimm altdeutsche Wälder I., 1. Die ausführlichsten Nachrichten über ihn enthält der Roman Perceval. Indeß bedürfen auch diese noch Ergänzung aus andern. Nach dem Tristan (Nr. 6) mußte der Hüter des Graal vom Stamme des Joseph von Arimathia in unbefleckter Keuschheit sich erhalten. Der König Pecheur, ein Nachkomme Josephs, hatte eine Pilgerin, die sich vor dem Heilthum niederwarf, mit einem Blicke des Wohlgefallens angesehn (Bibl. des Romans, Avril 1776, I. p. 222), da stürzte die heilige Lanze aus seinem Arm, und brachte ihm eine Wunde, aus der das Blut funfzig Jahre unaufhörlich floß. Nach Merlins Weissagung sollten die Wunden des Königs und der Christenheit erst heilen, wenn ein vollendeter Ritter, noch keuscher als König Pecheur, gewürdigt würde, das Heilthum zu berühren und zu erhalten.

da es von ihm diese einzige Ausgabe (von 1530 Fol.) gibt.« J. Grimm hat eine Stelle daraus drucken lassen, altd. Wälder I. 30. Einen Auszug gibt die Bibl. des Romans, Nov. 1775, p. 37. Hat schon ein Literator Notiz gegeben von der früher gedruckten spanischen Historia de *Perceval de Gaula*, Caballero de la tabla retonda, el qual acabó la demanda y aventuras del santo Grial. Sevilla, 1526. Fol.? Ein Fragment aus der französischen Handschrift des Perceval von Chrestien de Troyes ist neuerdings gedruckt, altdeutsche Wälder I., 25. Hier theilen wir mit den Anfang desselben Gedichts nach einer Abschrift der zwey Pariser Manuskripte Nr. 27 und Nr. 73, fonds de Cangé:

Ce fu au tans que arbre florissent,
Fuelles, boscage, pre verdissent,
Et eil (els, les) oisel en lor Latin
Dolcement chantent au matin,
Et tote riens de joie enflame,
Que li fils [1]) a la veuve dame
De la gaste forest soltaine,
Se leva, et ne li fu paine
Que il sa sele ne meist
Sor son chaceor et preist
Un javelot, et tot ensi
Fors del manoir sa mere issi,
Et pensa que veoir iroit
Herceors [2]) que sa mere avoit,
Que ses aveines li hercoient,
Bues douze et six hierches avoient.
Ensi en la forest sen entre,
Et maintenant li cuers el ventre
Par le dols tans li resjoi [3])
Et par le chant que il oi
Des oisiax, qui joie faisoient.
Totes ces choses li plaisoient.
Por la dolcor del tans serain
Osta son chaceor le frain u. s. w.

Gern theilten wir noch mehr mit, wenn der Raum es erlaubte. Die Süßigkeit und natürliche Anmuth der Sprache im metrischen Perceval wird gewiß bald einen Gelehrten bewegen, ihn durch den Druck bekannt zu machen. Wir hoffen, daß jetzt die Zeit vorüber ist, wo Verbildung mit Unwissenheit wetteiferten, um Werke dieser Art im Staub umkommen zu lassen.

---

[1]) Der junge Perceval.

[2]) *Herceor*, qui conduit la herse. Eine hierauf sich beziehende spätere Stelle des Gedichts aus der Handschrift citirt Roquefort. Glossaire I. p. 748.

[3]) C'est ce qui le bons *cuers resjoi*. *Alain Chartrier*,

Anspielungen provenzalischer Dichter auf unsern Helden s. bey Raynouard: Choix des poésies orig. II. 310. Ueber die verschiedenen Verfasser der Gedichte von Perceval sind die Meinungen sehr abweichend. Dunlop hat sie p. 201 neben einander gestellt, und sein Urtheil zurück behalten. Wir fügen diesen die Angabe Roqueforts bey (L'état de la p. fr. 194): »Chrestien vollendete den Perceval nicht; er wurde anfangs beendet von Gautier de Donet, sodann von Manessier, welcher ihn von 1206 bis 1212 ans Licht brachte.«

Den prosaischen Roman, auf den es uns hier zunächst ankommt, kennt Rec. aus eignem Lesen. Die gränzenlose Ausführlichkeit will freylich in unsrer buchreichen Zeit uns nicht mehr zusagen. Allein es ist nicht jene Ausführlichkeit, mit welcher etwa ein fader Prediger eine und dieselbe Sache in den mannigfaltigsten Wendungen immer wieder und wieder an den Ohren des Liebhabers vorbey rauschen läßt. Es ist vielmehr eine Ausführlichkeit, wie sie später Cervantes und Richardson, unabhängig von Vorbildern, zur Darstellung ihres Gegenstandes geschaffen haben, und bey uns der zu früh vergessene Miller in seinem Siegwart. Ein nicht verwöhnter natürlicher Geschmack, so wie der universelle für alles Schöne in allen Kreisen, wird gewiß den Unterschied wahrnehmen zwischen jenem Bemänteln und Herausputzen innerer Armuth und Leere, und diesem Hineinschauen und Wiedergeben der geheimsten und tiefsten Falten des innern und äußern Lebens.

Wir unterscheiden im Roman Perceval zwey große Massen, erstens die Thaten und Begebenheiten des Perceval, zweytens die des Gawain. Die letzteren sind zur Folie für die des Perceval bestimmt. Der vortreffliche Gawain erreicht durch Tugenden und vollendete Ritterbildung die höchste Stufe der Vollkommenheit, welche dem auf Thätigkeit gerichteten Sinne zu erreichen möglich ist. Er erfährt dabey des Lebens Lust und des Lebens Schmerz im höchsten Maße, und gewinnt einen unerschöpflichen Schatz von Erfahrung. Aber so nah er auch dem Graal zu kommen scheint, so bleibt er ihm in der That doch immer gleich fern. Im Perceval dagegen sucht der Dichter das Ideal eines von oben erwählten und gerüsteten Helden und Begeisterten aufzustellen. Die allmäliche Entwickelung und Steigerung der Tugenden und Kräfte Percevals verdient die größte Bewunderung, und wir wissen in diesem Fache nichts ähnliches unserem Roman an die Seite zu stellen. Kind, Knabe, Jüngling, Mann bewegt sich Perceval in den verschiedensten Verhältnissen; überall beginnt er mit bewußtlosem Trieb und Ueben des Rechten, Guten und Schönen, und muß sich hindurch arbeiten bis zum klaren Be-

wußtseyn desselben in der Sphäre, worin er eben ist. Nie aber wird ihm darin Ruhe gegönnt, sondern sobald er etwas erreicht, muß er auch weiter in ein anderes Gebiet. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, der Verfasser habe den Plan gehabt, die Erziehung des Menschen zur Gottähnlichkeit, oder, wenn man will, zur Heiligkeit zu schildern. Bey einem verständig gearbeiteten Auszuge ließe sich dieß in dem Gange der Begebenheiten vollständig nachweisen. Uns würde es hier zu weit führen. Nun von dem Schluß einige Worte, weil er für den ganzen Sagenkreis höchst wichtig ist. Nachdem der Held den Grad der Vollendung erreicht hat, der erforderlich ist, wird er nicht bloß der Anschauung des Graals gewürdigt, sondern er bleibt auch in fortwährendem Besitz dieser Anschauung, welche ihn immer noch mehr stärkt. Der alte König Pecheur (s. oben zu Nr. 2) fühlt sich nun auch von seinen Wunden genesen, und geht bald heim zur Ruhe. Jetzt wird Perceval Erbe der blutigen Lanze und des Graals. Artus und seine Ritter sind eine Zeit lang Augenzeugen aller Wunder und Gnadenerweisungen des endlich errungnen Kleinods. Dann begeben sie sich nach Carduell zurück, Perceval aber beschließt sein an Thaten und Prüfungen überreiches Leben in einer Einsiedeley, wo ihm alle geistige und leibliche Nahrung einzig durch den Besitz des Graals zufließt. »Am Tag und der Stunde, wo er starb, wurden der Graal und die heilige Lanze und die silberne Schale im Beyseyn der Anwesenden gen Himmel entrückt, und seit der Zeit sind sie nirgends auf Erden gesehen worden. Perceval wurde nach seinem Tode nach dem Schlosse der Abenteuer gebracht, und neben den König Pecheur beerdigt, und auf sein Grabmal wurde folgende Inschrift gegraben:

»Hier liegt Perceval der Wale, der die Abenteuer des Graals vollendete.«

Nach dem Willen des Urhebers dieser Dichtung war mit Perceval der Kreis geschlossen. Allein theils sind noch innerhalb desselben viele namhafte Ritter, welche freylich in ziemlicher Ferne von dem Lichtpunkte blieben, zu Helden ungeheurer Dichtwerke gewählt, theils glaubten andre Romantiker durch eine Aehrenlese auf diesem reichen Felde noch Stoff genug zu finden, und, was bey solchen Schriften immer höchst wichtig ist, eine günstige Aufnahme bey Hörern und Lesern.

4) Lancelot vom See, p. 234 — 246. S. Ebert bibl. Lex. Nr. 11678 — 11683. Wir haben die Pariser Fol. Ausgabe von 1533 vor uns. Der Titel: Le premier volume de Lancelot du lac nouvellement imprime a Paris. Der

zweyte Theil: Le second vol. u. s. w. Der dritte: Le tiers vol. u. s. w. Am Schluß des ganzen Buchs: Cy fine le dernier volume de la Table ronde faisant mention des faicts et proesses de Monseigneur Lancelot du lac et dautres plusieurs nobles et vaillans hommes ses compaignons. Nouvellement imprime a Paris pour Phelippe le Noir etcet. Auf der königl. Bibliothek zu Madrid ist eine Handschrift des funfzehnten Jahrhunderts, Historia de Lanzarote del Lago, con los mui dulces amores de la Reyna Ginebra. Hieraus ist hervorgegangen die berühmte Romanze, deren Anfang Don Quixote de-Hamirt, 1. Kap. 13.

Nunca fuera cavallero de damas tan bien servido,
Como fuera *Lançarote* quando de Bretaña vino.

Sie ist neuerdings zwey Mal in Deutschland abgedruckt in J. Grimms Silva de Romances viejos p. 240, und Depping Samml. span. Rom. p. 308, aus dem Cancionero de Amberes p. 242. Aber der Inhalt dieser Romanze läßt sich im französischen Romane nicht nachweisen. Dieß zeigt, daß die Spanier eine abweichende Recension vorfanden oder selbst umbildeten. Dieß letztere ist oft der Fall, wenn ausländische Erzeugnisse bey einem andern Volke wirklich das Bürgerrecht erhalten. Auch die provenzalische Recension des Lancelot von Arnaud Daniel, deren Dante sich bediente *), mußte verschieden seyn von unserem jetzigen Texte; denn Dantes Worte, Parad. 16, 13:

Onde Beatrice, ch' era un poco scevra,
Ridendo parve quella che tossio
Al *primo fallo scritto da Ginevra*,

können, wie die Ausleger richtig annehmen, nur auf den Moment gehen, wo Ginevra dem Lancelot den ersten Kuß gibt. Da wird aber im nordfranzösischen Texte nichts von einem schelmischen Husten der Vertrauten erwähnt. Es heißt nur vol. 1, fol. 66, r. col. 1. La royne vit que le chevalier nen ose plus faire, si le prent par le menton et le baise devant Gallehault azzez longuement. Et la dame de Mallehault sceut de vray quelle le baisoit. Lors parla la royne *etcet.* Auch die andre Stelle, worauf sich bezieht Inf. 5, 133:

Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante

muß im Provenzalischen noch verführerischer gewesen seyn, als im Roman fol. 67 vers, col. 1. Ils demourerent grant piece, ne

*) S. über Purg. 26 v. 118 in einem frühern Bande der Wiener Jahrbücher. Raynouard Choix d. pcés. d. Troub. 2, 318.

onsques ne tindrent parolles, fors tant seullement de accoller et de baiser comme ceulx qui voluntiers le faisoient.

Auch das nordfranzösische Gedicht Histoire du Chevalier *á la Charrette*, angefangen um 1190 von Chrestien de Troyes und nach dessen Tode fortgesetzt von Geoffroy de Ligny, muß in Inhalt und Form beträchtlich verschieden gewesen seyn, so weit man dieß bis jetzt beurtheilen kann aus dem Auszuge der Handschrift des Herrn de Sainte-Palaye in der Bibl des Romans, Avril 1777, I. 67, und daraus in Ellis Specimens of early Engl. metr. Rom. 1, 328. Hier ist besonders herausgehoben der blinde Gehorsam des sonst so starrsinnigen Ritters, so bald Wink oder Befehl seiner Geliebten ihn treibt. Die Cento Novelle antiche (Firenze 1724, Nov. 27) erzählen den Vorfall, nach welchem das ganze Gedicht seinen Namen erhalten, nämlich wie Lancelot auf einem Wagen (carretta) gefahren sey, in der Meinung, so die Genevra schneller zu befreyen. Nur Ehrlose oder Verbrecher fuhren. Der Verfasser der Novelle versichert, daß es seit der Zeit in Frankreich keine Schande mehr sey, die alte Sitte habe Lancelot umgeändert.

Ueber die deutschen Gedichte von Lancelot s. v. d. Hagen und Büsching Museum I. 603 und literar. Grundriß 151.

Noch eine italienische Bearbeitung in Ottaven fügen wir den von Ebert angegebnen hinzu, aus Quadrio und Ginguené Hist. litt. d' H. V. 14. Sie ist von Erasmo di Valvasone; aber nur vier Gesänge sind gedruckt: Venezia presso Cesare Pavesi 1580 in 4. Titel: I quattro primi Canti del Lancilotto.

Einen Auszug der französischen Prosa gibt die Bibl. des Rom. Octobr. 1775, I. p. 62.

Die Liebe des Lancelot und der Ginevra, und die damit verbundenen Thaten und Umstände, scheinen unter allem, was in unserem Sagenkreise vorkommt, am meisten populär gewesen zu seyn. Aber gerade jenes Verhältniß, so wie das ähnliche zwischen Tristan und Isalden, hat bey strengen Gottesgelehrten und Weltweisen, bey ernsten Dichtern, wie Dante und Petrarca, diesen ganzen ersten Cyklus in üblen Ruf gebracht. Und es ist auch wirklich der Punkt gewesen, wo das Verderben allmählich sich einschleichen konnte, und in späterer Zeit bey lockerer Denkungsart überhand nehmen, so daß in gewissen Darstellungen die Liebe zu dem höchsten und allgemeinen Gut, welche Centrum gewesen war, verdunkelt wurde, und endlich ganz entwich. So sehr wir nun dem Dante beystimmen, und allen, welche das Verhältniß des Lancelot zur Ehefrau seines Königs für sündhaft halten, und jede Darstellung desselben für gefährlich; so

dürfen wir uns doch dadurch den rechten Standpunkt nicht nehmen lassen, von wo aus eine Uebersicht des Ganzen gewährt wird. Der Vorgänger des Chrestien de Troyes, welcher zuerst unsern Ritter zum Helden eines einzelnen Gedichtes sich auslas, hat wahrlich nicht wollen die ausschließende Liebe des Einen Mannes zu dem Einen Weibe über die allgemeine Liebe aller zu dem höchsten Gut der Christenheit, dem Graal, setzen.

Zu ungeschickt hätte er dann seine Sache angefangen. Vielmehr findet der aufmerksame Leser hier umgekehrt das abschreckendste Gemälde der verheerenden Wirkungen jeder bis ins Unermeßliche gesteigerten leidenschaftlichen Liebe zu einem einzelnen irdischen Dinge, wo die Sehnsucht nach seinem Alleinbesitz alles andere verschlingt. Lancelot, der Zögling eben jener unbesonnenen Viviane, welche von Merlin die Zauberkünste erlernt hatte, aber sie so verderblich für ihn und sich anwandte [1]), befindet sich in den besten Jahren der Kraft des männlichen Alters in der Gewalt der tyrannischen Leidenschaft. Aus einem Freyen wird er ein Knecht. Der Ehebruch, bald wirklich, bald beabsichtigt, schleppt ihn in der Sünde umher, und nach der Sünde ist keine Freude, sondern Reue. Aber dieser Ehebruch ist auch dadurch Verbrechen, daß er begangen wird mit der Frau seines Königs, und im Verbrechen ist keine Ruhe, sondern Angst und Sorge. Wir legen diese Ansicht nicht hinein in den Roman; der Held führt wirklich hier, mit Ausnahme weniger lichten Momente, das gepeinigte Leben eines Missethäters, und nicht ohne Grund war der alte Titel: La charrette. Mehr als ein Mal fällt er dem Wahnsinn als Beute daheim, und erhält einen Erben nur durch den plumpen Betrug der Tochter des Königs Perles, die sich für Ginevra ihm zu verkaufen weiß, und zum Lohn dafür von ihm, dem Ritter, sie die Nackte, mit dem Degen erstochen werden soll [2]). Und hieraus zu erklären ist der Schluß der Geschichte, welchen Dunlop als seltsam mit den Worten heraushebt: »Ginevra, als wenn sie das Vergnügen nur so lange für etwas

---

[1]) Lancelot du Lac, fol. 5. vers. col. 2: La damoiselle qui Lancelot porta au lac, estoit *une fee*, et en celluy temps estoient appellees *faees* toutes celles qui sentremettoient denchantements et de charmes — Celle dont le compte parle *avoit sceu par Merlin tout ce quelle scavoit de nigromance* etc. fol. 6 v. col. 1, Celle qui *si bien endormit Merlin fui la damoiselle qui Lancelot emporta au lac.*

[2]) Lors dressa lespee contremont, et la damoyselle, qui grant paour avoit de mourir, luy cria mercy a joinctes mains — et estoit devant luy, toute nue, en sa chemise, a genoulx. Vol. II. fol. 86, r. col. 2.

Wünschenswerthes hielte, als es verbrecherisch war, zieht sich nach dem Tode ihres Gatten in ein Kloster zurück.« In der That ist die Schilderung der Reue und Buße der Königin und dann des Lancelot, der Einsiedler geworden, herzergreifend; und der Dichter zeigt deutlich, daß nach solchem Verhältniß kein reines und beglückendes Eheband entstehen kann und soll. Uebrigens findet sich in diesem Roman, wie im Tristan, alles Erhabene und alles Zarte, was nur die zum Höchsten gesteigerte persönliche Liebe haben kann. Nur große Seelen können so lieben. Die Kraft der Aufopferung bey dem Manne, die Kraft der Hingebung bey dem Weibe erheben allerdings Ginevra und Lancelot, Tristan und Isalden über die Schaar derer, welche allein deßhalb nicht fehlen, weil sie von Natur beschränkte Neigungen und hinlängliche Eigenliebe erhalten haben. Aber gerade diese unverkennbare Großartigkeit in der Gesinnung konnte die Romane von Lancelot und Tristan bey dem gemischten Haufen der Lesenden gefährlich machen. Die wenigsten verstanden den Plan des Ganzen, und drangen bis zu dessen Kern. Die hinreißende Schilderung des Reizenden und Süßen der persönlichen Liebe lockte und verführte sie, und sie achteten nicht auf das, was jede Seite predigt, daß das Angenehme und Unangenehme beyde zu gleicher Zeit zwar nie in dem Menschen seyn wollen, doch aber wenn einer dem einen nachgeht und es erlangt, er meist immer genöthigt ist, auch das andere mitzunehmen, als ob sie beyde oben zusammenhingen. Spätere Bearbeiter haben, der Neigung der Menge zu schmeicheln, das Angenehme mehr herausgehoben, als das Unangenehme. Und somit sind die Urtheile über unsern Roman erklärt.

Dunlop knüpft sogleich an Lancelot das altenglische Gedicht

Morte Arthur, von dem, weil es noch ungedruckt ist, Ellis (Specimens I. 345 — 408) einen Auszug mit Stellen des Originals bekannt gemacht hat. Es ist dieß eine Bearbeitung der letztern Abschnitte des Lancelot, und gehört als metrisches Buch gar nicht hieher. Es wird nur erwähnt, weil englische Kunstrichter es mit Thomas Malory's Arthur verwechselt haben, von welchem wir weiter unten reden *).

---

*) Zu Shakspeares Zeit müssen Volkslieder aus unserem Sagenkreise gangbar gewesen seyn. Dieß beweisen die Paar Zeilen, welche Falstaff singt, Heinrich der Vierte, Th. 2. A. 2. Sc. 4.

When *Arthur* first in court,
And was a worthy King. —

Als Arthur erst am Hof,
Und war ein würd'ger Herr.

5) Meliadus von Leonnoys p. 247—255. Der vollständige Titel lautet nach der Bibliothèque d. Rom. Février 1776, p. 34: Au present volume sont contenus les nobles faicts darmes du vaillant Roy Meliadus de Leonnoys: ensemble plusieurs autres nobles prouesses de Chevalerie faictes tant par le Roy Artus, par Palamedes, par Morhault d'Irlande, par le bon Chevalier Sans-peur, par Galehault le brun, par Segurades et par Galaad, que autres bons Chevaliers estans au temps du dit Roy Meliadus. — Histoire singuliere et Recreative nouvellement imprimee a Paris — chez Galliot du Pre. Die Bibl. d. Rom. und die Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, t. 14, p. 14 (Paris, 1781) setzen die älteste Ausgabe in das Jahr 1526; Dunlop, Brunet und Ebert bibl. L. 13676 in das Jahr 1528. Rec. kennt den Roman nur aus dem Auszuge in der Bibl. d. Rom. und bey Dunlop. Die Einleitung des Meliadus wird für einen folgenden Kritiker, dem es vergönnt ist, bis zu den ältesten Quellen dieses Sagenkreises zurück zu gehn, besonders wichtig seyn. Der ungenannte Verfasser des prosaischen Romans nennt sich selbst den Redakteur des Meliadus von Rusticien de Pise, und hat die Vorrede seines Vorgängers mit aufgenommen. Rusticien erklärt darin, er habe auf Befehl König Heinrichs von England den Meliadus geschrieben. Denn der König, zufrieden mit seinem früheren Roman Brutus *), wünsche auf ähnliche Weise auch die Geschichten der andern Ritter, welche in jenen Kreis gehörten, behandelt zu lesen. So enthalte denn der Meliadus alles was im Brutus und andern Büchern über den heil. Graal ausgelassen wäre. Unter den letzteren führt er namentlich Lancelot und Tristan an, deren Thaten und Begebenheiten hinlänglich beschrieben seyen, Lancelot durch Gualtier Map, und Tristan durch ihn selbst im Roman Brutus. Ob die Angabe, er habe aus dem Lateinischen seine Romane übersetzt, Ernst ist oder Ziererey, können wir jetzt noch nicht entscheiden. Häufig war dergleichen falsches Vorgeben, um

---

Die Romanze, deren Anfang dieß ist, s. in Percy Reliques I. p. 217 (London, 1812), unter der Ueberschrift Sir *Lancelot du Lake*; aufgenommen in Ritson Select collection of English Songs II. p. 325 (London, 1813.). Uebrigens zeichnet sich diese Romanze weder in Form noch Inhalt vortheilhaft aus.

*) S. über die versificirte Chronik *Roman du Brut* den vierten Theil der Mélanges p. 22. Zufrieden mußte der König wohl mit den Büchern des Rusticien seyn: denn er schenkte dem Verfasser, nach dessen eigner Versicherung, zwey Schlösser zur Belohnung seiner Arbeit.

sich ein Ansehn bey Ungelehrten zu verschaffen. Deßhalb holt Cervantes seinen Don Quixote ironisch aus dem Arabischen des Cide Hamete Benengeli her.

Das Land Leonnoys, von welchem Meliadus König war, und wo Tristan geboren wurde, gränzte einst an Cornwall, ist aber in der Folge der Zeit vom Meer verschlungen worden, wie das Heldengeschlecht selbst im Strom der Zeit untergegangen ist. Nach dem Auszuge des Perceforest in den Mélanges t. d'une gr. Bibl. T. 12, p. 144 erhielt das Königreich Leonnoys seinen Namen bey dem glänzenden Turnier des Perceforest, wo Lyonnel von Glar König des unheimlichen Gebiets des Zauberers Darnant wurde. Im Perceforest selbst Vol. 4, fol. 6, vers. c. 1 aber begleitet Perceforest das Geschenk nur mit den Worten: »Hiemit gebe ich euch das ganze Land, welches Darnant der Zauberer hatte, das ich früher eroberte, und will, daß es zu eurem Königreich gehöre, welches genannt werden soll eurem Namen zu Ehren das Königreich Lyonnel.« Wichtiger ist eine andere Stelle in Perceforest Vol. 3. Kap. 16, Schluß f. 37, v. col. 2: »Es wurde das Königreich Lyonnel genannt, denn er war dessen erster König. Und es ging von Erbe zu Erbe, bis Meliadus König davon wurde. Dieser nahm zur Frau die Schwester des Königs Marc von Cornwall, mit Namen Elisabeth. — Sie hatten einen Sohn, der Tristan der tapfere (le preux) hieß; er wurde in Traurigkeit geboren, und liebte sehr die Königin Yseult von Cornwall« u. s. w. Die Liebschaft des Meliadus mit der Königin von Schottland scheint eine Nachahmung des Verhältnisses zwischen Lancelot und Ginevra: wir vermissen aber hier die poetische Gerechtigkeit und den zarten Sinn, die wir bey jenem ehren mußten. Dagegen ist die Art, wie die beyden Könige Artus und Pharamond als Feinde einander genenüber stehen, vortrefflich. Die Hochachtung und Verehrung, welche sie als solche gegen einander hegen, zeigt sich in der echten Höflichkeit und Ehrerbietung ihres Benehmens. Hier sehen wir wie wahres Ehrgefühl auch bey Feindschaft und Streit die Liebe nicht erlöschen läßt.

Uebrigens tritt der Held des Buchs erst sehr spät unter den Handelnden auf; ein Vorbild, wonach sich vielleicht Ariosto im rasenden Roland gerichtet hat.

6) Tristan p. 255 — 276. Brunet, Manuel du libr. et de l'am. (Trois. éd. Paris, 1820) *) III., p. 482, zählt drey

*) Bis Eberts bibl. Lex. beendet ist, müssen wir uns für die spätern Artikel mit dessen schätzbarem Vorgänger Brunet begnügen.

Folio-Ausgaben des französischen Romans. Die erste, Rouen 1489, mit dem Titel: Histoire du tres vaillant noble et excellent chevalier Tristan, fils du roi Meliadus de Leonnois (rédigée par Luce, chevalier, seigneur du châteeau de Gast). Die zweyte, Paris, Ant. Berard, o. J. Tristan, chevalier de la table ronde. Die dritte, Paris, 1533: Les grandes prouesses du tres vaillant, n. e. exc. ch. *Tristan* et cet. — Eine vierte, Paris, 1554, fol. ist eine Umarbeitung in erneutes Französisch: Le livre du nouveau Tristan, prince de Leonnois — et d' Yseulte, princesse d'Irlande — fait François par *Jean Maugin dit Langevin.* Quadrio nennt von diesem letzten noch Ausg. von 1567, Fol. Paris; Lyon, 1577 in 16; Paris, 1586 in 4. — Italienisch: Dell' Opere magnanime dei due Tristani cavalieri della tavola ritonda. Vinezia 1552 — 1555. 2 Vol. 8°. Der zweyte Tristan soll nach Quadrio derselbe seyn, von welchem die königl. Pariser Bibliothek eine Handschrift besitzt, mit dem Titel: Le Roman de Tristan, que l'on appelle *le Bret*, traduit du Latin en François et cet. Zwey Isotta kommen vor; hier auch zwey Tristan. Der zweyte ist wahrscheinlich Ysaie le *Triste*, Sohn Tristans und der Isalde, nach beyden Aeltern so genannt. Dunlop nennt noch ein sonst nicht bekanntes Gedicht des Nic. Agostini: Il secondo e terzo libro de *Tristano*, nel quale si tracta come re *Marco* di Cornovaglia trovandolo un giorno con l' *Isotta* l' uccise a tradimento, e come la ditta *Isotta* vedendolo morto di dolore mori sopra il suo corpo. Venezia, 1520. Da nicht einmal Mazzuchelli unter einem der vielen Agostini diese Schrift erwähnt, so ist uns die Sache zweifelhaft. Ginguené Hist. litt. d' It. V., 15 berührt »ein kleines anonymes Gedicht: Innamoramento di M. *Tristano* e di Madonna *Isotta*, 4to. O. J. u. O.« Hängt dieß mit dem von Dunlop gemeinten zusammen? — Spanisch Libro del esforçado Cavallero D. Tristan de Leones y de sus grandes hechos en armas. Sevilla, 1528, fol. Diese hat Quadrio, Brunet: Coronica del cavallero D. Tristan de Lionis, y del rey Don Tristan de Leonis el joven. En Sevilla. Dominico de Robertis 1534 fol.

Nachweisungen über deutsche und andre Ausgaben des Romans s. in v. d. Hagen und Büsching liter. Grundriß p. 133, und deren Buch der Liebe. Einl. S. 32. Neuerdings hat v. d. Hagen die bis auf uns gekommenen älteren Gedichte und Bruchstücke über die Fabel von Tristan zusammen drucken lassen, Breslau, 1823. Wie auch das Verhältniß der Abhängigkeit von einander bey diesen seyn mag, so bestätigt sich

doch auch hier die Wahrheit, daß die Sage ursprünglich von den Walen ausgegangen ist *).

Der Auszug des Grafen Tressan (zuerst Bibl. d. Rom. 1776. Avril p. 53) fand zu seiner Zeit bey der eleganten Welt großen Beyfall, und trug mit dazu bey, die alte Ritterzeit wieder einiger Maßen in Erinnerung zu bringen. Die Abenteuer Tristans und Isaldes werden so häufig bey frühern und spätern Dichtern vom zwölften Jahrhundert an erwähnt, daß eine Aufzählung einzelner Stellen hier zu weitläuftig werden würde. Man s. Raynouard Choix II., 312—316. Am merkwürdigsten ist, wie ein Troubadour einen Jongleur der Unwissenheit anklagt, unter andern deßhalb, weil er nicht einmal die Begebenheiten des Tristan kenne:

> Ni no sabetz las novas de *Tristan*.
> (Ni ne savez les novelles de Tristan.)

Die Stellen des Dante und Petrarca sind schon oben angeführt. Man vergl. Bojardo Orl. innam. l. I. c. 3. Ariosto Orl. fur. c. 32.

Nur die wichtige Citation im Perceforest Vol. 3, f. 37, v. c. 2 mag hier stehen. Sie ist, unsers Wissens, noch nirgend angeführt. Cestuy roy *Melyadus* fut vaillant homme, et *Elizabeth* sa compaigne fut discrete dame; ils eurent ung fils qui fut nomme *Tristan* le preux, lequel fut ne en tristesse, et ayma moult *la Royne Yzeult* de Cornouaille, *comme il appert bien au long en l'hystoire qui est faicte de luy.*

Was den Inhalt betrifft, so gilt von demselben alles, was wir oben über Lancelot bemerkten. Nur wirkt die Liebe bey Tristan und Isalde noch mehr tyrannisch als dort vermöge des Zaubertranks, welcher alle andere Neigungen und Kräfte gebunden hält. Darum ist auch der Einfluß des Graal auf die Liebe Tristans so gering. Im Lancelot war er noch als gegenüber stehendes Prinzip mächtiger, wenn gleich auch schon in die Ferne gerückt. Das empörende Benehmen der Isalde gegen die treue Brangiane, welche zum Lohn für die Aufopferung ihrer Ehre auf Befehl ihrer Gebieterin meuchelmörderisch umgebracht werden soll, hat noch überall Abscheu erregt. Erklärt wird es durch die verblendende Wirkung des giftigen Trankes.

*) Walter Scott hätte gewiß nicht einen so großen Ruhm als Dichter erlangt, wenn er sich nicht mit den Resten jetzt verschollener Dichtungen so innig vertraut gemacht hätte, wie aus seiner gelehrten Ausgabe unsres Sir Tristram von Thomas von Erceldoune, und der Minstrelsy of the Scottish Border hervor geht.

Ginevras und Lancelots Liebe ist von keinem ähnlichen Verbrechen befleckt. Petrarca Trionfo d'amore, cap. 3, stellt beyde Paar gleichgültig neben einander; Dante besser eingehend in den Sinn der Dichter, bringt nur den Tristan in die Hölle (5, 67), nicht den Lancelot *). Denn Tristan und Isalde sterben dahin, ohne aus den Fesseln der Leidenschaft erlöst zu werden. Uebrigens ist auch hier der älteste Dichter nicht anzuklagen, sondern der unverständige oder befangne Leser.

»So wilde Liebe nimmt kein gutes Ende« sagt Shakspear; und das lehrt der Schluß des Tristan, und zeugt für die Unzertrennlichkeit des Guten und des Schönen. Die Erzählung (bey Plutarch Theseus p. 7. Kap. 17 und p. 9. Kap. 22), wie Theseus und sein Steuermann vor Freude vergessen, statt des schwarzen Segels das weiße aufzuziehen, und deßhalb der greise Aegeus sich sein Leben in Verzweiflung selbst nimmt; diese Erzählung mag die Veranlassung zur Fabel von einer ähnlichen Verwechselung und dadurch erfolgtem kläglichen Tode Tristans und Isaldes gegeben haben. Aber der Romantiker hat offenbar das als eine Strafe der Untreue darstellen wollen, was bey Plutarch nur in einem zufälligen Zusammenhang erscheint. Dennn die zweyte Isalde, die rechtmäßige Gattin Tristans, sendet ihm absichtlich die falsche Nachricht, die Segel seyen schwarz. Die Eifersucht blendet sie, und so wird sie das Werkzeug der Strafe. Hiermit verbinde man die Angabe des Dichters (Bibl. d. Rom. 230), daß in Tristan die Gnade anfing zu wirken, seit dem Eide, den er geleistet, mit zur Eroberung des Graal auszuziehen, und daß die Gnade sogar anfing über die magische Kraft des Liebestranks zu siegen. Aber ein neuer Rückfall in sinnliche Begier vernichtet jede Hoffnung zu seiner geistigen und leiblichen Genesung. Unverkennbar ist hier der tiefere Sinn der Romane dieses Sagenkreises, und gibt erst jener einschmeichelnden Schilderung der gewaltigen Liebe das rechte Licht.

7) Ysaie le Triste p. 277 — 295. Die einzige Folio-Ausgabe hat nach Brunet ein Privilegium von 1522, und den Titel Ysaie le Triste, filz Tristan de Leonois, jadis chevalier de la Table-ronde, et de la princesse Yzeut. Paris. Galliot du Pré. Noch nennt er zwey Quart-Ausgaben, Paris Bonfons, und Philipp le Noir, mit gothischen Lettern.

*) Francesca und Paolo di Malatesta Inf. 5, 97 sind verlockt durch die Schilderung der Liebe Lancelots und Ginevra. Die verführerische Schilderung fällt aber dem im Fegefeuer befindlichen Dichter Arnaldo Daniello und der bösen Lust der Lesenden zur Last. Lancelot und Ginevra selbst, sind durch die Reue gereinigt.

Eine launige Skizze des Inhalts gibt die Bibl. des Romans. Mai, 1776, p. 58. Anspielungen oder Citationen anderer Dichter vor Erfindung der Buchdruckerkunst auf Ysaie haben wir nirgends bemerkt; und auch dieß ist ein Beweis mehr, daß unser Roman Jahrhunderte später als die andern dieses Kreises verfaßt worden. Er ist das Werk einer künstlichen Nachahmung jener frühern Vorbilder. Zu den Stellen im Buche selbst, welche dafür sprechen, rechnen wir Kap. 80, wo Ysaie im Feengarten unter andern in Elfenbein abgebildet findet die Geschichte Lancelots und des Fräuleins vom See. In dem Zusammenhange, wo dieß erscheint, bemerkt man, der Dichter habe sich jenen Helden der Tafelrunde als ein fern und hochliegendes Ideal für seinen Helden gedacht. Besonders merkwürdig aber sind die Feen. Sie sind nicht mehr Symbole wilder Naturkräfte oder Elementar-Wesen; es sind vielmehr förmlich personificirte, allegorische Tugenden, in der Art, wie Lorris und Spenser sie einführen. Die vier Feen, welche den Ysaie bald nach seiner Geburt begaben, sind die vier weltlichen Kardinal-Tugenden. 1. Die Mäßigkeit (Besonnenheit). La fée vigoureuse ertheilt Gesundheit. 2. Die Tapferkeit. La fée courageuse ertheilt Heldenmuth. 3) Die Gerechtigkeit. La fée sincère ertheilt Ehrgefühl und Freyheitssinn. 4. Die Weisheit. La fée rare ertheilt Verstand, lehrt die Sachen von der rechten Seite ansehen. Es ist nicht unwichtig, sich hieraus die Begriffe zu entwickeln, welche zur Zeit des Verfassers von den Angeltugenden galten. Daß die Gaben der Weisheit von der seltnen Fee verschenkt werden, ist wahrlich kein übler Gedanke.

Uebrigens ist vom Graal gar nicht mehr die Rede; das Christenthum wird wohl als ein des Kampfes würdiger Gegenstand angesehen, aber nur durch Ermordung vieler tausend Sarazenen oder deren Taufe verherrlicht, ganz wie in mehreren Dichtungen aus dem Kreise Karls des Großen.

Der Verfasser des Auszuges in der Romanen-Bibliothek rügt noch mit Recht den Mangel der Zartheit in der Denkungsart bey den Personen unseres Romans als ein Zeichen des großen Abstandes zwischen dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo Ysaie verfaßt wurde, und dem Anfange des zwölften, bis zu welcher Zeit sich die andern Romane für jetzt verfolgen lassen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient im Ysaie die Behandlung des Oberon. Wahrscheinlich hatte der Verfasser hiebey eine Sage oder ein älteres Buch vor sich. Wir werden bey Gelegenheit des Huon von Bourdeaux diesen wunderlichen Prinzen noch ein Mal erwähnen, und dann auch das im Ysaie von ihm Gesagte wieder aufnehmen müssen.

8) Arthur p. 295—307. Dunlop folgt hier der kurzen Uebersicht des Inhalts in der Bibl. dès Rom. 1776. Juillet p. 90. Man füge hiezu Mélanges tirés d'une grande Bibl. 8, 172. Hiernach ist der Titel unseres Werks: Le Roman du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde, recueillis par les Sires Clercs ou Annalistes de cet Ordre de Chevalerie. Erste Ausg. Paris, 1488 fol.; zwente Ausg. o. J. 3 Bände fol.

Wie zu den Gedichten des Homer und andern Gesängen über einzelne Helden und Thaten des trojanischen Kriegs später ein ganzer epischer Cyklus sich einfand, und die cyklischen Dichter beabsichtigten, alle Begebenheiten der trojanischen Fabel von Anfang bis Ende zu umfassen: so enthält auch unser Roman, unabhängig ähnlich jenen jetzt verlornen griechischen Werken, eine Zusammenstellung der Schicksale und Thaten des Artus, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, und der Ritter der Tafelrunde. Besonders scheint vieles aus der Geschichte des Lancelot aufgenommen.

Uebrigens glauben wir im Artus schon zuerst ein Hervortreten der politischen Verhältnisse zu bemerken, welche in den Romanen von Karl dem Großen den Mittelpunkt bilden.

Die vier Neffen des Königs, unter ihnen sein nachmaliger Liebling Gawain, wollen ihn nicht als ihren Gebieter anerkennen. Erst nach Kampf und Sieg gewinnt er auch ihre Herzen, und damit die Stützen seines Throns. Aber einen unversöhnlichen Gegner hat er sich selbst erzeugt, Mordred, ein Bastardsohn von ihm und der Königin von Orkanien (Orkney) *). Weil Gawain zum Nachfolger in der Regierung bestimmt ist, so stellt sich Mordred an die Spitze einer großen Schaar von Unzufriedenen in der Heimat und aus der Fremde. Der Unzufriedenen gab es deßhalb so viel, weil mancher sich vergeblich um die Ehre bewarb, Beysitzer der runden Tafel zu werden, und die Schuld davon nicht seinem Mangel an Würdigkeit zuschrieb, sondern der ungerechten Auswahl des Königs und seiner Baronen. Diese glaubten die Schmach der Zurücksetzung durch Rache an deren Urheber tilgen zu können. Mordred und seine Verbündeten nahmen unter ihre Heerhaufen auch Sarazenen; dieß halten wir für den wichtigsten Punkt des Uebergangs in den folgenden Sagenkreis. In den frühern Romanen der Tafelrunde sind

---

*) Mordred heißt bald des Artus Neffe, bald sein Bastard. Den Grund davon lesen wir im Giglan a 2 vers.: Son propre fils naturel quil avoit engendre en sa seur avant quelle fust mariee, car il ne scavoit pas quelle fust sa seur, lequel avoit nom *Mordrer et cet.*

Sachsen, nicht Sarazenen, die äußeren politischen Feinde des Artus. Weitläufig wird die große Schlacht beschrieben, worin der König mit seinen Rittern umkommt. S. oben über Geoffrey v. Monmuth. Nach unserm Roman kämpft Lancelot in dieser Schlacht mit, siegt auch auf seiner Seite, kann aber den König und seine Freunde nicht retten. Nach beendigtem Kampfe zieht er sich in die Einsiedeley zurück. Im Roman von Lancelot aber kommt er erst nach England, als die Schlacht ohne sein Zuthun vorüber ist. Auch hier tritt schon etwas Politisches, Schmerz über den Untergang des Königs und seines Hauses, mit als Grund ein, warum Lancelot in die Einsamkeit sich begibt. Früher war davon noch keine Spur sichtbar. Den Percevál aber hat der Verfasser des cyklischen Werkes bey dieser Gelegenheit ganz zur Seite geschoben. Er und einige andere waren, nach seiner Angabe, zur Zeit der Schlacht beschäftigt, den Graal zu suchen und zu erobern.

Dunlop wirft den Verfassern der Bibl. des Rom. hier die abgeschmackteste Leichtgläubigkeit (the most absurd credulity) vor; daß sie der Versicherung des Verfassers Glauben beymessen, einer der Sire Clerks oder Annalisten der Tafelrunde habe den Roman verfertigt. Aber der ganze Ton des Auszugs in der Bibl. d. Rom. lehrt, daß Dunlop den Franzosen hier zu viel thut. So leichtgläubig sind sie in diesem Punkte nicht. Sie meinen es nicht ernsthaft. Der feyerliche Ton ihrer Ironie macht die Sache noch mehr pikant und lächerlich. Wichtiger ist die Berichtigung in den Mélanges tirés d'une gr. Bibl. daß die Statuten der Tafelrunde in der Bibl. d. Rom. in keiner der Ausgabe des Romans von Artus sich befinden, sondern in einem der letzten Theile der Amadis, im zweyten Bande des Sonnenritters vorkommen.

Rec. kennt nicht aus eigner Ansicht den bey Brunet Manuel III. 239 angeführten Roman fait et composé à la perpétuation des vertueux faits et gestes de plusieurs nobles et vaillants chevaliers, qui furent au tems du roi *Artus* compagnons de la Table Ronde, spécialement à la louange de Lancelot du Lac, 5 Theile in 2 Bänden. B. I. Rouen, Gaillard le Bourgeois, 24. Nov. 1488; B. II. Paris, Jehan Dupré, 16. Sept. 1488. Eben so wenig ist ihm ein Exemplar zugänglich des englischen Arthur von Thomas Malory, gedruckt 1485, und wieder mit Einleitung und Noten von Southey, London, 1817, aufgelegt. Er muß es also andern überlassen, den Zusammenhang mit dem unsrigen auszumitteln. Dunlop nimmt hier gar keine Notiz davon. Roquefort l'état etc. p. 155 sagt, der Roman Artus, gedr. 1488 zu Rouen bey

Gaillard le Bourgeois ist der Brutus, in Prosa von Rusticien de Pise übersetzt. Uebrigens sind alle diese mit dem sogenannten kleinen Artus, welchen wir bald erwähnen werden, nicht zu verwechseln.

9) *Gyron le courtoys*, p. 307 — 315. S. Ebert B. I. 9150. Die zweyte Ausgabe ist aber nicht, wie Brunet und Ebert angeben, von 1517, sondern von 1519. Am Schlusse derselben steht Cy finent les faitz et prouesses de Gyron le courtois chevalier de la table ronde. Imprime a Paris 18 daoust 1519, par Michel le noir *). Keinem mir bekannten Roman ist es in der Bearbeitung der Bibl. des Rom. so übel ergangen, als diesem, B. d. R. 1776, Octobre. I p 48 — 96. Nur die berühmte, über alles Lob erhabene Scene, wo Giron durch den Anblick seines guten Schwertes und dessen Inschrift abgehalten wird, seinen Freund zu verrathen, schließt sich einiger Maßen an das alte Buch; sonst ist weder die Folge der Begebenheiten noch der Stoff wieder zu erkennen. Auch können wir dem Dunlop darin nicht beystimmen, daß der Held vor der Zeit des Artus gedacht werde. Dazu hat gleichfalls der Auszug des Gr. Tressan den Verf. verleitet. Allein im alten Buche fol. 16, r. col. 2, nicht weit vom Anfange, stoßen die Waffenbrüder Giron der Adelige und Danayn der Rothe auf Creux, den Seneschal des Artus, und auf Yvain, einen bekannten Ritter der Tafelrunde. Hier dachte sich offenbar der Romancier den Giron gleichzeitig. Der alte Roman, wie er jetzt gedruckt vor uns liegt, sieht freylich aus, wie ein, aus vielen ungleichen Stücken übel zusammen gebrachtes Machwerk. Schon auffallend ist, daß der Schluß fehlt, ohne Spur, daß früher jemals einer da gewesen; noch auffallender aber der gänzliche Mangel der Zeitfolge, und jedes Versuchs, die ganz verschiedenen Begebenheiten und Personen, von denen erzählt wird, mit einander zu verknüpfen. Indeß würde es gewiß die Mühe belohnen, wenn jemand unternähme, der beabsichtigten Ordnung in dem Folianten nachzuspüren. Denn vor eine solche Geschichte, wie die zwischen Giron und der Dame von Maloanc sich findet, eine Geschichte, die, nach Wielands Gefühl, das schönste in diesem und vielleicht in jedem anderen Dichterwerke des mittlern Zeitalters ist: da läßt sich auch wohl sonst noch eine reiche Ausbeute großartiger Dinge hoffen, wenn man sich nur entschlösse, unter dem Wust jetzt veralteter Weitläuftigkeiten nachzusuchen. Wir dürfen hier nicht bey Einzelnheiten verweilen.

---

*) Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt diese Ausgabe des Gyron.

Die Einleitung beruft sich abermals, wie im Meliadus Nr. 5, auf Rusticien de Puise als Sammler; setzt aber die Erfindung des Romans noch weiter zurück, und schiebt sie einem Buche zu, das König Eduard von England besessen *), und aus welchem der Meister übersetzt habe zu der Zeit als Eduard nach dem heiligen Grabe zog, es zu erobern. Dieser Eduard ist Eduard I. Er schiffte sich 1270 noch bey Lebzeiten seines Vaters, Heinrich des Dritten, nach Palästina ein, und kehrte vom Kreuzzuge 1273 als König von England nach Hause zurück. Das doppelte Zurückweisen des Verfasser der vorliegenden gedruckten Geschichte, erstens auf Rusticien, zweytens auf ein noch älters Buch des Königs, könnte zwar unschuldig seyn; es könnte aber auch die Absicht haben, die Stütze uralter Autorität für sich zu gewinnen. Frühere Citationen älterer Dichter auf Giront, als auf einen bekannten Charakter sind uns auch nicht bekannt. Wohl aber kommen in unserm Romane Tristan, Lancelot und andere Ritter der Tafelrunde vor. Dieß hat in uns die Muthmaßung erregt, der Giron sey kein reines und unmittelbares Produkt der Poesie, wie die früheren Werke, sondern ein späteres der Reflexion und Absichtlichkeit liege ihm zu Grunde. Schon zum Ysaie wurde bemerkt, wie Rohheit, Plumpheit und Sinnlichkeit seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts überhand genommen hatten, und welch ein Abstand sichtbar ist von dem Zarten, Feinsühlenden und Adeligen der Liebe bey Frauendienst und Frauengunst im zwölften Jahrhundert. Hier nur scheint der Dichter seinen gesunkenen Zeitgenossen in Giron das Ideal eines wahrhaft adeligen irrenden Ritters als Vorbild haben aufstellen zu wollen. Nämlich Wieland sagt (Vorr. zu Gyron dem Adeligen, S. 13 Sämmtl. Werke. B. 18. Leipzig, 1796.): »Will man sich bey dem Worte adelig einen Mann denken, der eben so edel von Sinnesart und Sitten als von Geburt ist: so drückt es den ganzen Sinn des altfranzösischen courtois aus.« Auch die verschiedenartigsten Leser aller Zeiten verei-

*) Et saiches tout vrayement que cestuy livre fut translate du livre de monseigneur *Edouart* le roy dangleterre en celuy temps quil passa oultre la mer au service de nostre seigneur pour conquester le sainct sepulchre. Et maistre *Rusticien de Puise* (sic) compila ce romant. Car diceluy livre au roy Edouart dangleterre translata il toutes les merveilleuses adventures qui sont en cestuy livre. Fol. 1. r. col. 1. — Ferner f 11. r. col. 1. Et veult retourner le dit maistre *Rusticiens* a acomplir son livre des merveilleuses adventures qui advinrent a plusieurs bons chevaliers durant la vie du roy *Artus*.

nigen sich darin, daß die nicht entstellten Theile unsers Romans, wo Girons ehrenfestes Benehmen sich in seiner ganzen Milde und Herrlichkeit zeigen kann, die größte Bewunderung verdienen. Das Wohlgefallen an der Gesinnung des Ritters selbst erregt diese allgemeine Liebe, so wie uns im wirklichen Leben in der Gesellschaft eines solchen Mannes überaus wohl wird. Hier ist auch das Wort courtoisie ganz in dem von Wieland angedeuteten Sinne gebraucht. Gerade in der berühmten Scene, wo Gyron im Begriff ist sich zu vergessen, heißt es fol. 40. r. col. 2. Et Gyron qui a celluy point avoit *oublie toute courtoisie*, et qui orendroit navoit talent nul, fors que la honte de Danayn pourchasser; si osta son haulbert et ses chausses de fer, et se commenca a desarmer du tout pour accomplir *son villain plaisir*. Statt aller weitläuftigen Verhaltungsregeln dient der Kernspruch auf dem guten Schwerte Girons, dem Erbstück des braven Hektor des Braunen, als Richtschnur aller Handlungen und als Talisman gegen Versuchungen. Diesen Kernspruch theilt selbst Dunlop entstellt mit. Er lautet wörtlich fol. 40. vers. col. 1.

Loyaulte passe tout, et faulcete si honnit tout, et decoit tous hommes dedans qui elle se herberge.

Als wenn der Verf. geahnet hätte, daß man später diese Inschrift verändern würde, setzt er warnend hinzu: und es war darauf nicht mehr noch weniger eingeschrieben (et ny avoit ne plus ne moins en escript.).

Luigi Alamanni (geb. 1495, gest. 1556) in seinem Gyrone il Cortese, verfaßt nach dem Vorbilde des französischen Romans, gibt den Sinn auch nicht zum Besten mit folgenden zwey Versen (libro 5):

Lealtà reca honor vittoria e fama;
Falsitade honta e duol da a ciascuno.

Dagegen verdient wenig Lob die Bibl. des Rom. 1776, Oct. I. p. 53, wo die alte Prosa in die etwas wässerigen Verse eingefaßt ist:

Ce glaive n' appartient du tout
A celui dont les faits sont peu dignes d' éloge.
Loyauté passe tout,
Trahison flétrit tout;
Et tout homme est honni, qui dans son coeur la loge *).

*) Bey der affektirten Alterthümlichkeit des Styls ist auch nicht zu loben, daß hier glaive für épée gesetzt wird. Glaive und épée sind zwey ganz verschiedene Waffen der Ritter. Gerade an unserer Stelle heißt es in Giron: Adoncques advint que *le glaive* de Gyron qui estoit apuye a ung arbre cheut *sur lespee*, si que — il la fist cheoir dedans la fontaine.

Wieland hatte die Bibl. d. Rom. bey der Abfassung Gyron des Adeligen vor sich; er gibt jene Verse auf deutsch:

> Vermeß sich keiner, untugendlich
> Dieß Schwertes anzumuthen sich!
> Treu geht über alles,
> Untreu schändet alles:
> Hohn dem Mann, der seinen Schalk
> Verbergen will in Löwenbalg!

Uebrigens scheint uns dies kleinere Gedicht Wielands allerdings einen vorzüglichen Werth zu haben. Man fühlt die Wahrheit der Versicherung des Verfassers, »die Geschichte zwischen Giron und der Dame von Maloanc machte beym ersten Lesen einen so starken Eindruck auf mich, daß ich dem Gedanken nicht widerstehen konnte, sie auszuheben« u. s. w. Und diese Begeisterung des Dichters für seinen Gegenstand ergreift auch den Leser mit.

Im Jahre 1548 beendete der Florentiner Alamanni sein Gedicht: Gyrone il cortese (S. Ebert B. L. 316), in vier und zwanzig Gesängen. Alamanni lebte als Exilirter in Frankreich, und hatte diesen Gegenstand auf Wunsch des Königs Franz des Ersten gewählt. Die Neigung dieses Fürsten zu den Formen der Ritterzeit hatte ihn wohl dazu bestimmt, dem Italiener gerade dies Thema aufzugeben. Indeß erlebte erst Heinrich der Zweyte die Vollendung des Gedichts. Die Zueignung an König Heinrich ist eine leichte literarische Abhandlung über den Sagenkreis der Tafelrunde mit Vermeidung alles Scheins von Gelehrsamkeit Eine fleißige Zusammenstellung zwischen unserm Roman und diesem Gedicht, verbunden mit einer Analyse des letztern, findet man bey Ginguené Hist. litt. d'It. V. p. 24 — 41. Das eben nicht günstige Urtheil Wielands über Alamanni s. man in der Einleitung zu dessen Giron dem Adeligen.

10) Perceforest p. 316 — 334. Die Ausgaben s. bey Ebert 16163 u. folg. Der sehr lange Titel des ersten Bandes ist vollständig wieder abgedruckt in der Bibl. d. Romans. Janvier, 1776. I. p. 23. Sonst sind die Notizen über Perceforest, und Bemerkungen über dessen Inhalt in der Bibl, des Rom. so dürftig und unbrauchbar, daß selbst die Verfasser der Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque sich veranlaßt sahen, einen neuen Auszug zu machen. Diesen füllt der ganze zwölfte Theil der Mélanges (M. Paris, 1780). Allein auch diese Bearbeitung kann nur dazu dienen, die Sehnsucht nach der Kenntniß des Originals zu erregen. Zwar führt der Leitfaden ziemlich sicher durch die labyrinthischen Verschlingungen des Riesenwerkes; aber die

wesentlichen Punkte sind nicht immer in das gehörige Licht gestellt, und besonders befremdet das Ungenaue, ja die Verfälschung in manchen Angaben. Das letztere ist namentlich der Fall, wenn der Verf. des Auszuges sich das Ansehen gibt, als wenn er Stellen des Originals wörtlich anführte, und dieß durch Zeichen von seiner eigenen Bearbeitung unterscheidet. Da er nicht Theil und Blatt citirt, ist es freylich nicht leicht, ihn zu ertappen: wir haben aber bey sorgfältiger Vergleichung wesentliche Veränderungen gefunden. Z. B. die Rede der sterbenden Cerces (Circe), p. 157 der Mél. ist ganz anders im Perc. Vol. 4. fol. 80. r. col. 2. Für Vertauschungen anderer Art läßt sich auch gar kein Grund absehen. So in dem vortrefflichen Märchen, woraus offenbar Perrault's *Belle au bois dormant*, und unser Dornröschen (Grimms Kinder- und Hausmärchen Nr. 50) hervor gegangen, läßt der Bearbeiter Mél. p. 331 dem Troilus einen Trank des Vergessens durch die Schloßfrau reichen. Dagegen heißt es merkwürdig für Märchenpoesie überhaupt im Original vol. 3. f. 127. v. col. 2. Adonc il advint, *mais ne scey par quel art*, que incontinent que la dame fut de la chambre yssue, le chevalier se trouva tant desvoye quil ne luy souvint de *Zellandine* (die Prinzessin von Seeland, das deutsche Dornröschen) non plus que se il ne leust oncques vue, et estoit comme *ydiot*, car il navoit memoire de riens. Et quant *Troylus* fut conduyt a telle extremite quil navoit entendement ne souvenance de riens, ne de bien ne de mal, fors ainsi quil plaisoit alors a dame Fortune: a ce point voulente luy print de partie *etcet.*

Die Beweisstellen ließen sich ansehnlich vermehren, aber schon dieß reicht hin zu zeigen, wie unbrauchbar der Auszug in den Mél. für den Literator ist.

Auch Dunlop hat diesem wichtigsten prosaischen Werke der ältern Romantik nicht die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt, und scheint mehr durch Zufall als durch Wahl und Kenntniß des Ganzen zum Herausheben dieser oder jener Einzelnheit darin bestimmt zu seyn.

Uns ergreift, indem wir von dem Romane reden wollen, ein Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht ähnlich dem, was wir bey dem Anblick jener ungeheuren Kirchen hegen, die aus dem frühen Mittelalter bis zu uns sich herüber gerettet haben. Nicht leicht wird jemand sich rühmen können, die Gesammtheit der besten Theile, Thürme, Spitzen, Knöpfe, Bilder, so in sich aufgenommen zu haben, daß er bey dem Eindruck des Ganzen zugleich jene alle lebendig vor sich hätte. Eben dieß gilt von dem gigantischen Gedicht, womit die Reihe der Romane dieser Klasse geschlossen ist.

Zwar umfaßt es weit mehr, als daß es sich ganz in diese oder irgend eine andere einzelne Abtheilung bringen ließe. Wir werden aber sehen, wie es sich in manchen Punkten hier anzuschließen sucht. Auf jeden Fall verdient es unsere vorzügliche Aufmerksamkeit, und wir wünschen durch die Andeutungen, welche wir hier mittheilen wollen, andere zu gründlichem Studium und ausführlicher Behandlung dieses Gegenstandes aufzuregen.

Nur der erste Theil der Folio-Ausgabe, Paris 1531 — 1532, hat den bey Ebert und sonst angeführten Titel: La tres-élegante delicieuse melliflue et tresplaisante histoire etc.; die fünf übrigen Theile haben alle verschiedene Titel, worin der Inhalt des jedesmaligen Bandes kurz angegeben wird, und vor dieser Angabe Se second volume, le tiers volume et cet. des *anciennes Croniques Dangleterre.* Darum wird der Roman Perceforest auch zuweilen citirt unter dem Namen: Les anciennes Croniques d'Angleterre.

Wie über den Entwurf, die Gründung und den Bau jener Ehrfurcht gebietenden Kirchen, z. B. des Doms zu Regensburg, nur Sagen, keine Geschichte, auf uns gelangt sind: so fehlt es gänzlich an beglaubigten Nachrichten über den Verfasser und die Entstehung des großen französischen Romans. Die bloße Versicherung Wartons, Hist. of Engl. Poetry, I., 464, not, »der Perceforest sey um 1220 in Versen geschrieben, und viele Jahre später in Prosa übersetzt,« ist unbestimmt und ohne Autorität. Montfaucon, Bibliotheca Bibl. II. p. 785, und nach ihm Roquefort, Gloss. 2, 779, haben unter den Handschriften der königl. Pariser Bibliothek von anonymen Verfassern Roman du Roy Perceforest, Nro. 6778 — 6781, fol. max. Ueber Inhalt, Verfasser u. dergl. erfahren wir nichts. Auch der Brief des La Crose an J. A. Fabricius in des letztern Codex apocr. nov. Test. III., 466 macht nur darauf aufmerksam, daß das Evangelium des Nikodemus in den Roman Perceforest aufgenommen ist. Uebrigens bemerken wir zu diesem Briefe, daß die königl. Bibliothek zu Berlin jetzt allerdings auch den zweyten Theil des Romans besitzt. Die Paar Zeilen, worin Gordon de Percel Bibl. des Rom. 2, 176 und Quadrio 4, 485 über den Werth absprechen, verdienen bey gründlichen Forschern und vorurtheilsfreyen Freunden der Poesie gar keine Beachtung. Wir schätzen Quadrio als fleißigen und mühsamen Sammler, aber Geschmack und poetischen Sinn dürfen wir bey ihm nicht in Anspruch nehmen.

Wir sind demnach auf das zurück gewiesen, was der Roman selbst über seine Entstehung aussagt. Der erste Theil beginnt statt mit einer Vorrede mit einer schmeichelhaften Anrede an die



französischen Helden: Aux tresexcellents, belliqueulx, invictissimes, et insuperables Heroes Francoys, salut, honneur, prouesse, victoire et triumphe. Der Verfasser der Dedikation unterschreibt sich am Schluß seiner Anrede nur: Der Diener (*Le serviteur*). Das große Werk selbst aber rührt von einem Bessern her, als diesem großredenden Vorredner. Theils ist der Styl der Zueignung unerträglich hochtrabend und schwülstig, der Styl des Romans dagegen bewegt sich in gemächlicher Gelassenheit, und erhebt sich nur, wo die erhabensten Gegenstände Begeisterung erzwingen; theils wird neben dem französischen Adel auch das Buch mehr gelobt als billig. Selbst der unverschämteste Verfasser desselben hätte nicht so von sich sprechen können; theils deutet der Schluß auf einen andern Urheber in den Worten: Et mexcusez si non pouvant vous offrir oeuvre *par mon* (lies moy) *compille, je vous ay presente ceste*, qui merite a vous et non autres estre offerte. Früher schon: En non pouvant vous presenter du mien jemprunte lautruy. *Or est venu en mes mains* la tresplaisante histoire du tresnoble roy Perceforest *etc.* Aber wie und durch wen sie ihm in die Hände gekommen ist, das verschweigt er; nennt indeß zum Ueberfluß andere Männer, welche den unsterblichen Ruhm der französischen Heroën gefeyert, und sich »auf diese Triumphbogen gesetzt hätten,« darunter le facunde *Gaguin* (starb als königl. franz. Bibliothekar 1501), les Maroniens *Marots* (er meint in seinem Bombast die Marone, d. i. Virgile, ihrer Zeit; Jean Marot starb um 1523, und dessen Sohn Clement Marot, geb. 1495) u. a. m. Dieß beweist, daß die Dedikation des Herausgebers zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ist. Aber die Geschichte selbst? Hier mögen andere bey folgenden Angaben Wahrheit und Dichtung sondern.

Nachdem Th. 1. Kap. 1 die Topographie Englands abgehandelt worden, wobey Julius Cäsar, Plinius, Pomponius Mela u. a. fleißig benutzt und citirt sind, lesen wir Kap. 2, daß im Jahre 1286 bey Vermählung der Tochter des Königs von Frankreich, Philipp des Schönen, mit Eduard König von England, der Graf Wilhelm von Hennegau *) im Gefolge der jungen Königin mit nach England hinüber gekommen sey, und auf einer Reise daselbst in der Abtey Burtimer am Fluß Humber von dem damaligen Abte gehört habe, daß Arbeitsleute in einem alten Thurm eine vermauerte Nische entdeckt hätten, und darin einen Altar, worauf

*) Dieser Graf hatte nach unserm Verfasser den etwas starken Beynamen *Le Dieu de prouesse.*

eine Chronik und darauf eine Krone gelegen. Die Krone habe der Abt dem Könige Eduard zugesendet, die Chronik zehn Jahre bey sich aufbewahrt, ohne ihren Inhalt zu kennen, bis etwa vor einem Jahre ein griechischer Gelehrter (clerc) dort angekommen sey, welcher in Paris gewesen »um Philosophie in lateinischer Sprache zu lernen.« Ein Mord zwang den Griechen zur Flucht aus Paris nach Burtimer. Dieser übersetzte dem Abte die Chronik aus dem Griechischen in das Lateinische, beendigte sie aber nicht. Graf Philipp erhielt auf vieles Bitten, trotz aller Einreden des Abtes, diese lateinische Uebersetzung von ihm; ließ eine Abschrift davon machen, und nahm diese mit nach Hennegau, wo ein Mönch der Abtey des heil. Landelain sie nach dem Lateinischen in zierlichem Französisch bearbeitete. Doch dauerte es lange, ehe er damit zu Stande kam, um so mehr da der Graf in der Folge so viel Heldenthaten selbst verrichtete, daß er sich um die Schilderung' fremder nicht mehr kümmerte, und die Vollendung des Buches nicht sehr betrieb.

Kenner der alten Literatur werden dieser Geschichte denselben Glauben beymessen, wie den Nachrichten über das Alter der Schriften von Dares dem Phrygier und Diktys dem Kreter. Was aber wirklich aus jener Erzählung hervorgeht, ist das Bestreben, die Quelle der gemeldeten Thatsachen in eine Zeit zu versetzen, wo in England griechisch geschrieben wurde. Dieß werden wir gleich weiter verfolgen. Zuvörderst machen wir aufmerksam auf das zweymalige Abbrechen vor dem eigentlichen Schluß. Der Grieche hat die Chronik nicht ganz zu Ende ins Latein übersetzt (Le clerc grec ne men a encores translate que cecy). Zweytens, der Mönch der Abtey St. Landelain scheint mit seiner französischen Bearbeitung auch noch nicht fertig gewesen zu seyn, als er jenen Bericht niederschrieb. Denn nur diesen Sinn finden wir in den Worten Parquoy lhistoire en demoura plus longuement a estre mise a fin. Et pourtant quil nest chose en ce monde qui puisse avoir fin sans commencement, nous commencerons cest ouvre a lhonneur de Dieu *etcet.* Uebrigens glauben wir aus der Art, wie hier und in dem Vorhergehenden von dem Mönch zu Crespin in der Abtey des heil. Landelain in der dritten Person gesprochen wird, unverkennbar hervor leuchten zu sehen, daß eben jener ungenannte Mönch zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts der Verfasser vorliegenden Romans so wie der Einleitung dazu gewesen ist, oder wenigstens von dem wirklichen Verfasser als derselbe hat bezeichnet werden sollen. Gerade so windet sich ein Anonymus, der nur aus Bescheidenheit, nicht aus bösem Gewissen, seinen Namen verschweigen will, und doch es nicht ungern hat, wenn man erräth wer er ist. Aber die

Nachricht von dem Mangel des Schlusses ist absichtlich. Die Begebenheiten des Perceforest reichen nämlich zuletzt bis in die christliche Zeit hinein, und die Erzählung der letztern, welche in das Jahr 177 n. Chr. G. fallen, aus einem griechischen Manuskript, das ein Gelehrter Alexanders des Großen in England verfaßt, herholen zu wollen, wäre doch gar zu albern gewesen. So aber bleibt es uns überlassen, den dort fehlenden Schluß späteren Zusätzen zuzuschreiben.

Jetzt können wir uns zu dem griechischen Original-Manuskript wenden, welches die Arbeitsleute des Abts zu Burtimer aufgefunden. Erst am Schlusse von Kap. 139. Thl. 1 (Vol. I. fol. 121. vers. col. 1) erfahren wir, was es damit für eine Bewandtniß hat. An der Tafel bey einem Feste ermahnt ein beredtes Fräulein (*Sarra*, lune des damoiselles qui estoit la mieulx emparlee) den König Perceforest, seine Thaten für die Nachwelt aufzeichnen zu lassen. Alexander der Große saß in der Nähe des Fräuleins, und unterstützte die Bitte, mit dem Versprechen, er selbst wolle dem Historiographen aufrichtig mittheilen, was er Merkwürdiges in England verrichtet und erlebt habe. Die andern Fürsten und Ritter versprechen dasselbe. Nun befahl Perceforest dem Cressus, einem weisen, verständigen und guten Gelehrten (sage, discret et bon clerc — le gentil clerc Cressus), Tinte und Pergament bereit zu halten, und nieder zu schreiben, was Alexander und die übrigen Gefährten ihm diktiren würden. Und nicht allein was vorgefallen sey, solle er aufzeichnen, auch alles, was noch in England vorfallen werde. Cressus schrieb nun nach den ihm gemachten Bekenntnissen treulich auf, und von ihm wissen wir, was wir überhaupt von den Abenteuern in Großbritannien wissen und mittheilen. Hiemit verbinden wir den Eingang zu Band 4, f. 1. r. 1, wo der Verfasser sagt: Ich werde den vierten Theil des vorliegenden Gegenstandes ganz so beginnen, wie ihn der weise und ehrwürdige Cressus zusammen trug auf Befehl und Gebot des ruhmwürdigen Kaises Alexander des Eroberers (Je commenceray le quart volume de ceste presente matiere tout ainsi que *le sage et venerable clerc Cressus* la compila par le commandement et ordonnance du tresexcellent empereur Alexandre le conquerant). Dem gemäß beruft sich nun auch der Schriftsteller oft zu Anfange einzelner Kapitel auf die Autorität des Cressus. Z. B. II. Kap. 18. Selon ce que *Cresus le gentil clerc* mist en escript je trouve en sa cronique. III. Kap. 33. Le *noble clerc Cressus* ne voulut pas oublier de mettre en ses croniques. V. K. 1. Comme *Cressus*, *le veritable poete*, le compilla et ordonna. II. f. 138, v. 1. Unmittelbar auf I.

Kap. 2, bezieht sich VI. Kap. 26, und V. f. 97 vers. erfahren wir durch prophetische Stimme, wie die griechische Chronik nach der Abtey Burtimer hingerathen ist. So gewiß als der würdige Cressus selbst nur eine fingirte Person seyn wird, so gewiß hat der wahre Verfasser den Namen nicht ohne Absicht gewählt. Wenn man sich erinnert, wie die Romantiker jener Zeit ihre berühmte Cressida aus der entstellten Chryseis des Homer herholten, so wird man in unserm Cressus den Chryseus, den Goldnen (Goldmund, od. dergl.) nicht verkennen. Redner und Schriftsteller wie Bücher wurden durch dieß ehrende Beywort ausgezeichnet.

Ebenfalls um der Sache einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben, heißt jene alte Chronik: »die geheime Geschichte des Königs Perceforest,« weil sie nach den Bekenntnissen der Helden verfaßt seyn soll (selon les confessions de ceulx a qui il advint). So lautet der Titel der lateinischen Uebersetzung nach I. f. 4. r. 1: En ce livre est contenu lhystoirè *longuement celee et absconsee* dung bon roy nomme Perceforest roy de Bretaigne. VI. f. 107. v. 2. Lhystoire *celee* du noble Roy Perceforest u. s. w. Aber VI. 122. v. 2 wird ein anderer Grund als der obige angeführt, warum die Geschichte eine verborgne heiße. Nämlich bey der Ankunft des Königs Scapiol und seiner germanischen Gefährten wäre das Gedächtniß der früheren Helden aus Haß mit Gewalt vertilgt worden. Das alles erinnert an die Historiae arcanae und Mémoire secrètes gewisser Historiker.

Die wahre Bedeutung aber von hist. *celee* lehrt der Gegensatz croniques *appertes*, *que les preudhommes ont par escript mises*. Der Dichter meint nur Geschichten, welche dem Publikum noch nicht aus anderen Büchern bekannt sind.

III. f. 37, v. erfahren wir, bis wie weit die Chronik, welche der Verfasser vor sich hatte, gereicht haben soll. »Lyonnel du Glar, von dem der zierliche Tristan abstammte, wie ihr in dieser Geschichte vernehmen sollt, wenn sie einer beendet nach der Chronik, die wir davon besitzen, welche aufhört zu der Zeit, wo der oben genannte König Meliadus anfing zu regieren, und auch der edle König Artus zum König von Hoch-Britannien gekrönt wurde« (Lyonnel du Glar, duquel le gentil *Tristan* descendit, ainsi que vous orrez en ceste hystoire, sil est qui la parface selon la cronieque que nous en avons, qui prent fin au temps que le bon roy *Melyadus* dessus homme emprist a regner, et aussi que le noble Roy *Artus* fut couronne Roy de la haulte Bretaigne.). Damit verbinde man was VI. f. 107, v. 2 gesagt wird, »weiter als bis auf die Kinder des Scapiol und der Ygerne (der älteren) reiche die bisher be-

nutzte geheime Geschichte des Königs Perceforest nicht; aber für die folgenden Geschlechter lieferten andere alte Chroniken die Angaben: « Mais dautres cronicques anciennes et appertes que les preudhommes ont par escript mises nous pourront ayder pour racompter comment le lignage qui yssit de la royne *Ygerne* et du roy *Scapiol* se continua jusques au premier roy chrestien de la grant Bretaigne *et cet.*

So viel haben wir über die angeblichen Quellen aufgefunden; es ist Zeit, daß wir jetzt zu dem Werke selbst fortgehen.

Der Anfang des eigentlichen Romans, I. Kap. 3, schließt sich genau an Geoffrey von Monmouth, ist aber ausführlicher. Brutus, ein Nachkomme des Aeneas, Ahnherr der Britten, Gründer des brittischen Reichs, erscheint hier in aller Glorie und Hoheit, wie nur zu Anfang des altenglischen, dem Shakspeare zugeschriebenen Trauerspiels Lokrine. Die wunderliche Sagengeschichte von Brutus findet sich nicht ohne Abweichungen auch zu Anfang der Annales d'Aquitaine von Jean Bouchet. Bemerkenswerth ist die Neigung, die Stammältern des Geschlechts von den Feinden der Griechen, von den Trojanern herzuleiten, wie vormals die Römer es liebten, und deßhalb die Aeneide als National-Gedicht sich Eingang zu verschaffen wußte. Dasselbe Bestreben finden wir bey den Franzosen. Nach dem Roman Partenopex de Blois war es ein Sohn des Priamus, Namens Markomeris, bey der Zerstörung Trojas noch ein Säugling in der Wiege, welcher als Mann in Gallien sich niederließ. Gewöhnlicher nennt die Fabel den Frankus, Hektors Sohn, seltner gar den gewaltsam erhaltenen Hektor selbst.

Die Historia Reg. Brit. des Geoffrey v. Monmouth bis zum Schluß von Buch 3, gibt den Stoff des Perceforest bis zu Vol. I. Kap. 18. Ja, man bemerkt sogar Mehreres völlig aus dem Latein übersetzt. Z. B. L. 3, cap. 19 des Galfr. Monum. fängt an: Defuncto itaque *Elidura* suscepit *Gorboniani* filius regni diadema, avunculum in sensu et prudentia imitatus. Postposita namque tyrannide justitiam atque misericordiam in populum exercebat, nec umquam a tramite rectitudinis deviavit. Perceforest I. Kap. 17. Apres que *Elidurus* fut trespasse le fils de Gorbonianus print la couronne du royaulme et ensuivoit fort son oncle tant en sens que en prudence, car en delaissant tyrannie il maintenoit justice et estoit bien fort misericordieux et jamais ne se desvoya du sentier et chemin dequite et de droicture. Vergl. auch die Geschichte des Königs Lear. Galf. Monum. l. 2, c. 11 — 15. Percef. I. K. 11.

8 *

Von I. Kap. 18 bis zu Vol. II. Kap. 143 wissen wir keine Quelle der kunstvoll verschlungenen Begebenheiten des Romans nachzuweisen. Anspielungen genug, besonders auf die Fabelgeschichte des mythischen Alexander, bieten sich dar. Wir dürfen uns dabey nicht verweilen. Aber Kap. 142 Schluß und 143, Vol. II., ist offenbar nach dem Vorbilde des Eingangs zum Chastoiement d'un père à son fils (der Uebersetzung der Disciplina clericalis) verfaßt. Endlich lesen wir fast zu Ende des Werkes VI. Kap. 56. f. 117. v. u. folg. eine Uebersetzung des Evangeliums des Nikodemus. S. Fabricii Cod. apocr. n. T. III. p. 466, wo auch der Anfang dieser französischen Uebertragung abgedruckt ist.

Sonderbar ist, daß eine Episode des Perceforest als unabhängiger, selbstständiger Roman früher im Druck erschienen ist, als der ganze Perceforest selbst. Wir meinen Histoire du Chevalier aux armes dorées, et de la pucelle Coeur d'acier. Das Buch ist nach Mélanges t. d'une gr. B. 5. p. 132 gedruckt zwischen 1480 — 1490, ohne Angabe der Jahrszahl. Rec. kennt es nur aus dem Auszuge in den Mél. a. a. O. (Vergl. Mél. 12, 350), und hat bey andern Bibliographen vergeblich darnach gesucht. Der Ritter mit den vergoldeten Waffen ist nämlich kein anderer als der Nestor, zweyter Sohn des Gadiffer, in unserem Perceforest. Seine Abenteuer beginnen im großen Werke bey der Krönung des Peleon Vol. II., Kap. 143. fol. 148 u. folg. und reichen bis in den dritten Band.

Wir stellen nunmehr was wir über den Grundgedanken des Gedichts heraus gebracht zu haben meinen, der Beachtung und weitern Prüfung anheim.

Das allmäliche Durchdringen der Kultur, Civilisation und reinen Gottesverehrung durch physische und geistige Wildniß und Finsterniß, durch Barbarey und Aberglauben, das ist das geistige Band, welches die entlegensten Theile des riesenhaften Gebäudes verknüpft, und durch seine labyrinthischen Gänge sicher hindurch leitet. Wie die Mysterien der Griechen der Ceres, der Stifterin des Urbarmachens und der Geselligkeit, gewidmet waren, so werden hier die Einrichtungen des Ritterthums und Christenthums gefeyert als segensreiche Spender des Lichts und der Milde. In sofern umfaßt der Perceforest in seinen weiten Kreisen noch mehr als alle übrigen Werke dieser Klasse, und schließt sich ihr nur von der einen Seite an, von der andern aber bildet er schon den Uebergang zum Amadis, und kann als dessen besseres Vorbild gelten. Uns liegt ob, diese Behauptung im Einzelnen nachzuweisen.

Zunächst lehrt der Name des Helden und nach ihm des

Buchs, was wir an ihm als die Hauptsache ansehen sollen. Denn dieser Name wurde ihm erst beygelegt. Er, ein Sohn des indischen Fürsten Gadiffer, hieß ursprünglich Betis. Der Dichter hat diesen Namen herüber geholt aus der alten Geschichte in die Romantik. Betis, den tapfern Vertheidiger von Gaza gegen Alexander, nennt Curtius 4, 6 »einen Mann von ausgezeichneter Treue gegen seinen König Darius.« Auffallend ist, daß Curtius im Benehmen Alexanders gegen Betis gerade Ausbrüche der niedrigsten Rachsucht schildert, während unser Dichter nur Züge des großartigsten Edelmuthes im Verhältniß des Siegers zum Besiegten heraushebt. Als Betis nun den wilden Forst des Darnant durchzogen, diesen Schwarzkünstler in ehrlichem Zweykampfe getödtet, und so die Wildniß zugänglich gemacht, und deren gequälte Bewohner befreyt hatte, da nannten ihn diese voll Dank den Oeffner des Forstes, *Perceforest*. Vol. I. f. 29. r. 1: Bien viengne le roy *Perceforest*, qui a garanty et *couvert* (l. ouvert) le mauvais pays de ceste *forest*! Noch bedeutender ist l. f. 121. r. 2. Affin que nous et ceulx qui apres nous viendront scenssent comment et par qui *les forests* Dangleterre furent *percees et ouvertes* encontre Darnant lenchanteur et son lignage, qui closes les tenoient et serrees par leurs enchantemens. Die Wildniß des Darnant und nach dessen Tode seiner sechzig noch lebenden Bastardsöhne, ist der Sitz, von wo aus zahllose Uebel die schon urbar gemachten Länder und ihre Bewohner überziehn. Aehnliche verwilderte Wüsteneyen, wie La forêt carbonniere, la forêt des merveilles, le château des déserts u. d. m. bieten andern Rittern Stoff, ihre finstern Tyrannen unschädlich zu machen, und das Reich der Milde zu verbreiten. Der physischen Stärke, Rohheit, Verwilderung und Bestialität des titanenartigen Urgeschlechts steht hülfreich zur Seite die unübersehliche Fülle der Wirkungen der schwarzen Magie. Dahin gehören Verwundungen und Heilungen, Unsichtbarmachen und Augenverblenden, Verwandeln in Thiergestalt *) u. d. m. Die Zaubereyen sind immer verbunden mit Schein, Trug, List und Boßheit. Wie der Muth und die tugendhafte Gesinnung der Ritter den frevelnden Trotz der übermächtigen Barbaren züchtigt und niederschlägt: so zerstört auch jene fantastischen Gaukelgebilde einer schwarzen

*) d' Estonne wird eine zeitlang zum Bär, II. Kap. 55; Tors ein Stier. Das gleichfalls hierher gehörige Kindermärchen von der Prinzessin von Seeland und ihrem Geliebten Troilus III. f. 127. v. c. 1 u. folg. werden wir näher kennen lernen, wenn wir über Perraults Belle au bois dormant sprechen.

Magie der gerade Heldensinn eben jener Ritter, bewaffnet mit einem zauberzerstörenden Apparat, mit Ringen, Schwertern u. dergl., an denen jedes Blendwerk ohnmächtig wird. Man s. z. B. III Kap. 30, fol. 66—71 vers. Dieß und manches reizend geschilderte Zauber-Abenteuer, wie von der Zauberin Daces, dem weißen Maulthier und dem Ritter Peleon, erinnert lebhaft an Aehnliches bey Bojardo.

Um den ritterlichen Sinn und alle daraus hervorgehenden Tugenden zu nähren und zu erhöhen, werden vom König Perceforest alle Institutionen des Ritterthums gegründet, und in unserem Buche mit bewundernswürdiger Genauigkeit geschildert. Deßhalb bekanntlich ist der Perceforest von Kennern dieses Fachs vorzüglich geschätzt und benützt. Wir machen hier nur auf Einiges, den klassischen Romanen nahe liegendes aufmerksam. Man erinnert sich, wie D. Quixote I. Kap. 3 in der Nacht, ehe ihn der Schenkwirth zum Ritter schlagen soll, die Waffen in der Kapelle des Kastells bewahren will. S. die Anmerk. dort. In unserem Perc. wird die Sache gründlich abgehandelt, II. Kap. 142. Unter andern: Celluy qui veult entrer en ung ordre soit en religion ou en mariage ou en chevalerie ou en quelque estat que ce soit, il doit premierement son cueur et sa conscience nectroyer et purger de tous vices *et cet.* — Vous en venez avec moy veiller en ung temple qui est assez pres dicy, qui est lieu doraison et de devotion. Eine komische Scene gibt diese Bewachung auch zu Anfang des franz. alten Volksbuchs *Robert le Diable.*

Ueber den Ritterschlag (span. pescozada franz. colee) im D. Quixote I. Kap. 3, vergl. Percef. II. f. 149 r. In wichtigen Stellen bey du Cange Gloss. m. e. i. Lat. unter Alapa wird dem Artus die Einführung des Ritterschlages zugeschrieben. In unserm Roman aber sind alle Institutionen zur Erreichung des hohen Zweckes vom König Perceforest selbst ausgegangen. Vorzüglich wirksam dazu schienen noch unserm Verfasser die Turniere, und der Ritterorden *du franc palais.* Alle Vorstellung übertrifft und blendet der Glanz der Aufzüge der Könige, Fürsten und Frauen bey dem größten Turniere, das wohl je geschildert worden, zur Einweihung des Tempels des höchsten Gottes (souverain Dieu), IV. Kap. 1 u. folg. der mit Hülfe der weißen Magie gegründete, und von ihren Wunder-Wirkungen gehaltene Orden *du franc palais* (Vol. II. Kap. 123 u. folg.) ist vorbildlich für den späteren, in die christliche Zeit versetzten Orden der Tafelrunde.

Hier knüpfen wir sogleich den zweyten Hauptpunkt an. Die Rohheit der Sitten, Grausamkeit des Charakters, die Wildheit

des Bodens und Oede des Landes konnten nicht allein durch jene politischen Mittel der Civilisation besiegt werden, es war dazu auch ein, beyde Geschlechter und alle Stände leitender, belebender und beglückender Glaube nöthig, an eine übersinnliche Welt, an einen ewigen Regierer und Richter, und an einen diesen versöhnenden Gott-Menschen. So ist denn die allmäliche Einführung einer geläuterten Gottesverehrung der zweyte Brennpunkt des Romans. Aber wie tiefsinnig und künstlerisch die Vorbereitungen angelegt sind, an denen der Dichter den Leser vorbeyführt, bis er ihn in das innerste Heiligthum eingehen läßt, das erfüllt uns mit Bewunderung und Ehrfurcht, und wissen wir dem nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Zuerst der unbekannte Tempel (le temple incongneu) mit seinen Wundern und Schrecken, wo Alexander mehr Schwierigkeiten findet, als er zu überwinden vermag, I. Kap. 42, und in dessen Tiefen nur Perceforest nach und nach dringen kann, I. Kap. 68. Von da an werden die prophetischen Hindeutungen und Aufschlüsse immer deutlicher. Perceforest erfüllt sein Gelübde, dem höchsten Gott einen Tempel zu errichten, Vol. III. Kap. 29, und das mitten im Forste des Darnant, gerade da, wo früher der Sitz der Gewalt und des Aberglaubens gewesen. Die feyerliche Einweihung dieses Tempels steht zur Seite der Stiftung des Ordens du franc palais. Das Bestreben, das Christenthum unmittelbar an das Heidenthum zu knüpfen und daraus hervor gehen zu lassen, und zwar so, daß Perceforest findet, was Alexander, der größte Held des Heidenthums, vergeblich gesucht, daß jener endlich noch schaut was er Jahrhunderte lang nur in der Hoffnung und im Glauben gehabt: dieß alles nöthigt den Verfasser, seine zwey Hauptpersonen, Perceforest und Gadiffer, zu einem übernatürlichen Alter gelangen zu lassen. Sie werden besiegt von Alexander dem Großen, I. Kap. 18, erfahren, wie ihre Staaten von Julius Cäsar verwüstet werden, IV. fol. 77, und leben noch bis Papst Eleutherus (Papst von 177 bis 192 nach Riccioli Chronologia reform. in Fabricii Bibl. Gr. XI. p. 746) mehrere christliche Priester, darunter Alain le gros, nach England schickt, sie zu taufen, VI. Kap. 65 u. folg. Vergl. Leben der Väter und Märtyrer, Mainz, 1824. B. 7. p. 204 zum 26. May. Allein der Dichter ist in seiner fingirten Welt sich selbst treu, konsequent und in der Ordnung. Denn die Königin Fee, der Mittelpunkt alles guten Zauberwesens, der weißen Magie, ein Roman, die personificirte Natur, das Vorbild von Spensers Fairy Queen, bewahrt ja ihre beyden Lieblinge auf der Lebensinsel, wo kein Tod den Kindern der Erde naht. S. Anm. zu den Märchen des Straparola, p. 276

u. folg. Erst nachdem sie getauft sind, verlassen sie freywillig die Lebensinsel, und bald darauf die Erde. Wie dort der Orden du franc palais vorbildlich war für den Orden der Tafelrunde, so scheint in diesem Gebiet die Wunde des Gadiffer, II. Kap. 9, vorbildlich für die entsetzliche Wunde des Königs Pecheur. S. zu Nr. 2. Die Wunde des Gadiffer will auch gar nicht wieder heilen, und zwingt die Feen-Königin, ihn auf der Lebensinsel in dem unthätigen Zustande eines Scheinlebens hinzuhalten. Auch gehört hierher die langjährige Unthätigkeit und Geistes-Abwesenheit des Perceforest II. K. 27, verkündet durch den Traum II. Kap. 15. Endlich erwähnen wir noch in dieser Beziehung die Anschauungen des Gallafar, V. Kap. 38, besonders fol. 98 den weißen Schild mit dem rothen Kreuz, wo es heißt: Car nulle proesse de corps ny vault, mais le son du nom du fils de vierge les confondra tous. Noch vieles nicht weniger Wichtige lassen wir unerwähnt.

Außer den Massen der Komposition, welche von diesen zwey Hauptpunkten ausgehen, verdienen noch unzählige andere unsere Aufmerksamkeit. Wir erwähnen davon die Visionen von der Natur und Gott, IV. fol. 73 und II. Kap. 15. Das Ende von I. Kap. 18, erinnert an den Mythus in Platos Staatsmann. Große und kleine Allegorieen schließen sich mehr oder weniger an bekannte Mythen des Alterthums und der neuen Welt. Der wunderbar thätige Luftgeist Zephyr, ein Sylvester oder Sylphe nach dem System der Elementargeister des Paracelsus, hat einen Spuk von Teufel- und Hexen-Phantomen um sich, und ist dabey neckisch wie Rübezahl, III. 137. v. 2. Ein Löwe folgt dem Lyonnel als treuer Gefährte. Dem Ritter wird die Ehre der That eine Zeitlang entwendet u. s. w. II. Kap. 48 u. folg., ganz so wie es in den Geschichten von Löwen häufig wiederkehrt. S. Anm. zu Straparola S. 342. Lyonnels Abenteuer, z. B. wie er den Riesen erschlägt, um dessen Goldhaar zu erhalten (le chef du geant aux *creains dorez* II. f. 63 r.) sind überhaupt ein ausgeführtes Kindermärchen. Auch die Erzählung von dem Aufenthalt des Julius Cäsar in England IV. fol. 77, und von dessen Ermordung auf dem Kapitol V. fol. 15, mag nicht ohne alte sagenhafte Gewährleistung seyn. Wie willkürlich ersonnen sieht das nicht aus.

Am Schlusse von Band V. lesen wir ein kunstvoll gebautes Gedicht: Le lay de la rose a la dame loyalle, chante par *Paustonnet*, le menestrier. Es besingt dies Lay den köstlichen Schwank, welchen wir schon früher in Prosa gelesen haben, eben in unserm Percef. IV. Kap. 16 und Kap. 17, von Margon, dessen treuer Gattin Lisane, und den beyden leichtfertigen Rit-

tern. Die letztern wetten mit Margon, sie wollen ihm seine Frau verführen, diese aber lehrt sie spinnen, u. s. w. Auf die frühere Erzählung der Begebenheit im Percef. selbst beziehen sich die einleitenden Worte, ehe Paustonnet das Lay zur Harfe singt, V. f. 110. vers. 2. Paustonnet, dist la royne, oncques le lay ne ouys: mais du fait ouys bien parler en mes jeunes jours au temps de mon oncle le roy Perceforest. Umgekehrt bereitet auch der Schluß der prosaischen Erzählung, IV f. 51. r. 2, vor auf das Lay: Tant fut racompte des ungs aux autres, que oncques puis ne fut oublie, ains en *firent le Bretons ung lay quils appellerent le lay de la rose*, qui courut depuis par toutes terres, *comme cy apres arrez.* — Ung lay qui fut depuis *tant harpe* devant les nobles du pays et autres *et cet.* Im siebenzehnten Jahrhundert ist dies Lay in neuerer Sprache ebenfalls als Gedicht umgearbeitet erschienen von Senecé, Kammerdiener der Maria Theresia von Oesterreich, Gemahlin Ludwigs XIV. Der Inhalt ist auch deßhalb merkwürdig, weil er dem Bandello Stoff gegeben zu seiner Novelle 21. Th. I. Der Italiener versetzt die Geschichte nach Böhmen in die Zeit des Mathias Corvinus. Zwey ungrische Ritter versuchen die Verführung. Kein Literator, auch Dunlop nicht (zu Band. Hist. of. fict. 2. p. 455), hat bis jetzt die Quelle gekannt. Bey Bandellos langem Aufenthalt in Frankreich ist die unmittelbare Nachahmung unverkennbar. Die magische Rose des Britten, welche bey der Untreue verwelkt, bey der Treue aber une rose tant belle et tant odorante quil fist grand bien de la veoir, diese Rose ist bey Bandello ein magisches Bild, das durch seine Farbe ihre Treue oder Untreue bezeichnet. Aehnliche Talismane haben wir in Jonathan Scotts echter Forts. der 1001 Nacht, VI. p. 160; Cabinet des Fées t. 39, p. 119 und p. 168; Jamieson Popular Ballads and Songs I. p. 187. u. a. Dieß ist nicht zu verwechseln mit dem frivolen Zaubermittel des Sichtbarmachens der Untreue vor aller Augen. Davon später. Uebrigens ist Bandellos Novelle bekanntlich als Drama bearbeitet von Massinger (The Plays of Phil. Massinger. Ed. Gifford. London, 1813. Vol. III. p. 3), unter dem Titel: The Picture. Ein sehr tüchtiges Schauspiel. Vorzüglich ist, daß die Königin nun eitel wird, und deßhalb auch ihren treuen Gatten verführen will. Er aber widersteht, und bekehrt sie zur Demuth, wodurch ihre Treue, welche früher auf Stolz beruhte, erst rechten Werth erhält.

Wir gehen jetzt zu dem Letzten fort, was wir hier über unsern Roman andeuten wollen. So wie wir das Bestreben des Dichters nachgewiesen haben, seine Fabel aus griechischer Quelle herzu-

leiten und bis in die ritterliche und christliche Zeit hinein zu führen, so finden wir ebenfalls mühsame Versuche, ihr Ende an die Helden des Graals und der Tafelrunde anzuknüpfen. So sollte das Alterthum hier regenerirt und im Lichte der Romantik verklärt erscheinen. Aus folgenden Stellen scheint uns der angegebene Zweck des Verfassers am deutlichsten hervor zu gehen.

Zunächst das Herüberbringen des Graals nach England und Festhalten daselbst durch Vermählung des Josue, Bruders des Priesters Alain le gros und Graalhüters mit Guetonnye, Tochter des Königs Arfaran aus dem Stamme des Perceforest, VI. f. 116, v. Der Graal heilt wunderbar die Krankheit Arfarans. Der König läßt ihn dafür im Schloß Corbenicq (cest a dire en nostre langaige *Lieu sainct*) aufbewahren. Es heißt von Alain: Et si avoit en sa garde ung vaissel dont il faisoit de grands miracles au nom du vray Crucifix. Car on dit que Dieu et ses douze Apostres y avoient mange laignel le jeudy absolut. Am Schluß dieses Kapitels 65: »Viele Wunder und viele schöne Abenteuer begaben sich damit zur Zeit des sehr großen Artus, von dessen Abstammung wir gehandelt haben.« Ferner die Wunder des Graals VI. f. 123, vers. 1, als Joseph von Arimathia in Irland predigt: La vertu *sainct Graal*, dont les ministres de Jesu-Crist estoient repens *et cet.* Arfaran vom Sylphen Zephyr geleitet, kommt nach der Lebensinsel, und bewegt seine Vorfahren, Perceforest und Gadiffer, sich taufen zu lassen, und bey dieser Gelegenheit theilt Natael, Arfarans Begleiter, das Evangelium des Nikodemus mit.

Eine Hinweisung auf Artus (III. f. 37 v.) haben wir oben gehabt, wo berichtet wird, wie weit die Chronik reiche. Seine Abstammung verkündet prophetisch die Königin Fee in einer Vision dem Gallafar. Dieser, Enkel des Gadiffer, soll sich vermählen mit Alexandra, eine Enkelin Alexanders des Großen und auch des Perceforest. Aus dieser Vermählung wird von Geschlecht zu Geschlecht Artus endlich hervorgehen V. f. 98 r. 2: Et ainsi de hoir en hoir menera a fin, tant que de leur sang fut yssu le *bon roy Arthus*, que *Merlin* et *Zephir* misrent en si grant nom. Hieran schließen sich die genealogischen Nachweisungen, VI. Kap. 57 Schluß und Kap. 64 Schluß. An der ersten Stelle heißt es von den Söhnen des Gallafar: Parquoy vous sachez comment le sang du gentil roy Percef. et du Roy Gadiffer son frere qui la estoit rejoinct en ung corps fut rajoinct au royaulme de la grant Bretaigne et continue jusques au vaillant roy *Artus*.

III. f. 154 v. 1 erfahren wir, wer die Voraltern des Per-

ceval und der Genevra gewesen. Bey der Vermählung der Genevra, der ausgezeichnetsten jener zwölf Jungfrauen, welche zwölf Ritter zu den abenteuerlichsten Gelübden nöthigen, mit dem Sados, König von Wales, bekannt unter den zwölf chevaliers aux voeux als chevalier au daulphin, nimmt unser Verfasser Gelegenheit auf diese Charaktere der Tafelrunde zu verweisen: Le chevalier au daulphin espousa a la loy de lors la belle pucelle *Genievre*, et depuis engendra en elle une fille qui fut nommee comme elle *Genievre*, de laquelle vint la femme du roy *Artus* le preux, qui fut roy de Bretaigne. Et le gentil *Sados* couronna sa compaigne royne de Galles, quant il en fut couronne roy. *Perceval le Galois* dont il fut si grant bruit vint de eulx.

Auch die Fee Morgane, des Artus Schwester, spricht in dem zauberischen Briefe an den Einjährigen Ritter Passelion IV. f. 36 vers. c. 1: Je *Morgane* la faee, amye especialle de Zephir, nourrice et garde du gentil fils du noble *Troylus* de Royalville. Doch ist diese Stelle dunkel, Morgane scheint gar nicht in den Zusammenhang zu passen, und wir vermuthen einen Fehler oder eine Lücke.

In den Romanen der Tafelrunde haben wir übrigens weder Charaktere noch Begebenheiten bemerkt, welche unser Verfasser irgendwo kopirt hätte. Nur auf den Zauberwald des Darnand im Lancelot macht Dunlop aufmerksam. Er meint Lanc. I. f. 6 v. col. 1: das Fräulein vom See oder Viviane entlockt dem Merlin seine Zauberstücke: En la fin sceut elle par luy tant de merveilles que une fois elle le laissa tout endormy en une cave dedans la *perilleuse forest Darnantes*, qui marchoit a la mer de Cornouaille et a la mer de Soreloys*). Aber gewiß ist die Frau vom See (la Dame du lac I., 35 r. 1) Sebille, Beschützerin und Verführerin Alexanders des Großen im Perceforest, eine zauberische und zärtliche Undine, keine andere als eben jenes Fräulein vom See (Damoiselle du lac) im Lancelot.

Sey die Zeit nah oder fern, kommen wird sie, wo recht

*) Im Roman Merlin heißt der Wald, worin Merlin verzaubert wird, anders, obgleich alles übrige wie im Lancelot erzählt wird. Merlin II. fol. 127 rect. col. 2. Et sejournerent (Merlin et Viviane) grant piece ensemble; et tant que ung jour advint quils se alloyent deduysant main a main par *la forest de Broceliande*. — Ib. f. 133, r. 1. Si luy advint (à Gauvain) ainsi quil sen entra en *la forest* de *Broceliande* — il ouyt une voix gemir a dextre *et cet.*

viele die Begeisterung und Bewunderung für diesen Roman mit uns theilen werden. Ein erneuerter Abdruck desselben ist dazu freylich unumgänglich nöthig, bey der großen Seltenheit der beyden alten Ausgaben. Finden aber schon Kupferstiche und Steindrücke von alten Bauwerken jetzt Liebhaber und Beförderer, wo doch immer nur ein kümmerlicher Ersatz für die Anschauung des Gebäudes selbst Statt finden kann, sollte es da sich nicht der Mühe lohnen, das größte und würdigste schriftliche Denkmal über das Ritterthum zur Zeit seines höchsten Glanzes zugänglicher zu machen?

11) Der kleine Artus, p. 334—350. Artus, fils du duc de Bretaigne. S. Ebert Bibl. L. 1265. Wir haben den von Utterson, London, 1814 besorgten Abdruck der altenglischen Uebersetzung des Lord Berners, des Uebersetzers des Froissard, vor uns. Utterson setzt die Abfassung des französischen Originals in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ehe Johann der Dritte, Herzog von Bretagne, zum Herzogthum gelangte. Der Graf Tressan, Bibl. d. Rom. Nov. 1776, p. 28 und Corps d'extraits de Rom. de Chev. Paris, 1782, I. p. 184, in die Zeit der Regierung Karls des Sechsten von Frankreich (von 1380—1422); Dunlop endlich einige Jahre nach der Thronbesteigung Karls des Achten, nach 1483. Wir überlassen es Andern, die Gründe zu erwägen, und zu entscheiden. Nur darf Tressans Auszug dabey ja nicht benutzt werden, dessen unglaubliche Abweichungen vom Roman Utterson in der Vorrede nachgewiesen hat.

Wir fürchten fast, der ungenannte Verfasser habe seinem Helden den Namen Artus beygelegt, um so die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen und Leser zu gewinnen. Dieser dringende Verdacht kann kein gutes Vorurtheil bey dem Kritiker erwecken, denn Täuschung nnd Betrug wird früh oder spät entlarvt, und fällt der Verachtung anheim. Der kleine Artus soll zwar ein Nachkomme des Lancelot seyn, aber nur diese einzige Versicherung des Dichters ist Veranlassung, ihn als Anhang zu den Romanen der Tafelrunde mit aufzuführen. Sonst ist es eine gewöhnliche Rittergeschichte mit fingirten Personen, ohne eigenthümliches Prinzip und hervorstechende Charaktere. Wir haben nichts darin gefunden, was der Sage angehörte. Ob aber Geschichtliches aus den Kriegen zwischen Frankreich und England hier zuweilen in romanhaftes Gewand eingekleidet sey, darüber wagen wir nicht abzuurtheilen. Uebrigens enthält der Roman manches belehrende Gemälde von Turnieren und Festen, wie sie etwa im funfzehnten Jahrhundert bey Feyerlichkeiten wirklich vorkommen mochten.

12) Cleriadus, p. 351 — 355. Den Titel s. bey Ebert, B. L. 4834 u. folg. Einen ziemlich langen Auszug hat die Bibl. des Rom. Janv. 1777. I. p. 26. Wie genau es ist, können wir nicht beurtheilen, da uns das Original nicht zur Hand ist. Cleriadus gelangt zu der Ehre, in der Bibl. des Rom. und von Dunlop als der letzte dieser Klasse aufgeführt zu werden, weil er, Sohn eines asturischen Grafen, sich mit Meliadice vermählt, dem einzigen Kinde des letzten Sprößlings aus dem Hause des Artus, des Königs Philippon von England. Sonst ist auch gar nichts in der vorliegenden Uebersicht des Inhalts, was an die Romane von der Tafelrunde erinnerte. Vielmehr haben wir das häufig bearbeitete Thema, wie ein junger Ritter durch Gunst und Verdienst sich eine Königstochter zur Gattin erwirbt. Es treten Hindernisse ein durch Verleumdungen Uebelwollender; die Liebe wird dadurch geprüft und erhöht, und siegt endlich nach mancherley Unfällen.

Mit dem Cleriadus schließt Dunlop die Uebersicht der eigentlichen Romane dieser ersten Klasse, und erwähnt nur in wenigen Zeilen noch

13) des Giglan, welchen er seiner Seltenheit wegen nie gesehen. Eine Bearbeitung desselben liest man Bibl. d. Rom. Oct. 1777. I. p. 59. Sie ist vom Verfasser der Mélanges tirés d'une gr. Bibl. S. das. Vol. 12, 380 u. 14, 313. Ueber die Literatur des Buches und den Zusammenhang der Fabel mit andern Gedichten s. Benecke's Vorbericht zu seiner Ausgabe des Wigalois, zunächst von p. XXIV an (Berlin 1819). Ebert Bibl. L. Nr. 8498 führt eine Ausgabe an, Lyon 1530; Benecke a. a. O. drey. Rec. hat eine vierte vor sich, welche noch kein Bibliograph, wie es scheint, genannt hat. Sie ist in gr. 4 o. J. o. O., unpaginirt, und geht bis zu Ende vom Bogen t. Der Titel: L'Hystoire de *Giglan Filz* de messire Gauvain qui fut roy de Galles. Et de Geoffroy de Maience son cōpaignō: tous deux chevaliers de la table Ronde. Auch die Vorrede des Mönchs hat in dieser Ausgabe einige Worte mehr, als bey Benecke p. 25. Statt qui parloit de deux nobles chevaliers de la table ronde — lies: qui parloit de deux nobles chevaliers qui furent *du tēps du noble roy Artus, et des nobles chevaliers* de la table ronde. — Dann statt de Galles *qui* conquist — lies: de Galles *quil* conquist —

Giglan verdient weit mehr, als der kleine Artus und Cleriadus, den Beschluß zu machen unter den Romanen der Tafelrunde. Die Bibl. d. Rom. hat ihn nur später aufgeführt, als jene zwey, weil früher kein Exemplar davon aufzutreiben war. Sie nennt ihn le *plus rare et le plus introuvable* de tous

ceux de la Table Ronde. Hier finden wir noch den König selbst und seine ganze Hofhaltung, seinen Seneschal, seine Gewohnheiten und Gelübde, und jene Ritter der Tafelrunde in dem ihnen durch die Tradition beygelegten stehenden Charakter. Noch ist hier der Raum der Abenteuer und Thaten, das freye, romantische Land mit seinen Einöden und Forsten, durchzogen von Rittern, Riesen und reitenden Fräulein, geschmückt mit Zelten, Bergfesten, Strömen, Brunnen u. d. So sind auch die vielen Zaubereyen im Geiste der früheren Bücher der Art, z. B. des Merlin. Der eherne Zauberkopf, Bogen f, 2, ist dem ähnlichen im Perceforest zu vergleichen. Bogen o, 2, zerstört der Kuß, welchen der Ritter der Schlange gibt, den bösen Zauber, und verwandelt die Schlange wieder in die Jungfrau Emerye. Emerye des Franzosen ist die Larie in unserm Wigalois. Aber von der Verwandlung weiß Wirnt nichts. Dagegen ist die Erlösung der Jungfrau aus dem Schlangenleibe offenbar unsere deutsche Sage von der Schlangen-Jungfrau. S. Grimms deutsche Sagen, I. p. 17. Noch eine sonderbare Abweichung des französischen Romans vom deutschen Gedichte bestätigt die Vermuthung, daß jener in seiner jetzigen Gestalt ungeschickt verstümmelt, und anderer Seits ungeschickt erweitert ist durch das Hineinarbeiten der Abenteuer des Gottfried von Mainz. So reich nämlich der Giglan an Zaubergeschichten ist, so wird darin, Bog. o, 2 vers., doch nur ganz beyläufig dem Sohne erzählt, wie sein Vater Gauvain zur Fee Blanchevalee (im Wigalois 998 Florie) hingelockt worden ist. Aber gerade die Art dieser Lockung mit ihren Folgen wird sehr ausführlich zu Anfange des Wigalois von Wirnt geschildert. Es scheint also im Roman zu Anfang eine Lücke zu seyn.

Noch hat Rec. einige Bücher dieses Kreises bemerkt, welche bey Dunlop gar nicht erwähnt werden. Es sind a) Bliomberis, bekannt durch v. Alxingers Rittergedicht. S. Reichards Romanen-Bibliothek, B. 8, p. 7, und die französische Bibl. d. Romans, Avril 1779. I. p. 1. b) Brut oder Bret, in kurzen Versen, verfaßt im Jahre 1155. S. Mélanges t. d'une gr. B. IV. p. 22, und unsere Bemerkungen über Meliadus. c) Les grandes Chroniques de Bretaigne depuis le roy *Brutus* jusquau tems de *Cadvaladrus*. S. Ebert, B. L. Nr. 4159, und Mélanges t. d. gr. B. X. p. 147 d) Jaufre, spätestens aus dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, in provenzalischen Versen verfaßt. Eine ausführliche Nachricht hierüber verdanken wir Raynouard Choix d. p. d. Troub. II. p. 285. e) *Gyron* le vieux. S. Mélanges 4, p. 115.

f) Es kann noch hierher gerechnet werden der siebente Abschnitt des Triomphe des neuf Preux. S. Bibl. d. Rom. *Paris* 1785, ed. 4$^{to.}$, p. 71; und Douce Illustrations of *Shakspeare*, I. p. 243, über die letzte Scene von *Love's Labour's* lost. Anderswo mehr über dieses Magazin romantischer Dichtung.

Ebert Bibl. L. 910 nennt das Buch *Arbre des batailles* »einen zur Tafelrunde gehörigen Roman.« Rec. kennt es nur aus der Nachricht davon in den Mélanges t. d'une gr. B. IV. 96. Darnach ist es gar kein Roman, sondern eine Sammlung militärischer und ritterlicher Vorschriften, untermischt mit Beyspielen und Streitfragen; eine Art von Kasuistik für streitige Fälle bey Ehrensachen.

Am Ende dieses Kapitels zählt Dunlop noch einige kleine willkürlich herausgerissene und vereinzelte Erzählungen von Rittern der Tafelrunde auf. Es sind:

a) Erek und Enide. Das lange Gedicht des Chrestien de Troyes über die Abenteuer dieses Paares ist bis jetzt noch ungedruckt, und nur durch den prosaischen Auszug in der Bibl. d. Rom. Février 1777, p. 49—86 bekannt. Hieraus sind die von Dunlop mitgetheilten Notizen. Auch unseres Hartman von Aue Aventüre von Erek und Enide ist nur aus den Anführungen der alten Dichter bekannt. S. Docen im Museum für altd. Lit. u. Kunst, I. p. 168. Erwähnt wird sie z. B. in Wirnts Wigalois, V. 6308:

Hat iemen von ir hohen Mut,
Dern sach der frouwen Eniten nicht;
Wande der her Hartman giht u. s. w.

Der Held Erek erscheint dort öfter in Gesellschaft des Gawein, Lancelot und Iwein, z. B. 9792.

b) La Charette. Nach dem Auszuge aus der noch ungedruckten Handschrift in der Bibl. d. Rom. Avril 1777, I. p. 67—94. Wir haben davon so eben gesprochen bey Gelegenheit des Lancelot, Nr. 4.

c) Le Chevalier au Lion. Dunlop meint, das ganze Gedicht des Chrestien de Troyes in 7784 Versen, wovon die Bibl. d. Rom. Avril 1777, I. p. 95 — 120 eine prosaische Uebersicht gibt. Hiemit in Verbindung steht das von Ritson herausgegebene alt-englische Gedicht Yvain and Gavain. S. Ellis Specimens of earl. Engl. metr. Tom. I. 28; und unser Iwain von Hartman von Aue. Ueber die Fabel vergl. man die Bemerkung zu Perceforest.

d) Le Chevalier à l'épée. Nach der prosaischen Bearbeitung eines Fabliau in der Bibl. d. Rom. Févr. 1777, I. p. 87, und ebenfalls in le Grand d'Aussy Fabliaux ou

Contes, I. p. 34 (*Paris* 1779), die Quelle von unsers Bürger Romanze: Von der Treue. S. Anzeigeblatt der Wiener Jahrb. Bd. 22, p. 59. Nach der Anzeige des Gr. Tressan (Bibl. d. Rom. Avril 1776, I. p. 159) wird die Geschichte zuerst im Romane Tristan erzählt, wo der Seneschal Dinas, Tristans Freund, die klägliche Rolle des Ritters vom Steine spielt. Tressan fügt hinzu: »Diese hübsche Erzählung gehört zu der Zahl derer, welche Boccaccio, die Königin von Navarra, mehrere andere, und Bonaventura des Perriers fast Wort für Wort dem Verfasser dieses Romans nachgeschrieben haben« Diese Nachweisung Tressans lesen wir wiederholt bey Dunlop, I. 272, und in der Vorrede zum Buche der Liebe, I. p. 29; müssen sie aber für unrichtig erklären. Weder bey Boccaccio, noch im Heptameron der Königin von Navarra, noch in den Contes, Nouvelles et joyeux Devis ihres Kammerdieners, des Bon. des Perriers, so weit wir die letzteren aus der Uebersicht in der Bibl. d. Rom. Décembre 1775, p. 111 — 170 kennen, haben wir diese Erzählung gefunden. Tressan muß hier irgend etwas verwechselt haben, und le Grand hat sich mit Recht gehütet, die falschen Citate ohne Prüfung nachzuschreiben. Die Bibl. d. Rom. hat übrigens die ganze Geschichte noch zum dritten Mal, Nov. 1775, p. 84. Hier ist Gouvain der Held, wie in le Grands Fabliau. Kann man sich aber unter diesen Umständen auf die dortige Angabe verlassen, sie sey ursprünglich im versifizirten Perceval zu finden, aber vom Verfasser des Perceval in Prosa ausgelassen? Richtig ist, daß sie im letzteren Buche sich nicht befindet.

e) La Mule sans frein. Aus Bibl. d. Rom. Févr. 1777, p. 98. Hieraus Wielands Sommermährchen: Des Maulthiers Zaum (sämmtl. Werke, Bd. 18, Leipzig 1796). Nach Dunlops Versicherung verleiht im Original, wornach die Bearbeitung der Bibl. d. Rom. verfaßt ist, der Besitz des Zaums nicht den mindesten Vortheil, und man sieht nicht, weßhalb die Schwestern sich darum streiten. Auch der Engländer Way hat wie Wieland die Geschichte in Verse gebracht. Eine andere prosaische Auflösung der alt-französischen Verse ist in le Grand Fabliaux ou Contes, I. p. 13.

f) Le court Mantel oder le manteau mal taillé. Aus Bibl. d. Rom. Février 1777, p. 112, und le Grand Fabliaux ou Contes, I. p. 60. Dieser frivole Schwank hat viel Liebhaber gefunden. Aber wenige bemerkten den bittern Ernst dahinter, »wie Untreu sich nicht bergen mag,« und wie unerwartet die Fee Morgana auch hier eintritt. Eine recht pikante Wendung und Erweiterung des alten Schwankes ist im deutschen

Gedicht im Volkston: Die Ausgleichung (des Knaben Wunderhorn, I. p. 379). Sonst ist die Geschichte unzählige Mal behandelt worden, zuerst als Bretannischer Lay, Lay du Corn. Wir wollen hier nicht die Nachweisungen le Grands zu jenem Fabliau, Dunlops, I. p. 273, und Percys zur Ballade: The Boy and the Mantle (Reliques III. p. 39, London 1812) wiederholen, und erinnern nur, daß unser Herder in den Volksliedern, I. p. 219, aus Percys Reliques sein Lied entlehnt hat.

g) Abenteuer der vier Brüder Gauvain, Agravain, Gueret und Galheret (Söhne des Königs von Orkney, Loth, und mütterlicher Seits Neffen des Königs Artus), als sie ausreiten, den Lancelot zu suchen. Aus Bibl. des Rom. 1777, Juillet I. p. 87. Auch dieß ist eine Reihe von Scenen, zu einem kleineren Ganzen verbunden, welche zu dem großen Roman von Lancelot gehören. Die wunderbaren gesetzten Schachpuppen in Lebensgröße mit allem zauberischen Zubehör haben wir auch im Perceval gefunden.

Hiemit schließen wir diesen Abschnitt, und gehen zu dem vierten Kapitel über, zu den Romanen aus dem Sagenkreise Karls des Großen.

(Schluß folgt.)

Art. V. 1. Wirthschaftsplan des Amtsrath Albert, herausgegeben mit Bemerkungen von Adam Müller. Leipzig 1823.

2 Vorschläge zur Erreichung mittlerer feststehender Getreidepreise, vom Landrath von Knobelsdorf auf Sellin. Berlin, 1824.

3. Die Gewerbepolizey in Beziehung auf den Landbau, eine staatswirthschaftliche Abhandlung, von Adam Müller. Leipzig, 1824.

Diese drey Schriftchen stehen in Zusammenhang, theils wegen des gemeinschaftlichen Gegenstandes, den sie behandeln, theils weil der Herr Verfasser von Nr. 3 mehrmals sehr bestimmt auf Nr. 2 Bezug nimmt, theils und vorzüglich endlich weil ein und der nämliche Anlaß sie an das Licht gerufen hat, der Nothstand des Landbauers nämlich, in welchen diesen letzteren der gesunkene Preis seiner Produkte versetzt, hauptsächlich jene Werthlosigkeit des Getreides, welche vielen Personen Folge einer überreichen Produktion, oder wenigstens eines dermaligen temporellen Ueberflusses zu seyn scheint. Diesem angeblichen Uebel nun soll Abhülfe widerfahren. Der Inhalt von Nr. 1 bezieht sich auf den Versuch, die innere Manipulation einer gegebenen Oekono-

mie zu rektifiziren, nämlich die beym Landbau wirkende Arbeitskraft auf eine andere, wie die neueste Weise, oder vielmehr einem andern Geiste gemäß, in Thätigkeit zu setzen. Das Resultat dieses Versuches, wenn er gelingt, würde seyn, daß den Vorstehern größerer Oekonomien, welchen jetzt der Ueberschuß aus letzteren verschwindet, ein gewisser Ertrag gesichert bliebe, so daß sie niemals ganz leer ausgehen könnten.

Der Herr Verfasser von Nr. 2 verfolgt den unglaublich wichtigen Zweck, dem verderblichen Fluktuiren der Getreidepreise ein Ende zu machen, der ersten Basis aller physischen Existenz die erwünschte Festigkeit und Sicherheit zu vindiziren. Den Landesverwaltungen werden die Wege angezeigt, welche sie einzuschlagen haben, um als Vermittler eines nothwendigen Gleichgewichtes einwirken zu können.

Nr. 3 faßt die dem Ackerbau seinem eigentlichen Wesen nach nothwendigen und unerläßlichen Gesetze in das Auge. Der Herr Verfasser spricht sich über die Grund- und Naturbedingungen der Agrikultur aus, diejenigen Basen, welche Landesverfassung und Gesetzgebung derselben sichern müssen, damit diese letzteren selbst gesichert, damit sie selbst basirt bleiben, und er nennt dieß eine auf den Ackerbau bezogene Gewerbepolizey.

Solchen Veranlassungen gegenüber muß die Kritik sich von ihrer gewöhnlichen Weise entfernen. Sie kann unmöglich beurtheilen wollen. Was wäre Ersprießliches von einer bloßen Beurtheilung der vorliegenden Schriften als Hervorbringungen des menschlichen Geistes zu erwarten? — Der Gegenstand selbst muß ergriffen werden, theils um ihn in seinem völligen Umfange, seiner ganzen Vielseitigkeit nach dem Auge allmählich näher zu bringen, theils um das Verhältniß der einzelnen Vorschläge und Bemühungen zur Wichtigkeit und Unerschöpflichkeit der Aufgabe übersehen zu lassen.

Einen Beytrag zu diesem weitgreifenden Probleme zu liefern, dazu sollen die vorliegenden Schriften also den Anlaß geben.

Wer den Nothstand einer jetzigen Wohlfeilheit des Getreides betrachtet, welche die Folge ungemeinen Ueberflusses seyn soll, darf nicht vergessen, daß vor etwa sieben Jahren D e u t s c h l a n d, S c h w e i z und N i e d e r l a n d e über einen unerschwinglich hohen Preis der ersten Lebensbedürfnisse seufzten, ja daß der drückendste Mangel, die wahrhafte Hungersnoth jenen Ländern vor der Thür stand. Vor allem aber muß des damaligen Zustandes eingedenk seyn, wer als echter Praktiker auftretend, die dem letzteren unentbehrliche Vielseitigkeit der Betrachtungsweisen sucht, und zugleich weiß, daß jeder praktische Vorwurf in seinen gegebenen Gränzen, also namentlich in den Zeitverhältnissen be-

trachtet seyn will, welche dazu beytragen, ihn zu bestimmen. Die große Lehrerin Geschichte wird sich auch hier wiederum bewähren.

Eben so sehr, wie man jetzt von einem ungewöhnlichen Ueberfluß an Getreide überzeugt seyn will, hielt man im Jahr 1817 sich von dem evidentesten Mangel überzeugt. Regierungen haben mit unglaublicher Aufopferung in entlegenen Gegenden Rocken aufkaufen lassen, um eine Hungersnoth abzuwenden. Freylich erreichten die bestellten Provisionen den Ort ihrer Bestimmung etwas zu spät; aber sie belehrten, nachdem sie eingetroffen waren, doch, daß man sich geirrt hatte, nämlich geirrt im Ganzen, nicht im Einzelnen. In der Totalität würden Bedarf und Vorräthe sich die Wage gehalten haben. Nicht so in der Lokalität. Es war mithin ein wirklich totales Defizit nicht vorhanden, sondern es äußerte sich nur in mehreren Fällen ein lokales Defizit.

Es scheint überhaupt, als wenn ein totales Defizit am ersten Lebensmittel, dem Getreide, niemals Platz greifen könne. Die Geschichte enthält kein Beyspiel davon, und gewiß dürfen wir nicht annehmen, daß im höchsten Willen dessen Eintritt jemals sey beschlossen gewesen. Wäre dieß letztere aber der Fall, dann hätte alle menschliche Wirksamkeit und Weisheit ihre Gränze gefunden.

Diese aus der Geschichte zu beweisende Wahrheit nöthigt uns dann zu folgern, daß keine Getreidenoth ein totales, vielmehr daß sie stets nur ein lokales Defizit seyn könne. Hiermit verändert sich aber die gesammte Wirkungsweise des Staatsmannes. Er soll nicht auf Vermehrung, er soll nicht auf Verminderung der Produktion wirken; er soll nur auf Ausgleichung entstandener Mißverhältnisse hinarbeiten.

Auch diese Betrachtung ist von großer Wichtigkeit!

Sie lehrt das der Wirksamkeit des Staatsmannes zugemessene Gebiet erkennen. Das dem Ganzen nöthige ist jedes Mal vorhanden, es bleibt niemals aus. Die gebende Hand irrt sich nicht. Aber menschliche Einrichtungen und menschliche Neigungen bringen ein fehlerhaftes und schädliches Mißverhältniß hervor. Dieses letztere wieder aufzuheben, das kann die einzige Verpflichtung des Staatsmannes seyn. So zeigt sich denn, wie alles Positiv-Gute im Staat und in der Gesellschaft, alles was sich Fundation nennen ließe, niemals ausgehen kann von den Regierungen. In den menschlichen Verbindungen, die wir Staaten nennen, geschiehet das Wahrhafte stets unabhängig vom Staatsmanne und vom Regenten; es bedarf ihrer Bey- und ihrer Nachhülfe durchaus nicht. Aber im Innern jener mensch-

lichen Verbindungen erzeugt sich aus der Quelle einer voreilig eingreifenden Menschenwirksamkeit manches Schädliche, und nur auf dessen Wegräumung darf die Regierungsthätigkeit gerichtet werden. Ihr wahres Ziel ist Wiederherstellung eines nicht von ihr gestifteten, sondern kraft höherer Vermittlung entstandenen Zustandes, welchen menschliche Intervention schädlicher Weise alterirt hat.

Ferner lehrt die obige Betrachtung, daß es ein Irrthum sey, wenn man auf das Mehr oder Minder der Produktion oder Konsumtion bald diesen, bald jenen Einfluß ausüben möchte, z. B. Mißernten wünscht oder vermehrte Konsumtion durch einen Kriegeszustand. Alle diese Rücksichten gehen auf das Ganze. Aber es liegt das Uebel niemals im Ganzen. Dieses letztere ist jederzeit richtig gestellt, kein Mensch aber befugt, es ändern zu wollen. Das Mißverhältniß muß im Einzelnen und im Lokalen aufgesucht werden. Dieses Lokale kann die täuschende Erscheinung eines totalen Mißverhältnisses eben so gut vermitteln, wie im Körper des Menschen lokale Blutanhäufungen die Erscheinung eines Blutmangels hervorbringen, der mit der einzigen Ausnahme des überfüllten Theils im ganzen Körper bemerkbar wird.

Doch zurück zu den wirklichen Ereignissen und Zuständen!

Man hatte sich im Jahre 1817 geirrt; ein totales Getreide-Defizit fand nicht Statt im deutschen Staatenbund und in denjenigen Gränzländern, mit denen seit lange ein deutscher Getreideverkehr bestand. Es ist eine sehr wichtige Frage: ob in unsern Tagen eines angeblichen Ueberflusses dieser letztere nicht gleichfalls mehr die Folge einer bedingten, wie einer allgemeinen, ja sogar einer mehr lokalen wie totalen Ueberfülle seyn möchte. Nur die Zukunft kann darüber belehren; einstweilen muß der Beobachter zu Betrachtungen, ja zu Vermuthungen und zu Hypothesen seine Zuflucht nehmen. Indessen wenn es Schwierigkeiten hat, einen Getreidemangel zu konstatiren, so ist es noch um vieles mißlicher, den Ueberfluß auszumitteln. Wie oft treten nicht, wenn die Getreidepreise zum Minimum hinabsanken, weil das Gerücht Vorräthe schuf, deren Aufräumung unabsehbar schien, plötzlich die unerklärbarsten Steigerungen ein? Sogar ein wahrhafter Mangel kommt wohl unerwartet zur Erscheinung.

In der That aber wird auch eine solche absolute Ueberfülle weder von allen Beobachtern vorausgesetzt, noch von ihr allein das Sinken der Getreidepreise und die Noth des Landmanns abgeleitet. Den Beweis davon liefert die Mannigfaltigkeit der oft sehr abweichenden Vorschläge zur Abhülfe.

Der Herr Verfasser von Nr. 2 erklärt sich mit einem edlen Eifer gegen das Anleihesystem, und gibt dadurch zu verstehen —

was dem Referenten ohnehin bekannt ist — daß Manche die Werthlosigkeit des Getreides aus einem Geldmangel ableiten wollen, den sie durch Vermehrung der Cirkulationsmittel heben wollen. Wir müssen also bekennen, daß wir über die Gründe des angeblichen Ueberflusses und der faktischen Werthlosigkeit noch nicht einig sind. Ich aber wäre geneigt zu behaupten, daß vom Vorhandenseyn eines wirklichen Ueberflusses sich nur ausgehen lasse, sofern über die Quellen und über die Gründe eines solchen Ueberflusses aller Zweifel und alle Ungewißheit verschwunden seyn wird. Zur Zeit ist dieß noch nicht der Fall. Denn ein jeder der jetzt laut gewordenen Auskunftsvorschläge sucht eine andere Quelle des Uebels abzuleiten oder zu verstopfen.

Wer den Rath gibt, von Staats wegen Magazine anzulegen, der setzt eine temporelle, muthmaßlich bald vorübergehende Disproportion der Vorräthe und des Bedürfnisses voraus.

Wer ein neues Papiergeld schaffen will, den beherrscht die Idee eines absoluten Geldmangels.

Wer statt des Papiergeldes Magazinscheine vorschlägt — wie ein Patriot in der Berliner Zeitung gethan — der glaubt beyde obige Anlässe vereinigen zu müssen.

Wer hinfüro die Kosten der Feldbestellung durch einen Antheil der Ernte vergüten will, der, ohne die vorgedachten Influenzen zurückzuweisen, legt das hauptsächlichste Gewicht auf die Disproportion des Geld- und des Getreidewerthes, wie sich solche im Mißverhältniß der Produktionskosten und des Verkaufspreises kund gibt.

Aber erwägen wir, daß schon diese Verschiedenartigkeit der Vorschläge in Verbindung stehet mit einer lokalen Verschiedenheit des Ereignisses selbst. Gewisse Länder drückt das Unverhältniß der Produktionskosten zu den Verkaufspreisen bey weitem weniger wie andere, weil ja noch keine Veränderung in dem ursprünglichen Zustand eingetreten ist. In Polen, in Böhmen, in Ungern und in vielen andern Staaten hat man dem Ackerbau die Stütze der naturellen Dienstleistungen nicht entzogen. Es ist das Verhältniß und der Betrieb hier noch derselbe, wie er vor langen Zeiten gewesen. Sogar im Königreiche Sachsen, einem Lande, dessen Ackerbau musterhaft, und dessen Bauernstand aller Beziehung nach preiswürdig ist, trotz dem, daß er nicht aufgehört hat, dem Grundherrn durch persönlichen Dienst verpflichtet zu bleiben, ist der unfreywillige Abzug vom Ertrage so gering, daß er die Verwunderung eines Landwirthes der preußischen Staaten erregen muß. Also die Vertheuerung der Produktion, welche aus mangelnden Hofdiensten entsteht, ist hier nicht eingetreten. Auch Geldmangel und hoher Zinsfuß

drücken dieses Land nicht. Weder fehlt es an klingenden Cirkulationsmitteln, noch bilden hier Armuth und Reichthum schädliche Kontraste, vielmehr ist glückliche Abstufung der Vermögenslagen die Regel. Sogar der lokale Ueberfluß kann in diesem Lande die gesunkenen Preise nicht verursacht haben. Denn der Regel nach verbraucht Sachsen mehr als es hervorbringt; das Land nämlich ist reich an Gewerben und keineswegs in dem Maß agrarischer Staat, wie Mecklenburg, Brandenburg und andere Länder.

Diese wenigen Fingerzeige geben einen Wink, daß es noch problematisch sey, ob wirklich die gesteigerte Produktion oder der Ueberfluß, ob wirklich die unangemessene Höhe des unfreywilligen Abzuges, ob wirklich die partiell erst vollzogene Reformation des Ackerbaues, und ob wirklich der Mangel an barem Gelde denjenigen Nothstand des Landmannes hervorgebracht habe, über welchen Klage geführt wird.

Eine entscheidende Antwort zu geben, oder das Problem zu lösen, will ich mir nicht zutrauen. Dafür sey mir vergönnt, einen Rückblick auf die Vorschläge zu werfen, welche im Jahre 1817 offiziell abgegeben worden, als in der Versammlung des deutschen Bundestages nicht der Getreideüberfluß, sondern jene Noth zur Berathung kam, die bey weitem nicht in dem Maße vorhanden war, als man sie besorgte; denn an ein totales Defizit war gar nicht zu denken gewesen.

Einsichtsvolle Männer hatten sich mit dem Gegenstande beschäftigt, und der mecklenburgische Herr Bundestagsgesandte, Freyherr von Plessen sehr durchdachte Gutachten abgegeben, deren Grundgedanken ich hier kommentiren will. Denn weil sich bald zeigte, daß eine wirkliche Gefahr nicht vorhanden gewesen war, blieb der Gegenstand auf sich beruhen, und das größere Publikum hörte auf, Notiz von der Sache zu nehmen. Aber die trefflichen Darstellungen des genannten Staatsmannes verdienen die höchste Beherzigung.

Sie beruhen sämmtlich auf einem Grundgedanken, welcher sich im Text seiner Gutachten nicht ausgesprochen, wenigstens nicht direkt ausgesprochen findet. Es ist der, daß der gesammte Getreideverkehr betrachtet und behandelt werden soll als ein Gewerbe, nicht als ein Erwerb.

In dem verschiedenen Sinne dieser zwey Worte liegt ungemein viel. Die neuen Staatswirthschaftslehrer wollen, daß man nur den Erwerb in das Auge fassen, nur diesen beleben soll, da es doch gilt, das Gewerbe zu beleben. Und es ist grundfalsch, daß aus einer Belebung des Hanges nach Erwerb auch eine Belebung des Gewerbes entstehe.

Wirft das Gewerbe einen Gewinn ab, so ist letzterer ein Lohn, welcher hervorgeht aus der Mitwirkung einer heilsamen Thätigkeit für das Nothwendige. Es bleibt aber, streng genommen, der Getreideverkehr ein Gewerbe nur dann, wenn der Produzent selbst Vekturant bleibt. Die Vorschläge des Freyherrn von Plessen zwecken sämmtlich darauf hin, dieses Verhältniß zu sichern. Dadurch wollte er die Drangsale des wirklichen Mangels entfernen. Vielleicht lassen in dem nämlichen Wege sich auch die Drangsale des Ueberflusses abwenden. Der Thesis nach muß es der Fall werden, wenn meine frühere Behauptung Grund hat, daß nämlich die Ueberfülle selten total, gewöhnlich nur lokal; daß sie selten dauernd, daß sie mehrentheils nur vorübergehend ist. Aber ich will bey dem Wirklichen stehen bleiben, bey dem, was in der Sache selbst liegt.

Es war die Forderung des Freyherrn von Plessen, daß jeder darbende Distrikt aus dem angränzenden versorgt werde mittelst einer nach ihm sich hinrichtenden Zufuhr des Produzenten, weil dieser in der Regel keinen Handelsgewinn in Anspruch nimmt, vielmehr sich belohnt findet, sobald ihm die Fuhre, welche sein vielleicht müßiges Gespann beschäftigt, nur erträglich bezahlt wird.

Theoretische Staatswirthe würden in ihrer Terminologie sagen, der Produzent verläßt seinen gewöhnlichen Markt, gehet ihn vorüber, und sucht sich einen entfernteren, der ihm einen vortheilhafteren Verkauf verheißet. Gerade dieß soll geschehen. Denn denjenigen Markt, welcher nun seine Zufuhr verliert, wird sich ein entfernterer Produzent suchen, und als Selbstvekturant einen ähnlichen kleinen Vortheil erwerben. Jede Lücke wird durch den zunächst im Hintergrunde liegenden Vorrath ausgefüllt, und so stellt sich das richtige, das heilsame Verhältniß von selbst am natürlichsten und am einfachsten jedes Mal wieder her. Es ist ein fortgesetztes Nachschießen des überall entstehenden Bedarfs.

Der Hauptvortheil, welchen dieser Zustand vermittelt, liegt darin, daß der, welcher der Noth abhilft, sich weder seine Intelligenz, noch ein im Großen operirendes Verlagskapital und die davon zu erlegenden Zinsen, noch den von einem Geschäft, welches leicht ein gewagtes werden kann, nicht niedrig berechneten Handelsprofit in Vorschlag bringt, oder wohl gar einen Gewinn begehrt, dem analog, welchen das Spekuliren in Staatspapieren oder in Loterien u. dgl hoffen läßt. Es ist bloß die wirksam gewordene Thätigkeit, mit andern Worten das Gewerbe, welches den ihm gebührenden billigen Lohn in Anspruch nimmt.

Daß in Zeiten der Theurung die Theurung sich steigern muß, sobald dieser Weg der Versorgung verlassen wird, leuchtet ein

durch sich selbst. Aber es ist auch zu erklären, wenn unter solchen Umständen Noth entsteht. Wenn die in entfernten Gegenden vorhandenen Vorräthe einem lokalen Mangel abhelfen sollen, ist man niemals versichert, ob sie auch dann, wenn es die Noth erfordert, eintreffen werden. Daher ist denn jede Zufuhr aus der Ferne, wegen der influirenden Spekulation, theuer, wegen der Zufälligkeiten aber, denen sie unterworfen ist, kann sie Mangel, ja Noth, wenigstens temporell, hervorbringen. Es frägt sich nur, ob sie eben so schädliche Folgen herbeyführt, wenn der Nothstand aus dem Ueberfluß hervorgehet. Beym ersten Anblick scheint dieß kaum möglich zu seyn, und dennoch läßt es sich aus der Praxis erweisen.

Die Erscheinung des Mangels, das Drückende desselben, vermindert sich, sobald die Abhülfe aus den benachbarten Beständen, und nicht durch entferntere Vorräthe erfolgt; sie steigert sich, sobald das Entgegengesetzte geschiehet, und dieser Erfolg wird wahrnehmbar, nicht bloß am lokalen, sondern auch am Totalmangel.

Gerade so ist es mit dem Ueberfluß! Denn gesetzt, es werde in einem Jahre oder es werde in mehreren Jahren um ein Viertel mehr geerntet, d. h. der Ertrag erhöhe sich durch Fruchtbarkeit der Witterung um 25 p. Ct. gegen frühere Jahre; so liegt darin nicht, daß eine jegliche Lokalität 25 p. Ct. mehr produzire. In der einen Oertlichkeit wird das Augment 10 p. Ct., in einer andern 30 p. Ct., in einer dritten 50 p. Ct. betragen, und eine vierte wird wenig oder gar nichts über den gewöhnlichen Ertrag gewonnen haben. Eben so ist der Unterschied der Getreidearten zu beachten. Der Rocken bringt vielleicht an einer Stelle das Doppelte, und die Gerste fällt beynahe gänzlich aus. In einer andern Landschaft wird das Umgekehrte erlebt. Weil aber Gerste sich nicht durch Rocken surrogiren läßt, so wird immer ein Austausch und ein Geschäft der Zufuhr Statt finden müssen, selbst wenn die Ernte in der Totalität ein Augment von 25 p. Ct. gewährt haben sollte. Denn diese 25 p. Ct. bilden nur die mittlere Zahl oder eine Fraktion, und man kann sagen, diese Fraktion sey der Repräsentant des richtig ausgeglichenen Zustandes. Nämlich wenn der Getreideverkehr richtig gewirkt hätte, würde jeder Produzent, als nicht konsumirte Masse, einen Betrag von 10 bis höchstens 20 p. Ct. auf dem Speicher behalten haben, aus welchem das mögliche Defizit eintretender unfruchtbarer Jahre sich decken ließe. Ein Zustand, welcher im höchsten Grade wünschenswerth erscheinen muß; denn es ist der eigentlich heilsame, der wahrhaft naturgemäße.

Wenn es geschehen könnte, daß die nicht konsumirte Quote der Ertragsvermehrung auf dem Boden des Landmannes ver-

bliebe, um die dem Ganzen unentbehrliche Reserve zu bilden, das Bestandmagazin nämlich, aus welchem jedes dereinstige Defizit sich wieder decken ließe; so wäre dieß im Getreideverkehr die allervollkommenste Lage. Die Länder wären gegen Mangel gesichert; sie bedürften keiner kostspieligen Magazinverwaltung, die feststehenden mittleren Getreidepreise, auf welche die Schrift Nr. 2 gehet, würden gewonnen, der Staat besäße aller Beziehung nach eine sichere ökonomische Basis, und für alle weiteren Lebens-, sogar für die Geldverhältnisse, müßte sich ein fester Standort bilden. Untersuchen wir also, ob es möglich sey, diesem Zustande sich anzunähern, und welche Mittel ihn herbeyführen könnten.

Um dem Geiste meiner Darstellung gehörig treu zu bleiben, schiebe ich zuerst die Bemerkung ein, daß der Staatsmann, diesen Zweck verfolgend, ganz im Sinne seiner echten Bestimmung handelt. Er wirkt eben so wenig auf die Produktion wie auf die Konsumtion; er ist allein beflissen, zu hindern, daß eine falsche Richtung in den menschlichen Operationen das wahre und richtige Verhaltniß störe. Denn wirklich lassen die natürlichen Wirkungen eines allgemeinen Erntesegens auf drey Ereignisse sich zurückführen, die bey glücklicher Ausgleichung ohne Intervention spekulirender Kommerzianten eintreten werden. Zuvörderst nährt der Landmann sein Vieh besser, wenn die Ernte gesegnet ist; er gönnt ihm mehr Ruhe, und gibt seiner eigenen Wirthschaft denjenigen Ersatz, welchen jede Oekonomie bedarf, wenn sie einige Jahre hindurch vielleicht zu stark angegriffen, vielleicht zu sehr in Thätigkeit gesetzt worden war. Auch auf die Zukunft denkt er; es wird mehr gesäet, und manche Verbesserung anderer Art unternommen. Dieß ist die erste Weise, in welcher ein Theil des Augments auf eine dem Ganzen vortheilhafte Art wieder in die ländliche Konsumtion zurückgeht. Ein zweyter Theil kommt dem städtischen Verzehrer zu gut. Auch diesem wird mancher Genuß vergönnt, den er sich bey ungünstigeren Ernten hätte versagen müssen. Dieß ist nicht mehr wie billig, und es wird vermittelt durch den Eintritt einer größeren Wohlfeilheit des Getreides. Aber auch diese Wohlfeilheit darf nicht zu plötzlich in zu hohem Maße eintreten, weil sonst bösartiger Uebermuth und schädliche Zerrüttung der bürgerlichen Verhältnisse Platz greifen würde. Wie nun der mehrere Verbrauch des Produzenten, ingleichen der mehrere Verbrauch des Konsumenten zwey Quoten wegnehmen würde; so bliebe die dritte Quote als Reservebestand in dem Verwahrsam des Landmanns. Sie wird hier mehr, dort weniger, in der Fraktion aber kaum die Hälfte des durch den Segen der Natur entstandenen Augments betragen, und bildet denjenigen Antheil, welcher zur Deckung der zu besorgenden künftigen

Ausfälle bestimmt ist. Aus diesem Betrage muß zuvörderst entnommen werden, was bey künftigen Mißernten die ländlichen Wirthschaften selbst, abgesehen von aller Menschenkonsumtion, ihres eigentlichen Bestehens wegen bedürfen. Das übrige supplirt die ländliche und städtische Konsumtion, ein Theil davon mag auch auf die Bedürfnisse des Krieges in Anschlag kommen.

Dieses vorangeschickt, bleibe ich bey meiner Annahme eines durchschnittlichen Ernte-Augments von 25 p. Ct. stehen, und will betrachten, wodurch ein solches Augment der Gesellschaft zum Vortheil und wodurch es derselben zum Nachtheil gereichen kann. Es ist solch ein Mehrertrag jedes Mal mit einem Defizit verbunden, welches bald Lokalitäten, bald einzelne Getreidearten betrifft. Ich kann als Beyspiel die Gerste brauchen, da die Gerstenernten in der That seit einigen Jahren unergiebig gewesen sind, und nur einzelne Gegenden eine Ausnahme gemacht haben. Besitzt der Getreideverkehr diejenige Gestalt, welche der Freyherr von Plessen ihm zu vindiziren beabsichtete, so wird sich, weil nicht zu allem Behuf andere Getreidegattungen die Gerste surrogiren, ein solcher Preis in den Städten bilden, welcher die benachbarten Produzenten veranlaßt, ihre sämmtliche Gerste dorthin zu fahren, und gegen einen Preis zu verkaufen, welchen man mäßig nennen kann. Der Produzent darf in dieser Weise prozediren; denn er pflegt die Gerste zu manchem Behuf zu verwenden, dem auch andere Feldfrüchte, Rocken u. s. w. entsprechen. Augenblicklich bildet sich ein natürliches Gleichgewicht. Der Landmann hat mehr Rocken gewonnen, wie sonst; aber er bedarf auch mehr, als er bedürfen würde, wenn er nicht genöthigt wäre, sein inneres Gerstenkonsumo in ein Rockenkonsumo zu verwandeln. Eine Folge dieser Verwandlung wird seyn, daß er weniger Rocken verkaufen darf, mithin auch weniger Rocken auf den Markt bringt. Das würde er nicht aushalten können, weil er denn doch Geld braucht, wenn sein Verkauf der Gerste ihn nicht vorläufig mit Geld versähe. Höchst glücklich stimmt es also zusammen, daß er weniger, als unter anderem Verhältniß es der Fall seyn würde, im Stande, und zugleich in der Noth ist, Rocken zu verkaufen. Er kömmt nur mäßig mit dieser Frucht auf den Markt, und nun ist die dritte glückliche Wirkung, die sich den beyden ersteren trefflich anschließt, diese, daß auch die Preise des Rockens keinesweges über die Gebühr sinken. Dadurch vermindert sich wieder das Geldbedürfniß des Landmannes; er ist nicht gedrängt, den Markt zu überfahren, und es erhalten sich mittlere angemessene Getreidepreise. Dies glückliche Ereigniß wirkt weiter, und wird wohlthätig sogar solchen entfernten Gegenden, die sich ausgezeichneter Gerste-Ernten erfreuen durften. Denn nach

der richtigen Voraussetzung in der von Plessen'schen Ansicht setzen die sämmtlichen Oekonomieen, welche ihren geringen Gerstengewinn auf den Markt verfuhren, sich in die Lage, ihren Selbstbedarf, und wenn es auch nur die Einsaat des nächsten Jahres wäre, ankaufen zu müssen. Natürlich stellen sie gegen diese Zeit ihren Marktverkehr ein, und nun beginnt die Periode, wo jeder Produzent auf den ihm im Rücken liegenden Nachbar in fortgesetzter Kontinuität und Kontiguität so lange rekurrirt, bis auch die gesegneteren Gegenden erreicht werden, d. h. bis auch diesen sich ein Abfluß öffnet. Das geschiehet gewöhnlich erst, nachdem die Getreidepreise schon zu einiger Höhe gelangt sind, und so fällt wieder den entlegenen gesegneten Landschaften als Entschädigung der Vortheil zu, daß sie niemals gemüßigt, oder vielmehr nicht im Stande waren, für den anfänglichen Preis, der sich wohlfeil gestellt haben würde, zu verkaufen; denn es mangelte alle Nachfrage. Ein günstiges Ereigniß, welches nur eintreten kann, sobald der Produzent zugleich Bekturant ist, und jeder seinen Bedarf vom Nachbar beziehet.

Dieses ist diejenige weise Ordnung der Dinge, welche keine Regierungskraft zu stiften im Stande ist, deren Störung aber menschliche Einwirkungen nur zu oft und vielfältig versuchen.

Ich bleibe bey meinem Beyspiel, und setze dessen Erörterung fort. Dem scharfsichtigen Auge wird nicht entgangen seyn, daß der von mir geschilderte Verkehr durchaus den Charakter des Marktverkehrs trägt. Freylich hatte ich zunächst den Markt in den Städten genannt, oder im Sinne gehabt; aber dieser dehnt seine heilsamen Wirkungen aus, und Markt wird jede Berührung des Produzenten mit seinem Nachbar, indem er von ihm Getreide kauft, oder indem er ihm Getreide verkauft. Was ist nun aber das Wesen, oder der eigentliche Sinn des Marktverkehrs? — Dieses, daß der Bedürfende und daß der Besitzende, Käufer und Verkäufer, sich unmittelbar und ohne Intervention eines Dritten berühren. Der Produzent soll mit dem Konsumenten, der Handwerker mit dem, welcher die Gegenstände der Gewerbsthätigkeit bedarf, unmittelbar zusammentreten können. Man denke sich einmal die völlige Auflösung des Marktverkehrs und lasse an seiner Stelle die Handelsspekulation walten. Ich will die Wirkungen an das Licht ziehen, indem ich mein Beyspiel fortsetze.

Der Gerste-Konsument in den Städten, das ist: der Bierbrauer, hat gehört, alle Feldfrüchte seyen gut gerathen in seiner Nähe, nur nicht die Gerste. Er hält weitere Um- und Nachfrage. So erfährt er, daß in dieser oder jener Entfernung die Frucht, nach welcher er verlangt, im Ueberfluß vorhanden sey. Den Pro-

duzenten in seiner Nähe geht er nun vorüber. Dieser, sagt er sich, hat eine so ungünstige Ernte gemacht, daß nur ein hohes Preisgebot ihn zu einem Verkauf bewegen wird, und mein Interesse fordert, den Preis der Gerste in seinen Schranken zu erhalten. Nun begreift der Produzent das Ereigniß nicht, wie bey totalem Fehlschlagen der Gerste, und bey dem augenscheinlichsten Bedürfniß der Gerste, dies Produkt nicht theurer wird. Indem er aber beyde Getreidearten zum Verkauf ausbietet, ist die Erfahrung, welche er macht, diese, daß man bey gleichem Preisverhältniß ihm die Gerste lieber abnimmt. Er verkauft daher seine Gerste wohlfeil, und so behält auch diese Frucht einen geringen Werth. An eine Steigerung ist nicht zu denken; denn derjenige Konsument, auf welchen vorzüglich zu rechnen ist, der Bierbrauer nämlich, kommt gar nicht in Anschlag, weil er seinen Bedarf aus einer weit entlegenen Ferne bezieht. Aber es ist auch natürlich, dem Produzenten in entferntern Gegenden den geringen Preis in der Nachbarschaft, ja sogar im Ganzen vorzurücken, und nun der gesegneten Landschaft einen noch viel geringeren Geldwerth zu bieten. Dieser letzteren nun bleibt gar keine Wahl. Denn, weil eben der Zwischenverkehr darnieder liegt, der aus einer unter den Produzenten selbst sich erhaltenden Zufuhr entstehet, so stockt in der ganzen Umgebung der gesegneten Provinz alles. Jede Aussicht zu einem Abfluß in der Nachbarschaft verschwindet; der entfernte Abnehmer ist der alleinige Retter, seiner Diskretion muß man sich überlassen, und weil sein Geschäft Spekulation ist, ihm einen bedeutenden Gewinn bewilligen, d. h. den Gegenstand des Handels ungemein wohlfeil dahin geben.

Wem entgeht es, daß in dieser Weise sich die Erscheinung des Ueberflusses und mit ihr das Drückende des Ueberflusses steigert? — Diejenige Landschaft, der, meinem Beyspiele nach, ein reicher Gerstenertrag geworden war, schmachtet im Besitz dieses Reichthums, bis ihn solcher zu einem Preise abgenommen wird, den nicht der Produzent macht, den dieser sich aber gefallen lassen, den er annehmen muß. Die übrigen weniger gesegneten Gegenden sind genöthigt, ihren geringen Ueberfluß um den nämlichen mäßigen Preis zu überlassen. Diese Distrikte wieder, deren Ernte eine mittlere war, stellen sich den Reichthum der fernen Gegenden, welche eine günstige Ernte empfingen, viel größer vor, als er wirklich ausgefallen ist, und letztere, die gesegneten Landschaften, stellen sich den Minderertrag anderer Länder nicht so erheblich vor, als er wirklich ausgefallen war. Der Eine täuscht den Andern. Dem Bedürfnisse wird freylich abgeholfen, und der Hauptkonsument, der Bierbrauer nämlich, hat am Ende einen Vortheil gemacht, der nicht sehr bedeutend ist, wenigstens nicht

bedeutend genug, um ihm eine Herabsetzung der Preise des Getränkes zu gestatten. Die Differenz also zwischen dem niedrigen Preise, zu welchem der Produzent verkaufte, und dem mittleren Preise, welchen der Konsument bezahlte, hat sich vertheilt zwischen einer Mehrheit von Personen, die ganz losgerissen sind vom Interesse des Grundes und Bodens, die nicht allein lose, sondern auch verderblich dastehen im Staate, die gewinnen, nicht weil sie eine nothwendige Thätigkeit erfüllen, sondern weil sie einen Erwerb suchen, der kein Gewerbe ist, und die vielleicht sogar Ursache einer späteren Bedrängniß werden. Denn der Produzent, welchem alle Aussicht schwindet, seine Vorräthe zu versilbern, oder dem sich diese Aussicht auch nur verzögert, wird von der Noth gezwungen, Verbrauchsweisen zu ersinnen, in welchen die der menschlichen Nahrung bestimmten Feldfrüchte einem niedrigern Behufe gewidmet werden, einem Behuf, welchem ein anderes Material bestimmt ist. So pflegt es denn oft der Fall zu werden, daß sogar der durch reiche Ernten vermittelte Reservebestand verschwindet, ohne daß man begreift, wie das hat geschehen können. Um dieser Entwicklung die Beweise aus der praktischen Welt hinzuzufügen, dazu möge mir eine richtige Würdigung der Marktverfassung den Weg bahnen, eine Verfassung, der sich Brauer und Bäcker nur zu gern entziehen. In meinem Vaterlande ist ihnen gelungen, diese Emanzipation zu vollbringen; ich kenne also die Wirkungen dieser Emanzipation aus der Erfahrung, und deren Beobachtung befähigt mich zu einigen vielleicht belehrenden Mittheilungen.

Mittlere und feststehende Getreidepreise wünscht nicht bloß der Verfasser von Nr. 2 erreicht zu sehen; alle drey Abhandlungen verfolgen diesen Zweck, und ihnen wird der echte Staatsmann beytreten, der jedes Mal die Stabilität eines mittleren Werths aller Gegenstände des menschlichen Bedürfnisses, zugleich aber einen festen Maßstab für sie, d. h. einen Standort wünschen muß. Diesen Standort aber zu gewinnen half einzig und allein die frühere Marktverfassung.

Der Marktpreis des Getreides nämlich soll die Basis oder den Standort für den Preis aller Lebensmittel bilden, nach denen sich sämmtliche übrige Preise zu richten pflegen. Vergessen wir nicht, daß wenn die Begründung eines Standorts in Rede stehet, dieser letztere möglichst richtig angelegt seyn muß. Der Marktverkehr aber liefert wirklich einen Maßstab, welcher sich der Richtigkeit in hohem Grade annähert.

Im Ganzen und der Regel nach bleibt der jedesjährliche Getreidebedarf der Städte sich gleich. Denn bey unveränderten allgemeinen Verhältnissen konsumirt die sich gleich bleibende Anzahl von Bewohnern einer Stadt während des einen Jahres so

viel wie während des andern. Von einem Jahre zum andern aber erleidet die Bewohnerzahl einer Stadt keine bedeutende Veränderung. Denn auf die Konsumtion des einer öfteren Dislokation unterworfenen Militärs an Fußvölkern und Reitern ist deßhalb nicht Rücksicht zu nehmen, weil für diese nach dem alten System die Verpflegung durch Naturalien die Regel war. Nun ist nichts leichter, als in Städten von mittlerer Größe bey intakt gebliebener Marktverfassung sich einen Ueberschlag zu bilden, wie hoch das wöchentliche oder das monatliche Bedürfniß ausfallen wird, wenn nichts den ordnungsmäßigen Gang stört. Gute Praktiker unter den Magistratsbeamten waren stets fähig, bey gehörig regulirtem nicht zerrütteten Marktverkehr, mit Ausnahme der einen Landhandel an sich ziehenden Gränzstädte, im voraus nach einem Durchschnitt zu bestimmen, auf wie hoch der Bedarf eines jeden Monats sich werde stellen müssen, und selten fehlte ihren Ueberschlägen die approximative Richtigkeit.

Eben so richtig, ja noch richtiger, vermag bey Eintritt des Herbstes der Landmann zu überschlagen, wie viel er auf den Markt fördern könne. In dem geregelten Zustande der früheren Verhältnisse lag es, daß der Landmann durch die Sucht der Spekulation sich nicht in Irrwege locken ließ. Er brauchte sich nicht in die Abhängigkeit von der Preisfluktuation zu setzen, sondern er veräußerte seine Vorräthe dann, wenn der Stillstand der übrigen Wirthschaftsarbeiten seinen Gespannen die meiste Ruhe gab. Er kam oft, wenn er reich, seltener wenn er karg eingescheuert hatte. So ward es leicht, zu einer entsprechenden Uebersicht des Verhältnisses im Bedürfniß und den Vorräthen zu gelangen. Der Barometer sprach richtig und die Temperatur der Preise war ihm angemessen.

Aber die Ernten sind, wie wir sahen, selten in allen Ländern gleich. Die eine Landschaft hat mehr, die andere weniger gewonnen. War letzteres der Fall, so stiegen die Preise, und der Landmann führte seine Vorräthe denjenigen Märkten zu, die, weniger befahren, einen um etwas erhöheten Preis gewährten. So stellte sich dann theils das Gleichgewicht her, theils lernte jedweder, auch der schlichtere Landmann, die Verhältnisse einigermaßen übersehen. Man besaß im Getreidepreise also einen ziemlich richtig sprechenden Barometer, der nach Zerrüttung des Marktverkehrs verloren ging. Auch dadurch wird das Schwanken der Getreidewerthe gesteigert, daß jener Barometer mangelt. Denn je weniger der Landmann für seine Produkte auf dem Markte an Gelde gewinnt, um so schneller muß er wiederum da seyn und einen Theil seiner Erzeugnisse ausbieten. Je mehr er Geld em-

pfängt für das, was er ausgeboten, um so leichter wird es ihm, Zeiten abzuwarten, welche ein Steigen der Getreidevorräthe hoffen lassen. — Es erfolgt daher natürlich, daß, wenn der Markt aus vielleicht falschen Veranlassungen einige Mal mehr als billig überfahren ist, beydes, die Besorgniß eines noch bedenklicheren Sinkens der Preise und die Nothwendigkeit einer Versilberung der Produkte sich vereinigen, und den Produzenten treiben, seinen Verkauf zu übereilen. Dann tritt die bloße Erscheinung eines Ueberflusses ein, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Umgekehrt, wenn eben so falsche Veranlassungen, nämliche zufällige Hindernisse u. dgl. Ursache sind, daß nur wenig Produkte zu Markte gelangen, und daß als Folge davon ein Steigen des Preises entstehet, so bleibt der Landmann, der nun eben so übertrieben hofft, wie vorher er übertrieben fürchtete, behutsamer Weise zurück mit seinen Erzeugnissen, um noch günstigere Preise abzuwarten. In diesem Falle ist die Erscheinung eines Mangels entstanden, der nicht vorhanden war, und hat schädlich gewirkt.

Man wird hieraus die Wichtigkeit der Märkte im Allgemeinen, ganz vorzüglich aber die Nothwendigkeit einer richtigen Organisation derselben abnehmen. Die nachtheiligen Wirkungen einer fehlerhaften Marktverfassung lassen sich oftmals weder übersehen, noch berechnen. Die Vortrefflichkeit der Markteinrichtung, die Strenge, mit welcher sie gehandhabt wurde, gibt einen höchst sprechenden Beweis von der sinnigen Virtuosität germanischer Staatsökonomie. Wir haben nicht gut gethan, anstatt die anspruchslose Weisheit zu ergründen, welche sich in dieser Staatskunde entwickelt hatte, uns lediglich blenden zu lassen von Adam Smith's Raisonnements über die Wirkungen und Eigenschaften eines sogenannten Weltmarkts, der, wenn er nicht überhaupt ideal oder fingirt war, nie in der Allgemeinheit da gewesen, welche der Engländer voraussetzt, dessen Wirkungen folglich, wenn überhaupt sie Statt fanden, nur Bezug haben konnten auf einen Verkehr, welcher den gesammten Kontinent durchdringen wollte. Der Anschein von philosophischer Staatskunde, welchen Smith zu erwerben wußte, durch manchen scharfsinnigen Gedanken, durch manche feine Kombination, durch sein Verknüpfen gewisser Erfahrungen mit der Abstraktion, durch den Charakter des Absoluten, welchen er seinem Vortrage lieh, und durch den Gebrauch manches philosophisch klingenden Wortes, ward Ursache, daß man anfing die guten alten deutschen Einrichtungen als spießbürgerlich zu verachten und zu vernachläßigen.

Dieß ist der Fall geworden auch mit der Marktverfassung; und daß es geschehen konnte, dazu haben die großen Städte viel

beygetragen. Denn es hat seine unverkennbaren Schwierigkeiten, die Brauer- und Bäckergewerke derselben zu zwingen, ihren ansehnlichen Bedarf auf dem Stadtmarkte zu erhandeln, wenn nicht zugleich nahe Stadtmühlen ihr Gemahle fördern können. Daraus müssen wir uns wiederum erklären, weßhalb eine weisere Vorzeit so sehr beflissen war, jede Stadt mit einer angemessenen Mühlenanlage zu versehen, deren Umfang kein Hinderniß gab, den gesammten Bedarf der Stadt abzumahlen. Nach heutigen Ansichten gehören die Mühlen, als Maschinenwerke, die aller Kontrolle unbedürftig sind, auf das Land hin, und man findet es richtig gehandelt, wenn die Bäcker, welche ehedem ihren Bedarf auf den Märkten kaufen mußten, sich das fertige Mehl zuführen lassen. Von den Stadtmärkten und den Stadtmühlen will man fernerhin nichts wissen.

Aber was erfolgt daraus, wenn dieß geschieht, und wenn die Bäcker, den Markt vorübergehend, sich aus den Mühlen und durch die Müller versorgen lassen?

Zuvörderst verwandelt sich der Marktpreis aus einem Leitfaden in ein Irrlicht, und es bildet sich ein Spiel, ein Maniement, das leicht zu durchschauen ist, und dennoch der Gewerbepolizey gänzlich scheint entgangen zu seyn. Die Bäcker-Innungen gewinnen nämlich nun einen zweyfachen Kanal, sich zu versorgen, etwas, das man früher durchaus nicht gestattete. Sie haben den Stadtmarkt und die Stadtmühlen, sie haben den Landmarkt und die Landmühlen zur Disposition, und sind fähig, den einen durch den andern zu schrecken, oder beyde von sich abhängig zu machen.

Es braucht der Bäcker sich nur einen mäßigen Mehlvorrath in einer Gegend zu wohlfeilem Preise bestellt zu haben, die wegen gesegneter Ernte in der Besorgniß um Absatz schwebt; — etwas, das nicht schwierig wird, denn irgendwo findet sich eine Lokalität der Art fast jedes Mal — und er hat das Spiel gewonnen. Sein Wegbleiben vom Stadtmarkt ändert dessen ganze Gestalt nicht nur, sondern es ist das Bäckergewerk auch fähig, den gesammten Marktverkehr zu beherrschen. Ich muß, um diese Behauptung zu erweisen, schon etwas ausführlich werden.

Im Interesse des durch den bestellten Mehlvorrath gesicherten Bäckers liegt bald ein Steigen, bald ein Sinken des Preises. Soll letzteres eintreten, so bedarf es nur, daß einige Markttage hindurch die Mitglieder der Assoziation allem Einkauf zu entsagen beschließen. Ein gewisser Verkauf der kleinen Konsumenten, die selbst backen, kommt indessen jedes Mal zu Stande, und so werden auch die Bäcker vor dem Schluß der Marktstunde von den bedrängtesten Verkäufern ein mäßiges Quantum zum Mindestpreise erstehen. Wiederholt sich diese Operation einige Male hinter einan-

der, so hält der Produzent den Preis, der sich in jener Weise gebildet hat, für den geregelten, und es wird auch der geregelte Preis.

Der Einkäufer aber, welcher den auf den Markt kommenden Produzenten früherhin mit der Wohlfeilheit des in der Ferne abgeschlossenen Mehleinkaufs geschreckt hatte, fängt nun an, dem Müller die Wohlfeilheit des Getreides in seiner eigenen Nähe auf seinem Stadtmarkte vorzuhalten. Er verlangt von diesem eine Lieferung zu noch billigeren Preisen, und der vom Landmann aufkaufende Müller muß sich zu einer Preiserniedrigung bequemen. Jetzt wird auf dem Markte dasselbe Spiel mit dem Getreide getrieben, was auf der Börse mit den Papieren Statt findet. Denn die Bäckerprofession ist entweder einer Taxe unterworfen, oder sie ist keiner Taxe unterworfen. Im ersteren Falle wird dergestalt operirt, daß der Markt sich nur erhalte für den kleinen Verkehr, und daß er die Erscheinung eines höheren Preises als den gewöhnlichen zwar gebe, nicht aber diesen höhern Preis wirklich hervorbringe. Auch dieß läßt sich erreichen. Der in der Wirklichkeit durch die Müller seinen Ankauf bewirkende Bäcker hat nur nöthig, an jedem Markttage ein kleines Quantum zu höherem Preise zu erkaufen, als dem gewöhnlichen, und sein Zweck ist erreicht. Der Landmann wäre mit dem Preise selbst wohl zufrieden, aber nur wenige Schäffel werden ihm auf dem Markte dafür abgenommen. Die Folge davon ist, daß er nun glaubt, den augenscheinlichen Beweis von dem vorhandenen Ueberflusse gewonnen zu haben; denn überall findet er den Konsumenten so sehr versehen, daß er ihm auch zu den billigsten Preisen nichts abnehmen kann in der Stadt; daher unterwirft er sich dann gänzlich dem Aufkäufer auf dem Lande, d. h. dem Lieferanten des Bäckers, dem Müller. Nun aber ist, einem falschen Kurszettel der Börse gleich, ein falscher Preiskourant für den Getreidemarkt zu Stande gekommen. Der wöchentliche und monatliche Durchschnitt wird gezogen. Mit dem Abschlusse ist man zufrieden; aber der Landmann läßt sich nicht ferner dadurch bestimmen. Er hat längst erfahren, daß jener Maßstab nur für den Kleinhandel gilt, und daß nicht daran zu denken ist, ein nur irgend bedeutendes Quantum zu jenem Preise zu versilbern. Er fährt fort, an die Unterlieferanten der Bäcker zu verkaufen. Letzteren aber, den Bäckern nämlich, wird die Taxe nicht nach dem Einkaufspreise im Großhandel auf dem Lande, sondern nach dem falschen Preiskourante für den Detailhandel auf dem Markte gemacht, und die Staatsbeamten hören auf, so disparate Verhältnisse zu begreifen.

Sind die Bäcker aber keiner Taxe unterworfen, so fehlt ihnen sogar auch für dies zuletzt geschilderte Spiel der Anlaß. Es

ist nichts, das sie hindert, den Konsumenten nach Willkür zu dezimiren. Indessen hat man, wo die Brottaxen nicht ferner Statt finden, die allerdings nöthige Anordnung getroffen, daß Landleute backen und mit ihrer Backwaare die Märkte beziehen dürfen. Doch damit gewinnt man wenig. Auch dieß ist nur ein kleiner Verkehr. Man kennt die Beschaffenheit des vom Lande eingehenden Brotes nicht, es sagt nicht jedem Konsumenten zu, der Hausirer vom Lande kann nicht Stunde halten, und so manches andere Unbequeme schließt sich jenen Inkonvenienzen an. Der einzige Erfolg besteht darin, daß der Bäcker gehindert wird, überhohe Preise für die Backwaaren zu stellen; denn, wenn dieß geschähe, würde man zu dem vom Lande eingehenden Brote doch mehr seine Zuflucht nehmen. Aber selbst dieses könnte nur bewirken, was eigentlich schon außerdem eintritt, daß eine Wohlfeilheit sich bildet, die keinem zum Vortheil gereicht. Es ist nur der Handarbeiter, der Taglöhner, dem sie zu frommen scheint. Dieser aber, bey dem die edlen Motive eben nicht zu suchen sind, arbeitet um so weniger, wird übermüthig, träge, liederlich, durch dieß alles aber der Schrecken der guten Bürger.

Sollte auch diese letztere Darstellung vielleicht für bloße Kombination gelten, so bin ich sogar sie durch Thatsachen zu beweisen im Stande. Die Weise, wie die Bäcker, indem sie den Markteinkauf verlassen, sich der Müller als Lieferanten bedienen, ist, wenigstens lokal, eine Thatsache. Ich kenne Gegenden, wo fast in jedem Kreise oder Distrikt ein wohlhabender Müller angetroffen wird, der gegenwärtig neben seinem Gewerbe den ehedem ihm hart untersagten Getreideaufkauf und Getreidehandel ausübt. Weil sich nämlich das eben geschilderte Marktverhältniß gebildet hat, weil für den Produzenten der Verkauf auf dem Markte ein Werk des Zufalls wird, überläßt er sich ganz demjenigen Lieferanten der Bäcker, der ihm der nächste oder der bequemste ist, nämlich dem Landmüller. Aber auch das Spiel und die Taktik dieser Leute, sobald sie hinlängliches Kapital besitzen, muß man kennen lernen. Sie werden die Bankiers der Landleute. So lange der Produzent noch Getreide hat, kann er auch über die Kasse des reichen Müllers disponiren und darauf anweisen. Sein Getreide nimmt ihm der Müller jedes Mal ab, wenn nur die Zeit wohlfeiler Preise da ist und der Produzent mit geringen Preisen zufrieden ist. Denn ein solcher Mühlen-Entrepreneur pflegt die Verhältnisse der gesammten Landschaft zu kennen. Niemals fehlt ihm die Gewißheit, daß einen großen Theil des Getreides, welches er bis zum Märzmonat dem Landmanne abnimmt, er dem nämlichen Landmanne nach Ostern zum erhöheten, oft zum verdoppelten Preise wiederum verkaufen wird. Das heißt, um mich durch ein Bey-

spiel deutlich zu machen, das heut für einen Thaler verkaufte Quantum empfängt der Produzent nach zwey Monaten für zwey Thaler zurück. Er kann aber diese zwey Thaler nicht bar erlegen. Nun kreditirt sie der Müller bis zum Eintritt der Ernte, sich noch im Laufe des Erntemonats den Wiederersatz ausbedingend. Gleich nach der Ernte sind die Preise am niedrigsten, vor der Ernte sind sie am höchsten. So gewinnt der Müller durch die Preisveränderung gewöhnlich das Zweyfache, oft das Dreyfache von dem wieder, was er gegeben hatte. Der bedrängte Produzent verschuldet sich dem Müller, wie in manchen Ländern der Bauer den Schenkwirthen und Branntweinbrennern.* Die Landleute lassen sich das geistige Getränk vorschießen, und der Branntweinbrenner nimmt Getreide in Zahlung an. Aber die Rechnung wird nach demjenigen Preise gemacht, der als niedrigster — was er gewöhnlich bald nach der Ernte ist — dem durch Naturalien zahlenden Landmanne am ungünstigsten ausfällt.

Betrachte man diese Operation, und man muß folgende Bemerkung machen. Sie wird möglich durch das sehr gewöhnliche Ereigniß, daß gegen die Zeit der Ernte alle Getreidepreise steigen, ja sie gehet hervor aus demselben. Dies Ereigniß an sich schon ist die schädliche Folge einer Zerrüttung der agronomischen Verhältnisse. Der Landmann sollte nicht durch die Geldverfassung gedrängt seyn, zur ungehörigen Zeit Vorräthe zu veräußern, die er späterhin theurer wieder erkaufen muß. Kaum jedoch tritt ein Zustand dieser Art ein, so wird er Geldinhabern ein Erwerbszweig, und sogleich steigern diese die Noth und das Unheil, aus welchem er hervorgehet. Ich habe Müller gekannt, die recht geflissentlich durch manche Kunstgriffe den Landmann zu verlocken wußten, ihnen vor dem Eintritt des Frühjahrs für die Preise ihre Bestände zu verkaufen, welche damals galten. Das Kaufgeld wurde prompt erlegt, die Ablieferung periodisch nach und nach verlangt. So wußten diese Unternehmer sich zu Disponenten über alle Vorräthe zu machen. Je mehr es aber der Fall wird, daß der Landmann vor der Ernte auch Brot und Futterkorn erkaufen muß, weil er zu früheren übereilten Verkäufen genöthigt war, um so mehr hält der Disponent über die Getreidebestände zurück, und vermittelt ein Steigen der Preise. Haben diese eine gewisse Höhe erreicht, dann erst fängt er an, den Bedürftigen zu verkaufen, was dann oftmals in der vorhin geschilderten Weise, nämlich im Wege abermaligen Vorschusses geschieht. Daher haben wir auch erlebt, daß, trotz der Fruchtbarkeit der letzten Jahre, eine ungemeine Erhöhung der Preise kurz vor der Ernte eintrat, die nie länger

wie zwey Monate, ja kaum so lange angehalten. Auch dieses Ereigniß verdient eine nähere Betrachtung.

Die Ernte des Jahres 1821 war eine der reichsten gewesen, und doch stiegen im Junius 1822, bevor die neue Ernte, aus der Bestellung von 1821 und 1822 hervorgehend, gemacht worden war, im nördlichen Deutschland die Preise fast um das Doppelte. Der Grund lag in den Aussichten zu einer Mißernte. Diese letztere war wirklich eingetroffen, und bey geregeltem Zustande der Dinge, wenn diesen nichts alterirt hätte, wäre eine Fortsetzung des hohen Standes der Fruchtpreise auch gewißlich eingetreten. Aber gleich nach der Ernte erfolgte ein unerklärliches Sinken des Werthes. Nur die Noth des überall losschlagenden Landmannes, nur seine Abhängigkeit von den Machinationen, die bey desorganisirtem Marktverhältniß nicht ausbleiben, geben den Schlüssel dazu. Denn während der Monate May und Junius erfuhren die getreidereichsten Staaten im Norden, z. B. das Großherzogthum Posen und das Königreich Polen, einen Mangel, welcher an Noth gränzte. In den genannten Ländern wurde der Zutritt und die Vermittlung der Regierung nothwendig, und wäre auch das Jahr 1823 eine Mißernte entstanden, so mußte eine Hungersnoth eintreten. Dieß letzt genannte Jahr war abermals hoch gesegnet; aber man bedenke den mißlichen Zustand vor seinem Eintritt. Es ist nothwendig, den Gewinn von 1821 und von 1822 zusammen zu werfen. Der erstere gab ein Augment, der letztere ein Defizit, ein bedenkliches Defizit. Aber beyde Ernten zusammen geworfen waren gerade genügend, das Bedürfniß, aber nur knapp, zu decken. Es ist jedes Mal schon das ein bedenklicher Zustand, wenn der Abschluß sich so darstellt, daß der neue Jahresertrag allein dem Bedürfnisse abhelfen soll, und daß kein Bestand aus früheren Ernten ihm zu Hülfe kommt. Praktiker werden wissen, daß bey solchem Verhältnisse schon lokale Theurungen einzutreten pflegen. Daher wäre denn natürlich gewesen, daß bey ungestörtem Verhältnisse die Preise der besagten beyden Jahre wenigstens angemessen bleiben mußten; ja sie durften über die mittleren Werthe hinausgehen. Daß die Subsistenz keinem fehlte, dafür hatte eine höhere Hand gesorgt; aber daß soziale Zerrüttungen eintraten, das war bloß geschehen, weil ein fehlerhafter sozialer Zustand sich gebildet hatte.

Betrachten wir ferner die Jahre 1823 und 1824, so wird das Ergebniß kein anderes seyn. Um nicht Fehlschlüsse zu machen, muß die Betrachtung sich hauptsächlichst auf den Norden richten. Frühere Bestände gab es nicht; man hätte folglich zwey gesegnete Ernten recht füglich ertragen können. Das Jahr 1823 hat eine sehr reiche Ernte, das Jahr 1824 eine Ernte gegeben,

die etwas mehr war wie eine mittlere. Ob aber, wenn man den Gewinn beyder Jahre zusammen wirft, ein Bestand verbleiben werde, das läßt sich im Moment, wo dieß geschrieben wird, im Monat März, nicht übersehen. Denn noch ist der Schadenstand nicht zu überschlagen, welchen die Zerrüttung in der Natur hervorgebracht, und der vielleicht — fast möchte ich sagen wahrscheinlich — nicht zu berechnende Bedürfnisse zur Sprache bringen dürfte. Trotz dem ist das Ernte-Augment gedachter Jahre gewiß nicht so bedeutend, daß man Ursache finden könnte, Klagen wegen des Ueberflusses zu erheben. Daraus ist denn wohl mit Recht zu folgern, daß nicht der zu reichlich ausgestreute Segen die Ursache des Mißverhältnisses, des Nothstandes sey, über welchen man Klage führt. Erst die Zukunft kann darüber belehren, ob jener reiche Segen unnöthiger Weise eingetreten war, oder ob er nöthig gewesen, und ob nicht wir vielleicht seine wohlthätigen Wirkungen vereitelt haben. Wenigstens wurden im Jahre 1824 die vorher entwickelten Operationen einer sogenanten spekulativen Intelligenz noch auf eine weit schädlichere Weise ausgebildet und verfeinert.

Es war nämlich, wie sich ergeben hat, dahin gekommen, daß Müller die Lieferanten der Bäcker geworden. Im Brandenburgischen ist solches, namentlich in Beziehung auf die Stadt Berlin, Thatsache. Jenem gewissermaßen noch unschuldigen Lieferungssystem wurde ein neues, viel künstlicheres, aber auch viel schädlicheres, zu substituiren, der erste leise Versuch gemacht.

Man muß nämlich, sobald vom Marktverkehr die Rede ist, unterscheiden die geregelten Stadtmärkte und jene Weise, sich mit Getreide zu versehen und sich vom Getreide zu entäußern, deren Weien ich darstellte, als ein vom Freyherrn v. Plessen in der deutschen Bundestages-Versammlung entwickeltes natürliches und nothwendiges Verhältniß. Dieses Letztere war durch das Lieferungssystem der Hauptkonsumenten, der Bäcker, desorganisirt worden. Das heißt, es fehlte nächst den Stadtmärkten nun auch dieser unsichtbare Marktverkehr, welchen das beginnende Lieferungssystem zu zerstören versucht hatte. Demnach müssen Getreideländer, wie Preußen, Polen und Pommern, sobald ihnen der Absatz nach England fehlt, gänzlich zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit ihren Vorräthen in die Lücken eintreten können, die da entstehen, wo der Produzent der alleinige Vekturant ist und keine Zwischenperson störend eingreift. Aber jenes Verhältniß ist nicht mehr vorhanden, die Lücken wollen sich nicht bilden, weil das neue Lieferungssystem andere Versorgungsweisen vermittelt. Jede Aussicht zur Ableitung des scheinbaren Ueberflusses mangelt. Daraus haben wir uns dann zu

erklären, daß in den genannten Ländern das Getreide allen Werth verlor. Denn, wenn der Berliner Schäffel Rocken zwischen ein Sechstel- und ein Drittel-Thaler, also im Durchschnitt auf ein Viertel-Thaler stehet; so heißt dieß allen Werth verlieren. Noch mehr drückt die Unmöglichkeit eines bedeutenden Verkaufs sogar zu diesen Preisen. Sie trat ein, und man freute sich sogar, wenn man nur noch verkaufen konnte zu diesem Preise. Wurden nun die Kosten des Transports auf den doppelten Einkaufswerth angeschlagen, so schien der höchste Satz angenommen zu seyn; das Raffinement, welches fälschlich Gewerbe-Intelligenz von den staatsökonomischen Theoretikern genannt wird, machte sich also die Berechnung, wie der Gewinn sich steigere, wenn man Lieferanten annehmen könnte, die zu solchen Bedingungen das aus Preußen oder Polen erhandelte Getreide in die Mühlen zu liefern hätten. Das ist wirklich geschehen. Dem Ausfalle der Ernte nach, konnten die brandenburgischen Länder auf mittlere Getreidepreise Anspruch machen. Wären diese eingetreten, so hätten sie jene Wirkung zur Folge gehabt, die ich, der Kürze wegen, die von Plessensche nennen möchte. Es wären Lücken entstanden, die der Pommer, der Preuße, der Pole als Vekturant hätte ausfüllen können. Aber alles gewann eine andere Gestalt. Die Landmüller hatten sehr bald nach der Ernte bis zum Anbeginn des Herbstes, nach hergebrachter Weise, auf dem Lande in Erwartung auf die Bestellungen der Bäcker Getreide angekauft. Aber keine dieser Bestellungen erfolgte. Kein Bäcker ließ sich mehr senden wie den wöchentlichen Bedarf. Nun wurden die Müller besorgt; auch sie hörten auf, vom Produzenten zu kaufen, und diesem letzteren ward der Zustand der Dinge ein unauflösliches Räthsel. In den Nachbarländern hatte das Getreide wirklich den Werth verloren, auf die städtischen Märkte war nichts mehr abzusetzen, sogar die Müller hörten auf zu kaufen, weil sie von den Bäckern die Versicherung erhielten, daß diese letzteren bereits versorgt wären. Alles fürchtete im Ueberfluß zu ersticken. Jetzt erschienen die Unterlieferanten der Bäcker, jüdische Hausirer nämlich, und fingen an, um ein Spottgeld kleine Quantitäten hier und dort einzuhandeln. Es waren dieß aber nur Kommissionäre der Bäcker, die absichtlich armselige Hausirer gewählt hatten. Diese letztern erhandelten kleine Provisionen, deren Ablieferung an die nächsten Mühlen disponirt ward, und nun ward den Müllern von den Bäckern die Alternative gestellt, entweder für den nämlichen Preis einzuhandeln, oder sich gefallen zu lassen, daß armselige Hausirer als Kommissionäre der Bäcker statt ihrer den Einkauf besorgen würden.

Das eigentliche Problem des Raffinements bestand darin, den

niedrigen Stand, welchen die Getreidepreise in jenen Ländern behaupteten, woselbst der direkte Abfluß ganz fehlte, deren Vorräthe folglich in die entstehenden Lücken hätten treten müssen, zu verpflanzen in diejenigen Gegenden, welche der Natur der Dinge nach um den Absatz gar nicht verlegen seyn durften. Und die Aufgabe ist gelöset worden, indem man diese letzteren Gegenden damit schreckte, daß ihnen eine Berechnung vorgelegt ward, zu welchen Preisen die Waare Getreide aus den angeblich überfüllten Provinzen zu beziehen sey. Diese angeblich überfüllten Provinzen aber geriethen in Verzweiflung, wahrzunehmen, daß an den besten Absatzpunkten das Getreide einen Preis habe, zu welchem es ihnen nicht einmal möglich seyn würde, die bedeutenden Vorräthe dorthin zu schaffen.

Man muß dieß alles beobachtet und erwogen haben, um sich erklären zu können, wie es möglich war, daß die Folgen solches Verhältnisses sich über einen großen Theil des Kontinents ausbreiteten. Aber wenn die Wirkungen aus Preußen und Polen vordrangen bis zu den Marken, dann war es auch möglich, daß sie weiter gingen, um so mehr, als Provinzen, in denen die Gewerbefreyheit gilt, sich tief hinein in Deutschland erstrecken. Die Raffinements, welche zum Erwerb führen sollen, verbreiten sich sehr schnell; leicht sieht sie der eine Spekulant dem andern ab. Erwägt man nun, daß Mecklenburg für das westliche Deutschland eine ähnliche Getreideprovinz ist, wie Preußen, Polen und Pommern für das östliche und für einen Theil des westlichen; so begreift sich die allgemeine Verbreitung der angedeuteten Wirkungen. Wo die strenge Marktverfassung zerstört war, mußte das Ereigniß das nämliche seyn; wo sie noch bestand, wurden ihre wohlthätigen Folgen durch die Allgemeinheit der herabgebeugten Preise und der entgegengesetzten Verfassungen vernichtet. Nur so war es möglich, daß durch beynahe ganz Deutschland die nämlichen Preise herrschten, und daß diese Preise seit der Ernte bis gegenwärtig stabiler geblieben sind, als sie zu seyn pflegen.

Dieser feste Stand der Preise, so wie die Wohlfeilheit des Getreides an sich, dürften auch keinen Gegenstand der Beschwerde oder der Besorgniß abgeben können, wenn beyde nur natürlich wären. Denn zweyerley Ungemach, worüber so laut geklagt wird, könnte in solchem Falle nicht eintreten: ich meine jenes vielbesprochene Mißverhältniß zu den Produktionskosten, welches die Agrikultur mit einem unausbleiblichen Stillstande zu bedrohen scheint, und eine von ihrer eigentlichen Bestimmung sich entfernende Verwendung der Cerealien, die beynahe Verwüstung wird. Man

findet nämlich, daß gewisse Produkte der Viehzucht, Wolle, der Konjunktur wegen; Milch, Butter, Geflügel u. s. w., weil der Produzent sie unmittelbar und, bisher wenigstens, ohne Intervention spekulirender Zwischenhändler *) dem Konsumenten überließ und zuführte, sich in erträglichem Preise erhielten. Diese Betrachtung und die Noth führten denn abermals zu einer Umkehrung der Dinge, daß man nämlich für die der menschlichen Ernährung bestimmten Früchte eine Ableitung in den Magen der Thiere versuchte. Denn ich wiederhole meinen Glauben an ein weise geregeltes Gleichgewicht im Ganzen, welches nie die schaffende Hand, sondern nur der kurzsichtige Fürwitz der Menschen zerrüttet. Drum nenne ich nicht bloß diese letztgenannte Abweichung vom Angeordneten, sondern auch das eine schädliche Folge der künstlich hervorgebrachten unangemessenen Wohlfeilheit, daß sie keiner Klasse heilsam wird. Auch der Handwerker klagt hier über sie, weil die Armuth des Produzenten die Bestellungen vermindert, mithin ihm die Gelegenheit zum Verdienst und zur Arbeit zu mangeln anfängt. Nur der Handarbeiter und Tagelöhner befindet sich in der Lage, jetzt mehr feyern zu können wie sonst, und ihm gerade ist dieser Zustand schädlich, weil er höchst selten die ihm verbleibende Muße in ersprießlicher Weise benutzt und anwendet. Auch der Handwerker könnte bey längerer Fortdauer des dermaligen Zustandes in ähnliche Lage gerathen. Ohne Verdienst und Geschäft, aber nicht gerade in Noth, weil die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel ihm zu statten kommt, wird er sich dem Müßiggange hingeben und allmälich sinken.

Abgesehen hiervon, ist nun die verderblichste Seite des unseligen Zustandes die, daß ein Theil des Getreidesegens durch den Menschen eine Bestimmung gefunden hat, welche den Absichten der segnenden Hand unmöglich entsprechen kann. Waren die beyden letzten Jahre, von denen ich spreche, ungewöhnlich fruchtbar; so sollten sie gewiß, den weisesten Absichten nach, sich durch Ergiebigkeit auszeichnen, und vielleicht befinden wir uns schon an der Stelle, wo jene Zwecke anfangen, dem Auge des Menschen sichtbar zu werden.

---

*) Auch hierin stehet eine Veränderung bevor. Auch Milch, Butter u. s. w. soll der Produzent dem Konsumenten nicht ferner direkt und unmittelbar zuführen. Auch in diesen kleinen Verkehr will durch die in England sich bildenden Milchkompagnien der Spekulant und Kapitalist eindringen, um beyde, Verkäufer und Käufer, Konsumenten und Produzenten zu dezimiren. Sonst trieb der Viehzüchter doch ein kleines Selbstgewerbe, und er war es, der den sogenannten Gewerbeprofit bezog. Gegenwärtig soll er Tagelöhner werden, ein bloßes Rad in der Maschine, welche der Spekulant und Kapitalist in Bewegung setzen läßt.

Die Verwüstungen, welche Stürme und Wasserfluten hervorgebracht, haben einen lokalen Mangel erzeugt, der aus dem Mehrertrage der Gesammternte seine Deckung gefunden hätte. Es frägt sich, ob diese Deckung nach Bedürfniß erfolgen werde; wir müssen es abwarten. Dagegen darf eine Besorgniß anderer Art jetzt schon laut werden. Sie betrifft die Operationen derjenigen Spekulanten, die bereits die Lage der Dinge und den Eintritt eines lokalen Nothstandes übersehen. Dieses sind nun, wenn wir einen Blick auf den Schauplatz der Verwüstungen werfen, die größeren Häuser in den freyen Städten Deutschlands. Für Deutschland sind es ohne Zweifel die dortigen Kaufherren, welche den allgemeinen Welthandel übersehen; denn nur sie haben Komtoire und Kommanditen auch in andern Welttheilen, nur sie rüsten Schiffe nach diesen aus und befrachten sie; nur sie befinden sich in der Lage, besser wie alle Schriftsteller und theoretisirende Staatsökonomen, ja besser wie die Regierungen selbst, den ganzen Umkreis, die ganze Oberfläche des mächtig flutenden merkantilen Ozeans zu übersehen, während wir genöthigt sind, nach bedingten Verhältnissen, nach partikulären Erscheinungen zu urtheilen. Jene besitzen, wenn auch nicht einen völlig sichern, doch den möglichst sichern Maßstab zur Beurtheilung des Bedarfs und der Vorräthe; hauptsächlich aber liegen diejenigen Gegenden ihnen vor Augen, die zunächst Noth leiden werden. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so haben ihre Operationen bereits angefangen, und schwerlich werden die Wirkungen davon ausbleiben; nämlich es wird eine Preiserhöhung entstehen, die dem Produzenten nicht zu gute kommt.

Wenn Aeußerungen wie diese, was zuweilen schon geschehen, in mündlicher Unterredung mitgetheilt wurden, erfolgte mehrentheils als Einwand die Behauptung, daß keiner Handelsassoziation es möglich sey, einen Einfluß wie den angedeuteten auf Waaren und auf deren Preise auszuüben. Der Theorie nach gewiß nicht, eben so wenig in Bezug auf gewisse Artikel, nämlich auf solche, die nicht zu den ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehören, wie z. B. das Getreide. Aber hier findet der Einfluß statt, und man kann es darthun nur durch Bezugnahme auf das, was wirklich geschiehet. Dieß bestehet nun darin, daß seit dem Schluß des Hornung ganz im Stillen ein Aufkauf von Getreide für die größeren Kaufherren in den freyen Städten realisirt wird, der allen Einfluß auf die Preise verliert. Ein Zufall hatte mich davon unterrichtet, daß jener Aufkauf schon begonnen habe, und es war mir nicht möglich, den Schlüssel dafür zu finden, daß alle Einwirkung auf die Getreidepreise ausblieb. Aber das Räthsel löset sich, sobald es gelingt, die Manipulation zu durch-

schauen. Die großen Häuser senden gleichzeitig ihre Kommis nach mehreren Gegenden aus, und diese verfügen sich nach den Städten, die als Mittelpunkte der provinziellen Getreidegeschäfte bekannt sind. Hier werden über den kurrenten Fruchtpreis Erkundigungen eingezogen. Seitdem der Marktverkehr desorganisirt ist, finden sich überall Personen, die geschickt sind, die Funktionen der Unterlieferanten zu verrichten, und nun ist das Geschäft leicht abgeschlossen. Der reisende Einkäufer bewilligt einen Zuschuß von einem Sechstel oder einem Achtel zum kurrenten Preise. Dafür sichern ihm die Haupthandlungen in denjenigen Mittelstädten, welche durch Getreidegeschäfte berühmt sind — ich nenne Sagan, Görlitz, Bautzen u. s. w., als Beyspiele — diejenigen Quantitäten zu, auf welche der Vertrag gerichtet wird. Denn sie lassen die jetzt überall verbreiteten Unterlieferanten für sich operiren, und das Geschäft wird dadurch erleichtert, daß die Zahlung sogleich erfolgt, die Ablieferung aber nach und nach verlangt wird. Es liegt in der Allgemeinheit und in der Schnelligkeit, mit welcher diese Geschäfte gemacht werden, daß sie gelingen. Denn die Ober- und Unterlieferanten sind vermöge des mit ihnen stipulirten Preises ganz eigen gebunden. Es ist der Ruin aller, sobald auch ein Einziger nur einen Schritt thut, der auf die Steigerung der Preise Einfluß ausübt. Wer nur einige Handelsroutine besitzt, der muß wohl begreifen können, wie dasjenige, was den Bäckern und den Müllern gelang, auch diesen Lieferanten und Hausirern gelingen muß, sobald sie nur dergestalt einstimmig handeln, daß sie die Konkurrenz lähmen. Nun sind ja die Geschäfte mit ihnen gerade so abgeschlossen worden, daß sie, ohne in eine Sozietät förmlich getreten zu seyn, dennoch gerade so wie eine Sozietät von Monopolisten wirken. Durch die Menge der überall hindringenden Organe, ich meine die zahllosen Unterlieferanten und Aufkäufer, deren Interesse mit sich bringt, die Provinz für ihren Aufkauf unter sich in privative Distrikte zu vertheilen, so, daß jeder Einzelne nur seinen Distrikt auskauft und den Distrikt des andern vermeidet; diese vielen Unterlieferanten und ihre Routine machen es möglich, daß, bevor Bäcker und Müller noch ahnen was vorgegangen ist — denn der Aufkauf geschieht in den Zimmern, auf den Gütern, ohne Rücksicht, ob das Kaufobjekt vorhanden sey, ganz wie der Papierhandel auf der Börse — dieses oder jenes Haus in Bremen oder Lübeck oder Hamburg u. s. w. Disponent über den größten Theil der Bestände geworden ist.

Die Staatstheoretiker werden dieß abermals unmöglich erklären, und sich auf die Wirkungen der Konkurrenz berufen. Aber der ist ein schwacher Spekulant, welcher diese

nicht zu lähmen verstände. Kann man denn nicht leicht zeigen, welche Wege der Unterlieferant einschlägt? und wie er es verstehet, diese viel gepriesene Kraft zu paralysiren? Aber gesetzt auch, der Produzent, die Blicke theilend, welche der Kaufherr in die Verhältnisse thut, wolle zurückhalten mit seinen Vorräthen, und den unausbleiblichen Eintritt günstigerer Preise abwarten; er wird auch daran gehindert werden. Denn einen Theil der ganzen Summe, auf welche die Spekulation des großen Unternehmers gerichtet ist, erlangt letzterer bald und unfehlbar zu sehr günstigen Preisen. Das genügt abermals und führt weiter. Unsere öffentlichen Blätter befinden sich unter einer solchen Influenz, daß sie nicht Anstand nehmen werden, die Nachricht zu verbreiten, der gesammte Bedarf, um der Noth in den beschädigten Provinzen abzuhelfen, sey längst gedeckt. Und sollte auch dieß noch nicht genügen, so dürfte die Wirkung eine Erklärung der operirenden Käufer oder eines derselben, daß die Lieferung bereits sicher gestellt sey — wie sie solches in gewissem Sinne auch ist — vollenden. Es würde sich dann nur wiederholen, was bey den Geldanleihen der Staaten oftmals geschieht, daß erklärt wird, sie seyen geschlossen, während das Geschäft selbst noch schwebt. Um die Hoffnungen zu dämpfen, welche ein Zurückfallen der Bestände vermitteln könnten, wäre das völlig zureichend, und die Periode würde sich beschleunigen, mit deren Ablauf die Vorräthe Eigenthum einiger Großhändler geworden wären, welche nun über sie, wie über ihre sporadisch vertheilten Depots, d. h. mit andern Worten, über ihre Magazine, dergestalt disponiren können, daß sie die Preise feststellen dürfen.

Hiermit wäre der Punkt erreicht, welcher einen belehrenden Blick auf die Schrift Nr. 2 vergönnt. Wir haben gesehen, wie Handlungshäuser vermittelst der ihnen zur Disposition stehenden Fonds es zu vermitteln wußten, daß die Vorräthe der Produzenten sich verwandelten in Depots, über welche sie die Disposition gewonnen haben. Mit andern Worten ist die Sache diese. Es wird den Großhändlern möglich, sich in Besitz von Magazinen zu setzen, und als Disponenten über reich gefüllte Magazine zu operiren, ohne daß sie auch nur mit einer der Schwierigkeiten zu kämpfen hätten, welche man als unübersteigliche Hindernisse bey dem Magazinsystem zu betrachten pflegt. Hier ist die Rede von keinen theuern Magazingebäuden, keiner kostbaren Administration, keinem unübersehbaren Defraudo und keiner Verringerung der Bestände durch Abgang, Verderben, Mäusefraß u. dgl. Es leidet folglich keinen Zweifel, daß dem Hauptgedanken, welcher der Schrift Nr. 2 zum Grunde liegt, eine wohl zu beherzigende Wahrheit einwohnt. Auch hat dieser Gedanke bereits die Auf-

merksamkeit auf sich gezogen, und andere Ideen erregt. So z. B. theilte in der Zeitung von Haude und Spener zu Berlin ein Ungenannter Vorschläge mit, die ohne Zweifel aus der nämlichen Idee hervorgegangen sind. Dem weisen Verfahren Friedrich des Zweyten nämlich, bey wohlfeilen Getreidepreisen die Magazine zu füllen, und sie bey entstehender Noth zu öffnen, hat man die Inkonvenienzen aller vom Staat übernommenen Administrationen entgegengesetzt. Gewiß ist dieses Bedenken über seine natürlichen Gränzen ausgedehnt worden. Wenn der Kern einer Sache gut ist, so fehlt derjenige, der um eines Fleckens der Schale willen, das Ganze verwirft. Dieß hat man im Urtheil über die öffentlichen Getreidemagazine gethan, wenn nicht die Neigung eingewirkt haben sollte, alles zu verurtheilen, was dem Geiste absoluter Gewerbefreyheit entgegenläuft. Indessen wird man nun einmal durch das Bedenken beherrscht, daß alle Administrationen dem Staate nachtheilig, hauptsächlich aber alle Magazinirung kostspielig sey. Deßhalb schlägt der Ungenannte in der erwähnten Zeitung vor, gegen ein neu zu kreirendes Papiergeld, Magazinscheine genannt, und annehmbar in den Kassen, dem Produzenten die entbehrlichen Vorräthe abzukaufen, sie seinem Verwahrsam zu überlassen, ihn für die Konservation der Quantitäten in brauchbarem Zustande zu verpflichten, und durch Revisionen von Zeit zu Zeit sich zu überzeugen, daß die Vorräthe vorhanden sind. Ich wage nicht, die allgemeine Ausführung dieses Vorschlages unbedingt zu empfehlen; aber Beachtung verdient er gewiß. Man könnte ihn versuchsweise realisiren, und statt des Papiergeldes einstweilen zinsentragende Anweisungen ertheilen, um Erfahrungen über die Wirkungen zu machen.

Betrachtet man nun die beyden zuletzt gedachten Vorschläge und das angedeutete Maniement der Großhändler, so ist das, was Beyde thun, seinem Wesen nach und in den Hauptzügen das nämliche. Nur in der einen Hand gereicht es zum Nachtheil der meisten, in der andern Hand zum Vortheil fast aller Individuen. Der Staat würde sich in den Besitz der Vorräthe setzen, um wohlzuthun; der Handelsunternehmer thut es, um selbst zu gewinnen. Das führt dann auf die wichtige, vielleicht gerade jetzt wichtig werdende, bey anderem Anlaß näher zu erörternde Frage: in wie weit den Regierungen gestattet sey, gewisse Geschäfte, gewisse Gewerbszweige in ihre Selbst-Administration aufzunehmen?

Die Theorien haben längst darüber abgesprochen und erklärt: daß der Staat weder Grundeigenthum besitzen, noch ein Gewerbe administriren dürfe. Wenn sie vom Staate sprechen, so mögen sie Recht haben; denn dieser Staat ist eigentlich ein

abstraktes Wesen, die wirkliche Verfassung der meisten Länder aber eine Territorialverfassung, sie haben einen Landesherrn, und es macht einen wichtigen Unterschied, ob vom Landesherrn, oder vom Staate gesprochen wird, wenn die Rede vom Grundbesitz und von wohlthätigen Administrationen ist. Man hat zwar den neuen Doktrinen Gehör gegeben, und manche öffentliche Administration aufgehoben; aber es ist immer nur bedingt noch geschehen. In den preußischen Staaten, woselbst die Gewerbefreyheit die meisten Fortschritte gemacht hat, wird eine wichtige Fabrikation, die Porzellanmanufaktur, fortgehend für Rechnung des Landesherrn administrirt. Der nämliche Fall findet in Absicht des Postwesens aller Länder Statt, und mit der Verwaltung des Bergwerks, des Münzregals, der Salzsiedereyen u. s. w. ist die Bewandtniß eigentlich die nämliche. Kurz, es sind Administrationen für landesherrliche Rechnung theils dem Privatverkehr zurückgegeben worden, theils in ihrer früheren Lage verblieben. Und wenn man die Sache näher betrachtet, so entdeckt man leicht den Grund, aus welchem die Maxime hervorging, daß alle Administration für landesherrliche Rechnung schädlich sey. Bald waren es Theoretiker, bald die Gegner des früheren Gesellschaftszustandes, welche sie predigten. Erstere glaubten wirklich, der sogenannte Nationalreichthum müsse sich vermehren, wenn alles Gewerbe frey wäre, und sich allein in den Händen der Privaten befände. Letztere waren konsequent in dem Grundsatz und dem Verfahren, den Landesherren eine Stellung zu geben, die sie völlig isolirte, und sie jeder Grundlage beraubte. Wo der Landesherr Grundeigenthümer ist, wo er gewisse Gewerbe administriren läßt, ist sein Interesse mit dem allgemeinen Interesse innigst verflochten. Auch kennt er die Bedrängnisse und Bedürfnisse der Produzenten und der Gewerbe aus der Selbstpraxis, aus der eigenen Erfahrung; er erfährt, auf letztere drückend, selbst diesen Druck. Das aber sind Vortheile, um deren Willen man es wohl übersehen kann, wenn die landesherrlichen Administrationen einige Prozente weniger reinen Gewinn abwerfen, wie die Privatunternehmungen. Ist der Landesherr aber von allem Grundeigenthum entblößt, hat man ihm alles Gewerbe genommen, dann wird er eine unsicher schwankende Potenz, und Agrikultur wie Gewerbe, sonst ihm innig verschwistert, nehmen eine entgegengesetzte Stellung an. So hat das Deklamiren gegen das Grundeigenthum und die Selbst-Administrationen der Landesherren einen geheimen Grund auch in der Taktik des revolutionären Prinzips; denn die Fürsten werden dabey allen willkürlichen Ansprüchen prekär existirender Landbauern und Gewerbe-Kompagnien bloß gegeben.

Bey unbefangener Prüfung wird die wohlthätige Seite ein-

leuchten, die, nicht immer, aber oft, mit dem Grundbesitze und der Gewerbsamkeit der Landesherren verbunden war. Denn es ist gewiß nicht Zufall, daß fast in allen Staaten meistens diejenigen Zweige landesherrlich verwaltet wurden, welche dem Mißbrauch hauptsächlich ausgesetzt waren, z. B. das Münzwesen, das Bergwesen, das Postwesen, die Salzversorgung, Magazine u. dgl. Man darf also wohl vermuthen, daß ursprünglich das Administriren dieser Zweige für landesherrliche Rechnung nicht um des lucrum willen, sondern daß sie geschah, der Wichtigkeit der Sache wegen. Man sah die Nothwendigkeit ein, diese Gegenstände so zu handhaben, daß nicht die Rücksicht des höchst möglichen Gewinnes, sondern die des allgemeinen Besten obenan stand. Für letzteres lassen sich vom Privatmanne keine Opfer fordern; nur der Landesherr kann sie bringen, weil er eben diese Opfer seiner eigenen Erhaltung oder der Erhaltung des Ganzen bringt, des Ganzen, welches ja zusammenfällt mit seiner Selbsterhaltung. Ein partieller Gewerbevortheil, der in andern Kreisen Schaden stiftet, ist nur dem Privatmanne, nicht aber dem Landesherrn ein Vortheil, darum kann auch nur dieser ihn fahren lassen. So kommen wir auf eine Frage, welche die Staatslehrer unserer Tage geflissentlich verschleyern, nämlich: bey wem sind, caeteris paribus, im Gewerbebetrieb die eigensüchtigsten Zwecke, und bey wem die wohlwollendsten Absichten, die meisten Aufopferungen zu erwarten? — Diese letzteren, wohl bey den Landesherren, schon dem Interesse nach bey den Landesherren. Denn ihnen äquivalentirt sich jedes Opfer, welches sie darbringen, durch sich selbst. Was sie vielleicht in dem Kreise A verlieren, das gewinnen sie in allen übrigen Kreisen reichlich wieder. Nicht so die Privaten. Was kann man nun wohl gegen eine so augenscheinliche Wahrheit anführen? — Feindselige Intentionen gewiß nicht; nur, daß wohl auch die Landesherren einmal ihr eigenes wahres Interesse verkennen möchten. Dieß kann geschehen seyn, ist auch vielleicht wirklich geschehen, wie denn überhaupt eine Zeit der Täuschung auf alle Richtungen, auf alle Thätigkeiten, während einer gewissen Periode nachtheilige Einflüsse ausgeübt hat. Die kleinliche Rücksicht des Gewinnes ließ eine Zeit lang auch bey den landesherrlichen Administrationen die größeren Vortheile übersehen; man wollte einen Groschen gewinnen, und opferte Thaler auf; man war pedantisch in den Nebenformen und lax in den Hauptsachen. Auch hatte ein verderblicher Zeitgeist nicht selten die Rechtlichkeit der Administrationen erschüttert. Alle diese Rücksichten empfehlen, bey dem Anpreisen der landesherrlichen Administrationen behutsam zu verfahren. Aber es wäre ein Mißverständniß, wenn man dieser

Bedenken wegen der Sache selbst unbedingt den Stab brechen wollte. Und ich sah mich genöthigt, die angedeutete, von der gewöhnlichen Ansicht abweichende Meinung hier in ihren Hauptzügen anzugeben, weil sich voraussehen läßt, daß der in der Schrift Nr. 2 ausgesprochenen Idee das Urtheil aller derer entgegentreten wird, die apodiktisch, ohne auf weitere Gründe zu hören, ohne Individualverhältnisse zu beachten, das Prinzip aufgestellt haben, daß der Landesherr aller und jeder Selbstverwaltung entsagen müsse. Wie so manches Produkt der neuen Staatstheorien erschüttert werden dürfte, so möchte es auch mit jenem Grundsatze der Fall seyn. Es wäre möglich, daß das zügellos den Händen der Privaten hingegebene Gewerbe eine Degeneration erführe, zu verbreitet, zu tief gewurzelt, um durch Legislation und Gewerbepolizey sich zähmen und heilen zu lassen. Da könnte es dann wirklich dahin kommen, daß, viel nöthiger, als man glaubt, wohl gemeinte und wohl geregelte Verwaltungen auf landesherrliche Rechnung das dem zerrütteten Gemeinwesen nothwendige Gegengewicht zu leihen allein im Stande wären. Indessen sey hiermit nicht verschwiegen, daß diese ihre Wirksamkeit immer nur die Wirksamkeit einer Zwischenmaßregel seyn, daß sie nur ein Provisorium abgeben würde, und aus diesem Standpunkte muß dann wohl die Schrift Nr. 2 betrachtet werden. Sie gibt ein Provisorium an die Hand, ein Provisorium, das vielleicht durch Individual- und Lokalverhältnisse noch manche Modifikation erfordern dürfte. Es ist aber der Vorschlag derselben hervorgegangen aus einer richtigen Ansicht der Verhältnisse, und er widerstehet dem besorglichen Einwande, welchen der Haß der Zeit gegen die landesherrlichen Selbstverwaltungen erheben möchte.

Anders ist es mit den Schriften Nr. 1 und 3. Was den Kern der ersteren, den Wirthschaftsplan des Herrn Amtsrath Albert, anlangt, so ist dieser letztere ein praktisch gewordenes Unternehmen, und dessen Erfolg muß man abwarten. Es genügt vollkommen, was von dem Herrn Herausgeber geschehen ist. Er hat die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf den Versuch gelenkt. Wann ein Landwirth seiner Oekonomie verständig eine neue Gestalt gibt, sind alle vorherigen Discussionen für und wider den Erfolg überflüssig. Man entsage der Gleichgültigkeit gegen das Unternehmen, und beobachte recht genau und gewissenhaft dessen Wirkungen. Gewiß wird dieses in Betreff des Albert'schen Wirthschaftsplanes geschehen.

In Nr. 3 gehet der Herr Herausgeber dieses Wirthschaftsplans tiefer in die Sache selbst ein. Um mich in der Kürze über die wenigen gehaltvollen Blätter auszusprechen, bemerke ich Folgendes. Der Herr Verfasser stellt in eilf Sätzen die Bedingun-

gen auf, welche er für die Grundbedingungen des echten Landbaues hält; und ich bin der Meinung, daß, wenn sie erfüllt sind, aber nicht bloß formell, sondern lebendig, thätig und wirksam, keine Rede ferner von Nothständen seyn möchte, wie diejenigen, welche jetzt zur Klage reizen. Aber daß jene lebendige Wirksamkeit eintrete, ist wiederum abhängig von Bedingungen und Verhältnissen, welche nur die Zeit reifen kann, eine Zeit, die keine treibende Uebereilung duldet. Die Thatkraft und der Wille der Regierungen allein wird nicht zum Zwecke führen können; es scheint vielmehr nöthig, daß er sich mit einem verbesserten Willen, einer verbesserten Neigung und einer verbesserten, ja man möchte sagen einer wiedergebornen Einsicht der Privaten verschwistre. Die Landesherren können nur die Keime für den bessern Zustand ausstreuen, die Zeit muß sie reifen. Wie z. B. wollen wir bewirken, daß der Landbau als ein Amt und aus Pflicht, nicht um des Interesse willen als Gewerbe geübt werde? Wie, daß die von Schuldnern gedrängten Grundeigenthümer das Grundeigenthum mit Festigkeit ihrer Person erhalten? Wie, daß sie zurückbleiben im Nachahmen solcher Einrichtungen, die an sich verderblich, aber von ihren Nachbarn unternommen, den einen oder den andern Landeigenthümer unwillkürlich mit sich fortreißen? u. s. w. Der Geist, die Neigung, muß sich zu dieser Weise abermals hinrichten, und die Landesherren können nur diese Richtung befördern, oder da, wo sie entsteht, ihr Grund und Boden einräumen, ihr einen Anhalt geben. Mögen sie diesen Zweck auch mit dem tiefsten Ernst im Auge haben, einstweilen werden sie genöthigt seyn, gleichzeitig zu temporisiren, und sich auf Zwischenmaßregeln zu beschränken. Daß dieses Letztere geschieht, kann auch keinen Schaden herbeyführen, sobald nur die nöthige Klarheit des Bewußtseyns von dem, was man thut, nicht mangelt, sobald man weiß, daß man in einer Zwischenmaßregel befangen ist, und wohin diese führen soll. Wenn denn aber einmal diese provisorischen Wirksamkeiten zur Sprache kommen, so wird man einer früheren Aeußerung gemäß schwerlich Unrecht thun, den Versuch einer Verwirklichung der vom Herrn Landrath v. Knobelsdorf gemachten Vorschläge zu unternehmen, vielleicht so zu unternehmen, daß man die sogenannten Magazinbestände den Produzenten des Depots überläßt, für welche sie haften müssen. Dadurch wird schon gewonnen, daß es keiner Magazingebäude und keiner Magazinverwaltung bedarf. Naht nun die Periode, welche nöthig macht, über diese allverbreiteten Depots zu disponiren, so würden Anweisungen auf die Bestände genügen. Welch

ein leichtes Verfahren, wenn das Beyspiel der früheren Administration königlicher Forsten nachgeahmt wird. Jeder zum freyen Holzempfang berechtigte Empfänger, oder jeder, der Holz aus königlichen Forsten erkaufen wollte, mußte bey der Verwaltungsbehörde eine Holz-Assignation lösen, gegen deren Präsentation er vom Revierforstbedienten das angewiesene Holzquantum empfing. Weßhalb sollte man die Getreidebestände nicht eben so behandeln, nicht eben so administriren können, wie die Holzbestände in den Domänenforsten? — Vom Produzenten hat der Empfänger eher richtiges Maß zu erwarten, wie vom Magazin-Offizianten, und entstehen Differenzien, so ist der Austrag durch die Kreisbehörde ein entsprechendes Arbitrium. So könnten folglich die landesherrlichen Verwaltungen das System der schädlichen Truppenversorgung durch Geldlieferanten verlassen, und sich de facto durch Anweisungen, durch Bewilligung eines Kredit dem Debet der öffentlichen Abgaben gegenüber, ohne allen baren Geldbedarf in den augenblicklichen Besitz des Naturalbedarfs des größten Theils der Armee setzen. Z. B. wenn Cajus 50 fl. Steuer zu entrichten hat, deponirt er gegen den Vergütungspreis für 50 fl. Naturalien, und empfängt dafür auf 50 fl. ein Kredit bey der Steuerkasse. Je nachdem er nun Assignationen honorirt, welche auf sein Getreidedepositum ausgestellt sind, so werden ihm Steuern abgeschrieben, quittirt und im Folio seines Kredit notirt. Es wäre vielleicht sogar ein leiser Versuch zu machen, ob der Staat nicht sogar einen dem Ganzen förderlichen, das Fluktuiren der Preise hindernden Getreideverkehr in den Gang bringen, und versuchen könnte, sich auch die Wolle für die Tücher zur Armeebekleidung in diesem Wege zu verschaffen.

Indem ich aber dieses alles nicht sowohl empfehle, als vielmehr näherer Prüfung echter und praktischer Staatsmänner unterwerfe, kann ich nicht unterlassen, die Beachtung des Marktverkehrs zu empfehlen. Vielleicht ist auch die Marktverfassung nur ein Interimistikum. Aber mag sie es seyn oder nicht, es kommt dermalen nicht an auf Beantwortung dieser doktrinellen Frage. Genug, daß diese Marktverfassung ein sehr wesentliches und sehr wichtiges Interimistikum ist, daß es einer provisorischen Beachtung der Regierungen ungemein bedarf. Denn wir stehen auf dem Punkte, wo das Drangvolle, welches aus dem Zwange des Geldmangels und des Geldbesitzes hervorgehet, zu einem gewaltsamen Bruche führen dürfte, zu einer Krisis, deren Heftigkeit nur eine lindernde Zwischenbehandlung dämpfen dürfte. Aber genug mit diesem Winke, dessen nähere Ausführung einer anderen günstigen Gelegenheit aufbehalten seyn möge.

W. v. Schütz.

Art. VI. De l'Angleterre, par *M. Rubichon*. Tome I. — II. *Paris*, chez le Normant etc. 1819.

Das gegenseitige Verhältniß und die innere Natur der verschiedenen Zweige des Nationalreichthums bilden, wie es scheint, denjenigen Gegenstand, über welchen in materiellen Dingen die Ansichten der Zeitgenossen am gründlichsten von einander abweichen, und einander bekämpfen. Daß in diesen entgegengesetzten Behauptungen und Bestrebungen allemal eine hinreichende Klarheit und durchgreifender Ueberblick herrsche, läßt sich eben so wenig behaupten, als daß sie von unbefangenem Studium der Thatsachen hinreichend unterstützt seyn; und wir glauben daher, daß zur Entfernung der Ungewißheiten, und zur Verständigung der getheilten Zeitgenossen dadurch etwas beygetragen werden könne, wenn es gelänge, die Hauptgesichtspunkte und Sätze, worauf es ihnen beyderseits ankommt, und auf welche sich die Meinungen der Einen und der Andern stützen, unbefangen erörtert und deutlich ausgesprochen, sodann aber über Thatsachen und Erfahrungen, in vergleichender Zusammenstellung mit den Doktrinen, urtheilsfähige Zeugen vernommen würden.

Bevor wir daher in eine nähere Analyse des oben genannten Werks eingehen, möge der Versuch nicht unwillkommen erscheinen, die Vertreter des einen und des andern Theiles, wenigstens über einige Grundansichten, sich im Zusammenhange aussprechen zu lassen, und zwar nur in einer solchen Weise, wie sie ihnen selbst in billiger Mäßigung begründet scheinen würde.

»Die Einen haben sich gewöhnt, in der Geldkraft die Stärke der Staaten, das Gedeihen aller Unternehmungen, den Sporn zu aller Arbeit und die Schöpferin alles Reichthums zu sehen, und dieselbe ganz besonders in unserer Zeit als die einzige Retteirn und Helferin zu betrachten. Das Motiv des Geldgewinns, des Bestrebens, mehr Geld einzunehmen, als auszugeben, muß nach ihnen als das mächtigste anerkannt werden, weil es zugleich dem Triebe nach Genuß und dem Triebe nach Unabhängigkeit schmeichelt, und zweyfach mächtig ist in einer Zeit, welche den Boden der Gewohnheit erschüttert, die Motive der religiösen Widmung, der Standesehre, der Liebe zum eignen Berufe, vielfach geschwächt, zugleich aber auch durch vervielfältigte Gewöhnung an geistige und physische Genüsse, und durch unbestimmtes Voranstreben aller Stände den Wunsch nach einer willkürlichen Auswahl der Güter des Lebens zu einem allgemeinen gemacht hat. Zugleich sind die Berührungen so sehr vermehrt, die eingreifende Thätigkeit der Verwaltung so ausgedehnt, und die Unternehmungen der massenhaft zusammengezogenen Staaten so ins Große gehend, daß besonders alle öffentlichen Zwecke nur

durch die Vermittlung des allgemeinen Tauschmittels, und allein vermöge der Belebung alles Wirkens und Handelns durch das Motiv des Geldgewinns erfüllt werden können. — Wie aber die Arbeit jeglicher Art durch Geldgewinn am meisten gedeiht, und die größten Erfolge hervorbringt, und zumal nur durch die Springfedern des Gewinns eine große Masse von Kräften auf einen Punkt gerichtet werden kann, so ist auch die Arbeit selbst die einzige Quelle der Produktion und alles natürlichen Reichthums. Sich selber verdankt der Mensch allen Wohlstand, sein einziger Feind ist seine eigene Trägheit, und diese muß durch Furcht vor Verlust und Durst nach Gewinn überwältiget werden. Denn die Natur ist immer gleich freygebig; der Boden und die Elemente sind da, es kommt nur auf die Hand an, welche sie benütze. — Da nun aber aller Geldgewinn nur durch Kauf und Verkauf möglich ist, so ist offenbar der Handel die Seele des Ganzen, und gleichsam der Angelpunkt aller Vervollkommnung. Je mehr die Prozeduren des Umsatzes, wodurch Geldüberschuß und also Reichthum entsteht, vervielfältigt werden; je leichtbeweglicher und konzentrirter sie werden, um so mehr werden sie das Quantum der Ueberschüsse vermehren. Je größer die Zahlungsfähigkeit der durch den Handel mittelbar und unmittelbar bereicherten Konsumenten ist, desto mehr wird Nachfrage nach Produkten der Hand und des Fleißes seyn; und so sind Handel und Industrie vereinigt die Quellen alles Reichthums; denn je mehr fabrizirt und verarbeitet werden soll, um so mehr rohe Produkte werden auch erfordert; um so stärker wird der Sporn seyn, sie der allzeit fruchtbaren Erde abzugewinnen. Der Ackerbau selbst aber muß nothwendig um so ergiebiger seyn, je mehr er nach dem Motiv des Geldgewinns betrieben werden kann, und je mehr ihm Handel und Industrie vorausgehn. Nicht bloß werden Jene, die schon aus dieser Quelle Geldkapital gewonnen hatten, mit demselben die Kräfte des Bodens verbessern können, sondern die zahlreiche Menge derer, welche erst dem Ackerbau einigen Geldgewinn entlocken möchten, werden auf den Grunde und Boden eine überaus große Anzahl von mittleren und kleinen Existenzen gründen, welche alle Kräfte anstrengen werden, so viel als möglich zu produziren. Die Menschenhand wird unmittelbar zugreifen, und aus dem viel fleißigeren Anbau kleiner und kleinster Besitzungen im Ganzen eine größere Masse von Gütern erzielt werden, als aus der Summe größerer und minder getheilter Ländereyen der Fall gewesen wäre. Sollten auch einzelne zu sehr theilen, so daß sie sich nicht mehr von einem so winzigen Grundstücke ernähren könnten; sollten in diesem Wettstreit um Gewinn manche zu sehr zurückbleiben, so daß sie zum Verlassen

ihres Besitzes gezwungen würden, so wird sich das leicht ausgleichen. Dergleichen schadet Einzelnen, nicht dem Ganzen. Dem Staat ist es gleich viel, ob ein Gut von Hans oder Niklas bewirthschaftet wird; irgend Jemand wird es dem Dürftigen abkaufen, und es besser bewirthschaften. — Ja es sollte der Grund und Boden nirgends nicht von den Besitzern selbst gebauet werden, welche nur sich und ihre eigene Familie zu ernähren haben, sondern durchweg von Pächtern, welche, um ihren Pachtzins aufzubringen und selber anständig zu leben, dem Boden den höchsten Reinertrag in Gelde abzugewinnen genöthigt sind. — Man schaffe sie also ab, alle jene aus früheren Zeiten stammenden, jetzt schädlich gewordenen Hindernisse einer freyen Auseinandersetzung und Benützung des Ackers, jene Vinkulirungen, Substitutionen, Fideikommisse, jene Untheilbarkeit der Güter, welche den Besitzer hindern, einen Theil des Bodens zu Gelde zu machen, um den andern von Schulden zu befreyen, oder dessen Ergiebigkeit zu vermehren; — man hebe vor allem jede Gemeinsamkeit der Bearbeitung und damit verbundene Dienstleistungen in Natur auf, welche Methode erfunden zu seyn scheint, um mit vielen Kräften wenig zu produziren; — man schreite zu Werke, alle Gemeindegüter, seyen es Weiden, Heideland, Wald oder Ackerfeld, zu theilen, und bewirke hierdurch das Entstehen vieler kleinen Kolonien und gewerbfleißiger Oekonomien; man fasse den Entschluß, und das ist das Wichtigste und Folgenreichste von Allem, gesegnete Länder von jenen Banden der todten Hand zu befreyen, wodurch der markreichste Theil ihrer Kräfte zu einer nur halben Fruchtbarkeit und gehemmten Produktion verurtheilt bleibt; man gehe auf den Domainen mit dem Beyspiel voran, zertheile sie in so viele Grundstücke, und verkaufe sie nach so vielen Abtheilungen, als die Lokalität nur immer verträgt; man bewirke mit Gewalt oder Güte, daß mit den geistlichen Gütern ein Gleiches geschehe; man veranlasse durch die schimmernden Erfolge, die solches hervorbringen wird, auch die großen Besitzer überhaupt, einem so fruchtbringenden Beyspiele zu folgen; — man räume, während man den Grund und Boden selbst mobilisirt und der Geld-Industrie unterordnet, auch alle jene Schranken hinweg, welche aus sogenannter Markt- und Gewerbepolizey, aus Zunftverfassung und derley engen und veralteten Ordnungen hervorgehen; — und man wird sehen, welchen Aufschwung alsdann der Wohlstand und die Kraftentwicklung reichbegabter Monarchien nehmen wird. Alle jene feudalistische Einrichtung und Begründung für Kirche, Schule, Agrikultur und Gewerbe hatten für ihre Zeiten Werth, sie haben das mit einander gemein, daß sie auf allgemeine Hülflosigkeit berechnet waren. Jetzt aber hat der allmächtige Natur-

gang eine Zeit herbeygeführt, da jeder sich selbst helfen kann. Auch im Geistigen stehen jetzt Jedermann die Quellen der Belehrung offen; es bedarf also aller jener auf großem Besitz basirten gothischen Institutionen nicht mehr, um die Menschen zu bilden und zu erziehen; dem freyen Wettkampf der Kräfte, der eigenen Entwicklung jener von der Natur überall so freygebig vertheilten Talente, und der auch im geistigen Gebiete heilsam anregenden und vermittelnden Geldmacht kann heute mit Zuversicht alle Kultur überlassen bleiben. In allem Materiellen ist es nicht minder einleuchtend, daß jedem die Mittel zur Bereicherung frey stehen, wenn er nur nicht durch einengende Beschränkungen gehindert, wenn nur Verkehr, Cirkulation und Erwerb von allen widernatürlichen Banden entfesselt werden. Man erkenne diese Forderung an, und reiche Monarchien werden nicht mehr hinter andern Staaten zurückbleiben, welche, die Entfesselung von allen jenen hemmenden Banden erlangt, und finanzielle Wunder, wie die eines jährlichen Budgets von einer Milliarde, aufzuweisen haben. Die Regierung, welche über eine Milliarde gebietet, kann so viele Truppen besolden, als ihr gefällt; weil sie die unbedingte Macht hat, braucht sie den Uebermuth der Presse und der Oppositionen wenig zu fürchten; sie kann alle Unternehmungen ins Große treiben, alle nützlichen Einrichtungen aufs glänzendste dotiren, einen gebildeten und weltverständigen Klerus unterhalten, zahlreiche Gelehrte und Künstler honoriren oder pensioniren rc., und alles dieses wird sie einem Administrativsystem verdanken, welches den Geldgewinn aller Einzelnen freygebig vermehrt, und eben darum die Geldkraft des Ganzen, welche aus den Ueberschüssen aller Einzelnen zusammengesetzt ist, in so erstaunenswerthem Maße erhöht hat. — Was vermögen dagegen andere Länder, obwohl begabt mit reichlichen Hülfsmitteln, mit ihren historischen Erinnerungen, mit Adel und Tradition, mit den Denkmalen der Vergangenheit, oder mit löblichen Gefühlen, mit religiösem Gemüth, mit Liebe für die eigene Provinz und Nation; was ein genügsames und rechtliches Volk u. s. w., welchen aber jener nervus rerum gerendarum, das allein mächtige, allein den Erfolg sichernde Geld aus dem Grunde weniger zu Gebote steht, weil die verschiedenen Stände nicht in die Lage gesetzt waren, durch die größtmögliche Thätigkeit das höchstmögliche Quantum an reinem Geldgewinne zu erwerben?«

Was nun die Andern auf so geartete Forderungen erwiedern würden, möchte etwa Folgendes seyn:

»Auf solche kühne Sicherheit der Gedanken, und solchen schimmernden Flug der Hoffnungen können wir, als die Vertheidigenden, Bewahrenden, Warnenden, nur mit ruhiger Er-

örterung und kalter Ueberlegung antworten. Um mit einer Konzession anzufangen, geben wir gern zu, daß das allgemeine Zeichen für die verschiedensten Werthe, das Geld, im jetzigen Zustande der Gesellschaft wenigstens, nicht bloß unentbehrlich ist, für Erleichterung und Vervollständigung des natürlichen Austausches, — sondern daß auch für viele Erfolge im öffentlichen Staatsleben, besonders für konzentrirte und bewegte Wirksamkeit, es von einer entscheidenden Wichtigkeit seyn kann, über viele Geldmittel zu verfügen; daß, wenn man einmal in Geldnoth verwickelt ist, es allerdings des Geldes bedarf, um sich wieder daraus zu erheben, und daß, wenn der Unterthan zu Geldabgaben unverhältnißmäßig angestrengt wird, man freylich Grund hat, auf Mittel zu denken, um ihm den Gelderwerb zu erleichtern. Alle Folgerungen aber, die hieraus für die ausschließende oder vorherrschende Wichtigkeit des Geldes in der Staatswirthschaft, und für Erhebung desselben zur Quelle des Reichthums gezogen werden, so daß nach dem Gelde, als dem Ersten und Herrschenden, alle andern Kräfte und Einrichtungen gemodelt, und alles umgestaltet werden soll, was für den Zweck des größten oder nächsten und berechenbaren Geldertrags ein Hinderniß zu seyn scheint; — alle diese Folgerungen beruhen auf ganz falschen Sätzen, und auf gründlicher Verkennung der Natur der Dinge; — wie uns vielleicht gelingt, in Andeutungen wie diese etwas befriedigender nachzuweisen.«

»Erstens sind offenbar die Güter des Lebens selbst, die Produkte des Bodens und der Hand, Quell und Summe des materiellen Reichthums, da ja überall, wo aus dem Tausch ein Gewinn gezogen werden soll, nothwendig schon Güter vorhanden seyn müssen, welche umgetauscht werden. Diejenigen Güter welche nicht umgetauscht werden, hören deßhalb keineswegs auf, einen Bestandtheil des Reichthums zu bilden; ein großer Theil des Nationalreichthums ist ohne Tauschgewinn vorhanden; dasjenige Bruchstück desselben insbesondere, worauf Handelsgewinn erworben wird, bildet nur einen sehr kleinen Theil des Ganzen; umgekehrt aber kann durchaus kein Tausch- und Handelsgewinn da seyn, der nicht schon Reichthum an Gütern voraussetzt. Schon diese einzige Erwägung reicht hin, uns den Weg zu weisen, daß wir nicht in der innern Beschaffenheit des Geldverkehrs, als des Bedingten und Untergeordneten, sondern in jener der Güter selbst und ihrer Hervorbringung, als dem Bedingenden und Ursprünglichen, die Quelle des Reichthums einer Nation zu suchen haben.«

»Zweytens, ist es sehr irrig, zu glauben, daß dem Geldgewinn überall im gleichen Verhältniß eine Bereicherung an materiellen Gütern entspreche. Denn so unläugbar es ist, daß durch

Erleichterung des Austausches und des nachbarlichen und inneren Verkehrs insbesondere, auf die natürliche Bereicherung zurückgewirkt wird; eben so gewiß ist es, daß der unabhängige Geldgewinn, wenn er für sich selbst und außer Beziehung auf den Austausch der Güter betrachtet wird, oft geradezu auf Kosten des wahren Reichthums der Länder erzielt wird. Oft gewinnt der Eine nur dadurch Geld, daß viele Andere an Gütern wie an Gelde verlieren; augenblickliche Geldkräfte, wenn auf Zerstörung des Kapitals, oder auf unnatürlich große Anleihen gegründet, lassen eine bleibende verhältnißmäßige Armuth und eine eiserne, fortwährend drückende Schuld hinter sich. — Auch beym Hasardspiel bereichern sich die vom Glück Begünstigten und die Kroupiers, und das Staatsbudget wird dadurch um Millionen vermehrt. Wer aber wollte im Ernst behaupten, daß durch diese zerstörungbringenden Gewinste der Nationalreichthum sich wahrhaft vergrößere? Und analoge Mißverhältnisse greifen weit allgemeiner durch. Ueberall, wo der Handel, nämlich Aufkauf und Wiederverkauf, auch jenes Theils des Verkehrs sich bemächtigt, der durch bloßen Kauf und Verkauf, oder durch noch einfacheren Austausch hätte zu Stande gebracht werden können und sollen; überall, wo die zwischentretende Geldspekulation sich auf eine Art bereichert, welche weder zum Vortheil der ursprünglich Leistenden, noch derer, welchen geleistet wird, gereicht; — überall, wo Manufaktur oder Handel nicht auf die bleibende Natur der Dinge und sichere Produktion begründet, sondern ein Spiel des Zufalls und gewaltsamen Stößen unterworfen ist; und mehr als irgendwo da, wo das Geld selbst, statt daß es Ackerbau und Produktion beleben sollte, als Waare der Gegenstand der aufkaufenden und wieder verkaufenden Betriebsamkeit *) wird; — in allen diesen und ähnlichen Fällen geht der auf der einen Seite gewonnenen Geldkraft die weit größere reelle Verarmung zur Seite *).«

*) Alle Theile vereinigen sich, die Verderblichkeit des Börsenspiels, der Agiotage, anzuerkennen. Sehr merkwürdig war vor Kurzem die Aeußerung des französischen Finanzministers bey Vertheidigung einer Maßregel, welche in ganz besonderer Weise auf den Geldmarkt begründet schien. »Nur dadurch kann die Agiotage vernichtet werden,« sagt derselbe, »wenn man bewirkt, daß das Geld nicht mehr alles im Lande sey, wenn man über den Geldreichthum etwas stellt, das mehr als dieser Ansehn gibt, und das Streben darnach erweckt.« Es frägt sich, durch welche staatswirthschaftliche Prinzipien ein solches Ziel erreicht werden kann?

*) Was die Ziffer des Budgets betrifft, so ist sie für sich selbst ein höchst unsicheres Merkmal des Nationalreichthums. Bey einiger

»Drittens ist es ein ganz falscher Satz, daß die Arbeit allein die Schöpferin des natürlichen Reichthums sey. Haben gleich die Götter, nach dem Ausdruck eines Alten, den Menschen Freude um Arbeit verkauft, so haben sie doch auch gewollt, daß er nicht nackt und hülflos an die Arbeit seiner Hände gewiesen sey, und nicht, bey minder günstigem Geschick, derselben erliegen müsse. Es ist in der natürlichen Ordnung begründet, daß dem Arbeitenden mitgegeben werde, wodurch seine Arbeit erleichtert und verbessert, und der Lohn seines Fleißes auch dann gesichert werden soll, wenn Ungunst der Umstände ihm im Wege steht. — Mit andern Worten, die Arbeit muß durch ein großes, geistiges und materielles Kapital unterstützt werden, welchem der Hauptantheil an Hervorbringung und Güte fast aller Menschenwerke verdankt werden muß; — und wenn dieses umfassende Kapital aus Liebe zu größerem augenblicklichen Gewinn angegriffen und vernichtet wird, so ist die Arbeit in ihrer Fruchtbarkeit und in ihrem Segen aufs tiefste gelähmt. Nicht die Arbeit macht reich, sondern die Leitung und Unterstützung der Arbeit, und auch selbst für sie gilt der Ausspruch: »wer hat, dem wird gegeben.«

»Viertens ist es eine ganz falsche Annahme, und das ist eine entscheidende Hauptsache, daß die getheilte Kapitalskraft und die vereinzelte eben dasselbe oder gar mehr vermöchten, als die durch feste Institutionen vereinigten Kräfte — und daß insbesondere der getheilte Acker, die Landwirthschaft im Kleinen, gleiche Ergiebigkeit an Urstoffen mit sich führe, als große Oekonomien. Es

---

Prüfung wird man unläugbar finden, daß es für letztern weit vortheilhafter wäre, wenn sehr bedeutende Partien des Einnahme-Budgets gar nicht vorhanden wären. Ferner wird eine sehr genaue Untersuchung nöthig seyn, ob jene Geldgewinste der Einzelnen aus denen große Theile des Budgets fließen, nicht auf eine solche Weise gewonnen wurden welche für den reellen Reichthum weit mehr Nachtheil als Vortheil bringt. Auch daß der Staat, so zu sagen, der einzige Unternehmer ist, wird eben nicht den größten Reichthum des Landes anzeigen, und die verhältnißmäßig größere Quote der Abgabe werden sich schwerlich die Steuerpflichtigen als Beweis desselben anrechnen lassen. — Für die Vergleichung mit andern Ländern sind auch noch andere Bedingungen zu erörtern. Es kommt zunächst darauf an, was und wie viel in die Central-Administration und eigene Unternehmung des Staats in dem einen und in dem andern Lande gezogen wird; dann wie groß der Antheil des natürlichen Reichthums sey, welcher nicht in Gelde ausgedrückt und nicht zu Gelde gemacht wird; wie endlich in den verschiedenen Ländern das Verhältniß zwischen dem Nominalwerthe des Geldes und den wirklichen Gütern sich gebildet hat u. s. w.

ist tief in der Natur der Dinge begründet, daß die größten Erfolge überall nur durch verbündete und vereinigte Hülfe erreicht werden können, sey es nun, daß dieses Zusammenwirken durch die leitende Autorität eines höheren Willens, oder vermöge bleibender Institutionen durch Uebereinstimmung gleichartiger Theile hervorgebracht werde. — Das Bild von den Ruthen, welche einzeln leicht zerbrechlich, als Bündel Widerstand leisten, kann auch auf Begründen und Schaffen angewendet werden; und scheint es den Kindern schon ein Gemeinplatz zu seyn, daß Einzelne hülflos sind gegen geschlossene Reihen, woher kommt es denn, daß Staatsmänner solches übersehen?«

»Fünftens ist es ein Irrthum von sehr wesentlicher Art, daß alle Beschränkung die Kräfte vermindere, da es vielmehr eine einleuchtende Wahrheit ist, daß Sparsamkeit, kluges Haushalten, Mäßigkeit ꝛc., kurz eine weise angewandte Beschränkung, die einzig sichere Begründung alles Reichthums sey.« Weit entfernt, daß die Schrankenlosigkeit allein Stärke gebe, sollte man vielmehr als das erste Naturgesetz anerkennen, daß nichts Großes und bleibend Starkes ohne Beschränkung vorhanden seyn kann; so wie die Keuschheit ganz allein die Mutter eines kraftvollen Geschlechtes ist.«

»Sechstens. Es ist eine in ihrer Allgemeinheit nicht minder falsche Voraussetzung, daß nur Belohnung in Geld dem Leistenden willkommen und nützlich sey; so wie falsch und trügend die Annahme, daß der Geldlohn überall die besten Dienste sichere« *).

»Siebentens. Am allermeisten aber greift ihr fehl, wenn ihr auch die geistigen Güter als dem Gelde unterthan betrachtet, dadurch verführt, daß, wo sie einmal vorhanden und erworben sind, ihre Anwendung häufig durch Geld vermittelt werden kann. Niemand vermag es in einem geistigen Vermögen zu irgend einer Meisterschaft zu bringen, wenn er nicht ursprünglich und überwiegend von ganz andern Motiven, als von denen des Geldgewinns, bestimmt wird. Kein Talent, geschweige Genie, ist ohne Liebe zur Sache; sie reizt und lockt in edlen Naturen weit stärker und dauernder, als alle Aussicht auf äußere Vortheile. Auch der Ehrtrieb, »der da Künste schafft und Meister macht,« übt eine weit durchgreifendere Herrschaft; und nur bey einem ganz entarteten Geschlecht könnte der Drang, eine würdige Stelle zum allgemeinen Besten auszufüllen, könnte die religiöse Widmung, kurz alle höhern und sittlichen Triebfedern, einer

*) Welch ein verworfener Zustand, wo das Mehrgeboth den Sieg gibt! welch gefährlicher, wo die ursprüngliche Unabhängigkeit des Willens vom Geldlohne sich in zerstörender Richtung äußert!

schnöden Gewinnliebe nachstehen. Das Geld, als das allgemeinste, und eben darum auch gemeinste und niedrigste aller Motive, wird, wo es einmal allzu große Herrschaft gewonnen hat, weit mehrere niedere Kräfte anregen, als mit edlen sich zusammen finden. — Also auch das Individuelle bey allen geistigen Kräften ist viel zu hoher Abkunft und zu trefflicher Natur, um der Gewinnliebe untergeordnet zu seyn; der Geist kann überall des Gewinns entbehren, und wo sich dieser ihm zugesellt, da folgt er dem gebietenden Geiste. Was soll denn erst von jenen großen, auf den Geist begründeten Institutionen gesagt werden, welche gleichsam das Erdreich bilden, auf welchem die schwachen Pflanzen des individuellen Talents empor sprossen und gedeihen? welche das in Jahrhunderten angesammelte und aus höherer Quelle bereicherte Kapital genannt werden müssen, mit welchem der einzelne Arbeiter wuchert? Das Genie muß, wie mit Muttermilch, aus einem Strome geistigen Erkennens getränkt werden, welcher aus ursprünglicher Offenbarung geflossen und aus den Erfahrungen vieler Geschlechter und den Aussprüchen der Meister bereichert ist: kann dieser Strom ungeschwächt fortgeleitet werden in dürftigen Kanälen, welche von der gewinnsüchtigen Hand einzelner Liebhaber ausgehölt worden, oder bedarf er nicht vielmehr aufgefaßt zu werden in großartigen Institutionen, welche von reiner Begeisterung und wirklicher Selbstverläugnung gegründet, ein Gepräge von sittlicher Größe und Dauer tragen, und Zeugniß geben von dem Geiste, aus dem sie hervorgegangen sind? Wer im Eigennutz aussäen zu können glaubt, der wird im Nichts ernten.

»Seht euch also wohl vor, und bedenkt was ihr thut, wenn ihr euer Vaterland von allem dem entfesseln wollt, was eine Beschränkung für möglichst großen Geldgewinn zu seyn scheint; hütet euch, eurem Vaterlande nicht eben dadurch weit tiefere Wunden zu schlagen, damit nicht der Geldspekulation alle Thore geöffnet werden, sich in die innere Staatswirthschaft überall zwischen zu drängen und die natürliche Ordnung zu zerstören; damit nicht die Kraft, welche in bleibender Vereinigung liegt, vernichtet; die Arbeit aller großen Hülfe und Leitung beraubt, der Schweiß des Armen nicht unnütz vergeudet und ausschweifende Gewinn- und Genußsucht nicht mit dem gerechten Fluch vielfachen Elends gestraft werde. Wollt ihr Einrichtungen abschaffen, welche euch hinderlich und veraltet scheinen, so prüfet wohl, ob das was ihr abstellt, wirklich nur der verdorrte Zweig des Baumes, der schadhaft gewordene Theil des Gebäudes ist, oder ob ihr die innerste Lebenskraft lähmt, den Grundbau selbst zerrüttet. Müßt ihr Veraltetes ausstoßen, so seht euch vor allem erst nach dem Neuen um, welches in der jetzigen Ordnung

der Dinge, in der heutigen Entwicklung ihrer Natur, eben die Bestimmung erfüllen kann, welche das Abzustellende in einer früheren erfüllte. Wir tadeln nicht, wenn ihr mit Mäßigung darauf wirken wollt, daß die inneren Hülfsmittel des Landes fruchtbarer gemacht werden für Viele — wollet aber nicht, durch scheinbare und theilweise Vervielfältigung verleitet, den Ruin übersehen, den jede Verletzung der großen natürlichen Grundsätze unfehlbar nach sich zieht. Am meisten fürchtet euch, kurzsichtig zu freveln, wenn ihr, der bloßen Geldökonomie zu gefallen, Gründungen zerstören möchtet, welche dem Geiste dienen sollen, und auf sittlichen Kräften beruhen. Sind die Segnungen ihres ursprünglichen Geistes zum Theil entwichen, so mag das Streben dahin gehen, alle diese Institutionen im gesetzlichen Wege auf ihre ursprünglichen Grundsätze zurück zu führen. Möge die allzeit neue, herstellende Autorität aufgerufen werden, die in der Kirche selbst ruhet; möge sie im Einklang mit gesetzgebender und ordnender Weisheit dahin wirken, daß die von der Frömmigkeit und dem Edelmuthe der Väter so reichlich dargebotenen Hülfsmittel, nach Maßgabe der Umwandlungen und Bedürfnisse der Zeit in einer Weise verwendet werden, die den aufs Ewige gerichteten Gesinnungen der Väter am meisten entspricht. Dienet solchen Bestrebungen, weit entfernt, sie in ihrer innersten Lebenskraft selbst zu lähmen oder unmöglich zu machen. Allerdings ist es der Geist, welcher lebendig macht, der Buchstabe tödtet! Wer aber mit dem Geiste selbst in Kampf tritt, wer die Grundsätze angreift, worauf alles Große beruht; wer im Geistigen, wie im Materiellen, irgend das angreift, was das Daseyn heiligen, dasselbe im Einklange mit der Natur erhalten, es durch innigen Verein der Kräfte bereichern, durch mächtige Hülfen tragen und veredlen, durch weise Mäßigkeit regeln und kräftigen kann — der versündigt sich schwer, wie an dem Grundsatz aller Pietät, den Willen der Väter zu ehren, auch an dem eignen und der Nachkommen Wohl. Wenn alle Gaben und Kräfte dem Mammon, als Selbstherrscher und unbeschränkten Tyrannen unterworfen werden sollen, so dürfte euch die Rüge treffen: »Ich habe euch Güter gegeben, ihr aber habet sie dem B a a l geopfert.« Bey folgerechter Ausführung eines so widernatürlichen Bestrebens, die glücklicher Weise nur bis auf einen gewissen Grad möglich ist, würde der Nation ihre ganze sittliche Kraft und politische Würde genommen werden; euch aber würden auch die Spannungen und Spaltungen zuzurechnen seyn, welche aus Rückgriffen entstanden, wodurch das Verkennen der wahren Natur der Dinge sich unfehlbar rächen müßte; in ähnlicher Art, als ihr selbst den

starren Vertheidigern des Alten eine schwere Schuld an Bildung und Ausbruch der Revolutionen beyzumessen pflegt.«

Zur weiteren Begründung solcher entgegengesetzten Ansichten, wie wir sie in einigen Hauptpunkten zwar, aber nur mit schwacher Zeichnung und unvollständig erwähnt haben, berufen sich beyde Theile zunächst auf geistreich durchgeführte Systeme und theoretische Forschungen berühmt gewordener Männer, nach allen Autoritäten aber auf die Erfahrung, als die gültige Schiedsrichterin, welche allein die rechte Gewißheit und Aufklärung in diesen Dingen zu geben vermöge. Die Anhänger der unbedingten Geldwirthschaft beschuldigen die Vertheidiger eines festbegründeten und durch die Bedingungen der natürlichen Produktion selbst bestimmten Systems der Nationalökonomie, daß sie in Ideen und Theorien befangen, den klaren Gewinn des blanken Thalers zu begreifen unfähig wären, daß sie weder die unendliche Erleichterung pekuniären Vermögens, noch die Armseligkeiten und Aergernisse mannigfaltiger Art, welche bey allen jenen auf historisch-sittlichem, oder sogenannt natürlichem Boden begründeten Einrichtungen und Verwaltungsweisen vorkämen, praktisch kennten und zu würdigen wüßten. Die andern dagegen behaupten, daß die praktischen Erfahrungen, worauf jene sich berufen wollen, nicht aus dem Komplex der Verhältnisse, nämlich aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich, noch aus den verschiedenen Eigenschaften der in Frage stehenden Gegenstände zusammen, sondern mehr nur aus augenblicklichem Anschein und einseitiger Auffassung abgezogen seyen; welche eben vom spekulirenden Scharfsinne der Theoretiker vereinzelt aufgefaßt, alle Nachtheile der Theorie gegenüber der Praxis mit sich geführt, den innern Haushalt der Staaten revolutionirt und die sinnige Weisheit der Väter, ja die Erfahrung aller Zeiten mit thörichter Anmaßung verachtet haben. Ihre Ueberzeugungen, behaupten sie ferner, werden gerade durch die Erfahrung in den größten und schlagendsten Beyspielen bestätiget, ja sie seyen ursprünglich aus der Erfahrung und dem richtigen Blick in die Natur der Dinge lediglich hervorgegangen, nicht aus der spannenlangen Erfahrung des Augenblicks, oder dem kurzsichtigen Ermessen einer Seite der Sache, sondern aus dem schlichten Totalerkennen. — Was die Nachtheile und Mißbräuche betreffe, welche man in den alten Institutionen zeigen wolle, so lägen dieselben anerkannter Maßen nicht in dem ursprünglichen Geiste derselben, und nicht in der Natur ihrer Verfassung, sondern in einem fremdartigen und feindseligen Geiste, der zum Theil selbst mit dem Eigennutz der Gewinnliebe innig verwandt sey. Gedeihliche Erfolge, auf welche man sich berufe, seyen theils nur schein-

bar, indem z. B. der Reichthum dieser und jener begünstigten Provinz bey andern Einrichtungen noch weit größer und gediegner seyn könnte; theils bezögen sie sich auf bloß lokale und besondere Umstände; theils aber bewiesen auch gerade sie selbst für die alten, einfachen und natürlichen Grundsätze, deren Anwendung sich hier nur in einer andern Form und neuerer Gestalt wiederhole.

Zu dem unstreitig höchst wichtigen Ziele einer Meinungsvereinigung über die erwähnten Fragen kann wohl auf dem Wege der Erörterung von Thatsachen am besten gewirkt werden; — denn, in sofern nicht eine tiefer liegende Verschiedenheit in sittlichen Beziehungen, in Willens-Intentionen u. s. w. jenem Gegensatze der Systeme zum Grunde liegt, in sofern man beyderseits dasselbe will, nämlich den wahren Wohlstand des Landes, so ist nicht wohl abzusehen, warum man sich nicht am Ende über Gegenstände sollte vereinigen können, welche in ihren Folgen sich fühlbar und greifbar darstellten. In wie fern durch die nachstehende Darlegung der Ansichten und Resultate des Hrn. Rubichon über den brittischen Nationalreichthum zu einem solchen Bemühen ein Beytrag geliefert werde, mögen kundige Leser beurtheilen. Das oben genannte Werk, welches die Resultate einer zwanzigjährigen Beobachtung im Lande enthält, ist zwar schon vor mehreren Jahren erschienen, aber namentlich in Deutschland viel zu wenig beachtet worden; auch dürften die darin entwickelten Ansichten selbst durch die neuesten Erscheinungen zum Theil ein noch erhöhetes Interesse erhalten. Den ersten Theil des Werkes, welcher von der Geschichte und Staatsverfassung Englands handelt, lassen wir hier unbesprochen, als mit dem gewählten Gegenstande der Untersuchung nicht so nahe zusammenhängend *), und beschränken uns auf die auszugsweise nur von wenigen eigenen Bemerkungen begleitete Mittheilung dessen, was dieser Verfasser über den Ackerbau, die Manufakturen und den Handel Englands, also über die Elemente der bürgerlichen Gesellschaft und alle Hauptquellen des Nationalreichthums für jenes Inselreich, in fortlaufender Vergleichung mit jener von Frankreich, zusammengestellt hat. Können wir gleich die unbedingte Richtigkeit der mitgetheilten Angaben

*) Ein wichtiges Bruchstück aus demselben findet man unter der Aufschrift: Das Unterhaus oder die Kammer der Gemeinden, in dem dritten Bande des »Staatsmannes« im dritten Hefte. Auch hat diese Zeitschrift in einem folgenden Hefte eine unstreitig sehr merkwürdige, aber den gewöhnlichen Vorstellungen in hohem Grade widersprechende Darstellung über Spanien, als Bruchstück aus einem noch nicht erschienenen Werke des nämlichen Verfassers mitgetheilt.

und Berechnungen nicht überall verbürgen, so dürften dieselben doch das Interesse der Leser zu fesseln, und auch manche verbreitete Voraussetzungen und Ansichten zu erschüttern wohl geeignet seyn, welche auf minder begründeten Angaben, oder unbestimmten Vorstellungen sich gestützt hatten.

* * *

Es ist ein Hauptgedanke des Verfassers, daß Englands Größe und Reichthum auf der Einrichtung seines Ackerbaues beruht, welcher fast einzig und allein dessen Manufakturen trage und hebe, und dem innern Handel Nahrung und Leben gebe; während sowohl die Fabrikation aus fremden Urstoffen, als selbst der ganze äußere Handel nur einen fast gering zu nennenden Bestandtheil des Nationalreichthums ausmache. Nahe verwandt hiemit ist die durchgreifende Ansicht, daß alles Große und Dauerhafte nur durch Aneinanderschließen und organische Verbindung der Kräfte begründet werde, welche, auf den Ackerbau angewendet, größere Landwirthschaften voraussetzt, worin wenigere Individuen, eine weit größere Produktion gewinnen; durch geordnetes Zusammenwirken Mehrerer, Unternehmungen begründet werden, deren die Einzelnen sonst ganz entbehren müßten, und ein mächtigeres Stammvermögen vorhanden ist, Verluste zu übertragen und Auslagen nicht zu scheuen. Englands Ackerbau sey nun fortwährend nach diesem Prinzip eingerichtet, und während man dort die kirchlichen Korporationen aufzulösen unweise genug gewesen — wovon unter andern verderblichen Wirkungen die Rohigkeit der untern Volksklassen eine Folge sey, als welche lediglich durch den unentgeldlichen Unterricht religiöser Korporationen einen gewissen Grad von Bildung erhalten könnten — so habe man doch praktische Weisheit genug besessen, um das korporative Prinzip, oder die natürliche Aristokrazie, in dem Verhältnisse des Ackerbaues aufrecht zu erhalteu, ja man habe dasselbe bey der gewaltsam drohenden Gefahr durch den Ausbruch der französischen Revolution verstärkt, und diesem Umstande schreibt Herr Rubichon einen ganz vorzüglichen Antheil an der bewundernswürdigen Stärke zu, welche dieses Reich in den nachherigen Kriegen bewährt hat.

Mit obigen Ansichten steht ebenfalls im Zusammenhange, daß der Verfasser überall den Nationalreichthum nur in den wirklichen Gütern und Genüssen, in den Erzeugnissen des Bodens, und der Hand selbst anerkennt, nicht aber in Geld, als nur in sofern das Erzeugniß von Gütern dadurch vermittelt und veranlaßt wird.

Die Darstellung des Herrn Rubichon ist mit so vielen anziehenden und überraschenden Aufschlüssen durchwebt, daß die polemische Schärfe, welche überall eingetragen ist, und ein ge-

wisser Anschein von Einseitigkeit und Uebertreibung, wovon einzelne Partieen der umfassenden und lebendig zeichnenden Darstellung wohl nicht frey zu sprechen sind, Niemanden abhalten sollte, sich mit dem bedeutenden Inhalte dieses Werkes näher bekannt zu machen. Wir müssen uns auf Hervorhebung einzelner Nachweisungen beschränken.

Von den zwey und funfzig Grafschaften Englands ist nur eine einzige, worin nicht der älteste Sohn ein ausschließendes Recht auf das Erbgut seines Vaters hätte; dieser kann denselben durch Testament nur von dem, was er erworben, oder ein fremder Testator seiner Familie vermacht haben möchte, ausschließen. Die Gläubiger hatten bey seinen Lebzeiten Recht auf die Einkünfte; das Eigenthum hätte der Vater nur mit Einwilligung seines großjährigen Sohnes verkaufen können, und er zieht gemeiniglich vor, diese nicht zu verlangen. Substitutionen, welche indeß sich der Regel nach nicht über zwey Generationen erstrecken können, sind ebenfalls sehr häufig. Der Verfasser berechnet, daß alle zehn Jahre nicht über ein Funfzigstel des ganzen Grundvermögens veräußert wird, und der geringste Prozeß über Grundeigenthum kann nur durch den obersten Gerichtshof geschlichtet werden, wogegen ein Streit auch über das glänzendste bewegliche Vermögen, z. B. eines Schiffes, das mehrere Millionen werth ist, vielleicht in einer Viertelstunde durch die Jury entschieden wird.

Bey diesem Anlasse sagt der Verfasser mit der ihm eigenthümlichen Schärfe des Ausdrucks: »Das bewegliche Eigenthum bey allem seinem Glanze ist an dem Bau der Gesellschaft nur gleichsam, was die Fensterscheiben an einem Hause sind. Der große Haufe der Jurys zerbricht davon, mehr oder weniger; aber Geduld, an dem Grundbau vermag er nicht zu rütteln — und wenn England, wo die Religion nicht mehr findet, was ihr angehört, und wo durch das verwegenste Erkühnen, die Menschen ihr Schicksal, so zu sagen, unabhängig haben machen wollen von Gott und von dem ihm geweihten Dienste; — wenn dieses England nicht zu Grunde gegangen ist, wie so viele andere Reiche, die bey solcher Trennung nichts als Untergang und Zerstörung gefunden haben, so verdankt es jenes nur seinem beharrlichen Festhalten an die fundalen Gesetze; diese allein geben den Völkern Beständigkeit in ihren Gewohnheiten. Die urkräftige Eigenthümlichkeit der Menschen kann nur bewahrt werden durch Erziehung, der Heimat, und durch lebendiges Andenken an unsere Vorfahren, welches im gewissen Maße die Aufrichtigkeit und die Gemüthskraft vergangener Jahrhunderte mit der Verfeinerung und Ausbildung der Gegenwart verschmilzt.

Wir fahren fort mit den thatsächlichen Angaben. Die Land-

bevölkerung und ihr verschiedenes Verhältniß zum Besitze wird in folgender Weise dargestellt. Es gibt ungefähr in England 10,000 Landpfarren, in der Durchschnittsberechnung von 4700 Akres jede. Von dieser Morgenzahl waren im Jahre etwa 1900 Gemeindegründe, und zu gemeiner Viehweide gebraucht; von den bestellten Ländereyen, 2800 Akres groß, war und ist noch etwa die Hälfte lehnbar, die Hälfte gutsherrlich. Von den 30,000 großen Eigenthümern, welche Englands Boden mit wenigen Ausnahmen besitzen, kommen drey auf die Pfarre, welche selbst keinen Antheil am Landbau nehmen, und jene 2800 Akres waren etwa in vierzehn Pachtungen getheilt, wornach auf jede Pachtung 200 Morgen käme. Von den 708,730 ackerbauenden Familien (1791) kämen etwa 70 auf die Pfarre; und diese bestanden erstlich aus der Klasse der Pächter, gentlemen farmers, welche gewöhnlich selbst schon Kapital genug haben, um die Gebäude des Pachthofes und die ganze Pachtung unterhalten und verbessern zu können, und welche überhaupt den Hauptackerbau führen. Zweytens yomanry, jene, welchen die Besitzer ein Wohnhaus haben bauen lassen, und welche auf feste Preise, die sie mit den Pächtern bedungen haben, einen gewissen Antheil am Landbau nehmen; auch wohl kleines Eigenthum von 20 oder 30 Morgen, besonders als Gartenland in der Nähe der Städte besitzen. Diese Klasse nimmt täglich ab: ihr Ehrgeiz ist Pächter zu werden, wobey ihnen ihr kleines Eigenthum oft im Wege steht, indem die Grundherren Anstand nehmen, jemanden als Pächter anzunehmen, der sein Eigenthum auf Kosten der Pachtung verbessern könnte ꝛc. — Die dritte Klasse bildete damals kleine Häusler, wie sie sich gegen eine kleine Geldabgabe häufig angesiedelt hatten, welche ein Paar Morgen Landes theils als Garten-, theils als Ackergrund bebauten, ihr nur schlechtes Vieh auf die Gemeindetrift schicken, und in der Gemeindeholzung ihre Feuerung hauen durften. Diese Klasse war sehr zahlreich geworden, und bildete mehr als ein Drittel der ackerbauenden Familien; sie hatten den kleinen Landbau (petite culture), so wie die beyden ersteren Klassen (grande culture) den großen. Auch ihr kleines Landeigenthum war noch vinkulirt, und wegen Nichtbezahlung ihrer kleinen Grundabgabe und Steuer konnte es nicht verkauft werden; das Verfahren konnte nur gegen ihr bewegliches Habe, oder aber gegen ihre Person gerichtet seyn. Dabey aber waren sie natürlich arm und bewohnten elende Hütten, jeder Noth preisgegeben, durch jede Ungunst der Jahreszeiten, für Ernte und Gemeindetrift, hart betroffen. »Diese Dörfler« sagt der Verf. »bildeten also jene Klasse von Besitzern, welche von den französischen Politikern, die ihre Staatsmaximen aus Theokrits Idyllen

oder den Eklogen Virgils gezogen hatte, unabhängig genannt wurden. — Aber um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, hatte dieses philosophische Menschengeschlecht kein anderes Mittel, als den Landstraßen Schaaren von Bettlern und Dieben zu senden« ꝛc. — Jene ersten, unter welche die 2800 Akres vertheilt wurden, waren allerdings abhängig von dem Grundeigner, oder schienen es zu seyn, bey jeder Erneuerung der Pacht. Wenn aber abhängig von Menschen, waren sie es nicht von den Jahreszeiten, weil die Oberfläche jeder Pachtung groß genug war, um verschiedenartige Bestellung anzuwenden, und die Nahrung für Thiere und Menschen sicher zu stellen. »Fürchtete ich nicht,« sagt der Verfasser, »die Schmerzen liberaler Gemüther darüber zu vermehren, daß die Menschen so gleichgültig für die Freyheit sind, so würde ich ihnen die Bemerkung machen, daß es den abhängigen Pächtern ja frey stand, unabhängig zu werden, indem sie ihren Pachthof verließen, um sich unter den Dörflern anzusiedeln, daß ich aber niemals irgend einen gekannt habe, der es gethan hätte, wohl aber eine Menge dieser Unabhängigen um eine Pachtung sich bewerben gesehen habe« ꝛc.

In einem ganz neuen Lichte erscheint nun weiter nach der vom Verfasser gegebenen Darstellung jene von Pitt, in Verbindung mit einigen andern Staatsmännern, nachdem in Schottland schon seit 1784 statt gefundenen Vorgange durchgesetzte Vertheilung des Gemeindegrundes. Wenn in andern Ländern diese Maßregel, indem man sie nach andern Gesichtspunkten ausführt, großentheils eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, hat sie dort dazu gedient, bey weitem die größte Anzahl der allzu kleinen Grundeigner und Häusler vom Boden Englands verschwinden zu machen, welcher statt elender Bauernhütten jetzt fast durchaus mit wohlgebauten Pachterswohnungen bedeckt ist, während zugleich die Schlösser und Oekonomiegebäude der großen Besitzer sich in glänzenderem Zustande befinden, und die Häuser in den Städten ungemein zugenommen haben. Zur Erklärung jener Erscheinung erwähnt der Verfasser insbesondere des unter Lord Kennyon als Präsidenten des Gerichtshofs geschöpften Spruches zur Beendigung der mancherley Streitigkeiten, welche sich über die Vertheilungsweise jenes Gemeindegrundes ergeben hatten. In dieser wurde der Grundsatz aufgestellt, daß, weil selbst die Eigenthümer nach englischen Gesetzen an den Gemeindegrund nur von Aufgang bis Untergang der Sonne Rechte auszuüben hätten, und nur so viel Vieh auf denselben treiben dürften, als jeder während des Winters auf seinem Eigenthum ernähren könne — solche kleine Häusler, welche etwa einen Garten hätten, aber den Winter hindurch nicht einmal eine Kuh ernähren könnten, auch kein Recht der

Theilnahme hätten, als nur für Heitzung, wenn sie seit Menschengedenken solches hergebracht hätten. Auch wären alle jene ohne Recht der Theilnahme, welche aus bloßer Konnivenz des Grundherrn sich angesiedelt hatten. Der Gerichtshof habe ferner keine Streitigkeiten wegen der Vertheilung mehr anzunehmen, welche sonst zwey und drey Gerichtshöfe ausschließlich würden beschäftigen können, sondern die Schlichtung derselben den vom Parlament zur Ausführung des Gesetzes bestellten Kommissarien überlassen. In Folge dieser Entscheidung waren die ärmeren Häusler ausgeschlossen, und da sie für die Zukunft der kleinen, aber ihnen höchst unentbehrlichen Aushülfe durch die Gemeindenutzungen sich beraubt sahen, so sahn sie sich gezwungen, ihren kleinen Acker zu verkaufen. Die Vertheilung geschah fast ganz zum Vortheil des größeren Grundvermögens, so daß von den 1900 Aeckern Gemeindegrund in jeder Pfarre, nach dem Verfasser wenigstens 380 der englischen Kirche, 110 als Vorrecht dem Gutsherrn, den ärmern Dorfbewohnern, welche etwa $^1/_{20}$ der Grundrente trugen, nur 70, alles übrige aber zur Hälfte den Inhabern gutsherrlicher Ländereyen, zur Hälfte den Besitzern lehnbarer Gründe zufielen. — In so großen Nachtheil nun auch hierbey die ärmsten Bewohner gesetzt waren, und so wenig sich eine so weit ausgedehnte Begünstigung des größeren Ackerbaues mit dem Prinzipe der größtmöglichen Schonung aller schon vorhandenen Existenzen, auf den ersten Anblick, vereinbar zeigt, so behauptet doch Herr R., daß die Lage selbst jener Häusler sich sogleich gebessert habe, indem die nöthig gewordenen neuen Anlagen und Unternehmungen ihnen reichlicheren Gewinn gegeben haben, als vorher ihr gar zu kleines und bedürftiges Eigenthum. Viele wurden neue Pächter u. s. w. — Auf die Verbesserung des Landbaues selbst hatte jene Vertheilung einen sehr bedeutenden Einfluß. Der Boden Englands ist überhaupt dem Ackerbaue sehr günstig, da derselbe gegen die Mitte des Landes nur sehr mäßig ansteigt, dem größeren Landbau nicht durch gebirgige Gegenden bedeutende Theile entzogen werden; auch die Nähe des Meeres überall sehr erleichterte Kommunikationsmittel darbietet, und der Boden leicht mit Kanälen durchschnitten werden kann. Neuerlich wählt man bekanntlich die Eisenbahnen statt der Kanäle mit größerem Vortheile, besonders seit einigen, in Bildung der Geleise angebrachten Verbesserungen. Daß der Werth der Ländereyen sich in hohem Maße nach den Kommunikationsmitteln richte, ist von selbst einleuchtend: der Zentner, welcher zu Meer vielleicht 20 Sous für den Transport kosten würde, und 3 Franken auf einem Kanal, dürfte 9 Franken auf der Achse und 27 Franken bey Maulthierfracht bezahlt

werden müssen. — Die Benützung der vertheilten Ländereyen vermehrte nun die Kräfte des Ackerbaues, zunächst durch Ausdehnung jenes Systems, vermöge dessen der wirkliche Reichthum des Landes vermehrt wird, indem gemeinnützliche Unternehmungen auf Aktien unternommen, und die Ausgaben selbst sogar mit fingirten Tauschmitteln bestritten werden. Der Verfasser weist nach, obwohl nicht ganz mit jener Klarheit, welche gerade hierin besonders wünschenswerth gewesen wäre, wie solche, auf den Ackerbau gewendete Kreditunternehmungen auch in dem Falle denselben verbessern, und den natürlichen Reichthum vermehren, wenn die Käufer der Aktien sich in ihren Erwartungen auf Gewinn endlich sehr betrogen sehen. — Wenn nun durch die vermehrte Anlage von Kanälen und Wegen schon Vortheile erreicht, und viel neuer Grund und Boden urbar gemacht worden, so bestand dennoch ein weit größerer Gewinn darin, daß die Schafzucht bey dieser Urbarmachung in hohem Maße zunahm. Jener mehrentheils dürre und unfruchtbare Grund, den auch der mit Hülfe der Kanäle hergeschaffte Dünger, Kalk etc. nur wenig verbessern konnte, wurde mit Gräben umzogen, mit Bäumen bepflanzt, mit Gemüse und Klee besäet, ganz besonders aber dadurch verbessert, daß man zahlreiche Schafherden einen Theil des Jahres darauf weiden ließ, die ihn düngten, und so brachte man es dahin, daß durch bloße Sommerbestellung und bey viel geringerer Mühe des Umackerns dieser Boden weit mehr Ertrag gab, als sonst bey weit mühsamerer Bestellung der Fall seyn würde. Wie groß und wesentlich aber der Gewinn der vermehrten Schafzucht im Allgemeinen gewesen, weiset Herr Rubichon durch höchst merkwürdige Angaben nach. Die Zunahme der Schaf- und Viehzucht seit der bezeichneten Epoche ist beyspiellos. 1765 produzirte England 27 Millionen Pfund gewaschener Wolle, und 24 Millionen Pfund Leder; im Jahre 1790, also 25 Jahre später, im Verhältniß der zugenommenen Bevölkerung 16 pr. Ct. mehr; 1815 aber, wiederum nach 25 Jahren, 115 Millionen Pfund gewaschener Wolle und 102 Millionen Pfund Leder. Die Zahl des Hornviehes hatte sich nicht in diesem Verhältniß vermehrt, wohl aber die Güte; im Jahre 1790 gab im Durchschnitte ein Stück Hornvieh 52 Pfund, im Jahre 1815 aber an 90 Pfund u. s. w.

Um die Fortschritte einzusehen, welche in allen Zweigen des Nationalreichthums seit der nämlichen Zeit Statt gefunden haben, und welche unstreitig mit der Verbesserung und dem erhöhten Ertrage des Ackerbaues in vielfältigem unmittelbaren oder mittelbaren Zusammenhange stehen, ist es nöthig, die Zunahme der Bevölkerung zuvor in Anschlag zu bringen. Während

die Bevölkerung, von 1716 anzufangen, in den ersten 25 Jahren um 10 auf hundert, in dem folgenden gleich großen Zeitraume um 12 auf hundert, in dem dritten um 14 auf hundert zugenommen hatte, zeigte sich dieselbe in dem Vierteljahrhunderte seit 1790, statt nach dem bisherigen Verhältnisse um 16, wirklich um 40 auf hundert vermehrt. Der Nationalreichthum hat sich in dieser Zeit, nach den angestellten Berechnungen, nicht etwa auch um 40, sondern um 250 auf hundert vermehrt. — Die Größe der mit Getreide besäeten Ländereyen hat sich etwa um ein Neuntel vermehrt, während die Konsumtion des Getreides, die angegebene Vermehrung der Bevölkerung schon vorausgesetzt, verdreyfacht hat, und drey Mal so viel mehr Brot und weniger Erdäpfel als vorher verzehrt wurden (was der Verfasser namentlich aus dem Betrage der Steuer auf Thee nachweiset, welcher nicht ohne Brot dabey zu essen getrunken wird; der jährliche Betrag der Steuer belief sich von 1786 bis 90 auf sechs Millionen, von 1790 bis 1815 hätte sie, nach dem Verhältnisse der Bevölkerung, acht Millionen betragen sollen, betrug aber wirklich 25 Millionen). Dieselben Aecker, die 1790 nur das sechsfache Korn gaben, sind nach und nach dahin gebracht worden, daß sie acht-, zehn-, zwölffaches, selbst in einigen Fällen vierzehnfaches Korn geben. Die großen Fortschritte des Ackerbaues und die vermehrte Viehzucht, die so große Vermehrung der Urstoffe überhaupt veranlaßten mannigfache Gründungen, in der Absicht angelegt, sie zu bewahren, aufzuspeichern, zu vermehren, zu benützen; es bedurfte vieler hunderttausend neuer Stallungen, hunderttausend neuer Wohnungen für den Bauer, und neuer Einrichtung derselben; der zugenommene Wohlstand der Gutsbesitzer veranlaßte besseren Hausrath und Kleidung; so erhöhte sich ebenfalls der Arbeitslohn, und der Reichthum der Klassen, welche die Urstoffe verarbeiten, nahm in gleichem Verhältnisse zu. Die Vergrößerung des natürlichen Reichthums, das so sehr vermehrte Ackerkapital, erwies sich als die Grundlage des gesammten Wohlstandes der Nation, weil es mit derjenigen Thätigkeit verbunden war, welche gründet und schafft. — Diese Verbesserungen zeigen sich auch in erstaunlichem Maße in dem erhöhten Ertrage der Thür- und Fenstersteuer. 1798 waren in England 1,382,110 Häuser, im Jahre 1815 dagegen 1,928,543, also wurden in diesen siebenzehn Jahren neue Häuser gebaut 546,433, und außerdem statt der verschwundenen schlechten Hütten und niedergerissenen alten seit 1790 etwa 282,000, welches also über 828,000 neu aufgeführte Häuser ausmacht, durchaus größere und geräumigere, als die früheren, da der auf die neuen Häuser fallende Antheil an der

Thür- und Fenstersteuer als größer berechnet wird, als jener, welcher auf die ganze Masse der älteren fällt.

In der weiteren Entwicklung erwähnt der Verfasser, daß die Zahl der ackerbauenden Familien in England verhältnißmäßig abgenommen habe, da sich die Bevölkerung der übrigen Klassen der Bewohner von 100 auf 153, die der ackerbauenden Theile der Bevölkerung aber nur von 100 auf 111 vermehrt habe, und ein Ackerbauer im Jahre 1790, so zu sprechen, für fünf Individuen Getreide gewann, ein Vierteljahrhundert später aber für sieben. Und weil nun von den 19,000 Akres vertheilten Gemeindegrundes nur etwa 10,000 damals bebauet worden, und im Inneren der Ackerbau lange noch nicht allenthalben zu gleicher Vollkommenheit gediehen war, so weissagt Herr R. für die nächsten 25 Jahre noch eine Vervierfachung der Produktion, und setzt hinzu: »das wirksame Prinzip des Ackerbaues entwickelt sich überdieß mit viel größerer Stärke, jetzt, da sich das Reich in Frieden befindet, als während der Kriege; und wenn wir die Hülfsmittel hinzurechnen, welche Irland darbieten würde, im Falle es eine gleiche Verbesserung erführe, so scheint es, als ob England, nur schon allzu mächtig, erst an der Morgenröthe jenes hohen Grades von Macht sich befinde, auf den es berufen scheint, Ansprüche zu machen« *).

Jene Fortschritte nun und jenes Gedeihen beruhen ganz eigentlich, nach der Darstellung des Herrn Rubichon, auf der hülfreichen Kraft, welche in der Assoziation gleichartiger Interessen, in der korporationsartigen Zusammenwirkung vermögender Gutsbesitzer besteht; auf der gegenseitigen Verstärkung, welche dort sich findet, wo alles durch Benützung im Großen (en grande exploitation) behandelt wird, und auf dem dadurch begründeten Kredit, vermöge dessen das wirkliche Ackerkapital zum übereinstimmenden Vortheil sowohl der reichen Besitzer, als ihrer Pächter und Vasallen vermehrt wird. Ein solcher Zustand der Dinge besteht nicht da, wo viele von einander ganz unabhängige Besitzer und vereinzelte, daher äußerst beschränkte und einander in ihrem Interesse durchaus fremde Geldökonomien auf Grund und

*) Man vergleiche hiermit die einstimmigen Aeußerungen in den dießjährigen Parlamentsreden, über den steigenden Wohlstand des Landes; woraus man zu vermuthen berechtigt wird, daß durch die innere Kraft der dortigen staatswirthschaftlichen Verhältnisse selbst jene Stöße und Verlegenheiten bereits zum größten Theile überwunden und ausgeglichen sind, welche sich aus dem Uebergange vom Kriege in den Frieden entwickeln mußten, und welche neben anderen damit verwandten Gegenständen im XXIV. Bande dieser Jahrbücher näher beleuchtet wurden.

Boden errichtet sind, sondern er scheint vorauszusetzen, daß wenigere, aber wohlhabendere Besitzer, und zwar mit übereinstimmendem Vortheil der reichsten und der minder reichen, das große Ackerkapital mit vereinter Wirksamkeit fruchtbar machen. — Insbesondere schreibt das uns vorliegende Werk jenes neuere Gedeihen der nationalökonomischen Interessen Englands jener gediegenen Einsicht zu, wonach sie dem Prinzip korporativer Wirksamkeit, auf den Ackerbau angewendet, in dem nämlichen Verhältnisse neue Stärke und Vertheidigungsmittel gegeben hätten, als die Angriffe dagegen gewaltsamer geworden seyen. — Es schildert dagegen mit den schärfsten Zügen das behauptete Zurückbleiben und den verminderten Wohlstand Frankreichs, und die Verluste und Wunden, welche demselben die revolutionäre Gesetzgebung und Verwaltung geschlagen haben. Den dreyßigtausend aristokratischen Familien, welche fünf Sechstheile des ganzen Bodens in England besitzen, und solche Verbesserungen vorzugsweise begründeten, deren Wirkungen die wahre Grundlage des Wohlstandes für die verschiedenen Klassen ausgemacht haben, setzt er zuerst die Anzahl von 17,740 Familien in Frankreich entgegen, welche auf einem vierthalb Mal so großen Raume vertheilt, 1000 Franken und darüber direkte Steuer bezahlen, wovon noch ein beträchtlicher Theil für Häuser in den Städten abzuziehen kommt. Der katastrirte Theil des Bodens, betragend 50 Millionen Hektare, ist in 115 Millionen Parzellen zerschnitten (so daß auf jedes 2 $^{3}/_{10}$ Hektare kommt), wonach es leicht begreiflich ist, daß solcher ganz kleiner Besitzer, welche unter 21 Franken, im Durchschnitte etwa 6 Franken Grundsteuer zahlen, in Frankreich überhaupt eine Anzahl von 7,897,110 aufgeführt wird. (Von 21 bis 30 Franken zahlen 704,871; von 31 bis 50: 609,637; von 51 bis 100: 594,048; von 101 bis 500: 459,937; von 501 bis 1000 endlich 40,773; — das macht zusammen ungefähr 10 $^{4}/_{10}$ Millionen, welche Grundsteuer bezahlen, wovon $^{43}/_{52}$, also ungefähr fünf Sechstheile unter 30 Franken zahlen. — Der Verfasser betrauert sodann die Ausrottung der Wälder, namentlich auf den Gipfeln der Berge, und die dadurch bewirkte Verschlechterung des Ackers; den schlechten Zustand der so höchst wichtigen Vizinalwege u. s. w. In letzterem Betrachte, die Wege betreffend, sagt er: »In England gehören der Regierung nur vier große Landstraßen; von diesen erhebt sie Weggeld und zahlt die Unterhaltungskosten; sie verliert viel Geld dabey, und die Wege sind schlecht, wie es der Leser wohl schon von selbst vorausgesetzt haben wird; alle übrigen großen Landstraßen, welche England in so verschiedenen Richtungen durchkreuzen, sind gebauet und werden unterhalten durch

jenen feudalen Phalanx mit Hülfe eines durch Verabredung festgestellten Weggeldes, und auf diesen Wegen macht man hundert Meilen ohne einen Stoß zu fühlen.« — Das gleiche gilt von den Vizinalwegen; jede Pfarre ist gesetzlich verantwortlich für die Schäden, die aus dem schlechten Zustande derselben entstehen; sie unterhält dieselben durch einen in Natur oder Geld zu leistenden Gemeindedienst, und mehrentheils ohne Auflage eines Weggeldes.

Die Zerstückelung und Verkleinerung der Ackergüter hat die Verschlechterung des Ackerbaues zur Folge. Manche Gegenden, die früher mit Pferden bestellt waren, wurden es in Frankreich später mit Ochsen, dann mit Kühen, und endlich nur mit dem Spaten. Daß bey getheilterem Ackerbaue sich der Viehstand verringern müsse, ist leicht einzusehen. Bauerngüter mit drey Pflügen hätten etwa 600 Schafe, so würden Güter von zwey Pflügen nur 300 behalten können; die von einem Pfluge nur 100 Schafe, und so in ähnlichem Verhältnisse; das in drey Theile geschnittene Gut würde also nur die Hälfte Dünger benützen können, als das ungetheilte. Zugleich würde die Zahl der Verzehrer weit größer seyn 2c.

Aus allgemeiner Vergleichung zieht sodann Herr R. das statistische Resultat, daß auf einen ackerbauenden Engländer 25 Schafe kommen, in Frankreich hingegen 3, und zwar weit schlechtere. — In mehr oder ähnlichem Verhältniß steht auch die Hornviehzucht; und im Ganzen käme etwa auf einen Franzosen im allgemeinsten Durchschnitte eine Konsumtion von 16 Pfund Fleisch, auf einen Engländer aber 220. — Das Pflanzenreich richtet sich nach dem Thierreiche. Aus dem im Jahre 1812 von der revolutionären Administration selbst gemachten exposé de l'Empire schöpft der Verfasser die Daten, um darzuthun, daß 10 Malter Einsaat in den damals mit Frankreich vereinigten deutschen und niederländischen Provinzen im allgemeinen Durchschnitte 80 gaben, im nördlichen Frankreich (wo die Zerstückelung der Güter in minderem Maße Statt gefunden hat, und eines in das andere gerechnet 30 Morgen auf jeden Besitzer fallen) dagegen nur 66; — in den mit Frankreich vereinigten Theilen von Italien etwa 62, — und in dem so fruchtbaren südlichen Frankreich (in der zehnten Division), wo auf jeden Besitzer nur sechs Morgen gerechnet werden müssen, nicht mehr als 48 Malter. Der Verfasser rechnet für Bestellungskosten und Abgaben das Vierfache der Einsaat; so bleiben, wenn der Bauer des südlichen Frankreichs 8 gewinnt, dem Italiener 22, dem nördlichen Franzosen 26, dem nordöstlichen Deutschen und Niederländer 40, dem Engländer aber 140; wel-

cher also mit gleicher Mühe auf einem an sich unfruchtbaren Boden 17 Mal so viel an Getreide gewinnt, als der Bauer auf den trefflichen Weizenfeldern der Provence und Dauphiné. — Auch die Stätigkeit der Produktion ist sehr wichtig, und England auch von dieser Seite im Vortheile, indem der Unterschied zwischen der besten und der schlechtesten Ernte nie mehr als ein Achtel des Ganzen beträgt.

Den Ueberfluß des Getreides bey guten Ernten stellt Herr R. dar, als nicht sowohl entstanden aus einer zu großen Produktion, sondern aus zu großer Konkurrenz des Verkaufes, und dieses scheint eine vorzüglich beachtungswürdige Ansicht zu seyn. Wo Jedermann gezwungen ist, die Früchte gleich und auf dem nächsten Markte zu verkaufen, da entsteht nothwendig eine im Ganzen genommen, unverhältnißmäßige und unnatürliche Wohlfeilheit; ja aus Ueberfluß der Waare oft die Unmöglichkeit zu verkaufen. Wo großer Ackerbesitz, oder richtiger großer Kapitalbesitz im Ackerbaue vorhanden ist, da wird der Verkauf von selbst gemäßigt; die Früchte werden aufgespeichert für die Jahre minder guter Ernten; oder sie werden in andern Provinzen desselben Reiches verkauft, wo vielleicht Mangel ist: oder unter guten und nicht gemeinschädlichen Bedingungen ins Ausland. Die kleineren Verkäufer behalten daher einen mehr angemessenen Preis. — (Die Ausfuhr führt dann nicht die Nachtheile mit sich, welche sie da leicht hat, wo alles schnell zu Gelde gemacht werden muß; da zum Beyspiel, wie Herr R. erwähnt, der Mittelpreis in Bretagne 6, in Provence 24 war, woraus sich für Frankreich im Ganzen der Mittelpreis 15 ergab, und die Ausfuhr erlaubt wurde; der Erfolg aber war, daß die Fremden das Getreide in Bretagne aufkauften, und bey sich später allgemein zeigendem Mangel mit ungeheurem Profit wieder einführten.) Die Wohlfeilheit des Getreides, wenn sie nicht aus unverhältnißmäßigem Drange zu verkaufen, also aus Geldnoth, sondern aus wirklichem Ueberflusse der ersten Lebensbedürfnisse nach der Vertheilung auf mehrere Jahre, auf die verschiedenen Provinzen desselben Reiches und auf die verschiedenen Bedürfnisse mehrerer Reiche entstände, würde wohl den Wohlstand aller Klassen vermehren, vorausgesetzt, daß auch die Steuerquanta und Geldabgaben überhaupt sich nach dem reellen Bedürfnisse richteten. Dort aber, wo sie daraus entsteht, daß der Ackerbauer auf augenblicklichen Absatz angewiesen ist, da kann man wohl schwerlich behaupten, daß wirklicher Ueberfluß dieser Wohlfeilheit zum Grunde liege. Es ist vielmehr Mangel an Kapitalvermögen. Die Natur des Reichthums an Kapital bestehet darin, daß man die eigenen Bedürfnisse aus den Früchten des-

selben zu befriedigen vermag. Uebersteigen die Ausgaben den Betrag dieser Früchte, so vermindert sich der Kapitalreichthum. Es läßt sich keineswegs von einem, wenn auch größeren Gutsbesitzer sagen, daß er einen genügenden Kapitalreichthum habe, wenn er durch Steuern, durch Schulden, durch Geldausgaben jeder Art genöthigt ist, Produkte des Bodens am unrechten Orte und allzu schnell zu verkaufen. Seine Lage ist gewissermaßen ähnlich jener, wenn ein Landmann genöthigt wäre, die noch unreife Kornfrucht für die Hälfte ihres Werthes auf dem Halme zu verkaufen. Erst in dem natürlich angemessenen Zeitpunkte soll sie gegen andere Güter umgesetzt, d. h. verkauft werden, und dieses ist bey wohlgeordneter Landwirthschaft keineswegs immer der Zeitpunkt der Ernte. — Es scheint hier der Ort, zu bemerken, daß es überhaupt nicht allein der große Umfang der Güter ist, welcher die Bedingungen des Gedeihens der Agrikultur erfüllt; sondern daß die größere Kapitalkraft, welche in diesem ausgedehnteren Besitze ruhet, und welche durch unterstützende Wirksamkeit gleichartiger Kräfte verstärkt werden soll, nicht durch fremdartige Bedürfnisse des Augenblickes vermindert oder aufgehoben, und daß sie allerdings auch durch einen gewissen Antrieb der Thätigkeit und Fürsorge wirklich fruchtbar gemacht, und derselben der Gewinn eines größeren allgemeinen Wohlstandes abgewonnen werden müsse.

Der Verfasser fährt in seinen Vergleichungen fort. Im heutigen England kann kein anderer Mangel an Lebensmitteln eintreten, als bey Mißernten um ein Zehntel oder höchstens ein Achtel an Getreide, da Ueberfluß an Fleisch vorhanden ist, und in solchen Jahren die Nahrung im Ganzen eben so reichlich bleibt. Gesetzt es wüchse weder Gemüse noch Korn, und das Volk hätte keine andere Aussicht sich zu erhalten, als durch Fleisch, so wäre die Existenz eines Franzosen nur auf drey Monate gesichert, die des Engländers auf drey Jahre. Das will sagen, daß überhaupt die Nahrung in dem einen Lande minder reichlich ist, als in dem andern, und viel abhängiger von der Gunst der Jahreszeiten. — Der Verfasser behauptet auch noch, daß mit der Verminderung des Ackerbaues und Viehstandes in Frankreich, in Folge der revolutionären Gesetzgebung, selbst der Menschenschlag schwächer und die Lebensdauer, der schlechteren Nahrung wegen, kürzer geworden sey *), er beruft sich auf die eignen Geständnisse

*) Im Durchschnitte sollen auch die Landbewohner weder einer so starken Gesundheit, noch so langer Lebensdauer genießen, als die Städter, wegen der minder guten Nahrung, welche für letztere vorzugsweise in Weizen, Fisch und Fleisch besteht. Wir lassen diese Be-

Napoleonischer Aushebungs-Kommissäre, wir vermögen nicht anzugeben, in wie weit diese Bemerkung Grund hat. Für England aber hat das Gegentheil Statt gefunden, und dem Durchschnitte nach, lebt von jenen, welche zehn Jahre erreicht haben, ein jedes Individuum sieben und vierzig Jahre, wo es vorher nur drey und vierzig Jahre zu leben hatte.

In Ansehung der Bevölkerung stellt der Verfasser ein Resultat auf, welches wahrscheinlich von andern würde bestritten werden, daß nämlich die Anzahl derselben in Frankreich sich seit der Revolution zwar auf dem Lande vermehrt, in den Städten aber und im Ganzen vermindert habe. Nach ihm wohnten 1811 in Frankreich auf dem Lande und in Ortschaften unter 2000 Einwohnern, über 1,200,000 Menschen mehr, als im Jahre 1789; dagegen in den Städten um beynahe fünfthalb Millionen weniger. Er bemerkt, die Vermehrung auf dem Lande falle gleich durch vermehrte Wohnungen in die Augen, die Verminderung in den Städten weit weniger, weil die Häuser bleiben. Er beruft sich unter andern auf das Werk des Herrn Necker, worin die Anzahl der Geburten in 68 Städten für das Jahr 1780 aufgezeichnet sind, betragend 88,700; wogegen die Durchschnittszahl für die Jahre von 1807 bis 1812 nur 55,110 war.

In England dagegen hat die Bevölkerung in derselben Zeit für das Land und Ortschaften unter 2000 Seelen im Verhältnisse von 100 zu 114, in den Städten in jenem von 100 zu 170 zugenommen. Von 100 Einwohnern wohnten im Jahre 1815 in Frankreich auf dem Lande 81, in England nur 65. — »Die französischen Einrichtungen seit der Revolution vermehrten die Zahl der Besitzer, indem sie die Grundstücke theilten; »die englischen dagegen verminderten die Zahl von jenen, und »häuften die Ländereyen zusammen, welche früher mit dem Spaten beackert waren; und doch hatten diese fast mehr Gärten geglichen als Feldern, und damals in England wie heute in »Frankreich so manches kindische Auge entzückt.« Also der Verfasser, welcher zur Erwahrung des erwähnten Resultats, daß der Ackerbau nach dem einen System an Kraft gewonnen, nach dem andern weit mehr verloren habe, wiederholt auf das exposé de l'Empire vom Jahre 1812 verweiset. Er berechnet, daß auf jede ackerbauende Familie in England im Jahre 1780 im

merkung, wie mehrere des Verfassers, auf sich beruhen. Der unermeßlich scheinende Vortheil der freyen Luft und so vieler stärkender Einflüsse der Natur mag freylich durch den Abgang einer so wesentlichen Sache, als stärkende Nahrung ist, in Absicht auf Gesundheit und Lebensdauer aufgewogen werden können; wenn nämlich von der Gesammtheit der ländlichen und städtischen Bevölkerung die Rede ist.

Durchschnitte eine Produktion von 60 Pfund Leder gekommen sey; im Jahre 1815 dagegen 182, und in Frankreich im Jahre 1812 nur 12. — Eben so an gewaschener Wolle in England in dem ersteren Zeitpunkte 46 Pfund, im zweyten 162 Pfund; in Frankreich 9. — An Weizen produzirte eine ackerbauende Familie in England 1816, 49 Hektaliter; in Frankreich 13; nach der Konsumtion kommen auf einen Engländer 3 $^1/_4$ Hektaliter, auf einen Franzosen nur 1 $^3/_4$ Hektaliter. — An Gerste kommt an Produktion auf eine ackerbauende Familie in England 34, in Frankreich 3 Hektaliter. An Rocken produzirt England beynahe nichts und Frankreich allerdings 30 Millionen Hektaliter, also für jede Familie 7 $^2/_7$; wogegen aber England in gleichem Verhältnisse mehr an Hafer produzirt. — An Pferden hat Frankreich verloren, der Güte und Zahl nach; nach Verhältniß der Bevölkerung hat England 30 Pferde auf eines in Frankreich. Des zugenommenen Kartoffelbaues sagt Hr. R. »rühmt man sich in Frankreich; seit 25 Jahren aber höre ich Engländer sich rühmen, mit besserem Recht und Grunde, daß man alle Tage weniger dieser schweren und weichen Nahrung bedürfe, an ihrer Stelle aber des Weizens sich erfreue.«

Die Weine sind ein herrlicher Vorzug Frankreichs; der Verfasser behauptet aber, daß sowohl die Ergiebigkeit als die Ausfuhr der Weine durch das Wegfallen größern Kapitalvermögens ebenfalls verloren habe, und führt an, daß nach den droits réunis zu rechnen, die Weinernte von 1804 bis 1812 an 35 Millionen Hektaliter betragen habe; seit dieser Periode aber bis 1818 fast um die Hälfte weniger. — An seinen Oehlen führt Frankreich für 5 Millionen Franken aus; bedarf aber nach unserm Verfasser dagegen für 25 Millionen gemeines Baumöhl und Oehl aus Körnern für die Seifen- und Tuchfabriken vom Auslande. England dagegen führt in umgekehrtem Verhältniß aus Fischen gewonnenes und Rüböhl aus, und feine Oehle ein, ist also auch hierunter im Vortheile. — An Seide produzirt Frankreich nur die Hälfte von dem, was seine Manufakturen gebrauchen; übrigens führt England so viel rohe Seide ein aus Italien, Indien und China, daß seine Seidenmanufakturen der Quantität nach der Hälfte der französischen gleichkommen u. s. w.

Sodann wird das Verhältniß, worin die verschiedenen Kulturarten in dem einen wie in dem andern Lande gegen einander stehen, verglichen. Von 1000 Morgen sind etwa in Frankreich 483 zu Ackerland und 73 zu Wiesen, dann 74 zu Weiden u. s. w. — in England aber nur 135 zu Ackerland, 58 zu Weiden, und dagegen zu Wiesen 433 verwendet — zum Beweise, wie sehr die vermehrten Kräfte des englischen Ackerbaues durch die

bessere Viehzucht herbeygeführt worden. Hiermit hängt auch die Ungleichheit des Ertrages der Kulturarten in Frankreich zusammen, daß z. B. ein Hektar Wiesenland ungefähr 52 Franken einträgt, Weinland 43 und Ackerland nur 26, welches wiederum beyträgt, bey den Auseinandersetzungen und Vertheilungen die Zerstückelung des Bodens zu vermehren.

In Folge aller vorstehenden Resultate glaubt nun der Verfasser die Behauptung aufstellen zu können, daß beyde Reiche, wenn gleich in sehr verschiedener Art und Weise, beynahe eben so große Schritte zur Gleichheit gemacht hätten, nämlich das eine auf dem Wege der Bereicherung, dieses aber der Verminderung seines Wohlstandes. Die großen Eigenthümer in England haben an Revenüen gewonnen; sehr viel größere Wohlhabenheit genießt die Klasse der Pächter, welche von allen großen Ackerunternehmungen den unmittelbarsten Gewinn zieht, welche gegen Auslagen, die ihr durch Theilnahme an solchen Unternehmungen verursacht werden, den Eigenthümern die Bedingung verlängerter Pachttermine und verminderter Pachtzinsen setzt; welche auch durch eine stillschweigende Koalition in ihren Interessen beschützt ist; und selten wider ihren Willen am Ende der Pachtzeit die Pachthöfe zu räumen gezwungen wird. — Eine noch weit größere Verbesserung zeigt sich, wenn man auf die Klasse der armen Häusler und ganz kleinen Besitzer sieht, welche vormals wohl 300,000 Familien ausmachten, jetzt aber verschwunden, und statt ihrer nur wohlhabende Pächter zu finden sind. Gestiegen also ist der Reichthum der Reichen, in weit größerem Verhältniß aber ist der Wohlstand der Wohlhabenden dem Reichthum angenähert, und die Verhältnisse des armen Theils der Landbewohner dem Wohlstande. In Frankreich dagegen sollen der Reichen viel weniger, der armen Landbewohner dagegen weit mehrere geworden seyn, welche oftmals keine andere Zuflucht haben, als für Taglohn zu arbeiten; wogegen es eine der größten Quellen des Wohlstandes für England ist, daß es statt der Löhnungen auf Tage, Monate oder Jahre, bey jeder ländlichen Unternehmung gleichsam Genossenschaften für Arbeit und Gewinn eingeführt hat, vermöge welcher jeder Unternehmer Mehreres und Besseres leistet.

In den Schlußbemerkungen seines Kapitels über den Ackerbau erwähnt der Verfasser noch der gegen die ungetheilten Vererbungen der Güter gewöhnlich vorgebrachten Einwendungen. Er bemerkt, daß da die Majorate bloß das liegende Vermögen zum Gegenstande haben, der Antheil der jüngeren Söhne am väterlichen Vermögen überhaupt dennoch oft sehr beträchtlich sey; daß die Lage der jüngeren Söhne vielfach begünstigt sey, und endlich, daß der ältere Sohn des Armen wahrlich eben so viel Mitleid

verdiene, als der jüngere des Reichen. Er will ferner ganz und gar nicht, daß alle untheilbaren Güter das Erbe der einzelnen besitzenden Familien werden sollen, welche eben durch diesen Besitz von selbst den Adel ausmachen; er legt ein großes Gewicht darauf, daß ein beträchtlicher Theil jener Güter Eigenthum religiöser und bürgerlicher Korporationen seyn, an welchen die Nichtadeligen von selbst einen vorzüglichen Antheil hätten und welche den übrigen Klassen in vielfacher Weise zu gute kämen.

In den Grundeinrichtungen eines Volks und besonders in seinen Gesetzen über den Ackerbau, liegt so sehr die Ursache von kraftvollem Gedeihen oder Schwäche der Staaten, daß, wie der Verfasser in merkwürdiger Weise ausspricht, selbst die Wechsel von Sieg und Niederlage in Vergleichung hiemit nur minder bedeutende Begebenheiten für dieselben zu seyn scheinen. Auf die Weisheit der Einrichtung, auf die Güte des Gesetzes kommt es am bleibendsten an, nicht auf die Stürme, die den festen Bau von außen zu erschüttern drohen, nicht auf den Sonnenglanz einzelner Siege, am wenigsten auf unbestimmte und wechselnde Wünsche. »Was ist auf die scharfsinnigen Argumente jener Staatsmänner zu antworten, welche euch sagen, das Volk wolle diese und jene Institution, oder wolle sie nicht? ich im Gegentheile glaube, das arme französische Volk weiß so wenig, seit langer Zeit, was es will, daß es sich im voraus schon für alle Kuren resignirt hat, welche ihm die sein Krankenbett umstehenden Doktoren verschreiben wollen. Was will die Redensart überhaupt sagen, die Völker wollen oder sie wollen nicht? die Folgen der Dinge wollen für sie. Wenn ein Mann sein Hauswesen unverständig führt, und seine Ausgaben ohne geordnete Sparsamkeit, so ist sein Untergang unvermeidlich, und thät er mit seinem Weibchen freundlich vom Morgen bis an den Abend; ein anderer, der seine Geschäfte mit Einsicht führt, und wohlgeordnet in seinen Ausgaben ist, kann des guten Erfolges versichert seyn, wenn er auch immerfort schmollt und murrt gegen alle die im Hause sind« u. s. w.

* * *

Dem über die Manufakturen handelnden Kapitel liegt durchaus die Ansicht zum Grunde, daß sie vom Ackerbau abhängen, wie der Handel wiederum von ihnen; zunächst allerdings in allen Zweigen, welche Stoffe aus dem Pflanzen- und Thierreiche verarbeiten, welches aber fünf Sechstel von Allem ausmacht, und als mittelbare Folge auch in denen, welche Mineralprodukte verarbeiten, als Arbeiten in Gold, Porzellan, Glas ꝛc.

Der Ackerbau hat, wie wir sahen, einen natürlichen Kredit, und schafft Verbesserungen mit fingirten Kapitalien; das vermehrte Kapital beym Ackerbau erhöht die Produktion bey gleich bleibender Arbeit; diese Vortheile hat der Manufakturist nicht,

ein Pächter kann mit acht Menschen eben so gut 1000 als 100 Bäume pflanzen, 100 Ochsen so gut halten als 10; der Wagenmacher aber mit denselben Arbeitern immer nur die gleiche Zahl von Bäumen in Räder umgestalten rc. Je größer daher der Kapitalreichthum und die Produktion des Ackerbauers wird, um so mehr muß die Zahl der Manufaiturißten zunehmen; man wird die Vermehrung der letztern und des davon abhängigen Handels mehr gewahr im Geräusch der Städte, der Prozesse, der Journale rc.; während sie aber selbst nur eine Folge der viel stillern und verdecktern Vermehrung des Ackerbaues seyn kann, in welchem zugleich die Blüte der Manufakturen begründet ist. Es werden daher bey reichlicherem Ackerbau der Manufakturisten verhältnißmäßig mehrere werden, und bey schlechter gewordenem Ackerbau weniger. Nach dem Anschlag des Hrn. Rub. hätten in England im Jahre 1790 von 100 Familien 40 den Ackerbau, 42 den Manufakturen und Handel, und 18 anderen Professionen angehört; im Jahre 1816 dagegen nur 33 dem Ackerbau, 47 den Manufakturen und 20 den andern Bestimmungen. Der Grund und Boden ist für 70 p. Ct. im Kapital der Manufakturen eines Reichs.

Das Kapital, welches der Manufakturist in Maschinen, Gebäuden, Vorrichtungen und in der Zahl der Arbeiter selbst besitzt, hängt oft von wandelbaren Dingen ab, vom augenblicklichen Bedürfnisse der Nachfrage, Mode und Geschmack u. s. w. Man kann im Sinne des Verfassers behaupten, daß je näher die Thätigkeit des Manufakturisten sich der Produktion des Ackerbaues anschließt, um so sicherer sie auch gedeiht; je mehr sie aber von derselben sich lostrennt und auf unabhängigen Standpunkt stellt, um so mehr der Sicherheit und Stärke entbehrt.

Die Manufakturen in solchen Artikeln, deren Urstoffe erst durch den Handel herbey geschafft werden müssen, sind wohl immer die mindest bedeutenden und unwesentlichen für den Nationalreichthum; wie denn namentlich in England eine wahrhaft schreyende Noth und damit verbundene Gefahren sich eben in jenen Fabrikstädten zeigten, wo Baumwoll-Waaren verarbeitet werden. — Man darf vielleicht behaupten, daß die Naturprodukte eines Landes, und ihre Verarbeitung zu Produkten des Kunstfleißes eine Bürgschaft mit sich führen, daß die etwa entstehenden Mißverhältnisse zwischen Konsumtion und Produktion leichter auszugleichen seyen: vorausgesetzt, daß nicht durch störende und fremdartige Einwirkungen ein solcher Gang des Austausches erzwungen oder erkünstelt wird, welcher auf einer Seite übertriebene Beschleunigung, auf der andern Hemmung und Lähmung sehen läßt. Wo der Umsatz und die den klimatischen Bedürfnissen so wie der natürlichen Beschaffenheit der Stoffe selbst angemessene Verarbeitung der eignen Erzeugnisse eines Landes

durch ein hinreichend starkes Agrikultur-Kapital unterstützt werden, da wird bey der allmälichen und stufenweisen Verbesserung in der Lage aller Klassen das vermehrte Bedürfniß sich zum genügenden Markte, auch für die sehr vermehrte Produktion erweitern; und dieser sich gegenseitig hebende Wohlstand der verschiedenen Klassen auf einem möglichst sichern und festen Fundamente, nämlich auf der Natur selbst beruhen. Je mehr aber die Herbeyschaffung der Urstoffe von fremdartigen Bedingungen abhängt; je mehr das Bedürfniß selbst nur ein erkünsteltes, falsches oder launenhaftes, und das Produkt der Hand den klimatischen Verhältnissen und echten Bedürfnissen der Nation im Grunde fremd ist; je mehr die Ursache der Nachfrage selbst nur in augenblicklichen und veränderlichen Bedingungen ihren Grund hat, um so gefährlicher und drohender muß sich auch jedes eintretende Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsumtion zeigen, und alle Existenzen, welche auf solchen, nur durch Kunst und Kombination aufrecht erhaltenen Gewerbzweigen, begründet waren, aufs höchste gefährden.

Während in England im Allgemeinen die Fortschritte der Manufakturen, so zu reden, unermeßlich waren, stellt der Verfasser die industriellen Verhältnisse Frankreichs, verhältnißmäßig, auf das entschiedenste in Nachtheil, und schreibt ihr großes Herabsinken und Zurückbleiben hinter das, was sie seyn könnten, vorzugsweise der statt gefundenen Zerstörung des großen Agrikultur-Kapitals zu. Die Basis des steigenden Reichthums von England war, nach ihm, die Vermehrung der Urstoffe, in Verbindung mit den vielfältigen Gründungen, welche dadurch veranlaßt wurden, und welche der rege Sinn der Eigenthümer hinzufügte. Nur, daß etwas gegründet werde (la création) bewirkt die Konsumtion; und auf diesem Wege erfolgte in England, daß, wie im Kreislaufe des kräftigen Körpers, der Wohlstand des einen Theils der Bevölkerung auf das Gedeihen des andern einwirkte und ihn hob. — Dort aber, wo solche Anstalten zerstört werden, vermöge welcher mit größern und vereinten Kräften das Gemeinnützige geschieht, da werden dem Wohlstande die wichtigsten Hülfen entzogen, und das Zurückgehen des einen Theils drückt auf den andern. »Wenn die Kirchen, die Schlösser, die Abteyen und die Gebäude für den großen Ackerbau zerstört werden, um »aus dem Material Hütten zu bauen, so verlieren die den Stein»brüchen, den Eisenbergwerken, der Bauholzbereitung ꝛc. gewidmeten »Gewerbe an ihrer Arbeit« und die vermehrte Aufführung kleinerer und schlechterer Wohnungen wiegt keineswegs im Ganzen und auf längere Zeit hin, diese Verluste auf. »Wenn ferner jener, »der ein Schloß oder ein Hotel bewohnte, sich auf ein bloßes

»Haus oder einen Stock einschränkt; jener der ein Haus bewohnte, »sich auf eine Hütte herabsetzt; jener, der im Wagen fuhr, zu Fuß »geht; jener der einen Hut und Schuhe trug, vielleicht auf eine »Kappe und auf Holzschuhe sich beschränkt — wenn der, welcher »Brot aß, von Kartoffeln lebt; — so ist leicht zu begreifen, daß »die verminderten Manufakturen keinen Absatz für ihre obwohl »auch herabgesetzte Produktion mehr finden, wenn gleich im Reiche »viele Millionen Menschen sind, welche, um an- »ständig versorgt zu seyn, die Produktion von »ganz Europa verbrauchen könnten.« In seinen edelsten Theilen getroffen und geschwächt, leidet ein solches Reich, wenn die aufgesammelten Kapitalkräfte verzehrt sind, fast in allen seinen vereinzelten Bestandtheilen an Hülflosigkeit; die Reduktion der größten Existenzen ist Ursache und Symptom für allemeine Reduktionen u. s. w.

Die Hälfte des Bodens in Frankreich wurde 1789 von solchen Eigenthümern besessen, welche von dem Bedürfnisse unabhängig waren, die Produkte ihres Ackers alsogleich zu Gelde zu machen; viele hatten immerfort eine oder mehrere Ernten im Vorrathe an Korn, an Wein, an Hanf, Lein oder Wolle; eins ins andere gerechnet besaß jeder Ackerbauer den Ertrag eines Jahres unverkauft. Außerdem hatten sie, sowohl in der Qualität als Quantität ihrer Pferde, ihrer Ochsen, Schafe und Acker-Instrumente ein jetzt großentheils weggeschmolzenes Kapital. Eben so hatten die Manufakturisten, von den ersten Bearbeitern der Urstoffe bis zu denen, welche ihnen die letzte Gestalt geben, in allen Professionen, den Vorrath eines halben Jahres. Die Bewohner der Städte hatten in Silbergeschirr, Leinwand, Wagen und Pferden rc. einen beträchtlichen, jetzt großentheils verschwundenen Besitz, und diese Verminderung des beweglichen Reichthums mußte natürlich auch den Werth des unbeweglichen Vermögens vermindern, anzufangen von dem Grunde und Boden, der die rohen Stoffe hervorbrachte, bis zu den Gebäuden in den Städten, wo die daraus verfertigten Waaren aufbewahret werden.

»Die Art von agrarischem Gesetze, so drückt sich der Verfas- »ser an dieser Stelle aus, welches jene neue Pandora, die »Konstituante einführte, indem sie die Güter der ersten Ordnun- »gen des Staates konfiszirte, und die Gleichheit der Theilungen »in den Familien dekretirte, ließ allerdings eine Menge Indivi- »duen an den schönsten Gütern Theil nehmen; jedermann sah sich »im Genuß einiger Aecker, einiger Landgebäude, oder einiger »Stücke Vieh. Die vormals reichen Klassen sahen sich zu uner- »hörten Entbehrungen verurtheilt; die untern Klassen aber hat- »ten das Kapital der großen Besitzer geerbt, Viehherden, Acker- »instrumente, Gebäude, die zum großen Ackerbau gehören; sie

»richteten sich ein in den Abteyen und Schlössern ꝛc., sie konnten »genießen, verzehren und bis auf einen gewissen Punkt wieder er»zeugen« ꝛc. »Das Loos des Bauern hatte sich nicht in der Wohnung, das vermag nur der große Ackerbau, wohl aber in Nahrung und Hausgeräth gebessert, und die Wirkungen der Revolution fanden Vertheidiger selbst unter den Wohldenkenden. 1798 zeigte sich ein allgemeiner Antrieb für größere Unternehmungen, 1801 war diese Art eines neuen Wohlstandes auf dem höchsten Gipfel. Aber dieses glänzende Gedeihen hatte keine dauernde Grundlage; vom Jahre 1803 zeigten sich sichtbar zahlreiche Symptome von Verfall, und 1807 fand man schon das Elend auf dem Lande verbreitet. Von 1814 bis 18 nahm die indirekte Steuer so sehr ab, daß sie jedes Mal ein Achtel oder ein Sechstel weniger betrug, als man angekündigt hatte, und diese mag immer ein zuverläßiges Kennzeichen abgeben von Vermehrung oder Verminderung des Reichthums.«

»Der Klerus hatte weit mehr Grundvermögen im Osten Frankreichs als in dessen anderen Theilen, auch sind seitdem dort die Verwüstungen durch Hungersnoth und durch Armuth weit fühlbarer geworden; weil außer den allgemeinen Theilungen der Ländereyen hier diese Theilungen auch für die geistlichen Güter Statt fanden. Der Ertrag des Bodens nahm in demselben Maße ab, als die Arbeit zunahm; denn nicht die Arbeit für sich macht reich, sondern die rechte Richtung und das System der Arbeit.«

Mit der Kapitalkraft vermindert sich der Ertrag der rohen Stoffe, so wie ihre Bearbeitung; auch die Bearbeitung der Mineral-Produkte, welche sich nicht vermindern konnten, hat indirekt die nämliche Verminderung erlitten, ganz besonders, weil man zwar manche Gebäude zerstört, aber wenig gebauet hat, was sich daraus zeigt, daß der Ertrag der französischen Thür- und Fenstersteuer seit 1803 eher ab- als zugenommen hat.

Aus dem Kataster hebt der Verfasser aus, daß in Frankreich die Häusersteuer von Mühlen 3,074,955 beträgt; dagegen von Manufakturen aller Art, und Bauten in den verschiedenen Bergwerken und Steinbrüchen (als Brauereyen, Loh- und Sämischgärbereyen, Destillirhäuser, Raffinerien, Papierfabriken, Weißgärbereyen, Seilspinnereyen, Topffabriken, Ziegeleyen, Steingutfabriken, Stückgießereyen, Glashütten, Bleichen, Druckereyen, Seidenmanufakturen, Seifensiedereyen, Spiegelfabriken, Kalköfen, Salzwerken, Holzhöfen ꝛc.) nur 1,590,909. Hieraus zieht derselbe den ungünstigen Schluß, daß alle Genüsse und Gebrauchsgegenstände in Frankreich wenigstens zur Zeit des Katasters nur die Hälfte der Brotkonsumtion ausgemacht hätten,

welches Brot außerdem mehr aus den schlechtern Getreidearten als aus Weizen bestanden habe. »Aber was für Gärbereyen könnten denn auch in Frankreich errichtet werden,« sagt R. »da der Ertrag an Leder, gleich vertheilt unter alle Franzosen für einen jeden mehr nicht als ein halbes Paar Schuh austragen würde? was für Färbereyen, Webereyen ɩc. in einem Lande, welches für jeden seiner Bewohner nur so viel Wolle trägt, als für eine halbe Elle Tuch genug wäre? Und unsere Politiker sprechen von Krieg führen und Frieden schließen, um Handelstraktate zu gewinnen und freye Ausfuhr für unsre Manufakturen! Wenn wir durch Konsumtion aller unserer Produkte kaum unsre Blöße bedecken können, was würde dann werden, wenn wir unsre Tücher noch für Gewürze, Zucker oder Kaffeh vertauschten? am Ende bliebe uns wohl nichts, als unsre konstitutionellen Opinionen.«

Zum Belege einer unnatürlichen Kraftlosigkeit der französischen Industrie beruft sich Herr R. auf das Faktum, daß, als man im Jahre 1815 die Patentsteuer verdoppelte, so, daß sie statt 14 Millionen Franken nun 28 Millionen hätte tragen sollen, diese Steuer im Jahre 1816 nur 18 Millionen eintrug, woraus er folgert, daß fünf Vierzehntel, also fast ein Drittheil der Manufakturisten Frankreichs, einer so geringen Mehrauslage wegen, ihre Beschäftigung geändert hatten.

Der Nachtheil, welchen Frankreich in Folge der stattgefundenen Revolution in seiner ganzen inneren Gesetzgebung erlitten, wird auch durch eine für die drey Reiche der Natur angestellte genauere Vergleichung zwischen der Menschenzahl, die damit beschäftigt sind, nachgewiesen. Die Bevölkerung von England und Schottland beträgt nicht die Hälfte von jener Frankreichs; wäre sie aber gleich, Frankreichs Einwohnerzahl auf 28,786,911 angenommen, so würde das Verhältniß folgendes seyn:

durch den Ackerbau leben in Frankreich wirklich 19,470,000;	und würden bey gleich großer Bevölkerung in England nur leben 9,761,000;
durch Manufakturen leben in Frankreich wirklich nur 5,950,000;	und nach der verhältnißmäßig vergrößerten Anzahl in England 13,033,000;
von Renten, im Staatsdienste, der Kirche, in der Armee, als Gelehrte in Frankreich 3,366,911.	und würden leben in England 5,992,911.

Uebrigens verdient der einzelne Arbeiter in England zwey Mal so viel als in Frankreich; nämlich nicht etwa bloß nominell, sondern realiter, und wenn der französische Arbeiter acht

Weißbrote für den Arbeitslohn eintauschen kann, so hat der Engländer sechzehn. Dieß gilt für gewöhnliche Jahre; im Jahre der Noth hat sich in Frankreich der Arbeitslohn in eben dem Maße vermindert, als die Theurung größer geworden war. (Von dem großen Kapitalvermögen einer Nation hängt es ab, ob ungeachtet augenblicklicher Störungen die Nachfrage nach Arbeit dennoch größer bleiben kann, als das Bedürfniß der Arbeitenden nach Verwendung, wornach sich das Steigen und Fallen des Arbeitslohnes richtet.)

Ferner bringt Hr. N. auch noch die von den Engländern so sehr vervollkommnete Kunst, »sich auszuruhen,« d. h. Menschenkräfte durch Maschinerie im Großen zu ersparen, in Anschlag; und drückt sich für die Vergleichung mit Frankreich folgendermaßen aus: »Zwanzig Jahre lang lebte ich vergnügt, oder doch getröstet, indem ich die Aufführung jener unermeßlichen Industriegebäude sah, welche das Auge nicht in einem Ueberblick auffassen kann, und bey meiner Rückkehr (nach Frankreich) mußte ich die Pupille zusammenziehen, um jener Entdeckungen in den Winkeln ihrer Salzkrystalle gewahr zu werden, und ihre Salz-, Klee- und Schwefelsäuren anzustaunen. Auf das unendlich Kleine sind wir angewiesen; denn wo der Bauer nichts zu beackern hat, als eine Furche mit dem Grabscheid umzustechen, da muß der Manufakturist sich eines Mikroskops bedienen.«

Bey der angestellten Vergleichung der einzelnen Zweige der Manufakturen beyder Reiche, in Hinsicht auf Kunst und Bereitung, verkennt der Verfasser keineswegs, daß der Vortheil hier keineswegs überall auf Seiten des Engländers ist. So sind ihre Tücher steifer und dünner, und die Färbung ihrer Stoffe weit unter der französischen; eben so stehen ihre Seidenwaaren, ihre Teppiche, ihre Porzelläne, ihre Bronzen nach, u. s. w. Eine Rüge verdient die Einförmigkeit und das Kunstwidrige in ihren Gebäuden, wenn es anders gegründet ist, daß man von außen nicht unterscheiden kann, ob sie zu Waarenmagazinen, zum Gefängniß, zur Stallung oder zur Kirche bestimmt sind. — Hr. N. schreibt diese und ähnliche Nachtheile, außer einzelnen zufälligen und äußeren Ursachen, besonders auch der Abwesenheit von Anstalten für unentgeldlichen und ausgebreiteten Volksunterricht durch geistliche Korporationen zu, welche man sinnlos zerstört habe, da doch mit ihrer Hülfe allein Belehrung und Ausbildung mit Sittlichkeit vereint durch alle Theile des großen Ganzen sich verbreiten könnten.

Hiemit hängt auch zusammen, daß in dem reichen England im Ganzen so schlecht für die Hülfsbedürftigen, die unfähig Gewordenen, Kranken, Schwachen rc. gesorgt ist, weil es an reli-

giösen Institutionen gebricht, welche sich der Schwachen und Leidenden annehmen. »Hiefür besteht jetzt Civilverwaltung,« sagt R., »welche im Einzelnen oft ein Skandal ist, welches, wofern es bekannt wäre, Europa in Erstaunen setzen würde.«

* * *

Nicht ohne Grund theilt die vorliegende Untersuchung alle Manufakturen ab in solche, deren rohe Stoffe zugleich eine Vermehrung der Nahrungsmittel mit sich führen, und jene, wobey dieses nicht der Fall ist. Zu jenen gehören insbesondere alle, die auf Viehzucht beruhen (z. B. Leder-, Tuch-, Hut-, Pelz-Fabriken rc.), zu diesen ganz vorzüglich die auf Flachsbau und Seidenbau sich gründen. Was diese letzteren beyden Zweige des Ackerbaues betrifft, so wird bemerkt, daß sie auch im Kleinen betrieben werden können, weil selbst der ärmste Bauer etwas Lein säen, oder wo nur das Klima es erlaubt, einige Maulbeerhecken pflanzen und ein Paar Pfund Seide gewinnen kann. Ganz anders aber würden auch diese Zweige gedeihen, wenn sich Vereinigungen großer Kapitalisten, z. B. in den sechs oder acht Städten, welche für die Seidenfabrikation in Frankreich am besten gelegen sind, bildeten, um alle rohe Seide aufzukaufen, und selbst haspeln zu lassen, welches letztere von den einzelnen Bauern höchst ungleich und unvollkommen geschieht. Dadurch würde die Seide nicht nur besser werden, sondern auch die mit verstärkter Kapitalkraft und größerer Solidität betriebene Bereitung und Verarbeitung der Seide würde den Anbau selbst verdoppeln, in wenigen Jahren Frankreich von der Nothwendigkeit, die Hälfte seiner rohen Seide aus Italien einzuführen, befreyen, und die Manufakturen sich noch vermehren. — Allein es würde wiederum nach Herrn R. eine unrichtige Maßregel seyn, diese Art von Gewerben durch korporative Einwirkungen zu beleben, wenn es nicht vor allem für den Ackerbau und die Viehzucht geschehen wäre, wodurch allein die Nahrungsmittel im nöthigen Verhältnisse vermehrt werden.

Der äußere Markt kann, nach unserem Verfasser, sogar ein Zerstörer des inneren Reichthums einer Nation werden, wenn er die natürliche Ordnung seines Haushaltes und das richtige Verhältniß in seinen Produktionen stört. So scheint es ihm für England ein Glück zu seyn, daß das chinesische Reich im Jahre 1784, und noch in neuerer Zeit, auf alle Propositionen wegen Handelsverträgen nichts geantwortet hat. England würde für nichts einen Markt in China finden, als für kleine Metallwaaren und für Tücher. Hätte China bloß für jene die Einfuhr zugestanden, so würde die Ausdehnung dieses Marktes

im ungeheuren chinesischen Reiche bewirkt haben, daß ganz unverhältnißmäßig viele Familien in England sich der Gewinnung und Bearbeitung von Mineralien gewidmet hätten, welche der Agrikultur würden entzogen worden seyn. Hätte China auch Einfuhr von Tüchern gestattet, so würde die Schafzucht wieder außer dem richtigen Verhältnisse vermehrt, zu viele Aecker würden in Wiesen verwandelt, und der Getreideanbau zu sehr vernachläßigt worden seyn ꝛc.

Die aus der Fremde einzuführenden Waaren, welche nach dem Vordersatze, daß die Natur mehrentheils jedem Klima und jedem Lande seine nothwendigeren Bedürfnisse selbst bereitet, größtentheils zu den Gegenständen des Luxus gehören, zerfallen ebenfalls in zwey Klassen: solche, die Nahrung mit sich führen, und solche, die das nicht thun. Zu ersteren gehört 1. Getreide. Jedes Reich muß aber die ersten Lebensbedürfnisse selbst hervorbringen, die Hülfe des Handels ist hier unsicher und unzureichend. In den Jahren der Mißernte führt der Handel zwar sehr viel Getreide nach England, aber auch viel wieder aus, und dieser merkantile Lärm gab England mehr nicht, als was es in einer Woche verzehrt. 2. Zucker, Wein, Oehl, Kaffee, Thee, Gewürze. Ueber den Zucker stehen hier einige nähere Nachweisungen. Von 1803 bis 14 betrug die Einfuhr desselben jährlich 220,000 Tonnen (zu 20 Zentner), die Ausfuhr 50,000. Seit dem Frieden die Einfuhr nur 150,000, weil die Ausfuhr wegfiel. In Frankreich schwankt der Ertrag weit mehr; 1810 wurden 38,000 Tonnen ausgeführt, 1812 nur 5,000. — Dieses Schwanken bringt große Nachtheile hervor, indem viele Familien, welche auf solchem Handelszweige ihre Existenz begründet hatten, durch solche plötzliche Aenderungen sich ruinirt sehen; der Verfasser sieht daher den Ausfuhrhandel mit fremden Produkten für nachtheilig an. Er bewirkt auch, daß die Preise so plötzlich wechseln, indem er die sonst von selbst entstehenden Vorräthe verhindert, wodurch die unergiebigen Jahre mit den ergiebigen ausgeglichen werden können. Die Ursachen, welche den Ausfuhrhandel mit fremden Produkten bestimmen, sind ihrer Natur nach zu schwankend, um nicht mit großen Nachtheilen verbunden zu seyn; etwas anders tritt bey der eigenen Konsumtion fremder Produkte ein, welche weniger starken Schwankungen unterworfen ist.

Zu den fremden Produkten, welche keine Nahrung mit sich führen, gehört auch für England z. B. spanische Wolle und Leder aus Buenos-Ayres, welche aber nur einen sehr geringen Bestandtheil von der in England selbst produzirten Wolle und Leder ausmachen; — oder Indigo, Grapp, Kochenille, Färbe-

hölzer, Gummi, Pottasche, Soda, Grünspan, Schwefel ꝛc., welche ebenfalls nur einen äußerst geringen Bestandtheil des Werthes derjenigen Urstoffe ausmachen, bey welchen sie nöthig sind; gleiches könnte man vom Golde und Silber sagen. — Holz für Schiffs- und Häuserbau wurde viel in England eingeführt: Bau-Unternehmungen sind aber nicht als Manufakturen zu rechnen. — Die Konsumtion von Tabak ist unbedeutend, eben so wie die Einfuhr oder Ausfuhr von Kleesamen. — Ganz anders aber verhält es sich mit solchen fremden Urstoffen, worauf ganze Zweige der Manufaktur allein gegründet sind, nämlich Baumwolle und Seide. Hier kommen ähnliche Gesichtspunkte in Betracht, wie bey der Ausfuhr fremder Stoffe überhaupt, nur in sehr viel größerem Maße, weil viel mehr Existenzen auf diese Manufakturzweige gegründet sind. — Die englischen Seidenmanufakturen wurden von den französischen refugiés gegründet, sie brachten ihre, dem Boden Englands fremde Industrie nach Spital-fields, einem Theile von London, »welcher,« sagt R., »seit hundert Jahren durch seine jammervolle Armuth die Schande der reichen Hauptstadt ist.« Für die Seidenmanufaktur ist England von den fremden Ländern abhängig; bis zur Revolution wurden etwa 600,000 Pfund jährlich, meist aus Italien, eingeführt. Der Revolutionskrieg hemmte diese Einfuhr, welches die Arbeiter der Seidenfabriken zur Verzweiflung brachte. Die ostindische Kompagnie ließ jedoch Maulbeerbäume in Bengalen anpflanzen, und sicherte dadurch die Einfuhr von ungefähr der Hälfte des Bedarfs. Was die Konsumtion angeht, so ist sie in England selbst gesichert. — Letzteres ist nicht der Fall mit den Baumwollmanufakturen. Der Gebrauch der aus Baumwolle bereiteten Stoffe ist erst etwa seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Europa allgemein. Frankreich gestattete zuerst die sonst seit Eröffnung des indischen Handels um Afrika herum in allen europäischen Reichen verbotene Einfuhr der Baumwolle (aus dem Grunde, weil die einheimische Wollenproduktion im Verhältnisse zur Bevölkerung abnahm). Schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Rouen durch seine Kattunfabriken Wichtigkeit erhalten. Bald erlaubte man auch die Einfuhr der schon fabrizirten Kattune, Zitze, Mousseline ꝛc. Die Mode bewirkte ähnliches in ganz Europa. In den zwanzig Jahren vor der Revolution wurden jährlich in Europa an dreyßig Millionen Pfund Baumwolle eingeführt, und zwölftausend Ballen Baumwollenzeuge. — Frankreich verarbeitete von jener Baumwolle etwa zwey Fünftel; es führte einiges von Baumwollenzeugen aus, zahlte aber etwa zwanzig Millionen Franken mehr für die Einfuhr.

England ließ die Baumwollfabrikate aus dem nicht brittischen Indien nur unter den schwersten Zöllen zu; die aus Bengalen gegen eine mäßige Abgabe, es konsumirte etwa zweytausend Ballen. An Baumwolle war die Einfuhr zwölf Millionen Pfund, wie in Frankreich, welche es verarbeitete. — Durch die Revolution ward bewirkt, daß England die Baumwollenmanufaktur von Frankreich gleichsam erbte, und nicht nur für sich fünf Mal so viel konsumirte, sondern für ganz Europa fabrizirte.

Die Durchschnittssumme jährlich eingeführter Baumwolle in England und Schottland war:

von 1782 bis 1786 — 10,375,678 Pfund.
» 1789 » 1791 — 15,137,973 »
» 1792 » 1796 — 27,366,933 »
» 1797 » 1801 — 42,125,865 »
» 1802 » 1806 — 58,776,780 »

Die Baumwolle ist ein solcher Urstoff, dessen Bearbeitung die größten Unsicherheiten und Nachtheile mit sich führt. Die Gewinnung selbst ist sehr ungleich; der fabrizirende Staat ist abhängig von den Prohibitivgesetzen der produzirenden Länder, oder von andern Umständen, so wie Frankreich von England in Kriegszeiten. Der Gewerbszweig führt keine Nahrung mit sich; der Absatz ist schwankend nach den Schwankungen der Produktion in der Heimat und den Prohibitivgesetzen in den rivalisirenden Ländern. Die Konsumtion ist beschränkt, weil dem europäischen Klima weniger angemessen, als seine eigenen Produktionen, wie Tücher und Seidenwaaren.

Alle diese Unbequemlichkeiten erfuhr die brittische Baumwollenfabrikation in vollem Maße. Im Jahre 1807 stieg die Einfuhr auf 75,025,306 Pfund. Damals waren die Dekrete von Berlin erlassen, und die freywillige Sperre von Nordamerika eingetreten, wodurch die Einfuhr der Baumwolle aus Amerika gehemmt wurde, welche fast die Hälfte ausmachte, und außerdem der Zusammenwebung mit indischer Baumwolle wegen nothwendig ist. Das traf allerdings diesen Gewerbezweig Englands empfindlich, und die Einfuhr sank 1808 auf 43,000,000 Pfund. Armuth und Hungersnoth war das Los der darauf angewiesenen Arbeiter. Das Jahr darauf jedoch erneuerte sich die Einfuhr und die Verarbeitung mit wunderbarer Vermehrung; eingeführt wurden über 92 Millionen Pfund, und im Jahre 1810 gar 136 Millionen Pfund; aber die Konsumtion war durch das Kontinentalsystem Bonapartes und den verminderten Wohlstand in Europa größtentheils weggefallen: die Fabrikate fanden keine Käufer. Man

versuchte, sich derselben in Buenos-Ayres und Rio Janeiro zu entledigen, aber ohne Erfolg; man sandte ungeheure Ladungen nach den deutschen Häfen, welche wieder einen Ausgang darboten; aber Napoleon ließ sie verbrennen, vereinigte die Hansestädte und Oldenburg mit seinem Reiche, und sperrte neuen Ladungen den Zugang. Endlich mußte man wohl aufhören zu fabriziren, weil die Waare nicht mehr die Kosten des Transports einbrachte; im Jahre 1811 betrug die Einfuhr nur 91 Millionen, und von 1812—16 war die Einfuhr im jährlichen Durchschnitte 49 Millionen. Was ist aus dem Theile der Bevölkerung geworden, welche vorher zur Fabrizirung der 63 Millionen Pfund Baumwolle gebraucht wurden, die nun fehlten? und kann man sich unter solchen Umständen über das Elend wundern, welches sich zu Manchester und Nottingham zeigte? über die vielfältige Zunahme von Verbrechen in der Grafschaft Lancaster? über die zahlreichen Aufstände des dortigen Pöbels, wodurch Europa, irriger Weise freylich, die Sicherheit Englands gefährdet glaubte?

Es wird dem Leser für erwiesen gelten, daß die unnatürliche Vermehrung dieser Fabrikation für England selbst von offenbarem Nachtheile gewesen sey. Daß die unglaubliche Vervollkommnung der Maschinen den prekären und zweifelvollen Stand dieses Zweiges der Nationalwohlfahrt nicht aufhebt, wird auch wohl durch die Aengstlichkeit bewiesen, womit man sich eben noch ganz neuerlich nach Schärfung des Ausfuhrverbots der Maschinen umsah.— Die Manufakturen aus fremden Urstoffen haben auch noch den Nachtheil, daß sie sich alle auf einen und denselben Punkt des Reichs aufhäufen, und in Zeiten der Noth nicht von den verschiedenen Theilen des Landes eine natürliche Unterstützung und Hülfsleistung erhalten können.— Der große Pitt beging darin, wie es scheint, einen nicht geringen Fehler, daß er diese Fabrikation so sehr aufmunterte; worüber sich Herr R. in der ihm eigenen Weise so ausspricht: »Ich tröste mich nicht, daß ein Mann, wie Pitt, ein so lächerliches Vorurtheil zu dem seinigen gemacht hat; denn eine falsche Idee bey diesem Administrator anzutreffen, ist mir eben so stoßend, als eine richtige es seyn würde bey diesen unseren heutigen Faiseurs; sie würde die Harmonie ihres Daseyns zerstören.«

An einheimischer Wolle mögen 130 Millionen Pfund gewonnen werden, wozu noch 10 Millionen fremde Wolle aus Deutschland kommen, und ungeachtet der ungeheuern Zahl von Arbeitern, welche diese Fabrikation zu Leeds, Halifax, Norfolk oder Exeter anhäuft, war dort von keiner Insurrektion die Rede. Uebrigens ist der Charakter des Engländers

bey jener Noth mit in Anschlag zu bringen, der sich nicht nach den Verhältnissen zu biegen und anders zu stellen weiß; hat er Baumwolle gesponnen, so wird er eher vor Hunger umkommen, oder sich wenigstens aus Armentaxen ernähren lassen, als seinen gewöhnlichen Gewinn dadurch sich sichern, daß er einen Kanal grübe, oder einen Karren machte. Denn an Nachfrage nach Arbeit im Ganzen ist in England allemal Ueberfluß.

* * *

Der Verfasser thut im ferneren Verfolge dieser Untersuchungen noch dar, daß die vermehrte Konsumtion in England viel mehr auf Seiten der ärmeren Klassen als der reicheren Statt gefunden habe. Die Konsumtion an Wein hatte 1815 gegen 1790 um fast ein Fünftel abgenommen (zum Theil wegen der erhöhten Zölle), und da die Bevölkerung von 100 : 142 zugenommen hat, so sagt das so viel, als daß der Reiche, welcher jährlich 1000 Flaschen verbrauchte, jetzt nur 575 verbraucht. Man trinkt bemerkbar weniger, als vorhin. — Dagegen kommt auf jeden Engländer beynahe der doppelte Verbrauch von Branntwein, ungeachtet des höheren Zolls; — und ein Drittel mehr an Bier; — auch feinere Genüsse, z. B. Zucker und die Zahl der wohlfeileren Kabriolets zeigen ähnliche Resultate.

Daß Geld, welches ein Staat an den andern zahlt, den zahlenden nicht zu Grunde richtet, glaubt Herr R. ebenfalls durch das Beyspiel Englands unwidersprechlich erwiesen. Nachdem er die ungeheure Summe der gezahlten Subsidiengelder näher bezeichnet hat, beweist er, daß diese Zahlungen nicht in barem Gelde geleistet worden seyen. Die einzige gesetzliche Zahlungsmünze sey das Gold. Dieses sey aber seit 1803 fast gar nicht mehr zu sehen gewesen, es sey eine Waare geworden, die man ausgeführt oder eingeschmolzen habe. Es sey aber auch die Masse von Banknoten verhältnißmäßig zur ungeheuren Cirkulation nur klein; der Organismus der Cirkulation aber dergestalt organisirt, daß er beynahe ohne Geld und Papier bewirkt werde. Indem eine Anzahl von Rechnungsführern jeden Abend in London zusammenkömmt, wechseln sie gegenseitig die Werthe gegen einander aus, so daß eine Banknote von tausend Louisd'or oft hinreicht, um einen Umsatz von mehreren Millionen zu tilgen. — Also nicht in Gold und Silber können jene ungeheuren Summen wirklich bezahlt worden seyn: wie also? Zur Hälfte in Militärbedürfnissen, sagt Herr R., als Gewehren rc., ganz besonders aber Kleidungsstücken, Strümpfen, Hüten, Röcken, Beinkleidern, Decken, Schuhen, Sattel und Zeug — zur Hälfte in Wechseln, deren Werth durch den Handel ebenfalls in

Militärbedürfnissen schon ausgeführt worden war. Wer war es also, der diesen freywilligen Tribut eigentlich zu tragen hatte? Nicht der Ackerbauer, nicht der Manufakturist, sondern der Reiche und der Rentirer, welche alle Bedürfnisse um so theurer bezahlen mußten.

Diese Subsidien machten also England nicht ärmer, vielmehr trugen sie Anfangs zu seinem Reichthum bey, und würden es ferner gethan haben, wenn sie nicht das Maß allzu sehr überstiegen hätten. — Die Kontributionen, welche Napoleon aus anderen Ländern zog, bereicherten Frankreich nicht, nicht allein, weil die Armeen in fremden Ländern wiederum große Summen ausgaben, sondern, nach Rubichon, weil überhaupt fremde Gelder ein Land nicht bereichern, so lange dadurch nicht die inneren Quellen des Reichthums ergiebiger werden.

Am Ende des Hauptstückes ist von der mächtigen Hülfe die Rede, welche auch den Manufakturen und Gewerben aus geschlossenem Zusammenwirken zufließt. »Die Korporationen der Künste und Handwerker sind immer nur lokal, und außerhalb der Lokalitäten, die sie einnehmen, steht es Jedem frey, sein Gewerbe nach Gutdünken zu treiben. Die eine Hälfte der Stadt London steht unter der Vormundschaft einer Korporation, die andere Hälfte ist frey davon. In der einen muß man sieben Lehrjahre durchgemacht haben, und eine starke Summe an die Stadt bezahlen, um das Handwerk eines Schusters oder Schneiders zu treiben; in der andern dagegen kann man beydes seyn, ohne je ein Stück Tuch oder Leder in der Hand gehabt zu haben; das heißt Freyheit, und eine solche, die selbst kraft unserer französischen Freyheit kein Handwerker hat. Zeigt es sich aber, daß ein Gewölbe oder der Zins eines Kaufladens in der unter korporativem Verbande stehenden Stadt zu jeder Zeit doppelt so viel kostet, als in der freyen; so will ichs jedem aufs Wort glauben, daß es einige Vortheile mit sich führet, sich in jener niederzulassen.«

Gegenüber dem Interesse der Aristokratie und des ackerbauenden Theiles der Bevölkerung, wenn es jenem der Manufakturisten entgegentritt, sichert diese ebenfalls Verbindung und Association. Das Parlament besteht ganz überwiegend aus den Repräsentanten des Adels; aber darum nicht minder wird auch das Interesse des Bürgerstandes vertreten, weil jeder Stand und jedes Interesse von selbst vertreten ist, welches Reichthum und Klienten hat. — Da sich durch die ans Fabelhafte gränzenden Unternehmungen das Interesse des Pachters mit dem des Eigenthümers identifizirt, so würde der Landbau die Manufakturisten ꝛc. zu abhängig von sich machen, weil das Bedürfniß, zu kaufen bey diesem dringender ist, als bey jenem das Bedürfniß

zu verkaufen, wenn die letzteren nicht eben so gut für einen Mann stünden. Hierdurch erhalten sie fast immer den Sieg, wie der Verfasser in einem Beyspiele von 1808 nachweiset, welches statt vieler gelten kann. Damals wurden die Subsidien an Spanien mehrentheils in Decken und Kleidern aus Wolltuch abgetragen, weil deren die Spanier am meisten bedurften. Die Besitzer der rohen Wolle, die ackerbauende Klasse, gab sich das Versprechen, bey der vergrößerten Nachfrage auch die Preise zu steigern. Die Preise der Waaren werden bestimmt auf gewissen Märkten, Städten des Landes, wohin die Einwohner der umliegenden Gegend zusammentreffen, bey dem Anlasse von Pferderennen, Oratorien, Faustkämpfen oder Hinrichtungen; — dort besprechen sich dann, was die Hauptsache ist, die Adeligen und Pächter über ihre gemeinsamen Interessen, und andererseits eben so die Chefs der Manufaktur-Interessen und der Korporationen des dritten Standes. Durch die vermehrte Nachfrage bewogen, steigerten also die Gutsbesitzer den Preis der Wolle, und forderten statt 50 Sous jetzt 4 Franken; es kam deßhalb kein Verkauf zu Stande. Die Tücher wurden nun noch theurer, aber die Konsumtion nahm eben deßhalb ab: von der andern Seite erhielten die Manufakturisten und Tuchhändler Gelegenheit, ihre Vorräthe zu leeren. — Im folgenden Frühjahre erhöhten die Gutsbesitzer noch ihre Prätensionen: die Manufakturisten, ungeachtet der jetzt auch in Spanien sehr verminderten Nachfrage, blieben standhaft, und weil sie in Städten vereinigt und den Regeln einer Korporation mehr unterworfen sind, als die im Lande zerstreuten Gutsbesitzer und Pächter, so blieb auf ihrer Seite der Sieg. Anfangs wenige, dann viele Gutsbesitzer mußten, um ihre Produkte los zu werden, deren Quantität sich verdoppelt hatte, während die Nachfrage sich noch verminderte, zu unverhältnißmäßig niedrigen Preisen verkaufen; die Wolle, statt mit 4 Franken bezahlt zu werden, fiel auf 40 und 30 Sous, und diese Wohlfeilheit währte durch vier Jahre. Der große Viehbestand wird dadurch nicht vermindert, weil der Ackerbau im Großen mehr unbeweglicher Natur ist, und weil Wolle und Leder nur das Hinzukommende ausmachen, der Hauptgewinn aber in dem durch die Viehzucht vermehrten Ertrage an Nahrungsmitteln besteht.

In solcher Art zeigt der Verfasser, daß das bewegliche Eigenthum in demselben Maße gewinnt, als das unbewegliche durch große Kapitalkraft produktiver wird. — Die Interessen der Baumwollenproduktion aber würden auch durch Korporationen wenig gewinnen, weil diese keinen Gegenstand haben würden. Sie könnten den Einkauf der rohen Baumwolle, die von allen

Gegenden hergeführt wird, nicht reguliren; auch keiner Verabredung sich widersetzen, weil unter diesen Leuten, welche dieselbe hereinbringen, keine Statt finden kann.

* * *

Auch dieses Kapitel schließt mit Betrachtungen über das schon mehrfach berührte Hauptthema, und mit folgenden Unterscheidungen. »Wenn die ganze Oberfläche eines Reiches »im Großen bewirthschaftet ist, und diese großen Bewirth»schaftungen insgesammt Privatfamilien angehören, so wird »Jedermann mit einiger Industrie dort reich seyn können; aber »die geistlichen Korporationen, weil sie von keinem Grundvermö»gen unterstützt werden, vermögen dort dem Unglücke keinen »Damm entgegen zu setzen. Das Volk, ohne Führung in den »Zeiten des Glücks, wird sich Ausgelassenheiten hingeben, welche »es zum Elend führen; von da weiter wird es keine Rettungs»mittel kennen, als das Laster. Im Ganzen wird das Volk »ungeschlacht und unsittlich seyn; und das äußere Daseyn »dort mehr Solidität als Annehmlichkeit haben; »— weil der Körper der Demokratie (der Verfasser hat die von »den geistlichen Körperschaften ausfließende Veredlung und Bil»dung der unteren Volksklassen im Auge) durch jenen der »Aristokratie erstickt ist: das ist die englische Regierung.«

»Wenn die Oberfläche des Reiches nur hie und da im Großen »bewirthschaftet ist, so wird der Staat weder reich noch mächtig seyn; »aber wenn diese größeren Landwirthschaften beynahe alle geistlichen »Körperschaften gehören, so wird die Regierung manchen theokrati»schen Einflüssen offen stehen; die Erziehungsanstalten werden sich in »einem solchen Grade vermehren, daß sie ein gesittetes und geistig aus»gebildetes Volk schaffen; das Daseyn Aller wird mehr »Annehmlichkeit als Solidität haben. Der Geist »des Volkes, für alle Genüsse empfänglich, wird nach Allem »begehren, und in seinen Angriffen, um sie zu erhaschen, wird »das demokratische Prinzip zuerst das aristokratische ersticken, »wie es in Frankreich von Ludwig XIII. bis Ludwig XV. »geschah; hierauf wird es auch das geistliche Element angreifen »und besiegen; endlich die exekutive Macht mit Auflösung des »Körpers der Gesellschaft: das war Frankreich.«

»Zerstückelt sich die Oberfläche in lauter kleine Wirthschaften, »dann wird es weder geistliche, noch exekutive, noch aristokrati»sche, noch demokratische Macht geben. Die wohlgesinnten Leute ver»folgen ihre Theorien in der einen, die schlechtgesinnten in der andern »Richtung; die Anarchie der Opinionen wird weder mehr gute »noch üble Erfolge hervorbringen; Bürgerkriege und Verwüstun-

»gen sind eben so wenig mehr zu fürchten, als Reichthum und »Wohlfahrt zu hoffen stehen; die Gesellschaft wird nicht mehr »Macht haben, das Gute zu thun, als das Böse; kein einzelner »Staatskörper wird den andern mehr unterdrücken, weil es keine »mehr gibt, und das Ganze wird es kaum noch fühlen, wenn ein »Theil seiner Glieder schon in Lähmung und Betäubung gesunken »ist« u. s. w., und als solchen betrachtet er den neueren Zustand **Frankreichs**.

* * *

Im Kapitel: **vom Handel**, bekämpft Herr N. zuerst die weit verbreitete, und durch lange Herrschaft verstärkte Meinung, daß der Handel, besonders der äußere Handel, den Nationalreichthum begründe; zu welcher Annahme man durch die große Bewegung desselben verleitet werde. Nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil des Nationalreichthums ist Gegenstand des Handels. Gebäude, öffentliche sowohl als Wohnhäuser rc., auf dem Lande wie in der Stadt, kommen dem bey weitem größten Theile nach ohne Dazwischenkunft des Handels zu Stande; Ziegel, Bausteine, Bauholz wird vom Käufer oder Verkäufer unmittelbar an den Ort der Baustelle geschafft, und das fertig gewordene Haus selbst ist am wenigsten Gegenstand des Handels. So viele Stücke der Kleidung bey allen Ständen sind nicht vom Handelsstande, sondern von den Manufakturisten und Handwerkern unmittelbar erkauft, und auch diese haben in den bey weitem meisten Fällen die Stoffe selbst von andern Manufakturisten, oder unmittelbar von den Ackerbauenden erhalten, ohne Dazwischenkunft des Handels. Der Schuster kauft das Leder vom Gärber, dieser vom Schlächter, dieser den Ochsen vom Bauer u. s. w. Ein Gleiches gilt für die Nahrung; Bäcker, Müller, Schlächter, Garköche, Pastetenbäcker sind in sofern wenigstens Produzenten, als sie durch ihre Arbeit die Dinge zu etwas ganz Neuem machen. Von ihnen erhält man sie ohne Dazwischenkunft des Handels. Und auch sie erhalten größtentheils die Urstoffe durch die Vermittlung anderer Gewerbe, oder unmittelbar vom Ackerbau, ohne des Handels zu bedürfen. — Aehnliches gilt vom Ameublement, vom Hausrathe u. s. w. Auch der bloße Transport, welcher die Waaren nicht als Eigenthum an einen Dritten, nämlich nicht an einen Handelsmann bringt, dieselben weder verarbeitet noch konsumirt; dieser bloße Transport ist mehr eine Unternehmung, als ein eigentlicher Handel. Nimmt man die Ausgaben für höhere Bedürfnisse, Erziehung der Kinder rc. hinzu, so wird es vielleicht nicht übertrieben seyn, zu behaupten, daß von hundert Franken, die ein

Hausvater ausgibt, mehr nicht als drey Franken für solche Dinge ausgegeben werden, welche Gegenstände des Handels sind.

Die Bestimmung des Handels scheint nur diese zu seyn, der Arbeit die rohen Produkte, und der Konsumtion die Verbrauchsgegenstände zuzuführen, welche ohne Vermittlung des Handels nicht an dieselben kommen könnten. Zu bemerken ist hierbey, daß manche Gewerbe, so wie sie sind, einem Theile nach nur durch den Handel bestehen, weil sie mit Hülfe desselben eines sehr erweiterten Absatzes sich erfreuen. Könnte aber jene Vermittlung auf einfacherem Wege, als durch den dazwischen tretenden Aufkauf und Wiederverkauf (was das Wesen des Handels ausmacht) zu Stande kommen, so würde das für den Produzenten besser seyn, weil er selbst den Gewinn nicht mit dem Kaufmanne zu theilen brauchte; es würde aber auch für den Konsumenten besser seyn, weil er nicht zweyerley Gattungen von Ansprüchen, sondern nur einerley zu befriedigen hätte. Bleibt es jedoch bey einem regelmäßigen und natürlichen Gewinn des Handels, so wird die Bequemlichkeit, die er mit sich führt, ihm viele Vertheidiger sichern, und er die Verbindung dessen bewirken, was getrennt ist, und dennoch einander bedarf. — Bemächtigt er sich aber des natürlichen Verkehrs mehr als nöthig ist, so wird er in dem nämlichen Maße schädlicher werden, als er denselben aus seiner natürlichen Bahn bringt und umgestaltet. Bemächtigt er sich nicht bloß des Verkehrs jener Dinge, welche allerdings zum Verkehr bestimmt sind, nämlich der Erträgnisse und der Handarbeit, sondern auch des Grundvermögens, der Kapitalkraft, des unbeweglichen Besitzes selbst, um sie zum Gegenstande des Handelsgewinns zu machen, so trägt er bey, die Grundlage des Wohlstandes zu erschüttern.

Von hundert Millionen Kapitalien, wofür die income-taxe mit zehn Prozent in England entrichtet worden, kommen nur sieben Millionen auf den Handelsstand, und, strenge genommen, gar nicht bloß auf den Handel, sondern auch auf den übrigen Besitz des Handelsstandes; »denn ein Handelshaus,« sagt Rubichon, »welches keine andere Hülfsquelle hätte, als sein Handelskapital, würde eine traurige Figur machen.« Der größte Theil des Handelskapitals gehört nicht den Gutsbesitzern, auch nicht den Manufakturisten, sondern den Rentirern, Beamten ꝛc., welche gern ihre disponiblen Kapitalien in den Handel stecken, woraus sie dieselben nach Belieben zurückziehen können, und welcher höhere Zinsen abwirft, als im Allgemeinen die öffentlichen Gelder thun. — Der Handel gewinnt aber dadurch ein größeres Ansehen, daß er in den Städten zusammengedrängt ist, wäh-

rend die Manufakturen in den kleinen Städten, und die Landbebauer im ganzen Lande zerstreuet sind. Der Handel bedarf fremder Hülfen, um sich zu erhalten, des Mechanismus der Banken, der Wechsel, ausschließender Privilegien, weil der reelle Umsatz des Kapitals bey demselben langsamer bewirkt wird, als bey den ursprünglichen Beschäftigungen des Ackerbaues und der Manufakturen. Denn der Ackerbau gibt zwey Mal in einem Jahre das Kapital mit reichem Gewinne zurück; mit Recht sagte der alte Dichter vom Boden: justissima tellus. Noch schneller ist diese Rückkehr beym Thierreiche; bey der Milch so wie bey einigen Gemüsen wöchentlich oder täglich. — Der Manufakturist bedarf oft längerer Zeit, um nur das rohe Produkt in den Gebrauchsgegenstand umzustalten. Müller und Bäcker sind von allen Gewerben die schnellsten, doch können, eines ins andere gerechnet, von dem Augenblicke an, da das Getreide erkauft wird, bis es gemahlen und nachher gebacken wird, zwey Monate gerechnet werden. Daß aber aus der Wolle ein Rock, aus dem Lein ein Hemde, aus dem Leder ein Paar Stiefeln, aus dem Baumstamme ein Pult werde rc., dieses erfordert zehn Mal so lange Zeit: die Zeit für die Rückkehr des Kapitals wird bey Manufakturen im allgemeinen Durchschnitte auf ein Jahr anzunehmen seyn. — Der Gewinn vom Handelskapital dagegen, welcher eigentlich nur durch die Entfernung der Orte und die Verschiedenheit der Klimate besteht, ist seiner Natur nach noch langsamer und unsicherer.

Der innere Handel ist zwar nur ein Bestandtheil des allgemeinen Handels, aber der wichtigste und natürlichste, weil es angemessen ist, daß Angehörige einer Nation, und Einwohnern eines und desselben Reiches, welche durch die wichtigsten Verhältnisse und Bindungsmittel vereint seyn sollen, auch durch Austausch ihrer Produkte einander näher gebracht werden; und weil auch der innere Handel der Reiche eines der stärksten Mittel zur Beförderung der Produktion, und also des wahren Nationalreichthums seyn kann. Es ist aber zu bemerken, daß in einem Reiche, welches sehr verschiedenartige Produkte hat, ein viel größerer Antheil derselben dem Handel anheim fällt, als in einem anderen, welches gleichartig in seinen Erzeugungen ist. England ist dieses mehr als Frankreich, und es wird z. B. von seiner Wolle viel mehr an dem Orte, wo sie erzeugt wird, fabrizirt und konsumirt, als in Frankreich mit der Seide der Fall ist. Verhältnißmäßig ist also der innere Handel England weniger unentbehrlich, als Frankreich; auch selbst wegen der unendlich mehr vervollkommneten Kommunikation, welche den unmittelba-

ren Kauf und Verkauf, ohne Dazwischenkunft von Aufkauf und Wiederverkauf, in viel höherem Maße möglich macht.

Wenn aber von Englands Handel die Rede ist, so meint man fast immer nur seinen äußeren Handel, den bewunderten Welthandel. Nach des Verfassers Meinung sind die Ansichten, welche die meisten Neueren von der Wichtigkeit des äußeren Handels für die europäischen Reiche und für England insbesondere hegen, im höchsten Grade übertrieben *). Von 1804 bis 1813 konnte keine Nation Handel treiben, ohne die Genehmigung Englands. Der Zwischenhandel dieser Macht wurde zwar etwa zu einem Viertel durch Mitwirkung neutraler Schiffe zu Stande gebracht, aber nur so, daß das Entrepot dieses ganzen Handels England war, wohin alle fremden Produkte von Engländern aufgekauft, und an Fremde wieder verkauft, zuvor importirt werden mußten. Die Quantität dieses Handels kann daher nach der Exportation berechnet werden. Indem Herr Rubichon diese Berechnung anstellt, findet er, daß der Antheil Frankreichs an diesem Welthandel in den fünf Jahren vor der Revolution beträchtlicher war, als jener Großbritanniens in der erwähnten Periode von 1804 bis 1813. So kamen im jährlichen Durchschnitte für diese Zeit auf England als Exportation in die europäischen Häfen nur 360,000 Zentner Kaffee, auf Frankreich kamen früher 1,100,000 Zentner; auf England im besagten Zeitraume 430,000 Zentner Zucker, auf Frankreich früher 1,400,000. An indischen Baumwollzeugen wurden von England exportirt 15,000 Ballen, ein Drittel mehr als früher von Frankreich. An Indigo führte England 1,800,000 Pfund aus, Frankreich in jener früheren Zeit etwa 1,000,000 Pfund. An Leinwand exportirte Frankreich früher doppelt so viel als England in dem er-

*) Er unterscheidet, wie billig, den Transithandel von jenem Handel, welcher mit eigenen Produkten des Reiches getrieben wird, und gleichsam nur eine Erweiterung des inneren Handels ist: dieser setzt nothwendig schon Nationalreichthum voraus, wogegen der Transithandel von armen Staaten geführt werden kann. Von diesem Transithandel bemerkt er, »daß derselbe ganz vorzüglich das »Schooßkind der modernen Philosophie gewesen sey, weil er ähn»liche Eigenschaften an sich trage, wie die Manufakturen zur Verar»beitung fremder Urstoffe, z. B. der Baumwolle; — man nehme »an, daß dieser Handel der Demokratie Reichthümer, und folglich »eine politische Macht gebe, woran die Aristokratie keinen Theil »habe. Und wirklich,« setzt Rubichon hinzu, »wenn ein Staat »bestehen könnte durch Transitohandel und durch solche Manufak»turen, die man auch Transitomanufakturen nennen könnte, so »wären Ackerbau und Adel nur untergeordnete Gegenstände.

wähnten Zeitraume. Spanische und portugiesische Weine und Jamaika-Rhum exportirte England in sehr beträchtlichen Quantitäten, zusammen etwa für 19,400,000 Franken, Frankreich nicht; an fremdem Branntwein und Liqueuren exportirte Frankreich doppelt so viel als England, und letzteres etwa 660,000 Gallonen; an fremdem Getreide, Mehl, Butter, Käse, Reiß ꝛc. exportirte Frankreich zehn Mal so viel als England; die Exportation von Färbehölzern war etwa beyderseits gleich; an fremdem Tabak war die von Frankreich noch ein Mal so groß als von England; an Gewürzen kommt auf England vier Mal so viel, etwa für 4 Millionen Franken; auf Frankreich für 1 Million Franken; — Hanf und Lein exportirte nur England; — an fremdem Eisen, Kupfer ꝛc. exportirte Frankreich drey Mal so viel; — an Thee exportirte England etwa 500,000 Pfund, Frankreich früher drey Viertheile dieser Summe; an roher Baumwolle England etwa 1,400,000 Pfund, Frankreich dagegen sieben Mal so viel; an indischen und chinesischen Seidenzeugen war die Exportation ungefähr gleich; an Kocheniлle führte England aus 70,000 Pfund, Frankreich etwas mehr; an trockenen Südfrüchten exportirte Frankreich doppelt so viel wie England; — an raffinirtem Zucker bereitete und exportirte England 480,000 Centner, Frankreich nur 20,000 Centner; und an Baumwollfabrikaten England etwa sechs Mal so viel als Frankreich. Vergleicht man den Handel beyder Reiche in derselben Epoche, nämlich den vier Jahren vor der Revolution, so zeigt sich zum Theil das Verhältniß noch viel auffallender. Auf jene von Frankreich exportirten 1,100,000 Zentner Kaffee exportirte England damals nur 26,000 Zentner; — auf die erwähnten 1,400,000 Zentner Zucker, England nur 157,000 Zentner u. s. w.

Mit diesen und ähnlichen Daten begründet nun Herr Rubichon die allgemeine Behauptung, daß der Transitohandel Englands, des reichsten Landes von Europa, in den letzten Jahrhunderten weit weniger beträchtlich, als jener von Frankreich, Spanien und Holland gewesen sey. — Er berechnet, daß der Transitohandel Frankreichs während des Friedens von 1714 bis 39 das Doppelte, von 1749 bis 55 das Dreyfache, von 1764 bis 75 das Vierfache, und in den fünf Jahren vor der Revolution sogar das Fünffache des Transitohandels von England ausgemacht habe.

Der Transitohandel ist aber aus dem ganz einfachen und, wie es scheint, entscheidenden Grunde kein richtiger Maßstab für den Reichthum eines Landes, weil ein Reich von den eingeführten

Gütern um so mehr wieder ausführt, als es weniger konsumirt. Um S. Domingo mit nöthigen Lebensmitteln zu versehen, trieb Frankreich vor der Revolution etwa um 50 Millionen Franks Transithandel, indem es den entsprechenden Theil des dortigen Zuckers gegen gesalzenes Fleisch, Butter und Käse im Norden, gegen Oehl, Reiß, trockene Früchte ꝛc. im Süden umsetzte; gewiß ein geringeres Zeichen von Reichthum, als wenn Frankreich jene Lebensmittel selbst produzirt, und jene wieder ausgeführte Quantität Zucker selbst konsumirt hätte. — In den Jahren 1783 bis 90 führte England ein, im Durchschnitte jährlich 1,800,000 Zentner Zucker, wovon es 1,650,000 Zentner selbst konsumirte, und nur 150,000 ausführte; — Frankreich dagegen führte noch mehr, nämlich 1,900,000 Zentner ein, konsumirte aber nur 500,000 Zentner, und führte 1,400,000 Zentner wieder aus. »Bringt man hierbey die Volksmenge in »Anschlag, so hatte ein jeder Engländer damals jährlich zwanzig »Pfund Zucker zu verzehren, und gegenwärtig 30 Pfund; die »Franzosen dagegen hatten damals auf den Kopf anderthalb Pfund »und neuerlich hat jeder ein Paar Unzen zu saugen.« — Also Hr. Rubichon, und er glaubt sich aus solchen Betrachtungen berechtigt zu behaupten, daß der größere Transithandel vielmehr ein Zeichen von Armuth als von Reichthum eines gesammten Reichs sey.

Wie wenig beträchtlich der Transitohandel in Vergleichung mit dem gesammten Nationalvermögen Englands sey, weist Hr. R. aus verschiedenen Vergleichungen näher nach; und insbesondere daraus, daß derselbe bey dem ungefähren Betrage der transitirten Güter von 433 Millionen Franken, und nach der Annahme des Kaufmannsgewinns von 10 p. Ct. der Besteuerung aber zu einem Sechstel des Gewinnstes (nach der gewöhnlichen Berechnung, daß die Regierung durch direkte sowohl als indirekte Steuern ein Sechstheil des Handelsgewinnstes für sich beziehe), nur 7½ Millionen Franken an Steuern abgeworfen haben könne, welches der vierhunderte Theil der jährlichen Staatseinnahme vom Jahre 1811 bis 1815 gewesen sey.

Noch wird ausgeführt, daß die Sperrung des Kontinents, um England den Transitohandel zu nehmen, ein lächerlicher Gedanke sey, und immer seyn müsse, weil nämlich die europäischen Produkte, welche durch jenen Transitohandel gegen die Produkte Asiens und Amerikas, namentlich Zucker, Kaffeh, Baumwolle und Indigo umgesetzt werden, auch in andern Ländern gewonnen werden können; auf den Inseln des Mittelmeers, in Ostindien oder in andern Theilen der fremden Welttheile,

und weil sie ohne Zweifel unter ähnlichen Umständen auch wirklich dort wieder angebauet werden. Die europäischen Waaren werden theuer, Grund genug, ihren Anbau anderswohin zu verpflanzen, und ihn anderswo zu vermehren. »Der europäische Kontinent konnte also England durch keine Art von Anstrengung seinen Transitohandel nehmen; und hätte er dieses gekonnt, so wäre dieses Reich deßhalb weder weniger reich, noch weniger mächtig.« Und am wenigsten wäre es der Transitohandel mit ostindischen Produkten, dessen Verlust dieses Reich darniederbeugen könnte. Der Verfasser gibt (p. 358 — 371) eine detaillirte Untersuchung des indischen Handels, und findet, daß der ganze Betrag desselben im Durchschnitte von 1804 bis 1813 für England jährlich etwa 63 Millionen Franken ausgemacht habe, und daß wegen der durch die Zeitverhältnisse bewirkten Ausschließung anderer Nationen von den indischen Märkten, die indischen Produkte, namentlich der Indigo und die Baumwollzeuge sich in England in so großen Quantitäten anhäuften, daß bey weitem nicht der gewöhnliche Kaufmannsgewinn, sondern vielmehr Verluste, selbst für die mächtige ostindische Kompagnie damit verbunden gewesen sind. Und doch ist der ostindische Handel bey der Besteuerung gegen Westindien so ungemein begünstigt! Die Kompagnie hat am chinesischen Handel etwas mehr gewonnen, als sie am indischen verloren hat; aber der ganze Gewinn von beyden durch zwanzig Jahre, war jährlich etwa 7,547,290 Franken; die Kompagnie erklärte aber, diesen Gewinn in Territorialerwerbungen in Ostindien aufgewendet und noch Schulden gemacht zu haben *).

Auch den zu Gunsten der eigenen Konsumtion geführten Handel betrachtet der Verfasser, und erkennt nicht bloß an, daß er die Genüsse vervielfältige, sondern auch, daß im Allgemeinen der Handel zwischen Volk und Volk nach höheren Gesichtspunkten, als denen des materiellen Gewinnes und Verlustes, beurtheilt werden müsse. Was aber diese materiellen Beziehungen

*) Der Darstellung des Herrn Rubichon zufolge senden die Engländer jährlich etwa funfzehn Schiffe nach Canton in China, einem Reiche, wo sie gar keinen Einfluß ausüben, wogegen sie in Indien Souverains sind, und bis auf ein Fünftel etwa, den ganzen dortigen Handel allein haben, und während die englischen Schiffe zwischen Tunkin und dem Kap der guten Hoffnung nur aus drey Häfen auslaufen, nämlich Calcutta, Madras und Bombay, so war doch die Zahl der von dorther zusammen nach Europa jährlich ausgelaufenen Schiffe von 1804 bis 1813 nur 28, zu 675 Tonnen.

betrifft, so glaubt er auch hier, in Ansehung des ganzen äußern Handels, viele herrschende Ansichten und Vorurtheile erschüttern zu können: den äußern Handel überhaupt als eine der vorzüglichsten, wohl auch als die vorzüglichste Quelle des Nationalreichthums anzusehn, dieses namentlich in Ansehung der handeltreibenden Völker, im Gegensatze gegen ackerbauende oder gewerbetreibende Völker als Grundsatz aufzustellen; die vortheilhafteste Handelsbilanz als die rechte Geldquelle für ein Land zu betrachten, und die Gewinnung derselben als eine der Hauptaufgaben der Staatsführung darstellen; insbesondere von England alles dieses glauben, solches dürfte wohl die am weitesten verbreitete Meinung bezeichnen. Aber auch für den gesammten äußern Handel glaubt Herr Rubichon darthun zu können, daß England, obwohl der reichere Staat, vor der Revolution denselben in geringerem Umfange und Betrag geführt habe, als Frankreich.

Den Werth, das Umsatzkapital der in Großbritannien und Irland eingeführten Waaren berechnet er für das gewöhnliche Jahr im Zeitraum von 1804 bis 1813 nach den Douanenlisten auf 663,800,000 Franken; — und mit Hülfe derselben Douanenlisten, welche die als Gewerbsteuer vorher von den einheimischen Produkten bezogene Abgabe, so wie die Rückbezahlung für die Abgaben auf eingeführte Waaren verzeichnen; und für die wenigen Artikel, welche nicht in diese Kategorien fallen, nach approximativen Anschlägen, berechnet er den Betrag der Ausfuhr auf die gleiche Summe (pag. 330 — 336). Nimmt man nun 10 p. Ct. als den gewöhnlichen Kaufmannsgewinn, und ein Sechstel desselben für das Steuerquantum an, welches der gesammte Handel durch direkte und indirekte Steuern aufbringt, so würde das allerdings die Summe von 11,063,333 geben; bedenkt man aber, daß die Ausgabe des Reichs in derselben Epoche jährlich fast drey Milliarden, das ist, fast drey tausend Millionen im Durchschnitte, also über 250 Mal so viel betrug, so kann dieses einen Begriff geben, daß das Umsatzkapital des Handels nur einen sehr geringen Theil von dem gesammten Reichthume Großbritanniens ausgemacht haben könne.

Was die vortheilhafte Handelsbilanz betrifft, so ist in den gewöhnlichen Vorstellungen hierüber ebenfalls viel Täuschung. Es tritt hier größtentheils bloß fiktiver Geldwerth ein, indem der Umlauf des baren Geldes von ganz andern Bedingungen abhängt; und dieser fiktive Geldwerth kann zwar nominell einer Seite vortheilhaft seyn, in der reellen Bedeutung aber nie auf lange. Im großen Tauschverkehre zweyer Nationen kann auf die

Länge hin die eine nicht mehr von der andern nehmen, als das erhaltene ihr werth ist; nicht mehr, als sie dafür zurückgibt, an eignen oder von dritten schon eingetauschten Produkten.

So soll man allen Verkehr nicht bloß in dem fiktiven Geldbetrage, sondern in dem wirklich dadurch bewirkten Umsatze der Güter betrachten. Man findet dann auch leicht, daß die Nation, welche durch innern Umsatz verschiedenartiger Güter meistens alle ihre Bedürfnisse selbst befriedigen kann, also die reichste ist, am wenigsten äußern Handel zu treiben braucht.

Was aber das bare Geld betrifft, so ist die Masse desselben bekanntlich ganz unabhängig von der Masse der geprägten Stücke in einem gewissen Zeitraume, weil dasselbe Gold und Silber vielfältig umgeprägt wird; und noch mehr unabhängig von dem nominellen Handelskapitale, worin die Geschäfte abgeschlossen werden; endlich unabhängig von dem Reichthume des einzelnen Landes, worin es in größerer oder geringerer Masse zirkulirt. »Jeder, der die Thatsachen und nicht bloß die Bücher studirt hat,« sagt Hr. Rubichon, »wird sich überzeugen, daß niemals im nämlichen Augenblick in Europa eine Zirkulation von 300 Millionen Franken in baren Gold- und Silberstücken Statt gefunden hat.« Möchten Andere diese Angabe in Zweifel ziehen, so wird doch niemand irgend bezweifeln, daß die Summe des wirklichen zirkulirenden Goldes und Silbers, an den ungeheuren Ausgabenetat der großen Reiche gehalten, durch ihre Kleinheit, Erstaunen erregen würde! — Es können ferner Staaten ärmer seyn, wo mehr bares Geld ist, und der reichste von allen, England, ist dahin gekommen, so zu sagen, fast keines baren Geldes zu seiner Zirkulation zu benöthigen.

Man rechnet, daß Brasilien und Peru seit hundert Jahren jährlich 100 Millionen Franken an Gold und Silber nach Europa liefern, wovon 70 Millionen nach Indien und China gehen, wo man des Goldes und Silbers sich zu vielfachem Gebrauch bedient. Von den übrigen 30 Millionen wird für Gold- und Silberarbeit ein sehr großer Theil konsumirt; ein gewisser Theil, der aber nicht so sehr beträchtlich ist, wird zur Vermehrung des baren Geldes angewendet, und mag dadurch das nominelle Theurerwerden der Waaren, auch derer welche sich nicht vermehrt haben, bewirken. Ein anderer, viel stärkerer Grund des Theurer- oder Wohlfeilerwerdens liegt in den ökonomischen Verhältnissen selbst. Je mehr ein Staat an Reichthum zunimmt, um so mehr nehmen die Waaren im Preise ab, und je mehr er verarmt, desto theurer werden sie. Nämlich, in dem reicher gewordenen Staate gibt dieselbe Arbeit einen größern Antheil an

den Gütern des Lebens; der Arbeiter, welcher in England 1715 täglich so viel Geld erhielt, daß er dafür 10 Pfund Weißbrot kaufen konnte, erhielt im Jahre 1750, 12 Pfund; im Jahre 1790, 16 Pfund, und im Jahre 1815 endlich 24 Pfund, und so gibt jede Art von Arbeit, herabsteigend bis zu den Leistungen, die gar kein Talent erfordern, und hinaufsteigend zu denen, welche die größten Studien erfordern, einen doppelten, dreyfachen oder noch höheren Gewinn in reellen Gütern des Lebens.

Was das bare Gold und Silber betrifft, so wird es nicht bloß von demselben Staate häufig und wiederholt umgeprägt, sondern immer kommt bey niedrigem Stand des Wechselkurses viel bares Geld aus dem Lande, wohin mehr verkauft, als von dort erkauft wird, und es ist vortheilhaft, dasselbe in eigne Münze umzuprägen. Wenn z. B. zu Paris der Kurs zu 18 Fr. das Pfund Sterling steht, so kann die Münze zu diesem wohlfeilen Preise englische Guineen einkaufen, und mit großem Vortheile dieselben in französische Louisd'ore umprägen. Solches geschah wirklich von 1810 — 13, und im Jahre 1817 bis 18 aufs neue mit den englischen Souverainsd'or; und ein Theil des französischen Silbergeldes wurde mit spanischen Piastern geprägt. Aehnliches geschah in andern Epochen in England; namentlich zwischen 1814 und 17, wo aus den wohlfeil zu erhaltenden 20 Frankenstücken in London für 85 Millionen Souverainsd'or geprägt wurden etc. Die Douanenregister thun von dieser beständigen Wanderung des Goldes und Silbers keine Kunde; weil darin nur die Importation angegeben wird, nicht aber die Exportation, welche heimlich geschieht.

»Was soll man nun sagen,« frägt unser Verfasser, »von der durch Herrn Necker zu seiner Zeit bekannt gemachten Berechnung des öffentlichen und Privatreichthums in Frankreich, welche sich auf die Annahme stützte, daß zwey Milliarden und 200 Mill. Fr. in barem Gold und Silber zirkulirten? Was von dem Pathos, womit er sich ausließ über den Geiz der Reichen, welche das Gold nach und nach begraben und es so selten gemacht haben sollten? Dieser Mensch, welcher von Finanzen und Staatsverwaltung ungefähr in der Art sprach wie Sganarell von Medizin, nahm den Beweis für solche Behauptungen in den Registern der Münze, hielt 300 Millionen für verloren, und dachte nicht, daß während der achtzig Jahre, für welche er die Summen der geprägten Münzen zusammen zählte, manche Gold- und Silberstücke vielleicht achtzig Mal von Louisd'ors in Guineen, und von Guineen in Louisd'or umgestaltet worden waren etc.

* * *

In nicht minder anziehender Weise und mehrere neue Aufschlüsse gewährend, behandelt Hr. Rubichon auch die Verhältnisse der Kolonien in dem letzten Kapitel dieses Bandes, und insbesondere die sehr verschiedenen Grundsätze, nach welchen Ostindien und dagegen das brittische Westindien, und wiederum die französischen Kolonien verwaltet wurden. Das brittische Westindien wird hier in Nachtheil gestellt. Der beschränkte Raum hindert uns an einer ausführlichen Mittheilung auch der hier behandelten Gegenstände.

Art. VII. Oesterreichs Militärverfassung in ältern Zeiten. — Von Franz Kurz, regul. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Linz, bey Cajetan Haslinger, 1825.

Die Wiener Jahrbücher der Literatur haben seit ihrer Gründung die verdienstvollen kritischen Forschungen des Verfassers ununterbrochen verfolgt, — der I. Band 49—62: »Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht,« mit einem Rückblick auf Kurzens frühere Arbeiten, nämlich auf die Geschichte der Landwehre in Oesterreich und auf die Beyträge zur Historie des Landes ob der Enns, in den uns das römische Laureacum und die nachmalige Villa Lorch, die Ennsburg und das alte, höchst wahrscheinlich bis auf S. Severin, dieser Gegenden Apostel, hinaufreichende St. Florian, mit den Stürmen der Völkerwanderung, mit der hunnivarischen und magyarischen Verwüstung und einige Vorspiele und Episoden des unheilvollen dreyßigjährigen Krieges vor Augen gestellt wurden, das Passauer Volk mit seinen argen Passauer Künsten und der oberennsische Bauernkrieg unter Stephan Fadinger und Achatz Willinger, zugleich mit einer reichen Ausbeute von Urkunden. — Der II. Band, 48—68, würdigte des Chorherrn Kurz, »Oesterreich unter Friedrich dem Schönen; der VII. 307—321, und der XVI. 53—64: »Oesterreich unter Friedrichs Bruder, Albrecht dem Lahmen oder Weisen, und unter seinem Sohne Rudolph IV., dem Stifter der Wiener Hochschule und des Stephansdomes; — endlich der XXI. 1—18, Kurzens Geschichte des österreichischen Handels in den ältern Zeiten. — Das vorliegende Werk weiht sich dem Wehrstande, oder wie es hier mit einem sehr modernen Ausdruck heißt, der Militärverfassung Oesterreichs. — Darauf soll die alte Gerichtsverfassung folgen: in Wahrheit ein äußerst wichtiger Beytrag zur Pathologie und materia medica der Völker: zur Gesetzgebung. Aber wir können nicht umhin, den

lebhaften Wunsch auszudrücken, es hätte dem Verfasser noch eher gefallen mögen, uns auch ein Oesterreich unter Albrecht dem III., dem IV. und dem V. zu geben, dadurch die Geschichte eines höchst merkwürdigen und entwicklungsreichen Jahrhunderts aufzuklären, das sich bis jetzt vergebens nach einem quellengemäßen und verständigen Bearbeiter umgesehen hat, und die Lücke auszufüllen, die zwischen seinem Rudolph IV. und Friedrich IV. waltet (1365 — 1440, nur mehr 75 Jahre), Friedrichs unglückselige, ein halbes Jahrhundert hindurch, mit allen Gräueln der Anarchie erfüllte Regierung hat der Verfasser beynahe vor anderthalb Jahrzehenden behandelt.

Die ersten fünf Hauptstücke dieses Buches, S. 1 — 255, widmen sich der Einleitung, das sechste und siebente, 255 — 408, dem Wehrstande Oesterreichs insbesondere. — Bey aller herzlichen Verehrung für des Verfassers unbestreitbares Verdienst und für seinen nüchternen, besonnenen Geist, gestehen wir aufrichtig, daß uns dieses sein Werk im Ganzen als das schwächste erscheine und hie und da gemino bellum trojanum ab ovo ausgesponnen dünke. Die langen Wiederholungen aus Tacitus und Cäsar über die Sitten der alten Germanen, über ihre Weiber, ihre Gastfreyheit, ihren Adel, ihr Fehderecht, scheinen uns bereits von Andern tiefer ergründet und blühender ausgemalt, und keinerley neue Ausbeute hinzugetreten. — Ein Gleiches gilt von den Veränderungen der germanischen Verfassung im weiten Frankenreiche der Merowingen, und vom dritten Hauptstücke über den Heerbann, in denen insbesondere Oesterreich nichts betrifft, als etwa die Aufgebotsbefehle an die, auch dießseits der Enns reich begüterten baierischen Klöster Altaich, Tegernsee, Illmünster, Kremsmünster, Monsee. Die Theilung der Kinder aus den Ehen der Ministerialen ist eine altbekannte Sache, dankenswerth aber die Mittheilung einer noch von 1311 datirenden solchen Theilungsurkunde zwischen Friedrich dem Schönen und dem Salzburger Erzbischofe Konrad über die aus der Ehe Kunzens von Goldeck mit der Tochter Rudolphs von Liechtenstein entspringenden Kinder. Da Oesterreich schon durch die große Fridericianische goldne Bulle für den neuen Herzog Heinrich Jasomirgott, ein geschlossenes Gebiet wurde, und nach dem Wortlaute des besagten Briefes solches Vorrecht auch auf alle neue Erwerbungen übertrug, konnte es keinen andern als landsäßigen, dem Herrn des Landes lehenspflichtigen oder ministeriellen Adel zählen. Es dürfte kaum möglich seyn, einen eigentlichen Dynasten auf freyem Allod, einen virum summae oder egregiae libertatis innerhalb seiner weiten Marken zu finden, und wenn der Münch-

ner Reichs-Archivsdirektor Ritter von Lang mit Recht bemerkt, vom höheren Reichsadel im alten Sinne, sey in Baiern nichts mehr übrig, als Oettingen und Ortenburg, so könnten wir dieß in Oesterreich noch um viel bestimmter sagen, und zu jener Klasse wahrscheinlich nur drey spät eingewanderte, wenn schon in Frieden und Krieg hochverdiente Geschlechter mit publizistischer Richtigkeit zählen: Fürstenberg, Schwarzenberg und Salm.

Wie viel der Vasall noch höher stand, als der Ministerial, wird hier gründlich bemerkt, auch wie frühe sich unter den Ministerialen allerley Stufenfolgen festsetzten, »pars major et melior ministerialium, edle Dienstherren der Lande zu Oesterreich und Steyer,« welche Landministerialen sich der Reitersiegel bedienen durften, die Hofämter, der Marschall, der Truchseß, der Schenk, der Kämmerer xc, welche Hofämter aber keineswegs immer gerade eine Zierde der ältesten und mächtigsten Geschlechter, sondern gar oft auch ganz neuen Leuten verliehen wurden. In den alten Häusern, die die herrnlosen und rechtlosen Tage des großen Zwischenreiches und beym Uebergange von Ottokar und Rudolph, eine kurze Morgendämmerung von Reichsfreyheit gesehen, aus der aber nie ein Tag geworden, zuckte noch zu viele Macht und zu viel Trotz auf. Es war überhaupt ein eigenes Schicksal des ursprünglichen Landadels von Oesterreich, mehrmals von Fremden verdrängt zu werden, die als Höflinge der neuen Fürsten in diese Gauen kamen: — so unter Rudolph I. und seinem Sohne Albrecht, die Schwaben, die uns schon Ottokar Hornecks Reimchronik im scharfen Gegensatze mit den Landherren und mit dem, vorzüglich in dem reichen, lebensvollen Wien mächtig emportreibenden Munizipal-Regiment darstellt, und die der Bequemlichkeit unserer Genealogen einen eben so frequenten und willkommenen Hintergrund darboten als die zwey und dreyßig Söhne des Grafen Babo von Abensperg; — unter Friedrich IV. nach Ladislaws Posthumus Tode, die Inneröstreicher, die noch heut zu Tage den vorzüglichsten Hofadel Wiens ausmachen, und zu denen nebst Dietrichstein, Wurmbrand, Herberstein, Windischgratz, Saurau, Breuner xc. auch die Stuchse von Trautmannsdorf, ja auch die Liechtensteine zu rechnen sind, die durch Ottokar und Ferdinand II. auch in Mähren und Böhmen gewaltig wurden. Die Epoche, welche die Böhmen unter Ottokar, die Spanier unter Ferdinand I. und Maximilian II. in Oesterreich machten, war nur vorübergehend. Aus den letzteren haben sich nur die Hoyos im Glanze erhalten. Mit

Friedrich IV. kamen aber auch bloße Hofleute, bald in dem ersten Range, die Prüeschenk, die Rogendorf, die Eggenberge, Münzmeister von Graz, die man die Fugger Oesterreichs nennen könnte, und die viel früher als die Fugger, Fürsten und Herzoge wurden. Ueberhaupt gab seit der Entdeckung der neuen Welt und seit Maximilian I. unaufhörlichen auswärtigen Kriegen, das Geld allmälich Alles, selbst einen historischen Adel. Die damalige Genealogie war erfindungsreich genug an Herleitungen aus Rom, ja aus dem Morgenlande! Sie und die Heraldiker boten sich überall auf halbem Wege die Hand, und war nur erst ein Vierteljahrhundert über ihre Träumereyen hinweggegangen, so kehrte sich das ganze Verhältniß um, und es wurde daraus ein mächtiger Beweisgrund, was selbst unerweislich war. In und um die Hauptstadt wird und muß der Weizen der Fremden und selbst der Glücksritter und Emporkömmlinge immer am üppigsten blühen. Die Partheyung und der Bürgerzwist der Reformation und ihr blutiger Ausbruch im 30jährigen Kriege trieben die Sache auf ihren Gipfel. Acht und Konfiskation traten hinzu und vom ganzen mächtigen Adel des Landes unter der Enns aus den Tagen der Babenberger, sind heute die Hackelberge ganz allein noch übrig. Es war (wie es in Schillers Wallenstein heißt), »ein großer Augenblick der Zeit, dem Tapfern günstig, dem Entschlossenen, wie Scheidemünze ging von Hand zu Hand, tauscht »Schloß und Stadt den eilenden Besitzer, uralter Häuser Enkel »wandern aus, ganz neue Wapen kommen auf und Namen.« — Wie durch ein Wunder haben sich die Starhemberge oder Herrn von Steyer aus den Tagen Leopolds des Tugendhaften und Glorreichen, in die unsrigen herübergerettet durch alle diese Stürme, von denen sie die Unruhen der Flacianer von Efferding aus, selbst erregt und genährt.

Was der Verfasser von den fabelhaften Stammbäumen sagt, die man in vielen alten Schlössern finde, worin die Stammväter edler Geschlechter schon im achten und neunten Jahrhundert mit ihren jetzigen Namen erscheinen, das unterschreiben wir vollkommen. — Geschlechtsnamen kommen erst in den letzten Tagen Heinrichs IV. zum Vorschein: die Urkunde von S. Lambrecht von 1104, worin ein Rupprecht von Dietrichstein erscheint, ist gewiß eine der ältesten in dieser Hinsicht und verdient in Lehrbüchern der Diplomatik unter den Beyspielen dieser Art zu stehen. Noch um mehrere Jahre höher geht der Theodericus de lapide Theoderici in Urkunden von S. Paul hinauf, ein Dietrichstein wie jener Rupprecht und wahrscheinlich der Urheber dieses neuern Familiennamens. Keine

Filiationsprobe, wohl aber eine sehr plausible Präsumption geben indessen doch immer die Identität des Vornamens und der Besitzungen. Nach dem Dietrich hieß seine Burg Dietrichsstein, und so entstanden mehrere Familiennamen. Leibliche Brüder führten verschiedne Namen, jeder von seinem Hauptgute, von seiner Lieblingsburg. Mit Siegeln und Wapen steht es eben nicht fester, nicht verläßlicher auch. Bald führt jeder ein anderes, bald führen wieder alle Linien des nämlichen Hauses, ja sogar bloße Gastfreunde, Bundes- und Waffenbrüder das nämliche Insiegel. Von den unterscheidenden Beynamen sind wohl die bekanntesten: Rindsmaul, die Hunde von Kuenring, der Hund von Pottendorf, der Räuber von Pottendorf, die Esel und der Wolf von Ottenstein, der Rothhaupt von Pollheim, der Roßschopf von Pollheim, der Teufel von Guntersdorf, der Bär von Merkenstein, der Löw von Rabensburg rc. — Aus Wiens mächtigen Bürgern führten Viele ähnliche Spitznamen, die Schabenrüssel, Sparenkannst, Küßdenpfenning, Schlagnitweit; dann von ihrer Wohnung, die von den minderen Brüdern, die von der Saule, die Haarmarkter rc.; die Enenkel und die Greifsen von dem Ahnherrn Greif bey Mariastiegen, und weil ein anderer Ahn zum Unterschiede von seinem berühmten Urgroßvater, meist der Urenkel oder Enenkel hieß.

Daß der Vorzug, den die Könige, um das unbändig kriegerische Volk niederzuhalten, den Vasallen über die freyen Gutsbesitzer gegeben, sich wider sie selbst gewendet, diese Erscheinung wiederholt sich unzählige Male. Bald waren die Städte der Könige treueste Verbündete gegen der Großen Uebermuth, und gar bald begingen die Fürsten im Munizipalwesen den nämlichen Fehler. Auch dort waren dem kurzsichtigen Despotism die alten, reichen Geschlechter, die Erbbürger, ein Stein des Anstoßes und Aergernisses, und der immer weitern Ausdehnung der landeshoheitlichen Macht, auf Kosten der alten, städtischen Rechte, allzu sehr im Wege. Unvorsichtig begünstigten nun die Fürsten die Handwerker und das gemeine Volk wider den Rath, wider die Reichen, wider die regimentsfähigen Geschlechter. Die pars sanior und senior kam aus der Mehrzahl und aus dem Uebergewicht, die bloße Zahl der Köpfe entschied, »so viele Köpfe, so viele Sinne« und die Herrschaft demagogischer Ränke war entschieden.

Der Bürgerstand schwang sich in Wien schon unter Leopold dem Glorreichen zu einer damals noch in Deutschland ungewöhnlichen Höhe empor. Viele Bürger trugen persönliche Ritterwürde. Viele Ritter geizten nach dem Bürger-

rechte der gewaltigen Stadt. Die Bürger trugen Lehen und genossen in Zeugenschaft oder Klage vor Gericht, schon durch Leopolds Stadtrecht von 1198, Vorrechte, die ihnen Rudolph von Habsburg ausdrücklich bestätigte vor dem Entscheidungskampf im Marchfelde, in welchem Ottokar diese Lande, den Sieg und das Leben verlor.

Daß ein Vasall die Herren wechselte, konnte, wenn er auch das Lehensgut aufgab, ganz in der Ordnung geschehen und der heutige Begriff von In- und Ausland existirte nicht unter dem gemeinsamen Kaiser und Oberherrn. — Der Kampf zwischen den großen Vasallen und dem Könige war in allen Ländern gleichzeitig. In Spanien, in Frankreich, in England endigte dieser Kampf endlich mit dem vollständigen Siege der auf den Trümmern der Feudalaristokrazie befestigten Königsmacht, so schwierig auch dieser Kampf in der pyrenäischen Halbinsel durch die gleichzeitig den Ungläubigen zu leistende Gegenwehr und in Frankreich dadurch wurde, daß der mächtigste Vasall zugleich König von England und Mitbewerber um die französische Krone selber war. Nur im heiligen römischen Reiche germanischer Nation, in Deutschland, in Italien, schlug der Kampf völlig entgegengesetzt aus. Die Reichsämter, die großen Reichslehen wurden erblich und die Kaisermacht sank immer mehr zum dürftigen Schattenbild herab.

Die Zeit der ersten Einführung der Söldner war schrecklich. Kein Feind konnte dem Lande schrecklicher seyn, als diese Beschützer und Vertheidiger. Wir haben in Oesterreich viele urkundliche Beyspiele, daß unzählige Dörfer aus Furcht vor diesen Wütherichen verlassen worden und nicht unbedeutende Landstrecken ganz wüst und öde gestanden sind. — Hoffentlich zum letzten Male wird hier S. 242 die oft wiederholte Frage berührt, von dem staatsrechtlichen Verhältnisse der Markgrafen zu den Herzogen überhaupt und insonderheit der Ostmark wider die Magyaren, zum Herzogthume Baiern; auch in diesen Jahrbüchern mehrmals urkundlich erörtert (IV. Anz. Bl. 1—25. V. 13; 14). — Was das frühere Verhältniß des Herzogthums Baiern zum großen Reiche der Franken und des Seitenzweiges der Agilolfinger, zu ihrem Hauptstamme, den Merwingen, betrifft, darüber dürften nun endlich die Akten in Folge dessen geschlossen seyn, was in eben diesen Jahrbüchern V. Band, Anz. Bl. 5, 12 über Gemeiners Geschichte der altbaierischen Länder bemerkt worden ist. — Mit dem Erlöschen der alten Gauenverfassung, mit der Erblichkeit der Lehen und der Amtswürden schließt der gelehrte Verfasser die lange Einlei-

tung, die weit über die Hälfte des ganzen Buches beträgt, und geht auf Oesterreich selbst über.

Das sechste Hauptstück, die Militärverfassung Oesterreichs, beginnt mit der Verpflichtung des Adels, der Freyen, der Bürger und Bauern, Kriegsdienste zu leisten. — Bis an den, von Karl des Großen Kanzler Eginhard so bestimmt als Gränzscheide zwischen Baiern und den Hunnen angegebenen Ennsfluß, hielten eben diese in weiten Ringen hausenden Avaren das Land in viehischer Unterdrückung. Der zweyte Thassilo schloß mit ihnen geheimen Bund, zur Förderung seines unglücklichen Ehrgeizes, seiner übel berechneten Unabhängigkeitsplane. Schnell endigten sie mit seinem Untergange, Baiern blieb nimmer ein Herzogthum, es wurde in Grafschaften und Markgrafschaften zerstückelt; Karl befreyte unser schönes Land, drang tief in das heutige Ungern, kolonisirte das Land durch germanische und slavische, ja durch Ansiedler aus dem entlegenen Franken und überwundenen Sachsen, setzte Kirchen und Burgen hin als Damm gegen die alte Wildheit. Die fromme Sage verehrt noch in S. Peter zu Wien und in Petronell, auf den Trümmern Karnunts und Vindobonas, oder seiner Citadelle Fabiana, Stiftungen des großen Karl. Aber seinen Geist konnte er nicht vererben, wie seine Reiche; sein Stamm verdorrte in Kindern und Schwächlingen. Noch einmal ging aus demselben, ein Kind der Liebe, wie Karl Martell und ein eben so gewaltiger Held hervor, Arnulf. Aber der rief, um dem, Lavinen gleich sich ausbreitenden Reiche Swatopluks und seiner Marchslaven zu widerstehen, einen noch gefährlichern Feind, die Ungern herbey. — Noch einmal erlag unser schönes Land der reißenden Flut aus Nordost auf ein halbes Jahrhundert. Wiederum wurde die Enns die Gränze, bis Ottos des Großen herrlicher Sieg auf dem Augsburger Lechfelde 955 die Magyaren, die ihre Schrecken bis tief in Frankreich und Italien getragen, und deren Unwiderstehlichkeit sein Vater, Heinrich der Vogler, der erste, mit Mühe und Heldenmuth gebrochen, für immer von der deutschen Erde vertrieb. Die March und die Leitha wurden nun Gränzflüsse statt der Enns, und noch unter den Ottonen stand der neu erstandenen Ostmark jener unübertroffene Heldenstamm der Babenberger vor: — in ununterbrochener Reihe zwölf ausgezeichnete, glück- und ruhmbekrönte Fürsten, zehn aber zu den edelsten Zierden deutschen Volkes in allen Zeiten gehörige Helden, jeder von Mit- und Nachwelt mit einem schimmernden Beynamen geziert: Leopold der Erlauchte, der Heilige, der Tugendhafte, der Glorreiche, Heinrich der Starke und

Heinrich Jasomirgott, Adalbert der Sieghafte, Ernst der Tapfere, Friedrich der Katholische und Friedrich der Streitbare! — Die alten Heerbannsgesetze hatten sich von den karolingischen Kapitularien herunter vererbt, die älteste auf uns gekommene einheimische Satzung ist das, vom Kanzler Ludwig und nach ihm vom Reichshofrathe Senkenberg herausgegebene österreichische Landrecht des vorletzten Babenbergers Leopold des Glorreichen, von welchem Wien auch ein Stadtrecht und Handelssatzungen erhielt, und dessen Hof in den Minnesängern und im Kampf auf der Wartburg als der erste deutscher Lande gepriesen war. Unter Ottokar, unter den ersten Habsburgern mögen der Zusätze mancherley geschehen seyn. Die alte Heerbannspflicht für den Adel und die Lehensleute bestand noch; aber statt der alten Wehrmänner oder Gemeinen freyen Gutsbesitzer erscheinen nun Bürger und Bauern, die, wenn sie der Heerfahrt nicht folgten, stärker geschätzt wurden, als die Vasallen. Die Strafe ihres Ungehorsams fiel nicht mehr dem obersten Herrn und Kaiser zu, auch nicht dem Fürsten des Landes, sondern dem nunmehr als Anführer des Gaues an die Stelle des Grafen getretenen Burg- oder Grundherrn. Von Verwirkung der Lehen ist hier keine Rede mehr. Ihm auch außer dem Vertheidigungskriege, in seinen Privatfehden und über die Landesgränzen hinaus zu folgen, dazu konnte der Herzog seinen Adel nicht verhalten. Die Rüstung, der Sammelplatz, die Verpflegung, die Marschweite sind bestimmt. Befehdete der Landesherr einen seiner Hausgenossen, Ministerialen, bloß aus Gewaltthätigkeit oder Uebermuth, so ist man ihm keine Heeresfolge schuldig; griffe aber der Dienstmann den Fürsten an, so soll dem letztern Alles beyzustehen verbunden seyn. — Die Erbauung neuer Burgen wurde möglichst beschränkt. Kirchen und Freithöfe zu befestigen wurde ganz untersagt, und doch waren es zuletzt nur diese, hinter deren Mauern und Gräben die unglückseligen Bewohner dieses Landes noch einigen Schirm fanden, gegen die unter Friedrich IV. aufs Aeußerste gestiegenen Gräuel raub- und mordlustigen Faustrechtes. — Die sich immer mehr und mehr vom gemeinsamen Reichsverband trennende, sich über die Gesetze erhebende Landeshoheit der Fürsten war größtentheils eine doppelte Usurpation über die Hoheit und Vollgewalt des Kaisers und über älteren Besitz und Recht der Feudalaristokrazie. Wie damals noch lange an kein europäisches Gemeinwesen zu denken war, so gab auch die, durch verschiedenartige Zufälle und Rechtstitel mit sehr ungleicher Gewalt geschehene Verbindung an sich sehr ungleichartiger Provinzen unter dem nämlichen Fürsten kein gemeinsames staatsrechtliches Band, noch weniger

konnten die großen Besitzer durch den bloßen Dynastienwechsel am Besitzstand und Recht verlieren. Den Krainer oder Portenauer jener Zeit kümmerten die Fehden um Weitra oder Heimburg blutwenig; er kannte diese Gegenden vielleicht kaum dem Namen nach, kein Wunder, daß er sich höchlich verwahrte, in fremde Händel (denn das waren sie ihm damals noch) eingeflochten zu werden. — Viel jüngere Begriffe in viel ältere Zeiten zurückzudrängen ist die fruchtbarste und zäheste Wurzel des Irrthumes, müssen wir auch hier wieder sagen, wie wir es schon oft gesagt haben. — Wie kann denn da die Rede seyn »von Vereinigung der ganzen Macht der österreichischen Erblande?« Erst Maximilian I. faßte in seinen Landlibellen einen solchen Gedanken. Organisch gegliedert und ausgeführt sahen wir ihn gar erst unter Karl VI. und Maria Theresia. — Verfolgung und Vernichtung des Feindes, in dem Sinne, wie es hier steht, paßt auch nicht auf jene Tage; denn mit dem Sammeln und Wiedervorführen des einmal geschlagenen und nicht leicht ersetzlichen Heerbannes war es eben eine mißliche Sache. Anders wurde es mit den Kriegen der Söldner und der organisirten Räuberbanden unter Friedrich IV., und ganz anders nach dem allmälichen Aufkommen stehender Heere. Auch ist der enge Zusammenhang ganz vergessen, in dem fast jeder Offensivkrieg mit dem allgemeinen Landfrieden stand oder doch stehen konnte. — In keinem rechten Kriege aber fehlte den Herzogen, wie der Verfasser wohl bemerkt, die Hülfe des österreichischen Adels.

Das älteste bis jetzt bekannte Aufgebotspatent für Oesterreich ist jenes Albrechts V., der mit seiner Gemahlin Elisabeth, Kaiser Sigmunds Tochter, die Nachfolge in Ungern und Böhmen und schon früher den Besitz von Mähren erworben hatte, 1426 gegen die Hussiten oder: »wider die Ketzer von Böheim.« Zuvörderst nannte die Landschaft zum Oberbefehl des Heeres sechs Adelige, aus denen der Ausschuß Graf Hansen von Schaumburg erkor; da ihn aber Krankheit hinderte, nannte der Herzog Leopolden von Krayg als obristen Hauptmann. — Aus der Bauerschaft sollten die stärksten und gewandtesten Leute, immer der zehnte Mann, ausziehen, für den die zurückbleibenden neun vollständig zu sorgen hätten. Unter den Erfordernissen der Rüstung werden insonderheit jene der in den Hussitenkriegen vorzugsweise üblichen Wagenburg dargezählt. Selbst auf dem linken Donauufer, das von den Hussiten mehrmals gräulich verwüstet worden, sollte nur erwiesene Unmöglichkeit von der strengen Erfüllung all und jeder Heerbannspflichten loszählen, unter zwanzig Personen soll seyn ein Hauptmann, drey Büchsenschützen, acht Armbrustschützen, vier

mit Spießen, vier mit Dreschflegeln. Jeder soll ein langes oder kurzes Schwert, Blechhandschuhe, einen Panzer oder Schießjoppen und einen geringen Eisenhut, jeder Büchsenschütze ein Pfund Pulver, ein Pfund Bleykugeln, dazu Ladeisen und Maß, die Armbrustschützen jeder zehn Geschosse im Köcher haben. — Jeder Wagen soll Brot mitführen für vier Schilling Pfenninge, Käs für sechzig Pfenninge, Geräuchertes, ein Viertel Rind und einen Eimer Wein. Der Vorrath darf aber nur angegriffen werden, wo an verwüstetem Orte jede andere Nahrung gebricht. — Sechs Schilling Pfenninge monatlich ist der Sold eines jeden. Die Hauptleute zahlen ihn aus. Ueber zehn, über funfzig und über hundert Wägen sind überall Hauptleute gesetzt und ein oberster Hauptmann über das ganze Zeug. — Des zu Felde gezogenen zehnten Mannes Aecker, Wiesen oder Weingärten müssen die übrigen neun bestellen. Wer den Zug versäumt, Prälat, Herr, Ritter oder auch Bürger, die auf dem Lande Holden haben, der zahlt für jeden fehlenden Mann zwey und dreyßig Pfund Pfenninge. Ein Drittheil davon gewinnt des Zuges obersten Hauptmann, zwey Drittheile der Herzog, der sie zum Besten der Heerfahrt verwenden wird. Auch die saumseligen oder betrügerischen Amtleute sollen gestraft werden. — Die Gäste (in Oesterreich begüterte Ausländer nämlich) sollen beysteuern, die Landleute alle sollen dienen einen ganzen Monat auf eigne Kosten in oder außer Landes. Stürbe einer im Felde, so will der Herzog seine Lehen auch seinen Töchtern geben, oder andern nächsten Freunden. Wer ohne Ursache die Heerfahrt weigert, dem wird der Herzog an Leib und Gut schwer bestrafen. Alle Privatfeindschaft und Fehde ist abgethan und schwer verboten so lange der Zug dauert. Im Lager soll freyer Markt seyn, und Sicherheit der Zufuhr. Die Sorge für das grobe Geschütz übernimmt der Herzog selbst. — Am letzten April wurde dieses getagt und der Friede verkündet, auf Samstag nach Johanni zur Sonnenwende der Zug ausgeschrieben. Das Heer der obern Viertel sammelt sich zu Laa um den Herzog selber, jenes der untern zu Eggenburg unter Graf Hansen zu Schaumberg und dem greisen Helden Reimbrecht von Waldsee. — Die Vergeltung der Schäden, die man im ersten Monate der Heerfahrt erleiden könnte, blieb der Gnade des Herzogs anheimgestellt. Für jeden spätern Verlust verbürgte sich Albrecht im vorhinein.

Kein geringer Reiz zum Kriege, kein unbedeutender Ersatz für dessen Kosten, waren die Beute und das Lösegeld. Da letzteres oft den Ruin einer ganzen Familie nach sich ziehen konnte (z. B. für den in der Mühldorfer Schlacht gefangenen Marschall

Dietrich von Pillersdorf forderte Ludwig der Baier 5560 Pfund Heller), ist es wohl natürlich, daß der Adel sich durch Entschädigungsreverse zu sichern strebte, und daß es gesetzlicher Landesbrauch war, daß die schätzungsmäßigen Kriegsgefangenen nicht etwa vom Fürsten sich zugeeignet würden, sondern denjenigen, die sie fingen, gehören sollten. Man suchte auch durch die Härte der Gefangenschaft schnelle Lösung, selbst durch die unmäßigsten Summen zu erpressen. — Der mit seinem Bruder Friedrich dem Schönen in der Schlacht um das römische Reich bey Mühldorf wider Ludwig den Baier gefangene Herzog Heinrich der Sanftmüthige fiel dem abenteuerlichen Böhmenkönige Johann von Luxemburg zu, und saß durch acht Wochen an schweren eisernen Ketten und Ringen in finsterem Kerker, gemeinen Missethätern gleich; und von Friedrichs des Schönen Haft auf der Trausnitz rühmen es baierische Chroniken als eine unerhörte Großmuth, daß er nicht in Ketten und Fußeisen gelegen sey! (Attamen sine compede et vinculis.) — Doch auch viele Adelige erlitten Schmach und Schaden der Gefangenschaft ohne einigen Ersatz. Rüdiger der Jüngere von Starhemberg war bey der Belagerung von Raka von Johann Swoys von Zaharadko gefangen, und nur um zwölftausend ungrische Goldgulden wieder in Freyheit gesetzt worden. Gläubiger und Schuldner starben vor der Zahlung, und zwischen den Erben entspann sich ein heftiger Rechtsstreit, der damit endigte, daß der päpstliche Legat, Lorenz von Ferrara, den jungen Starhemberg von aller Verpflichtung lossprach, weil Swoys ein Anhänger des ketzerischen und exkommunizirten Königs Georg Podiebrad und selbst ein Ketzer sey.

Von des Adels Pflicht zur Heeresfolge geht der Verfasser auf die Bürger über, die, als freye Männer, an der Stelle der alten Wehrmänner, Waffenehre genossen, und unter ihrem eigenen Stadtbanner sich den Schaaren der Adeligen anschlossen. Die Mauern der Städte gaben Freyheit vor der Leibeigenschaft und sicheren Schirm. Die ältesten Stadtrechnungen zeigen uns Ausgaben für den Ankauf von Waffen und Kriegsgeräthe, Erhaltung und Verbesserung der Festungswerke, für den Sold brauchbarer Waffenschmiede und Reisigen. — Ohngeachtet ausdrückliche landesherrliche Versicherungen das Gegentheil hoffen ließen, waren dennoch die städtischen Zeughäuser die gewöhnliche Zuflucht der landesfürstlichen Reisigen in Nothfällen. Die Zeughäuser von Wien und Wienerisch Neustadt, von Krems und St. Pölten waren seit alten Tagen berühmt. — Der

Haß des Adels gegen die Bürger und der Neid über ihren Reichthum machten die Städte desto wachsamer in allen Erfordernissen der Gegenwehr. Die Landesfürsten begünstigten sie hiebey in jeder Art. — Friedrichs II. goldene Bulle von 1237 für das zur unmittelbaren freyen Reichsstadt erhobene Wien sprach die Bürger von allen Kriegsdiensten aus, welche bis nach Sonnenuntergang dauern. Rudolph von Habsburg bestätigte dieses seltsame, bey dem freudigen Muthe und unternehmenden Geiste der Wiener Bürger oft freywillig verzichtete Privilegium. — Der Adel, der sich bald von den einsamen Raubnestern auf hohen Felsen oder im düstern Walde in die lebensfrohen Städte herabgezogen hatte, meinte Anfangs bloß ihre Annehmlichkeiten zu genießen, und sich so viel möglich von adeliger Pflicht und bürgerlicher Last los zu schrauben. Aber bald erwirkten die Bürger den Ausspruch fürstlicher Billigkeit, jeder Hausbesitzer in der Stadt müsse alle ihre Lasten ohne alle Ausnahme mittragen.

Noch lange nach der Entdeckung des Pulvers und nach der hiedurch hervorgebrachten völligen Umwälzung im Kriegswesen, die der Reiterey den bisherigen Wahn der Unüberwindlichkeit vollends abstreifte, den Schweizer und Hussiten ohnehin schon erschüttert hatten, und ein wohlgeübtes Fußvolk zur ersten und trefflichsten Waffe erhob, sehen wir nicht nur die Städte Oesterreichs selber große Sorgfalt auf ihre Befestigung wenden, sondern auch sie hiezu von Seite der Landesherren eifrig ermahnen. Die Thürme von Sarmingstein, der große Stadtthurm zu Enns, waren gleichsam Landesangelegenheiten ob der Enns. — Rudolph IV. und Max I. leisteten Verzicht auf einige Gefälle, damit die Stadt Wien in ihren Befestigungsarbeiten ohne Abbruch fortfahren möge. — Noch ist, dem Verfasser zu Folge, aus keinem Archive eine städtische Aufgebotsordnung ans Licht gekommen. Er theilt daher nur einige Bruchstücke mit, einen Befehl des bey Sempach erschlagenen Herzogs Leopold an die Linzer Bürger von 1377, mit Waffen und Lebensmitteln bereit zu seyn dem Gebote des Landeshauptmannes Heinrich von Wallsee. — Die Bürger von Linz, Enns und Wels zwangen den trotzigen Grafen von Schaunburg, sein strombeherrschendes Bollwerk bey Neuhaus zu übergeben. — Die Hussiten fielen 1422, 1423 und 1426 in Oesterreich ein. Mit dem Adel leisteten auch die Städte ihren Zuzug. Linz z. B. stellte 24 Reiter, Stein und Krems 80 Mann ꝛc. Späterhin ließ Herzog Albrecht die Mannschaft von den Städten in Geld reluiren.

Ueber die Pflichtigkeit der Landleute oder herrschaftlichen

Unterthanen bemerkt der Verfasser: in die hunnivarische und magyarische Verwüstung habe Karl der Große Baiern und Slaven angesiedelt, — die Ottonen, oder vielmehr unter ihnen die Bischöfe Piligrim von Passau und Wolfgang von Regensburg, freye deutsche Ansiedler, weil sich entweder keine entbehrlichen Leibeigenen vorfanden, oder man sich von ihnen wenig Nutzen versprach. — Salzburg, Passau, Regensburg, Freysingen und viele baierische Klöster erhielten von den Königen große Strecken in dem neu eroberten wüsten Lande, und machten an ihren Kolonen das alte Sprichwort wahr, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sey. Der Fürst von Oesterreich war Vogt von Salzburg und Passau, kraft des Freyheitsbriefes Heinrichs IV. für den Markgrafen Ernst. Er war Vogt des meisten Kirchengutes in seinem geschlossenen Gebiete, in welchem, nach des Barbarossa goldener Bulle von 1156, das Reich selber keine Lehen haben durfte. Des Krummstabes Diener oder Hörige folgten demnach dem Banner des Schirmvogtes, und zwar bey der strengen Ahndung des österreichischen Landrechtes, daß der Saumselige seinem Herrn verfalle um den ganzjährigen Zins seines Hauses, d. i. um alle Abgaben und Dienste eines unterthänigen Gutes.

An eine ordentliche Matrikel der Beyträge zum Kriege durch Geld oder Mannschaft ist nicht zu denken. Der Adel hielt natürlich auch darin fest auf das Kleinod der Selbsttaxation.

Das gleiche Aufgebot, wie 1426 wider die Hussiten, ließ 1456 Ladislav Posthumus wider seinen Vetter und gewesenen Vormund, den Kaiser Friedrich, ergehen. — Friedrich IV. selbst rief in seinen beständigen Nöthen gar oft nach dem Aufgebot, auch seine Nachfolger in der alten Art der Landwehre, den dritten, fünften, zehnten, zwanzigsten, dreyßigsten Mann. Manchmal geschah wohl auch Erwähnung eines Landsturmes aller Waffenfähigen, allein dieser Aufruf mag wohl nur da, wo er von der größten Wichtigkeit ist, im Gebirgslande, verwirklicht worden seyn, z. B. in den Alpen Tyrols, kraft des gut gesetzten maximilianischen Landlibells von 1511, in deren Fußstapfen die Defensions-Ordnungen Ferdinands I. getreten sind.

Eine große Veränderung weisen uns die Aufgebotsordnungen eben dieses Kaisers und seines Sohnes Maximilian von 1557—1565, welche die bisherige, bloß persönliche, und darum höchst verderbliche Pflichtigkeit des Adels nach seinem Vermögen regelten, und von hundert Pfund Geldes ein gerüstetes Pferd auf drey Monate, und von dreyßig Unterthanen einen wohlgerüsteten Büchsenschützen stellen hieß.

Seit dem Falle Konstantinopels drohten die Türken dem Herzen Deutschlands; denn nur mit genauer Noth retteten der große Gubernator Hunyady und der gottbegeisterte Prediger vom Stephansfreythofe, Johann Capistran, die Vormauer Belgrad. Bald begannen die Einfälle der Türken in Kärnten und Krain. Schon lange vorher hatte Ernst der Eiserne die Radkersburger Schlacht geschlagen. — Es kam die Zeit der Söldner. Bürger und Bauer blieben zu Hause beym Handel, beym Pfluge. Ihr Wehrmannsverhältniß kam immer mehr und mehr in Verfall und in Vergessenheit, und ihre Versammlung und kriegerischen Uebungen auf den Musterplätzen, ein lächerliches Spiel. — Die Türken waren noch immer furchtbare Feinde, trotz dem, daß seit der große Suleymann vor Szigeth gestorben, das Datiren der kaiserlichen Hattischerifs aus dem Steigbügel nur mehr eine leere Formalität und ein rechtes Verfaulungssystem der Großherrn zwischen Weibern und Verschnittenen aufgekommen war. Im Minenkriege als Belagerer oder auch als Belagerte haben die Türken fortan Wunder gethan. Der verfehlte Sturm auf das, durch den Laienbruder Marcellin Ortner vertheidigte Klosterneuburg möchte um so weniger als allgemeines Urtheil gelten können, welch ein unbedeutender Feind die Türken damals schon gewesen, je näher Wien selbst, trotz seiner heldenmüthigen Vertheidigung, dem Falle war, und je mehr demjenigen, der seine Lage seit dem 29. August 1683 kennt, es wie ein Wunder erscheint, daß der Entsatz am 12. September noch zur rechten Stunde glorreich vollbracht worden ist. — Die Beylage Nr. 8 gibt einen freylich erst von 1597 datirenden Bestallungsbrief Gotthards von Starhemberg, des Ueberwinders der oberennsischen, rebellischen Bauern, den die Stände darauf zum Obristen der fünfzehnhundert Söldner ernannten, die sie dem Kaiser gegen die Türken stellten, statt des gewöhnlichen Aufgebots. Diese Urkunde regelt den Sold, die Eintheilung der Haufen und die Satzungen der Mannschaft, wie sie größtentheils noch bestehen, mit Ausnahme des besonderen Lohnes für den Sturm oder die offene Feldschlacht. Auch für den letzten Willen und für das Erbe der im Felde verbleichenden Landesknechte ist gebührende Fürsorge getragen.

Das siebente und letzte Hauptstück weiht sich vorzugsweise der Bewaffnung. — Die alte und die neue Kriegskunst, vor und nach der Erfindung des Pulvers, von ganz anderen Grundsätzen, von ganz anderen Grundlagen ausgehend, leiden eben so wenig einen Vergleich mit einander, als die abendländische und die morgenländische Kriegesweise, welche letztere, so viel

auch der Rittergeist gegen sie einzuwenden hätte, besonders für weite Streifzüge und verheerende Ueberschwemmungen, sich furchtbar gezeigt hat.

Die vier Landrichter in Oesterreich, zwey dießseits, zwey jenseits der Donau, die König Ottokar als Hüter seines kräftig gehandhabten Landfriedens bestellte, machten bald den vier Kreishauptleuten Platz, dieß- und jenseits der Donau, ob und unter dem Manhardsberge, ob und unter dem Wienerberge und Wienerwalde.

Das hohe Ansehen des Fahnenträgers, die Bedeutendheit des Waibels, unseres heutigen Feldwebels. — Die einförmige Kleidung der Mannschaft ist wohl erst viel jünger, und trug unseres Erachtens nichts dazu bey, den Anblick der Truppe selbst furchtbarer zu machen. Eine kriegslustige und kriegsgewandte Truppe in willkürlich verschiedener Tracht mochte, weil sie weniger die Maschine und mehr das Persönliche zeigt, mehr Entsetzen erregen. — Die verschiedenen Arten der Armbrüste, die Balester, die Feuerpfeile, die schweren Pfeile, Muschetten. — Die Kanonen und die Pfeile kommen häufig noch neben einander vor. Die Ungern gebrauchten beyde 1477 gegen die sich muthvoll vertheidigenden Städte Krems und Stein, der Landeshauptmann Gotthard von Starhemberg 1409 wider die Tettauer Schanze, welche die Ungern noch durch mehrere Monate hielten, als ihr großer König Mathias Hunyady Corvin zu Wien gestorben, und diese Stadt und Burg schon wieder in Maximilians Händen war.

Dieser Kaiser, selbst ein treffliches Vorbild in jeder Waffengattung, wie in jedem Zweige der Wissenschaft und Kunst, vorzüglich aber ein Konstabler wie wenige, erneuerte oder stiftete in allen Städten Schützengesellschaften.

Die verschiedenen Arten des alten Wurfgeschützes heißen: Antwerk, Mangen oder Boler, Tummler, Blyden oder Bleyden, Pettrer, Rutten, der Bomber oder die Bombarde (wohl dasselbe mit dem Tummler?), die Katze oder Krebs, auch der Igelswer, gleich dem Widder der Alten, und der Ebenhoch oder der auf Räder gesetzte, mehrere Stockwerke hohe Thurm. Die Zeugmeister hießen: Ingeniosi, Ingeniarii, Artillatores. — Der Verlust des Zeuges war in jenen Tagen fast ein noch größeres Unglück, als jener der Kanonen in den unsrigen. — Friedrich der Schöne, 1309 bemüssiget, die Belagerung von Scharding aufzuheben, zündete seine Kriegsmaschinen selber an, wie man jetzo die Kanonen vernagelt, und Ludwig der Baier mußte, von Burgau hinwegfliehend,

dem Bruder Friedrichs, Leupolden, der Blume der Ritterschaft, all seinen prächtigen Zeug preisgeben.

Schiffbrücken führte Ottokar in seinem Kriege wider die Ungern mit sich, und ließ bey der Vermählung seiner Nichte mit dem ungrischen Bela zu Wien, eine Brücke über die Donau schlagen, die die größten Lasten tragen, und auf welcher zehn schwer Gerüstete neben einander reiten konnten. — Rudolph erzwang den ersten Frieden mit Ottokar durch unvermuthet schnellen Donauübergang auf einer Schiffbrücke. — Stromübergänge im Angesichte des Feindes, diese auch in der heutigen Kriegskunst schwierige Aufgabe, mußten damals noch unendlich schwieriger seyn.

Die schon bey den Cymbern des Marius vorkommenden Wagenburgen traten in dem Hussitenkriege wieder sehr ins Leben, so wie von ihrem Gewalthaufen, von den Taboriten, allen geschlossenen Feldverschanzungen, Brückenköpfen und festen Ueberfuhren bis in die Tage Max I. der Name Tabor geblieben ist.

Albrechts I. Rachezug wider den Grafen Ivan von Güns und die Belagerung von Martinsdorf, Eggendorf und Güns, wobey der Gebrauch der Kriegsmaschinen, in den Quellen ausführlich beschrieben wird. — Nicht nur die Hussiten wider das böhmische Kronschloß Karlstein, sondern schon der Graf von Schaumberg in seiner Fehde wider Albrecht III. schleuderte viele Fässer voll Aases und Menschenkoth in die Burg oder ins Lager der Feinde.

Der noch immer nicht geendigte Streit über den eigentlichen Erfinder und über die Erfindung des Pulvers wird hier neuerdings erörtert. Dem Marcus Grecus möchte diese Ehre auf jeden Fall besser zukommen, als dem Mönche Berthold Schwarz, dem sie gleichwohl beynahe einen eben so ausgebreiteten und dämonischen Ruf, wie die Buchdruckerkunst dem Doktor Faust beygelegt hat. Daß der gleichzeitig mit Rudolph von Habsburg verstorbene Robert Baco die Bestandtheile des Pulvers genau gekannt und angegeben, ist ohne Zweifel. — Den vielen räthselhaften Stellen über Pulver und Feuergewehre möchten wir noch eine wenig bekannte beyfügen, die uns in die eisenreichen Thäler, Hämmer und Schmelzhütten von Valcamonica führt. Ditalm, der Abgesandte Veronas, das dem Grafen von Görz und Tyrol, nachmaligen Herzog von Kärnten, Meinhardt, einem der vorzüglichsten Werkzeuge der Erhebung Rudolphs, enge verbündet war, erinnerte den Grafen unter den übrigen Mitteln zur Behauptung des wichtigen Platzes von Trient: »quod mittat in Valle Camonica, pro uno magistro, qui sciat *trabucare ignem*

ferreum, sive ignem in Civitatem Tridenti, et conducat sua paramenta, et ipsum mittat in dictum Castrum Trentum, quia in Valcamonica est unus, qui scit perfecte facere ista negotia.« Dieselbe Instruktion von 1280 enthält auch Rang und Sold der Besatzung in dem berühmten Schlosse von Trident, von den Bischöfen, die dort residirten, castrum boni consilii, vom Republikanertrotz der Bürger und von den feindseligen Schirmvögten, den Grafen von Tyrol, mali consilii genannt, nämlich:

Duo Capitanei
Duo Ensignerii
Unus magister fabrorum } Volunt 10 libras pro quolibet in mense.

LXXX custodes volunt 320 libras in mense, in racione V. librarum pro quolibet.

Des Feuergeschützes älteste urkundliche Spur ist 1338 in einer Rechnung des Kriegsschatzmeisters von Frankreich: »pour avoir poudres et austres choses necessaires aux canons,« — 1343 vertheidigten die Mohren Algeziras mit eisernen Kugeln durch Pulver mit Feuer und Knall aus Kanonen geschossen. 1344 spricht Petrarca in den remediis utriusque fortunae vom Feuergewehr als von einer in ganz Italien verbreiteten Sache. 1346 gewann der schwarze Prinz den blutigen Tag von Cressy durch die Kanonen über die Franzosen, deren Reiterey vorzüglich dadurch in Unordnung gerieth. 1359 erscheinen schon Kanonen zu Schiffe; in Oesterreich aber zuerst 1380, da Herzog Albrecht III. des Rohrers Raubnest Leonstein bezwang. Einige damals abgeschossene Kugeln schenkte der Herr von Zelking dem Minister und Geschichtsforscher, Freyherrn Richard Strein von Schwarzenau, der sie in seinem Edelsitze Friedeck einmauerte, mit der charakteristischen Inschrift:

Hie ist zu sechen, was maaß und gestalt,
Hertzog Albrecht, Leonstein mannigfalt,
Die Vesten mit sollichem zeug beschoß,
Daß der von Ror, sie mußt lassen los.
Solch Pillul schwerlich zu riechen sein,
Wo die fliegen, zumal in die vesten ein!
Hanns Wilhelm von Zelking, der edle herr,
Von Leonstein schaff'ts zu führen her;
Schenkts seinem Freund, herrn Richard Strein,
Der laßt's zur memori aufrichten fein.

Nicht minder merkwürdig ist die Vertheidigung von Krems 1477 wider Mathias Corvin mit förmlichen Trancheen, Schanzkörben und Leinpenken (Brustwehren) und Schußscharten dazwischen, mit Bomben, glühenden Kugeln und anderen Feuer-

stoßen. Die sechs Hauptkanonen der Ungern waren, wie der Bericht meldet, so trefflich bedient, daß aus denselben zusammen an einem Tage gewiß dreyßig Schüsse gemacht wurden! — Daß das alte Wurf- und das neue Feuergeschütz lange die nämlichen Namen behielt, Bombarde, Bommer, Boler, Böller, bringt vorzüglich in früherer Zeit manche Ungewißheit mit sich. — Die Liebhaberey an ungeheuer großen Kanonen und Mörsern nahm immer mehr zu. — Mohameds Kanonen vor Belgrad waren 27 Fuß lang. — Selbst die Namen solcher Kanonen mußten recht ansehnlich und fürchterlich klingen. Max I. war hierin besonders erfinderisch. Seine Lieblinge, die er oft selbst bediente, hießen: »Weckauf, Purlepaus, Kitzlerin, Kunigin, Liepardt, Hurnassin, Purasserin, Huniferin, Nar, Nerin, Kerrerin, Finken, Hirngrilen, Puelerin, wunderlich Diern, Baselisk« ꝛc.

Georg Fuchs, lichtensteinischer Rath und der oberennsischen Stände General-Wachtmeister, gab 1623 ein Memorial, wie eine Stadt und Festung solle fürgesehen und defendirt werden, ein Büchlein, das bereits unter die großen Seltenheiten gehört. Er kennt die große Kartaune, die Singerinen, Quartierschlangen, Falkonen, die großen und kleinen Falkonetten, scharfen Dindeln oder Metzen, Haubitzen, Hagelgeschoß und Kammerstuck, eiserne Granaten, Sprengkugeln, Handkugeln, Leuchtkugeln ꝛc.

Die ersten tragbaren Feuerröhre oder Handbüchsen, Hakenbüchsen, die Abfeuerung durch Lunten, durch Radschlösser, durch Feuersteine. — Die Pistolen, ursprünglich eine deutsche Erfindung. — Gegründete Klagen über den unverantwortlichen Vandalism, wie mit Urkunden, Grabesdenkmalen und alten Kunstwerken, so auch mit den häufigen und höchst merkwürdigen Zeughäusern, Harnisch- und Waffenkammern, die häufig als altes Eisen nach dem Gewichte dem Meistbietenden um ein Spottgeld verkauft, oder gar in den Schmelzofen geschleudert wurden. — Doch auch darin ist schon wieder ein besserer Geist erwacht, und des Baron Dietrich Waffenkammer zu Feistritz verdient allerdings als ein nachahmungswerthes Beyspiel aufgestellt zu werden.

Die vorzüglicheren Beylagen haben wir schon im Verlaufe des Werkes selbst aufgeführt. — Noch gibt der gelehrte Verfasser zwey schätzbare Nachträge zu seiner Geschichte des österreichischen Handels. — Albrecht der Weise gibt dd. Wien 17. September 1353 den schwäbischen Städten Freyheit des Handels und insonderheit Loszählung von dem beschwerlichen Pfändungsrechte wegen der besonderen Anhänglichkeit, die sie den österrei-

chischen Herzogen bey dem von Karl IV. errichteten Landfrieden erwiesen. — Diesen Freybrief erneuerten Albrechts II. Söhne, Rudolph der Stifter, dd. Augsburg 24. September 1360, und Albrecht III. und Leopold der Fromme, dd. 10. März 1370 zu Hall im Innthale. — Am 19. September 1410 gelobten die schwäbischen Städte innerhalb der nächsten neun Jahre eifrig mitzuwirken, daß ein Herzog von Oesterreich die römische Königskrone erhalte.

Möchten wir auch glauben, daß diese äußerst schätzbare Abhandlung aus den Archiven der Städte, vorzüglich des Landes unter der Enns, noch viel reichhaltiger hätte ausfallen können; wenn wir ihr daher Oesterreichs Handelsgeschichte im Mittelalter, von demselben Verfasser, vorziehen, wäre es dennoch ein schnöder Undank, was sie wirklich leistet nicht mit vollem Herzen zu erkennen, und uns über die besseren Hoffnungen lebhaft zu erfreuen, die des Chorherrn Kurz schwer gefährdete Gesundheit nunmehr seinen Freunden, seiner Wissenschaft und seinem Vaterlande gewährt.

Art. VIII. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. — Fünfter Band, herausgegeben von G. H. Pertz. — Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1824.

Ueber Sammlung, Eintheilung und Herausgabe von Diplomatarien und alten Quelldenkmälern haben diese Jahrbücher schon mehrmals das Wort genommen: — über die Regesta des Königreichs Baiern durch Karl Heinrich Ritter von Lang, XII. 10, XIX. 107; über Westenrieders Glossar, VIII. 184; über Chrysostomus Hanthalers Jahrbücher von Lilienfeld, und deren wichtige Ausbeute für Genealogie und Heraldik, IX. 203; aber auch schon zu drey verschiedenen Malen über das treffliche Unternehmen der durch den Minister von Stein hervorgerufenen Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, einzig und eigentlich zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften des deutschen Mittelalters. — Im XIV. 215 verbreiteten wir uns über den Zweck und Umfang des Unternehmens, über die Bearbeitung und Vertheilung der Arbeiten, über die Sonderung dessen, was in den alten Chroniken, Originalität, oder was die eine von der andern ausgeschrieben hat? — XV. 214 suchte anzudeuten, welche Schätze und welche Vorarbeiten dieses Unternehmen aus Oesterreichs weiten Gauen zu erwarten

habe, und welche Mittel und Wege, welche Werkzeuge am schnellsten und am vollständigsten zum Ziele führen dürften? — XIX. 101 beschäftigte sich bereits mit der gemachten Ausbeute, und insonderheit mit jener des nunmehrigen Archivars in Hannover, Georg Heinrich Pertz, auf dessen edles, durch seine »Geschichte der merowingischen Hausmeyer« thatkräftig bewährtes Talent wir frühe schon aufmerksam gemacht, VI. 101 und dessen Reisen und Arbeiten unstreitig die vorzüglichste und lohnendste Ausbeute der Frankfurter Unternehmung sind, und wohl auch bleiben werden. — Von nicht geringerer Wirksamkeit für die Geschichtsforschung waren auch die Bemühungen des königlich preußischen Gesandten und geheimen Staatsrathes von Niebuhr, eines in der wissenschaftlichen und Kunstwelt längst ruhmbedeckten Namens.

Unter dankbarer Anrühmung der ausgezeichneten Liberalität, womit Dr. Pertz von der österreichischen Regierung, von ihren Archivaren und Bibliotheksbeamten in seinen Arbeiten unterstützt worden, begann er seine italienische Reise in den letzten Wochen des Jahres 1821. — In Triest bemerkt er des für Geschichte und Kunst gleich thätigen Dr. Rossetti Sammlung ungedruckter Briefe Pius II, als Aeneas Sylvius Piccolomini, Minister Friedrichs IV., hochberühmt in den Geschichten des Kirchenrathes von Basel, und der Konkordaten deutscher Nation, und die alten Stadtbücher von Triest, von welchen Rossetti in der Vertheidigung der Rechte dieser Stadt einen so gründlichen Gebrauch gemacht hat.

Nach manchem illiberalen Zwischenraume unter der französischen Zwingherrschaft scheint der Geist der Medizäer seine Schwingen über das glückliche Florenz neuerdings ausgebreitet zu haben; denn nirgend lebendiger als in Florenz spricht sich, nach Dr. Pertz, der Grundsatz aus, jene unschätzbaren Güter, womit Wissenschaft und Kunst das Land verherrlicht haben, dem allgemeinen Genusse so zugänglich zu machen, als mit ihrer Erhaltung nur immer vereinbarlich ist. Das nun geringe Viterbo besitzt Archive vom größten Umfange, und in dem alten Orvietto ist die Erinnerung an die Gibellinen und die Unterscheidung der verschiedenen guelfischen Parteyen noch nicht ganz erloschen. — Der große Unterschied in der Lage des Dr. Pertz zu Wien und zu Rom, — der seltsame, im Arbeitszimmer der vatikanischen Bibliothek in Marmor gehauene Befehl Sixtus V., Niemanden, als nur den Bibliotheksbeamten, Bücher zum Gebrauch, sondern nur allein zum Besehen zu geben, ist zwar schon unzählige Male übertreten worden, macht aber dennoch Alles von der persönlichen Gefälligkeit

oder Ungefälligkeit des jeweiligen Bibliothekars abhängig. Die Verzeichnisse sind schlecht, jede der Abtheilungen, die vatikanische, die palatinische, die ottobonische, die Bibliothek der Schwedenkönigin Christine, haben ihre eigenen, von vorne anfangenden Zahlen, und das Verschwinden der Codices scheint, troß aller dieser Beschränkungen, keinerdings aufzuhören.

Das Verkehrteste ist übrigens, daß selbst vom Kardinal-Staatssekretär (Consalvis Name wird den Freunden der Wissenschaft und Kunst stets in theurem Andenken bleiben) dringend empfohlene Gelehrte, nicht die Einsicht der Verzeichnisse erhalten, ein kaum begreiflicher vitioser Zirkel, da sie, um die Zahlen und die oft sehr wunderlichen Titel der Kodices genau anzugeben, bereits entdeckt haben müßten, was sie erst entdecken sollen!! Die vielen Ferialtage sind eben so sehr ein Hinderniß, als die Schwierigkeit, zum Vergleichen taugliche römische Gelehrte zu finden. Zugänglicher sind die Sammlungen der zahlreichen geistlichen Körperschaften. Die reichste aus ihnen ist die Biblioteca Vallicelliana oder von San Filippo Neri, in welcher die Väter des Oratoriums, Baronius und Raynalds Vorarbeiten und vorzügliche Handschriften aufbewahren. — Sehr viel Interessantes findet sich noch in den Bibliotheken der römischen Fürsten, da das Institut der Kardinali-Padroni viele Staatspapiere, statt in die Engelsburg oder in den Vatikan, in die Archive der großen römischen Familien bringen mußte.

Ein vierwöchentlicher Aufenthalt im ältesten Kloster des Abendlandes, in einem einst so belebten, nun aber gänzlich verfallenen Wallfahrtsorte, auf Monte Cassino, mit seinen wichtigen Handschriften und Urkunden. Neben den ältesten arabischen Zahlzeichen aus einer vatikanischen Handschrift liefert Dr. Pertz im Steindrucke eine Probe der in der Gränzstadt Veroli gebrauchten longobardisch-römischen Minuskel, und die eigenhändige Namensunterschrift zweyer Freunde, Gregors VII. und Viktors III., wovon der eine die schönste römische, der andere longobardische Minuskel schrieb. — Die Urkunden des Klosters Santissima Trinità della Cava.

Die unter Joseph Bonaparte und Murat geschehenen Klösteraufhebungen in Neapel haben viele Handschriften mit der königlichen Bibliothek vereinigt, noch weit mehr aber, so wie unzählige Kunstwerke, in die Hände reicher Ausländer, vorzüglich der Britten, gebracht, das Uebrige in der königlichen Bibliothek der Studj oder des Real Museo Borbonico blieb durch geraume Zeit so gut wie ganz verschlossen, oder nur gegen starke Brandschatzung zugänglich. Der Minister Medici hat diesem Unwe-

sen gesteuert, und der jetzige Vorstand, Abate Scotti, bietet alles Mögliche auf, die Nachwehen des vorigen Unwesens zu verwischen. — Die Hoffnung auf Urkunden der Hohenstauffen im Reichsarchive ward schnell herabgestimmt. Außer dem für heilig geachteten Bruchstücke vom Regestum Friedrichs II. auf Baumwollenpapier finden sich nur die vollständigen Regesten aus der Anjouischen Periode, und da ist der äußerst interessante I. Band vom Jahre des Sieges Karls über Manfred und Konradin (1266 — 1268) verloren. Weit reicher ist das Archiv des Klosters Monte Vergine, in einer der göttlichsten Lagen der Welt. Sehr bedeutend wurde des Doktor Pertz Ausflug nach Sizilien. Der Herzog von Serra di Falco, Verfasser eines großen Werkes über die Alterthümer der Insel, verschaffte ihm jede Erleichterung. In dem Schatze des Fürsten Fitalta (Marchese von Giarratana) fand er eine wichtige, und seit lange selbst den königlichen Historiographen hartnäckig verläugnete (!!) Handschrift des Peter de Vineis, mit vielen, für die Geschichte Friedrichs II. und seines Hauses höchst wichtigen Briefen. Mit dem Jahreseintritte 1823 begannen des Dr. Pertz Arbeiten im vatikanischen Archive. Petri Schlüssel sind noch jetzt die Schlüssel des Mittelalters, sagt Dr. Pertz mit Recht, und fügt über das älteste und wichtigste der europäischen Archive die Betrachtung hinzu, wie unverantwortlich es sey, daß die Gelehrten die unwiederbringlichen Jahre der Anwesenheit jener Schätze in Paris verloren haben, und die diplomatischen Verhandlungen bey ihrer Rückstellung nach Rom, auf die Sicherung eines gemeinsamen Eigenthumes der gebildeten Mit- und Nachwelt für die bescheidene Forschung, gar keinen Bedacht genommen haben — und daß Consalvi nun todt ist. Niemand weiß eigentlich, was dort noch vorhanden ist, und es könnte gar wohl seyn, daß es ungekannt und unbedauert von seinen natürlichsten Freunden für immer unterginge!! Dem ehemals in der Engelsburg, nun im Vatikan befindlichen Archive fehlt gleich das erste Erforderniß, ein allgemeines chronologisches oder alphabetisches Repertorium. Von Briefen Karls und der Karlowingen war durchaus nichts zu finden. Nur eine Urkunde des großen Barbarossa konnte Dr. Pertz in Abschrift erhalten. Aber er sah Briefe und Urkunden von unserem Ottokar und Bela, von byzantinischen Kaisern und Brittenkönigen, den Brief Maria Stuarts vor ihrer Hinrichtung an Sixtus V., vom tridentinischen Kirchenrathe rc. — Der größte Schatz aber sind die 2016 Bände päpstlicher Regesten, von Innozenz III. an, eine durchaus ämtliche, immerdar gleichzeitige Sammlung der geheimsten Berichte und Entschlüsse.

Merkwürdig ist in Pertz's Erzählung die Stelle: »Nur die Regesten Innocenz's III., Gregors VII. und Johanns VIII. Briefe sind bisher vollständig gedruckt, und an ihnen erkennt Jeder den hohen Werth einer vollen Uebersicht des inneren, bey den erschütterndsten äußeren Stürmen dennoch klaren und sichern Geschäftslebens, welches am scheinbaren Rande des eigenen Unterganges, die bey den marokkanischen Heiden und in den Feldlagern der Tartaren umherirrenden einzelnen Christen nicht vergißt und für das ewige Heil der noch Unbekehrten mit gleicher Treue, wie für die Errettung der gefährdeten eigenen Kirche denkt. Das Bild dieser Größe wiederholt sich in den Briefen nicht nur eines Papstes. Ihre Vertheidiger haben nicht weise gehandelt, sie bisher der Verborgenheit zu überlassen; denn hier kann kein Geschichtschreiber durch die Größe seines Blickes das Fehlende ersetzen. Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seyns; erscheinen dabey Schwächen, so darf man gerade deßhalb für sie auf ein billigeres Urtheil der Geschichte rechnen, als wenn, wie oft bisher, Alles an ihnen als verhohlen, also Alles als Verdächtiges gelten sollte. Einst, wenn diese Beweise ihres Seyns ihnen nachfolgen sollten, wird man zu spät eine Nachläßigkeit beklagen, die eben so den Untergang aller früheren Vertheidigungswaffen bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts herbeygeführt hat.« Bemerkenswerth ist auch des gelehrten und unparteyischen Dr. Pertz Zeugniß für die vollkommen zuverläßige Treue Raynalds.

Große Bereitwilligkeit an der etwa hunderttausend Drucke und dreytausend Handschriften zählenden herzoglichen Bibliothek zu Modena, von welcher Muratoris edler Geist noch nicht gewichen ist. Er und Sigonius stehen hier in Marmor. — Manches von dem, was der eben so eifrige als bescheidene Dr. Pertz von Mayland sagt, verdient hier zu stehen. — »Die Handschriften-Verzeichnisse der Ambrosiana sind, so viel ich weiß, die einzigen unsichtbaren in der ganzen österreichischen Monarchie. Dieß kann nicht die Absicht einer Regierung seyn, die mit den weit wichtigeren Schätzen ihrer Bibliotheken und Archive zu Wien so freygebig ist, sondern es liegt an den Vorstehern, welche von den, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts für ganz andere Verhältnisse berechneten Anordnungen, auch jetzt noch nicht abgehen, und das Benützen der zu öffentlichem Gebrauche gestifteten Anstalt um so mehr erschweren, je schlechter die Verzeichnisse der verschiedenen Abtheilungen wirklich eingerichtet sind; denn diese gleichen den vatikanischen nur zu sehr. Auch die Zeit der Oeffnung ist durch allzu

viele Ferien beschränkt, und ich verdanke es allein des Herrn Kustode Mancini ungemeiner Gefälligkeit, daß ich in den sechs Tagen meines Aufenthaltes, die Bibliothek, das königliche Archiv und Monza mit Nutzen gesehen habe. Der größte Schatz der Ambrosiana erwartet noch immer seine Hebung; die Stücke von Ulfilas gothischer Bibelübersetzung, welche einst Graf Castiglione und Monsignore Mai herausgeben wollten, sind unberührt geblieben, seitdem dieser einträglichere Geschäfte hat, und dem Grafen seine Augen versagen.«

Das k. k. Central-Archiv der Lombardey vereinigt die Urkunden der zahlreichen aufgehobenen Klöster mit dem ausgesprochenen wahrhaft kaiserlichen Zwecke, die Geschichte und Diplomatik des Landes zu begründen. Die Vereinigung so vieler Bestandtheile wird durch ein allgemeines chronologisches Verzeichniß und durch die fortlaufenden historisch-diplomatischen Arbeiten des Abbate Ercole Carloni erreicht, welcher mit der so seltenen ganz entschiedenen Richtung auf diese Gegenstände eine Thätigkeit vereinigt, die ihn die Seele einer so großen Anstalt und der Herausgeber eines Codex diplomaticus regni Lombardiae zu werden fähig macht. Die Schöpfung eines solchen Werkes würde der k. k. Regierung zu so hohem Ruhme, als der Geschichte Italiens und Deutschlands zum Gewinne gereichen, und wie selten findet sich zu dem würdigen Stoffe der rechte Mann, daß die Regierung nur befehlen darf, um etwas sehr Ausgezeichnetes entstehen zu machen?! — Die Zahl der Pergament-Urkunden wird auf siebenzigtausend angegeben.

In Monza (Modoetia) sah Dr. Pertz durch die Bereitwilligkeit des Domherrn Augustin Mantegazza, die enge eiserne Krone, die vortrefflich gearbeiteten elfenbeinernen Diptychen, ein Evangeliar von silbernen Buchstaben auf Purpurpergament, zwey Pappre, Theodelindens Bücher und die übrigen Kronen, Kelche und Monstranzen des Kirchenschatzes, zuletzt das Archiv mit der Bibliothek, — in der Kirche St. Johann das berühmte alte Marmor-Basrelief der Krönung der Kaiser zu Königen der Lombarden.

Das prachtvoll eingerichtete königlich sardinische Archiv zu Turin mit einer auserlesenen Bibliothek aus den einschlagenden Fächern und mit sehr zahlreichen und geschickten Beamten, deren Vorstände, die Grafen Napione und Nomis de Cossilla, selbst geschätzte Schriftsteller sind. Dies Archiv besteht aus dem alten Hausarchive der Grafen von Savoyen und der hinzugekommenen Fürstenthümer, der Bisthümer, Städte und Klö-

fter. Einige wenige Urkunden erreichen das siebente Jahrhundert.

Im August 1823 auf den deutschen Boden zurückgekehrt, besuchte Dr. Pertz zwey wichtige Plätze, Bern und S. Gallen. An ersterem Orte erhielt er vom Herrn Altlandammann und Schultheis, Grafen Friedrich Mülinen, einem der größten diplomatischen Sammler und Kenner unserer Tage, den thätigsten Vorschub. Berns Handschriften sind zahlreich und wichtig, hauptsächlich durch Einverleibung der von Bongars mit Eifer und Glück in Frankreich gesammelten Werke.

In S. Gallen war die Besprechung mit dem würdigen und überaus thätigen Geschichtsforscher Ildefons von Arx ungemein lehrreich, der die Ausgabe seiner sämmtlichen Vorgänger Ratpert, Eckhart, Burkhart, Konrad von Pfeffers, der kurzen Annalen Hepidans, der Nekrologe, der Leben der Heiligen Gallus, Othmar &c. für die Gesellschaft schon sehr weit gefördert hat. Ueber die Schätze S. Gallens haben sich übrigens die Jahrbücher sowohl in den oben angezogenen Recensionen dieses Archivs der Frankfurter Gesellschaft, als auch der Reise von der Hagens genügend ausgesprochen.

Es folgen nun Bemerkungen über einzelne Handschriften und Urkunden, Gesetze, Briefe, Alterthümer. — In Monte Cassino allein fanden sich sieben Handschriften des für Oesterreich so wichtigen Lebens seines Apostels Severin, auch in Florenz deren mehrere. — Keine der angegebenen Lesearten ist von besonderer geschichtlicher Bedeutung, außer die rhenum (statt Enum oder Oenum), die aber offenbar auf einem groben, dem Inhalte widersprechenden Fehler beruht. — Weit wichtiger sind die Bemerkungen über das Leben des heiligen Böhmenherzogs Wenzel, der römische Kodex des anonymen Predigermönchs von Leoben, wie es scheint, aus den Heidelberger Handschriften. Petz hat diesen Anonymus nach einer Klosterneuburger Handschrift herausgegeben, er ist aber aus dieser vielfältig zu ergänzen, — in der vatikanischen Bibliothek des Aeneas Sylvius Geschichte Friedrichs IV. Das Leben mehrerer großer Fürsten von den Tagen K. Wenzeslaws, der Herzogin Jakobäa von Straubing-Holland, die um ihre Liebe zu Franz von Borselen ihr Land an den wachsamen Vetter Philipp den Guten von Burgund verlor. Das Leben K. Sigmunds, seiner berüchtigten Gemahlin Barbara von Cilly und seines Schwiegersohnes Albrecht II. — Des Aeneas Abbilder, vieler geistlicher und weltlicher Fürsten, mit sehr vielen interessanten Anekdoten; unter andern, wie Sigmund

zum Papste Eugen gesagt: drey Dinge seyen es, in denen sie Beyde übereinstimmten, und wieder drey andere Dinge, in denen sie vollständig verschieden seyen: tu mane dormis, ego ante diem surgo. Tu aquam bibis, ego vinum. Tu mulieres fugis, ego sequor. Sed concordamus in his, quia tu large dispensas thesauros ecclesie, ego nihil in (imperio?) retineo. Tu malas manus habes, ego malos pedes. Tu destruis ecclesiam, ego imperium. — Es folgen nun die Gesetzsammlungen, aus welchen vorzüglich einige der leges Longobardorum hohe Aufmerksamkeit verdienen.

Von Urkunden werden zuerst eine Schenkung Odoakers von 489, und die ravennatischen Verträge von 640 und 541 gedacht. — Die Unechtheit der vielbesprochenen Urkunde des Papstes Zacharias für Monte Cassino wird hier im lithographischen Abbilde Tafel 3 sonnenklar; darunter steht die merkwürdige Unterschrift des Sarazenen Richard von 1276 aus dem Archive des Klosters Lacava, darauf ein Verzeichniß verschiedener Kaiserurkunden von Ludwig dem Frommen bis auf Heinrich VII., wobey wohl sehr lehrreich gewesen wäre, einige Worte mehr beyzufügen über die Gründe, nach welchen mehrere, z. B. die Urkunde Ludwigs des Deutschen für Salzburg von 861, Ludwigs des Jüngern von 881 rc. für unecht gehalten werden. Bemerkenswerth ist, daß über die herrlich erhaltene goldene Bulle Friedrichs I. für Heinrich Jasomirgott von 1156, wodurch Oesterreich zum Herzogthume erhoben wird, noch niemals einem noch so feindseligen Kenner eingefallen ist, Zweifel der Unechtheit zu erheben.

Die Regesten Honorius III., Gregors IX., Urbans IV., Alexanders IV., Innocenz's IV. und Clemens IV. — Außerordentlich reiche Ausbeute zur Geschichte Friedrichs II. von ungefähr zweyhundert ungedruckten Briefen und Formeln, mit ungemein vielen bedeutenden Berichtigungen. — Höchst lesenswerth sind auch für den Archivar von Profession, die vielen graphischen, semiotischen und formularen Anomalien, z. B. S. 54, 62, 72, 144, 181, 205, 281, 268, 320, 452.

Des V. Bandes fünftes und sechstes Heft enthalten nicht minder wichtige Quellangaben auch für Oesterreich, z. B. 428 über Leitold, den fleißigen Bücherabschreiber aus Mondsee in den Tagen der Hohenstauffen; — für Böhmen und insonderheit für die Tage Karls IV., des Hussitenkrieges, das Jahrbuch von Zittau, — für diese Zeit und für die spätere Podiebrads und seines feindseligen Schwiegersohnes Mathias Corvin, Peter Eschenlohers Denkwürdigkeiten von Breslau.

Des Hofraths Hohenaicher in Partenkirch Wunsch eines allgemeinen deutschen Nekrologs ist zwar allerdings gerecht, gibt aber nur dann einige Hoffnung successiven Wachsthums, wenn er langsam und festen Schrittes, Provinz für Provinz weiter schreitet! Aus Baiern, das durch die mit Unrecht allzu gering geschätzten monumenta boica, unstreitig einen großen Vorsprung gewonnen hat, gibt Hohenaicher hier zwey anziehende Beyspiele der Bearbeitung solcher oft sehr wichtigen Todtenkalender in zwey merkwürdigen Opfern ungerechter Eifersucht, in der Baierherzogin Maria von Brabant, die ihr Gemahl, Ludwig der Strenge, in eifersüchtiger Raserey zu Donauwerd enthaupten, und in gleicher toller Wuth Mehrere ihrer Umgebungen hinrichten ließ; und der Elisabeth von Greifenberg, die ihr Gemahl Arnold von Massenhausen sammt dem Diener, den er fälschlich für ihren Liebhaber hielt, 1323 den Flammen übergab, und deren Gedächtniß durch einen seltsamen Zufall im Nekrolog von Fürstenfeld unmittelbar auf einander folgt. — Daß der Herzogin gewaltsamer Tod im Stiftsbriefe von Fürstenfeld mit keiner Sylbe erwähnt wird, das doch zur Sühnung ihres Todes vom reuigen Gatten gegründet ward, dem in einer Nacht das dunkle Haar vor wüthender Reue weiß wurde, darf gar nicht beirren. Wir wissen kaum ein einziges Beyspiel, daß die Stiftsbriefe solcher Begebenheiten Erwähnung thun, und andere Motive anführen, als die allgemeinen Formeln von Vergebung der Sünden der Stifter und ihrer Voraltern, und von der Verehrung jener Heiligen, in deren Namen eben die neuen Kirchen und Klöster gegründet worden.

Aufmerksamkeit verdienen die Nachrichten über die italienischen Bibliotheken und Archive vom Professor Bluhme in Halle, welche jene des Dr. Pertz, besonders für Ober-Italien, trefflich ergänzen. — Die Biscioni in Vercelli und deren höchst merkwürdige Urkunden. — Die Bemerkung S. 598 verstehen wir nicht: »bey der Zerstörung des Trientner Archives kam ein Theil der Urkunden und Handschriften nach Wien, das Meiste aber in Privathände. Dieses Meiste, auch dasjenige, was davon der Podestà Graf Benedikt Giovanelli erwarb, soll nun der Appellationsrath Mazzetti besitzen.« Wir sehen nicht ein, wie solche Dinge bona fide besessen werden können? noch auch, wann die angebliche Zerstörung des Trientner Archives Statt gehabt haben könne? Doch gewiß nicht vor der Säkularisation und Gelangung an Oesterreich 1802, zumal da Trient schon nach seiner ersten Besetzung durch Bonaparte 1796, unter tyrolisch lan-

desfürstlicher Administration war? — Nach der Inkorporation von Trient und Brixen mit Tyrol 1802 wurde der in den tyrolischen und venetianischen Geschäften wohl erfahrene geheime Hausarchivar Gaßler, zuerst nach Venedig und in die Städte der Terra ferma, dann nach Trient, Brixen und Innsbruck abgeschickt, um die Untersuchung und Sonderung der Archive nach politischen, administrativen und literarischen Zwecken mit Beyhülfe der Lokalbehörden vorzunehmen, ein Geschäft, dem sich der wackere Mann mit redlicher Anstrengung über dritthalb Jahre widmete, wornach wir über die Richtigkeit des Ausdruckes: Zerstörung der Archive, nicht unberechtigt einige Zweifel tragen.

Ueber des Diakons Johann von Verona historia imperialis hat schon der verdiente Kritiker Hieronymus Tartarotti von Roveredo manches Wichtige bemerkt.

Ueber Friaul und Aquileja ist in der neuesten Zeit der rühmliche Fleiß des Professors Richter in Laybach, nunmehrigen Bibliothekars in Ollmütz, in die Fußstapfen des gelehrten, aber leider allzu fragmentarischen Rubeis getreten. — Die französischen Kommissäre haben 1797 in Venedigs Archiven um so vandalischer gewirthschaftet, je geringer ihre archivalische Sachkenntniß, je größer dagegen ihre Besorgniß war, sich einer schweren Verantwortlichkeit auszusetzen, indem sie etwas zurückließen, was auf die sieben Inseln oder auf den an die cisalpinische, nachmals italienische Republik abgetretenen Theil der Terra ferma jenseits der Etsch, auch nur von ferne Bezug haben könnte.

Von hoher Wichtigkeit ist der Briefwechsel, beynahe Seite für Seite, z. B. Docens sachkundige Bemerkung über das Vorkommen arabischer Zahlen in den Tagen der Hohenstauffen und vielleicht schon des Hermannus contractus, die sämmtlichen Briefe des hochverdienten Dobrowsky, dessen ungemeine Thätigkeit in seinem hohen Alter unsere Freude darüber erhöht, und unsere dankbare Verwunderung verdoppelt. — Aus der von Dobrowsky neu entdeckten Geschichte des österreichischen Klerikus Ansbert über die Kreuzfahrt des großen Barbarossa von 1190 ist dasjenige, was Richards Löwenherz Gefangenschaft in Oesterreich auf Dürrenstein und seine Auslieferung durch unseren Herzog Leopold den Tugendhaften an Kaiser Heinrich VI. betrifft, im Wesentlichen bereits in Hormayrs Archiv durch Dobrowskys freundliche Mittheilung gedruckt. Den Anhang bilden die Unterstützungen, die dem Unternehmen von Seite des heiligen Stuhls, der Höfe von Turin,

Neapel, Berlin und Braunschweig zu Theil geworden ist. Den gänzlichen Schluß macht der Plan der wirklichen Ausgabe dieser Monumente, die §. 2 und 3: was als Geschichte geschrieben ward, wie die auf uns gediehenen Denkmäler umfassend (Scriptoren, Gesetze, Urkunden, Briefe, Antiquitäten) nämlich: Inschriften, Todtenbücher, Dichtungen, Sprachdenkmäler, landwirthschaftliche Verzeichnisse ꝛc., Beschränkung auf eigentliche Quellen, — Gränze der Zeit nach, das Aufhören der klassischen Literatur und der allgemeine Gebrauch der Buchdruckerkunst, — geographische Gränzen, deutsche Sprache, deutsche Völker, deutsches Reich. Wesentliche Einflechtung der deutsch gewordenen Slavenländer, — auch dem Inhalte nach scharfe Beschränkung auf das deutsche Leben und dessen Entwicklung, — in der Bearbeitung diplomatisch getreue Herstellung des Werkes, — unveränderter Styl und Rechtschreibung, bey den Urkunden auch unveränderte Interpunktion, — die Ordnung möglichst chronologisch, und wo dieß nicht Statt haben kann, Ersetzung desselben durch ein Inhaltsverzeichniß vor jedem Bande, und durch ein kurzes Sach- und Wortregister am Ende eines jeden, die Sprache der Vorreden und Anmerkungen lateinisch, — zu deutschen Urkunden und Chroniken deutsch, — die Form des Druckes Folio, mit einer oder mit gespaltener Kolumne, kurzen Marginalien, Jahreszahlen am Rande und Ueberschrift, auch Angabe der Seiten und Kapitelzahlen früherer Hauptausgaben.

Nach so vielseitigen, so ausgebreiteten und glänzenden Vorbereitungen, dürfen wir in diesen Jahrbüchern ehestens auch das wirkliche Erscheinen des ersten Bandes der Quellen deutscher Geschichtskunde von der Frankfurter Gesellschaft anzuzeigen hoffen, die zu einem eben so ruhmwürdigen als gemeinnützigen Unternehmen mehr als einen in den Tagen des großen Befreyungskampfes gefeyerten, und nun im lieben Frieden für dessen schönste Blüthe, für nationale Wissenschaft und Kunst, keineswegs feyernden Namen zu treuem Bunde vereiniget hat.

Art. IX. Rango (Fr. Ludwig von), Gustav Adolph der Große, König von Schweden. Ein historisches Gemälde. Mit dem Bildnisse Gustav Adolphs (von Bolt). Leipzig, 1824. 8.

Bey der metrischen Zueignung an die Offiziere der preussischen Armee vermißt man den Reim, der im jambischen Versmaße, besonders bey ähnlichen Stellungen, unentbehrlich zu

seyn scheint. Referent muß bekennen, daß ihn weniger die poetische Sprache des Verfassers, als dessen natürliche, dem Geschichtsvortrage angemessene Prosa, angesprochen habe.

Das Werk selbst zerfällt in sechs Bücher. Nach einer kurzen Einleitung fängt die Geschichte im ersten Buche mit der Geburt Gustav Adolphs an, und geht bis zum Friedensschlusse mit Moskau (1594 — 1617). Das zweyte Buch vom Friedensschlusse mit Moskau bis zum Traktat mit Polen (1617 — 1629). Im dritten ist der Ueberblick der merkwürdigsten Begebenheiten vom Augsburger Frieden bis zum Erscheinen Gustav Adolphs auf deutschem Boden, dann wird von den Vorbereitungen des Königs zum Kriege gesprochen, der dreyßig Jahre dauerte. Das vierte Buch handelt von der Einschiffung der schwedischen Armee bis zur Blokade von Landsberg 1630. Im fünften Buche wird alles von der Blokade von Landsberg bis zur Einnahme der Stadt Worms 1631 erzählt. Das sechste Buch geht von der Einnahme von Worms bis zum Tode G. Adolphs bey Lützen oder Breitenfeld. Den Schluß macht der Anhang, welcher aus Anmerkungen besteht, die dem Texte zur bessern Verständniß des Ganzen beygefügt worden sind.

Dem Referenten ist es höchst unangenehm, vor allem Andern sagen zu müssen, daß der Verfasser dieses Gemäldes, ein übrigens um die Geschichte verdienter Mann, die einem Geschichtschreiber nicht genug zu empfehlende Mäßigung und Ruhe im Vortrage dort ganz außer Acht gelassen habe, wo sie am meisten nöthig war. Allenthalben blickt Religionshaß und verjährtes Vorurtheil hervor, die vielleicht einzig allein in dem Feuereifer eines in der protestantischen Religion gebornen und erzogenen Mannes zu suchen ist, welcher, seiner Lehre wegen, der Wahrheit zum Nachtheil, jener Regierung nicht geneigt ist, die, aus Ueberzeugung, die katholische Religion als herrschende anerkannte. Wie wenig noch die letztere von andern Glaubensgenossen gekannt und gewürdigt worden sey, kann man täglich erfahren. Es wird nach der Schale gegriffen, und der Kern außer Acht gelassen; man kennt kaum das imposante Aeußere des Katholicismus, wie sollte man das Innere beurtheilen können? — — — Möchte den Schutz und die Ruhe der Katholik in protestantischen Landen immer genießen, die der Protestant in katholischen genießt! — — —

Der Charakter Gustav Adolphs ist von dem Verfasser bis auf einige Mißgriffe trefflich gezeichnet; es wird nicht über-

flüssig seyn, ihn aus Rangos Werk größten Theils auszuheben. »Alle« (Thaten), so spricht der Verfasser, »hatten das Gepräge »des höchsten Edelmuths, und zogen ihm nicht allein die Be»wunderung, sondern auch die Liebe der befreundeten Mensch»heit zu. Unerschrocken und kühn, war er bey jeder Gelegenheit »derjenige seines Heeres, der sich der Gefahr am meisten aus»setzte. Kein königlicher Leichnam (?) war mit so vielen Wun»den bedeckt, als der seinige; kein König so häufig in Gefahr, »Leben und Freyheit zu verlieren, als er. Er trieb die uner»schrockene Tapferkeit so weit, daß seine Umgebungen es sehr »häufig für nöthig hielten, ihn zur Mäßigung seiner kriegerischen »Hitze zu ermahnen, und ihn daran zu erinnern, daß er seine »Person eben so heilig halten müsse, als sie von seinen Unter»thanen gehalten würde; allein der kühne Geist des Helden ließ »sich nicht in Fesseln legen, und im Augenblick der Gefahr galt »ihm sein eigenes Leben nicht höher, als das eines jeden seines »Heeres. Aber nicht bloß in seinen kriegerischen Thaten war er »groß, sondern auch in jedem Betracht, als Mensch und Staats»mann. Eben so, wie er seine See- und Landmacht verbesserte, »die Kriegskunst mit neuen Erfindungen bereicherte, seinem Heere »neue Gesetze gab, verbesserte er auch die Verwaltung des Staats, »und trachtete unermüdet darnach, seinen Unterthanen in jeder »Art Erleichterung zu verschaffen.«

»Mit einem Wort, seine Gewandtheit in Staatsgeschäften »gab der Geschicklichkeit des größten Staatsministers, den Eu»ropa jemals gesehen hat, in keiner Art etwas nach. — — »Höflich und sittlich, bescheiden und mäßig im Glück, standhaft »und unübertreffbar im Unglück, bewies er sich vom Anfang bis »zu Ende seiner heroischen Laufbahn. Die Geschichte führt uns »keine einzige That auf, durch welche er diese Tugenden verletzt »haben sollte. Ein hoher Abscheu für Verstellung und List, ein »edler, freymüthiger und unverstellter Eifer, Nationalbeleidi»gungen zu rächen, waren ihm eigen.«

»Sein erhabenes Gefühl für Ehre duldete keine Beleidigung, »und am allerwenigsten, wurde sie von einem Mächtigeren ver»übt; übrigens aber war er leutselig und verträglich, gab auch »Niemand Ursache zu Streitigkeiten und Befehdungen. Offen, »wie er war, haßte er die Intrigue und diejenigen, die Profes»sion davon machten, sprach auch seinen Haß dadurch, daß er »diese Menschenklasse bey jeder Gelegenheit, die ihm der Lauf der »Dinge darbot, verfolgte, deutlich aus.«

Bey genauer Betrachtung seines Charakters findet man noch einige Eigenheiten, Grundsätze und Denkungsarten.

»So hatte er sichs z. B. zur strengsten Pflicht gemacht, alle

»schriftlichen Arbeiten von Wichtigkeit, so viel es die Umstände »gestatteten, selbst zu vollbringen, den Abgesandten ihre Verhal»tungsbefehle und Aufträge selbst in die Feder zu diktiren. In »seinen Reden findet man eine ausgezeichnete kraftvolle Sprache, »und obgleich er eine große Gewandtheit in geschwinden Ant»worten und in scherzhaften Wendungen besaß; so findet man »doch nicht, daß er witzig zu seyn sich bemüht habe. Dagegen »zeichnen sich alle Reden, Repliquen u. s. w. durch einen beson»deren Charakter vor denen anderer berühmter Männer aus. Sie »enthalten etwas stachlichtes, etwas beißendes, welches ihn von »jedem andern auffallend unterscheidet. Vor einer großen Un»ternehmung suchte er die Einsamkeit und Stille, um sich mit »sich selbst zu berathen, und nach reiflicher Ueberlegung Gott »um seinen Beystand anzuflehen.«

»Niemals hörte man ihn nach einem unglücklich vereitelten »Plan, oder nach einem sonstigen Unfall unnöthige Klagen erhe»ben, er bemühete sich vielmehr mit angestrengtem Eifer, den »dadurch entstandenen Schaden wieder gut, oder doch die Folgen »wenigstens so viel als möglich unschädlich zu machen. Ein ge»leisteter Eid war ihm heilig und unauflöslich. Seine Gewandt»heit, die Talente seiner Offiziere zu erproben, war sehr groß, »und wurde selbst von den erfahrensten Feldherrn damaliger Zeit »bewundert. Gustav war nicht bloß oberster Feldherr ohne »einen Nebenbuhler, sondern auch selbst Verpfleger der Armee, »Generalquartiermeister, Ingenieur, Kundschafter der Wege »und gemeiner Soldat. Alles, was menschliche Kräfte erreichen »können, hatte er Scharfsinn, vorauszusehen, arbeitsame Ge»duld, zu untersuchen, und Muth, auszuführen.«

»In eben so hohem Grade, als er die Pflichten der Mensch»lichkeit und des Mitleids ausübte, war er ruhmbegierig und »unerschrocken, ließ sich aber, wie schon gesagt, durch sein über»mäßiges Kriegsfeuer sehr häufig zu weit führen. Mehrere Male »verwundet, gefangen und dem Tode entronnen, war er vertraut »mit allen Gefahren, und sah ihnen stets unerschütterlich in das »drohende Antlitz. Aber nicht bloß bey kriegerischen Unterneh»mungen und Thaten überließ er sich seiner schnell empor wallen»den Hitze, auch bey andern Gelegenheiten bewies er, daß eine »übereilte und heftige Gemüthsart Erbtheil seines Charakters »geworden war; und dieß ist der einzige (?) Zug seines Charak»ters, den man mit Recht zu tadeln sich erlauben darf.« — Darf man diesen Flecken in seinem Charakter tadeln; so wird es dem unparteyischen Geschichtsforscher nicht minder erlaubt seyn, freymüthig zu sagen: Gustav Adolph habe aus überspannter Liebe zu seinem und seiner Nation Glauben den Haß gegen die

katholische Religion sehr fühlbar an den Tag gegeben, der besonders in den ersten Zeiten der sogenannten Reformation allgemein vorherrschte, wo die erbitterten Gemüther der neuen Glaubenslehre mit Gewalt den Eingang erstürmen wollten. Jeder unbefangene, vernünftige Protestant unserer Tage wird Gustav Adolphen gewiß nicht immer das Wort reden, der den verheerenden dreyßigjährigen Krieg beynahe allein auf den deutschen Boden gewälzt hat, und dessen Einfall in das Herz Germaniens nicht so ganz zu entschuldigen ist, von welcher Seite man ihn auch immer betrachten mag. — Der unternehmende, feurige, überall durchdringende nordische König konnte nicht anders, als für einen gefährlichen Nachbar und Fürsten angesehen werden, bey dessen Unternehmungen man immer auf der Hut seyn, und solche Maßregeln ergreifen mußte, die Unternehmungen von solcher Art wirksame Schranken setzen. Würden die Protestanten, wäre die katholische, das ist: christliche Urreligion, bewaffnet als neue Lehre erschienen, nicht eben die Vorsicht gebraucht, eben so der zunehmenden Verbreitung derselben entgegen gearbeitet haben?

Ausfälle überzeugen nicht; ein Theil des dritten Buchs insbesondere verräth nichts weniger, als Unparteylichkeit, und an vielen Stellen leuchtet unverkennbar Religionshaß und eine feindliche Gesinnung gegen ein großes Fürstenhaus hervor, dessen Licht so Viele verdunkelt hat. Man vermisset mit Leidwesen jenen unbefangenen Blick und jene reife Mäßigung, welche dem Geschichtschreiber jeder, und so vorzüglich unserer Zeit, zur Ehre gereicht! Die Einwendungen einiger schwedischen Senatoren gegen die Offensive bey den Berathschlagungen des Königs mit seinen Räthen, wegen Ausführung seines Plans, in Deutschland einzufallen, spricht für deren Mäßigung; allein Gustav Adolph setzte mit der Mehrzahl durch, und Deutschland ward der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges.

Seite 139 wird Wallenstein richtig geschildert. Es heißt: »Die ersten Versammlungen des Fürstentages wurden mit »Klagen über das Elend im Reiche verschwendet, und mit Schmä»hungen über die Erpressungen und Reichthümer Wallensteins, »dessen übermäßiger Stolz das Wiener Kabinet und größten»theils alle deutsche Fürsten, vorzüglich aber den Herzog »Maximilian von Baiern, wider ihn eingenommen, welche »alle dahin trachteten, ihn von seiner Höhe herabzustürzen. Wal»lenstein erschien in Regensburg mit einem Prachtauf»wande, der den der Churfürsten, und selbst den des Kaisers »verdunkelte.«

Der Leser der Rangoischen Schrift wolle des schwedischen

Königs Antwort auf das Schreiben der Churfürsten vom 10. August 1630 (es ist Seite 185 — 186 nach dem Hauptinhalte angeführt) genau prüfen, und dann ein unbefangenes Urtheil fällen. »Der König beschloß sein Schreiben, unter der »Versicherung, daß er den Krieg nur angefangen habe, um »den Frieden zu erlangen (?); daß er keineswegs ein Feind des »Reichs sey, daß er weder diejenigen, die ihn nicht beleidigt »hätten, anzugreifen, noch die Konstitution des deutschen Reichs»körpers umzustoßen willens sey, daß er aber das deutsche Reich »nicht verlassen würde, ohne vorher eine vollkommene Genug»thuung« (von welcher Art und wofür?) »erlangt zu haben.«

In der Fortsetzung der Geschichte fehlt es wieder nicht an den gewöhnlichen Ausfällen, die der Verfasser durchaus nicht beseitigen kann; ruhige Erzählung erwarte man von ihm da nicht, wo er zu schmähen Anlaß zu haben glaubt. Uebrigens ist der Verfolg der Geschichte, die Ausfälle und die ausschließliche Vorliebe zu Gustav Adolph abgerechnet, wahr und gut vorgetragen. Der Schluß des fünften Buches ist sehr auffallend.

Auch das letzte Buch verläßt den Grundton nicht; erzählt übrigens die Thatsachen treffend und richtig.

Des nordischen Königs Tod erwähnt Referent ausführlicher, da die Erzählung mit einer Lebhaftigkeit vorgetragen ist, die den historischen Schriftsteller auszeichnet. »Der König,« erzählt Rango, »im vollen Siege gegen den linken Flügel des Feindes, »erhält die Nachricht von dem Rückzuge seiner Infanterie und »von dem Schicksale des linken Flügels. Mit ruhiger Besonnen»heit überträgt er dem Feldmarschall Horn das Verfolgen des »Feindes, und eilt an der Spitze des Steinbock'schen Regiments, »die Ordnung seiner gedrängten Truppen wieder herzustellen. »Pfeilschnell trägt ihn sein edles Roß auf den Punkt, wo seine »Infanterie am heftigsten gedrängt wird. Die Schwadronen »des Steinbock'schen Regiments bemühen sich vergebens, ihrem »König zu folgen. Nur von weniger Reiterey und dem Herzoge »Albert von Sachsen-Lauenburg umgeben, führt ihn »sein kurzes Gesicht zu nahe an die feindlichen Linien. Sein »linker Arm wird durch eine Musketenkugel zerschmettert. Im »selben Augenblick kommt das Steinbock'sche Regiment ange»sprengt. Die Reiter sehen ihren Monarchen verwundet. Der »König blutet — der König ist erschossen! ruft »Einer dem Andern zu. Die Folgen dieses unseligen Ausrufs »zu verhindern, unterdrückt Gustav Adolph den Schmerz, »der ihn übermannt, und mit heiterer Miene ruft er: Es ist »nichts — folgt mir! Mit zerschmettertem Arm stürzt er »auf den Feind. Das Gefecht wird allgemein; aber von dem

»Blutverluste aus seiner Wunde einer Ohnmacht nahe, wendet er »sich zum Herzoge Albert von Sachsen-Lauenburg: »Bringe mich, sagte er auf Französisch zu ihm, ohne Auf- »sehen aus dem Gedränge. Der Herzog, der dem König »vom Anfange des Gefechts wie sein Schatten zur Seite geblie- »ben war, leitet ihn nach dem rechten Flügel zu. Auf diesem »Wege, entfernt von seinen Truppen, fühlt der König einen »zweyten Schuß in seinen Rücken: Ich habe genug, Bru- »der! ruft er mit sterbender Stimme, und sinkt vom Pferde. »Rette du dein Leben. — Ein dritter Schuß streckt ihn »mit dem Ausruf: Gott! zu Boden. Sein fliehendes, mit »Blut bedecktes Roß durchfliegt die schwedischen Glieder, und »entdeckt des Königs schreckliches Schicksal. Wuthentbrannt »dringt seine Reiterey herbey, den in Gefahr geglaubten Monar- »chen zu retten. Aber verstümmelt und entseelt liegt er am Bo- »den. Den heiligen Leichnam dem Feinde zu entreißen, ent- »spinnt sich ein mörderischer Kampf, und der von Wunden be- »deckte Körper des unvergeßlichen Königs wird unter gemeinen »Leichen begraben.«

Folgendes ist aus den Anmerkungen gezogen, und enthält manches Neue und weniger Bekannte.

»Nach dem Berichte eines schwedischen Gelehrten, der den »Aufenthalt Gustav Adolph's in Padua bezweifelt, sollen »dagegen seine Landsleute in der Meinung gestanden haben, »Gustav Adolph habe eine Zeitlang auf der hohen Schule zu »Wittenberg studiert. In den akademischen Jahrbüchern »trifft man dazu keine Beweise an, wohl aber, daß sein natür- »licher Sohn Gustav sich daselbst befunden, und im Jahre »1632 das Rektorat geführt habe.«

Ebba Brahe, die Tochter des Reichsdrosts Grag Magnus Brahe, hatte durch die Reize ihrer Gestalt des Helden Herz an sich gezogen. Einige Briefe, worin er seine Leidenschaft gesteht, sind aufbewahrt worden.

Des berühmten Helden Johann Banner Mutter hat als Witwe Gustav Adolphs Vater, Karl IX., eine Bittschrift übergeben. Dem Könige gefiel ihres Sohnes Johann Gestalt, der die Mutter begleitete, so sehr, daß er nach einigen Liebkosungen den Knaben fragte, ob er seine Dienste annehmen wolle? Beherzt antwortete der Knabe: der Teufel mag Euch dienen, Ihr habt ja meinen Vater umgebracht. Der König, betroffen über diese Antwort, konnte nichts erwiedern, und erfüllte das Begehren seiner Mutter.

Papst Urban der VIII., einer der scharfsichtigsten und klügsten Männer, die zu jener Zeit lebten, hatte den schwedischen

Reichskanzler Oxenstierna immer als einen Mann von ungewöhnlicher Art betrachtet.

Der König Gustav Adolph führte selbst unter dem Geräusche der Waffen des Hugo Grotius berühmtes Werk: de jure belli et pacis, welches 1625 zuerst in Paris bey Buon in Quart erschien, bey sich, und las es. Er befahl, selbes ins Schwedische zu übersetzen. Im ersten Theile der vindiciae Grotianae S. 304 wird gesagt, daß das erwähnte Werk nach der Schlacht bey Lützen in dem Zelte des Königs gefunden worden sey.

Als Oxenstierna versucht hatte, dem Könige von einer sehr gewagten Unternehmung abzurathen, sagte dieser: Mein guter Kanzler, Ihr seyd zu kalt für meine Gemüthsart. Es kann seyn, Sire, antwortete der Minister: allein hätte mein Eis keine Feuchtigkeit in Dero Feuer gegossen, so wären Eure Majestät schon seit einigen Jahren verbrannt.

König Gustav Adolph ward an der Achsel von einer Musketenkugel gestreift, und mußte sich aus der Schlacht tragen lassen, welches verursachte, daß auch seine Soldaten abzogen, weil sie nicht voraussehen konnten, wie es weiter mit ihnen gehen würde. Der Kanzler Oxenstierna sprach bey dieser Gelegenheit dem Könige scharf zu, und beschwor ihn, seine hohe Person mehr zu schonen. Allein er bekam zur Antwort: Gott wird nicht aufhören, allmächtig zu seyn, wenn ich gleich nicht mehr am Leben wäre. Als der Wundarzt die Kugel nicht herausbringen konnte, sagte Gustav Adolph: Laß sie stecken, es ist ein Andenken, dessen wir uns nicht schämen dürfen.

Der Hut des Königs, den Siriot durch einen seiner Bedienten erhalten hatte, wurde von zwey Gefangenen erkannt, und Arnheim schickte ihn dem Herzoge von Friedland mit einem Briefe, in welchem unter andern gestanden: Der König ist mitten unter uns gewesen; meine Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche hat lassen müssen.

Tilly hatte immer mit der größten Ehrfurcht von Gustav Adolph gesprochen. »Der König von Schweden,« sagte er auf der Kurfürstenversammlung zu Regensburg, »ist ein »Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet »zum Kriege, in der Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten »sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände »seines Reiches sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine »Armee aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern,

»Schotten und Engländern zusammengeflossen, ist zu einer ein»zigen Nation gemacht durch blinden Gehorsam. Dieß ist ein »Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben schon überaus »viel gewonnen ist.«

Oxenstierna war der erste, der dem Könige Gustav Adolph, bey Gelegenheit einer Rede, die er bey Eröffnung der Zusammenkunft zu Heilbronn 1633 hielt, den Beynamen des Großen gab.

Sehr merkwürdig ist, was über Gustav Adolphs Tod (er wurde vorgeblich ermordet) in den Anmerkungen S. 124 u. s. w. erzählt wird. Man hat Jemand in Verdacht, der des Königs Mörder gewesen seyn soll; allein erwiesen ist es nicht. Besser, daß dieser scheußliche Mörder verborgen bleibe, wie das Nachtgevögel in den Ritzen zerfallener Burgen.

Ueber die eigentlichen Umstände von Gustav Adolphs Tode weiß man nichts Gewisses. Die vornehmsten Geschichtsschreiber widersprechen sich. Man lese Menke's Schrift: de dubia *Gustavi Adolphi*, Suecorum Regis, caede, unter seinen dissert. literar. S. 112 u. s. f. Einige Schreiben des berühmten schwedischen Hofkanzlers Joh. Salvius und des Dompropstes zu Werioe Andr. Göcking verdienen Aufmerksamkeit. Als Augenzeuge kann Hans von Hastensdorf, des Königs Leibpage, Manches gewußt haben, was Anderen unbekannt blieb. Dessen Fragment hat J. F. Nordt in seine Beyträge zur Schleßwig-Hollsteinischen Historie Th. V. S. 473 u. s. w. eingeschaltet; es ist zum Theil reimweise abgefaßt. Chemnitz und Puffendorf haben auch hierüber geschrieben. Die meisten Geschichtschreiber stimmen hierin überein, daß der König zwey Pistolenschüsse bekommen; doch von wem er sie bekommen, erzählt man auf verschiedene Art. Graf von Khevenhüller hat in seinen Jahrbüchern Th. XII. S. 192 den Bericht aufbehalten, der an den Kaiser wegen des Königs Tode abgeschickt wurde. Dieser Bericht lautet ganz anders, und stimmt mit den übrigen Nachrichten nicht überein. »Wie der »König,« sagt der Graf in seinen Annalen, »seinen fliehenden »Völkern zu Hülfe kommen wollen, habe ein kaiserlicher Korporal »einen Musketirer bey der Hand genommen, mit vermelden, »weil er gesehen, daß Jedermann vor dem Könige gewichen und »ihm Platz gemacht: Auf diesen schieße, denn dieser ist »etwas Vornehmes; darauf er angeschlagen und losge»brennt, und dem Könige zuerst den Arm durchschossen. Darauf »eine kaiserliche Eskadron Reiter angesetzt, darunter einer in »einer blanken Rüstung, so der Oberstlieutenant vom florentini»schen Regimente von Falkenberg soll gewesen seyn,

»den König durch den Kopf geschossen, daß er von dem Roß auf »die Erde gefallen« u. s. w. Dieß ist bloße Muthmaßung und führt uns um keinen Schritt weiter.

Ich führe aus Rango's Schrift einen Umstand wörtlich an, der zu manchen Aufsätzen und Schriften Anlaß gegeben hat. »Es »war nämlich in vorigen Zeiten ein gemeines Vorgeben, der Kö»nig von Schweden habe ein gewisses Schwert mit allerhand »talismanischen Sprüchen und Figuren geführet, durch dessen »geheime Kraft er mehr, als durch sein kluges Kommando und »durch Muth und Tapferkeit seiner Kriegsheere ausgerichtet. »Man zeigte noch lange Zeit zwey dergleichen Schwerter, das »eine zu Aix in der Provence, das andere auf dem schönen »Büchersaale zu Leipzig: und Morin in seiner astrologia »gallica B. XX. Abschn. IV. S. 494 hat eines dritten gedacht. »Vielleicht ist dieses letzte eben dasjenige, von dem Euteret »Jollyvet eine Zeichnung an den schwedischen Reichskanzler »Axel Oxenstierna überschickte, s. Herrn Archenholz »Mémoires de la Reine *Christine*, Th. II. S. 210 fg. Keines »derselben ist dem andern gleich. Georg Wallin, Bischof »zu Gothenburg, hat in drey Abhandlungen; de gladio »magico *Gustaphi Adolphi*, Suecorum Regis, ausführlich ge»handelt, und besonders das zu Leipzig, welches ihm selbst zu »Gesicht gekommen war, genauer beschrieben.

Ich überlasse dem Leser des Rangoischen Gemäldes dasjenige zu prüfen, was in den Anmerkungen von S. 132 — 139 über den vorgeblichen Mörder Gustav Adolphs angeführt wird.

Art. X. Croniche ossia memorie storiche sacro-profane di Trieste, cominciando dall' 11. secolo sino a' nostri giorni; compilate dal R. D Giuseppe Mainati, sagrestano della Cattedrale di S. Giusto martire. Coll' aggiunta della relazione dei Vescovi dal primo sino al decimo secolo. T. 3, 4, 5, 6. e T. 7. P. 1. Venezia nella Tipografia Picotti. 1817 — 1819.

1. Die ersten zwey Bände dieses Werkes, das Mittelalter enthaltend, wurden im XVII. Bande dieser Jahrbücher angezeigt. Der dritte Band beginnt mit der inhaltsreichen Zeit Kaiser Maximilians I. Gleich auf der ersten Seite begegnet uns ein ausgezeichneter, mit vollem Rechte der Geschichte angehörender Triestiner, der Bischof Peter Bonomo, über dessen glänzende Laufbahn und Individualität wir von Mainati lesenswürdige Details erwarteten. Nun wird zwar berichtet, daß Kaiser Maximilian I. dem Peter Bonomo, seinem famigliare

di Corte e nobile patrizio della città di Trieste, die Wahl gelassen zwischen dem Wiener und Triester Bisthume, ferner daß Bonomo seine Vaterstadt der Residenz vorgezogen, und der Triester Kirche sechs und vierzig ganzer Jahre vorgestanden; — ein Schreiben Kaiser Maximilians an das Triester Kapitel beweiset, daß der Landesfürst schon am 13. Oktober 1501 diese Wahl getroffen, auch lesen wir, daß dieser Bischof während seiner 46jährigen Regierung die Rechte seiner Kirche wachsam gehütet, und insbesondere 1514 den ihm gebührenden Zehent von Umago wider den Venetianer Mark Antonio Foscarini vor dem Kaplan Leos X., dem Rechtsgelehrten Nicolo von Arezzo, behauptet, so wie er an den Angelegenheiten der allgemeinen Kirche in dem Lateranensischen Konzil 1512 — 1517 thätig Antheil genommen, daß er an den kaiserlichen Hof als Deputirter seiner Vaterstadt gegangen, und derselben die Bestätigung aller Freyheiten, so wie das Recht, ausgewirkt hatte, daß alle Waaren aus Krain und den umliegenden österreichischen Staaten ihren Zug über Triest nach dem venetianischen Istrien nehmen sollten; daß er 1519 von Maximilian I. eigenhändig eingeladen worden, an dem kaiserlichen Sterbelager zu erscheinen, ferner, daß er dem Könige Ferdinand I. seine Mauthgerechtigkeit gegen ein Aequivalent von 250 Gulden abgetreten, die Pfarrey St. Cantian bey Montefalcone gegen Venedigs Habsucht behauptet habe, und in seinem 88sten Jahre, den 15. Juny 1540 gestorben sey; aber alles dieses genügt uns nicht, sondern weckt das Verlangen, noch mehr von einem schlichten Edelmanne zu wissen, der unter vier Kaisern, Friedrich, Maximilian, Karl V. u. Ferdinand I. sich zum Großkanzler hinaufgeschwungen und sich aller dieser Fürsten Zufriedenheit zu erwerben gewußt hat. Sollte sich eine Chronik, und nun vorzüglich eine Stadtchronik, nicht darauf einlassen dürfen, über einzelne ausgezeichnete Landsleute möglichst vollständige Nachrichten zu geben?

Umständlichere Nachrichten über das Edelgeschlecht der Bonomo, wenn auch nur aus Ireneo della Croce, wären hier am rechten Orte gewesen, denn das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert war die Blüthezeit dieses Edelgeschlechtes, und der Bischof und Großkanzler Peter Bonomo war eigentlich der Gründer der Blüthe desselben, wie schon jenes splendidas aedes nepotibus magno sumptu aedificavit, andeutet. Auch über den Großkanzler hätte sich hie und da noch manches auffinden lassen, z. B. daß er früher Propst der Kollegiatkirche St. Nikolaus zu Straßburg in Kärnten und Pfarrer in Ylerberg (Ulrichsberg?) auch Domherr in Triest gewesen; daß

sich seine Bestätigung als Triester Bischof vom 5. April 1502 datirt und daß er die Belagerung Triests durch die Venetianer 1508 mit ausgehalten, wie ein Schreiben Kaiser Maximilians I. an ihn vom 28. Juny dieses Jahres beweist, darin der vielfach beschäftigte Monarch sich folgender Maßen vernehmen läßt: Venerabilis, Devote, Dilecte. Etsi cuperemus afferre remedium aliquod Adversitati tuae, quam tu et civitas Tergestina hoc anno patimini, tamen quia communis est Nobis fortunae calamitas superest utrisque ut bene speremus: neque enim dubitamus Deo Optimo Maximo Adjutore, adhibita qua decet diligentia, nos cum foenore omnia ammissa recuperaturos. Itaque bono, forti, ac constanti animo sis; nos te nunquam derelicturi, sed pro viribus semper opitulaturi sumus. Datum in oppido Nostro Imperiali Popardia etc.; daß seine Ernennung zum obersten Kanzler und Präses des Hofrathes 1521, den 7. July geschehen, wie das in das Italienische übersetzte Ernennungsdekret in dem Appendice Documentorum der Opera Miscellanea des Grafen Rudolph Coronini, S. 264 darthut. Wir wissen ferner noch aus eben diesem Buche, daß Bonomo nach dem Tode Georgs von Slatkonia 1522 Bischof von Wien hätte werden sollen, daß er auch dieses Bisthum auf kurze Zeit administrirt habe, daß ihm aber die päpstliche Bestätigung nicht geworden sey.

Die Absicht Ferdinands I. ging nämlich dahin, seinen Oberstkanzler Peter Bonomo zugleich als Bischof von Wien zu sehen, dessen Anverwandten, Ludwig Bonomo, aber auf den Triester Bischofssitz zu erheben. Darum sendete er den Triester Dekan, Leonard Bonomo, mit einem Empfehlungsschreiben vom 16. August 1522 an den Kardinal von Medicis, diesen um Verwendung für die beyden Kandidaten beym heiligen Vater und dem Kardinals-Kollegium ersuchend (rogare ac obtestari summis precibus decrevimus, heißt es in diesem Schreiben: ipsum Decanum, cui plura commisimus coram referenda audire, dictis ejus credere, et ea, qua potest fieri celeritate absolvi et expediri curare). Was immer die Ursache gewesen, daß der Zweck dieser Sendung nicht erreicht wurde, so viel ist gewiß, daß Peter Bonomo sich zu fassen wußte und als Bischof von Triest ein hohes Alter erreichte. In dem Syllabus Tergestinorum Antistitum des angeführten gräflich Coroninischen Werkes heißt es unter andern von Peter Bonomo: Bonis artibus excoluerat animum, moresque emendaverat ad libellum prudentiae. Was dieß für eine Klugheit war, ob die evangelische Schlangenlist mit Taubeneinfalt, oder die gemeine Weltklugheit ohne die Taubentugend, ist nur dem

bekannt, der Herz und Nieren prüft. So viel aber besagt die Geschichte, daß Primus Truber, ein Laibacher Domherr, der krainische Kalvin, zu Triest als windischer Prediger aufgenommen wurde, nachdem er wegen verderblicher Lehre das Land hatte verlassen müssen; und dieß geschah, als Peter Bonomo noch Bischof in Triest war. —

2. Noch ein anderes Triester Edelgeschlecht gelangte um dieselbe Zeit zu hohen Ehren; dieß waren die Burlo. Den Triester Bürger Domenico Burlo nahm die Kaiserin Blanca Maria 1501, den 12. März, unter ihre familiares domesticos, continuosque commensales auf, und dessen Söhnen Dominik und Hermagoras besserte und bestätigte Kaiser Maximilian I. zu Innsbruck 1516, den 4. August, das Wapen. Beyde Geschlechter, die Buonomo und Burlo, hatten sich während des venetianischen Krieges durch unerschütterliche Treue gegen das Haus Oesterreich ausgezeichnet und große Opfer gebracht. Triest, wenn es auch der Uebermacht erlag, hielt sich dennoch länger, als die festesten Burgen der Nachbarschaft. Cormons, Görz, Wipbach, Duino hatten 1508 dem geflügelten Löwen die Thore geöffnet, da umzingelten der Proveditor Hieronymus Cornaro, unterstützt von Alviano, Triest zu Lande, der Proveditor von Istrien, Hieronymus Contarini, zur See; kaiserlicher Schloßhauptmann war Georg Moscovich. Drey Tage hinter einander wurde Triest beschossen. Contarini hatte zu dem Ende eigens die Basilisken kommen lassen, Kanonen von ungeheurer Länge, welche 2800 Schritte weit trugen, also, daß die Mauern von Triest gar bald ein Schutthaufen wurden. Drey Wochen hatten die Triestiner die Belagerung ausgehalten, da wurde am 6. May die weiße Fahne aufgesteckt und die Stadt übergeben. Mit 15000 Dukaten kauften sich die Bürger von der Plünderung los, und Franz Capello wurde Proveditor von Triest, ein Mann, der es darauf anlegte, die Stadt zur Verzweiflung zu bringen. Viele wanderten nach Laibach aus; deren Weiber und Kinder exilirte Capello hierauf nach Cherso. Erst den 4. Juny 1509 räumten die Venetianer Triest, Fiume, Pisino, Görz, Cormons und die übrigen, dem Kaiser entrissenen, Orte. Nikolaus Baron Rauber erhielt die Hauptmannschaft. Aber damit waren die Leiden dieser Stadt noch keineswegs geendiget, im Gegentheile waren die Gemüther erst recht erbittert worden, und der Rachedurst kannte keine Gränzen. Den österreichischen Unterthanen von Istrien wurde verboten, das Salz wo anders als in Triest zu kaufen. Dadurch glaubten sich die venetianischen Istrier, namentlich die Bewohner von Capo-

distria und Muggia, gewaltig beschädigt, und klagten beym Senate in Venedig. Nun sperrte Contarini den Hafen von Triest; die Feindseligkeiten zu Land und Wasser fingen aufs Neue an. Mehrmals wurde ganz Istrien wider Triest aufgeboten; man verwüstete sich wechselseitig die Felder durch Abhauen der Weinreben und Olivenbäume. Die Frangepani boten alles auf, der Republik den möglichsten Schaden zuzufügen. Die Triester bauten zwey Fregatten und bedrohten damit nicht nur die istrischen Küstenstädte, sondern wagten sich bis nach Chiozza raubend und plündernd, was ihnen in die Hände fiel. Als wollte der Himmel die wilden Leidenschaften der Menschen zum Schweigen bringen, setzte 1511 den 26. März ein fürchterliches Erdbeben das ganze Küstenland in Schrecken. Die Felsen schienen sich spalten und alles unter sich begraben zu wollen. Die festesten Burgen auf hohen Bergspitzen, Mauern, Thürme, stürzten ein, das Wasser im Triester Hafen stieg zu einer Höhe, daß sich die Einwohner auf die Anhöhen flüchteten. Dessen ungeachtet fuhr man fort, mit List und Waffen wider einander zu wüthen, bis die Ohnmacht Friede gebot. Das Vermögen der Triester war erschöpft, die waffenfähigen Einwohner zusammengeschmolzen, die Sitten verwildert; da erfolgte endlich 1512 neuerdings der Friede.

In demselben Jahre wurde zu Triest im dortigen Benediktinerkloster das Fragment einer alten Chronik aufgefunden, das Ireneo della Croce mittheilt, und dem zufolge der Ort, wo jetzt Triest steht, einst Monte Muliano geheißen haben soll, dessen stolze Bewohner, um nicht den Römern zinsbar zu werden, auswanderten und die Stadt Laibach bauten. Was es immer mit diesem Chronik-Fragmente für eine Beschaffenheit habe, so erhellet doch daraus, daß schon vor mehreren Jahrhunderten diese beyden Städte mit einander wegen des Vorrechtes der Anciennität rivalisirten. Denn die Monte Mulianer weigerten sich deßhalb den Römern Tribut zu zahlen, weil es, wie jenes Chronikstück berichtet, mit der Ehre unvereinbar, daß der Vater dem Sohne tributär sey. Demzufolge wären nicht nur die Laibacher, sondern selbst die Römer nur Abkömmlinge der Monte Mulianer, welche direkt aus Troja abstammten. Aber Schönleben und Baron Valvasor, nicht zufrieden mit dieser vornehmen Verwandtschaft Laibachs, haben mit großer Gelehrsamkeit dargethan, daß Emona (heut zu Tage Laibach) noch viel älter sey, da es schon von Jason, dem Argonautenführer, erbaut worden, wogegen freylich Monsignor Giacomo Tomasini, Prosper Petronius, Niccolo Manzuoli und Bauzer vieles einzuwenden haben, indem jene das von Jason erbaute Emona nach Citta nuova in Istrien versetzen, dieser

nach Heidenschaft, noch andere gar nach Glemona in Carnien.

Wichtiger als dieser Ancienniläts-Streit zwischen Triest und Laibach, oder besser zwischen den Triester und Krainischen Historikern ist die Frage, ob Triest jemals zu Krain gehört, d. h. der Landschaft Krain inkorporirt gewesen? denn von der Beantwortung dieser Frage hängt ab, ob die krainischen Herren Stände jemals das Recht hatten, die Stadt Triest bey den Landschaftsanschlägen in das Mitleiden zu ziehen? — Der durch den Conte Agapito neuaufgelegte Ireneo della Croce (Trieste, 1820. Tipografia di Gasparo Weis) hat im 13. Kap. des ersten Bandes eine ganze Abhandlung darüber: che la città di Trieste, non sia, nè fosse mai soggetta alla Provincia del Cragno; und die Waffen sind da vorzüglich wider den Freyherrn Valvasor gerichtet, der im eilften Buche seiner Ehrenchronik des Herzogthums Krain, bey der Beschreibung der Stadt Triest aus krainischen Archivs-Akten darthun wollte, daß Triest der krainischen Landschaft und den Landtagsbeschlüssen wirklich von jeher unterworfen gewesen; ja von dem krainischständischen Körper nie als eine freye Stadt anerkannt worden sey. Natürlich folgt Mainati in dieser Sache der ehemaligen Ansicht seiner Landsleute und führt zur Entkräftung des unbestreitbaren Faktums, daß die Stadt Triest wirklich einmal durch ihren Deputirten Petazzi 1530 auf einem krainischen Landtage erschienen sey, einen Majestäts-Brief Karls V. an die krainischen Stände an, darin es heißt: »serio praecipiendo mandamus, ut nequaquam in futurum, quavis occasione seu causa ipsos nostros fideles Tergestinos pro hujusmodi steuris molestari, aut aggravare debeatis, sed eos in antiquis consuetudinibus et privilegiis suis conservare et manutenere juxta mentem et mandata Caesareae Majestatis domini et avi nostri colendissimi, vobis per eos praesentata, omni prorsus exceptione remota; qui in eo nostram expressam voluntatem facturi estis.« Deßgleichen findet sich bey Mainati noch ein anderer Befehl Karls V. aus Barchinona den 10 July 1519 an den gegenwärtigen und künftigen Auffschlager de Labaco des Inhalts: serio praecipientes mandamus, ut praefatos nostros fideles Tergestinos, seu eorum factores et negotiatores et omnia et singula animalia juxta suas antiquas consuetudines et immunitates (ut par est) sine alicujus Auffslag, gabellae et datii solutione Tergestum conducere permittatis et ab aliis permitti faciatis.

Gegen einen so deutlich ausgesprochenen Willen Kaiser Karls V. nun hat Baron Valvasor nichts als Auszüge

aus Landtagshandlungen und Beschwerdeschriften der krainischen Stände, daraus wohl ersichtlich, daß es die Landschaft bey dem Landesfürsten gern dahin gebracht hätte, Triest gleich andern krainischen Städten beanschlagen zu dürfen; daß sie aber ihre Absicht jemals erreicht habe, das ist aus der Valvasorischen Beweisführung gar nicht ersichtlich. Nun wird doch wohl Niemand daraus, daß die Krainer die Stadt Triest trotz der uralten Freyheitsbriefe derselben gern bey den Landesanlagen in das Mitleiden gezogen hätten, folgern wollen, Triest müsse denn doch einstens zu Krain gehört haben, weil man sich sonst derley Zumuthungen nicht erlaubt hätte? Es hätte in Wirklichkeit nicht einmal der Anführung obiger zwey ausdrücklichen Majestäts-Befehle Karls V. bedurft, um die faktische Theilnahme der Stadt Triest an dem krainischen Landtage von 1530, und hiemit Valvasors stärksten Beweisgrund zu entkräften. Denn, um der altösterreichischen Regierungs-Maxime nicht zu gedenken, kraft welcher eines Jeden wohl erworbene Rechte so lange aufrecht erhalten werden, als er sie nicht durch eigene Schuld verwirkt, hatte jener von Ferdinand I. anbefohlene Zusammentritt keinen andern Zweck, als eine gemeinsame Berathung, wie die von den Türken bedrohte Gränze am besten gesichert werden könne. Derley Gesammt-Berathungen der innerösterreichischen Stände haben in der darauf gefolgten Zeit noch öfters, unter andern 1578 zu Bruck an der Mur, Statt gefunden, ohne daß es den Steyermärkern deßhalb in den Sinn gekommen, Krain, oder Kärnten, oder Görz als der Steyermark inkorporirte Landschaften anzusehen.

Wie gut es übrigens Kaiser Karl V. mit der Stadt Triest gemeint, erhellet auch daraus, daß er den Triester Kaufleuten unter dem 22. Oktober 1518 dieselben Handelsvortheile im Königreiche Neapel gestattete, welche die Florentiner damals genossen. Dahin gehörte, wie aus einem spätern Majestäts-Briefe desselben Kaisers vom Jahre 1536 erhellet, auch das Recht, einen eigenen Konsul in Neapel halten zu dürfen, welcher über die im Königreich Neapel befindlichen Triestiner die Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit ausüben sollte, ausgenommen in Sachen des Hochverraths, der Münzverfälschung und des Mordes. Der erste Triestinische Konsul in Neapel hieß Peter Cantana. Für das Jahr 1540 erscheint Leonardo Nogarola, ein edler Veroneser als Hauptmann von Triest. Dieser Mann, der mit ausgebreiteten philosophischen und theologischen Kenntnissen eine seltene Rednergabe, Welt- und Staatsklugheit verband, dazu noch der deutschen, französischen, ungrischen, türkischen und illyrischen Sprache vollkommen mächtig, bey allem dem aber sehr

arm war, hatte sich verschiedenen wichtigen Sendungen an damalige Fürsten unterzogen, und wurde in ganz Italien bewundert.

Interessant, obgleich nicht eigentlich in die Triester Stadtgeschichte gehörig, ist, was Herr Mainati für das Jahr 1542 erzählt. Während Soliman in Ungern die Christenheit durch die Einnahme Ofens erschreckte und Karl V. wider Algier zog, erregte ein Udineser, Beltramo Scaccia, im Einverständnisse mit dem französischen Konsul zu Venedig, einen Frosch- und Mäusekrieg an der friaulischen Küste.

Der Kommandant des festen Platzes Marano wurde überlistet, indem man ihm zwey Schiffe mit Getreide aus Istrien zuzuführen versprach. Wirklich erschienen den 2. Januar 1542 zwey mit Matten bedeckte Barken, darunter jedoch Soldaten und unter andern ein gewisser Turchetto von Brescia, Freund des Scaccia, verborgen lagen. Der unvorsichtige Kommandant von Marano öffnet das Thor, denn Scaccia stand auf dem Vordertheile des Schiffes und schrie: hervor mit dem Getreide. Aber plötzlich springen die Soldaten sammt den Urhebern der Verrätherey ans Land, bemächtigen sich des Eingangs zum Kastelle, und schreyend durch einander, Marco, Marco, Francia, Francia, machen sie sich zum Herrn von Marano. Diesen kamen bald andere Venetianer zu Hülfe und unterwarfen sich einige österreichische Gränzorte, die von aller Besatzung entblößt waren. Auf die Nachricht von diesem Ereignisse eilte Nikolaus von Thurn, Kommandant von Gradiska, mit 700 Mann, darunter 100 ausgesuchte Reiter, herbey, konnte jedoch wenig ausrichten, und kehrte, nachdem er Percinico den Verräthern abgenommen, nach Gradiska zurück. Mittlerweile wurde Scaccia aus Marano hinausgeworfen und Turchetto pflanzte die französische Fahne auf der Mauer auf. Der Platz wurde hierauf, als im Namen des allerchristlichsten Königs erobert, einem gewissen Peter Strozzi, einem ausgewanderten Florentiner, angetragen, welcher im Venetianischen für Frankreich Soldaten warb. Nun gab Kaiser Ferdinand Befehle an Nikolaus von Thurn, Marano mit hinreichender Macht anzugreifen und den Franzosen zu entreißen. Eine kleine Flotte, geführt von dem Spanier Godinez, kam von Triest aus zu Hülfe; Marano wurde zu Lande und zu Wasser eingeschlossen, und war schon auf dem Punkte, sich zu ergeben, als plötzlich Alexander Bondomiero mit einigen Galeeren erschien und erklärte, Marano sey Eigenthum der venetianischen Republik, die Signorie habe den Platz den Fran-

zosen abgekauft. Solche Streiche erlaubten sich damals die Venetianer gegen das Haus Oesterreich.

Für das Jahr 1546 wird einer publizirten Kleiderordnung Kaiser Karls V. gedacht, welche sich im Vizedomamte zu Triest befinden soll. Warum hat uns der Verfasser dieses Aktenstück zur Sittengeschichte jener Zeit nicht mitgetheilt? Oder ist Karl V. vielleicht ein Schreibfehler? Aus einer solchen von Kaiser Karl V. den Triestern gegebenen Verordnung ließen sich vielleicht für die Erbtheilung zwischen Karl V. und Ferdinand I. wichtige Folgerungen ziehen.

3. Auf den Bischof Peter Bonomo folgte 1547 Francesco Rizzano (Rizanus oder Riccanus), ein Dalmatiner. Der Same, den der lutherisch gewordene Laibacher Domherr Primus Truber, ein Klient Bonomo's, zu Triest ausgestreut hatte, trug Früchte. Der neue Bischof wurde gar bald der Häresie verdächtig, mußte Triest verlassen und starb im Elende. Auch zwischen dem Stadthauptmanne einerseits, und Richter und Rath anderseits gab es 1548 Differenzen, welche ihren Grund in den Statuten der Stadt hatten, — und nur dadurch gehoben wurden, daß Kaiser Ferdinand I. durch eine besondere Kommission die Statuten den Bedürfnissen der Zeit und seinem oberherrlichen Willen gemäß um- und abändern oder verbessern ließ. Diese verbesserten, in vier Bücher oder Abschnitte zusammengedrängten Statuten sanktionirte der Landesfürst sodann zu Augsburg den 11. November 1550, mit folgendem, von Mainati mitgetheilten urkundlichen Vorbehalte: »stando però sempre salva, ed espressamente riservata a noi, ed alli posteri e successori nostri serenissimi arciduchi d' Austria la suprema e principale autorità, facoltà e potestà di cangiare e correggere, ed emendare ancora quelli stessi statuti, leggi e decreti nostri, in tutto, o in uno, ovvero in più articoli, come persuaderà la necessità delle cose, e dei tempi, ed utilità della città medesima, e come parerà e convenira a noi, e posteri nostri.« Es ist merkwürdig, daß diese verbesserte Triestinische Stadtordnung gerade in dieselbe Zeit fällt, da der neue Bischof Antonio Peregues (oder Peregos), ein Kastilianer, eben sein Hirtenamt antrat. Dieser Kirchenhirt nannte sich nämlich comes Tergestinus, inquisitor Apostolica authoritate subdelegatus. — Daß dieser subdelegirte Inquisitor sein Amt streng verwaltet haben mag, beweisen die vom königlichen Hofe 1552 nach Triest abgeordneten Kommissäre, welche wider den Bischof Antonio Castilegio einen neuen Prozeß formiren sollten, weil der erste ohne die herkömmlichen Formalitäten war geführt worden. Die Folgen dieses zweyten Prozesses waren, daß Mon-

signor Castilegio den 5. April des darauf folgenden Jahres wieder in sein Bisthum eingesetzt wurde, mit der Weisung (con comminazione), daß man ihm in geistlichen Dingen allen Gehorsam leiste, und daß man ne' conti delle confraternite (confraternità?) nach alter Gewohnheit verfahre. Dieß alles erzählt der Verfasser, ohne uns früher nur eine Sylbe zu melden, warum denn der Bischof in Untersuchung war. Erst hinterher wird berichtet: Acquietate con ciò le controversie, si stabili nulladimeno nel consiglio, che nei conti delle (confraterne, predicatore? e maestro di scuola) non dovesse ingerirsi il vescovo, altrimente facendo, si ricorresse alla corte. Wenn wir diese etwas unverständliche Stelle recht verstehen, so wollte der Triester Stadtrath nicht, daß sich der Bischof in die Rechnungen der Bruderschaften, des Predigers und des Schulmeisters mengen sollte. Aber warum denn nicht? Unterstanden denn damals die Bruderschaften, die Prediger und Schulmeister nicht dem Ortsbischofe? Oder was waren denn das für Bruderschaften, Prediger und Schulmeister, welche dem Bischofe nicht unterstunden? Wir müssen hier dem Verfasser zu Hülfe kommen, der es entweder nicht weiß oder nicht sagen wollte, daß in Triest das Lutherthum schon Wurzel gefaßt hatte, und zwar von Krain und Istrien her. Von Krain her durch Truber und dessen windische Gehülfen; von Capodistria durch Vergerius, den abtrünnigen Bischof, der hierauf nach Deutschland entwich, und dort unter den Protestanten gern eine große Rolle gespielt hätte; der die lutherischen Bücher eben so in das Italienische übersetzte und nach Italien sendete, wie Truber das ins Krainische übersetzte Lutherthum von Würtemberg aus nach Krain und der windischen Mark verschickte. Das Uebel saß zu Triest wie zu Laibach gerade dort, wo es recht wirken konnte, zu Triest in der Confraternità der Nobili und dem Consiglio, zu Laibach gar unter den Domherrn, den Großen des Landes und beym Magistrate. Daher die lutherischen Prediger und Schulmeister hier wie dort von der ständischen und Stadtbehörde gegen den Bischof in Schutz genommen wurden. Ein solcher Zustand der Dinge konnte dem bischöflichen Ansehen nicht förderlich seyn. Sogar Nonnen wagten es bey der Wahl ihrer Abtissin 1555 sich dem Bischofe zu widersetzen, dergestalt, daß sich die Regierung ins Mittel legen mußte, damit dem Bischofe Assistenz gegen die Widerspenstigen geleistet wurde. So wird begreiflich, warum Peregues überall lieber als in Triest seyn mochte, und zuletzt gar resignirte, also daß der Rath am 3. May 1556 den Entschluß faßte, die kais. Majestät um einen Bi-

schof zu bitten, der in Triest Residenz hielte, denn die Stadt vermißte schon drey Jahre ihren Oberhirten.

Endlich, nachdem Peregues zum Erzbischofe von Cagliari in Sardinien befördert worden, gelangte Johann Betta, ein Tyroler aus Trient, Abt des Benediktiner-Klosters St. Gotthard, auf den Triester Kirchenstuhl. Er fand viel Unkraut in seinem Weinberge. Die unglückselige Religionsspaltung hatte die Triester umgewandelt, so, daß sie z. B. dem Nonnenkloster alle Unterstützung entzogen. Dennoch weigerten sich Richter und Rath, das Institut aufzuheben, obwohl die armen Klosterfrauen selbst, von Hunger getrieben, darum gebeten hatten. Stadthauptmann wurde in demselben Jahre der krainische Baron Anton von Thurn. Uebrigens fehlte es die letzten Jahre her nicht an Neckereyen zwischen Venedig und Triest, nicht an Türkengefahren. Sogar die Nachbarn, wie die von S. Servolo, verschmähten es nicht, den Triestinern zum Aerger das krainische Getreide auf der Heerstraße oder auf dem Markte Senoscheß aufzukaufen und es mit Vortheil nach dem venetianischen Istrien zu führen. Im Jahre 1563 kam es deßhalb zwischen den Triestinern und den Bauern von Corgnale bis zum Blutvergießen. Die Venetianer schürten das Feuer fleißig, eine ordentliche Verschwörung der benachbarten Bauern bildete sich; das Dorf Corgnale ging dabey in Rauch auf und die Podesta von Muggia und Triest proskribirten einander gegenseitig; alles dieses ob des Getreideschmuggelns nach dem venetianischen Istrien. Man beschuldigte die Triester Kaufleute eines schlechten Getreidemaßes, und so kam es dahin, daß sie sich des Laibacher Maßes bedienen mußten. Für das Jahr 1561 wird berichtet, daß ein neuer Jahrmarkt durch Kommissäre der innerösterreichischen Regierung eingeführt wurde, daß die Stadt bey 2000 Dukaten Schulden hatte, welche dadurch getilgt wurden, daß sich die Stadträthe herbeyließen, vier Jahre unentgeldlich ihr Amt zu verwalten. Das Jahr vorher hatte man fremde Weine einführen müssen, dieses Jahr wurde die Weineinfuhr wieder verboten, selbst der Bischof mußte erst nach Hofe rekurriren, um fünf und dreyßig Fässer Wein für seinen Gebrauch aus Görz kommen zu lassen. Die Kirche des heil. Petrus wurde 1500 durch den Stadthauptmann Brasca, die des heil. Franziskus sechzig Jahre später durch die Frömmigkeit der Bürger ausgebessert; dagegen verlangte der Stadtrath 1561, daß in Zukunft den Räthen und andern ausgezeichneten Personen bey deren Begräbniß eine kurze Leichenrede gehalten werden sollte. Die Gebrüder Benvenuto und Jeremia Petazzi erhielten in diesem Jahre auch ein

Ehrendiplom von Kaiser Ferdinand, daraus das Alterthum und die Verdienste dieses Geschlechtes um das Haus Oesterreich und um die Stadt Triest ersichtlich sind.

Im Jahre 1564 hatte der Triester Bischof Betta, nachdem er sich zu Görz von seiner Krankheit erholt, auf Ersuchen des Patriarchen Johann V. die Funktionen der heil. Charwoche zu Aquileja verrichtet. Er benützte diese Gelegenheit, um der kaiserlichen Majestät über das dortige Kapitel viel Lobenswürdiges zu schreiben und es der kaiserlichen Gnade anzuempfehlen. Wenige Monate darauf starb der Kaiser, und auch der Triester Bischof, nachdem er aus vollen Kräften wider das Lutherthum (auch wohl, wie Mainati versichert, colla prigione e castighi) gekämpft hatte, verwechselte das Zeitliche mit dem Ewigen, ob 1565 nach Mainati, oder 1571 nach Bautscher, ob gar 1572 nach Ughelli, läßt sich schwer entscheiden; denn Mainati versichert, der Nachfolger Andreas Rappiccius sey schon 1566 erwählt worden, der Syllabus Tergestinorum antistitum aber schreibt: Sub illius (Bettae episcopi) regimine Carolus Archidux Austriae anno 1568 sectam Lutheri inductam Tergesto curat submoveri, datis mandatis ad urbis capitaneum et urbanum magistratum. Dieser Bischof, früher Sekretär Kaiser Maximilians II. und Hofrath des Erzherzogs Karl in der Steyermark, war auf alle Fälle ein durch Sittenreinheit, geistliche und Profan-Gelehrsamkeit ausgezeichneter Prälat, nach Ughelli, Flos illibatus politiorum hominum, der mit Karl Borromeo im freundschaftlichem Briefwechsel stand, und wohl auch artige lateinische Verse schrieb. Ihm, wie nicht leicht einem andern, hätte es gelingen müssen, die irre geleiteten Schafe auch senza prigione e castighi zurück zu führen, wenn er länger gelebt hätte. — Er wurde das Opfer seiner Friedensliebe. Nachdem er sich viele Mühe gegeben, etwelche uneinige Bürger mit einander auszusöhnen, wurde er am 21. Dezember 1573 bey einem Gastmahle durch einen Becher Wein vergiftet. Seine hinterlassenen Schriften befinden sich in den Händen der Herren Rapicci in Pisino, und sind theils historischen Inhalts, theils Erbauungsschriften. Von ihm sind die Notizen über die Triester Bischöfe, seine Vorfahren, welche Mainati für sein Werk benützt hat. Stadthauptmann war zur selben Zeit Christoph Sigmund Römer, ein Tyroler, während dessen Amtsführung die Venetianer sich erkühnten, die Triester Salinen in Zaule zu zerstören aus der nicht ungegründeten Besorgniß, das venetianische Salz in Istrien möchte weniger Abgang finden. Dieß geschah noch öfter, z. B. 1589, und gewöhnlich unter dem Vorwande: Salz sey ein Produkt

des Meeres, und Herr des adriatischen Meeres sey die Republik Venedig.

Hyacinth Graf Frangipani von Kastell aus Friaul sollte nach dem Willen des Erzherzogs Karl das Bisthum Triest erhalten, starb aber schon 1574 (nach andern 1578), bevor er davon Besitz nehmen konnte, und wurde bey St. Justus beygesetzt, wie eine Inschrift darthut. Das Jahr darauf wurde Nikolaus von Coret, ein Tyroler aus Trient, auf den Triester Stuhl befördert. Er war vordem Propst zu Mariasaal in Kärnten gewesen und fand gleich beym Antritte seines Hirtenamtes die Benediktinernonnen so widerspenstig, daß die Kirchenstrafen nicht ausreichten. — Es wurde den 29. März 1576 Veit Baron von Dornberg, ein Görzer, als Hauptmann nach Triest gesetzt.

Der Erzherzog Karl erließ am 29. Dezember 1581 den Befehl an den Stadthauptmann, die durchaus widerspenstigen Anhänger des Lutherthums für immer aus der Stadt zu schaffen, und des Landes zu verweisen. Dasselbe Loos sollte 1583 auch die Juden treffen, aber diese wußten, so wie hundert Jahre später (1694), durch Geld den Schlag abzuwenden. Auch für die Zurückstellung der wichtigen Pfarrey St. Cancian am Isonzo verwendete sich Bischof Coret beym Patriarchen Johann Grimani und dessen Generalvikar, aber vergebens.

4. Die Venetianer, jede Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gebietes benützend, bauten zum Theil auf österreichischem Gebiete die Festung Palma nuova, wie es hieß, um eine Vormauer gegen Türkeneinfälle zu haben; im Jahre 1597 bemächtigten sie sich eines österreichischen Zolles an dem Flüßchen Afa bey Cervignano.

Auf den Dornberger folgte 1590 Georg Nogarola, ein Veroneser, als Stadthauptmann, und auf den Bischof Coret, Johannes Bongarinus von Wagenring, ein Görzer Patrizier, Zögling des deutschen Kollegiums zu Rom, und Lehrer des Erzherzogs Ferdinand, dem er in frühester Jugend den Feuereifer für die katholische Religion einflößte. Ughelli schreibt von ihm: Hic pastor egregius, qui praeter caeteras pastorales laudes hanc vel maxime inde promeruit, quod Ferdinandi archiducis spei augustae familiae in Germania pene solius in tenella aetate, ad omnem altitudinem exercitandam judicii, virtutisque suae vim exercuit. Er stand der Triester Kirche nur bis zum Jahre 1597 vor. Sein Nachfolger war Orsino von Bertis oder Berthis, ein Edler aus Görz. Von diesem Prälaten hätte Hr. Mainati gleichfalls mehr geben

können, als er wirklich gegeben, so wie er denn überhaupt das Ferdinandische Gegenreformations-Werk mehr ins Licht hätte setzen sollen. Der Geschichtschreiber kann freylich von seinem Schreibpulte aus nicht immer beurtheilen, ob es an der Zeit ist, gewisse Dinge in ihrer nackten Wahrheit rund heraus zu sagen, oder ob höhere Rücksichten das Wiederaufreißen alter Wunden verbieten. Aber zweyhundert Jahre sollten doch wohl schon die Leidenschaften zum Schweigen gebracht und eine unbefangene Darstellung des Ferdinandischen Gegenreformations-Werkes in Inneröſterreich möglich gemacht haben? Eine derley unbefangene Darstellung der inneröſterreichischen Gegenreformation dürfte noch überdieß sehr lehrreich für die Gegenwart seyn und so manche irrige Ansichten berichtigen, welche von den akatholischen Schriftstellern in die Welt hinaus gestreut, fast zu historischen Glaubensartikeln geworden zu seyn schienen. Wer z. B. weiß es nicht, daß Ferdinands II. Strenge, womit er die Reformation in seinen Erbstaaten bekämpfte, als grausamer Gewissensdruck verschrieen worden? Und dennoch ist es richtig zu sagen, daß dieser Fürst für seine angestammten Rechte wider diejenigen kämpfte, denen eine mißverstandene und daher auch mißbrauchte Gewissensfreyheit zum Deckmantel des Ungehorsams und frevelnder Kühnheit geworden war. Ueber den Bischof Orsino de Bertis stellen wir hier dasjenige zusammen, was Mainati gegeben und was wir noch anders woher, nämlich aus des Grafen von Coronini Miscellaneis und aus Morellis vortrefflichem Werke: Saggio storico della Contea di Gorizia, gelernt haben. Dieser Prälat war vor seiner Erhebung zum Bischofe, Propst zu Ebersdorf in Kärnten, welcher Ort gegenwärtig durch die Gnade des österreichischen Kaisers den Benediktinern von St. Paul (einstens St. Blasius im Schwarzwalde) gehört. Er war zu Tapogliano den 22. Januar 1559 geboren. Seine Aeltern, Kaspar von Bertis und Anna Capella, wendeten alle Sorgfalt auf die Erziehung dieses Knaben. Also schickten sie ihn nach Schwarzeneck, daß er krainerisch, nach Klagenfurt, damit er deutsch lerne. Endlich ließ man einen Sachsen, Johann Faber kommen, der ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beybrachte. Hierauf studierte er die Humanioren zu Grätz bey den Jesuiten, die Philosophie und die Rechte zu Padua, und nahm die Doktorwürde zu Ferrara. Nach Görz zurück gekehrt, advocirte er einige Zeit und erwarb sich dergestalt die Liebe und das Vertrauen seiner Landsleute, daß ihn die Stände zu ihrem Sekretär beförderten. Auf diesem Posten war Gelegenheit genug, sich der Grätzer Regierung anzuempfehlen. Der Erzherzog Karl ernannte

den ständischen Sekretär Bertis gar bald zu seinem Hofsekretär. Bertis ließ sich gleich nach dem Tode des Erzherzogs Karl von Martin Brenner, Bischof von Seckau, die ersten Weihen geben, und erhielt durch seinen Gönner, Johann Tautscher, Bischof von Laibach, die Propstey Eberndorf, die er aber bald wieder resigniren mußte. Hierauf begleitete er den Gesandten Leonard v. Harrach als Sekretär an den päpstlichen Hof. Dort benahm er sich also, daß ihn Klemens VIII. neuerdings in die Eberndorfer Propstey einsetzte. Der Bischof von Lavant, Georg Stobäus, weihte ihn zum Priester, und Ferdinand II. trug ihm 1597 das Triester Bisthum an. Er begleitete hierauf den Erzherzog auf der Reise nach Italien, und entfaltete eben so liebenswürdige gesellige Eigenschaften als Brauchbarkeit in den wichtigsten Geschäften der Kirche und des Staates. Der Erzherzog ließ ihn zu Ferrara zurück, wo er von dem heil. Vater präkonisirt und vom Kardinal Pallavicini, von dem Patriarchen Barbaro und Hieronymus v. Porcia zum Bischofe geweiht wurde. Im Jahre 1603 ging er nochmals als Gesandter nach Rom, und 1607 nach Spanien, um wegen der Vermählung der Erzherzogin Magdalena zu traktiren. In Triest erwarb er sich durch Frömmigkeit, Freygebigkeit gegen die Armen und unermüdliche Geduld im Beichtstuhle nicht nur die Liebe aller Rechtgläubigen, sondern selbst die Achtung der Akatholiken, und so wirkte er zu dem Ferdinandischen Gegenreformations-Werke in Triest mit, wie Thomas Crön in Krain, und Panizolo in Görz.

Jene Zeiten waren böse und gefahrvoll für thätige, eifrige Bischöfe, wie erst für landesfürstliche Gegenreformations-Kommissäre. Triest war von der Pest heimgesucht (1600), und diese griff dergestalt um sich, daß in kurzer Zeit bey achthundert Personen dahin gerafft wurden. Zwar wurden auf Erzherzoglichen Befehl sogleich zwey Spitäler errichtet, in denen die mit der Seuche Behafteten untergebracht werden sollten. Der vermögliche Triester Nobile Marchesetto de Marchesetti erhielt die Oberaufsicht darüber, und streckte der Stadt einstweilen die nöthigen Summen vor. Dafür ernannte ihn der Erzherzog in der Folge zu seinem Einnehmer und verwilligte ihm zwey Soldi von jedem Staar Transito-Getreide. Eine förmliche Sanitäts-Kommission wurde niedergesetzt, dem Uebel mit Nachdruck zu begegnen. Dennoch dauerte die Sterblichkeit bis zu Ende des Jahres 1601 fort. Die Domherren und Kuraten waren bis auf wenige zusammen geschmolzen und der Bischof hatte sich genöthigt gesehen, vier Hülfspriester von Capodistria kommen zu lassen. Im darauf folgenden Jahre wurde zu Ehren des heil. Rochus eine Kirche gebaut

und eine jährliche Prozession dahin angeordnet. Noch schwieriger als diese Seuche waren die überhandgenommenen Irrlehren und verkehrten Begriffe auszurotten; Dünkel, Bosheit und Rachsucht erschwerten das Gegenreformations-Werk über alle Maßen. Noch 1607 gab es zu Triest Verirrte, die sich nicht bloß zu keiner österlichen Beicht bequemen wollten, und die Kirchen-Censuren verachteten, sondern auch den Bischof zu ermorden drohten. Dazu kam eine gänzliche Verarmung der Kirchen und ihrer Diener. Das Triester Kapitel, das sonst aus zwölf Domherren bestand, zählte deren kaum sechs, darunter mancher von seiner Präbende nicht mehr denn vierzig Gulden bezog. Im Jahre 1613 visitirte der Bischof Orsino die ganze Aquilejer Diözes österreichischen Antheils. Die Benediktinernonnen mußten sich 1608, und später 1620 derselben Ordnung fügen, welche auf dem Monte Cassino, der Wiege des Benediktiner-Ordens, beobachtet wurde. Die Klostervorsteherinnen sollten immer auf drey Jahre erwählt werden. Die Kapuziner kamen 1618, die Jesuiten das Jahr darauf nach Triest. Der letztern Kollegium wurde durch Udalrich, Fürsten von Eggenberg, dotirt, indem er ihnen die krainische Herrschaft Kaltenbrunn nächst Laibach zum Unterhalte anwies.

5. Nicht weniger inhaltsreich ist die Profangeschichte der Stadt Triest durch das erste Viertel des siebenzehnten Jahrhundertes. Die Türkenkriege auf der einen, Venedigs habsüchtige Politik auf der andern Seite versetzten Triest und das Küstenland nicht selten in die Lage, für die Sache ihres Fürsten die Feuerprobe bestehen zu müssen. Wurde z. B. die Verbindung zwischen dem venetianischen Istrien und Triest gesperrt, und diese Sperre von dem Proveditore Istriens streng gehandhabt, wie 1602 durch Franz Giustiniano, so litten die Bewohner des venetianischen Muggia zwar am meisten, aber auch der Transitohandel der Stadt Triest stockte, und dennoch heischte der Türkenkrieg große Anstrengungen. Also schickte die Stadt im Jahre 1606 hundert Mann unter dem Befehle des Jeremias von Leo zur Sicherung der Gränze wider die Türken. Ein anderer Triestiner, Michael Bosko, befehligte dreyhundert Mann auf den Schiffen, die von Wien auf der Donau nach Gran herab beordert waren. Mittlerweile hatten die inneren Feindseligkeiten unter dem Triester Adel, besonders zwischen den Häusern Argento und Leo, noch so wenig aufgehört, daß sich die Regierung ins Mittel legen und 1608 Frieden stiften mußte. Darüber wurde eine förmliche Urkunde ausgefertigt, darauf Oldoino L. B. d'Ecchembergh, Georg Graf Nogarola der Stadthauptmann, Johann Sforza Graf von Porcia,

Jakob Campana, Vicedom von Triest, einerseits, und der Triester Adel anderseits, unterfertiget sind. In demselben Jahre schiffte sich die Infantin Maria Magdalena, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl und Braut des Cosmo, Herzogs von Toskana, in Triest ein, begleitet von ihrem Bruder, dem Erzherzoge Maximilian und dem Fürsten Ulrich von Eggenberg. Ein neuer Befehl 1609, daß die österreichischen Istrier ihr Salz nirgend als in Triest kaufen sollten, drohte wieder das Signal zum Kriege mit Capodistria, und also mit Venedig zu werden. Aber der Erzherzog fand bey der damaligen Lage der Dinge nicht rathsam, seine landesfürstlichen Befugnisse in Ansehung des Salzverkaufes mit Waffengewalt gegen die Anmaßungen der Republik zu behaupten, sondern befahl die Triester Salinen einstweilen zu zerstören und die Straßen zu öffnen. Ja, den 10. Februar 1612 wurde zu Wien ein förmlicher Vertrag geschlossen, daß Oesterreich das adriatische Meer rein erhalten solle von den Zenger Seeräubern, den Uskoken; dagegen wolle die Republik die Blokade der österreichischen Seestädte aufheben, und den Handelsverkehr frey geben. Dieser Vertrag wurde österreichischer Seits zwar heilig gehalten, aber nicht so von der Republik, welche Triest durchaus nicht wollte aufkommen lassen. Daher die trotzige Forderung des venetianischen Gesandten zu Wien 1613: Che i Triestini in vigore delle capitolazioni non possano avere, nè fabbricare saline sopra il mare; che non abbiano libertà di trafficare e navigare nell' Adriatico in pregiudizio dei dazi e porti della medesima Republica. Wie drückend diese Forderungen auch für die Stadt Triest seyn mochten, so fügte man sich dennoch darein. Aber die Neckereyen der venetianischen Beamten und die Ausschweifungen der venetianischen Truppen in Istrien wurden immer lästiger. Die Venetianer streiften bis gegen Senoschez und zündeten viele Ortschaften an. Jetzt befahl der Erzherzog dem Grafen Wolfgang von Tersakt, Vicegeneral von Kroatien, mit 2000 Kroaten, denen sich der berühmte Hauptmann Daniel Francolo, ein geborner Triestiner, mit 500 Karlstädter Freywilligen beygesellte, den Triestinern zu Hülfe zu eilen, und so begann der hitzige Kampf, den Biagio Rith nach österreichischen, Heinrich Palladio nach venetianischen Ansichten beschrieben hat, der von dem festen Platze Gradiska, darum es sich vorzüglich handelte, gewöhnlich der Gradiskaner-Krieg genannt wird, den aber eigentlich die Seeräubereyen der Zenger Uskoken veranlaßt haben sollen. Mainati hebt aus der Geschichte dieses Krieges nur dasjenige aus, was auf Triest Bezug hat, und berichtiget mit achtungswürdigem Eifer

so Manches, was die gegen Oesterreich feindlich gesinnten Schriftsteller irrig oder leidenschaftlich dargestellt haben. Die erste größere Unternehmung war auf St. Servolo und die Salinen bey Triest gerichtet. Der General Frangipani eilte zu Hülfe, der Hauptmann Zuech mit seinen Musketieren schloß sich an, und es entspann sich ein Gefecht, darin die Venetianer gänzlich geschlagen wurden. Der Graf von Tersact (Wolfgang Frangipani) ließ es dabey nicht bewenden, sondern führte seinen Heerhaufen noch in derselben Nacht über den Timao nach Montefalcone, um die Unbilden zu rächen, welche die erzherzoglichen Confinien bisher von den Venetianern hatten erdulden müssen. Zum Theil spornte ihn auch, wie Palladio ganz richtig bemerkt, das Interesse seines eigenen Hauses. Christoph Frangipani war von den Venetianern im Kerker getödtet, Nikolaus Frangipani aus der Insel Veglia vertrieben, Novi geplündert worden. Daß die Kroaten, wo sie hinkamen, nicht schonend mögen gehauset haben, läßt sich denken. Manches aber, das ihnen zur Last gelegt wird, trägt auch den Stempel der Uebertreibung und ist, wie bey Palladio oft, nur Redeschmuck. — In Venedig war der Senat über die Trauerbotschaften nicht wenig bestürzt. Der Doge Antonio Memo war gestorben, Johannes Bembo so eben auf den Herzogsstuhl erhoben worden. Ueber die zu nehmenden Maßregeln war man nicht einig: Grimani und die Gemäßigten stimmten gegen, Contarini für den Krieg. Des letzteren Antrag behielt die Oberhand, und so wurde Peter Barbarigo zum Proveditore, der Genueser Pompejo Justiniani aber zum Kriegsobersten ernannt, ein Mann, der schon in Flandern unter Spinola mit Ruhm gefochten hatte. Oesterreichischer Seits hatte Adam Freyherr v. Trautmannsdorf den Oberbefehl in diesem Kriege übernommen, und Rizzardo Freyherr v. Strassoldo war Gouverneur in Gradiska. Die Gränzen dieser Anzeige verstatten nicht, den Verlauf des Krieges auch nur auszugsweise hier nachzuerzählen. Es genüge daher die Namen derjenigen in das Gedächtniß zurück zu rufen, welche für die Sache Ferdinands und für den österreichischen Waffenruhm thätig, fechtend, sterbend, Venedig die Ueberzeugung verschafften, daß man in Monarchien für den rechtmäßigen Landesherrn eben so gut großer Opfer und Anstrengung fähig ist, als in Republiken. — Dieß bewiesen die friaulischen Gebirgsvölker, besonders die Karnieler, welche aus ihren Bergschluchten verheerend und verwüstend über das flache Land hinstürmten, und von denen Palladio schreibt: Sclavi hi fuerunt, qui inter montes a pueritia assueti, lacte et glandibus famem tolerantes, frigida

sitim extinguentes, fabulosae rudioris saeculi antiquitati fidem faciunt, aspera hominum indoles et ad facinus quodlibet accommodata; dieß ferner der allgemeine Landsturm, den Trautmannsdorf in Görz im Januar 1616 organisirte, dieß der Heldentod des Hauptmanns Francol und die Mitwirkung der Gradiskanerinnen zur bessern Befestigung ihrer Vaterstadt (eine Gräfin Thurn, Witwe weiland Kaspars Freyherrn von Lantieri, eine Baronesse Rabata, und Elisabeth Freyfrau von Strasoldo, Gemahlin des Gouverneurs von Gradiska, gingen mit dem schönsten Beyspiele voran, also daß die Schanze, die sie mit hatten aufführen helfen, die Frauenschanze genannt wurde). — Obwohl Justiniani die ganze Macht seines furchtbaren Geschützes wider Gradiska versuchte, so mußte er dennoch sein Vorhaben, diese Festung zu nehmen, aufgeben, denn groß war die Zahl seiner hingeopferten Krieger. Endlich verlor er beym Angriffe auf Görz selbst das Leben, und setzte dadurch die Republik in nicht geringe Verlegenheit. Trautmannsdorf hatte dort in eigener Person die Vertheidigung geleitet; S. Servolo und die Triester Salinen wurden durch eine Kompagnie Uskoken gegen die Angriffe der Venetianer beschützt. An die Stelle Justinianis trat Johann von Medici als Oberbefehlshaber. Dieser gedachte seines Vorgängers Ruhm zu überbieten und belagerte 1617 Gradiska aufs Neue, aber ebenfalls ohne Erfolg. Unterdessen hatte Petazzi eine Brigantine gebaut, welche sich bis nach Caorle wagte und vier venetianische Salzschiffe wegnahm. Im österreichischen Istrien wurde die durch Ueberredung und Bestechung des Feindes wankend gemachte Treue und Anhänglichkeit überall wieder befestigt. Aber bald darauf verlor Trautmannsdorf in Görz durch eine feindliche Kugel einen Arm, und starb daselbst zum größten Leidwesen des Erzherzogs und des ganzen Heeres. Das Jahr darauf endlich (1615), nachdem auch noch eine spanische Flotte im adriatischen Meere erschienen, Dampierre aber in Friaul den Waffen der Republik, in deren Diensten unter andern auch Holländer fochten, mit Klugheit und Nachdruck Widerstand geleistet hatte, kam der Friede auf die Bedingung zu Stande, daß die Uskoken Zeng räumen mußten.

6. Im Jahre 1618 war Franz Febus Graf v. Thurn Hauptmann von Triest geworden; das Bisthum erhielt 1621 Raynaldus Scharlichius, ein Unger, ehedem Minorit und als solcher Lehrer des Erzherzogs Ferdinand, dann Propst zu Pedena oder Biben in Istrien. Unter ihm kamen die barmherzigen Brüder 1624 nach Triest, und wurden die Gebeine der h. h. Justus und Apollinaris zur nicht geringen

Freude der Stadt aufgefunden. Seitdem wetteiferten die Triestiner in der Devotion gegen ihren Schutzpatron. Dieser Bischof hielt 1628 eine Diözesan-Synode, und wurde sodann 1631 nach Laibach übersetzt.

Für die Handelsgeschichte ist merkwürdig, daß zu Anfange des dreyßigjährigen Krieges die Dukaten und die Thaler schnell in die Höhe gingen. So galt im Jahre 1621 der Zechin 27, der Thaler 13 Lire, und stieg im Jahre 1623 der Dukaten auf 88, der Thaler auf 45 Lire. Damals kostete zu Triest der Star Getreide 176, das Pfund Oehl 3 Lire, 12 Soldi, der Boccale Wein eben so viel, 1 Pfund Fleisch 1 Lira, 7 Soldi, und 1 Brot 1 Lira, 16 Soldi. — Im Jahre 1630 kam die Infantin Maria, Tochter Philips III. von Spanien, und Braut Ferdinands III. auf der Reise nach Wien durch Triest. Zu ihrem Empfange waren kurz vorher der Erzherzog Leopold von Innsbruck mit der Erzherzogin Claudia daselbst eingetroffen. Bischof von Triest war damals Pompejus Coronini von Kronberg, ehedem Bischof von Biben, ein sehr gelehrter Herr, beyder Rechte Doktor, Dichter, Historiker und unerschrockener Vertheidiger der Kirchenfreyheit. Er starb 1646. Sein Nachfolger war Anton Marenzi, früher Bischof von Pedena.

Nicht bald hat sich ein Bischof sein Hirtenamt mehr angelegen seyn lassen, als dieser Marenzi. Erbauung, Verschönerung, Einweihung der Kirchen und Altäre, Verherrlichung des Gottesdienstes, Vermehrung der Kirchenfabrica und der Kuratien, Beförderung der Heiligen-Verehrung, waren sein vorzügliches Augenmerk. Mitunter ließ er wohl auch alte Kirchen, wie z. B. jene des h. Martin vom Jahre 1374 (ein schätzbares Alterthum) niederreißen, wenn sie seinen Verschönerungsplanen im Wege standen.

Für das Jahr 1660 wird auf beyläufig 28 Seiten die Anwesenheit Kaiser Leopolds I. in Triest erzählt. Das zweyte Jahr darauf, 1662, starb der Bischof Marenzi, und hatte den Franz Maximilian Vaccan, einen edlen Görzer, zum Nachfolger. Dieser würdige Prälat war früher Bischof von Biben und Generalvikar zu Laibach; er vermittelte gar oft den Frieden zwischen den kaiserlichen Hauptleuten und der Triester Stadtgemeinde. Bischof Vaccan starb den 15. August 1672, und hatte den Jakob Ferdinand Gorizuti, ebenfalls einen Görzer, zum Nachfolger.

7. Der vierte Band dieser Memorie storiche der Stadt Triest reicht vom Jahre 1692 — 1774. Als Bischof von Triest erscheint ein gewisser Johann Franz Müller, geb. zu Görz

1637, Kaplan der Königinn Eleonore von Polen, dann Pfarrer zu Lucenigo, endlich vom K. Leopold I. für den Triester Sitz vorgeschlagen, und von dem Laibacher Bischofe Christoph Grafen von Herberstein zum Bischofe geweiht. Gleich nach der Besitznahme muthete er den mit der Seelsorge beschäftigten Domherren seines Kapitels zu, sich von ihm nochmals examiniren zu lassen. Aber die Kanonici faßten insgesammt den Entschluß, den neuen Bischof zu bitten, daß er es beym Alten möchte verbleiben lassen. Mainati sagt nicht, wie der Bischof dieß aufgenommen, aber er erzählt, daß 1694 ein approbirter und erfahrner Priester, Stephan Chenes, für die Sakramenten-Ausspendung bey St. Sebastian aufgenommen wurde, weil sich die Zahl der Kranken so vermehrte, daß die ohnedem bejahrten Domherren nicht mehr ausreichten. Der Bischof Müller endigte auch endlich 1701 den Streit, der zwischen der Landschaft Krain und dem Triester Bisthum bisher geführt worden, und zwar wegen der Veranschlagung der in Krain gelegenen Güter des Triester Gotteshauses. Der Bischof verwilligte nämlich, die streitigen Steuern an die krainische Landschaft zu zahlen, dagegen sollte das Bisthum hinsichtlich des Triester Diöcesan-Klerus in Krain die vorige Gerichtsbarkeit nicht nur in personalibus, sondern auch in realibus und temporalibus behalten, wie sie in Triest selbst ausgeübt wurde. Diese in Krain gelegenen Antheile der Triester Diöces sollten hinsichtlich der Kontribution ganz den krainischen Ortschaften gleich gehalten werden. Das Bisthum sollte über seine krainischen Unterthanen auch in civilibus die erste Instanz, wie die Grundherren in Krain, und der jeweilige Bischof von Triest eben darum aktive und passive Stimme auf den krainischen Landtagen haben, auch die nämlichen Vorrechte, wie die krainischen Prälaten genießen. Uebrigens war der Bischof Müller gegen die Armen und gegen die Kirchen seines Sprengels so freygebig, daß er sich sogar in Schulden steckte. Wegen hundert Dukaten, welche der Stadthauptmann von ihm zu fordern hatte, wurde 1719 sein Haus umringt, und auf die bewegliche Habe Beschlag gelegt, zu einer Zeit, da der 85jährige Greis eben in Zügen lag. Er hatte schon 1711, was Mainati nicht zu wissen scheint, an dem Schottländer, Wilhelm Grafen von Leslie, einen Koadjutor erhalten. Ein zweyter wurde ihm 1718 in der Person des Joseph Anton del Mestri gegeben, der ihm dann 1720 auch wirklich im Hirtenamte folgte.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erlaubten sich die Venetianer wieder Störungen des Triester Waarenverkehrs auf dem adriatischen Meere. Wofür wir Herrn Mainati

recht dankbar sind, das ist eine gedrängte urkundliche Geschichte der Juden, angefangen von jenem Färber Daniel David 949, der dem Triester Bischof Johann III. die Summe von 517 March vorstreckte, bis auf K. Leopold I. In den alten Statuten der Stadt Triest kommt schon ein jüdischer Wechsler vor, den man deßhalb duldete, damit die Bürger in Geldverlegenheiten bey ihm Hülfe suchen könnten. Das Triester Judenhaus Levi reicht bis in das dreyzehnte Jahrhundert zurück; denn auf einem jüdischen Grabsteine finden sich die Namen zweyer Geschwister-Kinder vom Jahre 5085 der jüdischen und 1325 unserer Zeitrechnung, die sich im Leben zärtlich geliebt hatten, und auch im Tode nicht von einander getrennt seyn wollten. Der eine dieser Juden hieß Zacharias Levi, und war der Sohn des Rabbiners Leon Levi, der andere hieß Leon Levi, und war der Sohn des Arztes Jakob Levi. Wo ein Rabbiner, dort muß auch eine Judengemeinde angenommen werden. Bis in das funfzehnte Jahrhundert fehlt es an Daten zur Geschichte der Triester Juden; aber seit K. Friedrich, dem Vater Maximilians I., standen die Israeliten, so wie in Innerösterreich überhaupt, so auch in Triest unter dem unmittelbaren Schutze des Landesfürsten. Durch ihre Hände gingen schon im vierzehnten Jahrhundert fast alle größeren Geldgeschäfte. In jedem etwas bedeutenden Orte saßen Juden als Wechsler und Geldverleiher, zu Marburg, Laibach, Görz, Gradiska und Triest. Sie befaßten sich auch mit Lieferungsgeschäften, und altedle Geschlechter verpfändeten ihnen in dringender Verlegenheit nicht selten ihre Revenuen und ihr zu hoffendes Erbtheil, wie Schreiber dessen so manchen urkundlichen Beweis davon in Händen gehabt. Derley Verschreibungen sind oft sogar in hebräischer Sprache abgefaßt und mit des Schuldners Handsigille versehen. Also tilgte 1369 Pfinstag vor Johanni zu Wien Herzog Albrecht III. eine Aursbergische Schuld von 130 Gulden, und Herzog Leopold tödtet an demselben Tage einen Schuldbrief von 16 Gulden, die Johann von Aursberg dem Juden Aron zu Laibach, und einen andern von 300 Gulden, welche Hans Georg, Wilhelm und Herbart, die Aursberger, dem Juden Isaak zu Laibach schuldig waren. Maximilian I, Karl V., Ferdinand I. bestätigten den Israeliten ihre Privilegien, Erzherzog Karl erließ zu ihren Gunsten ein eigenes Patent (14. Nov. 1565), und Ferdinand II. ließ den Juden zu Görz, Gradiska und Triest den 12. März 1624 urkunden, »daß obernannte Juden, auch ihre Weib, Khind, Tochtermänner und derer aller Brotgesind ligende und vahrende Haab und Güter, so sy jezund haben, und

förterhin mit rechtmässigem Titul überkhomben möchten, nicht allein inn Unserer und des heiligen Reiches, wie auch Unser Löb. Hauss Oesterreich besondern Genad, Vorspruch, Schuz, Schürmb und Glaidt sein, und sich derselben gebrauchen und genüessen; Sondern auch hinfüro selbiger Orten so lang alda die Juden und Judinnen mit Unserer und der Obrigkheit willen bleiben, hausen oder wohnen werden, an Jerer Handtierung und Ceremonien, gebreuchen und Begrebnussen nicht beschwärt, gehindert, zu Wasser und Land frey, sicher, ohne Judische Zeichen durchpassiren, handeln, wandlen sollen und mögen, (daß sie) nicht aussgeschafft oder vertrieben, und das zu ungewohnlichen Neulichen Mauten, Zöllen, Aufschlägen, oder Umgelt, nit anderst dar wie die Christen jedes Orts zu geben pflegen, Khaines wegs betrangt oder angehalten werden« rc. Im Jahre 1630 wurde dieser Gnadenbrief noch vermehrt, und 1647 durch K. Ferdinand III. neuerdings bestätigt. Die Triester Juden hatten bis zum Jahre 1694 im Trauner Hof, Ghetto vecchio, gewohnt. Da sie aber durch den Handel reich geworden, wußten sie bald die schönsten Häuser in den belebtesten Straßen an sich zu bringen, und legten dort ihre Waaren aus. Dieß erweckte die Eifersucht der Christen. Bischof, Vizedom und Magistrat vereinigten ihre Kräfte, die Juden wieder in den Ghetto vecchio zurückzubannen. Aber diese wußten ebenfalls ihre Gönner zu finden, und so wurde denn endlich ein dritter Ort, das Plätzchen nächst der Rosenkranzkirche, den Juden angewiesen, dessen sie wohl zufrieden waren. Die Vorsteher der Triester Judenschaft waren damals Leon Levi und Calliman Parente, denen K. Leopold die von den Vorfahren hergebrachten Rechte am 16. Juny 1696 bestätigte. Kaiserlicher Stadthauptmann in Triest war 1698 Veit Graf von Strasoldo. Im Jahre 1700 erlaubte K. Leopold den Triestinern, einen Agenten in Grätz aufzustellen, der das Interesse der Stadt bey der dortigen Regierung besorgte; 1701 wurden die Gränzen zwischen dem Burgfrieden der Stadt Triest und der Herrschaft Duino neuerdings berichtigt und genau bestimmt. — Im spanischen Successionskriege erschien eine französische Flotille unter Forbin vor Triest, warf bey 150 Bomben in die Stadt, und beschädigte viele Gebäude. Sechs Häuser brannten nieder, die Benediktiner-Nonnen flüchteten sich nach Sagrado in Friaul, das Kapitel rettete das Kirchensilber in die Festung. Diesen Schaden trugen die Triester mit Geduld. Aber bald (1704) sollte das überflüssige Kirchensilber und Gold für den Kriegsbedarf an die Regierung abgeliefert werden; die Republik Venedig fing neuerdings an, den freyen Verkehr im adriatischen

Meere zu stören, vorgeblich um das Vergeltungsrecht zu üben für einige von den Zenger Flibustiern erlittene Unbilden, eigentlich aber, um eine vertragswidrige Oberherrschaft über das adriatische Meer geltend zu machen. Die Triester Kauffahrer mußten großen Wasserzoll an die Republik bezahlen, wenn sie nicht wollten gekapert werden; fremde Kauffahrer wurden gar nicht nach Triest gelassen. All dieser Unfug wurde 1705 an die Grätzer Regierung berichtet. Mißjahre hatten zur allgemeinen Noth gleichfalls das Ihrige beygetragen. Dem zu Folge legte die Triester Geistlichkeit Sr. M. die unterthänigste Bitte zu Füßen, von dem 1706 ausgeschriebenen Zwangsdarlehen verschont zu bleiben. Der allzu frühe Tod Kaiser Josephs führte den allgemeinen Frieden herbey, und Triest sah unter Kaiser Karl VI. einer blühenden Zukunft entgegen. Den Grafen Veit von Strasoldy löste Marcus Strasoldo in der Hauptmannschaft ab. Die Jesuiten, welche, wie aller Orten, so auch in Triest, das Schul- und Erziehungswesen übernommen, und im Geiste der römisch-katholischen Kirche nach den Bedürfnissen der Zeit eingerichtet hatten, waren im Jahre 1713 schon im Stande, ein sogenanntes Seminarium zu eröffnen, darin die Stiftlinge bis zur Vollendung der Gymnasial-Studien bleiben konnten. Karl VI. bestätigte den Triestinern ihre Freyheiten 1713; in diesem Briefe wird zugleich aller, früher von österreichischen Fürsten erhaltenen Bestätigungen erwähnt, und findet sich der erste Freyheitsbrief Herzog Leopolds von 1382, so wie der ganze Unterwerfungs-Akt der Triestiner unter österreichische Herrschaft vollständig abgedruckt. Die christliche fromme Sitte, kraft welcher der letzte Tag im Jahre mit einem feyerlichen Dankgebete geschlossen wird, wurde zu Triest 1714 von dem Jesuiten Joseph Clari zuerst eingeführt. Das Jahr darauf erhielt die Stadt einen den Getreidepreisen entsprechenden Brottariff. Kostete der Star Getreide 12 Lire, so mußten für 3 Soldi 21 Unzen oder 42 Loth Brot verabreicht werden; stieg der Getreidepreis um 2 ganze Lire, so wurde das 3 Soldi Brot um 2 Unzen leichter. Wer sich gegen diese Tariffe versündigte, zahlte 25 Lire Strafe, und verlor das ganze Gebäcke. Weiber, genannt Pangole, backten das Brot, und verkauften es auf der Panatteria. Sie mußten das Getreide aus den Magazinen der Stadt kaufen, erhielten die Befugniß zu backen von den Stadtrichtern auf vier Monate, und hafteten dafür, daß gesundes, gewichtiges Brot nach dem Tariffe zu allen Stunden des Tages zu haben war.

8. Das Patent, kraft dessen Triest schon den 2. Juny 1717 soll als Freyhafen erklärt worden seyn, ist nirgend zu

finden, dennoch wird sich in nachfolgenden Patenten von 1719 und 1725 darauf berufen. Der Kaiser scheint es zurückbehalten zu haben, weil er die Regierung in Grätz über diesen Gegenstand zuvor einvernehmen wollte. Denn sobald die für Innerösterreich so segensvolle Entschließung K. Karls VI. wegen Errichtung eines Freyhafens laut wurde, zeigten sich bald gar verschiedene Ansichten über das Lokale dieses Freyhafens, besonders da Karl VI. unter dem 21. August 1717 dem Triester Magistrate selbst ein Gutachten abforderte, in qual luogo fosse più comodo di fare il porto-franco? — Der General Puebla, der sich eben damals in Friaul befand, hatte, wie aus der Schrift Riflessioni sopra il commercio antico ed attuale stato d'Aquileja (*Viennae* 1786) erhellet, mit achtungswürdigen Gründen dargethan, daß es kein günstigeres Lokale für einen österreichischen Freyhafen am adriatischen Meere gebe, als Aquileja. Freylich hätte der Waarenzug dann seine Richtung eher durch Kärnten als durch Krain und Steyermark nehmen müssen, und Triest wäre ein unbedeutender Platz geworden. Daher das Zusammenwirken der steyermärkischen und krainischen Stände für Triest als Freyhafen, daher die eilige Sendung des Baron Gabriel Marenzi an den Präsidenten des Kommerzes, Fürsten von Porcia nach Klagenfurt und an die innerösterreichische Regierung nach Grätz, und zwar zu einer Zeit, da der Hof sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß man die italienischen Weine zu viel billigeren Preisen aus dem venetianischen Istrien, z. B. aus Kapodistria, beziehen könne, als von Triest. — Unterdessen war das Jahr 1719 herbeygekommen, und der Kaiser erließ hinsichtlich des Kommerzes und der Schiffahrt auf dem adriatischen Meere hinter einander (den 15. und 18. März) zwey Patente. In dem ersteren versprach der Kaiser im Allgemeinen den Handelsunternehmungen auf dem adriatischen Meere seinen Schutz, und benannte die Orte Triest, Fiume und Porto-Re als privilegirte Handelsplätze. Er bewilligte den Gebrauch der kaiserlichen Flagge, und versicherte allen fremden Schiffen günstige Aufnahme und Assistenz, welche in den benannten Häfen einlaufen würden; ferner werden die Errichtung eines Handel- und Wechselgerichtes, alle mögliche Bequemlichkeit und Sicherheit auf den öffentlichen Straßen, nicht minder Handelsgesellschaften so wie Vermehrung der Fabriken und Manufakturen in seinen Erbstaaten, endlich Privilegien für diese Handelsgesellschaften und neuen Fabrikanten zugesichert. In dem zweyten Patente urkundet der Kaiser allen fremden Kaufleuten, Schiffspatronen, Fabrikanten und sonstigen Gewerbsleuten, die sich in Nieder-

österreich niederlassen würden, allen möglichen Vorschub, freyen Betrieb ihrer Geschäfte und nöthigen Schutz, Verbesserung und Erhaltung der kaiserlichen Straßen und ungehinderten Verkehr darauf, ohne eines Sicherzeleites oder einer besonderen Erlaubniß zu bedürfen. Triest und Fiume werden als Freyhäfen erklärt, wo alle Waaren größtentheils aus der ersten Hand zu haben seyen, die nöthigen Kontumaz-Anstalten müßten zwar aufrecht erhalten werden, doch sollten die Kauffahrer, Kapitäne und Schiffsherrn in diesen beyden Häfen unbelästigt, ungehindert und frey aus- und einfahren, einkaufen, verkaufen, verladen dürfen, ohne zu irgend einer Sportel an die kaiserlichen Beamten gehalten zu seyn, ausgenommen, für die unter der Tariffe stehenden Waaren, die Konsulats-Prozente und die Admiralitätsgebühr, und diese nach vorhergehender Erkenntniß des Präsidenten beym Konsulate oder Handelsgerichte, und mit Zuziehung einer oder der anderen Person des Landes, woher das Schiff gekommen. Wer nichts verkaufe, solle auch nichts zahlen. Alle in den beyden Häfen stationirten fremden Schiffe sollen des Schutzes genießen, wie österreichische mit kaiserlichem Patente segelnde Fahrzeuge; wer Gewalt brauche, solle wie ein Pirat behandelt werden. Selbst für Unterkunft und Sicherheit der Waaren in Magazinen sey gesorgt. Deßgleichen solle in kurzer Zeit eine hinreichende Assekurations-Bank errichtet werden; die in den zwey Freyhäfen etablirten Kaufleute sollten auch in den übrigen österreichischen Erbstaaten ihre Geschäfte treiben dürfen, ohne in Handelssachen einer anderen Behörde zu unterstehen, als dem Handelsgerichte. Die Triester und Fiumaner Kaufleute sollten auch außer ihren Stadtmauern ihre Wohnungen nehmen und ihre Waaren unterbringen dürfen, ohne deßhalb in einiger Hinsicht beschwert zu werden. Im Falle eines Krieges sollten die Kaufleute besagter Häfen sich mit allen ihren und ihrer Leute Gütern in die österreichischen Binnenländer oder in andere erbländische Häfen ziehen dürfen, und gegen alle Repressalien gesichert seyn. An Waaren, die im Freyhafen verunglücken, soll der kaiserliche Fiskus kein Recht haben. Die Kaufleute und Konsuln der beyden Häfen sollen von allen Personal-Lasten frey seyn, und die einfahrenden Schiffe, nachdem die Pässe, der Name des Kapitäns u. dgl. vorgewiesen, nicht visitirt werden, es sey denn, sie führten verbotene Waaren. Ferner soll für Unterkunft in Gasthäusern gesorgt werden, auch werde die österreichische Regierung sich in wichtigeren Angelegenheiten für die fremden Kaufleute bey den betreffenden Regierungen im diplomatischen Wege verwenden.

Dergestalt war Triest gleichsam die Mündung der öster-

reichischen Industrie geworden; billig eröffnete man daselbst ein Thor, das man das Wiener-Thor nannte (Triest selbst könnte das Thor Innerösterreichs ins Ausland genannt werden). Bald darauf bildete sich zu Wien auch die sogenannte orientalische Handelskompagnie, ausschließend für den Großhandel zu Lande und auf der Donau mit der Levante. Diese bestellte zwey Agenten, Friedrich Oestreicher und Kolumbus Fuck Ghersen, welche das Interesse der Gesellschaft in Triest besorgten. Diesen wurden 1720 vor der Stadt sogleich außerhalb den Mauern Platz zur Erbauung von Fabriken angewiesen, jedoch gegen dem, daß die Thore und Zufuhr nicht verbaut, die Wasserleitungen und Kanäle von der Gesellschaft selbst unterhalten, und überhaupt Reinlichkeit und Ordnung gehandhabt würden. Deßgleichen sollte die Kompagnie, wenn sie Fabriksgebäude hart an der Stadtmauer anlegen wollte, den Magistrat zuvor von der Höhe und der Bestimmung der Gebäude in Kenntniß setzen, damit wegen der öffentlichen Sicherheit die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen würden. Uebrigens sollten Grund und Boden sammt den darauf Wohnenden, zu welcher Nation sie auch gehören möchten, der Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit der Stadt unterworfen bleiben. In diese Fabriken dürfen fremde Weine nicht eingeführt und ausgeschenkt werden, es sey denn gegen Bezahlung des üblichen Weindazes u. dgl. m. Alle diese Bedingungen ließ sich die Kompagnie mit wenigen Modifikationen gefallen. Sie erhielt 1722 vom Kaiser noch vier andere Privilegien, das erste auf zwanzig Jahre, betreffend die ausschließende Erbauung solcher Fahrzeuge, die mehr als sechzig Fuß Länge haben, Bereitung des Schifftheers, die Verfertigung der Taue, Anker, Segel, eiserner Kanonen, des Flaggenzeugs, kurz alles dessen, was zur vollkommenen Ausrüstung eines solchen Schiffes gehört, und zwar zu eigenem Gebrauche und zum Verkauf. Dieses Privilegium sollte die Kompagnie zu Triest, Fiume oder Buccari oder an allen drey Orten zugleich ausüben dürfen. Das zweyte lautete auf Verfertigung kupferner Geschirre im Littorale durch zwölf Jahre; das dritte befugte zum Handel nach Portugal und anderen Abendländern mit erbländischen Produkten und Manufakturen durch funfzehn Jahre. Das vierte endlich erlaubte die Errichtung einer Zuckerraffinerie in was immer für einem Hafen des Littorale auf zwanzig Jahre. Die Stadt Triest erlaubte der Kompagnie die Einfuhr des Oehles gegen Eins von Hundert (Transito ein Halbes von Hundert). Deßgleichen sollten in Zukunft nicht mehr als 25 Dukaten für ein großes Schiff voll Bauholz bezahlt werden; auch könne die Kompagnie zwar den Squero mit ausländischem Weine

versehen, müsse jedoch für den zum Verkaufe bestimmten den üblichen Daz zahlen. Aber nicht zufrieden mit diesen Vergünstigungen, machte die Kompagnie bald noch größere Forderungen. Sie wollte auf dem ihr angewiesenen Terrain für alle noch zu errichtende Gebäude von Zins und Gaben befreyt seyn, wollte mit ihren Gebäuden an die Stadtmauer nach Gefallen rücken dürfen, wenn diese nur gegen das Uebersteigen gesichert wären; wollte ihren eigenen Stockmeister haben, um die Arbeiter im Zaume zu halten, und nach eigenem Gefallen für mindere Vergehen abstrafen zu können, unbeschadet jedoch der Obergerichtsbarkeit der Stadt in Kriminalfällen. Sie forderte zum Behufe ihrer Arbeiter das Recht, Wirthshäuser errichten, Wein und Lebensmittel nach Gefallen und wo sie dieß am wohlfeilsten könnte, einkaufen und einführen zu dürfen, wolle sich aber dagegen gern Vier vom Hundert für fremde Weine gefallen lassen, für das Transito-Oehl hingegen könne sie in Zukunft gar nichts bezahlen. Die Beamten, Handwerker, Meister, Gesellen, Arbeiter und Dienstleute der Kompagnie sollten von allen Personal- und Real-Lasten, als Tag- und Nachtwachen, Robot, Einquartierung, Kontribution befreyt werden, jedoch würden sie sich in Kriegszeiten oder bey einer Pest, nachdem die Effekten der Kompagnie in Sicherheit gebracht wären, zu öffentlichen Dienstleistungen bereit finden lassen. Die Streitigkeiten der Kompagnie und aller von ihr abhängigen Personen in Sachen des Kommerzes sollten nun vor dem Merkantilgerichte beygelegt werden. Die Stadt Triest habe die öffentlichen Straßen und Holzwege auf eigene Kosten zu bessern. Ferner verlangte die Kompagnie freyen unbeschwerten Handel mit Süßholz. — Die Triestiner staunten nicht wenig über diese Prätensionen, rekurrirten nach Hofe, und erhielten einige günstige Modifikationen, z. B. daß die Kompagnie durch drey Jahre Sieben vom Hundert für den Wein, welchen sie in ihrem Wirthshause ausschenken werde; für das Speditions-Oehl zu Lande Eins von Hundert, zu Wasser ein Halbes; für ein Schiff hartes Bauholz 25 Dukaten an die Stadt zu zahlen habe; daß sie aber hinsichtlich des Süßholzes den Edlen der Stadt gleich zu halten sey. Damit waren aber noch keineswegs die beyderseitigen Interessen ausgeglichen. Denn die Kompagnie wollte sich schlechterdings nicht zu den Sporteln verstehen, welche die Kaufleute sonst beym Messen und Wägen der Waaren zu entrichten pflegten, und der städtische Daz-Einnehmer beschwerte sich deßhalb den 13. September 1724 beym Stadtrathe, und bewies, wie viel den städtischen Gefällen dadurch entginge, daß sich die Kompagnie ihre Waaren selbst messen und wägen ließe. Man sieht aus allem

diesen, daß hier Privilegien mit Privilegien in Widerstreit kamen, daß die Triester Stadtgemeinde von der Kompagnie den größtmöglichsten Nutzen ziehen, diese hingegen das allgemeine Handelsinteresse der Monarchie vorschützend, und darum sich auf die Gunst des Kaisers stützend, in ihren Forderungen bisweilen zu weit ging. Dergleichen Reibungen sind oft bey neuen Anstalten unvermeidlich, wie sorgfältig auch das Mein und Dein vorher abgewogen wurde. Wenn aber Mainati S. 119 bey Gelegenheit, wo er die Einführung der österreichischen Wechselgesetze und des Wechselgerichtes für 1722 meldet, sich also vernehmen läßt: »Egli è rimarchevole per circostanza di essere essa la prima legge Austriaca, alla quale Trieste fu assoggettata. Questa città non conosceva, e non osservava fino a questo momento altre leggi, che quelle dello statuto, e del sussidiario diritto canonico; nè mai fu dai Sovrani anteriori dell' Austria fatta disposizione alcuna per introdurvi diversa legislazione;« wenn er ferner. S. 129 schreibt: »Non essendo accostumati i Triestini di ricevere ordini, decreti, e risoluzioni sovrani, perchè sempre regolati si erano coi patrj statuti, come si accennò di sopra, perciò non avevano preso sin qui il sistema neppure di registrarli dopo ricevuti, al che nemmeno si sapevano adattare. Più volte dalla corte fu inculcato, che i medesimi venissero registrati, e posti nella cancellaria; ma tutto indarno etc.«; so möchte man zweifeln, ob diese Worte im Ernste oder im Scherze zu nehmen seyen. Wie, die Triestiner hätten bis zum Jahre 1722 kein anderes Gesetz als ihre Statuten und das Jus canonicum gekannt und beobachtet? Wie, die früheren souverainen Beherrscher Oesterreichs hätten den Triestinern keine Gesetze gegeben? — ja diese seyen nicht gewohnt gewesen, allerhöchste Verordnungen, Dekrete und Entschließungen anzunehmen? Das klänge ja fast, als ob die Stadt Triest nur eine Republik unter österreichischem Schutze, die österreichischen Beherrscher aber hinsichtlich der Stadt Triest nicht souverain gewesen wären? Wir zweifeln, ob Mainati bedacht, was er da geschrieben, und verwahren die Triestiner gegen eine solche unhistorische Zumuthung ihres Landsmannes; denn jene Statuten, was waren sie denn anders, als von österreichischen Fürsten nach dem Bedürfnisse der Zeit modifizirtes Herkommen? Hätte sich wohl Ferdinand I. derley Modifikationen erlauben dürfen, wenn es gegen die Gewohnheit der Triester gewesen wäre, von ihren Souverainen allerhöchste Verordnungen, Dekrete und Entschließungen zu empfangen? Oder haben die Triester diese von K. Ferdinand I. modifizirten Statuten vielleicht auch nicht als bindend anerkannt und einre-

gistrirt? Dann müßte sich ja Triest bis 1722 beynahe in einem gesetzlosen Zustande befunden haben; ja weil sich die österreichischen Beherrscher seit K. Ferdinand I. bey Bestätigung der Triester Statuten ausdrücklich das Recht vorbehalten, di cangiare e correggere ed emendare ancora quelli stessi statuti, leggi e decreti nostri in tutto o in uno, overo in più articoli, come persuaderà la neccessità delle cose, e dei tempi, ed utilità della città medesima, e come parerà e convenirà a noi e posteri nostri, und dieser Vorbehalt schwerlich in den ursprünglichen Triester Statuten gefunden werden dürfte, müßte man fast schließen, diese Stadt habe eigentlich niemals Oesterreichs gesetzgebende Macht anerkannt, oder habe die landesfürstlichen Verordnungen erst dann als bindend angesehen, wenn sie, wie weiland zu Paris, vom Parlamente, hier von Richter und Räthen der Stadt einregistrirt werden?

Gegen das Ende des Jahres 1725 (den 19. Dezember) erschien noch ein kaiserliches Patent, darin die zu Gunsten der beyden Häfen Triest und Fiume und zur Emporbringung des Handels und der Fabriken getroffenen Anstalten, so wie auch die den Kaufleuten und Fabrikanten verliehenen Privilegien neuerdings aufgezählt werden. Die Haupt- oder Kommerzial-Straßen waren bis dahin in fahrbaren Stand gesetzt, die nöthigen Kontumaz-Gebäude und Magazine erbaut, die Zölle für die Transito-Waaren gemindert, die Kontrabandfälle zur schnellen Beendigung an die betreffenden Behörden angewiesen; letztens erhielten die fremden Kauf- und Gewerbsleute, welche sich im innerösterreichischen Küstenlande niederlassen würden, neuerdings die Versicherung, daß sie von allen Personal-Lasten, Einquartierungen, Wachten u. dgl. befreyt, und wie Gäste behandelt seyn sollten. Die Stadt Triest war noch insbesondere davon verständigt, daß alle daselbst domizilirenden Fremden ausländische Weine für eigenen Bedarf einführen dürften, und, damit sich die administrativen Behörden zu benehmen wüßten, hatte der Kaiser auch für die nöthigen Instruktionen, bestehend aus 45 Artikeln, gesorgt, welche Mainati in italienischer Sprache mitgetheilt hat. Im Jahre 1727 erhielt Triest noch ein Handels- und Wechselgericht zweyter Instanz.

9. Bischöfe daselbst waren seit 1721 zwey del Mestri. 1730 bestätigte der Kaiser neuerdings alle in früheren Patenten verliehenen Handelsfreyheiten.

Im Jahre 1732 wurde dem Magistrate intimirt, wie daß Se. Majestät für nothwendig befunden, mit den Statuten der Stadt Triest eine zeitgemäße Veränderung vorzunehmen, und

wie daß deßhalb eine eigene Hofkommission ernannt sey, bestehend aus dem Stadthauptmanne Baron de Fin und dem neuen kaiserlichen Rathe Baron Marenzi. Diese Kommission foderte von der Stadt: 1) Ein genaues Verzeichniß der städtischen Einnahmen, der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, endlich auch der öffentlichen Schulden und eingegangenen Kontrakte. 2) Regulirung der Haus- und Magazins-Zinse, so wie des Preises der Lebensmittel. 3) Eine Revision der Statuten, damit, was nicht mehr zeitgemäß, geändert werden könne. Richter und Rath antworteten auf diese Punkte, daß sich die Stadt in den Willen des Monarchen gern fügen wolle, und so erschien bald darauf (den 31. Dezember 1732) der Befehl, das Oekonomische der Stadt zu systemisiren, und die Gemeinde-Einkünfte nur für das Gemeinde-Wohl zu verwenden. Der kaiserliche Rath, Baron Marenzi, sollte bis auf weiteren Befehl sein Amt fortführen, mit den übrigen Räthen wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Samstag, bey dringenden Geschäften auch an anderen Tagen, Sitzung halten. Die Richter sollten für ein Jahr gewählt werden, und das folgende Jahr nicht wieder wählbar seyn. Sie sollten die Fleischbänke öfters besuchen, auf gutes Gewicht und die Reinlichkeit der Stadt ein wachsames Auge haben.

Uebrigens wurden 1730 für den Fastenprediger 600 Lire angewiesen, und alle sonstigen Sporteln oder Geschenke aus der Stadtkasse untersagt. Christenlehre wurde alle Sonntage in der Kirche St. Peter auf dem Platze und in der Rosenkranzkirche gehalten. Zwey Prioren und Subprioren della dottrina Cristiana wurden dafür bestellt. Die Jesuiten pflegten alle Sonntage nach dem Essen zwey Knaben mit Kreuz und Glocke durch die Stadt zu senden, welche riefen: Padri e madri, mandate i vostri figliuoli alla Dottrina Cristiana per amor di Dio, se no, ne renderete conto a Dio. Im Jahre 1733 wurde ein Waarenverzeichniß-Amt angeordnet. Der Krieg mit Frankreich wegen der polnischen Königswahl drohte dem eben aufblühenden Handel des Triester Freyhafens Gefahr. Darum wurde das Anerbieten des Griechen Nikolaus Mainati aus Zante, zum Schutz der österreichischen Kauffahrer ein bewaffnetes Fahrzeug auszurüsten, 1734 gern angenommen, und ihm ein Patent als kaiserlicher Seekapitän ausgestellt, mit dem Rechte, auf feindliche Schiffe Jagd zu machen. Eine beglaubigte Abschrift dieses Patentes, vielleicht des ersten der Art von einem österreichischen Fürsten, befindet sich in den Händen des Verfassers dieser Chronik. In der Folge ließ sich Johann Mainati, Bruder des Seekapitäns Nikolaus (gest. zu

Wien 1754), in Triest nieder, und etablirte einen Holzhandel nach der Levante. Im Jahre 1736 kaufte der Kaiser von den Benediktinern zu S. Giorgio Maggiore in Venedig das Triester Benediktinerkloster sammt Kirche zu den h. Märtyrern, und der Marine-Kommandant des österreichischen Litorale, Conte Pallavicini, schenkte zwey erbeutete Fahnen nach St. Just. Dem Bischof Lukas Delmestri folgte 1740 Joseph Leopold Hannibal Graf von Petazzi, zu Laybach 1700 geboren; sein Vater war Adelm Anton Graf von Petazzi, seine Mutter Maria Gräfin von Schrattenbach. Er war früher Dekan des Laybacher Kapitels gewesen, und verband mit dem Adel der Geburt viele glänzende Tugenden, Liebe zur Klerisey, Wachsamkeit über das seiner Hirtensorgfalt anvertraute Volk, und Nächstenliebe. Maria Theresia ernannte ihn zu ihrem geheimen Rathe. Er wurde 1760 nach Laybach übersetzt.

10. Maria Theresia, kaum zur Regierung gelangt, ernannte zum Hauptmann von Triest den Grafen Sigmund von Hohenberg (nicht Gohenberg), 1741 Siegfrieden Grafen von Herberstein, und zum kaiserlichen Rathe in Triest 1743 Julius Freyherrn de Fin. Eben um diese Zeit gingen die Jahre zu Ende, für welche die orientalische Kompagnie ihre Privilegien erhalten hatte. Wie zweckdienlich auch diese Gesellschaft in allem Anfange gewesen seyn mochte, so hinderlich hätte die Fortdauer ihrer Privilegien der Kräftigung und Ausdehnung des österreichischen Kommerzes werden müssen. Nur dadurch, daß diese Privilegien aufhörten, bekamen die fremden Kaufleute Muth, sich mit ihren Kapitalien und Waarenlagern in Triest niederzulassen, vorzüglich die Griechen. Also hatten einige Griechen aus Missolunghi 1742 auf dem Markte in Sinigaglia eine Ladung Eisenwaaren aus Triest zu weit billigeren Preisen als sonst gekauft, und bey der Gelegenheit Erkundigungen über den Triester Freyhafen eingezogen. Kaum waren sie in ihre Heimat zurückgekommen, als sie ihren Landsleuten den vortheilhaften Verkehr mit Triest schilderten. Die Folge war, daß wenige Monate darauf der Grieche Anastasius Zalla mit einer Schiffsladung im Triester Hafen einlief. Er setzte sie gegen Holz um, und etablirte sich daselbst. Ihn folgten bald noch vier andere.

Der bedrängten Lage, in welcher sich die Kaiserin Maria Theresia gleich nach dem Antritte ihrer Regierung befand, kam die Stadt Triest nach Kräften zu Hülfe. Zwar konnte sie die vorgeschriebene Kontribution, den zehnten Theil des Einkommens, wegen vorhergegangener Theurung nicht aufbringen, aber viertausend Lire wurden dennoch abgeliefert, und 1745 eine Anleihe von zwanzigtausend Gulden bewerkstelliget, deren In-

teressen, vier vom Hundert, aus dem k. k. Salzamte bezogen werden sollten. Dafür baute die Kaiserin im Jahre 1743 den Molo di San Carlo, stellte in der Person des Joseph Maria Vitali den ersten Hafenkapitän an (1744), und verwilligte den Triestern 1745 einige Vergünstigungen beym Handel mit Ausländerweinen und in Ansehung der Einquartierung. In diesem Jahre betrugen die Einkünfte der Stadt Triest 19,054 fl. 41 ½ kr., die Ausgaben 15,942 fl. 27 kr., darunter der Weindaz, der Quarantesimo für das Oehl- und Weinmaß, die Haus- und Gewölbzinse als die stärksten Einnahms-, die außerordentliche Kontribution (2999 fl. 59 kr.) und die Reparatur der öffentlichen Gebäude (2915 fl. 24 ⅔ kr.) als die größten Ausgabs-Posten erscheinen.

Substituirter Hauptmann von Triest war 1746 Anton Freyh. von Marenzi. An diesen erließ die Kaiserin den Befehl, daß die Richter und Provisoren der Stadt in Zukunft vier Jahre nach einander in Wirksamkeit bleiben, daß aber alle zwey Jahre ein Richter abtreten und ein neuer eintreten solle. Unter dem Hauptmann Christoph Lorenz Baron von Flanchenfeld (Flachenfeld) mehrten sich die Griechen in Triest. Ein gewisser Theodor Petrato von Santa Maura errichtete 1748 das erste Kaffeehaus, Anastasio Nico aus Morea machte sich ebenfalls seßhaft. Diese sieben Griechen hatten fast allen Handel nach der Levante in ihren Händen, und brachten frisches Leben in den Verkehr. Der Hauptmann rühmte ihre Thätigkeit in seinen Berichten an die Kaiserin, und der Erzbischof von Belgrad, Daniel Sfongara, unterließ nicht, die Kaiserin aufmerksam zu machen auf den Vortheil, welcher durch die Ansiedlung der Griechen in Triest dem österreichischen Kommerze zuwuchs. Daher die kaiserlichen Begünstigungen der griechisch-orientalischen Nation, welche selbst den in Venedig angesiedelten Griechen so vortheilhaft schienen, daß diese nach Triest auswandern wollten, falls ihnen Maria Theresia erlaubte, eine Kirche zu bauen. Zum Agenten in dieser Sache wählten sie einen Geistlichen aus Smyrna, Damascen Homer. Dieser aber fand es überflüssig, die Reise nach Wien zu machen, als er in Triest hörte, daß die Griechen ohnedem einen Fürsprecher bey Hofe an dem Erzbischofe Sfongara hätten, und daß die griechische Kolonie in Triest ohnedem gesonnen sey, aus eigenen Mitteln eine Kirche ihres Ritus zu bauen. Im Jahre 1751 endlich ernannte die Kaiserin einen eigenen Konsul für die Triestiner Griechen, und zwar in der Person des Cristoforo Manuca, conte della Torre, eines ungrischen

Magnaten, der zugleich mit Damascen Homer und dem reichen Peter Cuniali zu Triest angelangt, die Repräsentanten der Griechen dem Präsidenten der Kommerz-Hofstelle, Nikolaus Grafen von Hamilton und den übrigen Autoritäten aufführte, und demselben die der griechischen Nation verliehenen kaiserlichen Privilegien überreichte. Warum hat doch Mainati, nachdem er so getreu, ja fast mit Vorliebe alles behandelt, was diese Griechen angeht, nicht diese Privilegien mitgetheilt? Der Präsident kontrasignirte den kaiserlichen Gnadenbrief, nachdem er die treugehorsamsten Gesinnungen der griechischen Nation aus dem Munde ihres Konsuls vernommen.— In diesem kaiserlichen Gnadenbriefe war unter andern auch schon das Lokale für die zu erbauende griechische Kirche ausgewiesen. Nun begann der Bau der heutigen griechisch-illyrischen Kirche des h. Spiridion. Weil die Triester Griechen nicht mit dem nöthigen Gelde aufkamen, streckte der obengenannte Cuniati aus Venedig großmüthig die fehlende Summe vor. Aber kaum war die Kirche (1752) vollendet, so foderte letzterer sein Geld zurück, indem er nach Cypern, seinem Vaterlande, heimkehren wolle. Dadurch kamen die Triestiner Griechen in die größte Verlegenheit, also daß sie die Kaiserin um ein Darlehen von 12,000 Gulden auf 23 Jahre bitten mußten. Sie wurden erhört, bezahlten Cuniali, und bestritten die Ausschmückung des Gotteshauses aus Eigenem. Eine Armenanstalt für Landsleute aus der Levante kam hinzu, und der obbenannte Geistliche Damascen Homero wurde zum geistlichen Oberhaupte der kleinen Triester Kirchengemeinde ernannt. Der Metropolit von Monte negro, Basilius Petrovich, gab ihm bald darauf den Titel eines Archimandriten (1753), und so war die kleine griechische Gemeinde kirchlich geordnet.

Nach den mit der Pforte im Jahre 1747 und mit den Seeräuberstaaten 1748 und 1749 eingegangenen Handelsverträgen wurde der österreichische Verkehr mit der Levante immer bedeutender; und daß Maria Theresia 1749 noch die Richter- und Rektorenwahl größtentheils auf die alte hergebrachte Form zurücksetzte, vollendete die Zufriedenheit des Triester Publikums. Die Einführung der Freypässe, kraft welcher die damit versehenen Transitowaaren von allem Zoll, die Wegmauth ausgenommen, befreyt waren, erprobte sich als sehr zweckmäßig. Triest hatte dergestalt an Bevölkerung gewonnen, daß die Kaiserin unter dem 27. November 1749 befahl, die Stadtmauern niederzureißen, und auf dem Grund und Boden der nahen Salinen eine neue, die Theresienstadt, zu erbauen.

Damit dem Mangel an süßem Wasser abgeholfen würde, drang die Kaiserin auf Herstellung der Wasserleitungen. Auch die Erbauung einer geräumigeren Dogana wurde angeordnet. Bisher hatte der Stadthauptmann im Kastell gewohnt. Graf Nikolaus Hamilton zog sich 1750 in die Stadt herab. Im Jahre 1750 begann der Bau des prächtigen Molo hinter dem Lazzaretto di San Carlo, und erschien eine Sensalen-Ordnung. Im Jahre 1758 erschien eine neue Handelsordnung, darin zugleich der gesetzliche Vorgang bey Fallimenten enthalten war; die Wechselgesetze wurden vervollkommnet. Das darauffolgende Jahr wurden in den vorzüglichsten Seehäfen österreichische Konsuln und Vizekonsuln, in der Barbarey Agenten zum Schutze der österreichischen Schiffe angestellt. — Auf den Bischof Petazzi folgte 1760 Anton Ferdinand Graf von Herberstein. In eben diesem Jahre wurde der Verfasser dieser Triester-Chronik geboren. Sein Vater war einer jener eingewanderten Griechen und Repräsentanten dieser Nation in Triest, Namens Konstantino Mainati, genannt Badoero, ein rüstiger Kauffahrer, besonders nach der Levante; seine Mutter Antonia Bresaucich, eine Katholikin aus Triest. Maria Theresia hatte solche gemischte Ehen unter der Bedingung erlaubt, daß die daraus entspringenden Kinder in der katholischen Religion erzogen würden.

Die Zahl der Ansiedler, der entstehenden Fabriken rc. mehrte sich; auch zur Seidenkultur, wie noch die Maulbeerbäume auf dem Berge Klutz beweisen, ermunterte die Staatsverwaltung.

Vermöge des am 16. Oktober 1766 publizirten Zolltariffs sollte Triest wie das Ausland behandelt werden.

Unter dem 18. May 1767 bestätigte die Kaiserin die verbesserten Triester Statuten. Diese Verbesserung betraf hauptsächlich das gerichtliche Verfahren, die Gerichtstaxen und das Kriminale. — In das Jahr 1768 fällt die Ermordung Winkelmanns in der Locanda grande zu Triest. Mainati gibt bey dieser Gelegenheit eine kurze Biographie des großen Alterthumsforschers, und erzählt diese Ermordung nach Doktor Rossetti's Werkchen: Winkelmanns letzte Lebenswoche. Im Jahre 1769 erhielt das Zollpatent von 1766, kraft dessen Triest als Ausland behandelt werden sollte, eine nähere Bestimmung und günstige Modifikationen, besonders die Einfuhr aus Krain und Innerösterreich betreffend. So gemildert war es eine Art Zollkodex für Triest. Das allgemeine Krankenhaus wurde vollendet und dotirt, dagegen ging der monte di pietà wieder ein. Auch das große Quarantängebäude oder das

Lazzaretto di S. Teresia wurde in diesem Jahre feyerlich eröffnet.

Im Jahre 1770 gab es fünf illyrische Familien des griechischen Ritus in Triest. Weil diese jedoch die griechische Sprache nicht verstunden, so wurde mit der griechisch-orientalischen Nation das Uebereinkommen gepflogen, daß sie einen illyrischen Geistlichen halten dürfe, welcher mit dem griechischen Pfarrer in Abhaltung der Liturgie abwechseln sollte. Die Griechen und Illyrier bildeten seitdem bis zum Jahre 1780 eine Kirchengemeinde; jene zählte sechzehn, diese acht Familien; jene zwey, diese einen Vorsteher. Auch die Triester Juden erhielten von der Kaiserin einen Gnadenbrief, darin der kaiserliche Schutz für alle Individuen, deren Angehörigen, für bewegliche und unbewegliche Habe, gänzliche Handels- und Gewerbsfreyheit, wie sie die Christen genießen, ungestörte Ausübung ihrer Religion, für die Mitglieder der Börse sogar Befreyung von der Leibsteuer, endlich ein Platz zu einem jüdischen Gottesacker zugesichert wurden.

1772 fanden sich wieder neue griechische Ankömmlinge aus Morea, darunter sogar ein Bischof, zu Triest ein. Das Jahr darauf etablirte Panagiotti Pandasi als Agent einer Gesellschaft in Salonichi den Verkehr zwischen diesem Orte und Triest. Bischof Herberstein starb, allgemein als ein Vater der Armen beweint.

Auch an diesem Bande läßt sich der Sammlerfleiß nicht verkennen; wichtige Aktenstücke sind mitgetheilt, und das Wachsthum des österreichischen Verkehrs erscheint gewissermaßen als Haupt-Idee festgehalten, wiefern dieses bey der Unbehülflichkeit der Chronikmanier möglich ist.

11. Der fünfte Band umfaßt die Zeit von 1775 bis 1809. Als Bischof erscheint Franz Philipp Graf von Inzaghi. In eben diesem Jahre besuchte Kaiser Joseph II., aber incognito, den Freyhafen. Die Armenier hatten sich mittlerweile in Triest so vermehrt, daß sie ebenfalls eine Gemeinde bildeten, und die Kirche S. Lucia eingeräumt erhielten, dazu sie noch mehrere Grundstücke kauften, die ehemals den Jesuiten gehört hatten. Von dem dafür gelösten Gelde wurden in der Folge Stipendien für studierende Jünglinge ausgeworfen. Die deutschen Schulen nahmen gleichfalls ihren Anfang (d. 15. Dez.). Das Wachsthum der Bevölkerung dauerte fort. Neue Handlungshäuser erhoben sich; Triest wurde immer größer. Die letzte Wohlthat, welche Maria Theresia dem Triester Kommerze erwies, war die Aufhebung des Stadtwagdazes. Bisher waren die Kanonici die einzigen Pfarrer und Seelsorger der

Stadt Triest gewesen, aber im Jahre 1777 wurde die Stadt in zwey Hauptpfarreyen abgetheilt, und die Altstadt zu Maria Maggiore, ehemals Jesuitenkirche, die Neustadt zu St. Antonio am großen Kanal eingepfarrt.

Das Jahr 1781 bezeichnen die neue Josephinische Gerichtsordnung, und mehrere höchste Entschließungen. Die Brigido waren im sechzehnten Jahrhunderte aus Neapel nach Triest gekommen, von Ferdinand III. in den Reichsfreyherrn-, von Maria Theresia in den Grafenstand erhoben worden. Die Juden erhielten nebst der Bestätigung ihrer Privilegien das Recht, unbewegliche Güter zu besitzen, die Befreyung von einer Steuer, welche Mainati dazio del capo ossia leimbanth nennt, — verschärfte Verbote gewaltsamer Judenbekehrungen und die Fähigkeit zu Börsedeputationen; auch wurde für den Normal-Unterricht der Judenkinder gesorgt. Den orientalischen Griechen wurde erlaubt, eine eigene Kirche zu Ehren der Dreyeinigkeit und des h. Nikolaus zu bauen. 1783 passirte ein marokkanischer Gesandter mit Geschenken durch Triest nach Wien, um, wie es hieß, das gute Einvernehmen beyder Höfe hinsichtlich des Handelsverkehrs fester zu begründen. Im Jahre 1785 erhielt Triest wieder einen reichen Ausländer an Antonio Faraone Cassis, Großzolleinnehmer von Kairo, der, nachdem er zuvor ansehnliche Summen zu London und Genua untergebracht, mit seiner ganzen Familie glücklich aus Aegypten entkam, um sich in Triest niederzulassen. Er begab sich sogleich nach Wien, und ließ sich dem Kaiser vorstellen. Hierauf kaufte er in Triest die alte Dogana, bey Aquileja die Herrschaft Monastero, und wurde in den Reichsgrafenstand erhoben.

Das Jahr 1786 ist wiederum reich an Neuerungen und Verbesserungen. Die griechische Nation erhielt ihre Statuten, bestehend aus neun Kapiteln, davon das letztere unter andern auch von einer griechischen Schule handelt, die noch gegenwärtig besteht, und in vier Klassen mit eben so viel Lehrern getheilt ist. Alt- und Neugriechisch, Italienisch und Arithmetik sind die Hauptgegenstände, die gelehrt werden. An der Spitze der Anstalt stand Prokop Carciotti. Unter dem Rabbiner Raphael Natan fing die deutsche Judenschule an sich zu heben. Am 27. August wurde von dem Pastor der augsburgischen Konfessionsverwandten, Joh. Georg Arnold, der erste Gottesdienst in der Rosenkranzkirche im Beyseyn des Gouverneurs und Kreishauptmanns gehalten. Die Kirche der Madonna am Meere und das Kapuzinerkloster sammt Garten wurden 1787 versteigerungsweise verkauft. Ein schrecklicher Sturm wüthete

im September dieses Jahres. Der bald darauf folgende Türkenkrieg verursachte, daß sich der ganze Handel aus dem schwarzen Meere nach Triest zog. Mehrere angesehene Handelsleute übersiedelten aus Rußland hieher; nie war der Handel so blühend gewesen; alle wurden reich, bis zum Schiffsschreiber hinab. — Bey Gelegenheit der Bereisung des Militärkordons, 1788, hatte Triest zum dritten Mal das Glück, Joseph II. zu sehen. Die Stadt wurde gegen mögliche Gefahren in den besten Vertheidigungsstand gesetzt. Die Erbauung von Kanonierschaluppen und anderen bewaffneten Fahrzeugen wurde eifrig betrieben, also, daß bey der kurz darauf erfolgten Ankunft des Erzherzogs Franz, des jetzt regierenden Kaisers von Oesterreich, zum Vergnügen und gleichsam zur Probe ein Angriff zur See auf die Stadt ausgeführt, den Triestinern die Ueberzeugung gewährte, daß für ihre Sicherheit bey einem plötzlichen Ueberfalle hinlänglich gesorgt sey. — Aufsehen erregte die Unterdrückung des Görzer Erz-, des Triester und Pedener Bisthums, die seit 1783 besprochen und verhandelt wurde, wofür aber erst in diesem Jahre die päpstlichen Bullen einliefen, welche dann der Bischof Graf Inzaghi seinem Kapitel am 23. April bekannt machte. Obige drey Bisthümer sollten in eines vereinigt werden, und dieses von Gradiska den Namen tragen. Das Gradiskaner Domkapitel wurde aus drey Triester und drey Görzer Domherren zusammengesetzt, aber der Graf Inzaghi regierte diese seine neue Diöces von Triest aus. Dieß dauerte bis zum Tode des Kaisers. Leopold II. stellte das Triester Bisthum wieder her, 1791, und ernannte dazu den bisherigen Ajo (Lehrer) seiner Kinder, Sigmund Anton Grafen von Hohenwart in Gerlachstein, einen gebornen Krainer, der früher Jesuit, dann Lehrer im Theresianum gewesen war. Graf Inzaghi erhielt das Görzer Bisthum.

Die Einnahme von Belgrad wurde in diesem Jahre zu Triest als ein großes Fest begangen; die Verpflegung des Civilspitales (allgemeinen Kranken-, Gebär- und Irrenhauses) in Pacht gegeben, die Herrschaft Percenico, dem Grafen Cassis gehörig, zur Grafschaft erhoben, und allen Fremdlingen, die sich dort niederlassen würden, Freyheit vom Militär zugesichert. Triest erhielt eine neue Schiffswerfte.

12. Was nun folgt, ist Zeitgeschichte, von dem Verfasser und dem größten Theile seiner Leser mit angesehen, mit durchlebt.

Troppo celebre e vasta è storia della rivoluzione francese, onde possa averne luogo la narrazione in queste Memorie, schreibt mit Recht Mainati. Dennoch erzählt er

den Anfang und Fortgang dieser Revolution auf mehreren Seiten, die der Triester Chronik unbeschadet hätten wegbleiben können, obwohl die dreymalige französische Invasion des österreichischen Küstenlandes gewissermaßen damit in Verbindung steht. Es wäre genug gewesen, auf jene unheilschwangere Begebenheit mit wenig Worten hinzudeuten, und sogleich die Vorkehrungen zu berichten, welche Kaiser Franz beym Ausbruche des französischen Krieges getroffen, um Triests blühenden Handel zu schützen. Desgleichen schienen uns der weitere Verfolg des Krieges und die Fortschritte der verbündeten Heere in Frankreich füglich aus der Geschichte des Triester Freyhafens wegbleiben zu können. Die Stimmung und Gesinnung des Triester Publikums in Ansehung der französischen Freyheits-Ideen hat Mainati mit wenig Worten, aber treffend wahr, gezeichnet, wo er schreibt: Il popolo di Trieste però che altra libertà non conoscea che quella del commercio e del godimento de' proprj suoi privilegj, attaccatissimo sempre e fedelissimo ai Sovrani dell' Austria, col seguente fatto diede un chiaro contrassegno di disprezzo, in cui teneva la chimerica libertà francese. Das Faktum war dieses. Ein französischer Maler zu Triest, genannt Dupré, hatte einem Ragusaner Schiffshauptmann die Insignien der Stadt Ragusa auf die Flagge gemalt, mit dem Motto: Libertas, darunter, und hatte sie zum Trocknen beym Fenster hinausgehängt. Das Volk, welches diesen Umstand nicht wußte, und den Maler für einen französischen Emissär und Freyheitsprediger hielt, wurde darüber so aufgebracht, daß der übrigens ganz unschuldige Mann Noth hatte, sein Leben in Sicherheit zu bringen. Diese Gesinnung haben die Triester in den Prüfungsjahren 1797, 1805 und von 1809 bis 1813 noch mehr bewährt. Im Jahre 1793 kontribuirten sie freywillig 9367 fl. zum Behufe des Krieges.

Im Jahre 1794 wurde der Bischof Sigmund Graf von Hohenwart nach St. Pölten übersetzt. Triest verlor diesen exemplarischen Oberhirten ungern; Ignaz Kajetan Freyherr von Buset t wurde Generalvikar, und erhielt 1796 das Triester Bisthum. Er war aus Krain, auf dem Familiengute Taritschendorf 1745 geboren, hatte seine theologischen Studien zu Rom im Kollegio der Deutschen gemacht. — Vermög eines Kontraktes auf zehn Jahre bezog Spanien das Quecksilber aus dem krainischen Bergwerke Idria von Triest, wo für diesen Artikel die Niederlage war. Die Börse erhielt ein den Zeitumständen mehr zusagendes Regolamento, und die Assekurations-Gesellschaft neue Privilegien.

Das Vordringen der französischen Armee in Italien nö-

thigte die ausgewanderten französischen Geistlichen, ihren Wanderstab weiter zu tragen, theils in das päpstliche Gebiet, theils an die österreichische Gränze. Zu Triest schifften sich auf ein Mal funfzig französische Geistliche aus, wovon die meisten Obdach und Nahrung fanden. Man wetteiferte, Meßstipendien für diese Unglücklichen in die Sakristeyen zu senden. Den Bischof von Perpignan nahm der Görzer Propst, Baron Codelli, in sein Haus auf. — Auch der Erzherzog Ferdinand, Generalgouverneur der österreichischen Lombardey, hatte sich mit den theuren Angehörigen nach Triest zurückgezogen, welche Stadt übrigens troß der Kriegsunruhen noch immer im Wachsen begriffen war. Auf beyläufig sechzig Seiten erzählt der Verfasser die Ereignisse in und um Triest während des Jahres 1797. Gleich in den ersten Tagen desselben erschien incognito der Monsignor Albani zu Triest, um sich mit seinem Bruder zu besprechen, und begab sich hierauf nach Wien, um ein Bündniß zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, in Folge dessen die päpstlichen Truppen mit österreichischen Flinten bewaffnet werden sollten. Der österreichische General Colli schiffte sich nach Ankona ein, um den Oberbefehl über die Truppen des Kirchenstaates zu übernehmen. Aber alle diese Anstrengungen kamen zu spät; mit Mantua fiel die letzte Vormauer der päpstlichen wie der österreichischen Staaten. In jenen Tagen herannahender Gefahr entfalteten die Triester die edelsten Gesinnungen für Fürst und Vaterland. Einzelne Handlungshäuser wetteiferten, die Verwundeten in den Spitälern mit Wäsche und sonstigen Nothwendigkeiten zu versehen, oder Zulagen für brave Soldaten auszuwerfen. Auch die Geistlichkeit war unermüdet. Die Verlegung des österreichischen Hauptquartiers von Udine nach Görz, worauf sich der Erzherzog Ferdinand mit seiner Familie nach Laybach zurückzog, das schleunige Fortschaffen der Blessirten aus Triest, der Verlust Gradiska's ließen keinen Zweifel übrig, daß der Feind im Anmarsche sey. Seit dem 20. März flüchtete eine Menge Triestiner beyderley Geschlechts theils nach Fiume, theils nach Laibach, meistens aber in das nahe venetianische Istrien, als nach Muggia, Capodistria, Isola, Pirano. Auch die Benediktiner-Nonnen verließen die Stadt, und wurden nach Capodistria gebracht. Der Magistrat, dem das Gubernium die Sorge für die Stadt anvertraut hatte, ermahnte das Publikum zur Ruhe und guten Ordnung, verbot die Exportation der Lebensmittel und das Vertheuern derselben. Endlich in der Nacht vom 22sten auf den 23sten erschien der französische Kommissär Felix Campana mit einem Briefe von dem

Obergeneral Bonaparte, des Inhalts: Triest sey unter den Schutz der französischen Waffen gestellt; alle kaiserlichen Magazine sollten versiegelt und Deputirte in das französische Hauptquartier geschickt werden, um das Nöthige in Betreff des Einmarsches der französischen Truppen zu vernehmen.

Den 23. Abends sprengte der Brigade-General Murat an der Spitze von dreyßig Husaren in die Stadt, und verlangte Geld aus der Stadtkasse, ohne dafür quittiren zu wollen. Als er ernsten Widerstand sah, begnügte er sich mit 21,000 Franken, über die er einen Schein ausstellte. Die zu Bonaparte geschickten Deputirten kehrten zurück und erzählten, daß der Obergeneral ihnen aufgetragen, innerhalb einer Stunde die Summe selbst zu bestimmen, welche die Stadt Triest an Kontribution zu zahlen im Stande sey. Hierauf trat ein Ausschuß zusammen und es wurden 2,200,000 Lire angeboten. Der Kommandant Dugua garantirte Sicherheit der Person und des Eigenthums, wie auch freye Ausübung der Religionen, und befahl das Tragen der französischen Kokarde. Von letzter Verpflichtung wurden einzig die Militär- und Civil-Beamten neutraler oder mit Frankreich verbündeter Mächte ausgenommen. Ferner sollten innerhalb vier und zwanzig Stunden alle Waffen ausgeliefert werden. Alle kais. österreichischen, russischen und englischen Gelder, Magazine und Waaren wurden in Beschlag genommen, und den Kaufleuten avisirt, unter schwerer Verantwortung innerhalb acht und vierzig Stunden alle Waaren anzuzeigen, welche englischen, portugiesischen und russischen Kaufleuten oder französischen Emigranten gehörten. Endlich erschien der Bürger Hamelin als französischer Militär-Agent und überbrachte von dem Ordonnateur en chef Willemanzy ein Schreiben, in welchem General Bonaparte der Stadt Triest eine Kontribution von drey Millionen Lire auflegte, eine Million im baren Gelde bis 30. März, die zweyte in Tüchern und Leinwand bis 4. April, die dritte zur Hälfte in Getreide, Hanf, Stahl und Eisen bis 9. April, zur Hälfte in Wechseln zahlbar. Hamelin war mit Eintreibung dieser Kontribution beauftragt. Eine fünftägige Verzögerung über den gesetzen Termin sollte die Kontribution immer um ein Drittheil vermehren. Der Triester Stadtmagistrat wurde als Civil- und administrative Behörde anerkannt und eingesetzt; die Triester Schiffe sollten in, von Franzosen okkupirten Ländern zugelassen werden, wenn die Patente und Sanitäts-Zeugnisse im Namen der Republik von dem Militär-Agenten unterfertigt seyn würden. Hamelin eröffnete dem Magistrate den Willen des Obergenerals, zur Einbringung der Kontribution vorzüglich auf die Güter jener Triestiner zu greifen, welche entflohen seyen, und auf deren Habe das Vierfache zu repartiren. Uebrigens sollte der vorige Geschäftsgang beybe-

halten werden. Das Theater wurde wieder geöffnet, aber außer den Franzosen ging Niemand hinein, wie denn das Publikum trotz aller Einladungen an keinem öffentlichen Vergnügen Theil nahm, so lange die Stadt in Feindes Händen war.

Zum Behufe der Kontribution wurde anbefohlen, daß man alle überflüssigen silbernen Effekten abliefern solle, welche geschätzt, der Arbeitslohn mit vier vom Hundert vergütet und mit 6 p. Ct. verzinset werden sollten. Den 1. April traten alle öffentlichen Aemter und Stellen wieder in Thätigkeit.

Allein, wie man sich auch Mühe gab, Zutrauen einzuflößen, wie viel man auch Aufrufe an das Publikum hatte ergehen lassen, betreffend die freye Aus- und Einfuhr befreundeter und neutraler Flaggen (mit Waaren, die wenigstens nicht den Feinden der Republik gehörten), so war der Verkehr doch wie erstorben; denn die französische Fregatte Sibylle hatte im adriatischen Meere einmal Kauffahrer beraubt, und so hütete man sich weislich, in die See zu gehen. Andererseits blickte aus manchen Verfügungen das Raub-, Plünderungs- und Aussaugungssystem so deutlich hervor, daß man ohne Gefahr seiner Ehre sich mit den philanthropischen Republikanern nicht wohl einlassen konnte. Im April beruhigte der Agent Hamelin das Publikum, indem er den Magistrat vom Abschlusse eines fünftägigen Waffenstillstandes benachrichtigte. Bisher war die Mannszucht so ziemlich beobachtet worden. Aber am 13. mißhandelte ein Piquet Franzosen einen Bauer im Orte Rismayne, beraubte die Kirche und streute die h. Hostien auf die Erde. Dadurch wurden die Bewohner des Ortes so aufgebracht, daß sie über die Tempelräuber herfielen, sie entwaffneten und einige sogar in der Kirche tödteten. Die in der Nähe gelegenen französischen Truppen eilten zur Rache herbey und plünderten das menschenleere Dorf. Ein Kommissär wurde schleunig abgesendet, den Vorfall zu untersuchen, aber unterdessen rückten die Kroaten, von dem erzürnten Landvolke unterstützt, vor, trieben die Franzosen aus ihrer Stellung (am Charfreytage den 14. April), und näherten sich mit etwa dreyhundert Mann zu Fuß und sechzehn Husaren der Stadt Triest. Der Rittmeister Jesich und der Hauptmann Bonomo vom Geniewesen leiteten das Unternehmen. Nach einem hitzigen Gefechte mußten die Franzosen die Stadt räumen, die Kroaten zogen ein und wurden von dem freudetrunkenen Volke als Retter mit Jubel empfangen. Von allen Seiten beeiferte man sich, die Braven mit Speise und Trank zu erquicken; das Volk holte die Waffen von dem Rathhause, um den Feind, falls er wieder zurückkehren wollte, abzutreiben. Diese Blätter verstatten nicht, alle interessanten Züge von österreichischer Tapferkeit und Anhänglichkeit

der Bewohner von Triest an das angestammte Herrscherhaus mitzutheilen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Vermög des Leobner Waffenstillstandes sollten die Franzosen ihre vorige Stellung, folglich auch Triest wieder einnehmen. Der muthige Aufstand und die Bewaffnung des Volkes in Triest und auf dem Karste wider die Freyheits- und Gleichheitshelden mußten jetzt als ein Werk der Uebereilung angesehen werden, und konnten bittere Nachwirkungen haben. Dennoch ging das Volk auf Zureden des Bischofs Busett und einiger griechischer Geistlichen auseinander, und lieferte gehorsam die ergriffenen Waffen aufs Rathhaus. Aber die Rache der Franzosen fürchtend, nahmen Viele zu Wasser oder zu Lande die Flucht. Der Brigade-General Friant führte die Franzosen nach Triest zurück und verbot bey Todesstrafe, die Einwohner zu beleidigen. Diese wurden vom Magistrate zur Ruhe ermahnt, die Brotlosen beschäftigt. Der Agent Hamelin kehrte gleichfalls zurück, um die Kontributions-Angelegenheit zu beendigen. Den 29. April langte Bonaparte mit seinem Generalstabe in Triest an. Er stieg im Hause des Pompeio Brigido ab, nahm den Bischof und die Domherren gütig auf, die gekommen waren, ihn zu bekomplimentiren. Aber auf Venedig war er schon damals so übel zu sprechen, daß er den venetianischen Konsul fortgehen hieß. Von der aufgelegten Kontribution ließ er 400,000 Lire nach, und zwar vorzüglich auf Verwenden des spanischen Marquese Spinola. Das Uebrige sollte innerhalb vier bis fünf Tagen, 200,000 Lire in barem Gelde, 100,000 innerhalb 24 Stunden bezahlt seyn. Den 31. verließ der französische Obergeneral Triest, und den 2. May traf der österreichische General Graf Merfeld ein, welcher alle weitern Lieferungen und Requisitionen für die französische Armee untersagte, sobald die Kontribution bezahlt seyn würde. Allein der Plackereyen beym Rückmarsch der französischen Truppen aus Innerösterreich, insbesondere des Bernadottischen Korps, gab es bis zum 23. May, wo die Oesterreicher wieder Triest besetzten, noch mancherley. Um so begreiflicher der Enthusiasmus, womit das österreichische Banner begrüßt wurde, daher die herrliche Illumination noch am selben Abende, und das unaufhörliche Rufen: Viva la pace, viva, viva il buon Sovrano etc. Schon den 29. May war der Gouverneur, Graf Brigido, wieder zurück, und mit ihm die alte Ordnung der Dinge. —

13. Die Auflösung der Republik Venedig hatte die unmittelbare Folge, daß in dem venetianischen Istrien alle bisher bestandene Ordnung umgekehrt wurde. Der losgelassene Pöbel stürzte sich über den Adel und die Reichen, der Podesta von Isola wurde in einem solchen Volksaufstande ermordet, jener



von Muggia entkam zur Noth durch die Flucht, wiewohl ihn die Muggianer bis über die österreichische Gränze verfolgten. Diese revolutionären Bewegungen, wovon leicht das österreichische Istrien hätte angesteckt werden können, und die Verletzung des österreichischen Gebietes durch die Muggianer veranlaßten den Einmarsch der österreichischen Truppen unter General Klenau in das venetianische Istrien, das vermög Frieden zu Campo Formio dann, gleichwie die übrigen Antheile der Republik Venedig, an Oesterreich abgetreten wurde. Der Drang der Zeiten oder vielmehr das revolutionäre Fieber griff in Italien schnell um sich, und wer nicht demselben preisgegeben seyn wollte, mußte eilen, um nur über die Gränze zu kommen. So wurde Triest in den Jahren 1797, 1798, 1799 der Zufluchtsort für viele vornehme Flüchtlinge. Der Großmeister des Malteserordens, Baron Hompesch, die französischen Prinzessinnen Maria Adelheid und Viktoria Louise mit einem Gefolge von achtzig Personen, der Kardinal Stuart, der Kardinal Braschi-Onesti, Neffe des h. Vaters Pius VI., der Kardinal Pignatelli, der Prinz Borghese, der Marquese Massimi, der Fürst Altieri u. a. m. landeten zu Triest; die französischen Prinzessinnen starben in der Folge daselbst und wurden bey St. Just beygesetzt, nach der Restauration Ludwigs XVIII. aber abgeholt, und zu Wasser nach Frankreich zurückgeführt.

Die Kriegsereignisse in Italien, der Tod Papst Pius VI., das Eintreffen der Königin von Neapel mit ihren Söhnen, Töchtern und ihrem Hofstaate unter Bedeckung des englischen Admirals Nelson, so wie die patriotische Theilnahme der Bewohner Triests an den Freuden und Leiden der Monarchie sind der Hauptstoff bis zum Lüneviller Frieden. Die menschenfreundliche Hülfe, welche Triest den Verwundeten von Marengo angedeihen ließ, die Unterstützung an Geld, welche die Triester Griechen den durch die französische Invasion so beschädigten Vorderösterreichern zumittelten, die Errichtung bewaffneter Fahrzeuge zum Schutze des Kommerzes im adriatischen Meere auf Kosten des Triester Handelsgremiums und mehr dgl. charakterisiren den Geist, wovon der Freyhafen beseelt war. — Bey der zweyten französischen Invasion 1805 verweilt Mainati billig wieder etwas länger. Sie war für die Treue und Anhänglichkeit der Triestiner an das Haus Oesterreich wirklich eine Art Feuerprobe. Die Generale Solignac und Serras, an der Spitze mehrerer Kompagnien, nahmen Besitz von der Stadt. Der erste, ein barscher, harter Mann, forderte sogleich 20,000 Rationen Brot, Wein, Fleisch, Reiß und Branntwein für eben so viel Krieger, die bald einmarschiren würden, und eben so viel Rationen für die in der Nachbarschaft einquartierten oder kampirenden Trup-

pen, welcher Bedarf auch in der Folge täglich bereit seyn mußte. Im Namen des Marschalls Massena legte er der Stadt eine Kontribution von sechs Millionen Franken auf, zahlbar in Gold und Silber binnen 24 Stunden, widrigen Falls er dreyßig der angesehensten Kaufleute als Geißel aufheben und die Komtoirs versiegeln lassen würde. Mit Mühe erhielt der Bürgermeister, daß eine Deputation an den Marschall selbst abgehen, und wegen dieser übertriebenen Forderungen Vorstellungen machen durfte. Unterdessen wurden alle öffentlichen Kassen ausgeleert. Den 21. November war die Deputation von Görz zurück. Sie hatte wohl eine Herabsetzung der Kontribution auf drey Millionen erwirkt, doch sollten darin die gemachten Requisitionen und ein Geschenk an den General Solignac von 20,000 Franken in Barem und 30,000 in Pretiosen nicht mitbegriffen seyn. Solignac ängstigte nun den Magistrat so lange, bis die Summen theils in klingender Münze, theils in Bankozetteln und Wechseln zusammen gebracht waren, und verließ dann mit einem Theile der Truppen die Stadt. Der General-Adjutant Montfaucon blieb zurück und urgirte die Ablösung der österreichischen Militäreffekten, die er als sein Eigenthum erkärte, und wofür er 30,000 Franken forderte. Eine österreichische Trommel, die man wollte gehört haben und einige gefallene Schüsse wurden so ausgelegt, daß neue 12,000 Franken und vorläufig ein Geschenk von 3000 für den General gefordert werden konnten; nur unter dieser Bedingung sollte der Allarm der Truppen nachgesehen werden.

Aber schon am 23. Mittags rückte der Kommandierende Borghese mit neuen Truppen in die Stadt ein, die Plackereyen fingen von Neuem an, ja, dieser Platzkommandant ließ ein schwedisches Schiff unter Sequester legen, das so eben eingelaufen war, und prätendirte, man solle die österreichische Fahne wehen lassen, um noch andere Fahrzeuge herbey zu locken. Vergebens entschuldigte sich der Vorstand der Stadt, daß nirgend eine österreichische Fahne aufzutreiben sey; der Mensch wurde immer zudringlicher. Endlich erbot man sich, eine Triester Stadtfahne herzugeben, von der sich, wie man wohl wußte, nicht leicht ein Kauffahrer konnte täuschen lassen. Den 30. erschien der General-Agent Saunier für Kommerz und Schiffahrt, und als Hafenkapitän derselbe Kommandant der Sibylle, der schon 1797 in Triest war. Nun wurden zwey Schiffe, ein dänisches und ein amerikanisches sequestrirt, welche so eben eingelaufen waren, und als gute Prise erklärt. Den 2. Dezember wurde eine neue provisorische Stadtregierung eingesetzt, doch blieb der Bürgermeister Capuano auf seinem Posten. Auch Massena besuchte Triest auf zwey Tage. Er befahl, daß die Kaufleute und

Schiffskapitäne innerhalb 24 Stunden das Verzeichniß ihrer Waaren vorlegen sollten. Der österreichische Gouverneur hatte kurz vor dem Einmarsche der Franzosen seine feinern Weine im Keller des ehemaligen Jesuiten-Kollegiums verbergen lassen. Das wurde verrathen. Alsogleich erschien ein Adjutant, ließ den Keller erbrechen und den Wein heraus nehmen. Einzelne Züge charakterisiren den küstenländischen Satrapen von 1805, und Mainati hat sehr wohl gethan, dieselben zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Vergebens bat der Bürgermeister Capuano in einer Privataudienz den Marschall, die Stadt gemäß der Zusicherung des Generals Solignac von den französischen Truppen, von ferneren Kontributionen und Requisitionen zu befreyen; leere Versprechungen und Vertröstungen waren alles, was er zur Antwort erhielt. Der Platzkommandant Casserno und der Agent in Handelssachen, Saunier, wurden zwar abgesetzt, aber an deren Stelle traten der Kommandant der Sibylle und der Agent Angles, welche noch viel schlimmer darein gingen. Alle Bücher und Magazine der Kaufleute, alle Schiffe und Lazarethe wurden versiegelt, um der englischen Waaren habhaft zu werden, die man sich dann mit 500,000 Franken ablösen ließ. Hierauf begann der General Seras seine Plackereyen, welcher das Salz als sein Eigenthum erklärte und dafür 34,000 Gulden forderte, ohne doch darüber quittiren zu wollen. Bald nach der Einnahme von Fiume kam die Nachricht von der Austerlitzer Schlacht nach Triest. Als nun nichts weiter mehr zu plündern übrig war, kam der Hauptmann Norgues (schon nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes), um die Kanonen auf den Schiffen zu untersuchen und sich von den Pulvervorräthen zu überzeugen. Alle der Stadt gehörenden und auf den Schiffen befindlichen Kanonen wurden weggenommen, alle Pulvervorräthe ausgeleert, ein Schaden, der sich auf 21,000 Gulden belief. Und dennoch sollte das Schlimmste erst nachkommen. Der Marschall lud nämlich den Triester Magistrat ein, sich in sein Hauptquartier nach Laibach zu verfügen. Dort angelangt, vernahmen die beyspiellos gequälten Triestiner den Befehl des französischen Kaisers, daß die dem Freyhafen aufgelegte Kontribution auf sechs Millionen Franken erhöhet worden sey, welche innerhalb 24 Stunden bezahlt seyn müßten, widrigen Falls Triest geplündert würde. Aus besonderer Gnade versprach Massena von den 300,000 Ellen Tuch, welche noch darüber gefordert wurden, etwas nachzulassen. Mit dieser Botschaft kamen sie nach Triest zurück, wo der General Seras zu den äußersten Maßregeln zu schreiten drohte, wenn die sechs Millionen Franken nicht in 24 Stunden gezahlt wären. Eine Deputation an Napoleon wollte um Nach-

sicht zu bitten gehn, aber sie erhielt keine Pässe. Am letzten Dezember wurden sogar zehn der angesehensten Kaufleute arretirt, und in das Kastell abgeführt. Den ersten Januar 1806 ließ der General Seras die provisorische Stadtregierung zu sich rufen und drohte neuerdings mit den fürchterlichsten Maßregeln, falls binnen 12 Stunden die Summen nicht an den Einnehmer Gerbert abgeliefert wären u. s. f. Am 6. Januar erhielt das provisorische Gubernium von dem k. k. Hofkommissär, Grafen Wrbna, einen Brief des Inhalts, daß am 1. Januar um 10 Uhr Morgens der Frieden ratificirt und darin festgesetzt worden, daß alle Kontributionen, die bis zur Auswechslung der Ratifikation noch nicht geleistet worden, nicht mehr bezahlt werden dürften, und daß zurückgezahlt werden müsse, was von dem Zeitpunkte der Ratifikation (d. h. 10 Stunden darnach) gezahlt worden. Das provisorische Gubernium beeilte sich demnach an den General Seras die Forderungen zu stellen: 1) daß alle a Conto der sechs Millionen beym Einnehmer Gerbert am 2. 3. und 4. geleisteten Zahlungen, 2) die weggenommenen Tücher zurückgegeben würden u. s. f. Auf dieses antwortete der General Seras, daß er keine Ordre habe, die Kontributionsgelder zurück zu zahlen, daß er die übrigen Punkte dem Prinzen Eugen (Beauharnois) zur Entscheidung vorlegen wolle. Unterdessen mußten sich die Triester am 12 Januar auch noch eine militärisch exequirte Einquartirung gefallen lassen. Marmont erwiederte dem provisorischen Gubernium, als es sich über diese harte Maßregel beschwerte: Meine Truppe will gut gekleidet und gut logirt seyn; der General Boudet aber gab dem Bürgermeister Capuano zu verstehen, daß Marmont die Stadt innerhalb acht bis zehn Tagen von Truppen befreyen und ihr vielleicht, wie der Steyermark, zur Wiedererstattung der sechs Millionen Kontribution behülflich seyn würde, wenn sich zwey der angesehensten Kaufleute zu ihm verfügen und ihm ein seinem Range und einer solchen Gefälligkeit entsprechendes Geschenk anbieten wollten. »Ihr würdet vielleicht gern zwey Millionen fahren lassen, um andere zwey Millionen zu gewinnen?« fragte der General.

Es half nichts, daß der Bürgermeister Capuano die gänzliche Erschöpfung der Stadt vorschützte, Marmont wollte sich mit Wechseln auf lange Sicht begnügen. Man wollte nur verhüten, daß nicht noch mehr Truppen nach Triest gezogen würden, denn zwey Regimenter und der ganze Marmontische Generalstab befanden sich schon daselbst, und dieß zu einer Zeit, da eben die österreichischen Truppen, als die Regimenter Erzherzog Joseph, Bellegarde, Reissky und Giulay sammt Kanzleyen, endlich mehrere Schiffe Kranker von Venedig nach

Triest überführt wurden. Damals zeigte sich die Anhänglichkeit der Triester an das österreichische Kaiserhaus im schönsten Lichte. Trotz der erdrückenden Last des Feindes, darunter die Stadt seufzte, sorgte das Handelsgremium dennoch für die dringendsten Bedürfnisse der österreichischen Truppen. Der Stadtarzt übernahm die Sorge für die Kranken u. s. w. Aber eben diese Beweise von Menschlichkeit und Bürgertugend reizten den Feind zu neuen Bedrückungen und Plackereyen. Zur selben Zeit, als von Wien der höchste Befehl anlangte, den Franzosen durchaus nichts mehr zu reichen, häuften sich noch immer mehr Franzosen in Triest und alle wollten bequartirt und verpflegt seyn; jedes bedeutendere Haus mußte zehn Mann Franzosen einnehmen. Man schien es französischer Seits darauf anzulegen, Triest zur Verzweiflung zu bringen. Schon langten nach und nach die kais. österreichischen Behörden an; dennoch wichen die Franzosen nicht, im Gegentheil forderte der französische Kriegskommissär Godart an eben dem Tage, daß 92,000 Rationen Fleisch und Brot für die Truppen des General Seras, gegen Bons, nach Istrien geschickt werden sollten. Von Rückgabe der vier Millionen war so wenig die Rede, daß man im Gegentheil hinreichende Garantie für die ausgestellten Wechsel zu erhalten suchte. Auf Befehl des Ordonnateur en chef wurden neuerdings Tücher requirirt und die Salzvorräthe nach Venedig geschafft. Zuletzt rückte noch ein französisches Regiment, das 84ste ein, und wollte durchaus bey Privaten einquartirt seyn; nur mit 3000 Gulden konnte sich die Stadt dieser Zumuthung entledigen. Am 4. März endlich erhielt Triest wieder österreichische Besatzung; der Gouverneur kehrte auch zurück, und die Rückkehr der alten Ordnung wurde mit herzlichem Jubel begangen. Sehr wahr schilderte Franz Mobile bey dieser Gelegenheit die überstandenen Wehen mit den Worten:

> Lacera il manto, e di catene cinta,
> Derisa e oppressa da straniere genti,
> Trasa la Patria, a fatal giogo avvinta,
> In dura servitù giorni dolenti.

14. Die erste Hälfte des sechsten Bandes enthält die unseligen vier Jahre, in denen Triest von der österreichischen Monarchie abgerissen war, und einen Bestandtheil der französisch-illyrischen Provinzen ausmachte; die zweyte Hälfte umfaßt die Zeit von 1813 bis 1818.

Was die Franzosen aus Triest machen würden, wenn dieser wohlhabende Freyhafen nochmals in ihre Hände fallen sollte, ließ sich damals unschwer voraussehn. Die Anhänglichkeit der Triestiner an ihr altes Herrscherhaus war in den Augen der re-

volutionärs, wie der französischen Kaisersoldaten, ein Verbrechen, das nicht schwer genug bestraft werden konnte. Dazu gehörte Triest zu jenen fatalen Punkten, welche der strengsten Prohibitivgesetze des Diktators auf dem europäischen Kontinente zu spotten schienen. — Herr Mainati entwirft uns gleich auf der ersten Seite das Jammerbild von dem Zustande Triests während der dritten französischen Invasion.

Wenn man zu Triest eine dritte Franzosen-Ueberschwemmung nicht für unmöglich gehalten hatte, so glaubte man doch nicht an eine lange Dauer derselben. Sogar die kaiserlichen Behörden hatten Befehl, zu bleiben, und fort zu amtiren, selbst wenn sich der Feind des Platzes bemächtigen sollte. Daher gingen die Geschäfte ihren gewöhnlichen Gang, der Hafen war mit Schiffen aller Nationen angefüllt bis auf den letzten Augenblick, da man die feindlichen Bajonette schon auf dem Optschina-Berge blitzen sah. Bald darauf rückten zwey Bataillone des 79sten Regiments, sechzig Husaren und einige Artillerie ein, an deren Spitze der General Schilt. Dieser bezog bald darauf das Gubernialgebäude, die Offiziere wurden bey Privaten einlogirt, die Truppen in der Kaserne unterbracht. Unordnungen zu vermeiden, waren eigene Kanzeleyen für die Verpflegungs- und Einquartierungs-Kommission errichtet worden. Zum Behufe der Kontributionskasse mußte jeder Hausbesitzer eine bestimmte Summe binnen 24 Stunden einliefern, die er dann verhältnißmäßig auf seine Wohnparteyen vertheilen konnte, wovon jedoch Beamte, Dienstboten und Taglöhner ausgenommen waren. Den 20. traf der Graf Caffarelli, Kriegs- und Marine-Minister des Königreichs Italien ein. Den 22. wurden zwey Geistliche, der Domherr und Pfarrer der Altstadt, Joseph Millanich und der italienische Fastenprediger Rado vor die Polizey gefordert und ins Kastell gesperrt, nach vier Tagen jedoch freygelassen; beyden wurde zur Last gelegt, sie hätten gegen die Franzosen gepredigt. Gleiches Loos erfuhr auch Baron Longo, der in der Eigenschaft eines kais. Kommissärs der Einnahme von Capodistria durch die Oesterreicher beygewohnt hatte. Man eskortirte ihn bis an die österreichische Gränze. Den 23. erschien Joubert, der Ordonnateur en chef; den 27. gab er dem Magistrate und den Patriziern eine Audienz, darin er sich im Namen des französischen Kaisers höchlich über Verunglimpfungen beschwerte, welche das Triester Publikum der französischen Nation angethan habe. Also sollte z. B. das Wapen über dem Hause des französischen Konsuls mit Koth beworfen worden seyn u. s. f. Nach diesem Eingange durften die Triester Deputirten allerdings auf das Schlimmste gefaßt seyn; denn der erzürnte Odonnateur schloß mit den Wor-

ren (die wir aus guter Quelle haben): »Ihr werdet nun für eure Anhänglichkeit an Oesterreich schwer büßen müssen,« und legte der Stadt eine Kontribution von 50, sage funfzig Millionen Franken auf. Die Deputation verstummte über das Ungeheure dieser Forderung. Endlich aber faßte sie sich ein Herz, und zeigte zum Greifen die platte Unmöglichkeit, so viel Geld aufzubringen. Er erlaubte zwar, eine Deputation an Napoleon zu senden, um einen Nachlaß zu erwirken; aber als man auf der Unmöglichkeit beharrte, drohte er mit Feuer, Schwert und Plünderung, entließ die Deputation und händigte dem Vorstande Capuano ein verschlossenes Schreiben ein, darin er ihm auftrug, die Vorstände aller Körperschaften, die Deputationen der Börse, der Patrizier und des Handlungs-Gremiums zusammen zu berufen, bey welcher Versammlung er mit dem General Schilt in Person erscheinen wolle.

Wenn Napoleon Triest behalten wollte, wie das Erscheinen aller öffentlichen Urkunden im Namen Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, und die Hinwegnahme aller österreichischen Insignien darauf hindeuteten, warum gab man sich Mühe, diesen blühenden Handelsplatz zu Grunde zu richten? Die Transportation der angesehensten Kaufleute (mehr als dreyßig) nach der Festung Palmanuova den 11. Juny erbitterte nur noch mehr und verursachte ein gänzliches Stocken der Geschäfte. Nicht einmal die Bezahlung der Kontribution in Raten wurde dadurch erzielt, und der Magistrat mußte mit Gewalt drohen. Alle, welche für Oesterreich gekämpft, mußten sich beym Platzkommando melden, sich unterwerfen und die Waffen ablegen; die sicilianischen, englischen und spanischen Waaren mußten unter schwerer Strafe dem französischen Militärkommando angezeigt werden u. s. w. Da die Triester Landwehre aufgelöset worden, erhielt der Graf Raimund Thurn die Erlaubniß, ein Bataillon Triester freywillige Jäger zu errichten, welches sich in der Folge bey Ehrenhausen in der Steyermark auszeichnete. Weil sich von Zeit zu Zeit englische Kriegsschiffe und österreichische Truppen in der Nähe der Stadt zeigten, und die Hoffnung, wieder österreichisch zu werden, unter dem Triester Publikum fortdauerte, mußte der Magistrat jeden Volksauflauf, jede Beleidigung eines Franzosen auf das strengste verbieten, um dem ohnehin argwöhnischen Feinde allen Anlaß zu noch schrecklicheren Maßregeln zu benehmen. Nach der Schlacht bey Wagram legte Napoleon der Stadt Triest über obige funfzig Millionen noch 2,440,000 Franken auf, und verlangte die drey Millionen, welche Sr. Majestät der Kaiser Franz zur Belebung des Handels den Triester Kaufleuten dargeliehen, zu

Münze zurück. Die bey der Hausuntersuchung aufgefundenen Waaren, so wie die Waaren etwelcher Kaufleute, welche ihre Kontributionsquota nicht leisten konnten, wurden versteigerungsweise verkauft. Der Namenstag Napoleons wurde festlich begangen, sogar der Prediger Rado hielt bey dieser Gelegenheit eine Lobrede auf den Namen des französischen Kaisers. Weil man durch alle bisherigen Maßregeln die funfzig Millionen Kontribution nicht hatte hereinbringen könen, wurde alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Triestiner unter Sequester gelegt. Die schon versteigerungsweise verkauften Kolonialwaaren wurden neuerdings konfiscirt und nach Venedig geschickt. Endlich wurde Triest mittelst Dekret vom 14. Oktober aus Schönbrunn den neuen französisch-illyrischen Provinzen einverleibt.

Bald darauf fiel Montechiaro (Clairmont), ein in österreichische Dienste getretener Franzose, der den Aufstand in Istrien organisiren wollte, sammt mehreren seiner Gehülfen den Franzosen in die Hände. Sie büßten ihr Wagniß mit dem Tode. Den 12. November wurde die Huldigung im Saale der Börse vorgenommen, wobey der Intendant Arnault, ein junger Mann von etwa 20 Jahren, die Versammlung haranguirte. Vom 1. Dezember galten die Bankozettel, die übrigens in keiner öffentlichen Kasse mehr angenommen wurden, nur den vierten, vom 1. Januar 1810 nur den fünften, und vom 16. nur den sechsten Theil ihres Nennwerthes, zuletzt kamen sie ganz außer Kours. Was die ungeheure, freylich noch nicht vollständig eingebrachte Kontribution den Triestinern gelassen, nahm diese Herabsetzung des Papiergeldes vollends hinweg. Der General-Gouverneur organisirte die Bürgergarde, und nahm den Triestern das Privilegium des Salzes. Sie hatten bisher den Metzen um 40 Kreuzer gezahlt, jetzt kostete er 10 fl. Münze. Die Gemeinden an der Straße von Triest nach Fiume wurden für jeden Straßenfrevel verantwortlich gemacht. Baumwolle und Kaffeh aus der Levante mußten plumbirt werden, den gewöhnlichen Transitozoll zahlen und durften nur durch Tyrol und Baiern ausgeführt werden. Auf die Rückzahlung des kais. österreichischen Anlehens pr. drey Millionen drang Marmont also, daß die Rückstände durch Verkauf alles beweglichen und unbeweglichen Gutes eingebracht werden sollten. Da die Engländer an der Küste kreuzten, wie sie denn einmal fünf beladene Barken aus dem Hafen von Grado nächst Aquileja abholten, so war der Handel nach der Levante zur See sehr verkümmert. Die Franzosen eröffneten eben darum einen neuen Waarenzug zu Lande über Kostainizza, Karlstadt und Sisseck. An der Unna wurde eine Quarantaine erbaut. Was aber die Schmach vollendete, wa-

ren die direkten Steuern (Häuser-, Grund- und Kopfsteuer), mit denen Triest jetzt heimgesucht wurde. Jeder Haus- und Grundbesitzer mußte deßhalb den Ertrag seiner Realität angeben, wornach ihm das Kontingent bemessen wurde.

Das Jahr 1811 brachte die Patent- oder Gewerbsteuer, wiewohl eine Menge Handlungshäuser eingegangen und ein großer Haufen von Sensalen, Handlungsdienern und Facchinen ohne Beschäftigungen waren. Das Triester Lyceum und Gymnasium gingen ein, und an deren Stelle trat ein Kollegium mit Kathedern für die nautische Astronomie, für die Philosophie, Mathematik und Humanitäts-Wissenschaften in französischer und lateinischer Sprache. Die italienische und deutsche Sprache wurden demnach ausgeschlossen u. s. w. Im Jahre 1813 löste den General Bertrand der Herzog von Abrantes, Junot ab; an die Stelle des Intendanten von Istrien, Arnault, kam der Baron Calafati. Dieser milderte die Strenge seines Vorgängers gegen die Konskriptions-Flüchtigen. Auf Junot folgte im August der Herzog von Otranto. Er war der letzte französische General-Gouverneur. Denn die siegreichen Fortschritte der alliirten Mächte zogen bald auch die Reokkupation der illyrischen Provinzen nach sich, für Triest um so erfreulicher, als man dort die Hoffnung, wieder österreichisch zu werden, nie ganz aufgegeben hatte. Wie dieses alles gekommen, erzählt Mainati auf [illegible] dreyßig Seiten. Wir übergehen diese Bruchstücke aus der Geschichte der in strategischer Hinsicht höchst merkwürdigen Wiedereroberung Illyriens durch die Oesterreicher, und verweisen auf das erste Heft der österreichischen militärischen Zeitschrift, Jahrgang 1818, wo dieser Gegenstand mit Sachkenntniß besprochen wird. Am 17. August hatten die Oesterreicher unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenants Baron Hiller die illyrischen Gränzen überschritten, am 25. Oktober kapitulirte das Triester Kastell. Die Freude der Triestiner war unbeschreiblich. Die Domkirche, als einer der erhabensten Punkte der Stadt, hatte viel gelitten, man fand bey sieben und zwanzig Kanonenkugeln, mehrere Bruchstücke von Bomben und eine Menge Schutt darin, der erst weggeräumt werden mußte, damit man nur wieder Gottesdienst halten konnte. Das Zollwesen von 1808 wurde wieder hergestellt, und manche andere, dem Wiederaufleben des Kommerzes günstige Verfügung getroffen. Den 10. November feyerte man das große Dank- und Befreyungsfest bey St. Just, die darauf folgenden Tage in den übrigen Kirchen. — Die Stadt wurde beleuchtet, als ob es heller Tag wäre; das Theater war zum Erdrücken voll, alle Konfessionen beeiferten sich, ihre Freude über den Wechsel der Dinge auszudrücken. Der Handels-

stand machte eine Kollekte für die verwundeten Krieger. Die Festlichkeiten dauerten fort, als der Erzherzog Franz von Este mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Sardinien, von Fiume kommend in Triest anlangte. Den 20. schwuren die Triestiner neuerdings den Eid der Treue in die Hand des Intendanten von Istrien, Baron Lederer. Die während der Franzosen-Herrschaft nur nach dem Napoleonischen Koder geschlossenen Ehen mußten von dem Priester eingesegnet werden, und die Bürgergarde wurde neuerdings organisirt.

Dem Major Lazarich, der zur Befreyung Triests aus den Händen der Franzosen vorzüglich mitgewirkt hatte, wurde von den dankbaren Triestinern ein schönes Pferd sammt Ehrensäbel verehrt; das Kollegium der Advokaten hingegen machte 1815 eine Kollekte zur Gründung eines Fondes für einen verdienten Triester Invaliden. Dieß Beyspiel fand gar bald Nachahmer. So erhielt der Invalidenfond in demselben Jahre noch von dem Triester Handelsgremium 6500 fl. W. W., von der helvetischen Gemeinde 805 fl. C. M., von den Augsb. Konfessionsverwandten 50,000, von Peter Cozzi 50 fl., von der Triester Bürgergarde 1000 fl., von der griechisch-orientalischen Gemeinde 820 fl. Augsb. W., von der illyrischen Gemeinde 500 fl., von der Judenschaft 2000 fl. W. W., und besonders noch von Aron Isaak Parente 500 fl. W. W. Am 25. April depositirten die Kaufleute 3000 fl. zur Ermunterung derjenigen Marinari, welche sich für den Dienst in der österreichischen Marine einschreiben ließen. Bald darauf langten die Kirchenschätze von Wien an, welche vor der französischen Invasion nach Oesterreich waren fortgeschafft worden. Mittlerweile waren die illyrischen Provinzen schon nach und nach auf österreichischen Fuß organisirt. Mit besonderer Liebe und Genauigkeit beschreibt Hr. Mainati auf beyläufig zwanzig Seiten die für Triest unvergeßlichen sieben Tage, in welchen dieser alt-getreuen Stadt vergönnt war, den Landesfürsten von Angesicht zu schauen, dem aller Herzen in Freud und Leid liebend und ehrfurchtsvoll entgegengeschlagen. Im Jahre 1817 wurde die Realschule feyerlich eröffnet; die Theurung veranlaßte eine Armenversorgungs-Kommission, durch deren menschenfreundliches Bemühen bald darauf ein Armen-Arbeitshaus gegründet wurde. Triest erhielt ein Tagstheater. Dieser Band schließt mit dem segensvollen Besuche, welchen die Stadt von J. J. M. M. dem Kaiser und der Kaiserin im Jahre 1818 erhielt.

15. Diese sechs Bände, deren Hauptinhalt wir mitgetheilt haben, erschienen bis zum Jahre 1818. Im Jahre 1819 ließ Mainati noch einen siebenten Band drucken, unter dem Titel: **Croniche, ossia Memorie storiche antiche di Trieste, estratte dalla storia del P. Ireneo della Croce Carm. scalzo con an-**

notazioni ed aggiunte del R. D. Giuseppe *Mainati* etc. Tomo I. Parte I. Er ist dem Kaufmanne und Numismatiker, Karl Fontana, dedicirt, der zur Ausstattung dieses Supplement-Bandes gütig mitgewirkt hat. Voraus geht ein kurzer Ueberblick der gelieferten Arbeit, daraus erhellet, daß der eigentliche geschichtliche Gewinst in diesem Bande 1) auf der chronologischen Anordnung der schon von Ireneo della Croce gelieferten Materialien, 2) auf den Anmerkungen und Zusätzen Mainati's, und 3) auf den Nachrichten von jenen Alterthümern beruhe, welche in neuerer Zeit zu Triest aufgefunden worden, oder welche doch dem eben genannten Ireneo unbekannt geblieben sind. Mittlerweile ist der ganze Ireneo im Jahre 1820 von dem Grafen Agapito (unter den Franzosen Professor der Redekunst, der Geschichte und Bibliotheken zu Laybach) neu aufgelegt worden, wodurch der Werth des Mainatischen Auszugs einiger Maßen verringert wurde. Dennoch hat Mainati auf diese Art wenigstens sein Werk vervollständigt, und was er an Zusätzen gegeben, dürfte von Alterthumsfreunden mit Dank erkannt werden. R.

Art. XI. Tripartiti, seu de Analogia linguarum libelli continuatio I. II. et III. Typis *Haykulianis* divendente Carolo *Beck*. *Viennae* MDCCCXXI, XXII et XXIII. Folio min. pag. 808.

Da wir durch die vermehrte Ausbeute der Resultate, die vorliegende Fortsetzungen uns gewähren, unseren Gesichtskreis in diesem Fache um ein Namhaftes erweitert sehen; so mag sich füglich an unsere, im XV. Bande dieser Jahrbücher enthaltene Beurtheilung des I. Theiles des Tripartitums nachstehende Reihe von Bemerkungen anschließen, die wir bey sorgfältiger Durchsicht der drey letzteren Theile desselben zu machen Gelegenheit fanden.

Es erhellt daraus, daß es wohl kaum Eine unter den menschlichen Sprachen gibt, in der sich nicht mehr oder weniger Analogien mit andern finden ließen; ferner, daß man nicht leicht eine unter den bekannten Sprachen aufweisen kann, die umfassender wäre, und auf dem Wege analogischer Forschung sicherer und bequemer leitete, als die deutsche. So auch, daß, obgleich es noch Wörter gibt, denen man nicht sogleich ihre Fächer anweisen kann, die Zahl derselben doch im Vergleich der bereits geordneten fast unbedeutend sey, und bey so scharfsinniger, fortgesetzter Forschung sich zusehends vermindern werde. Endlich, daß, obschon die Bestimmung der Etymologien keineswegs im

Plane dieses Werkes lag, solches doch viele Hunderte derselben ausgemittelt und begründet habe, wie denn auch die Grundsätze der Analogie darin zwar kurz, aber so bestimmt angegeben sind, daß sie als Richtschnur angesehen werden können.

Eben so deutlich sind die ersten allgemeinen Grundsätze aller sprachlichen Kenntniß nachgewiesen, wie die Lehre von dem allgemeinen Zusammenhange und dem Auseinanderfließen der Sprachen ins Licht gestellt und entwickelt ist. Unzählige Irrthümer früherer Sprachforscher sind durch die in vorliegendem Werke angewendete Forschungs-, Sichtungs- und Ordnungsweise nachgewiesen und berichtigt worden. Eine reiche Ausbeute zur Anlage einer Synglosse ist gleichsam absichtlos demselben Werke eingewebt. Besonders merkwürdig treten die Grundsätze hervor, nach welchen zuweilen aus einem und demselben Worte die entgegengesetztesten Bedeutungen sich erkunden lassen; man vergleiche z. B. temple mit Dimple, Nab mit Napf, Top mit tief u. dgl. Eben so richtig erscheint uns aber auch die Erklärung der Namen der Thiere (man sehe Krokodil, Biber u. a.), jene der Flüsse und Gewässer, wie auch die dem Werke angehängte Deutung der Zahlen.

Daß das Griechische, als eine südliche Sprache, den übrigen südlichen Sprachen beygefügt ist, erleichtert das Erkennen ihrer Verwandtschaft mit den letztern, und hat demnach seinen Grund und Zweck. Da es aber hier keineswegs um die Sonderung der Stämme zu thun ist, sondern umgekehrt um die reine Zusammenstellung der Wörter aus allen Sprachen, ohne besondere Rücksicht auf nähere oder weitere Verwandtschaft; so ist an der Stellung oder Eintheilung der Sprachen überhaupt hier nicht so viel gelegen, welches auch hinsichtlich der semitischen um so füglicher gelten mag, da dieselben als morgenländische unter den morgenländischen stehend, wirklich an ihrem Platze, darum aber, weil sie in Europa früher bearbeitet worden, wohl nicht bedeutender als die indische und persische zusammen, oder die chinesische oder die nordöstlichen sind.

Wäre des Nutzens, den wir aus dem Tripartitum schöpfen, auch nicht mehr, als die Angabe des zu zweckmäßiger Forschung im Gebiete der Sprachen nöthigen sicheren und richtigen Standpunktes; so gebührte dem geistvollen Verfasser desselben auch schon dafür dankbare Würdigung, da auch dieß schon einer der wichtigsten Dienste ist, die der Wissenschaft geleistet werden können. Aber nebst diesem Vortheile bietet dasselbe dem Sprachforscher noch weit höheren, reichlicheren Gewinn, indem es ihm auf dem, dem Geiste des Menschen vor allen gangbarsten und beliebtesten Wege der Analogie überraschende Beweise von

der Urverwandtschaft der Sprachen zu Gesichte führt, und gleichsam durch eben so viele Belege als Worte die zwar schon längst geahnte, aber immer noch nicht allgemein erkannte Wahrheit derselben bekräftigt.

Indem wir solche jetzt im Allgemeinen für sattsam erwiesen ansehen, bemerken wir, daß das Studium der Sprachen seinem Zwecke nur in dem Grade näher führe, in dem es zu dem Urquelle der Sprachen überhaupt rückleitet [1]), und daß nur auf diesem Wege eine sichere, wenn gleich von der bisher meistens verfolgten himmelweit verschiedene Basis für die Linguistik sich begründen lasse; daß ferner Sprache und Sprachenkenntniß, welche bisher im Allgemeinen fast nur als Erwerb rein materieller Behelfe, beyläufig wie das Lernen der Tonzeichen in der Musik und die Einübung der zur Behandlung eines Instrumentes nöthigen Handgriffe, entweder um ein gegebenes Musikstück den Regeln gemäß vorzutragen, oder selbst ein solches zu erfinden, ohne jedoch das in jedem Tone selbst verborgene Geheimniß der Natur, die Seele, Bestimmung und Urbedeutung jedes Lautes auch nur zu ahnen, betrieben wurde auf der Bahn, die wir unter andern im vorliegenden Werke bezeichnet sehen, den Naturforscher und Philosophen überhaupt tiefer ins Heiligthum gesuchter Erkenntniß führen werde, als es bisher auf dem Wege der geschriebenen Geschichte und Kunde der Natur und Menschheit geschehen konnte.

Es gibt nur eine erste menschliche Sprache, wie es nur ein Menschengeschlecht gibt [2]). Man denke sich eine Quelle, woraus ein großer Strom entspringt, der allgemach in mehrere Arme sich zertheilt, und dessen Wasser an Breite und Tiefe, an Farbe und Geschmack unendlich verschieden, durch die ungemessensten Fernen seinen Lauf verfolgt, und man hat ein Bild von der Sprache. Eben so klar, wie dieß Gulianoff zu St. Petersburg durch seine, bereits in einem früheren Bande dieser Jahrbücher besprochene Grundsätze dargethan, weisen es auch die in dem hier erschienenen Tripartitum aufgestellten Beyspiele nach. Diese Ueberzeugung berechtigt uns, die grammatikalischen Schriften des Erstern und vorliegendes Werk gleichsam als zwey Theile eines Ganzen anzusehen. Jene geben die Theorie durch Grundsätze an, dieses lehrt die Ausübung durch Beyspiele. Aus dem gemeinschaftlichen Bunde dieser beyden ergibt sich, daß das,

---

[1]) Reduce things to the first institution, and observe wherein and how they have degenerated. *(Bacon. Essays.)*

[2]) Genes. XI. I. Erat autem terra labii unius et sermonum eorundem.

was jener als nothwendig bedingt annahm, als wirklich gesche- hen in die Erscheinung tritt *), und daß, wenn jener, von einer, ihm gleichwohl unbekannten, Sprache redend, behauptet, mittelst dieser oder jener Sylbe müsse in derselben dieser oder jener Begriff bewirkt werden, solches auch als wahr im Tripartitum bewiesen wird. So seltsam dieß auch scheinen mag, so ist es doch um so natürlicher, da überall, wo Menschen sind, dieselben Haupt- und Urbegriffe Statt finden, und allenthalben unter derselben Form und nach dem unwider- legbaren bedingenden und allgemeinen Grundsatze der Analogie des Menschengeschlechtes sich verbreitet haben. Der Zweck des Tripartitums ist kein anderer, als diese Analogien zu beweisen, und deren Beziehung auszumitteln, nicht durch bloße Schlüsse (deren enthält es auch nicht einen einzigen), sondern durch Thatsachen, die sich nicht bezweifeln lassen.

Das Tripartitum bietet keine neue Erfindung dar; es ruft nur vergessene Kunden ins Gedächtniß. Darzuthun was ist und war, Beyspiele zu sammeln, und durch Vergleichungen zu Schlüssen anzuregen, ist dieses Werkes eigentlichste Bestim- mung. Da es also nicht durch Reflexionen, sondern durch Ueberzeugung belehrt, ist es nicht wohl geeignet, ein System genannt zu werden, und der ganze Werth seiner allem Neuen entfremdeten Lehre besteht lediglich darin, daß sie, getreulich der Natur folgend, die Dinge auf ihren ersten Ursprung zurück- führt, indem es zugleich bemerkt, worin und wie sie von demselben abgewichen und entartet sind. Ein System ist in sich abgeschlos- sen; es schafft sich selbst die Grundsätze, worauf es sich erhebt. Die analytisch-analogische Lehre aber ist vielmehr der Biene ähnlich, die sich nur mit Sammlung der Stoffe zu ihrem Werke beschäftigt, indem sie solche emsig um sich her aufsucht, und nachdem sie den Inhalt aus denselben herausgezogen, und das Unwesentliche als unnütz beseitigt, ihren Vorrath zu künftigem Bedarfe in Sicherheit bringt.

Eben so wenig will das Tripartitum und was dahin gehört für eine Sammlung von Etymologien angesehen seyn. Aus der ganz kurzen Vorrede zu diesem Werke und der Anmerkung zu

*) Wäre dieses Ergebniß nicht ganz natürlich, so müßte man in der That die so genaue Uebereinstimmung dieser beyden Werke, deren erstes zu St. Petersburg, letzteres ohne alles gemeinschaftli- ches Einverständniß der beyden Verfasser hier in Wien erschien, auffallend finden, zumal wenn man diese beyden auch noch mit Klaproths Asia polyglotta vergleicht (deren Anzeige in diesen Jahrbüchern, Band XXII., gegeben wurde).

Laub (Seite 89 im I. Theile) erhellt, daß Etymologie blos Nebensache, Analogie aber die Hauptsache sey, worum sichs handelt. Analogie erscheint als wagerechte, Etymologie als senkrechte Linie. Die drey Hauptsprachen Europa's, die germanische, slavische und gallische, stehen parallel gereiht; die abgeleiteten aber unter ihren Hauptstämmen. Daß man sich Anfangs, um der Faßlichkeit willen, größtentheils auf Europa beschränkte, war zweckmäßig. Die vierte Kolumne enthält, zwar nicht in sächlicher, aber in alphabetischer Folge die andern Sprachen der Welt, welche als minder bekannt, noch nicht so bestimmt wie jene eingetheilt werden konnten. Nun ist dieses Schema schon erweitert worden, und Europa nimmt darin nur mehr den vierten oder fünften Theil des Raumes ein.

Sey es nun, daß Gott, indem er den Menschen bildete, ihm die ersten Elemente der Sprache verlieh, oder daß der Geist des Allmächtigen sein Geschöpf mit der Fähigkeit begabte, durch äussere Zeichen die Bewegungen seiner Seele auszudrücken, und seine Empfindungen zu bezeichnen; so ist es jedenfalls unläugbar, daß die Anwendung der Laute und Töne auf die Dinge das Werk einer inneren, mächtigen und folgerechten, obgleich unbekannten, Kraft ist, keineswegs aber dem Zufalle, oder wie manche sehr irrig meinen, willkürlichen Konventionen zuzuschreiben sey, welches wahrlich eben so tief unter der Würde der Weisheit Gottes, als unverträglich mit der Einfachheit und Geradheit der Anlagen des ersten Menschen wäre; ein Wagesatz, worauf gleichwohl die meisten Grammatiker die Systeme ihrer Sprachlehren gründen wollten.

Bey aufmerksamer Betrachtung ergibt sich, daß die Konsonanten gleichsam die Ausdrücke der ersten Ideen in ihrer Entstehung sind. Die Vokale aber, anfangs nur einfache Stimmen (voces), Empfindungslaute, die Menschenstimme in der Sprache besonders modifiziren, und im Zusammenhange mit den Konsonanten derselben Ausdruck verleihen. So wie die Stimme nach Ort und Gewohnheit verschieden, mehr oder weniger hell oder rauh ist, so verschieden sind auch die Vokale nach dem Lande, dem sie angehören. Man sehe z. B. das Wort Abriß auf der ersten Seite des Tripartitums. Anders verhält es sich mit den Konsonanten, diese bleiben unverändert, weil die Grundbegriffe immer allenthalben dieselben sind. Sie modifiziren sich nur nach gewissen Klassen, z. B. B verwandelt sich in P, aber nicht in D oder in S. Dieß bemerkt man z. B. an manchen Bewohnern deutscher Provinzen, welche statt bataille, *pa*taille, aber nie *da*taille, *sa*taille u. s. w. sprechen.

Aus dieser Verschiedenheit der Vokale und Konsonanten ergibt sich, daß man sehr wohl alle Vokale eines Wortes beseitigen kann, ohne die Spur desselben zu verlieren, welches jedoch bey den Konsonanten nicht Statt findet, da man nach deren Hinwegnahme ihre Spur nicht mehr erkennen kann. Nimmt man z. B. vom Worte bataille die Vokale weg, so werden die Konsonanten btll immer noch das Wort errathen lassen; läßt man aber nur die Vokale aaie stehen, so wird man den Sinn vergebens zu erforschen suchen.

Es gibt zwar Wörter, welche bloß aus Vokalen bestehen, doch sind deren sehr wenige in den europäischen Sprachen, und auf eine Ausnahme dieser Art kann keine vernünftige Einwendung sich gründen. Wir sagen: in den europäischen Sprachen, denn in China und besonders auf den südlichen Inseln sind die Konsonanten zum Theil verschwunden (man sehe Tripartitum S. 199 in der Anmerkung zu Aa), dieser Mangel rührt von örtlichen und physischen Ursachen her, und ist besonders den südlichen Völkern eigen; hört man ja auch in Frankreich eine gewisse Klasse Menschen, die man incroyables nennt, pao statt parole u. dgl. m. sprechen.

Diese Bemerkungen veranlassen den Forscher, die Sprachen gleichsam

A in Konsonal-
B in Vokal- } Sprachen
C in gemischte

einzutheilen. A ist im westlichen Asien und einem Theile Afrika's, B in China und den Südsee-Inseln, C in Europa und Amerika zu Hause.

Daß es eine Ursprache gibt, welche aus sehr einfachen und nicht zahlreichen Wurzeln besteht, läßt sich nicht bezweifeln. Diese Sprache findet sich überall und nirgends, d. h. sie ist der Grund aller Sprachen, aber so sehr durch Ableitungen und Anhängsel verstellt, daß man sie nur mit Mühe erkennen kann *).

Um diese zu entdecken, muß man die Vokale ganz außer Acht lassen, und bloß die Konsonanten berücksichtigen, worin die Urbegriffe sich durch alle Sprachen erhalten. Diesemnach ist es die Analogie der Konsonanten, nicht aber jene der Vokale,

---

*) Quare verius, primaevam linguam nullibi puram exstare, sed reliquias ejus esse in linguis omnibus.

Hugo Grotius annot. ad vetus Testam. Genes. XI. I.

nach der man bey Anwendung der Grundsätze des Tripartitums (Seite 1, Note zu Abriß, und Seite 79, Note zu Knoten) zu forschen hat, und es wird sich ergeben, daß die in jeder Kolumne dieses Werkes enthaltenen Wörter in der That analog und übereinstimmend sind, wenigstens hinsichtlich der Wurzel, welche gewöhnlich in den ersten drey Buchstaben enthalten ist, z. B. Griechisch κιν-εω, Russisch иги-y; — Germanisch Joch, Lateinisch jug-um, Indisch jug-on; Germanisch Her-r, Lateinisch her-us, finnisch her-ra u. s. w.

Oft sucht man diese Wurzelsylbe vergebens im Anfange des Wortes; oft sind auch zwey Wörter so sehr von einander verschieden, daß man die Analogie derselben nach den, Seite 1 und 79 des Tripartitums angegebenen Regeln nicht erkennen kann. In diesem Falle muß man die, Seite 136 enthaltene Note zu Saal zu Rathe ziehen, und auch jene zu Hasse Seite 61 mit 71 vergleichen. So sind das lateinische spata und das gallische épée, das gallische jour und das germanische Tag der Form nach sehr verschieden, und doch lassen sie sich auf folgende Art auf Eins zurückführen.

Lat. spata,	Gall. jour,
Ital. spada,	Ital. giorno,
Hispan. Espada,	Lat. diurnus,
alt Gall. Espée,	Lat. dies,
Gall. épée.	Lettisch. dien,
	Russ. день,
	Griech. Θέα,
	Tatar. Teg,
	Germ. Tag.

Das hebräische Wort cheleb und das sandwichsche lif, welche beyde Hund bedeuten, lassen sich durch Anwendung der S. 136. 79. 1. bezeichneten Grundsätze eben so zu ihrer Wurzel zurückführen, nach diesen bildet man gleichsam eine Brücke (wie Seite 61) (so nannte schon Turgot diesen Weg), worauf man allgemach dem Ergebniß der Analyse begegnet.

Hebr.	cheleb.	
	heleb	nach Seite 136.
	eleb	» » 79.
	elib	» » 1.
	elif	» » 79.
Sandw.	lif.	

Dieß sind in Kürze die Regeln, die man bey Erforschung der Uebereinstimmung der Wörter zu befolgen hat, sie lassen

sich füglich auf zwey Grundsätze zurückführen, nämlich auf jene, die man Seite 1 und 79 festgesetzt findet *).

So ansprechend und einfach aber auch die Anwendung der analytisch-analogischen Lehre immer seyn mag, so wäre sie doch nur ein Spiel der Einbildungskraft, wenn sie allein die Befriedigung der Neubegier, und keinen wesentlichen Nutzen für Leben und Wissenschaft zum Zwecke hätte. Aber eben diese letztere berechtigt sie zu Ansprüchen höherer Art, und sichert ihr in den Augen der Sprachforscher Aufnahme und gerechte Würdigung. Die Vortheile, die sie ihm gewährt, sind unberechenbar. Indem er die Sprachen alle als Schwestern betrachtet, und allenthalben unter denselben Uebereinstimmung wahrnimmt, wo ein anderer nichts als Kontraste zu bemerken wähnt, wird er ohne Mühe zur Erkenntniß ihres Ursprungs gelangen können, und indem ihm alle Sprachen mehr und mehr vereinfacht erscheinen, werden sie sich ihm als eben so viele Anwendungen jener Hauptregel darstellen. Er wird nicht nöthig haben, jede derselben einzeln zu erlernen, um die Grundsätze aller zu erkennen. Um aber eine Sprache insbesondere zu ergründen, wird er zunächst weiter nichts bedürfen, als die Nuanzen kennen zu lernen, die sie von andern unterscheiden.

Trennt man die Sprachen, um jede insbesondere zu behandeln, so erscheint jede als Gegenstand einer besonderen in sich abgeschlossenen Wissenschaft. Jeder Dialekt fordert eigenes Studium, alles ist dem Gedächtnisse heimgestellt, und wenn dieses zufällig versagt, bietet sich nirgends eine Auskunft, da die andern noch vorhandenen Kenntnisse die verlorene, die aller Stütze und Gewährschaft ermangelte, nicht zu ersetzen vermögen.

Daß durch diese Methode dem Lernenden namhafte Mühe erspart, dem Forschungsgeiste ein weites Feld geöffnet, wie auch dem Studium der Geschichte reichliche Hülfsquellen geboten werden, ist keineswegs zu verkennen. Die Revolutionen der Völker beurkunden allenthalben das Gepräge des Geistes derselben, und dieser hing unverkennbar mit ihrer Sprache zusammen.

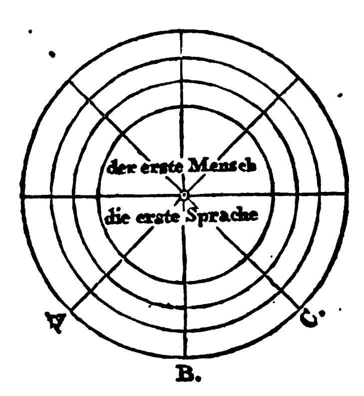
Daß eine Reform der bisher befolgten sprachlehrigen Begriffe gar mancher Wissenschaft, vor allen aber der Dialektik, zu wesentlichem Vortheile gereichen würde, ist aller Wahrscheinlichkeit gemäß. Der alte Werth der Wörter würde dadurch in seine Rechte eingesetzt, und dadurch dem Zwecke um so mehr

*) Um die Art und Weise dieser Analyse und Vergleichung durch ein nach reichhältigeres Beyspiel, als obige, zu beleuchten, verweisen wir unsere Leser auf beyliegendes Schema.

German.	Slav.	Gal.	Mixta.	Notulae.
Säge, in Alp. sag, Sägese [1]), Sächs, Säx, Seax. Isl. saga, saxa, sax, sigd. Angl. saw, seax. Holl. zaage, zaag. Schwed. sågar. sag, sax.	Russ Съку, Съчиво, Съкира. Böhm. sekám, sekera, sek-yra. Poln. siekacz, siekiera. Wend. sseku. Karn. shag-a.	Lat. seco, sec-uris, sag-itta [2]), sica [3]), sic-ula, seges [4]). It. sego, seg-a, saetta. Hisp. sego. Portug. sego, seg-a. Wall. sigo, sigydio, sa-oth. Bret. sa-ëz. Gall. scie, sag-ette [5]), *lang*. sega. Wallach. sek-wu. Griech. *σάγ-η*.	Alban dsag. Berb. sichtenag. Kalmuk. saki, suka. Chin. sio. Cirkass. sesi, sesche, sescheho. Ebr. sachab, segor. Finn. saha. Galib. sikaje. Grönl. sik, sekko, sauoak. Jap. saki, suki (aro, sulco). Lapp. sakop, sag. Maur. sagai. Pers. antiq. sikun. Radak. sisür. Sud. zibatte, subejack, siack. Tib. sakos, sakdar (lima). Ung. szegem, beszegem, szekertze. Mongol. süka.	[1]) *Suev*. pro Sense, *Ind*. sansi, vel potius a Sägese est Sense, et ab hoc ensis. [2]) *Horat. II Sat. VII*. 116. *Botoc*. uagika est. [3]) Conf. Not. ad Schinde. Huc etiam redeunt *Amazonum* et *Persarum* sigyne et sagaris *(Herodot.)* Chandschar. *Ind*. tschantschua, *Ung*. handzsar, *Turc*. chantschar esse ait clariss. *Hammer*, qui quemadmodum *Graeci* scriptores *Persarum* voces citando adulteraverint, scite ostendit in Fundgruben. Sakina dat *Anquetil Duperon Vocab*. *Madagascari* habent andsiwir, *Mongolorum* autem chandschar est rostrum. [4]) Copulat, juvante *Chin*. *Whiter* säge, sage, sehe, suche. Simili modo se habent chare et scharre, spreche et breche, ἔπω et εἵπω, Θέω et Θείω etc. Aliter sensit *Philodem. de Music IV II. fin*; sed non multum impediet eos, qui *Lat*. dago, dego, dico, doceo, duco, sagio, seco, sequor, sico, sugo, tago, tego, tueo unici verbi varios modulos esse judicabunt. [5]) *Lafontaine*. Ast säge potius significat serro quam seco. Verum est et scimus: sed verba ut plantae, primum recta et libera assurgent, postea arte deflecti varie licebit. Similia suademus circa pueros. Saxum explicabimus posterius. Sagax.

entsprochen werden, da es ohnehin, wie schon längst mehrere scharfsinnige Schriftsteller behaupteten, keine wirklichen Synonymen gibt, und jede Sache ist, wie sie ist, weil sie den gegebenen Bedingungen nach nicht anders seyn kann.

Die Anwendung der analytisch-analogischen Lehre beruht auf einem nicht genug beachteten Grundsatze, dessen Verläßlichkeit aber um so weniger in Zweifel gezogen werden kann, da die Vernachlässigung desselben alles Forschen auf anderen Wegen als erfolglos darstellt, durch dessen Befolgung hingegen alle Räthsel sich weit glücklicher erkennen und lösen lassen. Es ist dieß der Grundsatz eines wachsenden Kreises. Alles geht von der Einheit*) seines Mittelpunktes aus, alles erweitert und entwickelt sich ins Unendliche, und bildet und vermannigfaltigt sich nach Maßgabe der Erweiterung des Umfanges. Wirft man einen Stein ins Wasser, so erhält man ein anschauliches Bild von dieser Idee.



Wie sehr entfernt und unterscheidet sich hier nicht A von B, und B von C, obschon jedes ein Theil, eine Fortsetzung desselben mathematischen Punktes ist? Also auch das Menschengeschlecht. Ob es gleich Schweden und Hottentotten, einen schwedischen und hottentottischen Dialekt gibt, so gibt es doch nur ein Menschengeschlecht und eine menschliche Sprache.

Um die Analyse der Wörter nicht zu verfehlen, ist es nöthig, den möglichst allgemeinen Ausdruck (und Begriff) derselben in seinem weitesten Umfange aufzufassen, und alle jene Wörter zu

*) Unitas principium est tam formae quam materiae.
Pythagoras.

prüfen, die sich eignen, gleichsam als Kinder, Abstämmlinge, Modifikationen oder Anwendungen dieses allgemeinen Ausdrucks unter denselben gereiht zu werden. So sehr auch die Behauptung, daß Napf und Schiff eins und dasselbe sey, befremdet, so deutlich tritt doch die Wahrscheinlichkeit derselben hervor, wenn man die Bedingung dieser beyden Gegenstände berücksichtigt. Dieß ist die Höhlung, ohne welche dieselben nicht bestehen könnten, und die Vergleichung beweiset es:

1. Navis et Napf,
2. Boot » pot,
3. Schiff » scyphus,
4. S-ölle » olla,
5. Heu » Hafen,
6. vaisseau (navis) vaisseau (vas).

Wohl kann man einen Napf auf verschiedene Weise gestalten, ihm die verschiedensten Farben und die verschiedensten Bestimmungen geben; aber immer wird er ein Vas (vaisseau) bleiben. Keines von jenen Dingen ist wesentlich; keines bedingt sein Daseyn; aber die Höhlung allein begründet es. Man nehme ihm diese, und er hört auf, Napf (vas) zu seyn. Höhlung ist also die Bedingung des Napfs, so wie nach Gulianoff die des Berges, Höhe ist.

Um des Verfassers Beweise noch mehr zu beleuchten, führen wir nachfolgende zwey Beyspiele an.

I.			
Germ.	Pforte,	Porte	bor, bohre.
Angl.	. . . .	port	
Holl.	. . . .	poort	
Schwed.	. . .	port	
Russ.	. . . .	Bopoma	
Lat.	. . . .	porta	
Hisp.	. . . .	porta	
Walis.	. . .	porth	
Breton.	. . .	porz	
Gall.	. . . .	porte	
Berber (in Afrika)		burt	
Ind.	. . . .	prota *)	
Lappl.	. . .	port	

*) Im Indischen steht hier das R vor dem O, im Lateinischen nach demselben.

II. Germ. . . . Thor, Thüre.
Isl. . . . . Dyr.
Angl. . . . . Door.
Holl. . . . . Deur.
Schwed. . . . Dörr.
Dän. . . . . Dor.
Russ. . . . . двeрь.
Böhm. . . . Dwere.
Vandal. . . . Duri.
Gall. . . . . Dorus.
Walis. . . . Dor.
Griech. . . . θύρα.
Alban. . . . Dera.
Armen. . . . Duru.
Kaukas. . . . Dori, duar.
Chald. . . . terah.
Ind. . . . . Dwar.
Japon. . . . to.
Lett. . . . . Duris.
Livon. . . . Durres.
Pers. . . . Dor, ter.
Schip. . . . Dera.

Beyde diese Beyspiele zeigen, daß die Grund-Idee in jedem derselben durch — durchdringen, durchbohren ist, welche auch in den Grundwörtern, in den Umstandswörtern und in den Aussagewörtern sich gleich bleibt.

Wie sehr diese Ableitungsweise von jener des französischen Lexikographen Noël verschieden, und um wie vieles sie zugleich folgerechter sey, ergibt sich sehr deutlich, wenn man die in dessen lateinisch-französischem Wörterbuche enthaltene Ableitung des eben behandelten Wortes porta betrachtet. Porta, sagt er, komme von porto (tragen) her, weil, wie Einige meinen, der Pflug vor Zeiten gewöhnlich zur Stelle der Pforte hingetragen wurde, wenn man den Umfang einer Stadt damit bezeichnen wollte. Diesemnach wären wohl bloß in den Römer-Ländern, und auch dort nur in den Städten, Thore gewesen. Der übrige Theil der Welt hätte sie entbehren müssen, und die Hütten und Häuser mit ihren Thüren wären später, als die Städte, erbaut worden u. s. w.

Dieß ist aber nicht der einzige Irrthum, dem man in Noëls besagtem Lexikon, welches jedoch als eigentliches vocabularium sehr nützlich ist, begegnet. Dieser letztern Bestimmung aber

würde dasselbe noch weit mehr entsprechen, wenn der Verfasser den etymologischen Theil ganz wegließe. Sonst würde es der Jugend mehr Schaden als Nutzen bringen, indem es, als untrüglich angesehen, dieselbe zu den irrigsten Begriffen verleitete.

So würde es unter andern lehren, leuca komme von λευκός, foret von foris restans; lucus von non lucendo ꝛc.!!

Planche *) leitet ἰτέα von ἰέναι (weil die Weide schnell wächst), und κροκόδειλος von der Frucht vor dem Saffran ab ꝛc.!!!

Schrevel war nicht viel glücklicher; sein Werk ist voll von Fehlern dieser Art. Man sehe z. B. den Artikel ἵππος, wo er sehr gutmüthig, Seite 481 sagt, dieses komme von ἵσωσθαι ποσίν.

Erreicht, wenn nicht übertroffen, wurden sie von dem gelehrten Abbé S., dem Verfasser eines dictionnaire languedocien, das zu Nimes 1756 erschien, und worin S. 481 gelehrt wird, das languedokſche Wort verma (heitzen) komme vom lateinischen Vermis (Wurm) her.

Glücklicher Weise liegt in allem diesen das Heilmittel gleich neben dem Uebel. Durch Berathung des Tripartitums, Seite 44, 91, 120, 183, 211, 233, 251 und 301, lassen solche Widersprüche sich leicht ausgleichen.

Indem nun die auch in diesem Werke dargethanen Beweise von der Verwandtschaft der Sprachen mit allem Rechte eine ernste Würdigung in Anspruch nehmen, lassen sie auch hoffen, die Behauptung derjenigen, die da glauben, im Gebiet der Sprachen sey alles bloß des Zufalls Werk, werde bald in aller Verständigen Augen zu nichte werden. Man wird die Beziehungen, Verkettungen und Verwandtschaften der Sprachen unter einander (nicht unähnlich jenen der Menschen) erkennen, und Niemanden wird es mehr befremden, denselben Ausdruck in Japan, am Kaukasus, in Böhmen und in Mexiko anzutreffen. Doch ist es sehr merkwürdig, diese einfache, einförmige und weitreichende Theorie durch so viele unläugbare Thatsachen anschaulich gemacht und nachgewiesen zu sehen, wobey es im Grunde nicht auf Schlüsse, sondern lediglich auf Bemerkun-

*) Dictionnaire Grec-françois composé sur l'ouvrage intitulé: Thesaurus linguae graecae, de *Henri Etienne*, ou se trouvent tous les mots de différens âges de la langue grecque, leur étymologie, leurs sens propre et figuré, et leurs diverses acceptions justifiées par des exemples, par *J. Planche*.

gen und Wahrnehmungen ankommt *). Diese können zwar zuweilen irren; aber kein Menschenwerk ist vollkommen, und einzelne Bemerkungen lassen sich leicht berichtigen.

Ein Versuch der Art, wie Radlof und Desbrosses ihn angekündigt, und wie ihn Scapula fürs Griechische schon vor zweyhundert Jahren ausgeführt, würde die Aufnahme und Verbreitung der analytisch-analogischen Methode und ihrer Resultate ungemein begünstigen. G.

---

*) Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer faktischen Gewißheit Anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie näher treten. Jak. Grimms deutsche Grammatik, zweyte Ausgabe, I. Theil, Vorrede S. V. (Göttingen, 1822).

Jahrbücher der Literatur.

Dreyßigster Band.

1825.

April. May. Juny.

Wien,
gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des dreyßigsten Bandes.



Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXX.

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1825.

Art. I. **Recherches philosophiques sur les premiers objets des connoissances morales, par *M. Bonald. Paris*, 1818. Tome premier et second, von den Œuvres de *M. Bonald* Tome VIII et IX.**

Im I. Kapitel: über Philosophie, legt der Verfasser seiner Würdigung dessen, was die Philosophie bis jetzt leistete, und seiner Behauptung, »daß wir noch keine Philosophie besitzen,« die bekannte Geschichte der philosophischen Systeme von Degerando zum Grunde. Wenn nun der Verfasser Eingangs seiner Schrift mit Recht bemerkt, »daß die Menschen bereits seit drey tausend Jahren im Licht ihrer bloßen [1]) Vernunft fruchtlos das Prinzip ihres Erkennens, die Regel ihrer Urtheile, und die Beweggründe ihres Thuns, d. i. Wissenschaft und Weisheit suchen, weil man über diese Gegenstände so viel Systeme (Sinne) als Köpfe, und so viele Widersprüche als Systeme zählt,« so fällt einem aufmerksamen Beobachter sofort bey, daß dasjenige, was die Menschen hiemit fruchtlos suchen, eben nur das seyn kann, was die freye Ausübung ihrer Erkenntniß-, Urtheils- und Willensthätigkeit sowohl begründen als leiten soll und muß, folglich etwas, was den Menschen und nicht was er beliebig sich setzt, obschon er nur in der wirklichen Uebung seines Thuns selbes als den Grund und Leiter des letztern inne wird [2]). Woraus aber folgt, daß jenes bisherige fruchtlose Suchen bereits ein ge-

---

[1]) Recensent entlehnt diesen allerdings verfänglichen Ausdruck von Kant, und bemerkt, daß man hierunter auch die von ihrem Grunde so wie von ihren leitenden Hülfsmitteln entblößte Vernunft verstehen kann. In welch' letzterm Sinne von dieser Vernunft gilt, was Rec. anderwärts (in der katholischen Literaturzeitung 18. Nov. 1824) vor ihr sagte: »Wenn z. B. die Jakobiner die bloße Vernunft unter der Figur einer entblößten öffentlichen Dirne (Déesse de la raison) auf den Altar stellten, so sehen wir dagegen die ernsteren deutschen Denker selbe, als eine vom Vater und Sohne gekommne Witwe gleich einer indischen dem dialektischen Feuer der Selbstvernichtung zuführen.«

[2]) Wenn nämlich auch Hegel mit Recht gegen ein Unmittelbares (positives) protestirt, gegen welches ein Spontanes (eine freythätige Intelligenz) sich bloß passiv zu verhalten hätte, so bemerkt er doch nicht, daß die freye Selbstaufgabe (dévouement) einer solchen Intelligenz an ein derley Unmittelbares, keineswegs eine Passivität, sondern reine Thätigkeit in jenem Falle ist, in welchem dieses unmittelbar über jener steht. Aber der sich selbst als autonom vergötternde Mensch spricht: non serviam! *Jeremias* II. 23.

ändertes Verhältniß des Menschen zu dem ihn begründenden (ihm folglich Höhern) aussagt, somit eine Entgründung (Abymirung), weil eben nur ein mit seinem Grunde zerfallnes (mit ihm gebrochen habendes) Wesen, zugleich mit der Unsicherheit all' seiner Exertionen (instabilis tellus, innabilis unda) dieser ihre Nullität oder Impotenz inne wird und kund gibt. Und so scheint es denn gleich von vorne herein, als ob das bisherige Bestreben der Philosophie, sich von selbst oder von unten herauf zu begründen, nicht minder für mißlungen, und nothwendig mißlingend, erklärt werden mußte, als das ähnliche Bestreben neuerer Staatskünstler, die Nationen oder Staaten von unten auf zu konstituiren.

Indem der Verfasser einem der größten Gebrechen der Gesellschaft (der Ungewißheit und dem Widerspruch ihrer Doktrinen oder Doktrinair's) nachforscht, glaubt er bis zum Ursprunge dieses Uebels aufsteigen zu müssen.

Bey dem ältesten, durch seine geschichtlichen Dokumente uns zuverläßig bekannten Volke, nämlich bey den Juden, war auch der Name Philosophie unbekannt. Gewiß, daß Gott mit ihren Vorfahren geredet, und ihnen geschrieben oder zu schreiben anbefohlen hatte, gründeten sie auf diese Tradition und heiligen Bücher *) als bleibenden Monumenten, all' ihr Wissen und Thun, und hatten also kein Bedürfniß, diese Begründung in den Meinungen der Menschen zu suchen. Dabey war aber diese Nation so wenig unwissend und roh, daß sie z. B. an erhabnen Dichtern und praktischen Weltweisen noch bis jetzt unerreichte Muster aufstellte, und daß ihr Kalender (nach Scaliger's Urtheil) noch jetzt der richtigste ist. Und wie tief dieser erste Fond der primitiven Kenntnisse des Menschen über ihren und aller Dinge Urheber hier gelegt ward (von welchem und für welchen also alle diese Dinge wie die Menschen selber sind); kann man schon daraus entnehmen, wenn man erwägt wie lange dieser Fond auch noch in seiner Zertrümmerung und vielfachen, zum Theil monströsen Entstellung hingehalten hat. — Indem nun der Verfasser in den ersten Kapiteln der Bücher Moses jene primitiven Traditionen anerkennt (von einem andern französischen Schriftsteller Tradition-mère genannt), glaubt er in dem bey einzelnen Weisen anderer Nationen durch jene Verunstaltungen und Verhüllungen dieser Traditionen veranlaßten Bestreben, das Wahre vom Falschen, den Kern von der Hülse zu scheiden, den ersten Ur-

*) Zu läugnen ist es auch nicht, daß mündliche Tradition und Schrift von der ersten Gründung der theokratischen Verfassung der Juden an, bis zum Verfall desselben gleichen Schritt hielten, wo dann freylich der Buchstabe (die Schrift) blieb, dagegen an die Stelle der Tradition jene Ueberlieferungen und Aufsätze der ältesten rc. traten.

sprung der Philosophie oder Spekulation im Orient (namentlich bey den mit den Juden in näherem Verband und Verkehr gewesenen Phöniziern und Aegyptern) zu finden. Und zu läugnen ist es nicht, daß auf solche Weise jene Aberration der Richtung begreiflich wird, welche die Philosophie schon in ihrem Anbeginn nahm, indem sie der reinen Tradition unkundig, anstatt diese von den unreinen Beymischungen zu scheiden, und erstere letzterer entgegenzusetzen, sich sofort von aller Tradition los machend, vielmehr zu einem absoluten Gegensatze zwischen sich und letzterer den ersten Grund legte. Mit der Absicht, von einer Hemmung (als falschen Begründung) sich zu befreyen, versuchte die Spekulation, sich von aller Begründung (denn die Selbstbegründung einer Kreatur ist ein Widerspruch), schon gleich anfangs los zu machen, und der erste Versuch einer Reformation der religiösen Tradition schlug sohin bereits eine revolutionäre Richtung ein. Revolutionirend muß man nämlich allgemein jede Richtung einer Thätigkeit nennen, welche, anstatt von ihrem Begründenden auszugehen, sich von diesem erst los macht, und sofort gegen selbes sich wendet und erhebt.

Der von Thales gestifteten jonischen Schule, welche das Prinzip aller Dinge in die Materie setzt, und die sich sohin bis in unsre Zeiten erhielt, steht die italische Schule des Pythagoras entgegen, welche, obschon (wie der Verfasser meint) in zweydeutiges Dunkel gehüllt, den Menschen von der Erde zum Himmel erheben wollte. Auch Sokrates ließ die Moral vom Himmel niedersteigen, und sein Schüler Plato, der Stifter der ersten Akademie, entwickelte und schmückte die Lehre seines Meisters weiter aus, konnte aber doch den Dualismus der Materie und Gottes nicht beseitigen, welche erstere er als die Quelle und Ursache des Bösen nahm, und von ihr behauptete, daß Gott sie nicht gänzlich zu besiegen vermochte. Aristoteles zog die Platonischen Ideen vom Himmel zur Erde herab, ihren überirdischen Ursprung wo nicht läugnend, doch verdunkelnd; aber weder er noch Plato begriffen die Gesellschaft. — Endlich trat die Lehre der Stoa auf, deren Stifter (Zeno) die bisherigen entgegen gesetzten Systeme (des Idealismus und Sensualismus oder Empirismus) verbinden wollte, die Gottheit denn aber doch wieder einem Fatum unterordnete. Wie nun diese Hauptphilosopheme des Alterthums noch bis jetzt allen spätern Philosophemen zum Grunde liegen, so scheint ein Vergleich derselben mit den neuesten herrschenden unserer Zeit eben keinen Fortschritt, sondern vielmehr einen Verfall der Philosophie zu beweisen, indem jenen ältern Philosophemen das Zusammenreimen des Geistes mit der Materie zwar nicht gelang, indeß der

Unterschied und Gegensatz beyder ihnen doch klar blieb, wogegen der Stupidität der neuern materialistischen Systeme auch dieser Unterschied entschwand, und welche in ihrer Alleinslehre Gott und die Materie, den vernünftigen Menschen und das unvernünftige Vieh ꝛc. vereinerleyeten oder vermengten *).

Der Verfasser erwähnt nur im Vorbeygehn die vielen Unterabtheilungen und Sekten, in welche jene Hauptschulen sich bald spalteten, und bemerkt, daß schon zu Sokrate's Zeit die Verwirrung aller Ansichten und Einsichten eine Reform der Philosophie eben so dringend nöthig machte, als dieses in unserer Zeit der Fall ist. Wenn aber schon in jener ersten Epoche der Philosophie der Versuch einer solchen Reform mißlang, so mußte selber in einer spätern Epoche, nachdem nämlich das schöne Zeitalter der Griechen verblüht, und der Geist unter dem eisernen Scepter der römischen Weltherrschaft erdrückt war, von Seite der Eklektiker oder Modérés um so gewisser mißlingen, als dieser in eine Zeit der allgemeinen Ermattung und der Indifferenz gegen alle Spekulation fiel, und überhaupt ein philosophisches System so wenig als ein organisches aus den Trümmern anderer Systeme erbaut werden kann. In einer Note bemerkt hierbey der Verfasser sehr richtig, daß man uns zwar immer von der Barbarey des eilften und zwölften Jahrhunderts spricht, nicht aber von jener des zweyten und dritten, welche frühere Barbarey

*) Der Verfasser hat zwar bey der Würdigung des neuern Materialismus eigentlich nur jenen seiner Landsleute im Sinne; indeß ist nicht zu läugnen, daß der geistreiche und darum gründlicherer Materialism der deutschen Naturphilosophie nicht minder ein Materialism ist, als jener krasse französische. Denn ein Geist, der nur das Zentrum der Materie als seiner Peripherie ist, sohin der Substanzirung jener, als ein Theil derselben dient, ist keine supramaterielle Substanz, so wie ein Gott, welcher nur das Zentrum der Welt, als Peripherie ist, gleichfalls kein supramundaner oder wahrhafter Gott ist, und beyde diese Begriffe verewigen und apotheosiren das »vergängliche Wesen dieser Welt,« wie der Apostel die Materie nennt. Nun hat ferner diese Naturphilosophie den Irrthum Plato's aufgenommen, nämlich jenen der Identität der Ursache des Bösen und der Materie, da doch diese offenbar nur als Gegenwirkung und Gegenanstalt gegen das Böse zu betrachten ist, und um so minder konnte sie darum zur Einsicht gelangen, daß die Selbstständigkeit (roideur), welche die nicht intelligente Natur gegen den Menschen äußert, gleichfalls nur die Reaktion gegen jene usurpirte Selbstheit ist, die der Mensch gegen Gott sich zu Schulden kommen ließ und läßt, und daß folglich diese Relationsweise der Natur zum Menschen ein Veränderliches ist. Ohne diese Einsicht (des Zusammenhangs des Falls des Menschen mit dem Fluch, den selber hiemit in die Natur brachte) philosophirt man aber über die Natur nur falsch.

nur dem Entstehen der ersten christlichen Literatur wich. Da nun aber in dieser Barbarey des zweyten und dritten Jahrhunderts die klassischen Muster der Vorzeit wenigstens eben so bekannt noch waren, als selbe am Ende jener spätern Barbarey des Mittelalters wieder bekannt wurden, so vermengt man wohl zum Theil die Ursache mit der Wirkung, wenn man das Wiederaufleben der Kultur nach dem Mittelalter lediglich dem Studium der alten klassischen Literatur zuschreibt, und schließt wohl hierin eben so irrig, als darin, daß man das Wiederaufgehen des Lichts aus den Finsternissen des Mittelalters dem (mißlungenen) Versuch der Kirchenreformation zuschreibt *).

Der Verfasser bemerkt, daß die Reformation, welche überall an das gemeine Volk oder an den gemeinen Menschenverstand appellirte, und diesen zum Schiedsrichter in den Gegenständen der höchsten Spekulation erhob, dieser nicht eben günstig seyn konnte, wie sich denn eine gewisse Verflachung derselben von dieser Epoche an immer deutlicher bemerklich macht; und nicht minder ungünstig für die Philosophie achtet der Verfasser jene Verbreitung der aus Konstantinopel vertriebenen griechischen Gelehrten in Frankreich und Italien, in sofern hiemit eine neue Trennung der Philosophie von der Religion eintrat, wie sich denn auch von dieser Epoche her jener Gegensatz des heidnischen und christlichen Elements im öffentlichen Unterricht datirt, welcher noch immer einem ähnlichen Gegensatze dieser disparaten Elemente in der Jurisprudenz entspricht, und welcher zweyfache Gegensatz oder Widerspruch die Behauptung rechtfertigt, daß Europa bis jetzt es noch nicht weiter als zum halben Christenthum gebracht hat. — Degerando ist dagegen der Meinung, daß eben diese Lostrennung der Philosophie von der Religion, welche mit dem Sturze der scholastischen Philosophie geschah, die menschliche Vernunft erst befähigt hatte, sich zu rekonstruiren, wie denn im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts drey Reformatoren der Philosophie (Baco, Cartes und Leibniz) auftraten, durch welche dreyfache Reformation jene indeß doch nicht zur Formation kam, da die drey Richtungen, welche diese Denker einschlugen, nicht als drey Radien zu demselben Zentrum wiesen, sondern als sich durchkreuzende Sehnen alle Konkordanz unmöglich machten, und somit nur das Bedürfniß einer baldigen neuen Reformation herbeyführen konnten.

Der Verfasser bemerkt, wie der Baconische Peripatetism

---

*) Man vergleiche: Ueber den Geist und die Folgen der Reformation, als ein Seitenstück zu der von dem National-Institut zu Paris vor einigen Jahren gekrönten Preisschrift des Hrn. v. Villers.

sowohl in England als in Frankreich seiner Natur gemäß immer mehr sich verschlechterte, in welch letztem Lande selber endlich jenen abenteuerlichen und geistlosen Materialism hervorbrachte, wie selben Condillac [1]), Helvetius u. a. aufstellten. Von Cartes und Leibniz bemerkt der Verfasser, daß wenn schon der Gedankengang beyder verschieden war, doch beyde darin übereinstimmten, daß sie sich dem Baconischen Empirism entgegensetzten, wie sie denn beyde unter dem freylich zweydeutigen und unklaren Ausdrucke: von an- oder eingebornen Ideen, die Fundamentalwahrheit der Philosophie festhielten, daß die leiblichen Sinnenfunktionen, wenn schon Leiter und Begleiter unserer Denkfunktion, doch nicht ihre Quelle und Ursprung, oder mit letzter identisch sind. In der That hat man den Verfall der Philosophie in neuerer Zeit wohl hauptsächlich darin zu setzen, daß der Impuls, den Baco ihr gab, der herrschende geworden, womit die natürliche Rangordnung des Menschen und der nichtintelligenten Natur verkehrt ward, und die Ethik, der Denkart der Alten entgegen, der Physik, das Edlere dem Unedlen weichen mußte. Und dieser Verfall wäre ohne Zweifel vermieden worden, falls die Franzosen ihrem Cartes, die Deutschen ihrem Leibniz treuer geblieben wären, und nicht zur Flachheit der Baconischen Philosopheme von dem Tiefsinne ihrer eigenen Denker sich abgewendet hätten [2]).

---

[1]) Recensent erinnert hier an den Homme-Statue des sonst viel gerühmten Condillac bloß darum, weil an ihm das ganze Verfahren der neuern Philosophie sich abbildet, welches darin besteht: den einzelnen Menschen (den einzelnen Pflanzenkeim) erst aus dem Gesammtlebensverbande, in welchem er allein nur entstehen und bestehen kann, herauszureißen, um, wie sie sagt, in dieser reinen Abstraktion dessen Lebensentwicklung recht ungestört betrachten zu können. Auf gleiche Weise verfahren diese Philosophen mit dem bürgerlich- und religiös-geselligen Menschen, indem sie ihn auf die wüste Insel ihrer Spekulation versetzen, und einem schlimmern Schicksal als dem eines Robinson-Crusoe preis geben.

[2]) Man lese, was neulich der Graf Maistre in seinen Soirées de St. Petersbourg über Baco und Locke eben so richtig als launig sagte, um den Schaden zu würdigen, den dieses Vergafftseyn der Franzosen und Deutschen an den brittischen Philosophen der Wissenschaft brachte. Wenn übrigens der Verfasser die Behauptung des Mallebranche anführt: »daß wir alles in Gott sehen« (wogegen Spinoza seinen Gott aus allem machte), so muß Rec. bemerken, daß dieser etwas abenteuerliche Ausdruck des französischen, viel zu wenig beachteten Denkers bereits auf eine Einsicht deutet, zu welcher die deutsche Philosophie nur wieder erst neuerlich durch Hegel geführt worden ist. Nämlich: Gott (als Selbstbewußt-

Rec. glaubt füglich umgehen zu können, was der Verfasser über die neue und neueste Philosophie seit Kant's abermaligem Versuch einer gänzlichen Reform derselben, sagt, theils weil deutsche Leser diese eigentlich kaum über Kant hinausgehende Geschichte der Philosophie nur wenig interessiren kann, theils weil doch gegen das Hauptresultat, welches der Verfasser aus dieser Geschichte zieht, nichts einzuwenden ist, nämlich, daß wir mit all' unserm Philosophiren und Reformiren desselben doch noch zu keiner Philosophie gelangt sind, ja, daß uns über dem beständigen fruchtlosen Suchen nach der Sophia endlich auch die Liebe zu ihr und der Glaube an sie ausgegangen ist; wer aber zu Gott (zur Wahrheit)] gelangen will, muß glauben, daß Er sey, wie der Apostel sagt, und daß Er sich von denen die Ihn aufrichtig oder recht suchen, finden lasse. Dieser seiner Behauptung (von der Nichtexistenz einer alle Geister vereinenden philosophischen Doktrin) fügt nun der Verfasser noch jene von der absoluten Unmöglichkeit einer solchen Doktrin als Folge der bisherigen Weise des Philosophierens bey, weil nämlich die Menschen, wie sie durch ihren Willen in ihren Handlungen, so durch ihre Vernunft in ihren Gedanken und Meinungen von einander von Natur unabhängig sind, diese ihre Vernunft aber nur der Autorität der Evidenz, und der Evidenz der Autorität gehorchen kann, von welchen beyden

---

seyn oder Geist par excellenoe) ist nicht bloß ein erkennbarer (dem Erkenntniß anderer gleichsam exponirter) Gegenstand (Objekt), der somit ohne sein Zuthun von einem andern außer sich erkennbar wäre, und in welchem Falle man freylich Gott ohne Gott zu erkennen vermöchte, d. h. ohne daß dieser sich dem Erkennenden offenbarte oder öffnete (sich selber frey exponirte), sondern Gott ist nur sich erkennend oder sich Gegenstand, und seine Erkenntniß ist darum der Kreatur nicht anders als durch Theilhaftwerden dieses Sich erkennen Gottes möglich, was auch jene Paulinische Stelle (I Korinth 2, 10—12) sagt: daß nämlich nur der Geist Gottes weiß was in Gott ist, und jener, welchem dieser Geist sein Wissen gibt. — Faßt man dagegen, wie dieses bisher schier immer geschah, die Objektivität oder auch die Subjektivität in Gott abstrakt, d. h. vergißt man, daß Gott der Geist par excellence ist, so gelangt man nimmermehr zum Begriff eines lebendigen Gottes, und die Fundamentallehre des Christenthums bleibt unverstanden: daß der Gesetzgeber in uns auch der Gesetzerfüller, der Empfänger auch der Geber ist. — Jenes Sich öffnen einer Intelligenz einer andern geschieht übrigens durch Reden, und Gott wäre sohin nicht offenbar, falls Er nicht Deus-sermo wäre. Loquere ut videam Te! Denn das unterscheidet den Geist von der nichtintelligenten Natur, daß jener nur sich selber sichtbar macht, letztere ohne ihr Zuthun sichtbar gemacht wird.

indeß die Philosophie keine Notiz nehmen zu dürfen, bisher der Meinung gewesen zu seyn schien [1]).

Wir haben alle Gedanken (Ideen), wie wir alle Sensationen, gleich viel woher oder wie haben, und wenn die Evidenz der letztern auch nicht absolut ist, so stimmen doch alle Menschen (mit unbedeutenden Ausnahmen) in ihnen überein, ohne welche Uebereinstimmung wir auch nicht einmal eine Physik als bloße Kunst des physischen Lebens besäßen. Aber nicht so verhält es sich mit unsern Ideen, und der Verfasser frägt mit Recht, ob die sogenannte Ideologie der Neuern (als Kunst oder Wissenschaft der Erzeugung dieser Ideen), zu der hier vermißten Uebereinstimmung führen könnte, ja, ob ihr Gegenstand überhaupt ein philosophischer sey? Wir suchen nämlich das Prinzip unserer Erkenntniß in unsern Gedanken und unsern Empfindungen, und bemerken nicht, daß wir selber als denkend und empfindend diese Gedanken und Sensationen sind, und daß, da unser Geist das Organ (Instrument) unsers Erkennens ist, der Einfall der Vernunftkritik: nicht eher ans wirkliche Erkennen zu gehen, bis wir dieses Instrument unsers Erkennens selbst gründlich erkannt haben, im Grunde um nichts vernünftiger ist als jener: den Gebrauch des Auges durch eine anatomische Zergliederung (also Entäußerung) desselben berichtigen zu wollen [2]). Nicht bloß in sich, sondern auch von sich will der Mensch nämlich jenen ersten festen Ring empfangen und haben, an den er die Kette seiner Erkenntnisse knüpft, und da er somit diesen Ring in der einen Hand hält, und mit der andern die Kette ausschlägt, meint er dieser zu folgen, indeß sie ihm nur folgt, und nur sein Erkennen erkennen wollend, erkennt er eigentlich — Nichts, denn was er hiemit zu sehen meint, ist er doch nur selber als sein Doppelgänger, und was er auf solche Weise zu hören meint, ist nur das Echo der Bauchstimme seines hohlen Ich's.

Dessen ohngeachtet ist der Verfasser weit davon entfernt, ein Ungläubiger an, oder ein Verächter und Hasser der menschlichen Vernunft zu seyn, und hält sich überzeugt, daß **diejenige Begründung (Autorität) derselben, welche man in ihr nicht fand, in sofern sie im einzelnen Menschen, isolirt und in die Abstraktion von der Gesellschaft und der allgemeinen Uebereinstimmung der Menschen in letzterer erfaßte, in dieser als gleich-**

---

[1]) Das Wort: Autorität, stammt bekanntlich, wie Thorel bemerkt, von Autor (Urheber, Begründer) ab.

[2]) Denselben Weg schlug bekanntlich die mechanische Erklärung des Sehens (sowohl die von Newton als die von Euler) ein, indem sie nur die kleine Absurdität voraussetzte: dem Sehen selbst zusehen zu wollen.

sam in der Vernunft der Gattung, gefunden werden würde, wie wir denn nach obigem selbst die Autorität für unsre (objektive) Sensationen in einer ähnlichen Uebereinstimmung finden. Es wird sich in der Folge ergeben, daß der Verfasser hiemit keineswegs jene bekannte Berufung auf den gemeinen Menschenverstand (common sense) meint, und Rec. bemerkt hier nur vorläufig, daß schon aus dem Bestreben jedes einzelnen Denkers, seine Meinung zur allgemein herrschenden zu machen, gefolgert werden muß, daß die innere Ueberzeugung (auch wenn sie wahrhaft und nicht Eigensinn ist) doch nur in einer solchen allgemeinen Ueberzeugung ihre Ergänzung und völlige Begründung erwartet, gleich viel, ob diese Erwartung befriedigt wird, oder nicht. Scire nil est, nisi sciant et alii! — In der That scheint die Vernunft schon ihrer Natur nach so wenig ein Individuelles, Einzelnes oder Selbstisches zu seyn, daß sie den einzelnen Menschen vielmehr von und aus sich in den gemeinsamen Menschen (homme général) hinausweiset, und ehe der einzelne Mensch sich herausnimmt, zu diesem gemeinsamen Menschen zu sprechen, scheint es wohl billig zu seyn, daß er diesen letztern (aus dem er sich doch nur durch eine unvernünftige und unwahrhafte Spekulation heraus zu halten vermag) vorerst gelassen zu hören (zu vernehmen) sich angelegen seyn läßt [1]).

Die Philosophie, sagt der Verfasser, ist die Wissenschaft von Gott, dem Menschen und von der Gesellschaft; denn die Theologie bezieht sich auf Gott, die Physik auf den Menschen [2]), die

---

[1]) Wenn der Verfasser den einzelnen Menschen aus seiner isolirenden Selbstbegründung heraus, an die Gesellschaft als ihn begründend verweiset, so verweiset er ihn nicht an diese als Kollektivbegriff oder Summe aller einzelner Menschen, denn was jeder derselben nicht hat (Autorität), das haben alle zusammen auch nicht, und die Summe (Versammlung) der Bürger macht so wenig einen Regenten, als die Summe aller abhängigen Weltwesen einen selbstständigen Gott, d. h. der politische Pantheism ist nicht minder unvernünftig als der philosophische. Der Verfasser weiset dagegen den einzelnen Menschen an das diese Gesellschaft selbst begründende, folglich ihr höhere Prinzip, und nur indem der Mensch diese äußere Manifestation des letzteren anerkennt, gelangt er über lang oder kurz zur Einsicht der Identität des ihn hier äußerlich begründenden Prinzips mit jenem, welches ihn innerlich zu begründen strebt.

[2]) Die Dignität, welche man in neuern Zeiten der Physik gegeben hat, als selbe der Ethik vorsetzend, ist eine Folge der Apotheosirung der nichtintelligenten Natur, und es kann nicht befremden, wenn die oberste Stelle unter den Wissenschaften, welche sonst der Gotteslehre eingeräumt war, nun der Naturlehre oder Zoologie eingeräumt wird, und unsere Akademien sich zu gemeinnützigen Kunst- und Werkschulen umgestalten.

Moral und Politik auf die Gesellschaft. Da nun aber (nach obigem) der Einzelne, außer der Gesellschaft seyende Mensch nicht der Begründer (Erfinder) einer solchen Wissenschaft seyn kann, so scheint das begründende Prinzip dieser mit jenem zusammen zu fallen, welches die Gesellschaft des Menschen begründet, oder da der gesellige Mensch der redende ist, so scheint es, als ob dasselbe Prinzip oder dieselbe Ursache, welche dem Menschen die Sprache gab, ihm zugleich auch die Ideen, welche er sich und andern nur mittelst jener kenntlich zu machen vermochte, gegeben haben mußte, oder daß es eine und dieselbe nähere Ursache ist, welche, wie sie dem Menschen zuerst Gedanken und Sprache zugleich gab, noch jetzt, wenn auch auf andere Weise, sein Denken und Sprechen zugleich begründen und leiten muß. — Näher besehen zeigt es sich auch, daß es absurd seyn würde, an dieser Simultaneität der Sprache und des Gedankens zu zweifeln, und daß die Behauptung, welche dem Menschen einräumt, daß er aus sich selbst hätte die Kunst zu reden sich erfinden können, mit jener zusammenfällt, welche ihm das Vermögen einräumte, die Kunst des Denkens und somit auch die Kunst seiner eignen Existenz sich erfinden zu können.

Der Verfasser stellt indeß die Behauptung: einer primitiven Mittheilung oder Ertheilung der Sprache an den Menschen vorerst nur als eine wenigstens sehr wahrscheinliche Voraussetzung oder Hypothese auf, und frägt sich nun, ob diese Voraussetzung eine ratio sufficiens zur Lösung jener Probleme der Philosophie (über Gott, den Menschen und die Gesellschaft) uns gibt? Jene Voraussetzung gibt ihm nun folgende Korollarien zur Hand.

1) Die Ueberzeugung, daß der Urstand des Menschen mit jenem seiner Sprache zusammenfiel, führt sofort auf jene der intelligenten und redenden Natur seines Schöpfers (Deus sermo); wie denn auch die Genesis sagt, daß Gott den Menschen sich zum Ebenbilde als »redende Seele« dargestellt hat.

2) Wenn man den Unterschied der allgemeinen (moralischen) Wahrheiten und der einzelnen (physischen) Fakten einsieht, so überzeugt man sich auch, daß wir zwar letztere mittelst Bilder, erstere aber nur mittelst Worte uns zu vergegenwärtigen (oder wenn man will, mit uns in Rapport zu setzen) vermögen. Zu letztern gelangt aber der Mensch nur durch die Sprache, d. h. durch die Gesellschaft, welche diese Sprache als das heilige Depot der socialen Fundamentalwahrheiten ihm bewahrt, und ihm solchen, so wie er in diese Gesellschaft tritt, ja zu einer Zeit bereits mittheilt, in welcher ihm der diese Worte begleitende Sinn noch nicht verständlich ist, weßwegen man auch mit einem andern

französischen Schriftsteller behaupten kann: que toutes les langues sont primitivement infuses.

3) Wenn aber die Voraussetzung der primitiven Gabe der Sprache oder des Worts auf eine erste Intelligenz oder einen Geist als erste Ursache weiset, und den Menschen so wie seine Ideen erklärt, indem sie ein erstes Prinzip für seine Urerkenntnisse zur Hand gibt, so begründet diese Voraussetzung nicht minder den Ursprung der Gesellschaft und ihrer Gesetze; wie denn selbst die allgemeine Uebereinkunft aller alten Völker über eine ihnen mit der primitiven Sprache zugleich manifestirte primitive Gesetzgebung wenigstens auf das ursprüngliche Vorhandengewesenseyn einer Tradition mère hierüber hinweiset.

Wenn man in der Sprache und in der selbe bewahrenden Gesellschaft obiger Voraussetzung gemäß das Vorhandenseyn eines dem Menschen Gegebenen anerkennt, welches dieser in seinem einzelnen Vernunftgebrauch eben so wenig entbehren, als sich von ihm, falls er auch wollte, gänzlich los machen kann, kurz, wenn es in jedem Sinne wahr ist, daß der einzelne Mensch doch nie als blos solcher, d. h. ganz allein denken und sprechen kann, und daß die Aufnahme jenes Gegebenen bereits ein Subjektionsakt von Seite seiner als Empfängers ist (weil jedes freye Empfangen ein Sich vertiefen [Entsagen] in und gegen den Geber ist); — wenn, sage ich, obige Voraussetzung richtig ist, so ist es freylich falsch, wenn man, wie die Neueren thun, jeden einzelnen Menschen, so wie er in, von und durch die Gesellschaft zur Vernunft kommt, als absolut souverain in der Annahme oder Nichtannahme aller in dieser Gesellschaft bereits vorhandenen und selbe konstituirenden moralischen Ueberzeugungen erklärt, so wie hiernach auch jene Zweifelsmaxime des Cartes falsch ist, welcher dem Willen im Ernste das Vermögen über den Geist zutraute, diesen beliebig in Suspension, Zweifel, d. i. in der Pein der Entzweyung hin zu halten. Was übrigens dieses Cartesische Zweifeln betrifft, so muß man jene Wahrheiten und Ueberzeugungen, deren Annahme oder Nichtannahme unserer Seits in den Gang der Dinge nicht fördernd und störend eingreift, von jenen unterscheiden, bey welchen dieses nicht der Fall ist. Die Physiker z. B. streiten sich seit lange über mehrere Gegenstände und Gesetze in der Natur, was aber unmittelbar ihre physische Existenz betrifft, lassen sie klüglich ihre Zweifel fahren, und vertrauen jene der Ueberzeugung der Gesellschaft an. Nun sind aber die moralischen Ueberzeugungen, welche in einer Gesellschaft bestehen, von der Art, daß ihre Annahme oder Nichtannahme keineswegs für den Bestand derselben gleichgültig ist, und es gibt deren welche, deren Nichtannahme oder Tilgung

für die Gesellschaft selbst sofort lethal seyn würde. Und doch will man jedem einzelnen Menschen, somit allen Menschen, dieses Recht der Insurrektion gegen die Gesellschaft einräumen, und diese somit selbst für »vogelfrey« erklären. — Diese Rebellion gegen die Gesellschaft suchen nun freylich ihre philosophischen Rädelsführer auf ähnliche Weise, als die politischen, zu beschönigen, indem jene die mancherley Verunstaltungen der moralischen Fundamental-Wahrheiten der Gesellschaft eben so zum Vorwande der Verwerfung letzter brauchen, als letztere den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt zum Vorwand ihres Umsturzes; wenn man indeß näher zusieht, was denn diese Reformatoren der Gesellschaft für jene Ueberzeugungen zu geben hätten, welche sie ihr nehmen wollen, so zeigt es sich, daß ihre Vernunftthätigkeit rein negativer Natur ist, welche darum selbst nur so lange bey Leben bleiben kann, als ihr Gegensatz, das Positive als Inflammabile, noch hinhält, und folglich erlöschen würde, so wie es in der Gesellschaft ganz keine moralisch-religiösen Ueberzeugungen mehr gäbe, so wie wir den politischen Organisationstrieb neuerer Zeiten stille stehen sehen, sobald nichts mehr — Desorganisirbares vorhanden ist. Und diese Bemerkung erklärt denn, um es hier im Vorbeygehen zu sagen, die Asthenie oder Ermattung unserer Zeit, und besonders einzelner Länder, welche man falschlich für errungene Ruhe nimmt.

Mit Recht macht der Verfasser auf den Widerspruch aufmerksam, in welchen sich jene verwickeln, welche gegen die allgemeinen moralischen Ueberzeugungen der Gesellschaft sich auflehnend, die Worte für diese Ueberzeugungen zwar beybehalten, aber ihren Sinn (der ihnen ursprünglich associirt ist) verwerfen oder läugnen, und somit ein neues Babel der Sprach- und Gedankenverwirrung zu bauen beginnen. Gott z. B. ist ihnen die Natur, und dieser Gott, unsere Seele, ist die Organisation, die Regentengewalt der Gesammtheit der Regierten, unsere Pflichten sind unsere Privat-Interessen, unsere Tugenden sind unsere Leidenschaften, unsere Laster Krankheiten rc. — Eine solche langue imposteur, ruft der Verfasser aus, kann nur die trübe Quelle der Verfinsterung der Philosophie, eine Ursache des Verfalls der Literatur, und jene des Ersterbens der Gesellschaft selbst seyn!

Nicht also mit Mißtrauen und Zweifel, oder mit der Entzweyung des Individuums mit der Gesellschaft, sondern mit Vertrauen und Glauben an sie muß das gründliche Studium der ethischen Wahrheiten beginnen; denn Glauben ist ja nur Eingehen oder Eingehenlassen der sich uns darbietenden Wahrheit, oder unser Sich öffnen und Offenhalten (Nicht-Verschließen)

gegen sie, so wie die Aufmerksamkeit des Sinnes ein ähnliches Eingehen des sinnlich Wahrnehmbaren, oder wie das Einathmen das Ausathmen bedingt, und nur jenes Glied der Gesellschaft wird wohlthätig, und die allgemeine Vernunft desselben fördernd in selbe rückwirken können, welches ihrer Einwirkung in sich stets sich offen erhält.

Indem nun der Verfasser am Schlusse dieses ersten Kapitels auf den Zusammenhang der in selbem entwickelten Sätze rückblickt, bemerkt er, daß sie alle auf der bisher größtentheils geflissentlich ignorirten Fundamentalwahrheit: der dem Menschen von einer intelligenten Ursache mitgetheilten Gabe der Rede sich stützen, und hält sich überzeugt, daß man von dieser Einsicht aus zu jener der allgemeinen Beziehungen des Menschen zu Gott und zur Gesellschaft, somit zur Begründung der Wissenschaft von Gott, dem Menschen und der Gesellschaft ohne Schwierigkeit gelangen wird.

II. Kapitel: Ueber den Ursprung der Sprache. Einer schon öfters gemachten Beobachtung zu Folge nimmt man gewöhnlich das Bekannte sofort für ein Erkanntes oder Begriffenes, so wie man nur dem Ungewohnten als einem Wunderbaren nachzuforschen *) pflegt, und es ist nicht zu läugnen, daß unter allen solchen eben so allgemein bekannten als allgemein unverstandenen Gegenständen unseres Erkennens die Sprache oben an steht. Unter Sprache, als Sprachvermögen, versteht man nun jenes Vermögen einer Intelligenz (Geistes), mittelst welchem diese eine andere Intelligenz ihres Selbstbewußtseyns theilhaft zu machen im Stande ist, woraus denn sogleich sich die Folge ergibt, daß, in sofern ein Geist als ein in sich Beschlossenes und sich auf sich Beziehendes nur sich selber Gegenstand ist, jeden andern ihm gleichen Geiste aber nur, in sofern er sich ihm öffnet, diese Sprache 1) eben die intelligente Natur von der nichtintelligenten unterscheidet, welche letztere als ein bereits offenes oder exponirtes Objekt der Intelligenz entgegentritt; 2) daß, da der einzelne Geist weder blos Subjekt noch blos Objekt, sondern als Selbstbewußtseyn beyder ihr Begriff ist, ein Geist einem andern nicht als bloßes Objekt, sondern als Selbst-

*) Wenn man das, was der Mensch nicht zu wirken, und also auch nicht zu begreifen vermag, oder das »Uebermenschliche,« das Wunderbare nennt, so muß man sich nicht etwa (wie unsere meisten Philosophen) einbilden, als ob die Fortsetzung eines solchen Wunders (dessen Gesetzlichkeit) seinen Charakter: als Wunder, aufhübe, und als ob die Reduktion einer Erscheinung auf ein solches Gesetz was anders wäre, als ihre Reduktion auf ein Wunder.

bewußtseyn sich durch die Sprache manifestirt, und folglich eine Gemeinschaft oder Union hier Statt findet, deren Zentrum, wie dieses für jede Communio gilt, in keinem der einzelnen Glieder der Gemeinschaft als solchem, sondern nur in einem über jene stehenden zu suchen ist, und nur von diesem gemeinsamen Höheren (Selbstbewußtseyn) aus-, so wie in dieses zurückgeht. Was ferner 3) die Sprache im engen Sinne (als artikulirter Laut) betrifft, so hat man sich vor allem gegen jene zum Vorurtheil gewordene Annahme der meisten Philosophen zu verwahren, als ob zwischen den Funktionen des Gedankens und jenen des sie begleitenden und fortleitenden Lautbildes, als gleichsam zwischen dem Geiste und dem Leibe des Worts, gar kein natürlicher Nexus ursprünglich bestanden hätte oder noch bestünde, und alle Verbindung hier nur äußerlich, unorganisch und zufällig wäre. So wie endlich 4) bemerkt werden muß, daß der Gebrauch der Sprache nicht bloß den Verkehr mehrerer intelligenter Individuen unter sich, oder die Gesellschaft bedingt, sondern selbst die Funktion jedes einzelnen Selbstbewußtseyns begründet und leitet, indem ich nur sprechend denken, nur denkend sprechen kann.

Der Verfasser bemerkt, daß die Philosophen über den Ursprung der Sprache so wenig als über irgend einen andern Gegenstand einig sind, und er führt drey Theorien oder Hypothesen dieses Ursprungs an, deren eine (die theistische) die Sprache als dem Menschen durch seine intelligente Ursache gegeben betrachtet; die zweyte (die atheistische) die Intelligenz dieser Ursache, und folglich auch eine ursprüngliche Ertheilung der Sprache läugnet; die dritte (die deistische) endlich zwar die Anlage hiezu dem Menschen als von Gott gegeben zugibt, aber alle Hülfe desselben bey Entwicklung dieser Anlage rc. läugnet, als ob ein von einem andern (höhern) Hervorgebrachtes nur blos in seinem Ursprung und nicht in seinem ganzen Fortbestand, oder in seiner Entwicklung von diesem andern abhinge, oder als ob das Begründende der Existenz nicht auch das Leitende der Aktion dieses Existirenden wäre!

Gegen jene Hypothese, welche dem Menschen das Vermögen der Selbsterfindung der Sprache zuschreibt, spricht, wie der Verfasser sagt, schon vorläufig die allgemeine Erfahrung des Stummseyns, als Folge des Taubseyns, so wie jene von einzelnen, der Menschengesellschaft frühe entrissenen und verwilderten Menschen, denen die Sprache fehlte rc.; aber die Absurdität jener Hypothese leuchtet sogleich ein, wenn man nur bedenkt, daß der Mensch seine Sprache oder Worte erst denkt, ehe selber sein Denken sagt, oder daß er sein Denken nur in sofern zu sprechen vermag, als

er sein Sprechen denkt. Und da die Sprache dem Menschen folglich bereits nöthig war, um nur an ihre Erfindung denken zu können, so hätte der Erfinder der Sprache sich hiemit das Werkzeug alles Erfindens erfinden müssen. In der That muß man dagegen das Wort jenes Licht der moralischen Welt nennen, welches jeden Menschen erleuchtet, welcher in diese (die Gesellschaft) tritt, und welches noch täglich jeden einzelnen Menschen (als intelligent und sich selbst bewußt seyend) aus dem Nichts hervorruft und emporhält, so wie jenes schaffende Wort diese Welt dem Chaos enthob *), und es ist darum so wenig wahr, daß der Mensch sich hätte diese Sprache erfinden können, daß er vielmehr selbe, als das mysterium magnum seines Geistlebens, nicht einmal zu begreifen vermag.

Die Fabel von einem ursprünglich wilden (nicht verwilderten) Zustande des Menschengeschlechts, bemerkt der Verfasser, stammt eigentlich von den Griechen her, deren Dichter selbe nützten, um die Menschen den Göttern dankbar zu machen, weil nämlich nur diese jene der Verwilderung zu entziehen vermochten; so wie ihre (der Griechen) Philosophen diese Fabel bereits in der entgegengesetzten Absicht nützten, um den Glauben der Menschen an die Götter zu schwächen, an sich selber dagegen zu stärken. Hatten aber die Neuern nicht den geringsten historischen Grund, um jene Sage einer ursprünglichen Brutalität des Menschengeschlechts für was anders, als für eine Fabel zu halten, so hätte ihnen vollends die mit wirklich verwilderten, und seit mehr als tausend Jahren in diesem Zustande verbliebenen Nationen und Stämmen gemachte Bekanntschaft die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß die ersten Menschen, falls sie von Anfang in gleicher, oder eigentlich in noch ungleich größerer Wildheit und Brutalität sich befunden hätten, als nämlich sprachlos und folglich auch völlig gedankenlos, noch ungleich weniger im Stande gewesen seyn würden, sich von selber über diesen Zustand zu erheben.

Der Verfasser bemerkt, daß der Mensch, um zu handeln, nicht nöthig hat zu sprechen, sondern nur um kund zu geben, daß er gehandelt hat oder handeln wird, und (setzt Rec. hinzu) um andere handeln oder nicht handeln zu machen. Denn man könnte sagen: que Dieu *fait* faire la nature etc. qu'il *dit* à

*) L'univers des esprits, sagt ein französischer Schriftsteller, fut mis en activité par la même parole qui sépara la lumière des ténèbres — und in der That ist der fortgehende Akt des Selbstbewußtseyns ein anderer, als der Scheidung eines konfundirten, nämlich des homme-esprit vom homme-matière, und ist es nicht die Macht des Worts, welches diese U r t h e i l u n g oder diese Urscheidung bewirkt?

l'Esprit qu'il fasse, und daß folglich nur ein Wesen, welches der Sprache theilhaft ist, seine Aktion in eigener Gewalt hat, oder selbst handelt, oder als ministre oder Mitwirker mit Gott wirkt, wogegen jedes taubstumme Wesen nur eines werkzeuglichen Wirkens fähig ist. Wie übrigens jedes organische Wesen nur mit einem Male entstehen kann, und nicht durch Anhäufung, so gilt dieses, wie der Verfasser bemerkt, par excellence von der menschlichen Gesellschaft und von dem Medium oder Element derselben oder der Sprache, welche beyde nie entstanden seyn würden, falls sie nicht im Wesentlichen bereits vollendet entstanden wären *). In der That ist auch die Sprache aller Zeiten und aller Gegenden dieselbe, wenn schon ihre Idiome verschieden sind, deren wechselseitige Uebersetzbarkeit in einander jene Identität voraussetzt, und einen neuen Beweis dafür gibt, daß diese Sprache nicht die Erfindung eines einzelnen Menschen oder einer Versammlung mehrerer derley einzelner Menschen seyn konnte. Im Vorbeygehen bemerkt der Verfasser, daß eben diese innere Einheit der Sprache des Elements der Gesellschaft oder der großen Innung der Menschen den leichten Eingang der Religionsdoktrinen selbst bey wilden, unzivilisirten Völkern erklärt, weil nämlich das Prinzip dieser Religion das Prinzip der Gesellschaft und der Sprache zugleich, und die Zivilisation als der natürliche Zustand dieser Gesellschaft überall nur ihr (dieser Religion als religans) Werk ist.

Jener Behauptung, »daß die Sprache eine von Menschen erfundene Kunst ist,« widerspricht übrigens, nach dem Verfasser, wohl die allgemeine Tendenz aller Völker, ihre Sprachen gegen Neuerungen zu bewahren, als man durch selbe auf eine andere Behauptung geführt wird, nämlich auf jene eines ungeheuren

*) Anderwärts stellte bekanntlich der Verfasser die Behauptung auf, daß jede Gesellschaft, nach dem Muster der aus Vater, Mutter und Kind gebildeten Familie, aus dem Regenten (pouvoir), aus dem Mitwirker (ministre), und dem Unterthan (sujet) besteht. Aus einem allgemeinen Standpunkte hat auch Rec. in seinen Fermentis cognitionis nachgewiesen, daß jedes Wirken nicht anders zu Stande kommt, als durch den Ternar eines zentralen Wirkens, eines Mitwirkens und eines werkzeuglichen Wirkens. So thut Gott und die Natur etwas in mir und für mich ganz allein (actio vitalis); etwas muß ich mit Gott und der Natur thun (wohin die halb willkürlichen Aktionen gehören), etwas endlich muß ich ganz allein für Gott und die Natur als ihr Agent thun. Ein Ternar, dessen Erkenntniß besonders in der Religionslehre der Uebergabe (Dévouement) wichtig ist, und dessen Nichterkenntniß viele Irrungen bey den Mystikern veranlaßte.

Alters des Menschengeschlechts, wogegen die neueren geologischen Untersuchungen beweisen, daß das Alter unserer bewohnbaren Erde nicht höher hinaufzusetzen ist, als selbes die hebräischen Schriften setzen. Und gleich bey dieser ersten Nation, von welcher wir sichere historische Kunde haben, zeigt sich die Bildung, Vollendung und Erhabenheit ihrer Sprache in einem so auffallenden Mißverhältnisse mit ihrer intellektuellen Fähigkeit, daß wir sogleich die Vermuthung aufgeben müssen, als ob sich diese Nation ihre Sprache selber gegeben hätte. Der Verfasser schließt endlich die Reihe seiner gegen die Erfindung der Sprache von Menschen aufgeführten Gründe mit der Bemerkung, daß jene schon aus dem einfachen Grunde kein Werk des Menschen seyn kann, weil sie ein zu seiner Existenz selbst Nothwendiges ist, und der Mensch ein derley Nothwendiges sich so wenig zu erfinden vermag, als er »sich selber zu erfinden« im Stande war.

Hat nun aber der erste Mensch die Sprache nicht erfunden, sondern selbe empfangen, so empfingen alle Menschen nach ihm selbe nur von ihm, und diese eine, gemeinschaftliche Ursprache blickt auch wirklich mehr oder minder deutlich in allen, besonders älteren Volkssprachen, hindurch, und alle neueren, genaueren Untersuchungen über die innere Verwandtschaft der letzteren, so wie über die Ursachen der Verschiedenheit der Idiome *), ferner

---

*) Da der Verfasser nichts über jene erste Ursache der Sprachtrennung sagt, welcher nach der Schrift als einer die Verwirrung der Sprache bewirkenden Zertheilung eine das Einverständniß derselben wieder herstellende Zertheilung am Pfingstfest entgegensteht, so erlaubt sich Rec. folgende Bemerkung über diesen noch im Dunkel gebliebenen Gegenstand dem Nachdenken des Lesers anheim zu stellen. Wenn nämlich nach einem Prinzipe für die Ur-Theilung der Zungen und folglich Völker gefragt wird, so kann man 1) diese Frage nicht in dem Umfange nehmen, als ob auch für jede letzte unorganische oder atomistische Zersplitterung derselben ein solches Prinzip aufgefunden werden sollte (z. B. für jene amerikanischen Wilden, deren ein Stamm oder schier Familie die andere nicht mehr versteht); ferner wird 2) hiebey dieselbe Voraussetzung geltend gemacht werden können, welche man bey der Erklärung der varietas nativa des äußern Menschen anwendete, nämlich: daß eine bestimmte Anlage zu jener Scheidung schon in der ersten Sprache als Keim vorhanden war, dessen vollständiger Entwicklung ein gewisser Himmelsstrich auf ähnliche Weise förderlich und günstig sich bezeigte, als dieses der Fall mit jenen Varietäten der Form war, womit die Theilung der Zungen mit jener der Völker und mit ihrer Wanderung einem und demselben geheimen Gesetze folgend sich ergäbe. Man sehe, was Rec. über diesen Gegenstand im fünften Hefte seiner Fermenta Cognitionis von §. 10 an sagte, und erinnere sich jener Schriftstelle: Deuteron. 32, 8:

die Autorität der heiligen Bücher, die Traditionen aller kultivirten und unkultivirten Völker rc. stimmen darin überein, jene Voraussetzung des Ursprungs der Sprache zu bekräftigen, so wie hiermit der erste Mensch mit dem letzten in ununterbrochener Leitung verbunden erscheint, welche Leitung jenen Himmelsfunken hienieden bleibend erhält, welchen der erste Mensch empfing, und welcher gleich jenem vom Himmel gefallenen Opferfeuer in allen nachfolgenden Generationen nie gänzlich erlosch oder ausging. — Als eine Folge des bisher über Sprache Gesagten führt übrigens der Verfasser noch die Bemerkung an, daß hiernach alle wilde Völker oder Stämme, die wir noch jetzt finden, nicht in ihrem natürlichen, sondern in einem unnatürlichen (verwilderten) Zustande, somit in jenem des Verfalls oder Falls sich befinden, welcher tiefe Fall nur auf die Höhe weiset, in welcher ihre Vorfahren stunden, so wie denn auch die Reste ihres Wissens und ihrer Sitten (wie schon das Minimum dessen, was sie behalten mußten, um nicht gänzlich aufzuhören, Menschen zu seyn) auf denselben Fall (als Folge eines Verbrechens ihrer Vorfahren, von denen uns der Begriff mangelt) hinweisen. Und doch, setzt der Verfasser hinzu, sind diese so tief gesunkenen Völker noch immer im Stande, alles wieder zu erlangen, was sie verloren haben, und wenn selbe hiezu noch immer nicht gelangt sind, so ist hieran, wenigstens größtentheils, sowohl die religiös-moralische Barbarey der zivilisirten Völker, als die Ungeschicklichkeit der letzteren schuld, indem diese die Bildung jener nicht wie sie sollten mit dem religiösen Unterrichte, als dem Prinzip aller wahren Zivilisation, beginnen, sondern mit allerhand Industriekünsten rc., gegen welche Verkehrtheit, wie der Verfasser bemerkt, Paraguay uns eine denkwürdige Erfahrung darbot. — Der Verfasser beschließt endlich dieses zweyte Kapitel »über den Ursprung der Sprache« mit der Aufstellung und Widerlegung des Raisonnements, oder vielmehr Deraisonnoments von Condillac hierüber, welchem er die richtige Behauptung Rousseau's, »von der Nothwendigkeit der Sprache zur Institution der Sprache, d. i. von der Unmöglichkeit einer solchen durch Menschen geschehenen Institution,« entgegensetzt.

Im Eingange des III. Kapitels: Ueber den Ursprung der Schrift, bemerkt der Verfasser mit Recht, daß die Kunst zu schreiben eigentlich nicht minder unbegreiflich ist, als jene zu reden, wenn schon die mehrsten Philosophen über diesen Gegen-

---

Quando dividebat Altissimus gentes, quando separabat filios Adam, constituit Terminos Populorum juxta numerum filiorum Israel.

stand wo möglich noch gründlicher hinweggingen, als über den Ursprung der Sprache. Im Reden bedient sich der Mensch nur seiner selbst, sein Wort ist er selber oder sein Bild, und Gedanke und Wort sind hier noch gleichsam vermengt und ungeschieden; wogegen beyde in der Schrift geschieden hervortreten, und in einer äußern Materie gleich als an einem Monument fixirt, und mit selber transportabel rc. sich zeigen. Mit dieser Schrift ist somit das Flüchtigste und Beweglichste (das Wort) fixirt [1]) oder äußerlich bleibend gemacht (beleibt), und der Mensch erneuert durch diese Schrift gleichsam das Wunder des Schöpfungswerkes, welches als die Schrift eines großen Wortes zu betrachten ist. Indem nun der Verfasser den Unterschied der Wort- oder Lautschrift von der Hieroglyphenschrift, so wie die Unmöglichkeit der Derivation ersterer von der letzteren nachweiset, bemerkt selber 1. daß die Elementartöne in der Aussprache nicht wie in der Schrift unterscheidbar und unterschieden sind, und daß eben diese Unterscheidung und Reduktion oder Analyse aller Worte auf wenige einzelne Laute der Mensch sich so wenig von selbst zu erfinden vermochte, als die Sprache, oder daß sein Schreiben nur ein Nachschreiben, wie sein Reden nur ein Nachsprechen ursprünglich seyn konnte. Und in der That kann man eben so wenig denken ohne zu sich zu reden, als man nicht schreiben kann, ohne in sich selber jene Figuren zu sehen, die man aufs Papier zeichnet. 2. Keine Naturbeobachtung konnte den Menschen zur Erfindung der Wortschrift führen, so wie auch z. B. die Musik, welche keine Gedanken ausdrückt, nicht mit der Rede, die Musiknoten nicht mit der Schrift zu vergleichen sind. 3. Die Schreibkunst war zur Gesellschaft (sowohl die des Familienlebens oder des Gemeinsamen) keineswegs so wie der Rede nöthig, ja, wie der Verfasser sich treffend ausdrückt, sie war nicht für den Menschen, sondern gegen ihn nöthig, in sofern selber strebte, aus der ursprünglichen, von Gott eingesetzten Gesellschaft sich herauszusetzen, und diese ursprüngliche Einsetzung aufzuheben [2]). Womit denn auch die ge-

---

[1]) Sie (die Schrift) kann also, wie der Dichter sagt, »dem Augenblick Dauer verleihen!« —

[2]) Das Gesetz tritt überall nur da hervor, wo das Streben oder die Gefahr des Bruches der Einheit (Bundes) eintritt, in welcher Hinsicht jener Ausdruck bedeutend ist: »daß man schwarz auf weiß (Schrift) verlangt.« — Ueber diese drey Stufen oder Momente der Gesellschaft (der natürlichen, civilen und politischen) hat Rec. sich anderwärts (in seinen Fermentis Cognitionis, II. S. 27) erklärt.

schichtlichen Zeugnisse einstimmen. Das erste Mal nämlich, wo von Schrift die Rede ist, meint man hiemit ein geschriebenes (Social- oder konstitutives) Gesetz, welches dem bisherigen nur mündlichen (oder wie man auch sagt: natürlichen) Gesetz folgte, und wir sehen mit und durch dieses geschriebene Gesetz ein Volk aus dem Familienleben zum öffentlichen, aus der mobilen und prekären Gesellschaft zum stabilen, bestehenden Staat übergehen, indem selbes vom Urheber (Begründer und Leiter) aller Societät deren Fundamentalgesetze geschrieben empfängt, und noch jetzt heißt dieser erste Kodex der Gesellschaft die Schrift par excellence [1]). Die Zeit, in welcher diese Schrift oder dieses Gesetz gegeben ward, war auch wirklich bereits jene des Verfalls des Menschengeschlechts, so wie noch jetzt dieser Verfall mit dem Verluste, dem Nichtgebrauche, der Entstellung oder dem Mißbrauche dieser Schrift gleichen Schritt hält. 4. Schon Duclos bemerkte, daß die Schrift eine von jenen »Erfindungen« ist, die nur mit einem Schlage entstanden seyn konnte, und der Verfasser zieht eben aus der relativen Unbedeutenheit dessen, was die Menschen in allen Jahrhunderten jener präsumirten ersten Erfindung hinzusetzten, den Schluß, daß selbe keine menschliche Erfindung sey. 5. Die Geschichte weiß auch von keinem solchen Erfinder der Schrift, wohl aber wird es aus allen geschichtlichen Nachrichten mehr als wahrscheinlich, daß der Urstand der Schrift mit jenem den Juden auf dem Berge Horeb gegebenen Gesetze zusammenfällt, woraus also erhellt, daß diese Gesetzertheilung auf Horeb eine ungleich wichtigere und allgemeinere Epoche der Welt- und Menschengeschichte bezeichnet, als man bisher wohl meinte, und daß mit ihr »zuerst die natürliche Gesellschaft in eine bestimmte gesetzliche oder Civilgesellschaft übertritt.« — 6. Mit Recht wendet endlich der Verfasser auf jene präsumirte Erfindung der Schrift den Satz an, daß der Mensch eigentlich nichts erfindet (so wie er kein Seyn (être), sondern nur Verschiedenheit der Weisen dieses Seyns hervorbringt); und er bemerkt, daß alles, was Ausdruck des Menschen, eigentlich er selber ist, folglich außer die Sphäre seines Wollens und Erfindens fällt, und falls der Mensch sich diesen Ausdruck beliebig selber machen könnte [2]), dieses so viel wäre, als ob er sich selber beliebig machte.

---

[1]) Deuteron. 4, 13.

[2]) Die Willkür übt der Mensch nämlich nicht im Machen, sondern im Gebrauch, Nichtgebrauch oder Mißbrauch des Gemachten hier aus.

Im IV. Kapitel: Ueber Physiologie, bemerkt der Verfasser, daß es ein Irrthum ist, wenn man den Einfluß der Intelligenz auf unsere nichtintelligente Natur blos auf jenen beschränkt, welchen erstere auf die der Willkür unterworfenen Organe [1]) ausübt, da dieser doch von jener plastischen Einwirkung des Geistes und Gemüthes, welche das sogenannte somatische System beherrscht, sowohl extensiv als intensiv weit überwogen wird, in welcher Hinsicht die Behauptung Stahls richtig ist: **Tantum abest ut corpus quoquo modo sui juris sit, ut potius manifestissime alterius sit juris, animae inquam.** — Eine Behauptung, welche nicht nur durch die alltägliche Erfahrung bestätigt wird, sondern welcher auch alle vorzüglicheren älteren Physiologen beystimmen, indem sie den Menschen »als eine von leiblichen Organen bediente Intelligenz definiren,« wogegen nur erst in neueren Zeiten die materialistische Ansicht auch hier die vorherrschende geworden, gemäß welcher die Materie als die alleinige Substanz, Geist und Gemüth aber als bloße unsubstanzielle Modifikationen derselben betrachtet wurden, und jener älteren Definition hiermit eine andere sich entgegenstellte, nach welcher »der Mensch nichts mehreres, als eine materielle, organisirte und sensible Masse seyn würde, welche das, was man seinen Geist und Gemüth nennt, von allem diese Masse umgebenden, d. h. von außen empfinge.« Der näheren Betrachtung dieser beyden sich widerstreitenden Definitionen des Menschen widmet nun der Verfasser die folgenden zwey Kapitel, und zwar setzt derselbe im V. Kapitel obige erste, bereits anderswo (im Discours préliminaire du divorce considéré au 19e siècle) von ihm aufgestellte Definition des Menschen, als einer durch Organe bedienten Intelligenz weiter auseinander, indem er bemerkt, daß der Ausdruck: »bedient,« das wahre Verhältniß der leiblichen Werkzeuge [2]) des Empfindens und Wirkens (Bewegens) zur Intelligenz, als nämlich letzterer angehörig (hörig von gehorchen ꝛc.), und mit diesem Verhältnisse sofort auch die Sphäre der Pflichten des Menschen in dieser Hinsicht bezeichnet, nämlich daß selber der Superiorität seiner intelligenten Natur eingedenk, seinen Organen als Gehülfen und Dienern

---

[1]) Wichtig ist die Bemerkung, daß die Gränze des willkürlichen Einflusses selbst für den gesunden Zustand nicht festbestimmt ist, und daß bisweilen unwillkürliche Bewegungen willkürlich, so wie blos subjektive Empfindungen zu wahrnehmlichen werden.

[2]) Rec. hat anderswo den Unterschied bemerkt, der hier zwischen den Mitwirkern als eigentlichen Gehülfen und den bloß werkzeuglichen Wirkern gemacht werden muß.

zwar keineswegs die Herrschaft lassen, jedoch aber um so mehr in gutem tüchtigen Stande sie zu erhalten bedacht seyn soll, als es gewiß ist, daß diese Organe sowohl die Zuleiter jener Reaktion sind, deren seine Intelligenz bedarf, als die Werkzeuge ihrer Wirksamkeit *); und mit Recht vergleicht darum der Verfasser jenen Zustand des Menschen, in welchem seine Organe in Unordnung gerathen, oder aus jenem Normalverhältnisse zur Intelligenz getreten sind, mit jenem eines Regenten, welcher von schlechten Ministern und Dienern schlecht bedient, d. h. sowohl falsch berichtet wird, als selbe seine Befehle unrichtig oder gar nicht ins Werk setzen, und welcher, falls er auch zu herrschen scheint, in der That doch nur der Knecht seiner Knechte ist. Der Verfasser bemerkt übrigens bey dieser Gelegenheit im Vorbeygehen, daß schon der allgemeine Sprachgebrauch (in den Worten: aliénation, Geistesabwesenheit 2c.) den überall herrschenden Glauben der Menschen an die Nicht-Identität des Denkens und Empfindens (letzteres Wort im engern Sinne genommen) beurkundet, so wie auch die Gesetze diesen Glauben voraussetzen, indem sie den Menschen für nichts, was durch ihn geschieht, responsabel machen, sobald hierbey das alibi seines Geistes nachgewiesen ist.

Einen fernern Beweis der Richtigkeit obiger Definition findet der Verfasser in der Analogie, welche hiermit als zwischen der natürlichen Konstitution des einzelnen Menschen und jener der Gesellschaft statt findend sich zeigt. Wie nämlich der Mensch eine intelligente Macht (pouvoir) ist, welche zum Behuf der Produktion und Erhaltung von ihren Organen (als ministres) bedient wird, so ist auch die (häusliche und öffentliche, bürgerliche und religiöse) Gesellschaft gleichfalls eine intelligente Macht, welche nur mit Hülfe ihrer Diener produzirt und erhält, weßwegen schon Cicero sagt: animus corpori dicitur imperare ut parens liberis aut rex civibus. — Diese Analogie bewährt sich ferner noch in den verschiedenen Gradationen, der größeren oder geringeren Dignität, der Ersetzbarkeit oder Nichtersetzbarkeit 2c., der einzelnen Funktionen des einzelnen menschlichen Organismus sowohl als des socialen, und nicht mit Unrecht ist darum jener mit einer Monarchie verglichen worden, welche ihre Macht (pouvoir), ihre ministres und ihre Untergebenen (sujets) hat, und man kann diesen Vergleich auch noch bis zu jenem Satze ausdehnen: »daß der König nicht stirbt,« in-

*) Nicht überflüssig scheint dem Rec. hier die Bemerkung, daß der Mensch zwar im Denken so wie im Wirken von seinem Leibe abhängig ist, nicht aber in seinem Wollen.

dem auch der intelligente Mensch, falls er seinen materiellen Leib zu beleben aufgehört hat, doch darum nicht untergeht. In der That liegt aber eine tiefe, in allen Zeiten wenigstens dunkel erkannte Wahrheit dieser Parallelisirung der öffentlichen Gesellschaft oder des Staats mit einem wahrhaften Organismus zum Grunde, und indem man seit lange den Menschen eine kleine Welt, d. h. eine kleine partielle Gesellschaft nannte, war man wenigstens der Einsicht nahe, daß die allgemeine Gesellschaft oder die große Welt nur organisch, d. i. gleichfalls nur als ein Mensch im Großen (homme général), und nicht per aggregationem oder mechanisch begriffen werden kann. Wie denn selbst der richtige Begriff einer Welt auf jenen der Gesellschaft uns weiset, indem man unter Welt eine durch eine Zentralmacht beherrschte und in Einstimmigkeit der Aktion gehaltene Mehrheit von Funktionen und Funktionirenden versteht, und aus diesem Gesichtspunkte somit die Behauptung eines französischen Schriftstellers für richtig erkannt werden muß: que Dieu seul est un monde et un véritable monde [1])!

Rec. findet es für deutsche Leser nicht nöthig, dem Verfasser im VI. Kapitel in der Widerlegung jener billig der Vergessenheit heimzugebenden flachen materialistischen Definition des Menschen »als einer organisirten Masse zu folgen, welche nicht Geist ist, sondern selben nur von außen her hat« [2]), und er begnügt sich, nur folgende Stelle aus diesem Kapitel, als der Beherzigung besonders würdig, anzuführen. »Unverkennbar,« sagt nämlich der Verfasser, »ist der innige Zusammenhang aller Wahrheiten und aller Irrthümer in den wissenschaftlichen Systemen, und so sehen wir denn einerseits den Spiritualismus des Menschen, den Monarchismus der Gesellschaft und den Theismus des Universums Hand in Hand gehen, wogegen andererseits der Materialismus, der Demokratismus und der Atheismus als Bundesgenossen zusammen auftreten.« Jenes erste System ist bekanntlich in Europa seit

---

[1]) Rec. gedenkt diesen Satz, welcher eigentlich der schärfste Gegensatz gegen jene parteyische Vereinerleyung dieser äußern zeitlich-räumlichen oder materiellen Welt mit Gott ist, bey einer andern Gelegenheit um so mehr auszuführen, da sich sofort aus ihm die Folge ergibt: daß die Gesellschaft ursprünglich nur ein göttliches Institut sey, und nur in dem Theilhaftwerden und Bleiben der göttlichen Natur bestehen kann.

[2]) Diese Definition des Menschen findet man in dem weiland famösen Catéchisme philosophique von Saint-Lambert, so wie weiter illustrirt in den Rapports du physique etc. du moral von Cabanis, und in fast allen spätern Physiologien und Anthropologien, wenn schon mit andern Worten ausgedrückt.

der Einführung des Christenthums das herrschende geworden, wogegen das zweyte erst seit beyläufig dreyhundert Jahren sich immer dreister zu erheben, und immer weiter zu verbreiten bestrebt. Nicht blos das künftige Schicksal unserer Theorien über die Gesellschaft, sondern die Praxis der letztern selbst hängt davon ab, ob jenes erste oder dieses zweyte System vollends zum herrschenden werden, ob der Christianism oder ob der Materialism das Kredo des künftigen Jahrhunderts, und ob die Signatur des Erlösers oder jene des Thiers überwiegend seyn wird. Denn zu läugnen ist es wohl nicht, daß zu Gunsten des letztern in der Theorie nicht minder als in der Praxis ein bedeutender Schritt bereits gemacht, und die Niederträchtigkeit der Gedanken hinter jener der Gesinnungen nicht zurückgeblieben ist.

Franz v. Baader.

(Fortsetzung folgt.)

Art. II. Recht und Macht des Zeitgeistes, von Timotheus Aclines. Schleswig, 1824. 8. S. 448.

Bey der Beurtheilung des vorliegenden Buches muß man von den beyden Voraussetzungen ausgehen; zuerst, daß der pseudonyme Verfasser, wo er die religiösen Beziehungen berührt, namentlich von der katholischen Kirche und ihren Lehren nur eine sehr unvollständige Kenntniß verräth; und zweytens, daß derselbe wahrscheinlicher Vermuthung nach, der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft angehört, und vermuthlich bey der Herausgabe dieser Schrift zugleich den besondern Zweck haben mochte, die Privilegien, auf welche der Adel dieser Provinz Anspruch macht, in Schutz zu nehmen. Die Einleitung pag. 3—40 beginnt mit einer, wenn auch nicht ganz durchgreifenden, doch sehr wohlgemeinten und meistens richtigen Darstellung der Forderungen des sogenannten Zeitgeistes, wovon wir nur einige Stellen anführen wollen. Der Verfasser sagt: (pag. 3.) »Eine allgemeine Unzufriedenheit hat sich der Gemüther bemächtigt, von der man sich selbst keinen bestimmten Grund anzugeben weiß. Man wünscht Veränderungen, wünscht sie zum Theil sehnlichst, ohne daß man weder sich, noch andern wirklich Rechenschaft zu geben weiß, was für Resultate in Beziehung auf die Lage der Einzelnen sie herbeyführen sollen, und während in Ansehung des einzigen Wunsches, dessen sich die Mehrzahl bewußt ist, Verminderung der Lasten, weder die Art und Weise, noch die Möglichkeit klar ist, wie die ersehnten Umwandlungen ihn erfüllen sollen.« (pag. 5.) »Ueberall sieht man mit ihrer individuellen Lage Unzufriedne, und hört Klagen über wirkliche oder eingebildete Hindernisse des Heraustretens aus

derselben. Nirgends genügt mehr gewöhnlicher und sicherer Erwerb, nur der ungewöhnliche und unsichere wird gesucht. Die Mehrzahl derer, die des Gebrauchs von Schrift und Rede kundig sich zu Mittheilung ihrer Ansichten berufen glauben, hat seither diese allgemeine Unruhe unbedingt für etwas Gutes und Nothwendiges erklärt, und jeden Punkt, dem die Sehnsucht nach Veränderung zustrebt, als erreichbares und wünschenswerthes, ja unverfehlbares und unentbehrliches Ziel bezeichnet. Sie nennen den Inbegriff dieser Bewegung den Zeitgeist; irren jedoch darin, daß sie diese Benennung bloß dem, was der Bewegung angehört, beylegen, und den Widerstand gegen dieselbe davon ausschließen, weil sie die Bewegung allein für reell, alles, was dieselbe aufzuhalten trachtet, hingegen für nichtig hatten.« (pag. 7.) »Die Bewegung ist in einem gegebenen Zeitabschnitte immer das Sichtbarste und Lebendigste, der Widerstand gegen sie unscheinbarer, deßhalb zieht jene am meisten die Menschen an, und bey der natürlichen Richtung der Hoffnungen gegen das Neue konnte es den ihr allein Ergebenen nicht fehlen, sich des großen Wortes zu bemächtigen. Dieses haben sie bisher geführt, und so sehr auch in der letztvergangenen Periode von oben herab ihnen entgegen gewirkt wurde, so hat doch der äußere Schimmer ihrer Lehre und jene ihr entgegen kommende Neigung ihnen die Herrschaft über die Meinung eines sehr großen Theils der Zeitgenossen verschafft und erhalten. Die unbedingten Verehrer der Bewegung also haben sich uns als die alleinigen Verkündiger des Zeitgeistes aufgedrungen. Sie haben uns unter dieser Benennung eine unbekannte Gottheit hingestellt, in deren Namen sie das Regiment verlangen. Wie die meisten Priester alter und neuer Zeit, geben sie vor, den Willen ihres Gottes allein zu kennen, und fordern eine unbedingte Unterwerfung unter denselben. Ihr Ausruf: »Der Zeitgeist will es so,« genügt ihnen statt aller Gründe. Keine Einrichtung, kein Recht hält Stand, so bald der angebliche Wille des Zeitgeistes das Urtheil darüber gesprochen, und nicht nur diejenigen begehen eine schwere Sünde, die bisherige, tief in das innere Leben der Nationen eingreifende Formen gegen dieses Urtheil aufrecht erhalten wollen; sondern selbst dem Einzelnen wird ein Verbrechen daraus gemacht, wenn er sein Vermögen, seine individuellen Verhältnisse, ja seine ganze Existenz dem Zeitgeiste zum Opfer zu bringen sich weigert. Man klagt, man schreit, man verzweifelt, daß nicht die, denen der bisherige Weltlauf Gewalt in die Hände gab, gutwillig die Mittel darbieten wollen, sie derselben zu berauben. Man ist nicht dabey stehen geblieben, solchen Ausspruch des Zeitgeistes von den Dächern zu predigen; durch Thathandlungen sollte die Lehre ins Leben versetzt werden, und nachdem man mehrfach versucht, ihr

blutige Bahn zu brechen, schreibt man den jedesmaligen schlechten Erfolg nicht der Natur der Dinge, nicht dem Beschlusse einer waltenden Vorsehung, sondern einem Uebermaße menschlicher Bosheit zu, deren Anstrengungen über das heilige, unantastbare Recht, das man glaubt wieder aufgefunden zu haben, den Sieg davon getragen.«

Nicht eben so befriedigend ist der Verfasser in der Art und Weise wie er den Ursprung der gegenwärtigen Verwirrung aus der Vergangenheit zu erklären sucht. Die verderbliche Anwendung, welche gleich anfangs von den Prinzipien der Reformation auf die politischen Angelegenheiten gemacht wurde, wird hier zwar (pag. 15 u. 16) anerkannt, aber der natürliche Zusammenhang, welcher zwischen den Begebenheiten des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts existirt, nicht gehörig ins Licht gestellt, und höchstens (pag. 20) die französische Revolution, als Folge einer zu weit getriebenen Ausdehnung der Grundsätze des Protestantismus auf bürgerliche Angelegenheiten betrachtet, wobey der Verfasser sich auf diese Weise äußert: »auf das Gemüth ist dem bösen Geiste kein Einfluß gestattet (?!). Es gelang ihm daher nicht unter dem Vorwande der Reinigung den Glauben zu vernichten. Er konnte das Werk der Reformation nicht stören und nicht verfälschen (?!); anders war es bey dem Streben der vollkommenen Anordnung der bürgerlichen Angelegenheiten.« Durch eine unverkennbare Inkonsequenz und durch das Uebertragen des Gegensatzes »Gemüth und Verstand« auf bestimmte Erscheinungen der äußern Welt wird diese Darstellung schief, widersprechend und manchmal verworren. Sehr viel besser ist alles, was über die nähere Veranlassung der gegenwärtigen Unruhe, so wie über die Verbindung derselben mit den Begebenheiten der Kriege von 1813 und 14 gesagt wird. Ueberhaupt müssen wir dem Verfasser ein viel größeres Talent in dem Auffassen und in der Darstellung einzelner bestimmter Verhältnisse zugestehen, als in der Entwicklung allgemeiner Grundsätze oder in Beantwortung von Fragen, die über den Kreis hinausliegen, in welchen er gesellschaftlich und geographisch gestellt zu seyn scheint. Dahin gehört ganz besonders, wie schon erwähnt, seine mangelhafte Kenntniß der katholischen Religion, welche sich bey jeder Gelegenheit an den Tag legt. Namentlich wird dadurch weniger schlagend, was (pag. 78) über die innere Unverträglichkeit derselben mit der Revolution gesagt wird. Daß aber wirklich der Verfasser nur aus Mangel an Kenntniß, nicht aus üblem Willen sich manchmal auf eine Weise ausdrückt, die als der katholischen Kirche feindlich erscheinen muß, beweist seine offene, an den

Tag gelegte Ehrfurcht vor der christlichen Lehre, so weit er sie erkennt (pag. 80 bis 83).

Viel Beachtungswerthes findet sich in den Bemerkungen, welche er (pag. 75 u. 282) über die Aufklärung des Volkes und über den Zweck macht, den die Stimmführer des Zeitgeistes dabey vor Augen haben. Es ist aber nicht zu läugnen, daß auch hier eine im Grunde nicht statthafte Anwendung des Gegensatzes von Verstand und Gemüth, und selbst eine unklare Auffassung dieses Gegensatzes Ursache wird, daß die Darstellung nicht ganz befriedigend erscheint. Wir heben nur Folgendes aus: »Nicht dadurch, daß man nur den Verstand des Menschen auf den untern Stufen der Gesellschaft auszubilden sucht; nicht dadurch, daß man mittelst Anhäufung vereinzelter Begriffe über vielerley (dieses sind unstreitig zwey sehr wichtige Bezeichnungen) ihn zu dem unglücklichen Irrthum vermeintlichen Wissens führt, wird er wahrhaft vollkommener und besser gemacht; sondern wenn man auf Gemüth und Gefühl bey ihm wirkt. Der Glaube ist es, zu dem man ihn zu erwecken hat, wenn man ihn der Vervollkommnung entgegen bringen will. Durch den Glauben wird die Erfüllung der Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft an das Heiligste geknüpft, und so nur erhalten Rechtlichkeit und Tugend im Volke eine sichere Grundlage, nie durch eine von dem Verstande successiv in einer Reihe von Reflexionen geschaffene Ueberzeugung. Nur er kann die Menschen in niederen äußeren Verhältnissen wirklich erheben, nur er sie durch siegreiche Bekämpfung des innern bösen Prinzips wahrhaft freymachen. Nicht indem man dem Egoismus, dem eingebornen Erbfeinde jedes Menschen schmeichelt, indem man das Volk mit Dünkel auf eigene Einsichten und eigene Kraft, auf ihm beywohnende hohe Würde und Bedeutung erfüllt, nicht indem man ihm Hoffnung zu einer, von ihm selbst so leicht mit der Freyheit verwechselten, nur auf Kosten alles Rechts und aller Ordnung zu erlangenden Unabhängigkeit macht, indem man es belehrt, daß es jederzeit nur das zu thun brauche, von dessen Gerechtigkeit und Nothwendigkeit es sich zuvor überzeugt habe, wird man es auf eine ihm wohlthätige Art bilden; sondern indem man es zu bescheidener Selbstkenntniß veranlaßt, indem man es in weltlichen Dingen in den engeren Kreis verweiset, den einem jeden seine äußeren Verhältnisse schon von selbst gezogen; indem man ihm die christlichen Tugenden der Demuth und Nächstenliebe predigt« u. s. w. »Der Wille des Einzelnen, der ihn mit Nichtberücksichtigung der Unlust anderer, nur zu der eigenen Lust treibt, muß sich an dem Verhältniß zur Gesellschaft brechen. Die fortgesetzte Gewohnheit macht die Menschen rechtlich; wenn die Ge-

setze und ihre kräftige Ausführung lange unmöglich gemacht haben, das Unrecht zu üben, wird ihnen das Recht zur andern Natur. Dahin muß die oberste Staatsgewalt streben. Nur dann wird sie dem Volke eine Wohlthat; nicht aber wenn sie glaubt, sich nach den Neigungen der Menge richten zu müssen, und dagegen diese durch allerley Künste zu leiten unternimmt. In wie fern ihr das letztere gelinge, kann immer nur höchst ungewiß seyn. Daß der Staat das offenbare Predigen der Volkssouveränität, das Aufwiegeln, Anhetzen und Unzufriedenmachen an sich nicht dulden könne, bedarf keiner Erwähnung, aber er hat auch überhaupt auf den Unterricht, der den mindern Volksklassen ertheilt wird, zu wachen, und dahin zu sehen, daß er sich die Erweckung einer innigen Religiosität und die Verbreitung einer wahren Sittlichkeit zum Ziele mache. Außer der Unterweisung in den gewöhnlichen, den gesellschaftlichen Verkehr erleichternden Fertigkeiten muß durchaus der Unterricht in Religion und, als deren Theil, einer christlichen Sittenlehre vorherrschen.« — Im weitern Verfolg dieser Ansichten äußert der Verfasser den Wunsch, daß der Staat die Herausgabe von solchen periodischen Blättern, welche bestimmt sind, in allen Volkes Hände zu kommen, nur »Männern »gestatten möge, die zu Volkslehrern wirklich geeignet sind. Denn »nicht bloß, daß sie etwas geradezu Strafbares enthalten, ist zu »vermeiden; sondern auch über den ganzen, in ihnen herrschen»den Geist ist zu wachen. Sie müssen nichts, Ueberbildung Be»zweckendes, nichts nur eiteln Wahn und Dünkel Erregendes »enthalten,« und im ähnlichen Sinne pag. 76 u. folg.

Wenn sich der Verfasser nicht (pag. 179) über die Vertretung der Geistlichkeit in den Landständen auf eine die Bedeutung der Hierarchie anerkennende Weise ausspräche, so könnte man wohl nach vielen Aeußerungen desselben geneigt seyn, ihn zu den besonders im nördlichen Deutschland jetzt zahlreichen Anhängern der sogenannten unsichtbaren Kirche zu rechnen. Diese, obgleich ohne Ausnahme die Göttlichkeit der christlichen Religion anerkennend, entsagen dem Separatismus nicht, theils, wie es scheint aus Unkenntniß der vollständigen Wahrheit, theils aus einer gewissen Befangenheit des Geistes oder des Gemüths, durch welche sie abgehalten werden, die geistige Herrlichkeit der katholischen Kirche, dieses über alle menschliche Kraft und Größe weit erhabenen göttlich- menschlichen Werkes, würdig aufzufassen. Mangel an Kenntniß des Katholicismus muß freylich auch bey so vielen andern Zeitgenossen durch Erziehung und Lokalverhältnisse entschuldigt werden. Von bösem Willen kann nach des Ref. Ueberzeugung am allerwenigsten die Rede seyn, und glaubt er

sich wegen dieser ganzen Ansicht auf das beziehen zu dürfen, was ein anderer Recensent im 24sten Bande dieser Jahrbücher, aus Veranlassung einer kleinen Schrift des persönlich so sehr achtungswerthen und von allen, die seine gute Absicht und seine Aufrichtigkeit kennen, so sehr geschätzten Steffens ausführlicher entwickelt hat.

Von gründlicher Einsicht zeugt die Art, wie sich der Ref. pag. 50 — 58 über den Unterschied der landständischen Versammlungen und einer sogenannten allgemeinen Volksvertretung, pag. 64 — 67, pag. 242 und pag. 248, sodann auch über den Zweck, welchen die so genannten Liberalen bey Einführung der Jury im Kriminalprozeß vor Augen haben, pag. 67 — 70 und pag. 202 über die Entlassung der Beamten und ihre laut geforderte Abhängigkeit von dem, was man öffentliche Meinung nennt, ausspricht. Manches der Aufmerksamkeit würdige wird man ferner in der ganzen Ansicht des Verfassers von jener Oeffentlichkeit der Verhandlungen im Sinne der Volkssouveränität anerkennen, welche so äußerst häufig als Basis und erste Bedingung einer zweckmäßigen Verfassung gefordert wird; und womit man allerdings etwas ganz anderes bezielt, als nur, daß die Verhandlungen über öffentliche Angelegenheiten publici juris seyen, so daß jeder, welcher wirklichen Beruf oder Liebe dafür hat, sich damit hinreichend bekannt machen könne. — Der Verfasser sagt unter andern hierüber pag. 217: »Die öffentliche Verhandlungsart in den Ständeversammlungen ist von den Zeitgeistmännern als die einzig zulässige überall aufgestellt worden. Es beruhet dieß auf den irrigen Voraussetzungen, daß das ganze Volk der Souverän sey, folglich um alle Angelegenheiten des Staats fortwährend wissen müsse, und daß dieses ganze Volk bedeutende Einsichten habe, oder haben könne, und bestimmter und begründeter Meinungen fähig sey.« — »Durch sie allein wird eine repräsentative Verfassung das sicherste Mittel, revolutionäre Plane endlich zur Ausführung zu bringen, und außer diesem innern Zerstörungs-Prinzip, das sie enthält, ist sie sonst noch auf mancherley Weise schädlich. Nachdem man ein Mal das Volk mit dem Dünkel erfüllt, daß es sich selbst zu regieren verstehe, daß es alle Verhältnisse des Staats zu übersehen, folglich auch zu leiten vermöge und daher befugt sey, alles seinem Urtheile zu unterwerfen, fängt es dann bald auch an, wirklich nach den Zügeln der Herrschaft zu greifen. Eine allgemeine Unruhe bemächtigt sich der Geister« u. s. w.; und pag. 222: Die Eitelkeit treibt an, sich durch Widerstand bemerklich zu machen, das Volk geneigt, jede Erscheinung, die auf Kraft schließen läßt, zu bewundern, preiset den Muth

der Opponenten, ein gewisser Neid gegen Höhere und Mächtigere, der sich so leicht einschleicht, läßt Vergnügen an deren vermeintlicher Kränkung finden, und so wird, geflissentlich, ohne Veranlassung, mit mühsam herbey gesuchtem Stoffe, sich der Regierung widersetzen, der Weg, sich berühmt zu machen, endlich zu Ehre, Ansehen, Macht und Reichthum zu gelangen. Die Ständeversammlung bildet nun einen Tummelplatz des Ehrgeizes, und da die Volksgunst die Grundlage aller Wichtigkeit und die Staffel zum Emporsteigen geworden, werden in ihr alle Kunstgriffe der Demagogie in Bewegung gesetzt« ꝛc.

Die Schrift führt dann noch weiter aus, welche Erscheinungen sich ausbilden können, wenn der Revolutionsgeist, genährt und gestärkt durch eine solche unbedingte und durch die Kraft gesicherter und festgewurzelter Institutionen nicht beherrschte Oeffentlichkeit, im Volke Herrschaft gewonnen. »Es erhebt sich eine »organisirte Demagogie, welche die Regierung nicht bloß dul»den, sondern selbst daran Theil nehmen muß. Die Regierung »kann dann nichts thun, als geduldig zusehen, und in der Stille »kontreminiren« u. s. w. Hierher gehört dann ferner die Meinung des Verfassers über eine sogenannte stehende Opposition und das Verhältniß derselben zur Oeffentlichkeit der Verhandlungen, pag. 210 — 213.

Weniger bedeutend, wenn gleich wohlmeinend und untadelhaft ist das Urtheil des Verfassers über die Preßfreyheit (pag. 84, besser pag. 286 — 291 und pag. 238), womit auch einigermaßen in Verbindung steht, was er pag. 183, und 324 bis 328 über den sogenannten gelehrten Stand sagt. Treffend mag man die Bemerkungen nennen (pag. 423) über die Aventuriers der Revolution, welche aus einem Lande in das andere ziehen, um bey jeder Volksbewegung im Trüben zu fischen ꝛc.

Die Aeußerungen des Verfassers (pag. 207) über die gewöhnlich geforderte Unverantwortlichkeit der Volksvertreter im Gegensatze mit der verlangten Verantwortlichkeit der Minister wird man billigen, und auch seine Ansicht von der Frage, ob Deputirte der Stände an Instruktionen gebunden seyn können, läßt sich vertheidigen. Uebrigens muß man, wie es scheint, alles, was über den Adel und das Einzelne der ständischen Verfassung mit verhältnißmäßig zu großer Ausführlichkeit gesagt wird, von dem Standpunkte aus betrachten, daß in dieser Darstellung dem Verfasser gewisse bestimmte praktische Verhältnisse vorschwebten. Außerdem nimmt darauf auch einigen Einfluß die nicht probehaltige Theorie von dem Ursprunge der Monarchie (besonders entwickelt pag. 40, pag. 138 u. f.), welche man freylich niemanden sehr hoch anrechnen darf, da sie von einer gewissen Epoche her fast

allen politischen Schriftstellern, auch den wohlmeinenden, eigen gewesen ist. Die in vielen Hauptsachen indeß richtige, obwohl ungemilderte, und zum Theil willkürliche und unklare Ansicht vom Adel gibt er pag. 93 — 112 und pag. 298 — 380. Nicht ganz befriedigend ist, wie er sich pag. 171 — 174 über die Zulassung der bürgerlichen Besitzer von Rittergütern in die Korporationen des niedern Adels ausspricht; und eben so wenig seine Vertheidigung des Zweykammernsystems, vorzüglich deßhalb, weil er eine Menge von Fragen hineinbringt, die nur nach den Lokal-Verhältnissen beantwortet werden können, und bey denen er wohl fortwährend, ohne es jedoch ausdrücklich zu sagen, seine nächste Umgebung vor Augen hat. Allenfalls ließe sich seine Vorliebe für das Zweykammernsystem dadurch näher erklären, daß er, einem protestantischen Lande angehörig, auf die Kirche keine Rücksicht nimmt, und man also in seinem System dennoch der Geistlichkeit eine eigne Kammer anweisen, und auf diese Art die alten drey Stände wieder hervorrufen könnte. Auch bemerkt er selbst (pag. 161), daß die Rechte des Adels (denn darauf ist eigentlich sein Zweykammernsystem abgesehen) und die bestehende Ordnung durch die Zertheilung des Volkes in verschiedene Korporationen viel besser gesichert werden, als durch eine Pairskammer. Bestätigend für die Meinung, daß der Verfasser der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft angehöre, scheint die Art und Weise, wie er für die Landstände (pag. 188), auf dem Rechte des Antheils an der Gesetzgebung, und allerdings (pag. 196) unter bedeutenden Beschränkungen (pag. 194), auf dem der Steuerbewilligung besteht. In ersterer Beziehung führt er nicht ohne Geschicklichkeit den Satz aus, daß eine Erschwerung des Gesetzgebens nie schädlich sey, und daß in vielen Ländern außerordentlich große Nachtheile aus dem häufigen Wechsel und Veränderungen der Gesetze entstanden. Das Recht der Steuerbewilligung (natürlich ist von den dort sehr bedeutenden Domänen und Regalien nicht die Rede) und besonders der Aufsicht über die Verwendung der Steuern ist bekanntlich in vielen Provinzen des nördlichen Deutschlands, z. B. auch in allen Theilen des Hannövrischen, von den alten Ständen rechtlich hergebracht und wird fortwährend ausgeübt. Mit diesen Gegenden vorzugsweise bekannt, will der Verfasser dem Souverän nur ausnahmsweise, wohin er namentlich den Krieg rechnet, das Recht der Besteuerung zugestehen; wobey man nicht vergessen darf, daß unter dem Holsteinischen Adel die (Ref. weiß nicht ob wahre oder falsche) Meinung verbreitet seyn soll, er müsse zu den bedeutenden Verwaltungskosten des Königreichs Dänemark unverhältnißmäßig beytragen.

Art. III. 1. Der Ritter von Stauffenberg, ein altdeutsches Gedicht, herausgegeben nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg; nebst Bemerkungen zur Geschichte, Literatur und Archäologie des Mittelalters, auch mit Beziehung auf mehrere andere Handschriften derselben Bibliothek, vorzüglich des Spiegels menschlichen Heils, von Christian Moriz Engelhardt. Mit sechs und zwanzig lithographischen Platten. 1823. X u. 150 S. in 8. Straßburg, in Kommission bey Treuttel und Würtz.

2. Handbuch der altdeutschen Sprache und Literatur, von der ältesten Zeit bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch.

1. Die Schrift, welche Herr Engelhardt vor einigen Jahren über Herrad's von Landsperg, Aebtissin zu St. Odilien, hortus deliciarum bekannt gemacht hat, ist gewiß jedem Freunde der deutschen Alterthumswissenschaft ein willkommener Beytrag zur Geschichte der Sitten, der Kunst und der Wissenschaft des zwölften Jahrhunderts gewesen. Der Beyfall, welcher derselben von mehreren Seiten zu Theil geworden ist, hat den Verfasser zu gegenwärtiger Bekanntmachung ermuthigt, die, mit der vorigen im Allgemeinen verwandt, doch darin von ihr verschieden ist, daß es hier hauptsächlich auf die sorgfältige Herausgabe und sachkundige Beleuchtung und Würdigung eines anmuthigen Erzeugnisses altdeutscher Dichtkunst ankam. »Dazu aber hielt sich der Herausgeber durch mehrjähriges Studium dieses Fachs hinlänglich vorbereitet, und sparte weder Mühe noch Sorgfalt, billige Ansprüche des Publikums und besonders der Kenner nach Kräften zu befriedigen.« (S. VIII.)

In diesen Worten des Verfassers ist die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ausgesprochen. Es fragt sich nun, in wiefern er dieselbe gelöst hat?

Das Ganze zerfällt in zwey Hälften, wovon die erste den historischen, literarischen und archäologischen Ueberblick des Gedichts und dessen, was dazu gehört; die andere das Gedicht selbst mit den Varianten der ältesten Ausgabe enthält. Was der Verfasser dort von der äußern Geschichte des Gedichts, den bisher bekannten Handschriften, alten Ausgaben und neuern Bearbeitungen beybringt, verdient alles Lob; noch mehr wird man sich ihm für das verpflichtet fühlen, was über Anzug, Wapnung, Geräthschaften u. s. w. in dem Zeitraume von den ersten Jahrzehnten des vierzehnten bis in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gesagt wird. Die Bilder, welche sich in der Straßburger Handschrift des Gedichts, die Holzschnitte, die sich in den alten Ausgaben desselben befinden, liegen diesen Betrachtungen und Bemerkungen zum Grunde. Damit werden die Bilder in zwey

andern altdeutschen Denkmälern, in Heinrichs von Laufenberg gereimter Uebersetzung des Spiegels menschlichen Heils, und in dessen Figurenbuch, in Verbindung gebracht. Ueber die Geschichte dieser beyden Werke wird ausführlich gehandelt, die Technik der Bilder sowohl im Staufenberg und in den beyden genannten Denkmälern, als in den lateinischen Handschriften des Speculum humanae salvationis der Straßburger Bibliothek wird mit Sachkenntniß beleuchtet und ihre theilweise Verwandtschaft gezeigt. (Die beygegebenen Steindrücke liefern die Belege dazu.) Alles dieß ist mit Sorgfalt und Klarheit vorgetragen und beurkundet die scharfe, in die kleinsten Einzelnheiten dringende Beobachtungsgabe des Verfassers; so daß man diesen Theil der Schrift, bis auf einen bald zu nähern Erörterungen führenden Abschnitt und einige weiter unten hervorzuhebende Einzelnheiten, für ein würdiges Seitenstück der frühern Arbeit Hrn. Engelhardts ansehen darf.

In jenem Abschnitt aber, dem siebenzehnten der ersten Abtheilung, stoßen wir auf so manches, was mit dem Abdruck, der alten Handschrift verglichen, die Versicherung des Verfassers von seinem mehrjährigen Studium der altdeutschen Sprache und Literatur und seinen Beruf zur Herausgabe eines altdeutschen Gedichts verdächtig macht. Es wird hier von der Form und dem Wesen des Gedichts gehandelt und auf dessen Verfasser gerathen. Wir wollen den letztern Punkt zuerst ins Auge fassen.

Bekanntlich wurde der Ritter von Staufenberg sonst einem Dichter Erckenbold beygelegt. 1812 gab ihm Grimm (Heidelb. Jahrb Hft. 9. S. 858) aus dem alten Druck ohne Jahrzahl und Ort den Namen Eckenolt. In v. d. Hagens Briefen in die Heimat 1, S. 65, scheint dieser Name ebenfalls als der richtige für den Dichter des Staufenberg anerkannt zu seyn. Herr Engelhardt gibt uns endlich die Stelle selbst, worin er vorkommt, nicht in dem Abdruck der Straßburger Handschrift, sondern eben aus jenem alten Druck (S. 138). Er vermuthet darin, und wie wir glauben, mit Recht, einen Zusatz späterer Abschreiber, da das Gedicht nach der Handschrift schon einen vollkommenen Schluß hat und der Epilog der alten Ausgabe, der den Namen enthält, ohne nur einmal die Sprache zu berücksichtigen, schon durch seinen Inhalt gar sehr an die spätern Meistersänger-Schulen erinnert. Da also sichere äußere Angaben über den Dichter fehlen, so kann derselbe nur aus innern Gründen gemuthmaßt werden. »Die Sprache gehöre zwar — so ist des Verfassers Meinung S. 59 — dem Grad ihrer Ausbildung nach, der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts an, allein dieß hindert nicht, die Dichtung einer frühern Zeit zuzu-

schreiben, da jeder Umdichter, jeder etwas gelehrtere Abschreiber die Sprache des Gedichts, das er bearbeitete oder abschrieb, geändert und seiner Zeit angepaßt habe, gerade wie es die Zeichner mit dem Kostüm gemacht. Die Art und Weise der reflektirenden Vorrede und die ganze innere Anlage des Gedichts entspreche der Form, die bey den Minnesängern der besten Zeiten üblich gewesen. Die Wahl des weltlichen Stoffes und die heitere, durch keine abergläubige Aengstlichkeit gehemmte Behandlung desselben, zeuge für die Epoche, wo die Dichtkunst als eine freye Kunst von vornehmen Weltleuten, von Fürsten, Rittern oder doch freyen Meistern geübt worden; genug, man könne die Vermuthung nicht unterdrücken, Hartmann von der Aue, der Dichter des armen Heinrich, dürfe auch der Verfasser des Staufenberg seyn.«

Bleiben wir bey der bisherigen Argumentation vorerst stehen und prüfen dieselbe etwas genauer. Es gibt allerdings wenig Handschriften, in denen uns die ursprüngliche Sprache eines altdeutschen Gedichts in solcher Reinheit erhalten worden, wie z. B. im St. Galler Parcival. Die Willkürlichkeiten in der Orthographie der Abschreiber, die Veränderung in den Reimgesetzen späterer Umarbeiter kennt jeder, der sich mit Gegenständen dieser Art beschäftigt. Aber, fragen wir, kann alles das, was sich von Unregelmäßigkeit und Verworrenheit der Schreibweise, von Vernachläßigung der Reimgesetze, die in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts herrschten, in der alten Handschrift findet, dem Abschreiber oder dem Umdichter zugerechnet werden? Ref. muß daran zweifeln. Denn erstens einen spätern Umarbeiter anzunehmen, der das Gedicht aus einer ältern Gestalt in die gegenwärtige gebracht habe, ist ganz willkürlich, da gar kein Zeugniß dafür spricht. Dann aber scheint Hr. E. nicht bedacht zu haben, daß selbst in ganz schlechten spätern Handschriften deutscher Gedichte aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts die scheinbar falschen Reime durch Anwendung der alten Rechtschreibung in den meisten Fällen zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Richtigkeit zurückgeführt werden können. Nun aber nenne man uns ein Gedicht aus jener Zeit, wo so viele falsche, aller Emendation unzugängliche Reime auf jeder Seite vorkommen, als in diesem Ritter Staufenberg. Hier mögen nur einige der auffallendsten stehen. Ueberall reimen die Auslaute z und s auf einander: V. 47 daz : las; V. 169, 207, 727, 933, 1103 daz : was; V. 273 entsaz : was; V. 311 gras : fürbaz; V. 7247 saz : was. Daneben die richtigen Reime V. 248 was : las; 327 daz : saz. Sind dergleichen Reime schon selten bey mittelhochdeutschen Dichtern der bessern Zeit, so finden

sich noch viel spärlicher, und erst in spätern Werken, wie im Titurel, inlautende zz und ss auf einander reimend. (Grimm Gramm. S. 414.) Hier reimen V. 405 mësse und vergëzse. Damit halte man zusammen wie hêre: laere; V 93 sin: schin: hin; V. 109, 215, 683, 833 mîn: in; 507 gesin: hin; 603 (der richtige Reim gesîn: sîn, V. 625), die überaus selten sind (Grimm Gram. S. 344, 345); nêu: gên; V. 909, fürnêmen: gêben; Formen, die fast nur bey dem Dichter des Reinfried von Braunschweig vorkommen (Grimm. S. 388). Derselbe Fall V. 751, wo die barbarische Form brüdernen zu trennen ist, in bruoder nën. Ferner die Verwechselung des m und n im Auslaut: kam: man V. 125, 541, 781 u. s. w. und öfter: ruom: tuon V. 189; heim: altersein: klein V. 469, 539; verlân: nam V. 535; kam: hân V. 613; 775 hân: gezam V. 657 (wo noch dazu der Indikativ falsch ist); van: nam V. 857; versan: kam; V. 911 ꝛc. Die Endung san für sam, als lobesam sehr häufig, ja sogar inlautend: nimt: kint V 823, wo das nint wiederum nur in spätern Werken, wie im Reinfried vorkommt (Grimm. S. 386.). Dann die häufige Vermischung des a und o, wie mâze: grôze V. 131; schôn: getân V. 217; nôt: stât V. 411; gezôch: gâch V. 719; tôt, nôt: rât, stât: hât V. 411, 887, 1027, 1072, 1189, wieder auf spätere Zeit deutend (Grimm. S. 343); endlich die Reime pflac: sag für sage V. 167, und guote: fügte V. 620, wo vielleicht eine unorganische Ausstoßung des g in fuogte dieses zu fuote machte, was unsers Wissens sonst nirgends erscheint.

Diese Belege werden hinreichen, des Herausgebers Annahme von dem Alter des Gedichtes verdächtig zu machen. Auf seine übrigen Gründe, als da sind: die Art und Weise der reflektirenden Vorrede, die ganze innere Anlage des Gedichtes, die Wahl des weltlichen Stoffes u. s. w. näher einzugehen, um ihre Unhaltbarkeit aufzudecken, scheint dem Ref. überflüssig, da dergleichen eben so gut noch auf Werke aus dem Anfange des vierzehnten, wie aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts paßt. Besser ist es, gleich zu dem Beweise überzugehen, daß der Ritter Staufenberg, gesetzt er hätte auch das hohe Alter, das ihm Hr. Engelhardt beylegen will, doch nimmermehr ein Werk Hartmanns von der Aue seyn könne.

Bekanntlich zeigt dieser Dichter eine bewunderswürdige Sorgfalt in der Behandlung des Reims. In seinen gedruckten Werken wenigstens wird man vergebens nach Bindungen suchen, wie die oben aus dem Staufenberg beygebrachten sind. Unerhört sind in- oder auslautend s: z; Zusammenziehungen, wie nën und gin; Vermischungen des ae und ê, des î und i. Wenn im

armen Heinrich 20b bin und min gebunden stehen, so hat Lachmann (Auswahl S. XXIV) die richtige Lesart bin: sin aus dem Koloczaer Koder hergestellt. Daß Hartmann sich nicht des auslautenden oder gar inlautenden n statt m bedient, hat Grimm (Gram. S. 386) ausdrücklich bemerkt. Die Stellen im Iwein V. 1031 genam: man, und 3189 genam: dan beweisen nichts, da Michaeler (I. S. 206, 450) in beyden Fällen für genam das richtige gewan gibt. Eben so ist V. 4847 statt genant: allesamt, zu lesen genamet: alle samet (vgl. Maria 158, Tristan nach v. d. Hagen V. 3169, 6068, wonach auch wohl Wigal. V. 8798 zu verbessern), und wenn in einem Liede (Man. I., 182[b] vernan (st. vernam) auf gewan reimt, so fragt es sich, ob dasselbe diesem Dichter angehört (vgl. Docen im altd. Mus. I., 169). Endlich wird man nie —â— und —ô— gebunden finden.

Aber Hartmann hat sich nicht bloß von diesen auffallenden und bey den Dichtern der guten Zeit seltneren Reim-Ungenauigkeiten frey erhalten, er erlaubt sich auch nie Freyheiten, auf die wir sonst häufiger stoßen. Dahin gehört die Vermischung des langen und kurzen a, welche im Staufenberg durchgängig Statt findet (z. B. V. 13, 59, 65, 244, 397, 523 man, an, kan: hân, gân, verstân u. s. w.); denn getân, zergân: gewan; Iwein V. 2732 und 2796 gleicht wieder Michaeler aus (S. 394 u. 400) durch hân statt gewan, und Man. I., 181[a] kann gleiche Verbesserung eintreten. (Ueber arm. Heinr. 206[b] vgl. Grimm S. 342.) Nur Iwein V. 2656 ist der Reim gastes: hâst es merkwürdig. Sollte hier die Inklination Kürzung bewirkt haben? Nach Grimm S. 371 dürfte man es bezweifeln. Auch sind Reime wie lêrt (st. lêret, wenn die Stelle anders unverfälscht ist): verzart, Staufenb. V. 27, und stuont: entzunt V. 301 von Hartmann nie gebraucht worden (vgl. Grimm S. 358). —

Gegen so viele aus der Sprache des Gedichtes gezogene Beweise, daß Hartmann von der Aue unmöglich dessen Verfasser seyn könne, dürfte so wenig die S. 7 ziemlich gezwungene Erklärung von Hartmanns Wapen im Manessischen Koder (für dessen Mittheilung man sonst dem Verfasser gern seinen Dank abstatten wird), oder die S. 60 hervorgehobene Thatsache in Anschlag zu bringen seyn, »daß das Geschlecht derer von Owe Mitbesitzer der Burg Staufenberg gewesen sey, und daß, haftete die wundervolle Sage schon zu Hartmanns Zeit an dieser Stelle, sie für seinen Dichtergeist gewiß habe ergreifend seyn müssen.« Ueberdieß ist jene Umdeutung des Adlers- odrr Geyerkopfes im Wapen und in der Helmdecke in einen Löwenkopf hier um so un-

statthafter, da Hartmanns Wapen ja gar nicht das der Herren von der Aue zu seyn brauchte. Oder meint der Verfasser mit von Grootz, der Dichter, der sich einen Dienstmann zu Aue nennt, sey auch aus dem Geschlecht gewesen, dem er diente? *)

Um endlich auch den letzten Grund des Herausgebers für seine Hypothese nicht unberücksichtigt zu lassen, daß die Erwähnung von Staufenbergs Kämpfen beym heiligen Grabe auf Hartmanns Zeiten besser passe, als auf eine spätere Periode, so ist dieselbe so allgemein, daß sie mit V. 353 zusammen gehalten, wo von den Kämpfen des Ritters in Preußen die Rede ist, eher für die späte, als frühe Entstehung des Gedichtes spricht. Diese können wir aber nach allem Vorherigen, wohl ohne zu irren, in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts höchstens setzen, womit denn auch die Ansicht des Dichters, nach welcher Kärnten zum Familiengute des deutschen Reichsoberhaupts gehört, und worüber Hr. Engelhardt S. 60 die nöthigen historischen Erörterungen gibt, übereinstimmt. Ueber den Dichter selbst aber wagen wir keine Vermuthung aufzustellen.

Wie oben bemerkt worden, handelt Hr. Engelhardt im siebzehnten Abschnitte auch von der Form und dem Wesen des Gedichtes. Wir hätten gewünscht, die Bezeichnung der Versfüße mit antiken Namen wäre unterblieben, da dergleichen doch nie recht passen will. Am besten ist, wie schon Docen in diesen Blättern bemerkt hat (Jahrg. 1821. Bd. XV. Art. 6), in altdeutschen Versen alles auf die Zahl der Hebungen zurück zu führen. Die Behauptung, »die Sprache des Gedichtes sey der schwäbische Dialekt, jedoch schon in dem höhern Grade der Ausbildung, den ihm die Bestrebungen der Minnesänger im Laufe des dreyzehnten Jahrhunderts verliehen,« ist durch das Vorhergehende wohl dahin zu berichtigen, daß die mittelhochdeutsche Sprache hier schon in sichtlichem Verfalle begriffen erscheint. Die Prinzipien, nach welchen der Herausgeber die Schreibart der alten Handschrift verändert hat, beweisen wieder, daß ihm zu Arbeiten dieser Art der Beruf fehlte. Wie hätten sonst wohl für die langen i, oder wo solche für ih stehen, j, für o mit einem v darüber au, für u mit einem kleinen o darüber, ein gewöhnliches u, für û dagegen ein ü gesetzt werden können? Hr. Engelhardt gab seine Schrift erst 1823 heraus, und schon 1822 war die zweyte

*) Der Herausgeber des Tristan ist durch diese Annahme von der Abstammung des Dichters noch zu einem andern Irrthum verleitet worden, indem er ihn S. 411 mit dem von Hagenau für ein und dieselbe Person halten möchte, da des Erstern doch wie eines noch Lebenden, des Letztern aber als eines schon Verstorbenen im Tristan erwähnt wird.

Ausgabe von Grimms Grammatik erschienen. Die hätte ihn lehren können, dergleichen Willkürlichkeiten zu vermeiden. Daß nach solchen ganz falschen Grundsätzen in der Wiederherstellung des Textes an keine kritische Behandlung desselben zu denken sey, versteht sich von selbst. Man wird bey Durchlaufung desselben zu der Ueberzeugung veranlaßt, die neuen Forschungen über die mittelhochdeutsche Sprache seyen von dem Herausgeber gänzlich unbeachtet geblieben. Dieß zeigt sich denn auch in den Worterklärungen, die unter dem Texte angebracht sind; als: V. 14 wà soviel als: inmaßen, denn; V. 16 gereite abzuleiten von einem Verbum gereiten=probare; V. 87 leit=leidet; V 98 begreif =bewährt; V. 215 wunnebernden=sonnigen; V. 288 bant =Bogen u. s. w.

Schließlich wollen wir nur noch auf einige Einzelnheiten aufmerksam machen. S. 12, Anm. 1. wird der Ausdruck in v. d. Hagens Grundriß von der Form des Gedichtes in den spätern Ausgaben: im regelmäßigen Hans Sachsischen Verse, unbestimmt genannt, da mehrere Weisen oder sogenannte Meistertöne nach Hans Sachs benannt seyen. Wir finden hierin nichts Unbestimmtes, da bey jenem Ausdruck kein sachkundiger Leser an einen eigentlichen Meisterton denken wird. — S. 25. Auf die Vermuthung, daß die Bilder in Laufenbergs Spiegel menschlichen Heils von einem und demselben Zeichner seyn konnten, wird man um so weniger verfallen, da nach des Verfassers Angabe von Kap. 19 an, nicht nur die Zeichnungen, sondern auch die Farben schlechter werden. — S. 26. Anm. wird die bekannte Erzählung: von der Minne, noch dem Gottfried von Straßburg beygelegt; den wahren Autor hätte der Verfasser im altd. Mus. I., S. 150 finden können. — S. 43 u. 44 an eine Verwandtschaft zwischen dem Abschreiber Hamelung und dem berühmten Maler Hans Hemling zu denken, ist doch etwas gewagt. — S. 66 ist es wenigstens schief ausgedrückt: daß man sonst nur in sehr alten Manuskripten die Verse ohne Absatz finde. Der gedruckte Titurel z. B. gibt nur die Strophen, nicht die Verse, von einander abgesetzt. — S. 68 wird die Handschrift des Staufenberg bis auf wenige Schreibfehler sehr korrekt genannt!!

* * *

2. Der Mangel eines Handbuches der altdeutschen Sprache und Literatur ist den Lehrern, welchen der deutsche Unterricht in den obern Klassen der Gymnasien obliegt, gewiß eben so fühlbar gewesen, wie sich ihnen die Einsicht von der Unzulänglichkeit und Seichtigkeit der für den Schulgebrauch bisher unternommenen Darstellungen einer Geschichte der deutschen Literatur aufgedrungen haben wird. Die Seltenheit der in früherer, die Kost-

barkeit der in späterer Zeit erschienenen Ausgaben altdeutscher Schriftwerke, die Schwierigkeiten, welche der Benutzung des nur handschriftlich Vorhandenen von mehreren Seiten entgegentreten, erlauben es nur wenigen Lehrern, durch eigenes Studium die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Hülfsmittel zu berichtigen, die Lücken darin auszufüllen, den Vortrag darüber durch vorhergegangene eigene Anschauung der Quellen zu beleben. Und bietet auch dem Einen oder dem Andern die Nähe einer bedeutenden Bibliothek die Möglichkeit dar, durch Selbstforschung in die Geschichte unserer alten National-Literatur einzudringen, so erfordert ein solches Studium heutiges Tages, soll es anders fruchtbringend werden, und will man nicht Gefahr laufen, die alten Irrthümer durch neue zu vermehren, einen Aufwand an Zeit und Kräften, der den wenigsten Lehrern, anderer Geschäfte und Studien wegen, zu Gebote stehen möchte. Dieses allein wäre schon Grund genug, das Erscheinen einer von geschickter Hand unternommenen und zu Stande gebrachten Auswahl des Vorzüglichsten und Bedeutendsten aus den Schätzen unserer literarischen Vorzeit angelegentlich zu wünschen.

Andererseits aber dürfte es jetzt wohl kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß die moderne deutsche Sprache und Literatur gar nicht richtig begriffen, ihre Entwickelung und Gestaltung, als aus einem lebendigen Prinzipe hervorgegangen, gar nicht erkannt werden könne, wenn nicht in die ältere und älteste Geschichte unseres Volks zurückgegangen und das auf historischem Wege ermittelt wird, was lange durch gehaltlose Theorien, oder durch ein, alles lebendigen Zusammenhanges entbehrendes Aneinanderreihen und Zusammentragen von Einzelnheiten hat erreicht werden sollen. Für die deutsche Sprache hat dieß J. Grimm in dem bisher erschienenen Theile seiner Grammatik hinlänglich bewiesen, eine in demselben Geiste, mit demselben bewundernswürdigen Fleiße und Scharfsinn, wie dieses Meisterwerk deutscher Sprachforschung, angelegte und ausgeführte Geschichte der deutschen Literatur würde auch für diese Seite unserer vaterländischen Philologie ein ähnliches Resultat liefern.

Auch Herr Kunisch scheint, nach dem Anfange seines Vorworts zu schließen, diese Ansicht zu theilen. Er verkennt aber auch keineswegs die Schwierigkeiten, welche einer gründlichen Kenntniß des Bildungsganges unserer Literatur von ihrem Anbeginn an in den Weg treten; er läugnet es nicht, daß wir selbst von einer vollständigen Uebersicht und Kenntniß des ganzen Feldes der ältern deutschen Literatur noch weit entfernt sind. Um indeß der sprachbeflissenen Jugend, so wie überhaupt den zahlreichen Liebhabern und Freunden unserer ältern Literaturzeit eine

gedrängte Uebersicht der bedeutendsten noch vorhandenen altdeutschen Schriftdenkmale mit Beyfügung von Musterstellen, als Proben von dem Geist, dem Inhalt und der Sprache derselben in die Hand zu geben, hat er die Bearbeitung des vorliegenden Werkes unternommen, als eines nothwendigen Ergänzungsbandes zu dem früher von ihm herausgegebenen Handbuch der neuern deutschen Sprache und Literatur.

Wäre es Hrn. Kunisch wirklich gelungen, uns in seinem Buche das zu liefern, was wir nach dem heutigen Standpunkte der deutschen Philologie, nach den Mitteln, die dem Verfasser müssen zu Gebote gestanden haben (er lebt in Breslau), endlich nach seinem eignen Vorworte davon zu erwarten berechtigt sind: so hätte er nicht nur für die Gegenwart einem der dringendsten Bedürfnisse des Gymnasial-Unterrichts abgeholfen, sondern auch für alle Zukunft sich ein Verdienst erworben, das ihm selbst weiter gediehene Forschung und die Erreichung reinerer Resultate in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur kaum streitig machen dürften.

Zuvörderst muß nun aber Ref. bekennen, daß er, noch ehe er einen Blick in das Buch selbst geworfen hatte, durch dessen Titel einigermaßen überrascht wurde. Denn er hatte sich bis dahin den Zeitraum, in welchem von altdeutscher Sprache und Literatur die Rede seyn könnte, weit enger begränzt gedacht: denselben bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgedehnt zu finden, war ihm etwas ganz Neues. Er fand hierüber freylich bald eine Art von Aufschluß in dem Vorworte; der Verfasser nämlich hat in seinem früher herausgegebenen Handbuche der neuern deutschen Sprache und Literatur diese von dem Zeitpunkte anheben lassen, wo er die altdeutsche schließt; allein Ref. weiß nicht, ob er hierzu irgend ein anders Recht gehabt haben kann, als das der Willkür, oder ob er wirklich glaubt, erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginne das, was wir unter neuerer deutschen Sprache ꝛc. verstehen. Alt und Neu sind allerdings sehr relative Begriffe; allein sobald sie Begränzungen und Unterscheidungen für wissenschaftliche Gegenstände abgeben sollen, müssen sie diese ihre relative Natur ablegen, sie müssen fest bestimmt werden, und diese Bestimmung können sie wiederum nur in der Wissenschaft selbst finden, welcher sie zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse dienen sollen. Ist nun von der Literatur eines Volks die Rede, und findet sich in derselben irgendwo ein Punkt, der als Gränze zwischen zwey wesentlich verschiedenen Entwicklungs- und Gestaltungsweisen des literarischen Lebens und Bildens dieses Volkes erkannt worden ist, so kann man, weil dieser Bildungsgang ein zeitlicher gewesen, jene beyden sich ge-

genüber stehenden Sphären desselben nach den Begriffen von Alt und Neu von einander unterscheiden. Was hier aber von der Literatur gesagt wird, gilt gleicherweise von der Sprache.

Nun möchte jener Scheidungspunkt, sowohl für die eine, wie für die andere, nicht leicht anderswo aufzusuchen seyn, als in der Zeit, welche gewöhnlich als Uebergang von dem Mittelalter in die moderne Welt angenommen wird, in dem Ende des funfzehnten und in dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Denn die literarische Bildung der Deutschen, welche sich während des Mittelalters theils aus echt volksthümlichen, theils aus religiösen, mit dem Christenthume nach Deutschland verpflanzten Elementen entwickelt hatte, und auf welche das klassische Alterthum nur in sofern eingewirkt hatte, als es erst, entweder durch das Christenthum, oder durch romanische Umbildung vermittelt worden war, erhielt nun eine ganz neue Richtung durch das gewaltige Vordringen und Eingreifen des antiken Bildungselements, welches von den Gelehrten und Gebildeten aufgenommen und gepflegt, das auf lange Zeit zum Volke herabdrängte, was bis dahin allgemein gegolten hatte; bis auch hier wieder ein Uebergang beyder Entgegengesetzten, des Antiken und Romantischen, durch manche Mittelstufen eingeleitet wurde, woraus das hervorging, was wir unter moderner oder neuerer deutscher Literatur verstehen. Die deutsche Sprache aber, welche für die poetische Darstellung im Mittelalter eine bewundernswürdige Ausbildung und Verfeinerung erlangt hatte, seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts indeß immer mehr vergröbert und verwildert war, fand mit dem Ende des funfzehnten und dem Anfange des sechzehnten erst ihre allgemeinere Anwendbarkeit für prosaische, besonders wissenschaftliche Darstellungen, und damit eine ganz neue Gestaltung.

Hätte Hr. Kunisch dieß bedacht, und wir wissen nicht, wie er ein so allgemein Anerkanntes hat unbeachtet lassen können, so würde er nicht nur den großen Irrthum vermieden haben, daß er zur altdeutschen Sprache und Literatur rechnet, was dahin auf keine Weise zu bringen ist, wie namentlich Alles, was er in dem von ihm angenommenen fünften Zeitraume zusammengestellt hat; er würde auch durch die Beobachtung der natürlichen Gränzen seines Gegenstandes im Stande gewesen seyn, diesen sorgfältiger und zusammenhängender zu behandeln, als es wirklich geschehen ist.

Denn um nun auf das Buch selbst zu kommen, so müssen wir gestehen, wir haben darin nicht das gefunden, was uns nach dem Vorworte davon zu erwarten erlaubt schien. Eine gedrängte Uebersicht der bedeutendsten noch vorhandenen alt-

deutschen Schriftdenkmale mit beygefügten Musterstellen, als Proben von dem Geiste, dem Inhalte und der Sprache derselben wird uns angekündigt. Eine solche Beschränkung schließt natürlich Alles von sich aus, was bloß einen bedingten, oder mittelmäßigen Werth, oder eine bloß sprachliche Wichtigkeit hat; ja es kann selbst des Vorzüglichen noch so viel auf uns gekommen seyn, daß eine vollständige Aufzählung desselben hier unausführbar, eine Auswahl daraus sehr schwierig erscheinen dürfte (S. VII. VIII.). Allein, mag eine solche Uebersicht eines historisch Gegebenen durch äußere Umstände auch noch so sehr eingezwängt worden seyn, ein zusammenhängendes, in einander greifendes Ganzes werden wir doch immer verlangen. Wie können wir in einem Bilde — und ein solches soll uns hier doch von dem literarischen Leben eines Volks in einem bestimmten Zeitraume gegeben werden — eine auch nur einigermaßen richtige Vorstellung von diesem Leben erhalten, wenn das Bild nicht einmal in den nothwendigsten und wesentlichsten Umrissen angedeutet ist? Was hilft es, wenn einzelne, weit von einander liegende Theile mit einer gewissen Sorgfalt gezeichnet sind, die Verbindungslinien aber fehlen und manche wesentlichen Theile ganz unbeachtet geblieben sind? Und gibt uns Hr. Kunisch etwa mehr? Ref. glaubt ein Recht zu haben, daran zu zweifeln. Eine Aufzählung dessen, was uns der Verfasser gibt, wird uns in den Stand setzen, zu entscheiden, in wiefern er jene Anforderung nicht befriedigt hat.

Aus dem ersten Zeitraume, welchen der Verfasser von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen gehen läßt, werden uns in den beyden der Poesie und der Prosa bestimmten Abtheilungen drey Werke, theils in ihrer dermaligen Vollständigkeit, theils in Fragmenten vorgeführt: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, das Wessobrunner Gebet (nicht Weißenbrunner, nach J. Grimm, Altd. Wäld. II., S. 99, Anm.) und Stücke aus der Bibelübersetzung des Ulfilas — in der That, die Hauptdenkmale, die aus diesem Zeitraume auf uns gekommen sind, und womit man sich in einem Handbuche begnügen kann, wenn gleich vielleicht zu wünschen gewesen, daß noch eine Probe von althochdeutscher Prosa, etwa aus der Uebersetzung des Isidorischen Traktats de nativitate Christi, oder aus den sogenannten fränkischen Kirchenliedern (J. Grimm Gramm., erste Ausg. S. LIII. ff.) aufgenommen worden. — Sechs Denkmale sollen uns die Entwickelung und Gestaltung unserer Literatur in der folgenden Periode vergegenwärtigen: eine poetische (das Ludwigslied, das vollständig nach Docens Ausgabe abgedruckt ist, Fragmente aus der altsächsischen und der Otfriedischen Evangelienharmonie, so wie aus dem Anno-

liede) und zwey prosaische (Stücke aus Notkers und der altniederdeutschen Psalmenübersetzung, die v. d. Hagen 1816 herausgegeben hat). Auch hiergegen läßt sich unseres Bedenkens nichts einwenden, wäre nur nicht das Annolied in eine Zeit gesetzt, der es durchaus nicht angehören kann, in das Ende des eilften, oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Schon 1812 äußerte A. W. v. Schlegel im deutsch. Mus. I, S. 509 Anm. Zweifel über ein so hohes Alter des Gedichtes; einige Jahre darauf mußte die Uebereinstimmung desselben mit dem Anfange der alten, handschriftlich zu München aufbewahrten Kaiserchronik, auf welche Docen in v. Aretins Beyträgen, Bd. IX. S. 1063 ff. aufmerksam machte, die Literatoren noch stutziger machen, da die Abfassung jener Chronik um das Jahr 1150 gesetzt wurde. Seitdem endlich die Pfälzer Handschriften wieder nach Heidelberg zurück gekehrt waren, und man jene Chronik in dem Kod. Nr. 361 wieder gefunden und näher kennen gelernt hatte, ergab es sich nur zu bestimmt, daß dieses bis auf Konrad III. herabgehende Werk dem Dichter des Annoliedes bekannt gewesen seyn mußte (Jen. Lit. Zeit. 1821. Nr. 32.). Damit rückte das letztere in der Zeit bedeutend herab, und wurde nun nicht mehr zur althochdeutschen, sondern zur mittelhoch- und niederdeutschen Poesie gerechnet (J. Grimm's Gramm., erste Ausg. S. LXIX. ff. zweyte Ausg. S. 452). Dieß hat Hrn. K. unmöglich unbekannt seyn können, und er hätte demnach wohlgethan, die Probestellen aus dem mehrerwähnten Lobgesange dem dritten Zeitraume anzuweisen.

Gehen wir zu diesem über. So reich derselbe auch an poetischen Denkmälern ist, so arm erweist er sich an prosaischen. Mit einigen Diplomen aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts und dem Sachsen- und Schwabenspiegel müssen wir uns genügen lassen. Aus dem letztern gibt uns Hr. K. ein Fragment; warum nicht auch aus dem ersteren, zumal da nichts von niederdeutscher Sprache aus diesem Zeitraume mitgetheilt ist? Doch mit dieser scheint sich der Verfasser in den beyden ersten Perioden abgefunden zu haben, wie wir weiter unten sehen werden. Wie steht es nun aber mit seinen poetischen Musterstellen? Da das Drama in diesem Zeitraume noch bloß auf kirchliche Mysterien beschränkt blieb, von denen wir nur wenig wissen und kennen, so sind die beyden Haupttrubriken hier: epische und lyrische Dichtkunst. Hr. K. hat dafür die Ueberschriften: A Helden und Rittergedichte und B Minnelieder gewählt, ob auf irgend einen haltbaren Grund gestützt, wird sich bald ergeben. Er hat ferner in der ersten Klasse mehrere Unterabtheilungen gemacht; wir finden hier: 1. epische Dichtungen aus dem Kreise des Helden-

buchs, 2. Helden- und Ritterdichtungen aus dem Sagenkreise Karls des Großen; 3. Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde und dem heiligen Graal; 4. geschichtliche Dichtungen; 5. altdeutsche Bearbeitungen antiker Heldensagen. Hier ist nun gleich in den Hauptrichtungen des deutschen Epos während dieser Periode eine ganz übersehen worden: wir meinen die, welche sich der kirchlichen Sage zugewandt hatte. Man darf nur v. d. Hagens Grundriß, S. 251 ff. aufschlagen, und man wird finden, welche Reihe von epischen Gedichten im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte aus christlichen Legenden hervorgegangen ist. Der Einwand, der gemacht werden konnte: in dieser Klasse von Denkmälern befinde sich keines von ausgezeichnetem poetischen Werthe, muß schon aus dem Grunde abgelehnt werden, daß die poetische Bildung eines Zeitalters nicht richtig erkannt werden kann, wenn eine Hauptrichtung derselben ganz unberücksichtigt geblieben ist, mag sie nun noch so sehr in ihren Aeußerungen gegen andere gleichzeitige Richtungen in Schatten treten. Dann aber besitzen wir ja auch in jenen legendenartigen Gedichten manches von einem mehr als mittelmäßigen Werthe, z. B. Wernhers Maria, Rudolphs Barlaam und Reimbots heil. Georg.

Aber es sind noch mehrere Hauptmomente in der Geschichte des deutschen Epos während dieses Zeitraums von Herrn Kunisch keiner Beachtung werth gefunden worden. Dahin gehört die Neigung des Zeitalters zur poetischen Auffassung und Darstellung des von der Geschichte Ueberlieferten, wovon die alte, schon oben erwähnte Kaiserchronik, die Weltchroniken Rudolphs und Johanns des Enikels Zeugniß ablegen. Ferner die Neigung zum Lehrhaften und Betrachtenden in der epischen Poesie, die sich schon in fast allen sogenannten Ritterdichtungen in den längeren oder kürzeren Reflexionsreihen der Verfasser über ihren Gegenstand wie ihre Helden, noch bestimmter aber in den theils ernsthaften, theils scherzhaften, oft ins Satyrische, ja selbst Polemische hinüberstreifenden poetischen Erzählungen, woran diese Periode so reich ist, am auffallendsten aber in den Fabeln und den größeren Spruchgedichten zeigt; was doch alles zur epischen Poesie gerechnet zu werden pflegt. Hiervon mußte Herrn K. vieles zugänglich seyn, und da er in den von ihm wirklich mitgetheilten Musterstellen aus den Helden- und Rittergedichten bewiesen hat, daß ihm an einem auch nur einigermaßen berichtigten Texte wenig oder gar nichts liegt, so kann er sich auch nicht einmal damit entschuldigen, es habe ihm an korrekten Werken zur Belegung der eben angedeuteten Richtungen der epischen Poesie im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte ge-

fehlt. Ueberhaupt sieht man nirgends ein klares Bewußtseyn über das, was geliefert werden mußte, und wie es aufzustellen war, vorwalten. So ermangelt die Aufeinanderfolge der mitgetheilten Bruchstücke aus den Helden- und Rittergedichten jedes ordnenden Prinzips. Denn sollte dieß das Alter der Werke gewesen seyn, so begreift man nicht, wie Gudrun ganz vorne, die Nibelungen aber ganz zuletzt stehen, zumal da dies Handbuch ja auch die Fortbildung der altdeutschen Sprache belegen soll, und das zuerst genannte Gedicht uns nun in einer Sprache vorgeführt wird, die doch nimmermehr, so wie sie hier erscheint, dem dreyzehnten Jahrhunderte angehört, und gar der Sprache des Nibelungenliedes voranzustellen ist! Oder hat der Werth der Gedichte die Reihenfolge bestimmt? Dann möchte wiederum Otnit das schwächste seyn, Gudrun aber zunächst an der Nibelungen Noth sich anschließen. Oder der Inhalt? Unmöglich; wie käme dann Otnit wieder den Nibelungen zunächst, da Biterolf diesen in jener Beziehung offenbar näher steht. Oder endlich die Form? Auch dieß ist nicht anzunehmen, da das Gedicht von Biterolf in seinen kurzen Reimpaaren zwischen die strophisch abgefaßten Werke hineingeschoben ist. Daß Herr K. nicht, was hier doch das Natürlichste war, die Gedichte nach dem Alter aufzuführen Willens war, kann man auch aus der dritten Unterabtheilung schließen, wo der Titurel dem Parcival vorausgeht. Auffallend ist es hier auch, warum gar nichts aus dem trefflichen Iwein Hartmanns von der Aue und aus Wolframs Wilhelm aufgenommen worden ist. Indessen entbehrt man eine Probe aus letzterem doch eher, da Wolfram schon sonst hinlänglich berücksichtigt ist, Hartmann dagegen ganz leer ausgeht.

Ist nun schon die Auswahl von Musterstellen aus den epischen Gedichten des dritten Zeitraums sehr einseitig ausgefallen, so muß man das, was aus dem Kreise der lyrischen Poesie aufgenommen worden, geradezu dürftig nennen. Freylich, wenn der Verfasser in den lyrischen Gedichten dieses Zeitalters nichts weiter oder doch nicht viel mehr als anmuthige Lieder erkannt hat, »welche die Freuden des Lebens, Frühling, Natur, Frauenschönheit und die Lust und Sehnsucht der Liebe sangen« (S 166), so läßt es sich wohl erklären, wie er genug gethan zu haben glaubt, wenn er uns: ein Minnegericht, eine Begrüßung des Frühlings, ein Lied an eine Wiese, worauf des Dichters Fräulein Blumen gepflückt hatte, ein Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen, und noch einige ähnliche Lieder mittheilte. Wenn er ferner überzeugt war, daß die Lieder aus diesem Zeitraume nach ihrem Hauptinhalte schon früh Minnelieder benannt worden,

wobey es denn wieder dahin gestellt bleibt, was man sich unter diesem: schon früh, zu denken habe, so hatte er auch gewisser Maßen ein Recht, unter der Ueberschrift: Minnelieder, die ganze lyrische Poesie der dritten Periode zusammenzufassen, und wir dürfen uns dann auch nicht mehr wundern, wie: die Klage über den Weltlauf und der Lobgesang auf die Jungfrau Maria (S. 180, 182) unter jene Kategorie gebracht werden konnten *). Ref. gesteht, daß er über den Beruf des Verfassers zur Ausführung eines Werkes, wie ein Handbuch der altdeutschen Sprache und Literatur ist, am meisten in Zweifel gerathen ist, als er S. 166 auf Meinungen und Ansichten stieß, die auf nichts beruhen, auch schon längst widerlegt sind, und die Herr Kunisch nimmermehr vorgebracht haben würde, hätte er nur einmal die manessische Sammlung flüchtig durchgelesen. Schon die Gedichte des einzigen Walther von der Vogelweide würden ihn belehrt haben, daß die lyrischen Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts nicht so eintönig in Inhalt und Ausdruck waren, wie er es glaubt; daß ihre Lieder vielmehr die größte Mannigfaltigkeit sowohl in der äußern Form, wie in den Gegenständen zeigen, welche sie behandeln. Ja, hätte er nur das S. 174 angeführte Büchlein Uhlands gelesen, er würde anders geurtheilt haben. Um kurz zu seyn: wenn heutiges Tages von Minneliedern gesprochen wird, so kann von denen, die sich mit altdeutscher Poesie beschäftigen, nichts weiter darunter verstanden werden, als Liebesgedichte, die aber eben so wenig die lyrische Poesie des sogenannten schwäbischen Zeitalters in sich begreifen, wie die griechische Lyrik in ihrer Blütenzeit sich allein auf erotische Gedichte beschränkte. Wenn in der manessischen Sammlung die Mehrzahl der Gedichte wahre Minnelieder sind, so wissen wir uns auch den Grund davon aus einer Stelle des Dichters Hadloub zu erklären. Dagegen zeigen andere Sammlungen, wie die Jenaer, verhältnißmäßig wenig Minnelieder. Herr K. hätte also dahin streben sollen, sich einen vollständigen Ueberblick über die verschiedenen Richtungen der altdeutschen lyrischen Poesie zu verschaffen; er würde dann erkannt haben, wie die Dichter in dieser Gattung sich nach allen Seiten der Gegenwart wandten, sie poetisch aufzufassen und darzustellen; wie ihnen die Religion Stoffe bot, und durch die

*) Wenn Gottfried von Straßburg sein Gedicht einen Minnesang nennt, so folgt daraus noch gar nicht, daß es zu den eigentlichen Minneliedern gehöre; vielmehr zeigt der ganze Zusammenhang der Stelle (Nr. 52), daß hier nur eine Uebertragung des weltlichen Begriffes auf ein geistliches Verhältniß Statt findet.

künstlerische Behandlung derselben selbst verherrlicht wurde; wie sie den Antheil, den sie an den größeren und kleineren politischen Begebenheiten ihrer Zeit nahmen, durch ihre Lieder ausdrückten; wie sie das Große und Treffliche erhoben, gegen das Niedrige, Gemeine und Schlechte mit den Waffen ihrer Kunst kämpften — kurz, wie sie das ganze geistige und sittliche Leben ihres Volks und ihrer Zeit in ihrem Gemüthe sich abspiegeln ließen, um den aufgefangenen Bildern durch die Poesie ein neues Leben einzuhauchen, und wie sie endlich ihre Freude und ihr Leid, ihre Wünsche und Hoffnungen dem Liede anvertrauten, und dieses für sie selbst sprechen ließen. Wie armselig erscheinen diese Dichter dagegen, wenn wir sie nach dem beurtheilen wollen, was uns Herr K. von ihnen sagt, und aus ihren Werken mittheilt. Was sollen wir mit den gänzlich überflüssigen und trockenen Namensverzeichniß aller Dichter der manessischen Sammlung? Warum hat er nicht lieber gar noch dies Register durch die Dichter, deren Lieder in anderen Sammlungen vorkommen — aus v. d. Hagens Grundriß vervollständigt? Wie viel besser hätte er gethan, dafür in sein Handbuch die lyrischen Gedichte aufzunehmen, welche Lachmann seiner Auswahl einverleibt hat! Aus diesem anspruchlosen aber trefflichen Büchlein hätte er lernen können, wie man Probestücke wählen muß, wenn man den poetischen Geist eines Zeitalters vergegenwärtigen will. Denn obgleich Lachmann keineswegs die Absicht gehabt hat, ein Handbuch der altdeutschen Literatur, ja nicht einmal der mittelhochdeutschen Poesie zu schreiben, so werden wir doch durch sein Buch ein viel treueres Bild von dieser letzteren erhalten können, als durch das, was Herr K. in dem der Poesie des dritten Zeitraums gewidmeten Abschnitte zusammengestellt hat; wobey noch bemerkt zu werden verdient, daß Lachmanns Buch kein größeres Volumen hat, als der eben bezeichnete Abschnitt bey unserem Verfasser.

Ref. geht zu dem über, was in dem vierten Zeitraume geliefert worden ist, oder um in dem Folgenden nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, zur Aufzählung dessen, was durchaus hätte geliefert werden sollen, zum größten Theil aber ganz unberücksichtigt geblieben ist. Was zuerst die Poesie betrifft, so darf diese nicht mehr bloß auf die epische und lyrische Gattung beschränkt werden, es gehören der Mitte dieses Zeitalters die Anfänge des volksthümlichen Drama, dem Ende die Werke der beyden Dramatiker, Hans Sachsens und Jakob Ayrer's an. Das deutsche Epos von dem Ende des dreyzehnten bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verfolgt den Gang, dessen Wendung schon in der dritten Periode

wahrgenommen werden kann: das didaktische und allegorische Element tritt immer bestimmter hervor, der wahrhaft epische Geist verliert sich immer mehr in Erzählungen und Balladen, der Verfall und das endliche Absterben dieser Dichtungsart ist unausbleiblich. Nicht weniger scheint die Uebertragung lyrischer Formen auf das Epos zu dessen Verderbniß beygetragen zu haben. Die Meistersängerschulen zeigten auch hierin ihren Einfluß, und zwangen mehr oder weniger die alten Helden- und Ritterdichtungen in den lyrischen Strophenbau. Wenn diese Neigung schon zu Ende der vorigen Periode aus dem vollständigen Titurel und Lohengrin hervorblickt, so springt sie hier noch viel deutlicher in die Augen, wenn man die achtzeilige Strophe in den Stücken des Heldenbuchs mit der vierzeiligen des alten Otnit, Hug- und Wolfdietrich und dem großen Rosengartenliede vergleicht. Allein man ging noch weiter: man dichtete Heldenlieder in zwölf- und dreyzehnzeiligen Gesetzen, wie Riese Sigenot, Ecken Ausfahrt u. a., die v. d. Hagen (Grundr. S. 24. ff.) zwar noch dem dreyzehnten Jahrhunderte zuschreibt, deren Abfassung man jetzt aber wohl mit größerem Rechte in eine spätere Zeit versetzen dürfte. Andererseits suchte man in dem funfzehnten Jahrhunderte den volksthümlichen, romanischen und antiken Sagenstoff, der früherhin in einzelnen Gedichten ausgeprägt worden, auf cyklische Weise zusammenzufassen, indem man die älteren Gedichte verkürzte, und die epische Ausführlichkeit zusammendrängte. Für den deutschen Sagenkreis leistete dieß Kasper von der Roen, für die fremden Ulrich Fürterer. — Wo findet man nun bey Herrn Kunisch irgend etwas von jenen vorher bezeichneten Gedichten, wo etwas von diesen cyklischen Kompositionen? Und doch sind sie so charakteristisch für den poetischen Geist des Zeitalters. Allein wer nicht einmal ein Meisterlied der Aufnahme würdig fand, wie hätte der auf solche entlegnere Produktionen Rücksicht nehmen sollen! Eben so wird man ihn entschuldigen müssen, daß er nichts aus den noch immer so beliebten Legenden aufgenommen hat, wozu sich doch manches in denen von Bruns herausgegebenen niederdeutschen so sehr geeignet hätte, da er ja den vortrefflichen niederdeutschen Reineke Voß selbst ganz unerwähnt gelassen hat. Und doch ist, wie schon einmal gesagt, in den ersten Perioden auf niederdeutsche Denkmäler Rücksicht genommen. In der That, wenn man uns mit dem poetischen Geiste der Deutschen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte bekannt machen will, und man gibt nicht einmal ein Fragment aus dem Reineke Voß, so erscheint jede Auslassung geringfügig dagegen. Wir werden es dem Herausgeber des

Handbuches dann nicht mehr so hoch anrechnen, daß er nichts aus episch-didaktischen Gedichten, wie der Mörin Hermanns von Sachsenheim und dem Theuerdanke Melchior Pfingings, wie dem Narrenschiff Seb. Brants und der Narrenbeschwörung oder einem andern satyrischen Werke Thom. Murners eingerückt; daß er Werke, wie die Spruchgedichte des Teichners oder Konrads von Megenberg Buch von der Natur der Dinge als außer seinem Kreise liegend erkannt hat: wir werden uns zufrieden stellen, wenn selbst die Seite des deutschen Epos verkannt und unbeachtet geblieben, wo dasselbe als volksthümliche Ballade und Romanze erscheint, oder wo es sich in Begebenheiten der Gegenwart ausgesprochen hat, wie in den poetischen Stadt- und Landgeschichten; oder wo es in die Lyrik hinübergreift, wie in den vortrefflichen Kriegsliedern Veit Webers — und für Alles dieses Ersatz finden in einem zwar werthvollen aber viel zu langen Bruchstück aus Ottokars von Horneck Reimchronik, einigen Stücken aus dem Bonerius, einer novellenartigen und zwey didaktisch-allegorischen Erzählungen Hans Sachsens. Denn dieß ist alles, was Herr K. aus dem epischen Reichthume des vierten Zeitraums der Aufnahme in sein Handbuch würdig befunden hat, man müßte denn noch das halb epische Lied Luthers von den zwey Märtyrern zu Brüssel hieher rechnen. — Und doch erscheint dieses Wenige noch in einer gewissen Fülle, hält man es gegen die Probestücke der lyrischen Poesie. Außer dem eben genannten Gedichte Luthers müssen wir uns mit einem Bruchstücke aus Peter Suchenwirt's Lobgesang auf die heilige Jungfrau, einem Klaggesange auf den Tod des Teichners von demselben Verfasser und dem bekannten Kirchenliede: Eine veste Burg ꝛc. begnügen; also durch Gedichte, wie die des Suchenwirt, glaubte der Verfasser den Standpunkt der lyrischen Poesie im vierzehnten Jahrhunderte bezeichnen zu können? Ref. hat immer gemeint, daß man diesen am ersten an eigentlichen Meister- und Volksliedern aufweisen könne. Oder fallen nicht in dieses Jahrhundert die großen Meistersängerschulen, aus denen die oft noch an die schönsten Zeiten der altdeutschen Liederpoesie erinnernden Gesänge eines Frauenlob, Regenbog, Muscatblüt und anderer ausgezeichneter Meister hervorgingen? Und hat uns nicht die für die Geschichte unserer Poesie so merkwürdige Limburger Chronik noch Nachrichten genug aufbehalten, aus denen wir auf das frische und weit verbreitete Leben des Volksliedes in dieser und der nächstfolgenden Zeit schließen können; ja haben wir nicht noch damals gangbar gewesene Volkslieder, oder wenigstens Proben daraus in der genannten Chronik selbst? War, so

fragen wir weiter, das funfzehnte Jahrhundert von aller Poesie so sehr verlassen, daß es gar kein Lied, gar keinen Meistergesang, gar keine Ballade, gar keine Erzählung — kurz nichts, weder Episches, noch Lyrisches, noch Dramatisches lieferte; oder hat der Verfasser das, was diese Zeit wirklich hervorgebracht hat, für zu unbedeutend erachtet, als daß es unter die wesentlichen Momente in dem Bildungsgange der deutschen Poesie gerechnet werden könnte? Und sind wirklich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nur geistliche Lieder gedichtet worden, oder hält Herr K. die aus Hans Sachsens Werken entlehnten Stücke für Meistergesänge oder gar Volkslieder? Das erstere möchte man fast vermuthen, wenn jener Dichter S. 241 als der bedeutendste und fruchtbarste unter denjenigen Dichtern dieses Zeitraums bezeichnet wird, die unter dem Namen der Meistersänger bekannt sind. Wo mit so wenig Kritik und Umsicht verfahren ist, muß man selbst auf solche wunderliche Schlüsse verfallen, und sich nicht weiter wundern, daß die dramatischen Gedichte des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ganz bey Seite gelassen sind.

Doch vielleicht ersetzt Herr Kunisch in der Abtheilung, welche die Musterstellen von Prosawerken des vierten Zeitraums enthält, das, was er uns in dem so eben geprüften Abschnitte hat vermissen lassen? Ref. glaubt auch dieß verneinen zu müssen. Denn hat er nicht wieder das Moment gänzlich unbeachtet gelassen, welches als der Uebergangspunkt der vorzugsweise poetischen Richtung des dreyzehnten Jahrhunderts zur prosaischen Darstellungsweise der folgenden Zeiten angesehen werden muß! Wem ist es unbekannt, mit welcher Vorliebe die Deutschen des vierzehnten und der beyden folgenden Jahrhunderte sich den Prosa-Romanen hingaben? wie viele derselben theils durch Auflösung der älteren Rittergedichte in ungebundene Rede, theils durch Uebertragung aus dem Französischen, theils endlich durch den eigenen Erfindungsgeist des Zeitalters dem Volke dargeboten wurden? Es ist ausgemacht, daß die deutsche Prosa, wie sie späterhin in Luthers und seiner Zeitgenossen Werken erscheint, nimmermehr zu diesem Grade der Ausbildung hätte gelangen können, wären nicht jene Romane vorausgegangen, deren noch eine beträchtliche Anzahl (in dem Buche der Liebe allein ihrer dreyzehn) auf uns gekommen sind. Welchen Beyfall fand nicht auch das Buch von den sieben weisen Meistern, aus dem wohl eine Novelle hätte entlehnt werden können! Wie trefflich und den Geist des Zeitalters charakterisirend sind nicht einzelne Erzählungen in dem Ehestandsbuche des Albrecht von Eybe! Aber auch hiervon findet sich keine Probe bey Herrn Kunisch, und

nun mögen die historischen und oratorischen Stücke auch noch so gut gewählt seyn, das Ganze ist lückenhaft und ohne inneres Leben; denn man begreift nicht, wie diese wissenschaftliche Prosa in Deutschland sich so plötzlich entfalten konnte, wenn das dreyzehnte Jahrhundert noch fast ganz davon entblößt gefunden wurde.

Es bliebe nun noch zu prüfen übrig, in wiefern uns durch die Probestücke der folgenden Abschnitte der Geist der deutschen Sprache und Literatur während des fünften Zeitraums vergegenwärtigt werde. Allein es ist schon oben bemerkt, daß dieser Zeitraum gar nicht hier mehr in Betracht kommen kann, da die literarischen Werke desselben der neueren deutschen Literatur angehören, oder theilweise höchstens als Uebergangsmomente aus der altdeutschen in diese angesehen werden können. Deßhalb will Ref. eine Prüfung jener Abschnitte hier ganz ausgesetzt seyn lassen, dagegen aber noch einige Bemerkungen über Einzelnes mittheilen, was ihm in den bisher mehr von einem allgemeinen Standpunkte geprüften Theilen des Handbuchs aufgefallen ist.

Nach den Grundsätzen, die der Verfasser S. VIII über die Behandlung des Textes der aufgenommenen Stücke aufgestellt hat, muß man sich wundern, daß in den beyden Liedern Walthers von der Vogelweide und dem ersten Liede Ulrichs von Lichtenstein, S 174, 175 und 179, nicht Lachmanns verbesserter Text (Auswahl, S. 190 ff. 195; 242) gewählt worden, da dieß doch bey dem Stücke aus dem Parcival, S. 101 ff. (vergl. Lachmann S. 96 ff.), geschehen ist. Noch seltsamer ist es, daß das erste dieser Lieder geradezu verstümmelt ist, denn es fehlen Strophe 1 und 4. Wenn ferner S. 208, Anm. 1 Schreibungen, wie p für b, ai statt ei, ue statt ae, ei statt i der österreichischen Mundart Ottokars zugeschrieben, und von den Neuerungen der spätern Abschreiber bestimmt geschieden werden, so kann der Verfasser die von ihm so oft angeführte Grimm'sche Grammatik kaum studiert haben, da hier S. 447 die Richtigkeit jener Annahme hinreichend bewiesen ist. Aber überhaupt, die alte Sprache scheint nicht seine Sache zu seyn, das beweist selbst das mittelhochdeutsche Wörterbuch, der Texte gar nicht zu gedenken, für die so gut wie gar nichts gethan ist. So ist auch das, was er hin und wieder über den Standpunkt der deutschen Sprache zu gewissen Zeiten sagt, etwas leichtfertig hingeworfen. Wie unbestimmt und zum Theil ganz unrichtig ist das, was über die hochdeutsche Mundart in Luthers Werken S. 236 geäußert wird! Ueber die wahrhafte Bedeutung von Luthers Sprache hätte auch wieder Grimms

Grammatik S. XI Auskunft geben können. — S. 4—13 hat der Herausgeber unterlassen, die alliterirenden Buchstaben in dem Hildebrandsliede, dem Wessobrunner Gebet und der Evangelienharmonie besonders hervorzuheben. Ref. weiß aus Erfahrung, daß ganz gebildete Leute nicht einmal einen deutlichen Begriff von der Alliteration hatten, und so könnte auch hier mancher Leser nicht wissen, was er sich S. 3, 8, 10 bey alliterirenden Zeilen zu denken habe. — Nicht weniger tadelnswerth ist es, daß die Strophen aus dem Lohengrin und die lyrischen Gedichte des dreyzehnten Jahrhunderts nicht nach Strophen und Abgesang abgetheilt sind, ein Fehler, den sich leider auch Herr v. d. Hagen in seinen neulich erschienenen lyrischen Gedichten Gottfrieds von Straßburg hat zu Schulden kommen lassen!

S. 38 ist es ungenau, wenn gesagt wird, v. d. Hagen habe die sechs ersten der aus dem deutschen Sagenkreise genannten Gedichte in seinem Heldenbuche, Berlin 1811, herausgegeben. Sie sind darin nur bearbeitet, d. h. in der Sprache dem Neudeutschen näher gebracht. — Unbegreiflich ist es, warum in der Aufzählung seiner Gedichte das Nibelungenlied fehlt. Steht es denn vereinzelter da, als Biterolf, oder gar Gudrun, oder hat der Umstand zur Auslassung desselben bewogen, daß es nicht in die Sammlungen aufgenommen ist, welche in alter und neuester Zeit unter dem Namen: Das Heldenbuch, veranstaltet worden sind? Fast sollte man dieß glauben, wenn man S. 42 liest: Gudrun dürfte in Hinsicht auf Inhalt und poetische Darstellung leicht das vorzüglichste und anziehendste Gedicht des ganzen Heldenbuches seyn, wobey man denn aber weiter nicht weiß, welches Heldenbuch gemeint ist. — Das Gedicht von König Rother hat der Verfasser mit keinem Worte erwähnt.

S. 47 hätte es der Verfasser doch wenigstens andeuten können, daß Lachmann (Jen. Lit. Zeit. 1822, St. 13 ff.) den Dichter des Biterolf für denselben hält, von dem wir die Klage haben, und wir dächten, auf Lachmann's Ausspruch wäre schon immer etwas zu geben. — S. 56 ist es ganz falsch, das bewegende Grundgewicht der tragischen Begebenheiten in der Nibelungen Noth in dem Fluche zu suchen, der auf dem Horte ruht. Diese Ansicht gehört dem Dichter der Klage an, wie dieß schon Lachmann (über die ursprüngl. Gestalt des Ged. von d. Nibel. Noth, S. 37 ff.) bemerkt und durch Stellen belegt hat. Die angeführte Schrift hätte Herrn Kunisch auch vor dem Irrthume bewahren können, noch von einem Dichter zu sprechen, »der dieses wunderwürdige National-Epos geschaf-

fen, und den gegebenen Sagenstoff zu einem so kunst- und beziehungsreichen Ganzen zu verknüpfen gewußt habe.« Wenigstens denkt man sich bey dem Schaffen eines Gedichtes eine ganz andere Entstehung desselben, als die ist, welche Lachmann von dem Nibelungenliede nachgewiesen hat, und die auch wohl auf gleiche Weise bey dem Otnit und der Gudrun Statt gefunden haben wird, wo also auch nicht von eigentlichen Dichtern hätte die Rede seyn sollen. — Dem Heinrich von Ofterdingen das Nibelungenlied zuzuschreiben, hat gar nichts für sich, wie Lachmann noch kürzlich gezeigt hat (Jen. Liter. Zeit. 1823, Nr. 194).

S. 62 wird der Inhalt des Wilhelm von Oranse zwar sehr kurz, aber auch sehr unrichtig angegeben. Wer da sagt: »Wilhelm bestehe mit seinem Gefährten, dem starken Rennewart, viele Abenteuer, zuletzt aber entführe er die schöne Arabele, vermähle sich mit ihr« u. s. w, hat entweder das Gedicht gar nicht gelesen, oder durch diese völlige Umdrehung in der Folge der Begebenheiten einen Beweis von auffallendem Leichtsinne hinsichtlich der Behandlung seines Gegenstandes abgelegt. — S. 83 und 84 glaubt der Verfasser noch an einen vollständigen Titurel Wolframs von Eschenbach. Es scheint, als gelte ihm Lachmann's Autorität niemals etwas (Auswahl, S. IV. und XXVI). Denn auch bald nachher, S. 100, wird wieder dem Parcival die Tiefe abgesprochen, die sich im Titurel finde, und S. 131 ist dem allerdings höchst vortrefflichen Tristan Gottfrieds ein Lob ertheilt, woneben das über den Parcival Gesagte sehr in den Hintergrund tritt, obgleich diesem unvergleichlichen Gedichte von Lachmann (Ausw. S. VI.) der erste Platz unter den eigentlichen Rittergedichten des Mittelalters angewiesen wird, und, wie wir glauben, mit vollem Rechte. — S. 145 wird das Gedicht: Gottfried von Bouillon, dem Wolfram von Eschenbach beygelegt; wieder gegen Lachmann (Jen. Lit. Zeit. 1820, Nr. 91), und die jetzt gar nicht mehr zweifelhafte Ansicht, daß dieß Werk dem Dichter des Parcival sonst mit Unrecht zugeschrieben worden. — Eben daselbst wird die unter dem Namen Frauendienst bekannte Selbstbiographie Ulrichs von Lichtenstein in einer Verbindung aufgeführt, die räthselhaft erscheinen würde, fände man nicht einigen Aufschluß darüber in v. d. Hagens Grundriß S. 190, wo dieß Werk unter die Zahl der späteren, zum Theil auf die Geschichte gegründeten Dichtungen aufgenommen ist. Dieß konnte 1812 entschuldigt werden; nach Erscheinung der Tieck'schen Bearbeitung des Frauendienstes und nach den Untersuchungen über das Leben des Dichters in Büschings wö-

chenlichen Nachrichten (I. S. 47, 49; II. S. 231; IV. S. 18) kann kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß dies Werk nichts weiter, als eine, vielleicht poetisch ausgeschmückte, aber durchaus auf rein historischem Grunde ruhende Selbstbiographie Ulrichs ist. — Sonderbar ist es auch, daß das Gedicht von Herzog Ernst dem Heinrich von Waldeck beygelegt wird. Sonst ward dieß allerdings angenommen: Docen zweifelte, unseres Wissens, zuerst daran (Altd. Mus. I. S. 175), und suchte es bald darauf zu erweisen, daß die auf uns gekommene Bearbeitung später entstanden seyn müßte, vielleicht aus einem älteren Werke, das jenen Dichter wirklich zum Verfasser gehabt haben könnte (Altd. Mus. II. S. 250 ff. — Lachmanns Ausw. S. IV.). Diese Auslegung dürften aber wohl kaum die Worte des Verfassers zulassen, S. 146: »Die Sprache mag ursprünglich wohl ganz Niederdeutsch gewesen seyn, doch scheint ein hochdeutscher Abschreiber die Spuren davon ziemlich verwischt zu haben.« — S. 155; nicht die ganze Aeneide, sondern nur der größere Theil davon ist noch vor 1186 verfaßt (Altd. Mus. I. 174). Was über die Sprache des Gedichts gesagt wird, ist sehr bedenklich; selbst J. Grimm ist über diesen Punkt noch im Ungewissen (Grammat. XIII. 453 ff.). — S. 167 heißt es von der manessischen Sammlung: »Sie enthält Lieder von folgenden 140 Dichtern, die sämmtlich dem dreyzehnten Jahrhundert angehören.« Es folgen nun die Namen dieser Dichter, unter ihnen auch König Tirol von Schotten, der Winsbecke und die Winsbekin, Klingesor (auch falsch geschrieben, sowohl nach dem Wartburger Kriege, wo er Klinsor, als nach dem Percival, wo er Clinschor heißt, welcher letzteren Form J. Grimm den Vorzug gibt, Gramm. S. 421): alles Ueberschriften und Namen von Gedichten, nicht aber von Dichtern (Jen. Lit. Zeit. 1820, Nr. 96. — Koberstein, über das wahrscheinl. Alter des Gedichtes vom Wartb. Kriege, S. 39 ff.). Auch dürften wohl einige der aufgeführten Namen eben so gut dem vierzehnten wie dem dreyzehnten Jahrhunderte angehören, als: Frauenlob, Reinman von Brennenberg, Graf Wernher von Honberg u. a. (Altd. Mus. I. 140, 178). — S. 169 a hätten neben Raßmann's Ergänzungen der manessischen Sammlung die werthvolleren Beyträge Benecke's (Göttingen, 1810) genannt werden sollen. — S. 241 zeigt recht deutlich, daß Herr Kunisch über die Blütenzeit des Meistergesanges eine durchaus verkehrte Ansicht hat. Denn wie kann man wohl behaupten, daß erst zu Ende des funfzehnten, und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wohin doch Hans Sachsens Kinderjahre fallen, die Meistersän-

gerkunst in den Reichsstädten aufzublühen begonnen?! Frauenlobs Schule blühte ja schon zu Ende des dreyzehnten, oder mindestens zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, und Frauenlob wird ja selbst von denen, die einen Unterschied zwischen sogenanntem Minne- und Meistergesang haben in Schutz nehmen wollen, für einen echten Meistersänger gehalten! — Um endlich auch ein Beyspiel zu geben, wie Herr K. seine Quellen und Hülfsmittel, selbst für die Literaturgeschichte der neueren Zeiten, angesehen hat, erwähnen wir nur, daß er S. 267 einen in Fr. von Schlegels deutsch. Mus. Bd. 2 abgedruckten Aufsatz von Hegewisch über Opitzens Leben dem Herausgeber jener Zeitschrift unter vielen Lobeserhebungen beylegt, obgleich der Name des Verfassers im Inhaltsverzeichniß mehrmals angegeben ist.

Und so glauben wir denn nicht unrecht zu thun, wenn wir dem Handbuche des Herrn Kunisch nur einen untergeordneten Werth zuerkennen, da es Mangel an Methode und Planlosigkeit verräth, die wesentlichsten Theile der altdeutschen Literatur oft ganz außer Acht läßt, und endlich Fehler im Einzelnen enthält, die 1824 füglich hätten vermieden werden können.

K. H.

Art. IV. Napoleons Feldzug in Rußland (im Jahre) 1812; aus dem Französischen der Histoire de l'expédition de Russie par *M**** (Marquis von Chambray) übersetzt, und mit neuen Planen, Karten und Erläuterungen versehen durch L. Blesson. 2 Bände. 8. Berlin bey Dunker und Humblot. 1824.

Der Feldzug von 1812 hat einige mehr oder minder schätzbare, aus dem günstigen Einflusse einer vertrauteren ämtlichen Stellung hervorgegangene und durch gründliche Studien der Kriegskunst vorbereitete und berichtigte Schriften veranlaßt. Unter diesen zeichnet sich das vorliegende Werk, dem, obgleich es Anfangs anonym erschien, und also der Gewähr eines bedeutenden Namens entbehrte, der öffentliche Beyfall und die einmüthige Billigung der Männer vom Fache zu Theil geworden ist, auf das vortheilhafteste aus. Es erfreut sich nämlich der Vorzüge seiner Vorgänger, und fügt denselben einen dem Geiste des Verfassers ungetheilt angehörenden hinzu. Diesen setzen wir in die geschickte Auffassung der Eigenthümlichkeit des großen von ihm geschilderten Aktes der europäischen Geschichte. Wie nämlich die Grundlage der historischen Wissenschaften in letzter Instanz in nichts Anderem, als in mehr

oder minder scharfer und treuer Autopsie zu suchen ist, so wird jener glückliche und wahrhaft kritische Blick, und die Kunst zu sehen, welche Herr von Chambray in so hohem Grade besitzt, die Ueberlegenheit erklären, welche man ihm über ehrenvolle Nebenbuhler zum selben Ziele zugestehen muß. — Besonders aber bietet die richtige Charakteristik einer kriegerischen Unternehmung unserer Zeiten darum so viele Schwierigkeiten dar, weil die sie ausschließlich konstituirenden Ereignisse mit andern gewöhnlich Familienzüge der Aehnlichkeit an sich tragen, welche die Erkennung und Ausscheidung derselben als einer eigenen und besonderen sehr schwer und nur einer sehr geistreichen und geschärften Auffassung möglich macht. Die Größe und Menge der ins Feld rückenden Heere, die Ausgedehntheit der Operationsbasen, die Entfernung der Operations-Objekte, der außerordentliche Verbrauch an Munition und Lebensmitteln bringen eine Verwicklung und Schnelligkeit der Märsche und Kontramärsche hervor, welche einen jetzigen Feldzug zu einer Summe vieler älteren, und darum dessen Auffassung um so schwieriger, dessen gelungene Darstellung um so seltener macht. Die Erzählung desselben nimmt unter der Behandlung eines gewöhnlichen Schriftstellers eine so geometrische und arithmetische Haltung an, daß die genauen Tageslisten der Armeekorps, und ein dieselben aufmerksam begleitender Blick auf die Karte dem verständigen Leser oft das ganze Werk entbehrlich machen könnte. Referent ist weit entfernt, die Wichtigkeit, ja die Unentbehrlichkeit eines gewissenhaften, streng in das Einzelne gehenden Studiums der Bewegungen selbst entsendeter, und in den Hauptzweck des Feldzuges minder eingreifender Armeekorps zu verkennen, wohl aber glaubt er jene unreife Darstellungsweise rügend andeuten zu dürfen, die, von den Schwierigkeiten eines weitreichenden und spröden Stoffes festgehalten, die Studien anstatt der Darstellung gibt, und der großen Masse der Leser denselben Weg dorniger Forschung zumuthet, welchen sie mit Mühe selbst zurückgelegt hat, und mit ehrlicher Selbstgefälligkeit die andern zu führen entschlossen ist. Das große Geheimniß der historischen Komposition besteht ja eigentlich darin, die Mühewaltung der Taktik und Zurüstung, so viel es immer thunlich, zu verhüllen, und das Werk mehr als das Ergebniß derselben, denn als den peinlichen Bildungsprozeß schwankender, unvollendeter, und schon ihrer Natur nach polemischer Untersuchungen erscheinen zu lassen. Dem geometrischen, d. h. die Summe der Märsche umfassenden Theil eines Feldzuges und jeder nur einigermaßen bedeutenden Bewegung sollte daher auf analytische Weise die Erwähnung des Operations-Objekts im

Allgemeinen, und des besondern Vorwurfs jeder dieser einzelnen Bewegungen vorausgehen oder sie wenigstens begleiten. Dadurch wird die Vorstellung des Lesers nicht zertheilt, vielmehr auf eine für das Verständniß der ganzen Operation fruchtbare Weise geleitet, und durch eingestreute allgemeine Uebersichten so zu sagen verdichtet. Nach und nach, und im Verfolge des Studiums eines so abgefaßten Werkes setzt sich aus der Kenntniß dessen, was die einzelnen Heere oder Armeekorps wirken oder zu wirken hatten, die vollständige Einsicht in die sich wechselseitig bestimmenden und ergänzenden Bewegungen zusammen, welche das Ganze eines Feldzugs neuerer Zeiten bilden. Ohne Zweifel wird aber zu solch lebendiger Aufstellung eines militärisch historischen Werkes jene oben berührte Gabe, im Großen zu sehen, und noch dazu ein nicht gewöhnliches Maß darstellender Kräfte erfordert. Was das Erstere anbelangt, so besitzt es Chambray sowohl nach jenem Maße, welches dem ausgezeichneten Generalstabsoffizier unerläßlich ist, als in der höheren Potenzirung des vergleichenden und überschauenden Historikers. Man könnte ihn, was die Auffassung der unterscheidenden Physiognomie einer kriegerischen Unternehmung betrifft, ohne Uebertreibung einen strategischen Lavater benennen. Jenes Andere aber bedauern wir, ihm nicht eben so vollständig und unbedingt zusprechen zu können. Besonders scheint uns (nach dem Ausdrucke älterer Rhetoren) die Disposition des Buches manches Mangelhafte zu enthalten, ein Urtheil, welches (wir fühlen es) einem Manne, wie Chambray gegenüber, durch wohlbelegte Erörterung mehr gerechtfertigt werden sollte, als es der Umfang dieser Anzeige dem Ref. gestattet. Die beschreibende Partie des Styls hingegen ist von seltener Vollendung und Trefflichkeit. Sachgemäße Kürze, Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks kommen auch in der gewissenhaften und verständig treuen Uebertragung des Herrn Blesson dem Leser entgegen. Es könnte scheinen, daß der Verfasser sich in dieser Hinsicht mit einer seinen Geschmack ehrenden Auswahl das große Werk *): »Grundsätze der Strategie, aus dem Feldzuge von 1796 entwickelt,« zum Muster genommen habe. — Der Verfasser, welcher zuerst dem verdienstvollen deutschen Uebersetzer ihn öffentlich zu nennen erlaubte, ist Marquis von Chambray, königl. franz.

*) In dieser großartigen, den deutschen Namen erhebenden Komposition wurde ein Beyspiel des oben berührten analytischen Vortrags der Kriegsgeschichte auch dadurch gegeben, daß selbst eine allgemeine Grundlegung der wichtigsten Wahrheiten der Strategie der eigentlichen Geschichte des Feldzuges vorausgeschickt ward.

Oberstlieutenant, Artilleriekommandant zu Vincennes ꝛc., welcher den Feldzug von 1812, es scheint als Adjutant oder Ordonnanz-Offizier, selbst mitgemacht hat. Der einsichtsvolle Uebersetzer, Herr Blesson, hatte auf einer wissenschaftlichen Reise durch Rußland, wo er den Generallieutenant und Chef des vereinigten Ingenieur- und Pionnier-Korps, v. Rauch, als Adjutant begleitete, Gelegenheit, die berühmtesten Schlachtfelder und wichtigsten Stellungen des erwähnten Krieges zu besehen, und sich auch über manche andere interessante Oertlichkeiten so zu unterrichten, daß das Original durch seine Erläuterungen eine sehr schätzbare Zugabe erhalten hat. Nur müssen manche seiner in Politik und Ethnographie einschlagende Bemerkungen mit vieler Vorsicht aufgenommen werden.

Die Masse der Kriegsereignisse, welche den russischen Feldzug bilden, zerfällt nach einem sehr natürlichen Eintheilungspunkte in drey Abschnitte.

I. Bewegungen der französisch-kombinirten Armee bis zur Besetzung Moskau's, vom 24—30. Juny 1812, bis zum 14. September.

II. Aufenthalt in Moskau selbst bis zum 18. Oktober, und

III. Rückzug bis in die Mitte Dezembers, und dem letzten Gefechte der in dieser Periode noch zwölfhundert Mann starken Armee bey Kowno (13. Dezember); welcher man noch als Prolegomenon die Zusammenziehung der Truppen im Großherzogthume (so schreibt der franz. Verfasser) Warschau hinzufügen mag.

* * *

Ueber die Veranlassung dieses großen Krieges theilt Herr von Chambray nicht viel mehr, als längst Bekanntes mit. Obwohl das Betragen Rußlands seit dem Frieden von Tilsit deutlich zeigte, daß diese Macht sich vor einem Kriege mit Frankreich scheute; so erlaubte sie sich dennoch Vorstellungen wegen der Besetzung Oldenburgs. Alles führt aber zur Vermuthung, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten keinen Bruch herbeygeführt hätten, wenn Napoleon nicht das Verbot der Einfuhr der Kolonialwaaren unbedingt gefordert hätte. Napoleon brachte diese Waaren in dem Umfange, in welchem es mit der Durchführung seines geliebten Kolonialsystems sich vertrug, vermittelst Lizenzen in Frankreich ein, und bezog auf diese Weise ungeheure Summen; er verlangte also, daß die Russen einen Handel aufgeben sollten, welchen er selbst, obwohl unter Einschränkungen, trieb; diese verweigerten nicht allein diese unbillige, in die Handhabung innerer Staatswirthschaft ein-

greifende Anforderung, sondern verlangten ihrerseits, daß die Franzosen Preußen räumen sollten. Unter der interessanten Beylagensammlung empfehlen wir Nr. 6 einen Brief Napoleons an Fürst Berthier, den Major-General der Armee, der Aufmerksamkeit unserer Leser. Er hat das zu beobachtende Benehmen des Marschalls Davoust, welcher, die russischen Kräfte beobachtend, in Preußen stand, zum Gegenstande. »Ich habe Gründe, anzunehmen,« drückt sich Napoleon aus, »daß die Russen keine Bewegung machen werden, es sey denn nur vielleicht, um Memel wegzunehmen, was, militärisch gesprochen, eine legitime Unternehmung ist; ich sage militärisch gesprochen, denn unter dem politischen Gesichtspunkte betrachtet, ist es ein Angriff; daher auch mein Gesandter Befehl hat, Petersburg zu verlassen, wenn dieser Fall eintreten sollte; der Fürst von Eckmühl aber, der mit der Politik nichts zu schaffen hat (ein Beyspiel von jener barschen und lakonischen, der Zierlichkeit und Gesittung alt-französischen Verkehrs ganz entgegengesetzten Ausdrucksweise, welche Herr v. Chambray an einem andern Orte rügt, die aber nach ihm im Kriege den Vortheil der Zeitersparniß herbeyführt), kann sich mit den Russen als im Friedenszustande ansehen, wenn sie nicht über den Niemen gehen, ohne es mehrere Tage vorher angezeigt zu haben. — — Bey jeder Lage der Dinge wünsche ich, daß der Fürst von Eckmühl nichts aufs Spiel setze! Alle Maßregeln, welche er in seinem Briefe vom 6. April vorschlägt, würden nur dahin führen, die Russen zu reizen, daß sie den Angriff begännen. Man muß im Gegentheile friedlich seyn. Ich hätte vierzehn Tage früher einige Korps Kavallerie an die Weichsel rücken lassen können, wenn ich nicht besorgt hätte, daß sie nichts zu leben finden würden, statt daß, wenn sie den 1. May aufbrechen, bey ihrer Ankunft an der Weichsel am 15. May das Gras wenigstens zum Futter gut seyn wird.«

Ueber den Geist und den Werth der verschiedenen Armeen, die das große Einbruchsheer in Rußland bildeten, läßt sich unser Verfasser folgender Gestalt aus.

Das österreichische und polnische Korps ausgenommen, waren alle Heeres-Abtheilungen durch französische Generale befehligt *), so daß die Befehle Napoleons hier so streng und rasch vollzogen wurden, als wären sie bloß aus Franzosen zusammengesetzt gewesen. Die Infanterie war im Allgemeinen gut und wohl-

*) Die Preußen standen unter Marschall Macdonald.

geübt*). Dasselbe Lob konnte man den Dragonern, den französischen Kürassieren und den meisten polnischen und deutschen Reiter-Regimentern ertheilen; die übrige Reiterey hatte viel junge Leute und junge Pferde. Ein großer Theil der Artillerie war nur schwach bespannt (weil man in den früheren Kriegen gewohnt war, diesem Uebelstande durch Requisitionen in Feindesland abzuhelfen; Rußland bot solche Hülfsmittel nicht an), sie war aber so vermehrt worden, daß man sie alle unmöglich an einem Schlachttage gebrauchen konnte. Die Armee hatte sechs Brücken-Equipagen, einen Handwerkszeug- und Materialien-Train für die Arbeiter des Ingenieurkorps bey sich; und mehrere Munitionsparks so wie ein Belagerungs-Train, der von Danzig nach Riga bestimmt war, wurden ihr nachgeführt. Eine große Menge Proviant-Offizianten war ihr beygesellt, und es folgte ihr eine große Anzahl Handwerker aller Art und jeden Alters. Bäcker und Maurer hatten einen unstreitigen Nutzen; was beabsichtigte aber Napoleon mit den übrigen Professionisten? Diese Masse von Fuhrwerk, diese Anzahl von Handwerkern schien bestimmt, in entfernten, aller Hülfsmittel beraubten Gegenden Kolonien anzulegen.«

»Um mit einem ungeheuren Heere den Krieg in so großer Entfernung und in wenig bewohnten Gegenden zu führen, welche die Bedürfnisse eines solchen Heeres nicht befriedigen konnten, zogen zahllose Transporte von Lebensmitteln und Kriegsfuhrwerken ihm nach. Alle zum Heere führenden Straßen waren damit angefüllt Die Weichsel, das frische Haff, der Pregel und der diesen verbindende Kanal waren mit Lebensmittel führenden Schiffen bedeckt. Jeder Oberste hatte mehr oder minder weit hinter seinem Regimente ein Montirungs-Depot, welches häufig eine zweyte Garnitur enthielt. Die Equipagen Einzelner,

*) Die Wunder, die ein gemachter, aus dem Umsturze der bürgerlichen Ordnung hervorgegangener Enthusiasmus und die Sicherheit des Aufsteigens in der militärischen Hierarchie in den früheren Jahren des Revolutionskrieges bewirkt hatten, waren nach und nach seltener, und endlich fast ganz unsichtbar geworden. Jene Sicherheit des Avancements hatte aber durch die von Napoleon getroffene Einrichtung der Militärschulen, deren Mitglieder als Offiziere in das Heer traten, bedeutend gelitten. Es wurden von diesem Zeitpunkte im allergünstigsten Falle bloß zwey Drittheile der Offizierstellen aus den Gemeinen besetzt. Indem der damalige Machthaber Frankreichs sich unterrichtete Offiziere verschaffte, vergaß er, daß es bloß der Segen legitimer Fürsten ist, auf die langgeübte Pflicht treuer Unterthanen rechnen zu dürfen, daß der revolutionäre Herrscher aber bloß in der Beschönigung der materiellen Interessen des großen Haufens sich erhält.

eine wahre Plage, weil sie bey den Truppen marschieren, waren nie so zahlreich gewesen. Dieß kam von dem Vorrathe an Lebensmitteln, die jeder, aus Furcht vor Mangel, angeschafft hatte; von dem seit den erfochtenen Siegen im Heere eingeschlichenen Luxus, und von dem Luxus Napoleons selbst, den man nachahmte. Seine in den früheren Feldzügen auf das Unentbehrlichste beschränkten Equipagen bestanden jetzt aus einer Menge Staats- und Transport-Wagen und belasteter Maulesel. Sie enthielten Zelte für sein ganzes Gefolge und sogar für seine Pferde, aber nur die für seinen persönlichen Gebrauch kamen in Anwendung, die übrigen wurden während des ganzen Feldzuges nicht einmal aufgeschlagen. Endlich bemerkte man in seinem Gefolge viele für den Krieg unnütze Personen, und so begleitete eine unendliche Anzahl von Beamten das Heer, oder folgte ihm; dieser Schweif, wenn ich mich so ausdrücken darf, vervollständigte die Aussaugung des Landes, das die Armeen durchzogen hatten, und bald waren alle Hülfsmittel verschwunden.«

Unter die Uebelstände, die sich in diesem Feldzuge bey den französischen Armeen zeigten, und welche die späteren Unfälle vorbereiteten und erklären, sind nach Chambrays Ansicht vorzüglich folgende Dinge zu rechnen.

1) Die Vermehrung der Artillerie und vorzugsweise die Wiedereinführung der Regiments-Artillerie. Als die Revolution ausbrach, bestand die sogenannte Regiments-Artillerie, die ihre Einführung dem Schwedenkönige Gustav Adolph verdankt. Um die Wirkung des Wurfgeschützes mehr zu zentralisiren, schafften die Männer, welche damals an der Spitze des Kriegswesens in Frankreich standen, dieselbe ab, und theilten jeder der damals neu errichteten Divisionen (die auch bey völliger Vereinzelung alle Elemente des Kampfes in sich vereinigen sollten) Batterien von Artilleriekorps zu, welche nach dem Ermessen der Divisionsgenerale verwendet wurden. Man bildete überdieß eine aus schwererem Kaliber, als die Divisions-Artillerie, zusammengesetzte Reserve. So standen die Sachen, als Napoleon nach der Niederlage von Eßlingen (Aspern), besorgend, daß seine fast ganz aus Rekruten bestehende Infanterie nicht mehr dieselbe Kraft haben würde, in der Absicht, sie zu unterstützen, ihre Artillerie zu vermehren trachtete. Er gebrauchte hierzu das einzige Mittel, welches ihm die Umstände boten, indem er an seine Bataillone einen Theil des früher eroberten österreichischen Geschützes vertheilte. Ein unvorhergesehener Umstand veranlaßte also die Wiedereinführung der Regiments-

Artillerie. Seit der Organisation der französischen Division, die, wie die römische Legion, ein geschlossenes Ganzes bildet, gibt es fast keinen Grund, der ihre Beybehaltung rechtfertigen möchte. Die Nachtheile derselben sind aber in die Augen springend; das so verwendete Geschütz hört auf, disponibel zu seyn, und ist zu sehr vertheilt, um auf einmal bedeutend wirken zu können. Es schießt gewöhnlich zu rasch, zu viel, und aus zu weiter Entfernung. An einem Schlachttage ist mindestens die Hälfte im zweyten Treffen, und nimmt keinen Theil am Gefechte. Hat die Regiments-Artillerie dasselbe Kaliber, wie die Linien-Artillerie, so wird es letzterer oft an Munition fehlen, weil erstere es unnütz verschossen haben wird. Noch schlimmer sind aber folgende Nachtheile. Der Soldat gewöhnt sich daran, nur mit Geschütz vorzugehen, und wird ängstlich, wenn er keines bey sich sieht; dies Geschütz hindert die Bewegungen, und hält oft den Marsch der Regimenter auf; sowohl um es als Stützpunkt bey sich zu haben, wenn sie handgemein werden sollten, als aus Furcht, es zu verlieren, trennen sich die Regiments-Befehlshaber nur, wenn sie durchaus müssen, von ihrem Geschütze, was jedoch häufig bey schlimmen Wegen und aus anderen Gründen nöthig ist, und schwächen sich dann jedesmal, um es zu bewachen. Auch kann hier nicht unbemerkt bleiben, daß diese Artillerie zum Vorwande dient, Pferde und Fourage zu requiriren, und bey weitem mehr Fuhrwerk bey sich zu führen, als reglementsmäßig ist. Der Verfasser schließt seine verständigen Bemerkungen mit der Behauptung: »Acht Geschütze, der Artillerie einer Division von 12 Bataillonen hinzugefügt, werden mehr wirken, als 24, die man den Bataillonen beygesellt.« Und wir glauben noch auf das Benehmen einiger origineller Feldherrn, als Karl des XII. und Suwarows, hinweisen zu dürfen, die den Effekt des Regimentsgeschützes oftmals dem Angriffe mit der blanken Waffe nachsetzten, und mit ungemeiner Sorgfalt das Bewußtseyn ihrer Truppen in diesem Punkte zu pflegen und zu erhalten trachteten. Auch auf Carnots befugte Meinung von dem Vortheile des Angriffs mit der blanken Waffe, in seinem Werke: de l'attaque et de la défense des places fortes etc., mag, obwohl eigentlich vor ein ganz anderes Forum gehörig, und in anderer Absicht geäußert, als die Betrachtungen unseres Verfassers, unterstützend hingedeutet werden.

2) Die Beygesellung einer großen Menge Proviant-Offizianten, welche, wenn man vom Marodiren lebt, unnütz, im entgegengesetzten Falle aber, nach Ausweis der Erfahrung, daß Truppen weit besser verpflegt werden, wenn sie ihre Bedürfnisse unmittelbar von den Behörden empfangen, nachtheilig sind.

3) Die zahllosen Transporte von Kriegsfuhrwerken. Man hat, nach dem Verfasser, mehr Vortheil dabey, diesen Dienst in Entreprise zu vergeben, als ihn militärisch versehen zu lassen. Er wird sicherer besorgt, weil die Entrepreneurs ein unmittelbares Interesse haben, die Bedingungen ihres Vertrages zu erfüllen, und ihre Angestellten in Hinsicht der Ausführung zu kontrolliren. Die Wagen werden nur, wie es in diesem Feldzuge zum großen Nachtheile des Dienstes oft geschah, zum Transporte des Privateigenthums dienen. Ueberall, wo die Pferde wohlfeil und die Transportmittel häufig sind, werden die Unternehmer sich selbige an Ort und Stelle zu verschaffen wissen. Der Train hat während des ganzen Feldzuges fast gar keine Dienste geleistet, dagegen durch Verstopfung der Straßen viel geschadet (besonders in dem ersten Theile desselben vom Niemen bis nach Witepsk, wo eine schleunigere und ungehindertere Verfolgung der Russen allerdings den von Napoleon beabsichtigten Erfolg gehabt hätte), und am Ende war man doch gezwungen, die Entreprise anzuwenden.

4) »Der seit den erfochtenen Siegen in das Heer eingedrungene Luxus.« Man weiß, daß die Generale anfingen, nach Bereicherung zu trachten, als Napoleon sich der Regierung bemächtigte; denn bis dahin bewiesen sie, mit Ausnahme weniger, die größte Uneigennützigkeit. Einige hatte der Raub der überwundenen Völker bereichert, andere die Beschenkungen Napoleons, welche aus derselben Quelle geschöpft waren. Manche hatten reiche Frauen geheirathet. Viele hatten ihr Vermögen erst noch zu erwerben.

Noch nie war in neueren Zeiten ein Heereszug mit so beträchtlichen Kräften, als jener Napoleons gegen Rußland, unternommen worden. Der Verfasser gibt eine aus authentischen Quellen geschöpfte Uebersicht aller kombinirten Truppen, welche 1812 in Rußland vom 24. Juny bis 18. November eingedrungen waren. Die Angaben des Buches selbst umfassen nur die unter ersterem Datum eingebrochenen Armeekorps. Die dem Werke beygefügte Tabelle aber begreift auch die Division Durutte und Loison, und die während des Feldzugs nachgekommenen annäherungsweise auf 65,000 Mann geschätzten Truppen in sich. Der wirkliche Bestand der auf russischen Boden eingedrungenen Korps beträgt nach derselben 610,058 Mann, 182,711 Pferde, 1,372 Geschütze. Die Gliederung dieses ungeheuren Heeres ergibt sich aus der Tabelle, auf deren Ganzes, nebst den beygefügten anziehenden Bemerkungen im Werke selbst, wir die Aufmerksamkeit des Lesers verweisen, folgender Gestalt. Es bestand, nebst der kaiserlichen Garde, dem öster-

reichischen Hülfskorps und dem vom Marschall Berthier befehligten großen Generalstabe, aus zehn Infanterie-, vier Reiterkorps, zwey einzelnen Divisionen und über 60,000 Mann Nachzugstruppen; denen Marschälle und Generallieutenants (Divisionsgenerale) vorstanden. Die Garde genoß der Auszeichnung, in ihren drey Abtheilungen bloß von französischen Reichsmarschällen, und im Ganzen unmittelbar von Napoleon angeführt zu werden.

Die russische Armee bildete nach Tab. III. eine Streitermasse von 241,600 Mann, von welchen das fünfte Korps aus drey Infanteriedivisionen und einem Korps Kavallerie bestehend, unter dem Oberbefehl des Großfürsten Konstantin die 25,000 Mann starke kaiserliche Garde ausmachte, und in welche die Besatzungen von Riga und Dünaburg, das Observationskorps bey Mozyr, und die Truppen, welche allmälich zur Verstärkung der Armee herankamen (von denen die Milizen unter dem Namen der Druschinen bekannt sind), nicht eingeschlossen erscheinen. Die Stärke der letzteren wird im Werke angegeben da, wo von ihnen die Rede ist. Als charakteristische Verschiedenheit bey den Tabellen erscheint nach der ersteren, daß beynahe sieben Achtel der französichen Heere in dem kurzen Zeitraum vom 28. Juny bis 1. July in Rußland einrückten, das andere Achttheil aber erst am Ende des Jahres meist zur Unterstützung wichtigerer Punkte im Rücken der Armee herangezogen wurde. Das russische Heer aber zog mit jedem Schritte rückwärts größere Verstärkungen an sich, und wurde daher im Anfange des Feldzugs, wie es schon die ungemeine Disparität der Kämpfenden anzeigt, von dem damaligen französischen Herrscher eigentlich überrascht. Das Heer war in die erste Westarmee unter dem General der Infanterie, Barclay de Tolli, dessen Ansicht, Besonnenheit und richtige Auffassung des besondern Charakters dieses Krieges der Verfasser nicht genug loben kann, und der wie Fabius gegen Hannibal die künftigen Erfolge Kutusows erst möglich machte; die zweyte Westarmee unter Fürst Bagration und die Reserve-Armee unter dem General der Kavallerie, Tormaßof, eingetheilt.

* * *

»Kaiser Alexander befehligte am Anfange des Feldzuges selbst sein Heer, die am meisten Einfluß habenden Mitglieder seines Geheimraths stritten sich um die schwierige Ehre, ihn in der Führung dieses Krieges zu leiten; sie schlugen jeden Augenblick neue Vertheidigungsentwürfe vor, keiner wurde angenommen. Die Bestürzung und Unentschlossenheit des Monarchen waren eine natürliche Folge der kritischen Lage, in welcher er sich befand;

er war im Begriffe, gegen ein lange siegreiches, und vom Gefühle seiner Ueberlegenheit beseeltes Heer zu kämpfen; wie sollte er, der nur halb so viel Streiter entgegen stellen konnte, demselben widerstehen? Die weitläufige Gränze endlich, durch welche man ihn angreifen konnte, war ganz offen. Aus dem letztern Umstande ging aber der natürliche Gang der russischen Vertheidigung hervor. Napoleon von der künstlichen Operationsbasis, welche er sich gebildet hatte, abziehn, seine Kommunikationen durch den Ueberfluß an leichter Reiterey erschweren und beunruhigen, den Krieg durch Erweckung der religiösen Gefühle eines Volkes, dem sie noch die wichtigsten und ehrfurchtsvollsten des Lebens sind, zum volksthümlichen machen: dieß waren die Mittel, wodurch man die Macht des Eroberers abzustumpfen und die Wirkung der überraschenden Schnelligkeit verringern konnte, mit welcher die Franzosen an den Gränzen des russischen Antheils von Polen erschienen waren. Endlich mußte dieses, wo wegen politischen Erinnerungen, deren Kraft und Nützlichkeit Napoleon durch sein zweydeutiges oder unentschiedenes Benehmen zu Wilna gegen die Abgeordneten der allgemeinen Konföderation von Polen selbst verscherzte (14. July), wenig Wahrscheinlichkeit irgend eines guten Erfolgs bestand, militärisch aufgegeben werden.

»Der Weg von Kowno bis Wilna wurde von der französischen Armee sehr schnell zurückgelegt. Aber schon hier bereitete ein starker Regen, der, vom 29. Juny an, sich fünf Tage über ganz Lithauen ergoß, und die ohnehin schlechten, durch waldige und sumpfige Gegenden führenden Wege fast grundlos machte, das Heer auf die neuen Drangsale vor, welche ihm bevorstanden. Alle im Marsche befindlichen Korps wurden aufgehalten, der Soldat litt sehr, viele Pferde fielen um. Auf der einzigen Straße nach Wilna lagen mehr als 10,000 todte Pferde, welche die Luft verpesteten. Eine große Menge Soldaten füllten bald die Lazarethe, die man sich anzulegen beeilte, und welche in den ersten Tagen, wegen der Schwierigkeit, in Polen solche einzurichten, an allem Mangel litten. Der Feind hätte mit Vortheil angreifen können, wenn er Kräfte genug zusammen zu bringen vermocht hätte, um es zu versuchen; da er aber zu schwach war, so setzte er seinen Rückzug fort.«

Gleich bey dem Beginnen des Feldzuges war man so schnell vorgegangen, daß sich mehrere jener ernsten Uebel schon im Keime zeigten, welche späterhin so bittere Früchte treiben und dieser kriegerischen Unternehmung jenen eigenthümlichen Charakter der Verwahrlosung, Wildheit und alles auf das Spiel setzender Kühnheit aufprägen sollten, der sie so furchtbar ausgezeichnet hat. »Die Anzahl der Kombattanten und die Schnellig-

keit der Märsche« machten es unmöglich, Vertheilungen der Lebensmittel anzuordnen. »Da die Transporte unmöglich mit den Bewegungen der Armee gleichen Schritt halten konnten, so trieb jedes Regiment eine Herde vor sich her, und die Soldaten wurden mit Lebensmitteln für mehrere Tage beschwert. Nach Erschöpfung dieser Hülfsmittel war man gezwungen, ein System von Marodiren einzuführen, welches der Mannszucht eben so schädlich, als verderblich für das Land selbst, und für die Erhaltung der doch so nöthigen Hülfsmittel nachtheilig ausfiel.« Das Heer ging so zu sagen in der Breite, denn jedes Regiment war am Ende genöthigt, Abtheilungen zur Auffindung sogenannter »neuer Dörfer,« ein Kunstausdruck des französischen Soldaten für Ortschaften, die noch nichts gelitten hatten, auszuschicken. Die Folgen eines solchen Vorrückens waren aber Verheerung des Landes, feindselige Stimmung des polnischen Bauers, der im Anfange enthusiastische Anhänglichkeit gezeigt hatte, Demoralisirung des Heeres selbst, durch die Unsicherheit der Verpflegung einreißende Krankheiten. Napoleon, der den Grundsatz der Revolution, von den Menschen das Unmögliche zu heischen, damit sie desto eher das Mögliche leisten, bis zur Uebertreibung befolgte und in Ausübung brachte, muthete den Truppen diese großen Anstrengungen in der Hoffnung zu, die überraschten Russen zum Schlagen zu bringen. Bey der Ueberzahl seiner Streitkräfte, seiner Ueberlegenheit an schwerer und überhaupt an Linien-Kavallerie, bey der Kriegserfahrenheit und Tapferkeit seiner sieggewohnten Legionen; bey dem Vortheile, ein auserlesenes Reserve-Korps in seiner Garde zur Hand zu haben, welcher die Russen nichts entgegenstellen konnten, und im Bewußtseyn seines großen Feldherrntalents, »konnte ihm eine Schlacht und ein Sieg nur als gleichbedeutend erscheinen.« Der vielleicht durch die Macht der Umstände und unzureichende Vorbereitungen improvisirte Rückzug der Russen war hingegen augenscheinlich die klügste Partie, welche dieselben ergreifen konnten. Die militärische Überraschung Rußlands, und seine verspäteten Anstalten, waren ohnstreitig, in Verbindung mit der spätern Verblendung Napoleons, ein Glück für dasselbe. Hunderttausend Mann mehr hätten dasselbe vielleicht bewogen, die russisch-polnischen Provinzen zu vertheidigen, sich den gefährlichen Bewegungen eines Mannes auszusetzen, welcher seine Kriege schnell zu beendigen gewohnt war, und die Kräfte in einem verderblichen Kampfe zu erschöpfen, welche weiterhin das Schicksal Rußlands günstig entscheiden, und jenes von Europa verändern konnten.

Der Ueberblick des Feldzugs bis zum Zusammentreffen Reyniers mit dem Fürsten Schwarzenberg bietet nichts als rasche Märsche, in der Absicht, zu schlagen, oder zu trennen und zu umgehen von der einen Seite, und übereilte Rückzüge von der andern dar. Die Auffassung derselben zu einem Ganzen, und ihre Anschaulichmachung erscheint schwierig und würde dem Verfasser noch besser gelungen seyn, wenn er die bedeutenden Bewegungen dieses Zeitraums sammt ihren besonderen Objekten, etwas mehr aus der mit gleichem Fleiße und Genauigkeit bearbeiteten Masse der übrigen Märsche hervorgehoben und der Aufmerksamkeit des Lesers entgegengehalten hätte.

Die erste Westarmee der Russen bewachte das Land von der Ostsee bis nach Lida, und bestand aus dem Kerne der Armee; Witgenstein stand in Rossiena und Keydani.

Die zweyte Westarmee, unter Bagration, stand weiter gegen die Franzosen zu vorgeschoben, zwischen Grodno und Wilkowisk.

Tormaßof mit der Reserve-Armee besetzte Volhynien.

Witgenstein, durch die Märsche Oudinots und Macdonalds, die jeder einzeln genommen ihm überlegen waren, bedroht, zog sich auf Wilkomir zurück, um nach Wilna zu gehen. Durch rückgängige Bewegungen Barclay's wurde er veranlaßt auf Braslaw zurückzugehen. Oudinot, den Rückzug Witgensteins erfahrend, vereinigte sein Korps und ging auf Deweltowo, um ihn abzuschneiden; es gelang ihm aber nicht! er erreichte nur seinen Nachtrab in gedachtem Orte, und setzte sich in Besitz von Wilkomir. Indeß sich Barclay auf der Straße über Swenziany nach der Düna zurückbewegte und von Murat und Ney verfolgt wurde, faßte Napoleon den Vorsatz, Bagration abzuschneiden. Davoust setzte sich mit mehr als 40,000 Mann nach Minsk in Bewegung. Er rückte den 8. July dort ein, und eroberte beträchtliche Magazine, welche die überraschten Russen zu zerstören nicht Zeit fanden. Hieronymus, welcher, um seine Bewegungen zu beleben, späterhin unter Davoust's Befehle gesetzt ward, hatte Grodno, wo er nach Napoleons Rechnung am 29. Juny einrücken sollte, erst den 30sten erreicht, um über Nowogrodek nach Minsk zu maschiren. Indeß Doktorow durch seine außerordentliche Schnelligkeit der Kavallerie von Nansouty und der Division Morand, welche Napoleon auf seine Verfolgung ausgesendet hatte, wohlfeil genug mit dem Verluste seines bey Swir überrannten Nachtrabes entkam, hatte Bagration, als er den Uebergang der Franzosen und ihren raschen Marsch auf Wilna in sichere Erfahrung brachte, beschlos-

sen, auf Slonim zurückzugehen. Den 29. Juny setzte er sich in Bewegung, den 30. erhielt er Barclays Befehle, über Nowogrodeck und Wilecka sich mit ihm zu vereinigen. Bagration ging Davoust in den Rachen! Nach seinem Uebergange über den Niemen bey Nikolaiew klärten ihn Meldungen über seine Gefahr auf: er zog sich auf Mir und Nowoi Swerjin (8. July) zurück, dann nach Minsk; aber Davoust war ihm schon in dieser Stadt zuvor gekommen. Er machte also eine Bewegung auf Nieswy zurück, von wo er sich isolirt in das innere Land ziehn oder allenfalls mit der Reserve-Armee vereinigen konnte. Der Vortrab Jeromes erreichte erst hinter Mir (10. July) Platow, welcher die Nachhut Bagrations befehligte, und die mit zu viel Ungestüm anrückenden Polen zurück schlug. Hierdurch erhielt Bagration Zeit, nach Bobruisk, einer vierzig Stunden südöstlich von Minsk an der Beresina gelegenen Festung aufzubrechen, die mitten in einem fast menschenleeren unermeßlichen Walde sich befindet, den er zu durchstreichen hatte.

Eine Rekognoscirung hatte Davoust die Ueberzeugung verschafft, daß Bagration bey Bobruisk über die Beresina gegangen war, von dessen weitern Märschen wußte er nichts. Er traf keine Spur vom Feinde bis Mohilew, dessen er sich den 20. July bemächtigte. Am andern Tage ging mit frühem Morgen ein Regiment Chasseurs auf Kundschaft, die Straße von Staroi-Bichow entlang, auf welcher möglicherweise Bagration gegen Mohilew marschieren konnte. Auch war dieß wirklich der Weg, den dieser General eingeschlagen hatte. Er war den 21. in Staroi-Bichow an den Dnieper (das nächste Objekt seiner Bewegungen, von wo aus sich ihm die bisher verschlossene Möglichkeit öffnete, sich mit der ersten Westarmee unter Barclay zu vereinigen) gekommen. Platow setzte dort durch eine Fuhrt über den Strom, um über Mstislaw nach Smolensk zu marschieren, Bagration ging Strom an, um in Mohilew, wo eine Brücke war, überzugehen.

Am 24. stießen seine Kosaken auf den Feind, und warfen ein Chasseur-Regiment weit zurück. Bagration hatte noch ungefähr 25,000 Mann Infanterie, 10,000 Mann Kavallerie und 5000 Kosaken bey sich. Davoust konnte ihm, da er sich sehr vereinzelt hatte, theils vielleicht um seine Verbindungen mit der weit entfernten großen Armee aufrecht zu erhalten, theils aber in der Ungewißheit, wo eigentlich Bagration durchbrechen würde, nur fünf Regimenter Fußvolk, und an Reiterey die Division Valence und jenes geworfene Chasseur-Regiment entgegenstellen. Es blieb ihm keine Hoffnung, vor einigen Tagen durch

eines der französischen Korps, denen er durch seinen raschen Seitenmarsch weit vorausgeeilt war, unterstützt zu werden. Sich ohne zu schlagen zurückzuziehen, hieß Bagration den Uebergang über den Dnieper und den Zug in das innere Rußlands zu wohlfeilen Kaufs gestatten. Er beschloß daher, da er das Terrain für günstig hielt, um es mit einer Uebermacht aufzunehmen, Bagration entgegenzugehen. Bey dem Weiler Saltaitka, ungefähr drey Stunden von Mohilew, bezog er eine ziemlich feste Stellung, von der bloß der linke Flügel zu umgehen war. Inzwischen rückte der russische Feldherr mit ganz andern Absichten heran, als die waren, welche Davoust vermuthete. Er hatte gehofft, Davoust bey Mohilew zuvorzukommen; als er jedoch die Bewegung des Marschalls Davoust erfuhr, ließ er an einer Brücke bey Staroi-Bichow arbeiten, um dort über den Dnieper zu gehen, setzte aber seine Offensiv-Bewegung fort, um seine Absicht zu maskiren. So der Verf. Nach russischen Berichten war dieß indeß keineswegs der Fall; sondern der Angriff Bagrations war ganz ernstlich gemeint, und nur der kräftige und nicht erwartete Widerstand des französischen Heerhaufens, so wie die gegründete Besorgniß, bey längerem Aufenthalte von den zu Hülfe eilenden Korps unter Poniatowsky, Claparede und endlich Latour-Maubourg abgeschnitten, oder mit entschiedener Uebermacht angegriffen zu werden, brachte den Fürsten zu dem Entschlusse, nach Staroi-Bichow zurück und dort, da es noch möglich war, über den Dnieper zu gehen. Dieser Entschluß wurde mächtig durch den mit der Wichtigkeit des Gefechtes von Saltaitka (dessen Beschreibung wir als nicht anziehend übergehen zu dürfen glauben) in keinem Verhältnisse stehenden bedeutenden Verlust der Russen, den der Verfasser dem an ihnen oft gerügten Fehler ungeschickterweise geschlossene Kolonnen dem feindlichen Artilleriefeuer auszusetzen beymißt, unterstützt. Vom Dnieper aus zog er sich, Mohilew und Orscha links lassend, über Mstislaw nach Smolensk, welches er den 3. August, und damit die Sicherheit erreichte, mit der zweyten Westarmee, in sofern es derselben gelänge, von der Düna, wohin sie sich indessen gezogen, der allgemeinen Jagd der verschiedenen französischen Armeekorps glücklich zu entgehen, seine Vereinigung, wie auch späterhin wirklich geschah, zu Stande zu bringen. Wir haben diese Episode der großen Bewegungen des Feldzuges darum einer ausführlichern, wenn gleich möglichst kurzgefaßten Erwähnung werth gehalten, weil sie in einem Beyspiele die Absichten des französischen Imperators bey den schnellen und zerstörenden Bewegungen erklärt, deren Last er seinen Heeren aufbürdete und auf die unermeßlichen Folgen hindeutet, welche die genaue

Ausführung der Befehle Napoleons nach sich gezogen hätte. Hätte die Armee des Exkönigs von Westphalen nicht, wie wir oben gesehn, bis Grodno schon einen Tag verloren, wäre sie bis zum 10. July mit gehöriger Schnelligkeit marschirt, so würde Bagration trotz seiner Entschlossenheit und Einsicht verloren gewesen seyn. Er hätte nicht die Zeit gefunden, durch das unbedeutende Kavallerie-Gefecht bey Mir (10. July) den höchst bedeutenden Streitkräften Jerome's zu entgehen. Eine verlorne Schlacht hätte sein Heer im günstigsten Falle nach dem weiten Süden Rußlands zerstreut, eine gewonnene hätte Davoust in seinen Rücken gebracht, und er hätte dann noch doppelten Streitkräften der Franzosen die Stirne bieten müssen. In Folge dieser Versäumungen wurde auch Jerome von seinem unwilligen Bruder unter den Oberbefehl Davoust's, aber zu spät, gestellt, und ging dann später schmollend in sein Königreich zurück. Auch in Norden, an der Düna, wohin die Hauptarmee eine zeitlang operirte, waren die größten Erfolge sehr nahe, und nur durch das Benehmen Oudinots und einige andere Zufälligkeiten verfehlt. Diese Bemerkung sollte bloß eine Lücke ergänzen, die sich in dem schätzbaren und sonst sehr unparteyischen Werke Chambrays vorfindet, indem man vergebens nach einer vernunftmäßigen Begründung, ja nur Entschuldigung der gewaltigen und zerstörenden Anstrengungen sucht, welche Napoleon, der Welt zum Vortheil, seinen eigenen Zwecken aber zum Schaden, den von ihm geleiteten Heeren auflegte, und auf solche Weise in Verlegenheit kommt, wie die Operationen Napoleons mit seinem bekannten und von unserem Verfasser selbst hoch erhobenen Feldherrnrufe in einigen Einklang zu bringen seyen.

Während dieß auf dem rechten Flügel der französischen Armee vorging, hatte Barclay nach der Abreise des Kaisers Alexander nach Petersburg den Oberbefehl der russischen Armeen übernommen, und seinem weisen, von der Nothwendigkeit selbst diktirten Plane zufolge, jedes allgemeine Schlagen abzulehnen, sich mit großen Verlusten und noch größerem Glücke bis nach Witepsk zurückgezogen. Napoleon hätte zwar daselbst (27. July), indem die geographische Breite, unter welcher man sich befand, so wie die vorgerückte Jahreszeit ihm längere Tage zum Angriffe, so wie den Russen kürzere Nächte zum Rückzuge ließ, ein allgemeines Gefecht einleiten können; »allein seine Truppen langten nur allmälich an. Er ließ sie vorbey marschiren, und wies ihnen zugleich die Stellen an, die sie in der Schlacht des folgenden Tages einnehmen sollten. Er glaubte es endlich zur Schlacht zu bringen, und des Sieges gewiß, schmeichelte er sich, sie würde

das Schicksal Rußlands entscheiden. Dieselben Hoffnungen hegend und den außerordentlichsten Entbehrungen unterworfen, belebte der gleiche Wunsch das ganze Heer.«

»Des Nachts indessen zündeten die Russen ihre Biwachtfeuer an, um uns in dem Wahne zu bestärken, daß sie die Schlacht annehmen wollten; sie verließen aber gleichzeitig ihre Stellung. Dieser Abzug geschah mit so großer Ordnung und Schnelligkeit, daß die am vorigen Abende von ihrer Armee bedeckte Ebene mit Tages Anbruch keine Spur mehr eines Heeres zeigte. Man fand nicht einen Nachzügler, keine Wagentrümmer, kurz nichts, was den Weg andeuten konnte, den sie eingeschlagen hatten. Nachrichten vermochte man nicht zu erhalten, da die Einwohner entflohen waren, und man befand sich in einer wirklich außerordentlichen Unwissenheit, die aber nicht lange währte.«

Die Stadt Witepsk selbst wurde gleich darauf in Besitz genommen, und trotz einer Art von Deputation, »die dem Kaiser die Schlüssel überbracht und seine Gnade in Anspruch genommen hatte,« von den Soldaten größtentheils geplündert. Dem Verfasser gibt die bisherige Kriegführung bis nach Witepsk Veranlassung zu einer Reihe von Betrachtungen, aus welchen wir, des beschränkten Raumes wegen, nur einige der interessanteren auszuheben vermögen.

Die Schwierigkeiten des Krieges in Rußland, weit entfernt abzunehmen, nahmen mit jedem Schritte zu. »Das Marodiren verschaffte weder Brot noch Mehl, noch den unter jenem Himmelsstriche dem Soldaten so nöthigen Branntwein in erforderlicher Menge. Der russische Bauer, der kein freyes Eigenthum besitzt, und bloß der mehr oder minder gut versorgte Arbeiter seines Herrn ist, wurde durch die Vorstellungen, die man ihm von den kombinirten französischen Truppen als Ketzern und Kirchenräubern beybrachte, leicht veranlaßt, den Boden zu verlassen, dessen künftige Bearbeitung, wenn sie anders einen Gegenstand des Wunsches für ihn abgab, die augenblickliche Besetzung des Feindes ihm doch nicht nehmen konnte. Vorräthe hatte er keine zu hinterlassen, oder man zerstörte sie, nachdem man früher die Bedürfnisse der heimischen Heere daraus befriedigt hatte. Es fehlte daher an allem, wozu die Hülfsquellen eines gesitteten Landes erforderlich sind. Das Uebel erhielt durch die Zuchtlosigkeit der französischen Soldaten, die aus dem Mangel an regelmäßigen Lebensmittel-Vertheilungen entstand, und der man aus Rücksicht auf diesen Umstand und den herrlichen Geist der Truppen auf den Schlachtfeldern nicht gehörig steuerte, seine völlige Ausbildung, und das System des Marodirens wurde all-

mälich als eine organisirte Unordnung, unter deren Schutze man sich doch so schnell vorschreiten sah, gehandhabt und fortgeführt«. Es fehlte an Zeit, Korn zu mahlen; die an der Straße befindlichen Mühlen wurden durch keine Sauvegarden sichergestellt, und daher ein Raub der Flammen und Zerstörung. Man hatte freylich vor dem Anbeginne des Krieges eine große Menge Handmühlen verfertigen lassen. Allein Transporte aller Art konnten der raschen Bewegung der Armeen nicht schnell genug folgen.

Das Heer, und besonders die alliirten Truppen, erlitten sowohl durch Krankheiten als durch eine große Menge Nachzügler eine Schrecken erregende Abnahme. Man hätte vielleicht diesen Unordnungen steuern können. Allein von den Erfolgen der strategischen Operationen, die sich mit Blitzesschnelle einander folgten, und die ausschließliche Aufmerksamkeit der Feldherrn in Anspruch nahmen, erwartete man eine schnellere und ausgiebigere Hülfe. Man wollte erst wieder über alle jene Hülfsmittel, an welche in früheren Kriegen gesittetere Länder gewöhnt hatten, verfügen können, um in den unbefriedigten Bedürfnissen des Soldaten kein Hinderniß einer Ordnung zu finden, welche alsdann, wie man sich schmeichelte, leicht einzuführen seyn würde. Ueberhaupt beschäftigte sich Napoleon nicht gerne mit dem Verpflegungswesen. Er überließ es Subalternen, und schwelgte indeß in der Schöpfung und Leitung strategischer und politischer Kombinationen. Die Revolution hatte die von irgend einem altfranzösischen Feldherrn geäußerte Maxime: »*L'art de vaincre n'est rien sans l'art de subsister,*« auf die bloß für hochkultivirte Länder passende Weise der Requisition in Anwendung gebracht. Für Rußland galt dies System nicht; die großen Vorbereitungen und Aufspeicherungen an Lebensmitteln und Munition, schienen es auch von Seiten der französischen Armeeverwaltung als nicht haltbar vorauszusetzen. Der Cyklus der kriegerischen Operationen wurde aber in solcher Schnelle und in einem solchen Geiste ausgeführt, daß in der Wirklichkeit alle jene örtlichen Vorbereitungen durch die reißend schnelle Entfernung von ihnen nutzlos erschienen.

In Lithauen war man, um dem Nationalgeiste der Polen ein Opfer zu bringen, gezwungen gewesen, mit größerer Strenge gegen die Nachzügler zu verfahren. Man stellte alle jene, bey welchen geplünderte Gegenstände vorgefunden wurden, vor Kriegsgerichte; es wurden ihrer achtzig auf einmal zum Tode verurtheilt,

doch aber nur zwey oder drey der Schuldigsten wirklich hingerichtet; obgleich der ursprüngliche, aber fast unausführbare Befehl Napoleons dahin lautete, alle die erschießen zu lassen, welche sich ohne gültige Ursache von ihren Fahnen entfernt hätten.

»Das Marodiren und eine von großen Truppenansammlungen unzertrennliche Unordnung waren stets Napoleons Gefolge in allen Invasions-Kriegen gewesen, die er bis dahin unternommen; hinter der Armee stellte sich aber gewöhnlich die Ordnung bald wieder her; es wurden Lebensmittel vertheilt, oder der Soldat wurde vom Bürger verpflegt. Bey diesem neuen Kriege aber stellte sich die Ordnung nicht wieder her, obgleich das Heer schon weit von der Gränze vorgedrungen war. Die Einwohner waren noch immer allen Erpressungen ausgesetzt. Regelmäßige Vertheilungen wurden nur in einigen Marschquartieren angeordnet, und blieben wegen der Schwierigkeit, Vorräthe herbeyzuholen, ungewiß; häufig verweigerte man, wenn auch die Magazine gefüllt waren, Vertheilungen, oder sie geschahen nur sehr unvollständig.« Herr v. Chambray führt in dem Verfolge seines Werkes einige unglaubliche Beyspiele einer solchen Sparsamkeit auf Punkten an, wo man über die bedeutendsten Vorräthe zu verfügen hatte. (Außer den Nebenabsichten der Verwaltungsbeamten, mag auch die durch das Marodeur-System entstandene Gewohnheit der Chefs, sich zu isoliren, und eher zukünftige Bedürfnisse als die gegenwärtige Noth des ganzen Heeres zu berücksichtigen, an solchen sonst nicht zu erklarenden Mißbräuchen schuld gewesen seyn.)

»Es wäre nach den ersten Tagen des Einfalls möglich gewesen, die Ordnung hinter der Armee herzustellen; zu diesem Behufe hätte man nur minder rasch marschiren (hier lag der Urgrund alles spätern Uebels), regelmäßige und ausreichende Lebensmittel-Vertheilungen einführen, und die strengsten Befehle ertheilen dürfen, um das Marodiren zu hintertreiben; man hätte sich dann leicht durch Requisitionen (das heißt, wenn sie auf regelmäßige Weise ausführbar gewesen, was nach den Angaben der meisten Schriftsteller noch sehr zweifelhaft erscheint), und mit Geld, Korn, Vieh und Kornbranntwein verschafft, den das Land im Ueberfluß liefert.«

* * *

Unter den Gründen, welche die Unordnung in diesem Feldzuge veranlaßten, erwähnt der Verfasser der geringen Bevölkerung und großen Ausdehnung Rußlands in folgenden Ausdrücken. »An einigen Stellen gehen die Straßen durch unermeßliche Wälder,

wo man nur einzelne erbärmliche Weiler, sechs bis acht Stunden von einander entfernt, antrifft. Diese Gestaltung macht es unmöglich, wenn zahlreiche Korps es durchziehen, sie bey jedem Nachtquartiere unterzubringen; sie müssen nothwendig bivouaquiren, während es in Frankreich und Deutschland, wenn man nicht gerade vor dem Feinde stehet, immer Dörfer genug um den Etappenort gibt, die Truppen einzuquartieren. Aus demselben Grunde findet bey den russischen Truppen keine tägliche Lebensmittelvertheilung Statt, sondern sie tragen selbst ihren Vorrath, oder lassen sich solchen auf Wagen für mehrere Tage nachschleppen.« Napoleon, dem alle diese Umstände nicht unbekannt seyn konnten, ließ zwar schon aus Altpreußen eine große Menge Pferde, Vieh und Getreide wegnehmen. Da er aber, anstatt in Rußland die vorrevolutionäre Vorsicht in Bewegungen, die nicht unabhängig von Magazinen geschehen konnten, zur Leiterin anzunehmen, sich dem Ungestüme seines Geistes und einem Systeme überließ, dessen Folgen schon damals keineswegs unfehlbar erscheinen konnten, so wurden die Truppen von ihren Vorräthen entfernt, Lithauen, obgleich es von der größten Wichtigkeit gewesen wäre, diese Provinz und vorzüglich ihre Transportmittel zu schonen, fürchterlich mitgenommen und jener oben berührte Zustand herbeygeführt. Überdieß war er, auf sein Glück, die Tapferkeit seiner Truppen und die Unmöglichkeit einer Niederlage bauend, überzeugt, daß er den Krieg schnell endigen würde, und verwendete daher wenig Aufmerksamkeit auf das, was hinter dem Rücken der Armee vorging. »Die schlechte Verwaltung der Armee war eine andere Hauptursache der Unordnung. Die Intendanten, fast alle aus den Auditeurs (des Staatsraths?) entnommen, waren zu jung und hatten keine Erfahrung; sie bekamen ein sehr schwieriges Amt zu versehen, und kannten kaum die Anfangsgründe der Verwaltung. Mancher, der in der militärischen Laufbahn kaum die ersten Grade erreicht haben würde, hatte den Rang eines Divisionsgenerals und kam mit dem Gouverneur der Provinz und den durchmarschierenden Marschällen ꝛc. in Berührung.« Man hatte, um so wenig Geld als möglich außer Frankreich auszugeben, die Remontepferde aus Frankreich selbst gezogen, und eine große Menge Ochsen, vor kleinen Wagen gespannt, von Italien aufbrechen lassen. Nicht ein Zehntheil dieser Transporte erreichte den Niemen. Volhynien, Podolien, und vorzüglich die dem Kriegsschauplatze so nahe Ukraine boten nahe und treffliche Hülfsmittel dar, die man nicht, oder nur im Fluge reißend schneller Märsche benützte.

* * *

Mit großer Klarheit und Kunst werden die Operationen des linken Flügels der französischen Armee unter Oudinot, St. Cyr und Macdonald gegen Witgenstein, und die Bewegungen des Fürsten Schwarzenberg auf dem äußersten rechten beschrieben. Von dem Überflusse des Ausgezeichneten im Werke erdrückt, begnügen wir uns, die Aufmerksamkeit des Lesers darauf zu verweisen, und fahren fort, die ausgezeichnetsten Partien mehr anzudeuten als auszuziehen. Von Witepsk an bis Smolensk zogen sich die russischen Heere unter Barclay auf der Haupt- und den Nebenstraßen eben so eilfertig zurück, als die Franzosen sie verfolgten, oder umgingen, wenn die Positionen der ersteren von der Art waren, daß sie in der Fronte nicht, oder mit zu viel Zeit- und Menschenverlust genommen werden konnten. Das Heer hatte nun ein ergiebigeres Land betreten, die Straße ging durch eine große, mit Dörfern übersäete und gut angebaute Ebene. Die schon begonnene und wieder aufgegebene Ernte verschaffte reichlich Futter für die Pferde. In gleicher Fronte und schnellen Schritten marschierten mehrere Kolonnen Infanterie, Kavallerie und Artillerie, auch war das Korn bis auf 300 Schritte von der Straße niedergetreten, als wäre sie das Bette eines verheerenden Waldstroms gewesen; die ganze Armee hätte in kurzer Zeit deployiren können. Eine Brücke über ein Ravin oder einen Bach, hielt hin und wieder die Schnelligkeit des Marsches auf. Die Menge, welche die Ebene bedeckte, drängte sich dann der Brücke zu, um so rasch wie möglich überzugehn. Die Infanterie und Kavallerie kamen ziemlich schnell durch; aber die Artillerie, und besonders die Lebensmittel- und Bagage-Transporte erlitten dabey vielen Aufenthalt, und es ist leicht einzusehen, wie nachtheilig dieser war.—Den 16ten erschien Ney vor Smolensk, den 17ten wurde hier endlich eine Schlacht geliefert, deren Objekt die Erstürmung von Smolensk war. Barclay, der in der Vertheidigung desselben keinen andern Zweck hatte, als die großen Magazine dieser Stadt auszuräumen, und der jeden Augenblick befürchten mußte, daß Napoleon die Schwäche der Citadelle, des einzigen nehmbaren Punktes der Stadt, entdecken und durch die Hinwegnahme desselben die Russen in eine verzweiflungsvolle Lage bringen würde, räumte nach einem der blutigsten Gefechte die Stadt bey Nacht, und zog sich auf einer Nebenstraße, die eigentlich nach Petersburg führt, zurück. Interessante Bemerkungen über die Fehler Napoleons, die aus dem Ungestüme seines Charakters, und Barclay's, die aus einer unrichtigen Beurtheilung der Lage der Dinge entsprangen!

Die Schilderung des Gefechts bey Walutina-Gora ist

eine der lebhaftesten und gelungensten des ganzen Werkes, und ohne irgend ein ausgesprochenes Urtheil wird man bloß durch unpartheyische Darstellung endlich über die Resultate klar, welche die Aufopferungen und Entbehrungen der Armee nach Napoleons Absicht nach sich ziehen sollten, und die nur eine höhere Vorsicht zum Heile des mißbrauchten Europa durch das, was man gewöhnlich Zufälle nennt, vereitelte.

Die russische Armee steckte sammt ihrer Artillerie auf Seitenwegen, und Barclay bedurfte fast vier und zwanzig Stunden, um mit seiner Kolonne bey Beredichino hervorzukommen. Korf wurde von den Franzosen zurückgedrängt, und Barclay mußte die ganze Armee umkehren lassen, um dem angreifenden Ney einen hinreichenden Widerstand entgegen zu stellen. Die Division Razoat warf die überlegenen Massen der Russen mit Heftigkeit zurück, und Junot, der eben bey Prudiszi über den Dnieper gegangen war, stellte sich, eine drohende Gewitterwolke, eine Stunde weit von der linken Flanke der Russen auf, blieb aber als ein müßiger Zuschauer unbeweglich stehen. »Murat verließ bloß mit zwanzig Husaren den Vortrab, stürmte den Dnieper aufwärts zu ihm hin, und rief ihm von weitem zu: »Warum greifen sie nicht an? Sie sind in der günstigsten Stellung, um Ney's Anstrengung zu unterstützen.« — »Ich darf nicht«, war die Antwort, »ich habe Befehl, mich auf dem rechten Ufer gleich nach meinem Uebergange aufzustellen.« Die Division Morand, die auf der großen Straße nach Moskau nebst noch viel bedeutenderen Streitkräften aufgestellt gewesen war, hatte einen Querweg eingeschlagen, welcher sie jenseit der rechten Flanke der Russen führen mußte. »Morand war schon bis an die Schlachtlinie vorgerückt, man hörte rechts in geringer Entfernung die Kanonen donnern. Der Soldat freute sich, den Feind zu überrumpeln, und war voller Eifer: noch eine Stunde Marsch, und man erreichte die Moskauer Straße hinter den Russen.« Aber Napoleon, der auf der großen Moskauer Straße entfernt vom Schlachtfelde stand, glaubte nach den Meldungen Ney's, welcher einen Augenblick auf die Defensive beschränkt worden war, die ganze russische Armee befände sich vor demselben, und schickte Morand Befehle, zurückzugehen. In Wahrheit hatte aber Barclay, immer mehr eingeengt, nur 30,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter zu seiner Disposition. »Also rettete das Glück Barclay aus der größten Gefahr, ohne daß er vielleicht je Kenntniß davon bekam; denn man sprach in den Bulletins nicht von dieser Bewegung, und keiner der Schriftsteller des russischen Kriegs hat ihrer erwähnt. Die Franzosen hatten zwar

das Schlachtfeld behauptet, aber Barclay hatte schon wieder seinen Rückzug ausgeführt.

* * *

Ueber die inzwischen gepflogenen Verhandlungen mit der Pforte gibt der Marquis von Chambray folgende Aufschlüsse. Napoleon schickte den Generallieutenant (Div. Gen.) Grafen Andreossi nach Konstantinopel, um das türkische Kabinet zur Fortsetzung seiner kriegerischen Unternehmungen aufzumuntern, und dem wachsenden Einflusse Englands, welches, während Andreossi zu Laibach den Befehl, seine Reise fortzusetzen, von Napoleon (der ihn nur in dem Augenblicke, wo die Feindseligkeiten gegen Rußland beginnen würden, mit solchen Instruktionen abgehen lassen wollte), vergebens erwartete, einen außerordentlichen Botschafter nach Konstantinopel gesendet hatte, um den Wunsch und die Bemühungen Rußlands für einen Frieden zu unterstützen. »Durch den im türkischen Kabinette so sichern Weg der Bestechung gelang es nächst dem Fürsten Demetrius Morusi, erstem Dragoman der Pforte, und den Unterhandlungen in Bukarest beygegeben, einem standhaften Anhänger des russischen Interesses, und seinen Brüdern, welche nach dem Fürstenhute der Moldau oder der Wallachey trachteten, auch den Reißeffendi zu gewinnen. In Bukarest, wo Kutusow die Unterhandlungen leitete, erfuhr derselbe, daß Admiral Tchitchagoff ihm zum Nachfolger in der Führung des türkischen Krieges bestimmt wäre. Dieser Umstand beförderte die Abschließung der Friedens-Präliminarien sehr. Zu Konstantinopel gab sich England und Rußland alle Mühe, den Sultan zur Ratifizirung des Traktats bewegen zu lassen. Man brachte es dahin, daß die türkische Armee größtentheils aus einander ging, und selbst die asiatischen Truppen wurden durch die ihnen begegnenden einzelnen Soldaten zur Rückkehr bewogen.«

»In den letzten Tagen des Juny bekam endlich Andreossi den Befehl, seine Reise fortzusetzen; bis Travnik ging er mit seinem Gefolge, dort verließ er es, um Zeit zu gewinnen; konnte aber doch erst den 25. July Konstantinopel erreichen, als der Sultan bereits den Bukarester Vertrag genehmigt hatte.«

Auf dem Marsche von Smolensk nach Moskau ist die Schlacht von Borodino, welche Kutusow, der indessen die oberste Führung des Heeres übernommen hatte, mit Rücksicht auf die Volksmeinung zur Rettung der Matuschka (Mütterchen), so nennen die gemeinen Russen die Stadt Moskau, liefern mußte, das wichtigste Ereigniß. Bey der früher statt ge-

fundenen Verfolgung der russischen Armee, welche durch die gegen das Urtheil aller erfahrenen Generale dieser Waffe bey der Avantgarde vereinigte Kavallerie geschah, antwortete der Divisionsgeneral Nansouty dem Exkönige Murat, welcher sich beklagte, daß die Pferde bey einem Choc keine Kraft bewiesen hätten: »das liegt daran, daß sie keinen Patriotismus haben; unsere Soldaten schlagen sich gut, auch ohne Brot, aber unsere Pferde thun nichts recht ohne Hafer.« Die Schwäche der Pferde war auch schuld, daß die Erfolge der Schlacht von Borodino nicht größer waren, wo es den Franzosen eigentlich das erste Mal in diesem Feldzuge gelang, eine Schlacht im offenen Felde zu erzwingen, die sie gewannen, aber ohne die Treffen zu durchbrechen, oder in bedeutende Unordnung bringen zu können. Auf dem Rückzuge der Russen, welcher bloß auf einer Straße Statt haben mußte, trat eine gräßliche Unordnung ein, so, daß nach der Meinung Chambrays ein tüchtiger Angriff der französischen Divisionen von unberechenbaren Folgen gewesen wäre. Aber der Schleyer, welchen die Kosaken um das russische Heer zogen, rettete dasselbe. Indessen hätte man in Mosaisk zehntausend verwundete Russen gefunden, deren Fortbringung ihren Landsleuten unmöglich gewesen war, und war in Folge des Sieges bey Borodino den 14. September in Moskau eingerückt. — Nach dem Brande dieser Stadt, welcher von den Franzosen, so wie der Volksmeinung in Rußland dem Patriotismus des Grafen Rostopschin zugeschrieben, von diesem aber in einer von ihm verfaßten Schrift: »La vérité sur l'incendie de Moscou,« mit großer Heftigkeit abgelehnt wird (Herr Blesson hat die Schrift sammt einer etwas breiten Abhandlung über dieses Ereigniß von ihm selbst in den Zusätzen mitgetheilt), ergaben sich, nach Herrn von Chambray's Darstellung, für die französischen Operationen noch sehr große Hülfsmittel, trotz dem von ihm angeführten Ausrufe Napoleons: »Moskau ist nicht mehr; die Belohnung, welche ich meinem tapferen Heere versprochen, gehet verloren.«

Die Lage des Heeres nach der Besetzung und selbst nach dem Brande Moskau's war nicht so düster, als man sie sich gewöhnlich vorstellt. Ein Zehntheil der Stadt war stehen geblieben. Abgesehen von den Hülfsmitteln, welche dieser öde gebliebene Theil der Stadt und die Umgebung anboten, fand man in den Kellern viele Lebensmittel, die nicht vom Feuer gelitten hatten, und die großen Gärten lieferten Gemüse aller Art in Menge; so trat für die Korps, welche in Moskau kantonirten, nur Ueberfluß statt

des bisherigen Mangels ein. Besonders reichlich hatte man jetzt und für lange Zeit Weine, Liqueurs, Zucker, Kaffee und getrocknete Fische. Wenn gleich Mehl und Schlachtvieh in geringerer Menge vorhanden war, so litt man doch keinen Mangel daran. Fast alle Korps hatten eine Herde, und man konnte sogar Vorräthe von Mehl anlegen. Man fand Leder und Tuchwerk genug, um das Schuhwerk und die Kleidung auszubessern. Der Soldat hätte sich sogar, wenn man ihm den Befehl dazu gegeben, gemeine Schafpelze, wie sie das Volk in Rußland trägt, verschaffen können. Die Offiziere, welche vorsichtig waren, hatten sich mit guten Pelzen versehen. Der große Fehler Napoleons, 39 Tage in Moskau hinzubringen, statt nach einer Woche, die zur Erholung des Heeres nothwendig gewesen wäre, nach dem Dnieper aufzubrechen, hängt aufs innigste mit der Gemüthsbeschaffenheit dieses Eroberers zusammen. Vergebens zeigte ihm sein klarer Verstand das Schwankende und Gefährliche seiner ganzen Lage, er konnte nur der allerdringendsten Nothwendigkeit jenen ungezähmten Hochmuth unterordnen, welchem er durch das Mittel einer mit den Russen durch den General Lauriston, vormaligen Gesandten in Petersburg, angeknüpften Unterhandlung noch immer einen mäßigen Triumph zu verschaffen möglich glaubte. Er selbst gab den Russen das Mittel an die Hand, ihm eine Schlinge zu legen, die er ahnen und voraussehen konnte. Er ließ nichts unversucht, den Russen die Meinung beyzubringen, daß es seine Absicht sey, in Moskau zu überwintern, oder gar ihnen Besorgnisse hinsichtlich Petersburgs zu erregen. Allein weder die französischen Schauspiele, die er in Moskau, vermuthlich mit wenig innerem Behagen, aufführen ließ, noch die Schritte des Generals Lauriston konnten das ungläubige russische Kabinet überzeugen. Selbst im Augenblicke seines Abzuges opferte er der Besorgniß, als ein in seinen Plänen Getäuschter zu erscheinen, den großen Vortheil auf, seinen Rückzug um ein Paar Tagemärsche abzukürzen. Er machte nämlich eine Seitenbewegung nach Kaluga, um in dem Falle, daß ihm die Russen auswichen, der Welt sagen zu können: »er habe den Russen eine Schlacht angeboten, sie erwartet, und sey dann auf seine Winterquartiere am Dnieper zurückgegangen.«

* * *

Das Merkwürdigste des zweyten Theiles beruht nicht sowohl auf Schilderungen der Elendscenen und des Mangels, welche die unzertrennlichen Begleiter des Rückzugs bildeten, und von verschiedenen Schriftstellern zur Genüge dargestellt worden sind,

sondern auf den großartigen Zügen einer im Gefolge des Todes und der Krankheit aufrecht gehaltenen Kriegsehre, des durch die gebrochene Mannszucht hervorschimmernden Gehorsams, und einer seltenen Kaltblütigkeit der Befehlenden, die in den verzweiflungsvollsten Augenblicken richtige Dispositionen zu ergreifen wußten. — —

Höchst gelungen ist die Kritik der Bewegungen Napoleons nach dem Abzuge aus Moskau, und das, was über seine Eigenheit, sich in gewissen Lagen gern täuschen zu wollen, gesagt wird, so wie auch die Beschreibung des Ueberganges über die Beresina bey Studinka durch den Fehler Tchitchagows und Kutusows, die in Ermanglung eines französischen Heeres gleichsam vor der Erinnerung desselben schüchtern zurücktraten, und die musterhaften und schnell ergriffenen Maßregeln Napoleons, dessen Geschick eigentlich aber ganz in den Händen der russischen Feldherrn lag. Bey dem Uebergange über die Beresina müssen besonders die Aufopferungen und die Geschicklichkeit der Pontoniere des französischen Heeres, so wie das Benehmen der Generale Chasseloup und Eblé ein Gegenstand der Bewunderung für den Unparteyischen seyn. Unter allen jenen Generalen zeichnete sich Ney durch eine unbesiegbare Kaltblütigkeit aus. Mit großer Klarheit werden alle seine Bewegungen und ihre Bedeutsamkeit in dem Werke nachgewiesen.

Das letzte Gefecht des ganzen Rückzugs war das bey Kowno (13. Dezember), wo sich Ney mit zweyhundert Bewaffneten einen Weg durch einen Theil der russischen Armee bahnte. Am 14ten desselben Monats bestand die ganze große Armee nur noch aus vierhundert Mann Infanterie der alten Garde und sechshundert Reitern der Garde, die Marschregimenter mitgerechnet, welche man damit vereinigt hatte. Die Korps wurden durch ihre Adler vorgestellt, die von einigen Offizieren und Unteroffizieren eskortirt waren. Die ganze Artillerie bestand aus neun Geschützen, die man von Kowno mitgenommen hatte. Eine interessante Stelle aus den so merkwürdigen, noch nie früher öffentlich mitgetheilten Briefschaften des Fürsten Berthier an Napoleon hat auf diesen Zeitpunkt Bezug:

Wisbaden, den 16. Dezember.

— — — Die Wahrheit ist, daß vier Fünftheilen des Heeres Hände, Füße oder Gesicht erfroren sind. Euer Majestät können sich keinen Begriff von dem Zustande des Leidens und der Unordnung machen, in welchen die Strenge der Kälte

das Heer versetzt hat. — — — Ich habe in diesem Augenblicke eine lebhafte Besorgniß! Ich hatte alles bis auf einen Halbwagen verloren, der alle Tageslisten der Armee, Ihre Originalbefehle, meine Befehlbücher, und die Hauptübersicht der Bewegungen enthielt. Dieser Wagen ist bey dem Auszuge aus Kowno verschwunden. Seit drey Tagen habe ich keine Nachrichten darüber. Es bleibt mir nur, was ich bey mir trage. Noch habe ich eine schwache Hoffnung, daß er den Weg nach Tilsit eingeschlagen haben wird. Ich habe ihn in allen Richtungen aufsuchen lassen. Ich bin äußerst betroffen über den Verlust meiner so wichtigen Papiere.« — Der hier erwähnte Wagen hatte denselben Weg wie Ney eingeschlagen. Er kam in Königsberg wieder zu Berthier. Aus den Papieren, die er enthielt, hat Herr v. Chambray einen Theil der Notizen geschöpft, die der Beschreibung des Feldzugs zu Grunde liegen.

Folgende Sallustische Beschreibung Napoleons möge hier eine Stelle finden.

»Er genoß einer festen Gesundheit, war von kleiner Statur, breit, hochschultrig und kurzhalsig; hatte einen starken Kopf und schweren Gang. Sein Gesicht war breit, seine Gesichtsfarbe bleich, die Haare schwarz und glatt, seine Augen hell und von dicken Augenbraunen beschattet. Er hatte schöne Zähne, und sein griechisches Profil, wie das der meisten Korsikaner, ließ kaum ahnen, wie sein Gesicht von vorn anzusehen war.

»Sein Blick war durchdringend, seine Züge schienen unbeweglich, ihr Ausdruck verschlossen. Nur zwey Gemüthsbewegungen malten sich lebhaft auf seinem Gesichte ab, Freude und Zorn. Die erstere drückte sich durch ein sehr anmuthiges Lächeln aus. Er sprach in einem harten und barschen Tone, in kurzen und abgebrochenen Sätzen. In seiner Unterredung bemerkte man zuweilen Spuren seiner fremden Abkunft, die von der Zeit noch nicht verwischt waren. Er trug gewöhnlich die Uniform von einem der Korps seiner Garde und einen kleinen dreyeckigen Hut, wie man sie vor der Revolution hatte. Das ganz eigenthümliche Wesen in seinem Aeußeren und sein Hut, der einzige dieser Art im Heere, machten ihn in großer Ferne kenntlich.«

Folgende Züge und Bemerkungen sind ausschließlich dem zweyten Theile des angezeigten Werkes entnommen, und gehören meist der Periode des Rückzuges an. Mit ihnen möge sich diese vielleicht schon bis zur Ungebühr verlängerte Anzeige beschließen.

In dem Gefechte von Malojaroslawetz, in welches Napoleon theils durch die Bestrebung, seinem unaufschiebbar

gewordenen Rückzuge den Anstrich einer angreifenden Bewegung zu geben (siehe oben), theils durch die Absicht verwickelt worden war, sich von Kaluga über Jelnia, also auf einer neuen Straße, nach Smolensk zurückzuziehn, erhielt er von einem hochgelegenen Plateau an der Lusha, die Gegend übersehend, mit eigenen Augen die Gewißheit vom Anrücken der ganzen russischen Armee, da er ihr entweder zuvorzukommen, oder doch nur mit einem Theile derselben anzubinden gehofft hatte. Der russische Feldherr zog sich, nachdem Malojaroslawetz in Folge eines blutigen Gefechtes von den Franzosen erstürmt worden war, von dem Schlachtfelde in der Richtung von Kaluga zurück, indem es sein Vortheil mit sich brachte, partielle Gefechte, aber nicht ein allgemeines Schlagen einzuleiten. Die Absicht Napoleons, die neue Straße vor dem Feinde zu gewinnen, oder ihn in eine Schlacht zu verwickeln, war somit vereitelt.

»Als es völlig Nacht geworden war, kehrte der französische Herrscher in Begleitung seiner Garde nach Gorodnia zurück, wo er in einem Bauernhause abstieg.«

»Gleich nach seiner Ankunft versammelte er Berthier, Murat und Bessieres um einen Tisch, auf welchen man die Karte des Landes ausgebreitet hatte, zu einem Kriegsrathe. Er sprach ihnen zuerst von der Veränderung, welche die Ankunft Kutusows in seiner Lage hervorbrachte; plötzlich aber den Kopf mit beyden Händen fassend, die Elbogen auf den Tisch gestützt, und die Augen auf die Karte geheftet, blieb er unbeweglich in dieser Stellung. Die drey Generale sahen sich mit Verwunderung an, indem sie schweigend erwarteten, daß er aus diesem Nachsinnen, das so gewaltig seine Verlegenheit ausdrückte, erwachen würde. Mehr als eine Stunde war in dieser Erwartung verflossen, als Napoleon endlich seine Stellung verließ, und das Stillschweigen brach, um sie, ohne ihnen seinen Entschluß mitgetheilt zu haben, zu beurlauben.«

Den Tag darauf entging er auf einer von ihm veranstalteten Rekognoscirung einer großen Gefahr. »Von seinen dienstthuenden Schwadronen *) begleitet, brach er nach Malojaroslawetz auf. Die Gardekavallerie war befehligt, ihm zu folgen. Kaum hatte er eine halbe Stunde zurückgelegt, als man von der rechten Seite her ein großes Geräusch von Pferden vernahm. Plötzlich sah man die Ebene mit Kosaken bedeckt, welche bisher durch ein Wäldchen und die Gestaltung des Bodens dem Auge entzogen gewesen waren. Die dienstthuenden

*) Anm. d. fr. Verf. Napoleon ließ sich stets von drey Schwadronen seiner Garde begleiten.

Schwadronen sprengten ihnen augenblicklich entgegen, um Napoleon die Zeit zu entkommen zu verschaffen. Sie waren aber zu schwach, und wurden überrannt. Da erschienen die reitenden Grenadiere und Dragoner, und ihre bloße Gegenwart reichte hin, die Kosaken zum Rückzuge zu bewegen. — — — Da die Gardekavallerie, um geschlossen zu bleiben, sie nur im Trabe verfolgt hatte, so konnten sie selbige nicht erreichen.«

»Platow hatte in Person dies dreiste Unternehmen geleitet; er hatte eilf Geschütze überrumpelt und genommen, dem ersten und vierten Korps das Gewehr aufnehmen lassen, und war im Begriffe gewesen, den obersten Feldherrn des Heeres selber zum Gefangenen zu machen *).«

Von den Ergebnissen jenes Gefechts bey Malojaroslawetz bemerkt der Verfasser mit Einsicht Folgendes:

»Ungeachtet also die Armee siegreich war, mußte sie jetzt einen Rückzug von achtzig Stunden auf einer ganz verheerten Straße antreten, und zwar als gerade der Winter herannahte, und die aus Moskau mitgenommenen Vorräthe erschöpft waren.« So lange man dem Feinde entgegengerückt war, hatte der französische Soldat, kraft seiner Nationaleigenthümlichkeit, eine unerschütterliche Haltung behauptet; die Nothwendigkeit des Rückzuges stellte ihm die ganze Folgenreihe der Drangsale vor Augen, denen die Wirklichkeit mehr, als es damals noch geahnet wurde, das Gepräge zermalmenden Elends aufdrückte. Indessen konnte, nach Chambray's Aussage, diese düstere Stimmung nicht lange in einem französischen Heere bestehen.

In Gohat fiel es dem Heere auf, daß Napoleon zum ersten Male seit seinem Abgange von Moskau im Wagen zu reisen anfing. Sein Kostume bestand von diesem Augenblicke an »aus einer polnischen Kleidung, einer Mütze von Marderfelle, einem grünen, mit Marder verbrämten und mit goldenen Tröddeln verzierten Pelze und Pelzstiefeln. Die Infanterie der alten Garde bivouakirte immerfort im Vierecke um sein Hauptquartier, das er so viel möglich in einem Schlosse oder einem anderen Hause aufschlug. Er gab sich also, wie man sieht, nicht das Ansehen, als wolle er alle Entbehrungen und Beschwerden seiner Soldaten mit ihnen theilen, wie mehrere Eroberer unter gleichen Verhältnissen gethan haben.«

---

*) Anm. d. fr. Verf. Man hat stets den Franzosen vorgeworfen, daß sie sich schlecht bewachten; bey dieser Gelegenheit war es Napoleon selbst gewesen, der den Fehler begangen hatte, den ganzen Strich rechts vom Wege ohne Truppen zu lassen.

In Orscha, einer Gränzstadt Litthauens, hielt Napoleon, um der, theils durch die Elemente, theils durch das ungeheure, dem Heere nachfolgende Gepäcke, welches meistens aus Privateigenthum und der Moskauer Beute bestand, eingerissenen Unordnung in etwas zu steuern, folgende kurze Rede an die Infanterie der alten Garde, die um ihren Kaiser ein Viereck geschlossen hatte.

»Grenadiere meiner Garde! Ihr seht die Desorganisation »meines Heeres; durch eine unglückselige Verblendung haben die »meisten Soldaten ihre Waffen von sich geworfen« (er meint die Nachzügler, welche, zum Behufe ihrer Existenz, stehen gebliebene Dörfer durchplünderten, und es bequemer fanden, ohne Gewehre zu marschieren. Ihre Anzahl überstieg schon damals weit den Bestand der regelmäßig marschierenden Militärs). »Solltet ihr diesem Beyspiele folgen, so wäre jede Hoffnung »verloren. Die Rettung des Heeres ist euch anvertraut; ihr »werdet die gute Meinung rechtfertigen, welche ich von euch hege. »Es müssen nicht allein die Offiziere eine strenge Mannszucht »handhaben, sondern auch die Soldaten eine strenge »Aufsicht über einander führen, und selbst diejenigen »strafen, die sich aus den Reihen entfernen.«

Napoleon hielt diese Rede mit schwacher, unsicherer Stimme, als befände er sich in einem leidenden Zustande. Es fiel auf, daß er wider seine Gewohnheit keine Versprechungen gemacht habe; ohne Zweifel, weil ihm die Zukunft so drohend erschien, daß er nicht mehr hoffen durfte, Glauben an die Erfüllung derselben zu finden.

Er hatte ja noch die Beresina vor sich, und konnte voraussehen, daß die beyden Heere, Admiral Tchitchagows und des Grafen Witgenstein, ihm den Uebergang dieses Flusses nach allen ihren Kräften streitig oder gar unmöglich machen würden.

Ueber den Rückzug des Marschalls Ney, welcher die Nachhut des Heeres führte, und von der Hauptarmee schon gänzlich abgeschnitten war, können wir uns das Vergnügen nicht versagen, zum Schluß noch folgendes Bruchstück, das zugleich zur Bekräftigung eines oben gegebenen Urtheils dienen wird, nachzutragen.

Der Vortrab Ney's erreichte Katowa und machte Halt, als er das jenseits der Schlucht aufgestellte Korps des Generals Miloradowitsch ansichtig wurde. Die Luft, welche Thauwetter verkündigte, war nebelig, und verhinderte, die ganze Stärke des feindlichen Heerhaufens wahrzunehmen.

Als der Marschall dieses Ereigniß erfuhr, verfügte er sich

gleich zu seiner Vorhut. »Dieser im Kabinette sehr unentschlossene General war im Gegentheile voller Entschlossenheit auf dem Schlachtfelde [1]). Er gebot seinen Divisionen, die Schlucht zu überschreiten, und führte sie selbst an. In dem Augenblicke, wo die französische Infanterie aus derselben hervorbrach, traf sie das Feuer der zahlreichen russischen Artillerie. Sie wurde davon nicht erschüttert, sondern stürzte sich mit solchem Ungestüm auf den Feind, daß sie sein erstes und zweytes Treffen warf. Bald aber von allen Seiten umringt, durch Kavallerie angegriffen, um die Hälfte geschwächt, wurde sie zurückgeworfen.« Ney war eigentlich ohne Rettung verloren. Allein es war ihm gelungen, Miloradowitsch dergestalt zu imponiren, daß sich dieser begnügte, ihm drey Mal einen Offizier zuzuschicken, um ihn zu benachrichtigen, daß die Korps von Davoust und Eugen vernichtet worden seyen (was eine Unwahrheit war), daß die ganze russische Armee Krasnoi besetzt halte, und daß folglich ein längerer Widerstand vergeblich sey. Ney wies aber nicht allein diese Anforderungen von sich, sondern er nahm, als der Offizier ihn zum dritten Male zugeschickt worden, denselben sogar unter dem Vorwande gefangen, daß man ihn nicht als Parlamentär ansehen könne, indem die Russen eben einige Kanonenschüsse abgefeuert hätten [2]).

Ney beschloß, sich über den Dnieper zu werfen. In dieser Absicht hatte er sich gegen Abend näher an diesen Fluß gezogen, und war bey dem Dorfe Damkowka stehen geblieben. Er ließ Bivouakfeuer anzünden, als wolle er die Nacht daselbst

[1]) Anm. d. Ref. Napoleon macht in den Tagebüchern von St. Helena die Bemerkung, daß nicht der in einem Feldherrn vorfindliche Grad des Muthes und der Intelligenz allein die sicherste Bürgschaft des Gelingens seiner Unternehmungen abgäbe, und ihn zum großen General konstituire, sondern vielmehr das einander entsprechende Verhältniß dieser beyden Eigenschaften und ihre zu gleichen Theilen bewirkte Verbindung. So daß ein Feldherr, in dessen Innerem sich diese Gaben wechselseitig wie A zu A verhalten, einem andern vorzuziehen sey, welcher für zwey Mal, oder allgemein für $x \times A$ von der einen, von der andern aber nur A besäße. Solche im Einklange ihrer kriegerischen Eigenschaften auftretende Kriegshauptleute vergleicht er einem Kubus, der überall seine Basis habe. Die Anwendung dieser eben so großen als neuen Bemerkung auf Ney ist leicht einzusehen, und thut eben dem Maße seiner Intelligenz, an und für sich genommen, ganz und gar keinen Eintrag.

[2]) Anm. d. fr. Verf. Sein Zweck war, zu verhindern, daß dieser Auskunft über die Stellung, Stärke und den traurigen Zustand seines Korps gäbe.

zubringen. In dem Glauben, daß er ihnen nicht entkommen könne, thaten die Russen dasselbe.

»Nach einigen Stunden der Ruhe brach Ney in aller Stille auf, und gelangte an den Dnieper; dann zog er sich an dem Strome in der Richtung seines Laufes hin, bis er eine Stelle fand, wo das Ufer nicht steil, und das Eis einiger Maßen fest war. Nichts schien ungewisser, als daß dieser Uebergang gelingen werde; denn da die Kälte nur zwey Tage lang heftig gewesen war, und Thauwetter eintreten zu wollen schien, so wußte man nicht, ob man über das Eis, welches den Strom bedeckte, hinüber gelangen würde.«

Der Uebergang geschah endlich zwischen den Dörfern Syrokorenje und Gusinoe. Das Eis trug kaum; bald war es an der Ein- und Ausfahrt des Stroms zerbröckelt. Man mußte alles, was man an Geschütz, Gepäck und Pferden gerettet hatte, im Stiche lassen, und das Fußvolk, welches allein durchkam, war genöthigt, bis an die Hüften ins Wasser zu gehen, um das Eis zu erreichen, und es wieder zu verlassen.

»Also gelang es dem französischen Korps, den Strom zwischen sich und der russischen Armee zu bringen. Allein es war bis auf dreytausend Mann zusammengeschmolzen, welchen ungefähr eben so viele vereinzelte Soldaten folgten.«

»In Gusinoe überrumpelte Ney einige Kosaken, von welchen er zu seiner großen Verwunderung erfuhr, daß Platow auf dem rechten Ufer des Dnieper geblieben, und in kurzer Entfernung von Gusinoe stünde.«

Nur die außerordentliche Energie des französischen Befehlshabers (welcher später in Chambray's Werk ausruft: »Alle Kosaken der Welt sollen mich nicht schrecken«) konnte seinen Heerhaufen retten.

Schon hatte der Kosaken-Hetman die Ankunft der Franzosen erfahren, und am Ausgange eines Waldes eine ziemlich ausgedehnte Ebene, die passirt werden mußte, mit seinen Truppen besetzt. »In der Besorgniß, daß später Infanterie und Geschütz erscheinen dürfte, ging Ney augenblicklich darauf vor; in geschlossenen Kolonnen zusammengeordnet, lehnten seine Divisionen ihren linken Flügel an den Dnieper, und schwärmende Plänkler hielten auf dem rechten die Kosaken ab. Als man ganz in der Ebene war, erschien plötzlich zahlreiches Geschütz auf dem rechten Flügel der Kolonne, und kanonirte sie lebhaft.«

»Auf das Aeußerste gebracht, beeilte Ney den Marsch, um ein Wäldchen, das vor ihm lag, zu gewinnen. Eben war er im Begriffe es zu erreichen, als eine dort verborgene Batterie

die Spitze seiner Kolonnen, bey der er selbst war, mit Kartätschen begrüßte, und Zerstörung und Unordnung in dieselbe brachte. Jetzt ergreift plötzliche Muthlosigkeit die Soldaten. Sie werfen ihre Waffen von sich, und rufen zum ersten Male, man müsse sich ergeben. Ney, der einzige fast, der zu Pferde geblieben war, schäumt vor Wuth. Er durchläuft die Kolonnen, ermuthigt die Soldaten mit furchtbarer Stimme, zeigt ihnen auf der einen Seite Frankreich, auf der andern die gräßlichste Gefangenschaft, und es gelingt ihm endlich, sie mit seinem Muthe zu erfüllen. Sie nehmen ihre Waffen wieder auf, und stürzen sich mit entsetzlichem Geschrey auf die Batterie, welche nur die Zeit hatte, zu fliehen. So erreichte Ney den Wald.«

Die Kosaken aber, die einen weiten Umweg machen mußten, um an ihn heran zu kommen, zeigten sich erst wieder gegen die Mitte des Tages, und einige Tirailleurs reichten hin, sie abzuwehren.

Da man endlich nur einen Tagesmarsch von Orscha, wo Eugen übernachten sollte, stand, so hoffte Ney, noch vor dem Anbrechen der Morgenröthe daselbst anzukommen.

»Wirklich gewahrte man bey dem Hervorbrechen aus einem Walde Bivouakfeuer, welche die Anwesenheit eines Heeres von zwanzigtausend Mann anzudeuten schienen. Waren es Franzosen? Waren es Russen? Um sich davon zu überzeugen, schickte Ney eine Rekognoscirung vor. Sie wurden mit Musketenschüssen empfangen, und bald hörte man viel Trommelschlag. Man hatte also ein Korps feindlichen Fußvolkes vor sich. Ney nahm jetzt nur Rath von seiner Verzweiflung. Er befahl den Sturmschritt, und stürzte sich auf diese feindlichen Feuer, um sich mitten durch dieselben einen Weg zu bahnen. Wie groß war seine Verwunderung, sie verlassen zu finden. Man bemerkte nur einige fliehende Kosaken. So vereitelte die Unerschrockenheit des französischen Feldherrn eine von Platow ersonnene Kriegslist, womit ihn dieser die Anwesenheit eines feindlichen Infanteriekorps hatte vorspiegeln wollen. Drey Stunden von Orscha endlich erblickten die Ney'schen Truppen die ersten Vedetten des vierten Korps, und bald nachher gelang es demselben, die Vereinigung mit Eugen zu bewirken.« L***r.

Art. V. Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staate und über das Naturprinzip der Verfassungsbildung. Eine staatswissenschaftliche Fehde, geführt in einer Reihe von Streitschriften. Herausgegeben vom Dr. Heinrich Schulz. Erste Abtheilung. Hamm, 1821. gr. 8. XII und 246 S.

Es was ein lobenswerthes Unternehmen, der wichtigen Frage: Ueber die Gewerbe und über das Naturprin-

zip der Verfassungsbildung, ein eigenes Archiv zu widmen, welches sich unumwunden als den Turnierplatz für die mancherley Fehden ankündigte, deren Eröffnung über das eine oder das andere zur Hauptfrage gehörende Nebenproblem zu erwarten stand. Wo von praktischen Dingen, wo von Staatseinrichtungen die Rede ist, da thut man wohl, mehrere Stimmen sprechen zu lassen, und mehrere Stimmen zu hören. Richter und Staatsmänner, bevor sie zum Endurtheil schreiten oder ein Gesetz bekannt machen, begünstigen gern einen vorherigen Schriftwechsel für und wider den angeregten Gegenstand. Das unterscheidet sie von manchen Theoretikern, denen es unmöglich zu seyn scheint, sich von dem Vorurtheile zu entfesseln, daß ihr Vortrag, mag er auch noch so einseitig auftreten, stets schon das Endurtheil enthalte, und das endlich Wahre getroffen habe. Die meisten politischen Autoren wollen nur ihrer eigenen Meinung das nöthige Gebiet erobern, und jede andere Meinung von diesem Gebiete wegdrängen. Eben dahin arbeiten auch bey den Gerichtshöfen die Advokaten, aber letztere behalten das Bewußtseyn davon, diesen engen und einseitigen Zweck zu verfolgen, auch wissen sie, daß ihre Schrift niemals ein Endurtheil seyn kann. Richter und Staatsmänner, je gewissenhafter sie sind, je genauer sie die Dinge kennen, gelangen zu der Einsicht, daß nichts leichter sey, als im praktischen Leben zu irren. Schriftsteller hingegen, über Staatssachen sprechend, die sie nur vom Hörensagen kennen, gerathen oft außer sich, sobald auch nur die Vermuthung geäußert wird, das, was sie aufgestellt haben, könne noch lange nicht das unbedingt Richtige seyn.

Das ist die erste Betrachtung, die der bloße Titel des Buches schon anregt; ihr aber könnte sich als zweyte die Erinnerung an den Titel (Sur le principe générateur etc.) anschließen, welchen der Graf Maistre seinem trefflichen Werke vom Ursprunge und Wachsthume der Staatsverfassungen gab. Beydes führt dann wieder auf den höchst fruchtbaren Satz hin, mit welchem der Graf Maistre jenes Werk anhebt. »Die Politik, oder vielmehr die Staatskunst, sagt er, unterscheidet sich durch eine merkwürdige Eigenschaft von allen andern Wissenschaften. Man stelle in Betreff dieses oder jenes Gegenstandes zwey verschiedenartige Sätze, Meinungen oder Vorschläge auf. Der eine soll allen Ansprüchen der Vernunft Genüge leisten, und soll sich empfehlen durch den überzeugendsten Anschein von Zweckmäßigkeit, Tüchtigkeit und Ausführbarkeit. Der andere soll unvernünftig, unbegreiflich, oft thöricht und albern erscheinen. Aber fast jedes Mal wird man die Erfahrung machen, daß das richtig Gedachte und das dem reinen Urtheile unbedingt sich

Empfehlende in der Ausführung sich als schädlich und unpassend befundet, ja fast jedes Mal wieder zurückgenommen werden muß. Dagegen braucht alles, was sich der Vernunft, sobald es dem lebendigen Zusammenhange des Organismus entrissen wird, auf den es berechnet war, und innerhalb dessen es walten und wirken soll, anstößig darzustellen pflegt, nur dort eingegriffen zu haben, und das Auge des Beobachters füllt sich mit kaum endender Bewunderung seines zweckmäßigen und seines wohlthätigen Wirkens.«

Dieser Satz scheint seine bestimmteste Anwendung auf das wichtige Thema von der Gewerbefreyheit zu finden, dem des Herrn Verfassers Archiv zunächst gewidmet ist, ein Thema, welches auch am hiesigen Orte jetzt einer Beleuchtung mag unterworfen werden.

Adam Smith hatte, die im Merkantilsystem früher begründet gewesene europäische Staatspolizey bekämpfend, unbedingte Freyheit der Gewerbe gefordert. Deutsche Staatswirthe eigneten diesen Lehrsatz sich an, und die Theorie fand Eingang in die Praxis, vorzüglich im preußischen Staate, wo die Schüler von Kraus allmählich in die höheren Verwaltungsstellen einrückten. Dadurch geschah es, daß hier in sehr beachtungswürdiger Weise ein Schritt unternommen ward, welcher die wahre Restauration der Staatswissenschaften ungemein zu befördern verspricht.

Die Theoretiker mußten so lange blenden, mußten so lange in der Meinung siegen, als noch unversucht blieb, ihre Theorien zu realisiren. Die tiefsinnige Beobachtung des Grafen Maistre gibt gewissermaßen den Schlüssel dazu. Vernünftig mußte die Gewerbefreyheit, absurd der sogenannte Gewerbezwang erscheinen. Kein Schriftwechsel aber wäre im Stande gewesen, die Entscheidung herbeyzuführen; auch unseres Verfassers Unternehmung konnte diesen Endzweck nicht erreichen, obwohl sein Buch demselben gewissermaßen gewidmet war. Der Gegenstand blieb ja auch hier einzig und allein auf dem Kampfplatze der Thesen und der Behauptungen beschränkt. Die Vertheidiger der Gewerbefreyheit verhießen die allerglänzendsten Erfolge, aber nur aus Gründen, denen die Fakta fehlten, also aus Gründen, die man füglich Gründe a priori nennen konnte; Erfahrungen waren ja noch nicht vorausgegangen. Auch wer jene Vertheidiger bestritt, führte, streng genommen, den Kampf nur mit den Waffen der Gründe a priori. Jedes Läugnen der verheißenen Erfolge eines noch nicht realisirten Plans oder Projekts ist ein Läugnen aus Gründen a priori eben so gut, wie die Verheißungen, welche den Vorschlag empfahlen, lediglich auf solchen Gründen

beruhten. Verwirklichungen mußten vorangehen, nur sie konnten Erfahrungen geben, tauglich, den Ansprüchen der Abstraktion gegenüber gestellt zu werden. Dadurch erst entstand die Möglichkeit einer Beleuchtung, die nicht aus abstrakten Folgerungen, sondern die aus praktischen Erfolgen geschöpft war.

Aber wir sind in Betreff der Gewerbefreyheit dahin gelangt, endlich aus wirklicher Erfahrung sprechen zu können. Die frühere deutsche Innungs- und Zunftverfassung, eine sehr alte Institution, die mit allen menschlichen Einrichtungen das Schicksal theilte, Mißbrauch und Entartung zu erfahren, die daher von Zeit zu Zeit im Wege mehrerer Reichsbeschlüsse Revisionen unterworfen ward, erfuhr eine solche verbessernde Abhülfe zum letzten Male in Gemäßheit des das Zunftwesen betreffenden Beschlusses vom 16. August 1731, dem zu Folge auch in den königlich preußischen Ländern wenige Jahre nachher allen Gewerben neue Gildebriefe unter dem Namen der Generalprivilegien ertheilt wurden. Nach dieser letzten, auf Restauration einer lange als heilsam bewährten Verfassung abzweckenden Maßregel hatte keine neue Revision derselben eintreten können; es mußten also natürlich die schädlichen Mißbräuche abermals überhand nehmen. Daher wäre, wenn auch Theorie und Praxis sich nicht schlagfertig gegenüber gestanden hätten, dennoch nothwendig gewesen, landesherrlicher Seits einen Blick auf die Gewerbsverfassung zu werfen. Ihre nochmalige Revision kündete sich als unvermeidlich an, und in dem großen Dilemma, worin man schwebte, gründlich zu restauriren, oder etwas ganz neues zu fundiren, ward ein Mittelweg eingeschlagen, welcher den Vortheil brachte, daß er die Quelle einer Belehrung öffnete, deren dauernde Vortheile den temporellen Schaden gewiß überwiegen werden, welcher einen interimistischen Zustand von bedenklicher Natur nothwendig begleiten mußte. Es wurde nämlich die Zunftverfassung weder aufgehoben noch restaurirt, vielmehr sich ganz selbst überlassen, neben ihr oder ihr zur Seite aber durch die Edikte vom 2. November 1810 und 7. September 1811 eine allgemeine Gewerbefreyheit gleichzeitig eingeführt oder vielmehr gestattet. Und wenn hierin schon sich eine nachahmungswürdige Behutsamkeit aussprach; so war es nicht minder besonnen gehandelt, daß man in den nach jener Zeit der Monarchie hinzugekommenen Ländern die alten Zunftverfassungen, sofern sie dort noch bestanden, mit Ausnahme des Großherzogthums Posen in Würden ließ. Man fing auch an, seitdem im ganzen Lande Berichte über diesen Gegenstand einzufordern, und diese gaben wenigstens keinen Anlaß, die Gewerbefreyheit zu erweitern oder zu verallgemeinern. Seitdem ist die Sache geblieben, wie sie

war. Zugleich wurden im übrigen Deutschland, und hier noch mehr wie in Preußen, die Grundsätze der neuen Gewerbefreyheit angegriffen. Man gedenke nur der von der Göttinger gelehrten Gesellschaft veranlaßten Preisschriften von Langsdorf und Rau, so wie des Ziegler'schen Werkes über Gewerbefreyheit und seiner Rezension in der allgemeinen Lit. Zeit. 1821. N. 159 und 160. Vorzüglich merkwürdig wurden die Verhandlungen über diesen Gegenstand in dem Rheinlande Westphalen, und auf letztere beziehet sich die vom Hrn. Dr. Schulz gesammelte Reihe von Streitschriften.

Aber nur die von der königlich preußischen Verwaltung ausgegangene Thatsache konnte die wahre Einsicht in den Gegenstand und ein richtiges Urtheil darüber vermitteln. Hier mußten die einzig aus Erfahrung erlernbaren Vorzüge und Mängel, oder die versteckt nachwirkenden Unbilden eines jeden der beyden Zustände sich entwickeln und an das Licht treten. Man darf sagen, es gab dieß die rechte Feuer-, die wahre Läuterungs- und Reinigungsprobe. War die Zunftverfassung jenes nichtsnützige Ding, als welche man sie zu verschreyen anfing, dann mußte sie, sobald ein Simultaneum von Zunftwesen und von allgemeiner Gewerbefreyheit eintrat, während der ersten Jahre schon rettungslos zusammenstürzen.

Fiévée erzählt in seiner correspondance politique et administrative, daß er dem Kaiser Napoleon, als dieser jenes Schriftstellers Meinung über irgend eine wieder zurückzunehmende Einrichtung hören wollte, den Rath gegeben habe, sie aufzuheben; denn, will Fiévée hinzugesetzt haben, läßt sie sich aufheben, so hat sie entweder nichts getaugt, oder entspricht den Verhältnissen nicht ferner. Trotzt sie aber der Aufhebung, fährt sie fort, sich vindiziren zu wollen, so schlummert in ihr noch ein solcher Keim echten Lebens und Heiles, daß es unrecht, ja thöricht wäre, ihn unbenützt zu lassen. Von der deutschen Innungsverfassung ist Aehnliches zu sagen. Wenn sie sich nur einige Jahre noch neben der allgemeinen Gewerbefreyheit zu erhalten vermochte; so war dieß ein sicheres Anzeichen von der ungemeinen Heilsamkeit ihrer Natur, und man hatte zugleich den rechten Beweis für ihre Tüchtigkeit gewonnen.

So wichtigen Vortheilen mag sich der minder bedeutende anreihen, daß nun auch für Beurtheilung der das Zunftwesen abhandelnden Schriften ein tüchtiges Fundament, ein angemessener Maßstab erworben ist. Der Kampf auf dem Felde der bloßen Abstraktion hat sein Ende erreicht, und man darf den Lehrern der Staatswissenschaft Erfahrungen und Fakta entgegenstellen, die früherhin gemangelt hatten. Es wird daher auch natürlich und angemessen, hier mit einem Berichte anzuheben, der die

Ergebnisse und Wirkungen jenes nun beynahe funfzehnjährigen Simultanzustandes darstellt, ja sogar fast ausschließlich bey demselben stehen zu bleiben, und dem denkenden Leser selbst das weitere Urtheilen zu überlassen.

Wenn bey Einführung der allgemeinen Gewerbefreyheit das Fortbestehen der früheren Innungsverbindungen nachgelassen, das Zunftwesen also nicht mit Stiel und Stumpf ausgerottet ward, so geschah dieß wohl aus Berücksichtigung des früheren Nutzens der alten Zünfte, der sich einmal nicht abläugnen ließ. Es bestand solcher zum Vortheile der eigenen Betheiligten in dem Bestreben, die verschiedenen Nahrungszweige des städtischen Verkehrs so einzutheilen und wechselseitig zu beschränken, daß das Fortkommen jedes Gewerbetreibenden in dem einmal ergriffenen Fache möglichst gesichert wurde, eine Rücksicht, wichtiger wie die Perspektive auf einen Zustand, der nicht als Folge ungewöhnlichen Fleißes, sondern ungewöhnlichen Gewinnes Einzelner betrachtet werden kann. Zum allgemeinen Besten aber bewirkten die Zünfte die Fortpflanzung einer kunstfertigen Ausbildung, die Anwendung der erworbenen Kenntnisse bey der Arbeit, und Gewähr für deren Güte und Tüchtigkeit, wodurch sich Handwerks-Redlichkeit und Geschicklichkeit erhob, ferner Aufrechthaltung von Zucht und Sitte durch Aufsicht der Gewerbsgenossen, sowohl wechselseitig unter sich, als auf Lehrlinge und Gehülfen, wodurch Bürgertugend und Meisterehre begründet ward; endlich Benützung der vereinten Kräfte, um sich in Unglücksfällen gegenseitig zu unterstützen.

Indessen hatten sich auch bedenkliche Mißbräuche gebildet. Es beherrschte die Professionisten eine ängstliche Sorgfalt, nicht durch andere aus einem behaglichen Zustande verdrängt zu werden, in welchen sie durch einen Aufwand von Kräften und Gütern sich einmal gesetzt hatten, und man beschränkte die selbstständigen Meister eines Gewerbes auf eine bestimmte Zahl. So entstanden geschlossene Zünfte, an welche ausschließliche Gewerbsberechtigungen sich knüpften, die mit der Zeit sogar veräußerlich und vererblich, ja Grundstücken einverleibt wurden, wie unter andern mit der Brau- und Barbierstuben-Gerechtigkeit geschah. Dadurch hing der Betrieb gewisser Gewerbe nicht mehr von der Geschicklichkeit der Menschen ab, sondern ward ein verkäufliches Gut, welches bald an unfähige, in stumpfer Sicherheit fortwaltende Erben, bald an gewinnsüchtige Käufer gelangte, die sich für den theuer erworbenen Besitz schadlos halten wollten.

In Verhältnissen dieser Art, namentlich in dem eingetretenen Schließen gewisser Gilden, ist die Hauptquelle aller Mängel der Zunftverfassung zu suchen. Denn die bevorrechteten Meister



der geschlossenen Innungen waren kaum nach außen möglichst geschützt, als sie suchten, auch im Inneren der Gewerbe ihre Herrschaft auszudehnen. Sie ersetzten die geringe Anzahl der Meister durch eine so viel größere Anzahl von Gesellen, und konnten nun mit den gesammten Kräften der letzteren willkürlich schalten. Zur Hauptsache ward es ihnen, die Gewinnung des Meisterrechts zu erschweren, die Fortpflanzung der Kunstfertigkeit behandelten sie als untergeordneten Zweck. Daher entstand die Feststellung einer ungebührlich langen Lehrzeit, und eine gewisse Anzahl bestimmter Wanderjahre, auch die sogenannten Muth- oder Sitzjahre, nach denen jeder Handwerker an dem Orte seiner Niederlassung zuvor erst geraume Zeit als Geselle bey einem älteren Meister arbeiten mußte. Auch die kostspieligen unbrauchbaren Meisterstücke und die damit verbundenen Gelage schreiben sich daher. Geld fing an, die mangelnde Geschicklichkeit aufzuwiegen, und dieses Geld wurde dem angehenden Meister gerade zu der Zeit entzogen, wo er seiner am meisten benöthigt war. Es fehlte mithin alles Streben zur Vervollkommnung der Arbeit; die Handwerksgeschicklichkeit stand nicht allein still, sie mußte auch mit der Zeit verfallen. Ja die Gilden führten wohl gar Satzungen ein, welche der erwachenden Fabriksbetriebsamkeit entgegenwirken sollten, z. B. verhinderte Anwendung gewisser Werkzeuge oder neuer Erfindungen.

Nun aber schlug alles Gute der Zünfte zum Nachtheile aus. Statt Zucht und Sitte verständig zu fördern, übte jeder in seinem Kreise den widernatürlichsten Zwang aus, und man erduldete ihn in Erwartung einer Zeit, welche die Befugniß zur Wiederverübung geben würde. Die Behandlung des Lehrlings entwürdigte den Menschen, stiftete Nachtheil der Gesinnungen und stumpfte das Ehrgefühl ab. Die Aufnahmefeyerlichkeiten wurden läppische Ceremonien. In den Verhältnissen der Gehülfen war es fehlerhaft, daß der die Arbeit aufkündende Gesell bey keinem anderen Meister des Ortes arbeiten durfte. Die zur Erweiterung der Kenntnisse eingeführten Wanderungen arteten in Landstreicherey und Betteley aus, mit den Kundschaften ward polizeywidriger Mißbrauch getrieben, und das Herbergsunwesen gab zu Rottirungen Gelegenheit. Kurz, die Gesammtkräfte mancher alten Zünfte wurden nicht ferner zu heilsamen gegenseitigen Unterstützungen benutzt; ungezügelter Eigennutz verwandelte sie in feindliche Verbindungen gegen ihre Mitbürger, welche durch Bedürfnisse davon abhängig wurden, und das Uebel bedurfte, wo sein Extrem erreicht war, wirklich der Abhülfe um so mehr, als in den vorher gedachten, dem Reichsbeschlusse von 1731 gemäß ertheilten Gildebriefen die meisten der aufgezählten

Mißbräuche schon bestimmt verboten sind, und als diese Statuten, Generalprivilegien genannt, ungemein viel Gutes und Brauchbares enthalten, was nur in Vergessenheit gekommen war.

Merkwürdig ist hauptsächlich, daß, der nun beynahe funfzehn Jahre lang bestehenden Gewerbefreyheit zum troß, sich noch immer eine große Anzahl Gewerbetreibender zu den Zünften hielt. Der größte Theil hat freylich das Meisterrecht erworben, als die Verpflichtung noch allgemein war, jenen Körperschaften beyzutreten. Diese Mitglieder halten auch fernerhin fest daran, nicht aus Gewöhnung an altes Herkommen, sondern aus einer durch Erfahrung bestätigten Ueberzeugung von dem wohlthätigen Einflusse, welchen ein Geist der Ordnung und einer bestimmten Regel in gemeinsamen Angelegenheiten auf viele Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ausübt. Eine heilsame Zucht über ihre Lehrlinge und Gesellen ist dadurch leichter zu handhaben, und eine Menge kleiner Gewerbsstreitigkeiten wird unter dem Vorsitze ihres Gewerbs-Assessors — jederzeit einer Magistratsperson — schieds- und friedensrichterlich, gemeinhin aber zur beyderseitigen Zufriedenheit, geschlichtet.

Allein die Zahl der in diese Zünfte neu eintretenden Meister ist im Ganzen nur klein geblieben. Sie beschränkte sich vornämlich auf Meistersöhne, welche Gelegenheit gehabt haben, die wohlthätigen Früchte jener Ordnung kennen zu lernen. Auch konnte die Theilnahme daran nicht lebendig und allgemein seyn, weil ein Jeder das Unzureichende der jetzigen Verhältnisse erkannte. Freywillig entschließt sich Niemand, in einen engeren gesellschaftlichen Verband zu treten, der zwar Verpflichtungen auferlegt, aber durchaus keine Rechte gewährt, welche für anderweitige Aufopferungen entschädigen, oder wider die mannigfaltigsten Beeinträchtigungen Schutz verleihen. Doch beweiset das Fortleben der Institution in jenen Ueberresten immer, daß diejenigen Gewerbetreibenden, welche einen geregelten Zustand ihrer Angelegenheiten einmal kennen gelernt hatten, auch dessen Nützlichkeit einsahen, und ihm dann noch treu blieben, nachdem sie der früher genossenen wesentlichsten Begünstigungen längst verlustig gegangen waren.

Daß hingegen die gleichzeitig mitbestehende, oder vielmehr die dominirende allgemeine Gewerbefreyheit nicht geleistet habe, was man sich von ihr versprach, ist schon aus den lauten Klagen zu folgern, welche sich allseitig dagegen erheben, und sogar von denjenigen Gewerbsleuten getheilt werden, welche sich inzwischen, gerade erst durch diese Freyheit begünstigt, man möchte sagen verführt, niedergelassen haben. Freylich mögen die wahren

Veranlassungen zu jenen Klagen nicht von Allen aus einem gleich richtigen Gesichtspunkte beurtheilt werden. Folgen, die aus ganz anderen Verhältnissen entsprangen, werden oft solchen Umständen zur Last gelegt, mit denen sie eigentlich aller Verbindung entbehren. Mancher klagt über geschmälerten Verdienst und schlechte Zeiten, hat aber versäumt, sein Geschäft zu vervollkommnen. Ein Anderer verwechselt die Wirkung mit der Ursache. Es muß also streng geprüft werden, wie viel sich mit Grund auf die Rechnung der Gewerbefreyheit setzen lasse.

War es Absicht, die freye Aeußerung menschlicher Thätigkeit bey der Wahl und bey der Ausübung irgend eines Gewerbes nur so weit zu beschränken, als dieß polizeyliche Sicherheitsmaßregeln erheischen: so war doch wohl zu wenig beachtet worden, daß alle diejenigen Individuen, denen die Meister- und Bürgerrechte auf sehr leichte Weise eingeräumt wurden, derselben auch würdig und fähig seyn sollten, als selbstständige Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft aufzutreten; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die Menschen ihre eigenen Kräfte öfterer überschätzen, als ihnen mißtrauen, und daß sie dann durch deren falschen Gebrauch sich selbst, so wie der bürgerlichen Gesellschaft, in der sie leben, Schaden zufügen. Der Trieb, die eigene Lage zu verbessern, sich selbst überlassen, nimmt nur zu oft eine schädliche Richtung, und darum muß sie mehr oder weniger bestimmt werden durch Gesetze, ohne welche keine bürgerliche Gesellschaft bestehen kann, und keine wahre Freyheit denkbar ist. Die Menschen, sich selbst anheim gegeben, wenden ihre Kräfte sehr oft nur an, sich gegenseitig zu Grunde zu richten. Keinem Gesetze unterthan seyn, das nennt die Menge Freyheit; durch die Beschränkung also, welcher ein jeder selbst unterworfen ist, muß er verhindert werden, andere zu beschränken.

So ist der Hang, seine bürgerliche Selbstständigkeit zu begründen, eine der ersten Aeußerungen des Triebes nach Verbesserung der eigenen Lage. Nicht alle bereiten sich mit dem nöthigen Ernste dazu vor, und sammeln Erfahrungen und gründliche Kenntnisse ein. Die Meisten jagen mit aller Hast der Unbedachtsamkeit darnach, um nur, wie sie zu sagen pflegen, ihr eigener Herr zu werden, und gerade den Unverständigsten ist jener Hang am meisten eigen. Er darf also nicht genährt, er muß gezügelt werden, damit dem Leichtsinne und der Fahrläßigkeit nicht Vorschub geschehe.

Doch gerade dieses letztere geschieht durch die Gewerbefreyheit, weil sie jene Neigung begünstigt, indem sie die Berechtigung zu jedem Geschäftsbetriebe äußerst erleichtert. Man hat nämlich den Grundsatz befolgt, daß im Allgemeinen der selbst-

ständige Gewerbbetrieb oder der sogenannte Gewerbeschein Niemanden versagt werden dürfe, welcher eine Bescheinigung der Polizeybehörde seines Ortes über seinen rechtlichen Lebenswandel beybringt. Nun kann einem angehenden Bürger nur attestirt werden, daß er sich von den gröbsten Verbrechen rein erhalten habe; aber nicht hierauf, sondern auf den Besitz derjenigen Eigenschaften kömmt es an, welche ihn zum treuen Bürger und geschickten Meister stempeln. Dadurch wird denn so mancher verlockt, sich selbstständig nieder zu lassen, bevor er fähig ist, die mit der ersehnten Selbstständigkeit zu übernehmenden Verpflichtungen gehörig zu beurtheilen; bevor er Reife der Jahre, und die erforderlichen Kenntnisse besitzt. Eine leichtsinnige Jugend vertraut dem Glücke, und beginnt ein Gewerbe auf eigene Rechnung, während sie noch Jahre lang unter Aufsicht Anderer sich hätte ausbilden sollen.

Je zweifelhafter nun das Fortkommen derjenigen bleibt, deren Fähigkeit zu dem ergriffenen Geschäfte noch ungewiß ist, um so mehr wird der allgemeine Wohlstand gefährdet; denn gerade in der leichten Gelegenheit, sich auf eigene Rechnung ansiedeln zu können, liegt der Grund des baldigen Unterganges derer, die solches versuchen. Daß besondere Unglücksfälle sie nicht betroffen haben, hat die Erfahrung gelehrt. Größere Städte der preußischen Monarchie besitzen wohlthätige Anstalten zur Rettung verunglückter Bürger. Nur sogenannte Patentmeister, diese aber schaarenweise, meldeten sich zur Unterstützung bey jenen Instituten; doch jedesmal ergab die sorgsamste Prüfung, daß kein Mißgeschick, nur Unerfahrenheit und Leichtsinn jene unreif zur Selbstständigkeit gekommenen Menschen in Hülflosigkeit gestürzt hatte.

Mit solcher, der gröbsten Unerfahrenheit bewilligten Selbstständigkeit hängt die Unzahl leichtsinniger Ehebündnisse zusammen, welche das Schicksal ganzer Familien dem Zufalle Preis gibt, und die Menschenzahl mit Kranken und Bettlern vermehrt. Armuth und Sittenlosigkeit herrscht im Innern jener Familien, die Erziehung der Kinder aber wird in einem so schlecht begründeten Hauswesen auf das kläglichste vernachläßigt.

Weil sich auch Keiner durch den Schaden Anderer warnen läßt, so bleibt das Uebel in ungehinderter Zunahme. Denn der Einzelne, unfähig die Lage eines ganzen Geschäftes zu übersehen, hofft entweder auf die sogenannten besseren Zeiten, oder vermeint, durch Schlauheit und Geschicklichkeit seine Vorgänger zu übertreffen.

Alle diese Nachtheile treffen mit den Betheiligten zugleich das Ganze, und hauptsächlich die verständigen und redlichen

Gewerbsgenossen. Diese verlieren theils durch die gestiegene Konkurrenz, theils durch alle die kleinen, zum Theil unerlaubten Kunstgriffe und Mittel, welche die Patentmeister anwenden, um Käufer an sich zu ziehen, wie z. B. Anfertigung schlechter Arbeit zu wohlfeilen Preisen oder leichtfertiges Kreditgeben und nehmen. Wenig bekümmert das Wiedergeben den, welcher weder Vermögen noch guten Namen zu verlieren hat. Also auch andere Handeltreibende kommen durch ihn in Verlust, während die scheinbare Wohlfeilheit einer schlechten Arbeit den Käufer gleichfalls verkürzt. Denn nicht jeder Käufer ist auch erprobter Waarenkenner, und ihm fehlt das äußerliche Merkmal, wodurch er den geprüften, zünftigen Handwerker von dem patentirten unterscheiden könnte. So mangelt jede Gewähr, gute Arbeit an denjenigen Orten zu finden, wo man sie antreffen sollte; ja sie verschwindet zuletzt ganz aus dem Verkehre. Denn nicht ferner ist es Aufgabe, der höchstmöglichen Vollkommenheit nachzustreben, man trachtet nur, den Gegenstand mit gleißender Außenseite möglichst wohlfeil hinzustellen, und das Bedürfniß des Augenblicks auf die leichteste Weise zu befriedigen.

Hieraus entspringt nun weiter jener jetzt so häufige und höchst verderbliche Luxus, welcher in wohlfeilen Armseligkeiten verschwendet, und übertünchter Armuth den Anschein des Wohlstandes leiht, den Verbraucher aber durch die Ersparung, welche ihm vorgeheuchelt wird, nur täuscht. Denn, den gemachten Erfahrungen nach, haben in den Gewerben, welche unbedeutendes Betriebskapital und geringere Geschicklichkeit fordern, z. B. Schneider, Schuhmacher, Tischler u. s. w., sich mehr Meister, als sonst arbeiteten, ansäßig gemacht; demnach müssen von dem ehemaligen Verdienste eines Meisters und mehrerer Gesellen jetzt viele Familien leben, und dieß zieht keine Vertheurung der Arbeitsgegenstände nach sich. Die mehrere Wohlfeilheit der Lebensmittel kann dieß nicht verursachen; denn sie verschwindet gegen die zunehmende Erhöhung der Wohnungsmiethen und Abgaben. Aber die Gewerbtreibenden arbeiten eben schlecht, und ihre Familien bringen ein prekäres Daseyn von einem Tage zum anderen nur kümmerlich und nothdürftig durch. Zur Förderung der höheren Staatszwecke sind diese Individuen völlig unbrauchbar. Sie werden den Stadtgemeinden eine täglich drückendere Last schon jetzt, und bey unverändert bleibenden Verhältnissen. Aber in gewissen Zweigen wechselt die Mode schnell, oder die Sitte verändert sich gänzlich. Es geschehe also eins davon; es trete Krieg oder sonst ein Ereigniß ein, und die Noth muß grenzenlos werden. Denn dem Familienvater ist es schwer, oft unmöglich, sich von dem Orte, wo er

angesessen ist, mit den Seinigen wieder zu entfernen, und eben so sehr ist er gehindert, von einem Gewerbe zum andern überzugehen. Es entstehen mit einem Male Bettler, welche den Städten zur Last fallen.

Haben dagegen anstatt so vieler kleiner und hinfälliger Haushaltungen nur einzelne Gesellen für ihren Unterhalt zu sorgen; so wenden diese theils sich dahin, wo in ihrem Gewerbe Nachfrage nach Arbeitern ist, theils sind sie fähiger, und weil ihnen der Anspruch auf Verpflegung mangelt, geneigter, sich aus eigner Kraftanstrengung durchzuhelfen. Auch haben sie noch die Fähigkeit, zu einem andern Gewerbe überzugehen, sich erhalten, die der Familienvater einbüßt, welcher überhaupt bey jedem Wechsel seines Geschäftes vorsichtiger verfahren muß.

Man hat sich ferner von der Gewerbefreyheit eine zweckmäßigere Vertheilung der Arbeiten unter die Arbeiter versprochen, wie bey den Zünften; man hat vermuthet, das natürlich angemessene Verhältniß würde sich am sichersten und richtigsten herstellen, wenn die Kräfte mit ungehinderter Freyheit ganz sich selbst überlassen würden. Auch dieß ist nicht eingetroffen. Diejenigen Gewerbe, deren Betrieb der leichteste, sind am meisten übersetzt. Bey andern, wo größere Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit erforderlich ist, fehlen die ausgezeichneten Arbeiter, und mehr wie dem Gewerbe zugewendet, hat sich die Masse zum Kleinhandel gedrängt. Ein Beweis, wie gern aus Bequemlichkeit ein Erwerbzweig gewählt wird, der Gewinn ohne ermüdende Arbeit verspricht.

Die Handwerksgeschicklichkeit hat seit Einführung der Gewerbefreyheit sich auffallend vermindert. Seit dem fabrikartigen Betriebe leuchtet eine nur mäßige Kunstfertigkeit schon bedeutend aus der großen Klasse des Mittelmäßigen hervor, und die Erfahrung stiftet Verhältnisse, die Niemand berechnet, Niemand erwartet hatte, die aber alle falschen Lehren von den Wirkungen freyer Konkurrenz Lüge strafen. An die wenigen Geschicktern wenden sich vorzugsweise die Mitbürger, eben weil sie nur — ganz der Theorie zuwider — eine sehr kleine Wahl haben. Dadurch wächst der Gewinn jener im Verhältnisse zu dem ihrer Gewerksgenossen ungemein, und dieß setzt sie wieder in den Stand, ausschließlich die kostspieligeren Mittel für sich zu benutzen, welche der Arbeit einen hohen Werth geben und demnächst sich um so reichlicher belohnen, als die Mitkonkurrenten vernichtet sind. Diese, nun doch einmal für den Wettkampf zu schwach, suchen nicht durch Güte der Arbeit, sondern durch andere Künste sich Abnehmer zu verschaffen, und der schädliche Zustand der Extreme verbreitet sich immer weiter.

Es begreift sich aber auch nun, daß andere heilsame Zwecke

der Zunftverfassung, nämlich Fortpflanzung einer kunstfertigen Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen, die Erhaltung von Zucht und Sitte, und die Vereinigung zu gemeinnützigen Zwecken, nun völlig vernachläßigt werden. Die in der unvollkommensten Verfassung befindlichen noch zünftig gebliebenen Meister, können nichts Ersprießliches dafür thun. Und dennoch ist selbst die gegenwärtig noch unter den Gesellen solcher Meister bestehende Ordnung um vieles besser. Es hält sie ein gemeinsamer Verband noch zusammen und macht ihnen möglich, gemeinnützige Zwecke zu erreichen, z. B. Vertheilung von Krankenunterstützungen, Reisegeschenksgeldern u. s. w.

Aber leider setzen diese heilsamen Vereinigungen die Meister zu sehr in Nachtheil gegen die Gesellen. Die Zahl der letzteren vermindert sich wegen der Leichtigkeit, Patentmeister zu werden. Aus beyden Gründen aber, und wegen des Zusammenhaltens der Gesellen, steigert sich das Gesellenlohn über das Vermögen der Meister, denen nun auch aller Einfluß auf den Hauptvereinigungspunkt der Gesellen, das Herbergswesen genommen ist.

Eine wohlthätige Zucht, der die Gesellen sonst unterworfen waren, welche sie zur Ordnung anhielt, die aber nur eine innere Gewerbspolizey zu handhaben vermag, fällt ganz weg. Man läßt viel Ungebühr hingehen, weil keiner es weder mit sich noch mit andern so genau nimmt; dadurch verschwindet Strenge und Ernst aus allen Verhältnissen. Keiner hat zu besorgen, daß sein schlechtes Betragen zur Sprache kommen und seine Ungeschicklichkeit von sachverständigen Zunftgenossen jemals gerügt werden wird. Der Ausweg, einen Gewerbeschein zu lösen und sich mittelst aller ersinnlichen Kunstgriffe als unzünftiger Meister durchzuwinden, bleibt am Ende jedem übrig, er mag so unbrauchbar seyn als er will. Sogar der Lehre entlaufene Burschen konnten sich als Patentmeister etabliren und ihre Werkstätte neuen Lehrlingen zur Schule aufthun.

Es hindert aber die Gewerbefreyheit jede Art der gewerbepolizeylichen Aufsicht. Nur Geschäfte, welche den Zutritt der Obrigkeit unerläßlich fordern, z. B. Bestimmung der Lehrzeit in streitigen Fällen, Bestätigung der Zeugnisse für Lehrlinge und Gehülfen, nebst Aehnlichem, stehen Polizeybehörden zu, deren Beamten noch andere Verpflichtungen obliegen, da sie z. B. die Sicherheitspolizey einzelner Stadtreviere handhaben müssen; denn wem sonst könnte man jene Geschäfte übertragen? — Aber die ganze Stellung dieser überaus beschäftigten, zu einer steten Vigilanz bestimmten Männer hindert sie, auf das Technische und eigentliche Wesen der Gewerbethätigkeit einzugehen. Immer werden sie, wo das Betragen und wo die Geschicklichkeit der Gesellen

und Lehrlinge in Rede stehet, nur negativ bescheinigen können, nichts vom Gegentheile zu wissen. Solche Zeugnisse aber gewähren keine Ueberzeugung von der Geschicklichkeit und Tüchtigkeit angehender Bürger.

Ueberhaupt aber irrte die Theorie, wenn sie die Gewerbepolizey als einen Zweig der allgemeinen Sicherheits-Polizey betrachtete, und die Praxis beweiset das Unzureichende dieser Klassifikation. Denn die Sicherheits-Polizey, um öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten, muß das Auge ganz nach außen wenden und sich in rastloser Bewegung erhalten. Die sogenannte Gewerbepolizey aber wäre verpflichtet, durch stilles Wirken im engern Kreise der bürgerlichen Gesellschaft die Tugend zu befördern, auf diesem Wege alle gröberen Verbrechen im Keime zu ersticken, und Redlichkeit, eine gewisse Sicherheit im Geschäft und Geschicklichkeit zu verbreiten. Dieß zu bewirken, wird niemals im Bereich der Polizey liegen; man gebe ihr welche Mittel man wolle. Und wäre es auch möglich, immer würde zu diesem Endzwecke die große Masse erst wieder nach einer bestimmten Ordnung eingetheilt werden müssen, zu der sich jeder zu halten hätte. Nur dadurch ist eine Uebersicht so verschiedener Verhältnisse, wie sie der Verkehr der Menschen darbietet, zu vermitteln. Weiter, wie bis zur allgemeinen Uebersicht, dringt aber auch der Beamte niemals in dieser Region. Denn die wahrhafte Sachkenntniß, welche produktiv weiter wirken soll, kann nur hervorgehen aus den Gewerbsgenossen selbst; der Charakter, die Handlungsweise und die Geschicklichkeit der würdigsten Glieder jeder Innung muß sie bilden und befördern. Denn in demjenigen Kreise, wohin jeder durch sein gewerbliches Verhältniß gehört, kennt er die meisten seiner Standesgenossen, und ist auch von ihnen wieder gekannt. Ein geregeltes Korporationswesen bringt aber alle in noch häufigere Berührung, und dadurch entstehet jenes absichtslose und gegenseitige Bekanntwerden mit der Handlungsweise der andern. Niemand will unwürdig in den Augen seiner Mitbürger überhaupt erscheinen, am wenigsten aber in dem engeren Kreise, dem er angehört. So gedeiht eine heilsame Scheu, die, wenn auch anfänglich nur dafür besorgt, nicht gegen die äußeren Sitten und Gebräuche zu verstoßen, doch mit der Zeit tiefere Wurzeln schlägt und ein wahrhaftes Ehrgefühl erzeugt, welches alles Unrecht scheut und Handlungen meidet, die dem Gesetze widerstreiten. Einzelnes, was unter solchen Umständen der bestehenden guten Ordnung widerstrebt, wird auf eine ungehäßige Weise bald entdeckt und entweder schnell unterdrückt, oder doch mit verdienter Verachtung bestraft.

Wo Bürgertugend und Meisterehre sich auf diese Weise ver-

breiten, da erwacht durch Vereinigung der Gewerbetreibenden in Korporationen auch bald ein schönes Streben zu gemeinnützigen Zwecken. Ein Amt im gemeinen Wesen zu bekleiden wird zur Ehre; während nach eingeführter Gewerbefreyheit die größte Verlegenheit wegen Besetzung der Kommunalämter entstanden war, die sich noch dadurch steigerte, daß das simultane Bestehen der Zünfte und der freyen Gewerbe manche Scheelsucht zwischen zünftigen uud unzünftigen Meistern erzeugte, welche Anlaß fand, in die schlimmsten Verfeindungen auszuarten.

Weil man sich durch eine Konkurrenz, die den Abnehmern der Waare keinen Vortheil brachte, den Arbeitsverdienst kürzte, so jagte jeder, wie gut er konnte, nur seinem persönlichen Vortheile nach. Man fing vielerley an und empfand bey jedem Schritte die Folgen der Unerfahrenheit, ja des Mangels sogar der ersten Schulkenntnisse, und die rohe Beschränktheit des großen Haufens kam beklagenswerth an den Tag, weil ein Gewirr von tausend sich durchkreuzenden Interessen alles bessere Streben schon verschlungen hatte. Nun äußerten sich neben den Klagen über Nahrungslosigkeit auch manche unverhohlene Aeußerungen von Unzufriedenheit und Unmuth, die, leicht erkärlich, um so mehr Berücksichtigung verdienen, als durch sie eigentlich nur der sehnsüchtige Wunsch nach einer bestimmten Regel und nach einer festen Ordnung hindurchleuchtet.

Der schädlichsten Pfuscherey hat die Gewerbefreyheit einen solchen Vorschub geleistet, daß es fast unmöglich wird, ihr zu steuern. Es arbeiten nämlich sehr viele Gesellen und andere unberechtigte Personen ins geheim für eigene Rechnung, ohne Bürger geworden oder der Kommune beygetreten zu seyn. Es bestimme z. B. ein solcher Pfuscher einen Tag in der Woche zum Arbeiten für einen Patentmeister, die übrigen Tage der Woche aber arbeite er auf eigene Rechnung, so entzieht er sich jeder Kontrolle der Beamten; denn nur die Aufsicht der Gewerbtreibenden selbst kann hier wirken. Aber sie unterbleibt, weil sie unausführbar geworden; denn keine Genossenschaft erhält von dem Eintritte eines neuen Mitgliedes Kunde, und so muß jeder die Präsumption für sich behalten, daß er entweder einen Gewerbeschein besitze, oder für einen patentirten Meister arbeite. Das Vorgeben, für einen solchen patentirten Meister zu arbeiten, ist die Regel; daher wird denn auch die Einnahme an Gewerbesteuer geschmälert.

Bey so schädlichen Wirkungen, welche die Gewerbefreyheit mit jedem Tage zu vermehren drohete, muß es für ein wahres Glück anerkannt werden, daß den Korporationen ein simultanes Mitbestehen unverboten geblieben ist. Das Bedürfniß, sich aus dem trostlosen Zustande der Gewerbefreyheit zu retten, ward immer dringender gefühlt, und so traten dann zuerst die Kaufmann-

schaften in Berlin, Danzig, Stettin, Elbing u. s. w., auch das Tuchmachergewerk in Grüneberg abermals in Korporationen zusammen.

Wie erwünscht dies Ereigniß einer freywilligen Gildenerneuerung nun auch seyn mag; so besitzt es doch seine Schattenseite. Denn soll wohl, wenn das Bedürfniß der Korporationen vorhanden ist, dessen Einführung vom Willen und Entschlusse der Betheiligten abhängig bleiben? Nur die einsichtsvolleren Individuen werden jenen Entschluß fassen; ihre Anzahl aber, anstatt zu wachsen, vermindert sich, und das Hinzutreten der landesherrlichen Behörden scheint unerläßlich.

Mit Absicht brauche ich hier den Ausdruck »die landesherrlichen Behörden,« um das verfängliche Wort Staat zu vermeiden, welches mit ungemeinem Eifer wohl nur protegirt wird, weil es stets im Ungewissen läßt, ob man dabey den Regenten im Sinne gehabt, oder die Regierten, welche den Regenten gern zum Exekutor ihres Herrscherwillens machen möchten. Eine Restitution der Zünfte von Staats wegen könnte aber nach dermaliger Terminologie heißen, eine von den Gewerbefreyen selbst ausgehende Restitution, und diese möchte in vielem Betracht und bey manchem Gewerbe keine glücklichen Resultate geben. Von einer besseren Ordnung, welche die gegenwärtigen Patentmeister sich aus freyem Antriebe geben würden, dürfte wenig Heil zu erwarten stehen. Denn eine große Anzahl der Menschen, kurzsichtig genug, wählt nicht immer das Vortheilhafteste und Beste, sondern nur zu häufig etwas weit Unvollkommeners, bloß deßhalb, weil es näher liegt und bequemer zu erreichen ist.

Aber es kann auch hier gar nicht einmal von einem Anschließen an die neue Ordnung aus freyer Wahl die Rede seyn. Das erste Entstehen der Zünfte mag von ihr ausgegangen seyn; jetzt ist dieser Weg unzuläßig geworden. Die Untüchtigkeit wird sich der neuen Ordnung gewiß entziehen, sofern es ihr vergönnt ist, und sobald sich neue Meister abermals unzünftig außer dem Verbande nieder lassen können, so wird das nachtheilige Verhältniß fortgeführt. Es möchten sogar ausgezeichnete Gewerbtreibende, deren gründliche Kenntniß, wäre ihr Anlaß zur allgemeinen Mittheilung dargeboten, der Korporation die höchste Würde leihen könnte, dann entweder einzeln da stehen, oder sich unter sich verbinden und aus einem allgemeinen Verbande zurück ziehen, dem ein gewisser Grad von bürgerlicher Ehre nicht ferner inwohnet, und dessen Beschaffenheit zu einer Geringschätzung des Handwerkstandes führt, die aufhört, Vorurtheil zu seyn, wenn die Sache jene Gestalt gewonnen hat. Dem allen ist nur zu entgehen, wenn man der Meisterwürde abermals einen höheren Grad von Ach-

tung verleiht, was nur geschehen kann, sofern der fälschlich erleichterte Erwerb des Meisterrechts dem neuen Meister eine Würde und eine Berechtigung gibt, zu welcher der Anspruch durch Tüchtigkeit vorher nachgewiesen ist. Nur hierdurch wird sich abermals der Kern eines wahren Ehrgefühles bilden, von dem zu erwarten ist, daß es die Sucht, Alles mitmachen zu wollen, und das Bestreben der Menschen, trotz der verschiedenartigsten Vermögensumstände, es doch äußerlich einander gleich zu thun, den Luxus und die Vergnügungssucht unserer Tage ersticken werde.

Es ist aber allen Staaten, nicht bloß denen, welche die allgemeine Gewerbefreyheit eingeführt, eine Restauration der Gildeverfassung nothwendig, und es wird nach den gemachten eben angedeuteten Erfahrungen leicht werden, die Punkte aufzufinden, auf welche es ankommt, um sowohl den anerkannten Mängeln des alten Zunftwesens, wie den Nachtheilen der neuen Gewerbefreyheit zu entgehen.

Ersteres machte die Aufnahme der Gewerbetreibenden entweder ungebührlich schwer, oder in hohem Grade widerwärtig und lästig; letztere dagegen macht die Aufnahme viel zu leicht. Das Zunftwesen hatte sich mit äußeren Formen überladen und hing zu ängstlich daran; dieß schadete dem ursprünglich darin lebenden Geiste, und alle Anregung zu frischer fortschreitender Thätigkeit erstarb. Die Gewerbefreyheit hingegen entbehrt aller Formen, und dadurch fallen die heilsamsten Schranken nieder. Nur dem Leichtsinn und der Unerfahrenheit wird Raum gegeben; alle Ordnung löset sich mehr und mehr auf. Die Masse der Gewerbetreibenden wird ein verworrener Haufe, dem alles gemeinsame Leben entwichen ist, weil jeder nur privativen Interessen folgt.

Wenn sich die Wünsche hiernach auf eine Institution richten müssen, welche beyde Arten von Unbilden glücklich vermeidet, so wird diese, wenn sie, wie vorgedacht, der Selbstformation nicht anheim zu geben ist, doch auch keinesweges bloßes Produkt landesherrlicher Anordnungen seyn können. Wie die Staatsverfassungen, so müssen auch die Verfassungen einzelner Institute wachsen, und in gewisser Weise, bis zu einem gewissen Punkte, aus sich selbst und durch sich selbst zu Stande kommen. Auch in dieser Beziehung kommt viel darauf an, in der Ansicht die richtige Mitte zu treffen, und in der Ausführung diejenigen Maßregeln zu wählen, welche nach jener hinleiten. Da zeigen sich denn als die beyden ersten Grundgesetze die, daß jeder verpflichtet seyn muß, sich derjenigen Korporation anzuschließen, wohin er durch sein Gewerbe gehört; ferner, daß nur demjenigen ein Gewerbebetrieb gestattet werden darf, welcher seine Fähigkeit dazu nachgewiesen hat. Nicht überall, aber in einzelnen Fällen und unter gewissen

Verhältnissen, dürfte rathsam seyn, zur Beförderung einer heilsamen Selbstbildung der Innungen auch sogleich nach der Gleichartigkeit der Gewerbe, gewisse größere Abtheilungen anzuordnen, welche zur Erleichterung der Uebersicht als die Hauptgruppen der Gewerbewelt zu betrachten wären, und am nothwendigsten da scheinen, wo die Gewerbefreyheit bereits einen chaotischen Zustand hervorgebracht hat.

Ist man über diese drey Hauptpunkte im Reinen; so lassen sich auch gewisse Grundzüge für die allgemeine Verfassung sothaner Korporationen entwerfen, und zuerst müßte wohl die Frage wegen Nothwendigkeit geschlossener Zünfte auf die Bahn kommen. Gewisse wohlmeinende Verfechter des alten Zunftwesens behaupten nämlich, daß die Anzahl der Gewerbetreibenden dem vorhandenen Bedürfniß anzupassen, und daß darnach die Zahl der zünftigen Meister zu beschränken sey. Dieß aber gibt die Veranlassung zu einer zweyfachen Betrachtung, nämlich über die Sache selbst sowohl, als über die Neigung, an die Tüchtigkeit früherer Einrichtungen überhaupt zu glauben, und deßhalb an denselben so wenig wie möglich zu modeln.

Diese Neigung, ein beliebter Zielpunkt für die dürftige Spottlust unserer Tage, wird von den Anklägern eben sowohl übertrieben dargestellt, als mißverstanden und mißdeutet. Man hat aber erfahren, daß die verrufensten Satzungen früherer Tage erst nach ihrer Abolition über ihren herrlichen inneren Werth die nöthige Aufklärung gaben. Dieß war ein Beweis, daß man sich geirrt hatte, daß Blick und Urtheil das Wesen älterer Institutionen nicht ohne langes und sorgfältiges Wägen und Betrachten zu erforschen vermögen; endlich, daß man ungemein oft sich übereilt hatte, und daß es sehr leicht ist, in Uebereilungen der Art zu verfallen. Soll daraus nicht die Neigung entstehen, alle frühern Verhältnisse mit behutsamen Augen zu betrachten, und mit ihr eine geheime Präsumtion, für irgend eine tiefversteckte nicht leicht zu enthüllende Tüchtigkeit und Nützlichkeit sich bilden? Da mag denn so Mancher nicht unrecht thun, wenn er, sich nur ein Auge für das leicht sichtbare Schädliche zutrauend und besorgt, des scharfen Blicks für das innere Heilsame zu entbehren, die Regel feststellt, daß es bey der Wahl zwischen mehreren neuen Versuchen am gerathensten sey, dem Versuche einer Wiederbenutzung der früheren Verhältnisse den Vorzug zu geben. Dieß mag einer der Gründe seyn, aus denen sich ein sehr reger Eifer zu Gunsten der früheren Verfassungen hervorzuthun beginnt, und dem wohl ein zweytes Motiv noch sich zur Seite stellt. Der Rath, das Alte zeitgemäß zu modeln, zeigt sich gleichfalls verfänglich; denn er kann eben sowohl eine Ueberredung seyn, das Alte zu unter-

graben und stillschweigend aufzuheben, als ein Rath, es neu zu beleben. Daher mögen Männer, deren Charakterentschiedenheit die Schärfe der Einsicht übertrifft, es sich zur Regel machen, nicht beym Modeln, sondern beym Restauriren anzuheben, abwartend den Moment, wo die unerläßliche Nothwendigkeit zum Letzteren, wenn sie dringend sey, sich auch dringend genug anmelden werde.

Endlich ist es auch oft der Fall, daß von Schriftstellern die verborgene Trefflichkeit früherer Anstalten entwickelt wird, ohne alle Beziehung auf eine Wiederherstellung derselben. Man will nur das unbedingt Verworfene den Blicken der Unkundigen in seiner wahren Gestalt darstellen, will sie nur im Allgemeinen über den Geist früherer Zeiten aufklären, um diesen Geist wieder zu erwecken, nicht aber, um äußere Zufälligligkeiten zurück zu führen. Dieß alles zusammengeworfen, wird dann charakterisirt als Neigung zum Ultrathum, da es doch gewiß eine zur Wiedergeburt der Zeiten sehr heilsame, ja nothwendige Aeußerung ist. Denn selbst wenn man, wie in der folgenden Betrachtung geschehen soll, eben sowohl den Mißbräuchen der Vorzeit, wie den versuchten Neuerungen aus dem Wege gehen will, muß man, um auf keiner Seite zu viel zu thun, und um nicht das Gute mit anzugreifen, dieses nothwendig auch als Eigenthum der früheren Verfassungen kennen lernen, um dessen Herstellung nicht da zurückzuweisen, wo sie nützlich seyn würde.

Es scheint aber mit den geschlossenen Zünften nicht der Fall zu seyn, daß ihre Wiederherstellung für jetzt nothwendig wäre. Selten, und gegenwärtig am wenigsten, möchte sich der rechte Zeitpunkt treffen lassen, der eine Vermehrung der Meister erheischt; die Verminderung aber muß ganz der Zeit überlassen bleiben, welche späterhin erst durch den Untergang mehrerer Einzelnen das gehörige Verhältniß herstellt. Dieses möchte wohl, sofern nur die richtigen Maßregeln getroffen werden, sich aus letzteren selbst am glücklichsten erzeugen. Man schließe alle Unwürdigen und Unfähigen von der Theilnahme aus, stelle Bedingungen wegen der erforderlichen Qualifikation fest, und eine ungebührliche Ueberfüllung der Gewerbe wird von selbst wegfallen. Muß ein jeder warten, bis er die zum Gewerbebetrieb erforderliche Reife erlangt, ist dann aber der Zünftling gegen die Eingriffe der Untüchtigen gesichert: so wird durch den Umfang eines jeden dann sich bildenden Verbandes die nöthige Uebersicht gewonnen, und der Einzelne vermag zu beurtheilen, ob er denjenigen Beschwernissen sich unterwerfen soll, welche beseitigt seyn müssen, bevor er die Mitgliederzahl einer Gewerbsinnung vermehren darf.

Wichtiger ist die Eintheilung der Gewerbetreibenden. Tüch-

tiges wird nur geleistet bey heilsamer Beschränkung auf ein Hauptgeschäft. Wer alles verstehen und thun will, wird, wenigstens in der Jugend, nichts mit rechtem Ernste beginnen und darum auch wenig und gewiß nichts Ausgezeichnetes leisten. Daher die heilsame Theilung der Arbeiten, die jedoch eben sowohl in Fabriken übertrieben worden und unnatürliche Beschränkungen gestiftet hat, wenn man so weit ging, einzelne Gegenstände zu benennen, welche der Gewerbetreibende einer gewissen Art allein anfertigen dürfe. So z. B. schied die alte Zunftverfassung Schwarz-, Weiß- und Nagelschmiede, ferner Groß- und Kleinböttcher, und ein Pantoffelmacher durfte nicht einmal Schuhe anfertigen. Daher entstanden die nachtheiligsten Reibungen, und es hat sich rathsam gezeigt, Innungen zu bilden, in denen die Gewerbetreibenden gattungsweise vereinigt werden, und worin die einzelnen Gewerbe als Unterabtheilungen bestehen, so, daß jeder Gewerbetreibende zu einer dieser Gattungen sich zwar halten muß, dann aber auch alle Rechte besitzt, welche sämmtliche Arbeiter dieser Art als Mitglieder der gesammten Innung ausüben dürfen. Jene Hauptabtheilungen können auf manche Weise bestimmt werden. So würde die Herbeyschaffung, Zubereitung und Verarbeitung thierischer Stoffe in einer Unterabtheilung die Lohgärber, Weißgärber, Korduan-, Saffian- und andere feine Lederfabrikanten, Pergamentmacher u. s. w., in einer andern Unterabtheilung die Sattler, Riemer, Handschuhmacher, Kürschner, Täschner u. s. w. vereinigen. Eben so gehörten Tischler, Stuhlmacher, Ebenisten, Drechsler, Holzschnittarbeiter u. s. w.; ferner Huf- und Waffenschmiede, Zeug-, Zirkel-, Sägen-, Bohr- und Messerschmiede, Schlosser, Sporer, Windenmacher, Büchsenschmiede, Feilenhauer, Gürtler, Schwertfeger, Weiß- und Schwarznagelschmiede, Zweckenschmiede, Kupferschmiede und Klempner; demnächst als Weber alle Tuchmacher, Leinweber, Seidenwirker, Posamentirer, Baumwollenarbeiter u. s. w. zusammen, wie die Kaufmannschaft abermals eine eigene Korporation bilden zu müssen scheint.

Werden die Gränzen aller Innungen in dieser oder in einer ähnlichen Ausdehnung gesteckt; so sind die Klagen über erschwerende und kleinliche Beschränkungen beseitigt, die Unterabtheilungen aber nicht überflüssig geworden; denn diese dienen theils zur Erhaltung einer gewissen Ordnung, theils sind sie nothwendig, um Streitigkeiten unter den Gewerbsgenossen wie die gemeinsamen Angelegenheiten in der Kürze und ohne weitläuftige Schreibereyen zu schlichten. Wenn die Vorsteher der Unterabtheilungen innerhalb dieser letzteren wirken, so halten die Vorsteher der Hauptabtheilungen die verbundenen Theile glücklich zusammen, hindern die innerhalb dieser etwa zu besorgenden Aeußerungen eines



kleinlichen Gewerbneides, oder bringen sie leichter zum Austrage, wie vormals, wo Streitigkeiten dieser Art um so mehr und um so leichter entstehen mußten, je schärfer nahe verwandte Handwerke von einander geschieden waren, z. B. Nagelschmiede und Zweckenschmiede.

Ein anderer Vortheil, der aus solcher Anordnung der Gewerbseintheilungen zu erwarten ist, beziehet sich auf den eben so wenig zu begünstigenden, wie ganz zu hindernden Uebergang aus einem Gewerbe zum andern. Gut wäre es gewiß, wenn jeder Arbeiter der einmal ergriffenen Profession für immer angehörig bleiben könnte. Aber es ist nicht zu erzwingen, und unter den dermaligen Verhältnissen vielleicht kaum anzumuthen, da die geselligen Zustände sich überall zu unstät und zu bewegt zeigen. So dürfte es eine heilsame Auskunft seyn, wenn innerhalb der Unter- und der Hauptabtheilungen der Uebergang mehr erleichtert würde, wie das Uebertreten von der einen Hauptabtheilung zur andern. Die Fähigkeit und Geschicklichkeit zur einen Profession stehen der zur andern schon näher, und es wird möglich, eine Kunstfertigkeit zu erwerben, die durch das Probestück zu bekunden ist.

Auch einer zu beschränkten, zu engherzigen Behandlung des Geschäfts, scheint die Vereinigung mehrerer verwandter Gilden zu einer Hauptinnung entgegenwirken zu können. Wenn Zweckenschmiede und Nagelschmiede ihre eigene Zunft bilden, jede sich in sich ab-, jede die andere ausschließend, so muß der Standpunkt eines jeden Gewerkes zuletzt zum Kleinigkeitsgeiste herabsinken. Bildet sich aber aus allen diesen einzelnen Gilden ein gemeinsamer Innungsvorstand; so wird jene einseitige Beschränktheit bedeutend gemildert werden, und vielleicht gehen sogar heilsame Handwerksschulen, welche zwischen zu großer Allgemeinheit und zu kleinlicher Partikularbildung die glückliche Mitte halten, von jener Formation größerer Zunftganzheiten aus.

Die Bedingungen der Annahme zum Meister werden sich nach so mancher besonderen Rücksicht verschiedenartig gestalten. Eine positive Unbescholtenheit des Rufes, durch vollgültige Zeugnisse nachgewiesen, eine gewisse Reife des Alters, vor deren Erlangung sich zwar technische Kenntnisse, nicht aber Lebenserfahrungen, kaum tief begründete Geschicklichkeit erwerben lassen; ferner ein vorher erlangtes, nicht erst durch das Meisterthum mitgegebenes Bürgerrecht, und eine gewisse, zum Selbstbetrieb eines Gewerbes erforderliche Geldvermögenheit dürften nicht zu erlassen seyn, und müßten vielleicht vor der Anfertigung eines Meisterstückes schon nachgewiesen werden.

Dieses Meisterstück bildet einen, in mehrerer Betrachtung wichtigen Gegenstand. Man hat vieles dagegen erinnern wollen;

aber beachtenswerth bleibt es, daß die ehrenwerthesten Meister der zünftig gebliebenen Gewerke noch immer ein großes Gewicht darauf legen, und daß die bey Beurtheilung eines solchen Stücks anwesenden Gildegenossen recht gut zu beurtheilen wissen, ob die eigene Hand das Werk zu Stande gebracht, oder ob eine fremde Hand mitgewirkt hat. Auch thut der Gedanke, daß dereinst eine Probearbeit aufgewiesen werden muß, an sich viel, und gibt dem angehenden Handwerker vom Anbeginn seiner Laufbahn eine ernstere und würdigere Richtung. Aber es sind auch alle Geldübervortheilungen und zwecklose Schwierigkeiten, welche das alte Zunftwesen damit verband, sorgfältigst zu vermeiden. Man darf dem Anfänger Zeit und Mittel nicht zu einer Zeit rauben, wo er deren am nöthigsten bedarf. Darum kann ihm die Wahl des Gegenstandes überlassen bleiben, wenn er nur dem gewöhnlichen Gebrauch nicht ganz entfernt und sofern er gut gearbeitet ist. Bleibt aber auch die Wahl des Gegenstandes überlassen: so ist es doch gut, wenn der Lehrling eine Zeichnung oder einen Plan, vielleicht sogar einen Kostenanschlag von der Arbeit mit übergibt, damit beurtheilt werden könne, ob die Ausführung auch dem Vorsatz entsprochen hat. Von Zeit zu Zeit besuchen Gewerbsdeputirte den Arbeitenden, aber ohne ihm Kosten zu verursachen, und bemerken vielleicht ihre jedesmalige Anwesenheit in einem zu führenden Schaubuche. Wer die ordnungmäßigen Lehr- und Gesellenjahre endlich vollbracht hat, wird unverzüglich zur Probearbeit zuzulassen seyn. Wer sich vor Ablauf derselben bewirbt, muß während einer kurzen Probezeit einige zu seinem Gewerbe wesentlich gehörige Arbeiten unter Aufsicht und Beobachtung eines Meisters allein verrichten. Der Meisterbrief endlich ist ein so würdiges Dokument für das ganze bürgerliche Leben, daß er kaum zu erlassen seyn dürfte.

Gebühren können bey der Aufnahme zum Meister nicht ganz erlassen, aber sie müssen mäßig gestellt und dürfen nicht verschwendet werden. Ihre Bestimmung sey, als Einlage in die gemeinschaftliche Kasse zu dienen, welche so manche außerordentliche Ausgabe zu tragen hat. Beyträge zu Ergötzlichkeiten mögen ehedem unschädlicher gewesen, wie jetzt, wo man dem leidigen Wirthshausverkehr nur zu sehr zu fröhnen geneigt ist.

Auch manche gemeinnützige Anstalt möchte sich, nachdem die Gewerbetreibenden in einige größere Hauptkörper abgetheilt worden sind, mit diesen letzteren verbinden lassen, als z. B. Unterstützungen unverschuldet verarmter Meister, Beysteuer an hülflose Kranke, vielleicht sogar Sterbekassen, hauptsächlich aber die Errichtung und Unterhaltung von Handwerkschulen. Das Bedürfniß und der Zweck dieser letztern ist von doppelter Art. Der Eigennutz und

die Erwerbsucht unserer Tage, auch das oft plötzlich eintretende Verarmen solcher Familien, die ohne Ueberlegung übereilt einen eigenen Hausstand gründeten, verleitet oder nöthigt manche Aeltern, den Knaben viel zu früh als Lehrling einem Meister hinzugeben, der ihn wohl benützt, nicht aber ausbildet, und so kommt es, daß seit eingeführter Gewerbefreyheit ein Theil der Jugend fast alles Unterrichts verlustig gehet, mithin sich eine Rohheit, Stumpfheit und Unwissenheit im Stande der Handwerker verbreitet, von der es kaum eine Vorstellung gibt. Wo sich ein angeborner Trieb vorfindet, da wendet er sich, dieß liegt in der gesetzlich geförderten Gewinnsucht, nur auf das Erlernen der Nutzen verheißenden Gegenstände, also auf das Erlernen der Profession. Beym Landmanne, welcher in der Werkstätte der Natur wirkt, ist dieß nicht so schädlich, nicht so tödtend wie beym Gewerbsmanne. Denn jedes Metier zieht sich zurück auf die Zubereitung eines einzelnen konventionellen Gegenstandes menschlicher Bedürfnisse von gewöhnlich sehr einseitiger Beschaffenheit, und wer diesen einzig und allein handhabt, ohne Kunstliebe zu hegen, nur das fabrikenmäßige Prinzip der Arbeitsbeschleunigung kennend, dessen Geist muß sich abstumpfen, der muß verdummen.

Leitet diese Rücksicht auf das Bedürfniß solcher Schuleinrichtungen, an deren Besuch und Benutzung die Gewerbetreibenden selbst ein Interesse nehmen, weil sie von ihnen selbst ausgehende Institute sind: so ist der traurige Geist einer leeren Allgemeinheit der Bildung in den mehrsten Erziehungsanstalten eine zweyte nicht minder dringende Aufforderung, Handwerksschulen zu stiften. Es ist nun einmal der Geist der heutigen Pädagogik, aus der Jugend so früh wie möglich Weltbürger zu schaffen und ihr eine Bildung zu leihen, die, von recht vielen Dingen die Oberfläche gebend, das Fernste mit dem Nächsten gleich stellt, so, daß dem angehenden Bürger fast ein lebhafteres Interesse für Amerika, wie für seine Stadt und für sein künftiges Gewerbe eingeflößt wird. Dieser schädlichen Richtung entgegen zu wirken und gleichzeitig den vorher gedachten Mängeln abzuhelfen, dürften Handwerksschulen, deren Einrichtung den Hauptinnungen allein zu überlassen wäre, gute Dienste leisten. Es müßten nämlich diese Anstalten vorzüglich auf das Praktische gerichtet seyn, und zugleich den Lehrling, ja noch den angehenden Gesellen empfänglich machen für diejenigen guten Eigenschaften, welche gleichsam als das Privateigenthum seines Standes, ja oft seines Gewerbes zu betrachten und in sofern ihm die wichtigsten sind. Endlich müßten sie eine möglichst geringe Zeit in Anspruch nehmen, etwa sechs Stunden in der Woche, die sich leicht abmüßigen lassen, und gar nicht hindern dürfen, daß wohlhabendere Knaben, z. B.

Meistersöhne nächst den Handwerksschulen auch noch die allgemeinen Schulen besuchen können. Man ist dermalen so sehr beflissen, das angehende Geschlecht nur zu absoluten Menschen zu bilden, und dieß wird noch so lange fortdauern, daß vorläufig nur durch eine in einem andern Geiste operirende Gegen- oder Partikularanstalt die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen ist. Handwerksschulen hätten bloß die praktische Individualität der Gewerbsklasse zu berücksichtigen, und wären deßhalb möglichst gegen jeden Einfluß zu sichern, den andere als zünftige Gewerbsmänner auf sie ausüben möchten. Je mehr diese Anstalten unter alleiniger Kontrolle der Meister stehen, um so mehr dürfte Ruhe, Zufriedenheit und gründliche Tüchtigkeit wieder von ihnen ausgehen und bey dem Stande der Handwerker einkehren.

Wahrscheinlich möchten auch die Verhältnisse der Lehrlinge zum Meister sich besser gestalten, wenn diesen unter dem Vorstande der größeren Zunftabtheilungen gestellte Institute zur Seite stehen. Die Fälle, wo der Meister seinen Lehrling mißbraucht und unwürdig behandelt, ihm unziemliche Verrichtungen aufbürdend, sind eben so häufig, wie die, wo dem Meister eine sehr ausgedehnte Gewalt erforderlich ist, um einen übermüthigen Lehrburschen zu zügeln. Wie der Lehrling Pflichten gegen den Meister, so hat dieser sie gegen jenen zu erfüllen; aber beyde sind so schwankender Natur, daß eine genaue Feststellung gleichsam unmöglich scheint. Nirgend wird daher das Bedürfniß einer bestimmten Regel und die friedensrichterliche Gewalt eines Zunftverbandes dringender gefühlt, als wenn es darauf ankommt, beyde Theile zur Erfüllung ihrer Verpflichtung anzuhalten.

Eine andere Frage betrifft die Dauer der Lehrzeit. Diese letztere wird sich schwerlich im Allgemeinen und für alle Fälle bestimmt festsetzen lassen, und man dürfte daher genöthigt seyn, ein Maximum und ein Minimum in dieser Beziehung anzuordnen. Wenn man erwägt, wie viel Zeit verloren geht, bevor sich ein Knabe nur auf das allgemeinste in einem Geschäftsleben zurecht findet, wie sehr auch manches Gewerbe theils durch die Jahreszeit, theils durch die Bedürfnisse der Menschen einem gewissen Wechsel unterliegt: so dürfte eine zweyjährige Lehrzeit die kürzeste seyn, damit der Lehrling des Gesehenen und Erlernten recht inne werde, hauptsächlich dann, wenn mit dem betreffenden Gewerbe ein höherer Grad mechanischer Geschicklichkeit verbunden ist. Allein wenn dem Meister die Kräfte seines Lehrlings nur auf eine so kurze Zeit überwiesen bleiben; so wird jener nicht genügend für die dem letzteren ertheilte Unterweisung, welche ohne Zeitverlust nicht denkbar und mit Schaden durch das Verderben von Handwerkzeug und Materialien verknüpft seyn muß, entschädigt. Ver-

mögen nun die Aeltern des Knaben nicht den Meister schadlos zu halten; so muß dieser in bedeutenderen, späterhin unentgeldlich zu erwartenden Diensten seine Befriedigung suchen, und es wird nöthig, eine längere Lehrzeit zu bewilligen, auch wenn die Handwerksgeschicklichkeit früher erworben wäre. Man hat aber erachtet, daß ein Zeitraum von vier Jahren das Maximum sey.

Wenn dieß darauf führt, daß in jedem Falle zwischen dem Meister und zwischen den Aeltern des Lehrlings ein schriftlicher Vertrag über die Dauer der Lehrjahre aufzurichten sey, bevor ein Lehrling eingeschrieben wird; so scheint doch nöthig, auch diesem Geschäft noch eine gewisse Probezeit vorangehen zu lassen, binnen welcher das Verhältniß mit jedem Augenblicke aufgelöset werden kann, damit beyde Theile sich gegenseitig genauer kennen lernen, bevor ein Vertrag sie auf lange Zeit fester bindet. Gewiß kann dadurch so mancher unangenehmen Mißhelligkeit vorgebeugt werden, die unvermeidlich ist, wo beyde Theile wenig für einander passen.

Eine etwas strenge Zucht und Anhalten zum Fleiß schadet nie, und Uebung im Gehorsam ist für das ganze Leben dienlich; die brauchbarsten Meister wurden gebildet, wo diese Bedingungen vorangegangen waren. Sogar ist es nicht schädlich, wenn der Lehrling im ersten halben Jahre manche kleine häusliche Verrichtung, versteht sich unter der nöthigen Einschränkung, übernehmen muß. Es bewahrt vor falschem Stolze und gibt eine gewisse, für das ganze Leben heilsame Fügsamkeit und Anstelligkeit. Nur darf nie der Hauptpunkt, die Erlernung des Handwerks, darüber vernachläßigt werden, auch einzig und allein der Meister berechtigt seyn, dergleichen Verrichtungen aufzutragen.

Ferner hat man rathsam erachtet, selbst für jeden Lehrling, der zum Gesellen frey gesprochen seyn will, eine gewisse Prüfung anzuordnen, sogar in technischer Hinsicht ein Probestück von ihm zu erfordern, und wenn er auch nur eine im Dienste des Meisters musterhaft angefertigte Probearbeit vorzeigen sollte. Es läßt sich denken, daß das Bestreben, gut zu bestehen, eine gewissenhafte Anwendung der Lehrzeit befördern, sogar den Meister antreiben werde, den Lehrling gut zu unterweisen, weil die Unwissenheit seines Zöglings ein nachtheiliges Licht auch auf ihn wirft.

Nächst den Verhältnissen des Lehrlings kommen die der Gesellen in Betracht, und hier zunächst das Wandern der letzteren. Man hat viel für und wider dasselbe geschrieben, und es scheint in vieler Beziehung eben so bildend für den Einzelnen, als nützlich für das Gemeinwohl zu seyn. Der Gewanderte sammelt Lebenserfahrungen ein, die sich in allen seinen künftigen Verhältnissen bewähren; nur muß der Mißbrauch, ein

müßiges Umhertreiben, verhütet werden. Ein dem Gesellen mitgegebenes Wanderbuch, worin alle Meister, bey denen er in Arbeit gestanden, ihr Zeugniß über ihn eintragen, und woraus ersichtlich wird, wie lange er sich überall aufgehalten, dürfte jenem Zwecke ein Genüge leisten. Es braucht aber das Wandern darum nicht Zwangsbedingung zu werden, sondern kann Ehrensache bleiben. Eine im Meisterbriefe rühmlich erwähnte löblich vollführte Wanderschaft gebe z. B. einen vorzugsweisen Anspruch auf die Ehrenstellen und Vorsteherämter in den Gilden.

Sind die Wanderschaften nützlich, so müssen auch die damit verbundenen Geschenksgelder fortbestehen; denn die Sitte, dem Fremden gastfreundlich entgegen zu kommen, ist eben so erfreulich und ehrwürdig, als sie dem Bedürftigen eine ersprießliche Hülfe gewährt. Nur frägt sich, ob der Reisende noch immer Wohnung und Kost auf der Herberge empfangen soll. Früher, als es noch nicht überall Wirthshäuser gab, mochte das Aufnehmen in die Herberge zweckmäßig seyn, und daß sich das Herbergswesen noch immerfort erhält, ist daraus zu erklären, daß die Gesellen einen Ort für ihre regelmäßigen Zusammenkünfte bedürfen, in denen sie die Auflage zahlen und ihre gemeinsamen Angelegenheiten besorgen. Jetzt sind es leider die Schenken und Bierhäuser geworden, welche das Lokal zu jenen Geschäftsversammlungen gewähren, und dadurch ist es gekommen, daß die Versammlungen auf der Herberge ihrer ursprünglichen Bestimmung untreu geworden sind, als Anlaß zu Gelagen betrachtet werden, und Gelegenheit zu Streitigkeiten, die oft blutig enden, ja zu Auftritten bieten, die sogar die öffentliche Ruhe in Gefahr setzen könnten. Die Herberge gibt den Gesellen zu jeder Zeit einen Vereinigungspunkt, und fast jedes Mal finden sie dort einen Anlaß zu den trivialsten Zwistigkeiten. Hier wird der freygesprochene Lehrling förmlich und feyerlich in ihre Gemeinschaft aufgenommen, nachdem er sich, wie der Ausdruck lautet, mit ihnen abgefunden hat, und hier wird es gerügt, wenn er die einem Gesellen angeblich gebührende Ehrerbietung verletzt hat; d. h. er muß beydes mit Geld abkaufen, oder Strafe am Körper dulden, Unbilden, welchen die Obrigkeit kaum steuern kann, weil die Verletzten Klage zu führen scheuen. Ist nun das Herbergehalten auch außerdem noch schädlich, weil hier die tonangebenden Schreyer die andern Gesellen zu Trinkgelagen ermuntern, woraus der regelmäßige Müßiggang auch noch am Montag entsteht; so wird es sich um so mehr zu gehörigen Versammlungen unbilden lassen, als durch Zerlegung des ganzen Handwerksstandes in gewisse Hauptinnungen das Mittel erleichtert wird, ein Versammlungsgelaß zu gewinnen, welches mehreren Zwecken entspricht und nicht gerade in Schenken und Wirthshäusern ge-

wählt zu werden braucht. Fielen aber hierdurch die Herbergen als Verpflegungsorte für den Wandernden von selbst weg; so kann ihm der Betrag, bis wie hoch sich seine Zehrung belaufen darf, bar eingehändigt werden.

Mit der Aufnahme eines Gewerbsmitgliedes waren stets gewisse Feyerlichkeiten verbunden, und sie dürften unter angemessenen Beschränkungen beyzubehalten seyn. Den Mißbrauch derselben bey den Zusammenkünften untersagen schon die Gewerbsprivilegien. Wenn die Annahme des Lehrlings etwa die Anwesenheit der Aeltern und des Gewerbs-Altmeisters erfordern dürfte; so erscheint der Eintritt in den Gesellenstand schon bedeutender, theils weil der angehende Gesell ein Zeugniß ablegen soll, was er erlernt hat, theils weil er die bürgerliche Selbstständigkeit erwirbt, nun unabhängig zu wählen, wem er seine Arbeitskräfte widmen will. Die Aufnahme eines Meisters müßte wohl an einem Hauptversammlungstage vor dem Innungsvorstande geschehen; denn es muß das Meisterstück begutachtet, der Meisterbrief vorgelesen, der neue Meister eingeführt werden.

Eine besondere Rücksicht erfordern in unseren Zeiten noch die Landhandwerker. In wiefern man das städtische Gewerbe gänzlich zusammenziehen und von dem Lande entfernen soll, darüber ist vielfältig gestritten worden. Es kommt dabey so sehr auf Feststellung der bedeutenderen Standpunkte für die Staatskunde, auf so viel Nationales, Oertliches und Individuelles an, daß man einzig und allein den jetzigen Stand der Dinge berücksichtigen kann. Dermalen aber werden in den meisten Staaten auch die Dörfer von Handwerkern aller Art bewohnt; und man würde sehr unrecht daran thun, sie dort nicht lassen zu wollen. Nur müßte auch auf dem Lande jeder angehende Meister bey dem ihm zunächst liegenden förmlich konstituirten Gewerk seine Fähigkeit nachweisen, dort das Meisterrecht gewinnen, und seine Lehrlinge bey demselben ein- und ausschreiben lassen. Denn wenn auch der Stamm der Hauptgewerke immer in den größeren Städten bleiben wird; so weiset doch das wohlfeilere Leben auf dem Lande darauf hin, daß sich gewisse Zweige der Handwerks-Industrie auch über dieses verbreiten dürfen, ohne Besorgniß zu erwecken, daß sie den Grundcharakter der Landgemeinen untergraben werden.

Eine wichtige Rücksicht verlangen dermalen die Fabriksverhältnisse. Es dürfte zu begünstigen seyn, wenn sich Fabrikanten gewisser Art in eine besondere Korporation begeben wollten. Der Fabrikunternehmer selbst muß freylich die Berechtigung genießen, alle diejenigen Arbeiten, deren er zur Vollendung eines

Fabrikats sowohl, als zur Herstellung der dazu nöthigen Maschinen bedarf, unter seiner Leitung anfertigen zu lassen. Aber er sollte billig entweder derjenigen Innung beytreten, mit der sein Geschäft am meisten zusammenhängt, oder er müßte sich förmlich zur Korporation der Kaufmannschaft halten, um so mehr, als Inhaber bedeutender Fabriken kaufmännische Rechte behaupten. Lehrlinge wird der Besitzer einer Fabrik, welche mehrere Gewerbe vereinigt, nur halten dürfen, sofern er selbst Meister eines bestimmten Gewerbes ist. Dagegen müßte Gesellen und Meistern der verschiedensten Art gestattet seyn, für eine Fabrik zu arbeiten, ohne sich dadurch den besonderen und allgemeinen Gewerks- und Innungsgesetzen entziehen zu können. Ob große Fabrikanlagen oder ein Werkstättenbetrieb vorzuziehen sey, bleibe hier unerörtert. So viel scheint gewiß, daß erstere nicht künstlich hervorgerufen oder vorzugsweise aufgemuntert werden dürfen, sondern aus dem natürlichen Bedürfnisse entstehen müssen, wenn sie gedeihlich wirken sollen. Uebrigens zeigt die Erfahrung, daß beydes neben einander bestehen kann, sich wechselseitig unterstützen muß, und in manchen Fällen gerade die ersteren die letzteren erzeugen.

Auch die Handeltreibenden in Korporationen zusammen zu ziehen scheint sehr vortheilhaft. Wenn es in den preußischen Staaten mit der wechselfähigen Kaufmannschaft bereits geschehen ist, so dürfte eine genügende Nachweisung der Qualifikation bey der Aufnahme ein wichtiger Punkt der Statuten seyn. Derjenige, dessen Büchern gerichtliche Beweiskraft gegeben wird, sollte doch nachweisen müssen, daß er selbst die Buchführung versteht, und der Wechselfähige müßte gezeigt haben, daß er eine gewisse Kenntniß des Wechselrechts besitzt. Aber der wahre Handel; nicht jener, der sich nur durch Schlauheit auf Kosten seiner Mitbürger ungemessen bereichern will, setzt achtungswerthe Handelskenntnisse, Waaren-, Erd- und Naturkunde voraus. Wenn man erwägt, daß der wahre Kaufmann umsichtiger Verleger der Landeserzeugnisse seyn, daß er durch das Erleichtern des Verkehrs und das Anknüpfen neuer Handelsverbindungen die Industrie der Gesammtheit fördern, und damit den Wohlstand des ganzen Landes heben soll; so muß man dringend wünschen, daß ihm hierzu nicht nur die nöthigen Kenntnisse und Einsichten, sondern auch angemessener Sinn und Gesinnung zu Theil werden möge, und das Ganze der Kaufmannschaft hätte den wichtigsten Anlaß, in größerer Ausdehnung, wie die vorerwähnten Handwerksschulen, sich zur Gründung von Handlungsschulen zu verbinden.

Auch die Korporation der Kaufmannschaft müßte in mehrere Unterabtheilungen gebracht werden. Sie zerfällt fast von selbst in Banquiers, Kolonialwaaren-, Manufakturwaaren-, Wein-, Getreide- und andere Rohprodukten-Händler, nächstdem in Fabrikanten und Detaillisten. Diese Handlungszweige sind sehr von einander verschieden, und dieselben äußeren Ereignisse üben oft den entgegengesetztesten Einfluß auf jeden Einzelnen aus. Es ist aber nutzlich, nicht blos, daß Männer gebildet werden, die jeden einzelnen Zweig allen seinen Bestandtheilen und geheimsten Rücksichten nach gründlich kennen, ja vollkommen durchdringen, sondern auch, daß so viel wie möglich sich eine gewisse feste Regel und Ordnung für jede Gattung des Handels normativ bilde und konsolidire. Es gibt gewisse Kunstgriffe, welche einen Gewinn gewähren, der im Grunde nur aus ungebührlichen Uebervortheilungen entspringt, und der mit der Zeit dem ganzen Handelszweige so schädlich wird, daß das Geschäft, weil es in unwürdige Hände übergehet, aufhört, Gegenstand des kaufmännischen Erwerbs zu seyn. Der Handel mit manchen Artikeln könnte eine Gestalt, wie sie bey anderer Gelegenheit in diesen Jahrbüchern geschildert worden ist, nicht angenommen haben, wenn er eine solche Regel, wie jene, besäße, und wenn eine zweckmäßige korporative Verfassung verhindert hätte, sie zu verlassen und zu vernichten. Es kommt hier auf Erfordernisse an, welche die landesherrlichen Verwaltungen nicht zu erzwingen, welche nur die korporativen Kräfte und Wirksamkeiten zu erfüllen vermögen, durch den Geist, den sie gründen können. Dem Menschen ist vergönnt, jede seiner Thätigkeiten zu einem Werke der Kunst, ja selbst zu einer Verrichtung der Religion zu erheben. Es ist dieß mit dem Handel nicht blos eben sowohl möglich, wie mit anderen Gewerbsgattungen, sondern es kann auch der Kaufmann das würdige Geschäft, heilsame Verbindungen unter den Menschen zu stiften, auf die schönste und ausgedehnteste Weise veredeln, je nachdem er den einen oder den andern Geist hegt. Der Mensch gewöhnt sich, indem er den Blick auf die Verhältnisse der Welt und auf die Natur der Dinge heftet, dabey entweder nur auf die Nahrung zu denken, welche sein Eigennutz und seine Gewinnsucht aus willkürlichstem Benützen der Zeitzustände ziehen könnten, oder verständig die wohlthätigen Verbindungen zu überlegen, welche daraus für seine Mitbrüder zu stiften sind. Es wird ihm ein angenehmes Geschäft, Beförderer solcher Verbindungen zu werden, und er hegt die Ueberzeugung, daß wenn er hilft, dieselben klug und gewissenhaft zu Stande zu bringen, auch ihm persönlich der wohlverdiente Lohn nicht ent-

gehen werde. Wie viel edler nicht blos, sondern auch beglückender ist diese letztere Sinnesweise im Vergleiche zur ersteren, und in welcher anderen Pflanzschule kann sie gedeihen, als in der Pflege derjenigen Gesammtheit, die selbst schon den Entschluß gefaßt hatte, nach jenen Grundsätzen zu verfahren.

Freylich ist jetzt der Handel mehr denn je unangenehmen, von außen eindringenden Fluktuationen unterworfen, und gleichsam plötzlichen Windstößen ausgesetzt, welche ihn ergreifen, wie haltungslos zusammengewirbelte Sandwolken. Aber dies traurige Verhältniß hätte wohl kaum in so schädlicher Weise entstehen können, wenn der Handel jenen unvermittelten Stürmen einen wohl organisirten Zustand hätte entgegensetzen können. Manche schädliche Richtung erlahmt und erstirbt einem wohlgeordneten Organismus gegenüber. Ein tüchtiger Korporativverband aber hält der Anarchie lange und wirksam das Widerspiel, ja pflegt deren hartnäckigster Widersacher und gewöhnlich der Retter aus derselben zu seyn. Deßhalb würde man wohl thun, auch das Gewerbe des Handels, nach Analogie der Andeutungen für die übrigen Gilden, in eine Hauptabtheilung mit mehreren Unterabtheilungen um so mehr korporativ zusammen zu fassen, als in ihm einer der ausgebreitetsten Geschäftszweige der Menschen zu erblicken ist, der die vielseitigste Bildung und die Berücksichtigung der meisten Individualbeziehungen erfordert.

Wenn es nun Vervollkommnungen sind, welche diese Vorschläge dem Großhandel zu gewähren beabsichten, so verlangt dagegen der Kleinhandel auf das Dringendste eine bestimmte Ordnung, weil ohne dieses alle andern Maßregeln zur Anordnung der Gewerbeangelegenheiten fruchtlose Versuche bleiben. Seit Einführung der Gewerbefreyheit warf sich fast alles auf den Kleinhandel. Es ist wohl keine bedeutende Stadt, in welcher die Anzahl der Gewölbe und offenen Läden nicht über Verhältniß zugenommen hätte. Die Gewerbesteuerliste Berlins zählte im Jahre 1810, 2677 Handeltreibende, im Jahre 1823 waren deren 4137 vorhanden, und die Vermehrung steigt noch immer. Aber hierin ist kein Zeichen von zunehmendem Wohlstande zu suchen. Wer zum Kramhandel greift, ist Menschen zu vergleichen, die beym Hazardspiele ihr bares Geld oder die erborgten Thaler einigen Karten anvertrauen. Kein Gewerbe fröhnt mehr dem verderblichen Hange, im blinden Vertrauen auf das gute Glück einen Gewinn zu erlangen, und dabey im stumpfen Müßiggange oder mit leichter Arbeit sein Tagewerk zu vollbringen. Es entstehet dabey eine Konkurrenz, die, das Bedürfniß weit übersteigend, keine Schranken kennt. Jeder Ankömmling traut

sich mehr Schlauheit zu, und erwartet ein besseres Glück, als sein Vorgänger gehabt. Er tritt schon mit dem Vorsatze auf, den Nachbar durch neue Kunstgriffe zu überflügeln und zu Grunde zu richten, und geht darüber selbst zu Grunde. Fremdes Beyspiel warnt nicht; der Kramhandel ist eine Pharobank, zu welcher sich die Spieler unbesonnen hindrängen; und sehen sie ihren Untergang herannahen, dann werden die Gränzen der strengen Rechtlichkeit nach und nach immer mehr überschritten.

Zuerst soll die Kundschaft durch wohlfeile Preise erworben werden. Der Anfänger, zuerst ohne Nutzen, sogar mit Schaden verkaufend, rechnet auf Schadloshaltung durch einen späteren Preisaufschlag, der nicht durchzusetzen ist. Nun schafft er Waaren von gleißender Außenseite an, denen die innere Güte mangelt, und deren scheinbare Wohlfeilheit blendet. Die Waaren werden kleinlich angepriesen, lästig aufgedrungen, endlich verborgt, und dadurch die Begehrlichkeit nach äußerem Tand unter der dienenden Klasse verbreitet, die nur zu häufig Tugend und Treue aufopfert, um ihre nichtigen Wünsche zu befriedigen. Namentlich drängen die fremden Luxuswaaren sich überall hin, ihr Eingang mag begünstigt oder gehindert seyn. Im letzteren Falle bildet der Schleichhandel einen neuen Erwerbszweig, und die schlichte Ehrlichkeit vermag nicht länger sich neben der Schwindeley und Unredlichkeit zu erhalten. Alle Künste werden aufgeboten, um nur Kredit zu erhalten, dieser wird gemißbraucht, und die Bankerotte mehren sich; ja es geschieht, daß Waaren in der dritten und vierten Hand wohlfeiler zu haben sind, wie an der Quelle. Unter dem Deckmantel kaufmännischer Geschäfte werden allerhand Nichtswürdigkeiten verübt, die Krämer- und Höckerey steigt vom Verlage der Pfuscherey allmählich zur Diebeshehlerey, und nützliche Kräfte arten in eine schädliche Thätigkeit aus.

Daher müßte denn jede der vorhergedachten Beschränkungen gegen den Kleinhandel noch verstärkt, und könnte außerdem vielleicht angeordnet werden, daß das Geschäft stets in einem offenen Gewölbe zu führen sey, daß der Kleinhandel nie als Nebengeschäft bey einem anderen Handel geführt werden dürfe, und daß zuverläßige Personen auf den Betrag einer gewissen Summe während einer bestimmten Reihe von Jahren Bürgschaft für das Individuum leisten müssen, welches sich ansetzen will.

Finden sich in diesen Andeutungen die Hauptgrundzüge der schädlichen Wirkungen zusammengedrängt, welche das entfesselte Gewerbe in bedenklich wachsender Vermehrung begleiten, so sind damit zugleich die Hauptbedingungen und die wesentlichsten Rücksichten bezeichnet, denen die Gewerberestauration ihre Aufmerk-

samkeit zu widmen hat. Wir sehen aber auch zugleich hieraus, an welchen Gebrechen die auf Gewerbefreyheit dringende Theorie krankte. Einmal hat sie die Erfolge ihrer Forderungen falsch berechnet, und dadurch sich geirrt; zum anderen hat sie das Wichtigere um des Unwichtigeren willen übersehen. Das Wesentlichste ohne Zweifel muß dem Staatsmanne die Erhaltung eines tüchtigen, redlichen, in geregelter Betriebsamkeit fortlebenden, zuverläßigen und wohlbegründeten Bürgerstandes seyn. Der geht aber, wo Gewerbefreyheit waltet, leichter unter; denn alles Organische fordert feste Regel und dem Hauptzweck entsprechende Beschränkung. Alles Wachsen der Institutionen beruhet auf Nothwendigkeiten; aber es wird gehindert, ja vernichtet, durch das Walten der Willkür, durch die Herrschaft der Schrankenlosigkeit. Dieses Wichtigere übersah die Theorie, und sie verrechnete sich in ihrer Kombination der Wirkung. Auch der Verkehr selbst gewann nicht, wie man behauptet hatte; vielmehr wurde gerade die Klasse, welche die Hervorbringungen der Gewerbethätigkeit bedurfte, am meisten übervortheilt und verkürzt. Es stehet nun aber zu erwarten, welche Wege man in den einzelnen Staaten einschlagen wird, um das theils verlassene, theils ganz aufgegebene Rechte und Heilsame wieder zu gewinnen.

Wilhelm von Schütz.

Art. VI. Die Hölle des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke, 1824. 8.

»Bey der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes,« sagt die Einleitung desselben (S. 50), »hat der Uebersetzer dieselben Grundsätze befolgt, welche ihn bey Uebertragung des rasenden Roland und des befreyten Jerusalem geleitet haben. Er hat sich redlich bestrebt, den Geist des Dichters im Ganzen zu erfassen, und in jeder einzelnen Stelle dasjenige zu erkennen, was diesen Geist am deutlichsten bezeichnet. Dieß hat er überall möglichst treu, wo es irgend thunlich war, wörtlich, wiederzugeben sich bemüht, und, da nun einmal eine völlig genaue Uebersetzung in so schwieriger Form gänzlich unmöglich ist, dieser Treue, wo es nöthig war, dasjenige, was ihm willkürlich und zufällig schien, aufgeopfert, oder es durch Aehnliches zu ersetzen gesucht. Daß er dabey bescheiden und mit höchster Achtung gegen sein Original zu Werke gegangen ist, wird ihm hoffentlich das Werk selbst bezeugen. Was die Form anlangt, so hat er gesucht, die Spuren der großen Mühe, die sie ihn geko-

stet, möglichst zu verlöschen, in der Ueberzeugung, daß alle auf die Form verwendete Mühe verloren sey, wenn der peinliche Zwang, welchen sich der Uebersetzer auferlegt, noch sichtbar ist. Sein Augenmerk muß in dieser Beziehung darauf gerichtet seyn, wieder ein Original zu erschaffen, durch welches ein freyer, lebendiger Geist wehe. Freylich wird das Abbild das Vorbild nie ganz erreichen; aber es wird ihm ähnlich werden können.«

Was der Verfasser unter Form verstanden, die er dem Geiste entgegensetzt, ist Rec. nicht klar geworden. Dachte er dabey bloß an das Versmaß, so gab er dem Begriff derselben gar zu enge Gränzen. Die dichterische Form ist Darstellung und Ausdruck des Gedankens, ein Etwas, in welchem dieser verkörpert wird und erscheint; sie ist es, die den eigentlichen Zauber der Poesie ausmacht, eine Harmonie, eine Vollendung, die der für das Schöne empfängliche Geist fühlt und anschaut, ohne durch Worte sie je ganz aussprechen zu können. Ja, sie ist das eigentlich Schöne selbst, in sofern dieses auf einer Durchdringung des Göttlichen, Ueberirdischen mit dem Irdischen beruht; und derjenige Dichter ist gewiß der größte, der die Form — das Wort in diesem Sinne genommen — am sichersten und vollkommensten zu schaffen weiß. Wir tragen hier kein Bedenken, neben Homer und Sophokles unseren Göthe als Muster zu nennen; behaupten aber auch, daß Dante in seinem großen Gedichte von jenen nicht übertroffen ist.

Wenn demnach in der Durchdringung des Inneren und Aeußeren, des Gedankens und der Sprache eine Haupteigenthümlichkeit Dante's besteht, und Herr Streckfuß bekennt, daß er sich bemüht habe, in seiner Uebersetzung das wieder zu geben, »was diesen Geist am deutlichsten bezeichnet;« und zwar so, »daß man es in jeder einzelnen Stelle erkenne:« so ist es des Rec. Pflicht, zu prüfen und darzuthun, in wiefern die Ausführung einem so großen und würdigen Bemühen entspreche. Daß übrigens in der göttlichen Komödie sich jene Durchdringung wirklich im möglichst hohen Grade finde, wird auch der Verfolg dieser Kritik zeigen.

Wenn ein Dichter einen neuen, großen Gedanken gefaßt, und für diesen den ihm entsprechenden Ausdruck gefunden hat, so entsteht das, was wir Styl nennen. Dante wollte Hölle, Fegfeuer und Himmel darstellen; er wählte hiermit die erhabensten Gegenstände, die ein Sterblicher seinem Gedanken und seiner schöpferischen Kraft gewinnen mag; und mußte einen Styl erfinden, der ihnen angemessen, ihrer würdig wäre. Dieser mußte im Ganzen erhaben seyn; aber, weil eine immer gleiche Er-

habenheit am Ende ermüden würde, auch bey abwechselnden, mannigfaltigen Gegenständen nicht denkbar ist, mußte Einfalt, die Schwester des Erhabenen, diesem zur Seite gehen. Beyde werden in Schilderungen und in Entwicklung von Gedanken einen einfachen Periodenbau erzeugen. Wo ohne dramatische Form sich eine Menge von Charakteren aussprechen soll, da wird der Dichter zu Naivetät gedrängt werden; und eine Fülle von Gegenständen, auch von solchen, die ihrer Natur nach, namentlich im Gedichte, keine weitläufige Erörterung gestatten, oder wegen ihrer Erhabenheit nur eine leise Berührung, wie im höchsten Fluge des Geistes, ertragen, ihn von selbst zu einem gewissen Lakonismus führen. Endlich — und dieß sey in besonderer Beziehung auf Dante's Hölle gesagt — mußte der Styl von der Natur seines Gegenstandes ein lebendiges Abbild seyn; er mußte das Kolorit desselben in allen seinen Schattirungen tragen. Die Hölle des Dichters ist ein wundervolles Gemisch von den mannigfaltigsten Farben und Tönen. Ihr Grundton ist Häßlichkeit; wie denn das Böse, durch die Kunst dargestellt, diese Eigenschaft immer offenbaren wird. Das Erhabene, was sich in ihr kund thut, beruhet auf dem Verhältnisse des Schöpfers, der ewigen Gerechtigkeit, zu ihrem Werke und zu der Sünde; die Hölle selbst, das Böse, erscheinen durchaus grausenvoll, häßlich, manchmal bis zum Fratzenhaften. Der Dichter führt uns zuerst durch die niedrigeren Grade dieser Eigenschaften, bis in seinem Satan sie gesammt die äußerste Höhe erreichen.

Beginnen wir mit der Einfalt, wie sich diese in der göttlichen Komödie zeigt, und sehen, in welchem Grade der Uebersetzer diese Eigenthümlichkeit wiedergegeben hat. Dante fängt sein großes Gedicht höchst einfach an, wie eingedenk des Horazischen: Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? — Er scheint in dem Gefühle zu dichten, daß in der Wirklichkeit sich aus dem Einfachen, Kleinen das Große entwickele, daß der, welcher mit großem Pomp eine Sache ankündigt, derselben schon vor ihrer Erscheinung schade. Der Uebersetzer Dante's hat mit Ernst und Ueberlegung dieser Einfalt nachzustreben, die sich nicht allein in der Sache, sondern in Wort, Periodenbau, Darstellung überhaupt kund gibt.

Dante ist einem finsteren, dichten Walde, in dem er sich verirrt, entronnen. Da er einen, von der Morgensonne erleuchteten Hügel hinansteigen will, widersetzen sich ihm ein Panther, ein Löwe und eine Wölfin. In dieser Bedrängniß erscheint ihm Virgil, und hier fange unser Vergleichen an:

Ges. I. V, 61.

Mentre ch' i' rovinava in basso loco,
Dinanzi agli occhi mi si fu offerto
Chi, per lungo silenzio, parea fioco.

Quando i' vidi colui nel gran diserto:
Miserere di me, gridai a lui,
Qual che tu sii, od ombra, od uomo certo.
Risposemi: Non uomo, uomo già fui,
E li parenti miei furon Lombardi,
E Mantovani, per patria, amendui.
Nacqui *sub Julio*, ancorchè fosse tardi,
E vissi a Roma sotto 'l buono Agusto
Al tempo degli Dei falsi e bugiardi.
Poeta fui, e cantai di quel giusto
Figliuol d'Anchise, che venne da Troja,
Poichè 'l superbo Ilion fu combusto.
Ma tu, perchè ritorni a tanta noja?
Perchè non sali il dilettoso monte,
Ch' è principio e cagion di tutta gioja?
Or se' tu quel Virgilio e quello fonte,
Che spande di parlar si largo fiume?
Risposi lui con vergognosa fronte.
Oh degli altri poeti onore e lume,
Vagliami 'l lungo studio e 'l grande amore,
Che m' han fatto cercar lo tuo volume.
Tu se' lo mio maestro e 'l mio autore,
Tu se' solo colui, da cu' io tolsi
Lo bello stile, che m' ha fatto onore.
Vedi la bestia, per cu' io mi volsi;
Ajutami da lei, famoso saggio,
Ch' ella mi fa tremar le vene e i polsi.

Als ich hinabgestürzt zum tiefen Ort,
Da war ein Wesen dorten zu erkennen,
Rauh, wie nach langem Schweigen, Ton und Wort.

Ich rief, sobald ich's nur gewahren können
In großer Wildniß: O, erbarme dich,
Du, seyst du Schatten, seyst du Mensch zu nennen.
Und jener sprach: Nicht bin, doch Mensch war ich;
Lombarden waren die, so mich erzeugten,
Und beyde priesen Mantuaner sich.
Eh, spät, die Römer sich dem Julius beugten,
Ward ich geboren, lebte mit August,
Den Göttern dienend, jenen Trugerzeugten.
Ich war Poet, und pries in Sangeslust
Anchisens Sohn, wie er von Troja kommen
Nach Ilions Brand, mit Muth in frommer Brust.
Doch was bist du zur Qual zurückgekommen?
Was steigst du nicht den heitern Berg hinauf,
Der Anfang ist und Grund zu Heil und Frommen?
So bist du, sprach ich schamentglüht darauf,
Bist du Virgil, des Redestromes Quelle,
Der sich dahingießt im gewalt'gen Lauf?
O du, der andern Dichter Ruhm und Helle,
Ent'chuld'ge Lieb' und Eifer mich bey dir
Für dein Gedicht, wenn ich mich dir geselle.
Du nur bist Vorbild, du bist Muster mir,
Und dir allein entnahm ich, mir zur Ehre,
Des Styles Kunst, der schönen Rede Zier.
Sieh dieses Thier, ob deß ich rückwärts kehre!
Berühmter Weiser, sey vor ihm mein Hort,
Daß Furcht und Graun mich fürder nicht verzehre.

Prüfen wir nun das Einzelne der Uebersetzung, so fällt uns sofort der Vers: Da war ein Wesen dorten zu erkennen, auf. Wir sagen: es ist etwas zu erkennen, wenn irgend ein Hinderniß da ist, was dem Erkennen wehren könnte. An ein solches aber ist hier nicht zu denken, und das Original sagt höchst einfach: Dinanzi agli occhi mi si fu offerto. Ton und Wort ist hier eine Tautologie. Sobald ich's nur gewahren können, steht nicht im Text, und ist eine Verrenkung, die in der einfachen Rede sehr störend wirkt. Der Vers: Und beyde priesen Mantuaner sich, könnte hingehen, zumal wenn man den griechischen Sprachgebrauch vor Augen hat; aber hier dienen sie nur, die schon vorwaltende Protuberanz der Rede zu mehren. Wer wird in dem Verse: Eh, spät, die Römer sich dem Julius beugten, das Original: Nacqui *sub Julio*, ancorchè fosse tardi, wieder erkennen? Der Sinn des letztern ist, nach den besten Auslegern, unter denen ich nur Biagioli nenne: Ich ward sub Julio geboren, obgleich man erst später so sagen konnte; denn erst als Cäsar Diktator geworden war, hatte das sub Julio den rechten Sinn, Virgil aber wurde 25 Jahre früher geboren. Dazu — wie preciös das: eh die Römer sich dem Julius

beugten! Auf gleiche Weise überbieten die Götter, die Truggerzeugten, Dante's schlichte Dei falsi e bugiardi. Schlimmer noch ist in diesem Sinne die Sangeslust, in der Virgil den Sohn Anchisens pries; und diesem wird noch Muth in frommer Brust geliehen, um das Original wieder zu geben, oder vielmehr zu entstellen, das statt jener unpassenden Fülle ganz einfach den Sänger berichten läßt: Cantai di quel giusto figliuol d'Anchise. Die Worte: Zur Qual, gaben sehr unvollkommen die des Dichters: a tanta noja. Eben so ist Heil und Frommen — das Schwächere hinter dem Stärkeren — wenig sagend gegen di tutta gioja. Wenn Dante seinen Virgil die Quelle nennt, che spande di parlar si largo fiume, so will das was anderes und mehr sagen, als: des Redestromes Quelle, der sich dahingießt in gewalt'gem Lauf. Der Dichter dachte sich wohl Virgilen als einen reichen Strom, von dem eine Menge kleinerer Flüsse und Bäche ihr Wasser gewinnen, der mit seinem Reichthume Länder und Menschen beglückt. In der nächstfolgenden Terzine wird Niemand auch nur eine Ahnung der Schönheit des Originals, des edlen Gefühls des Dichters finden. Matt ist endlich der Vers: Daß Furcht und Gram mich fürder nicht verzehren, gegen das Original: Ch'ella mi fa tremar le vene e i polsi! Diejenigen Kommentatoren, die hier eine Vorahnung der Harvey'schen Theorie des Blutumlaufs finden, werden noch heftiger mit dem Uebersetzer hadern.

Aus diesem allen geht hervor, daß Herr Streckfuß die Einfalt seines Originals nicht erreicht hat, ja weit hinter derselben zurückgeblieben ist. Betrachten wir den Vers, so ist er allerdings frey von der Steifheit, die uns in so manchen Uebersetzungen zurückschreckt: er ist vielmehr leicht und lesbar. Aber daß er dantesk sey, muß Rec. verneinen. Schon die für das ganze Werk gewählte Abwechslung eines männlichen Reimes mit einem weiblichen erzeugt einen Rhythmus, der dem ernsten Gange der Terzinen widerstrebt. Und wo, fragen wir ferner, ist der gehaltene, der Würde des Gedichtes angemessene Ton der Rede, wo der volltönende, wohlklingende Reim geblieben? Die vielen einsylbigen Reimwörter in der mitgetheilten Probe erzeugen Mattigkeit und Nacktheit; man vergleiche in dieser Hinsicht nur die Verse: 79—87 des Originals und der Uebersetzung. Das Gesetz der Terzine, daß in demselben Kapitel ein Reim nicht öfter wiederkehren dürfe, hätte doch beobachtet werden sollen. S. V. 65—69, und V. 113—117; und in diesen Versen finden sich gerade die unglücklichen Reime: ich, sich, dich.

Um nicht ungerecht zu seyn, bemerken wir, daß der eben

gerügte Mangel an Einfalt und dem ihr verbundenen Ernste gerade die schwächste Seite der Uebersetzung ist. Der erhabene Styl ist schon besser gelungen; wie man denn die Verdeutschung, wenn sie durchaus das leistete, was in der trefflichen Schilderung der Fortuna (7, 73 — 96), gar wohl gelten lassen könnte. Denn ein Billiger wird von dem Uebersetzer nie mehr als mögliche Annäherung an das Original verlangen. Wir setzen auch diese Stelle her, um nicht im Falle zu seyn, nur das minder Gute und Verwerfliche dem Leser vor Augen zu legen.

Er, dessen Weisheit alles übersteigt,
Erschuf die Himmel, und gab ihnen Leitung,
Daß jedem Theil sich jeder leuchtend zeigt,
Durch seines Lichts gleichmäßige Verbreitung.
So gab er schaffend auch die Dienerin
Dem Erdenglanz zur Führung und Begleitung.
Von Volk zu Volk, von Blut zu Blute hin,
Bringt sie das eitle Gut, das nirgends dauert,
Und kümmert nicht sich um der Menschen Sinn.
Dies Volk befiehlt, ein andres dient und trauert,
Wie jene Führerin das Urtheil spricht,
Die, wie die Schlang' im Gras, verborgen lauert.
Nichts gegen sie hilft eurer Weisheit Licht;
Sie sorgt, erkennt, vollzieht in ihrem Reiche
Und weicht darin den andern Göttern nicht.
Nie haben Stillstand ihre Wechselstreiche;
So macht sie, von Nothwendigkeit gejagt,
Aus Reichen Arme, dann aus Armen Reiche.
Sie ist's, die ihr an's Kreuz oft wüthend schlagt,
Von der ihr oft, wenn ihr, anstatt zu schmollen,
Sie loben solltet, fälschlich Böses sagt.
Doch sie, die Sel'ge, hört nicht euer Grollen;
In andrer Erstgeschaffner Seligkeit
Und Wonne, läßt sie ihre Kugel rollen.

Was den Periodenbau betrifft, so ist dieß wiederum ein Punkt, in welchem Herr Streckfuß weit hinter seinem Originale zurückbleibt. Dante's Periodenbau ist dem Sententiösen ähnlich. Er bringt gern einen Gedanken durch einen Vers zu Ende, eine größere Periode durch eine Terzine, und dieß gibt dem Ganzen eine großartige Haltung, wie es oftmals von bedeutender Wirkung ist. Eine einzelne Zeile steht bey ihm oft wie ein Epigramm da. Herr Streckfuß läßt dagegen den Gedanken sich von Vers in Vers, die Periode von Terzine in Terzine verschleifen. Hier ein auffallendes Beyspiel. Beatrice spricht zu Virgil, zu dem sie sich in die Hölle herabgelassen (Ges. 2, 70 — 72):

I'son Beatrice, che ti faccio andare;
Vegno di loco, ove tornar disio;
Amor mi mosse, che mi fa parlare.

Wer erkennt nicht die Schönheit dieser drey Verse! und wer fühlt nicht, daß sie größtentheils auf dem Umstande beruht, daß jeder Gedanke, ohne Verbindung mit den übrigen, durch einen Vers abgeschlossen ist! Herr Streckfuß hat diese Schönheit zerstört. Er übersetzt:

Beatrix nenn' ich mich, die ich dich sende,
Und Liebe trieb mich her vom sel'gen Ort,
Zu dem ich schon zurück mich sehnend wende.

Auf dem mittleren Verse der Uebersetzung sollte nach des Dichters Absicht der größte Nachdruck ruhen: Liebe zu Dante war es, die die Selige in die Behausung des Grauens trieb; daher hat er mit diesem Gedanken klüglich die Terzine geschlossen. In der Verdeutschung ist dieser Reiz verloren gegangen.

Am Schluß eines Werkes pflegt man sich wohl noch einmal recht zusammen zu nehmen; und wahrlich, der Vers:

E quindi uscimmo a riveder le stelle

verdiente wohl das Aufgebot des äußersten Vermögens. Ein solches ist in dem Schlusse der Streckfußischen Hölle nicht wahrzunehmen. Er lautet:

Da blickte durch der Felsschlucht ob're Ründung
Des Himmels Herrlichkeit zu uns herein;
Und eilig stieg ich vor aus ihrer Mündung,
Und grüßte nun der Sterne gold'nen Schein.

Der leichte Gang und Rhythmus dieser Verse kann recht eigentlich dazu dienen, einen Begriff von dem Tone zu geben, der durch die ganze Uebersetzung der vorherrschende ist.

Dante schließt auch alle drey Abtheilungen seiner göttlichen Komödie mit dem Worte stelle, was, als charakteristisch, der Uebersetzer hätte beybehalten sollen. Wollte der Dichter etwa, wie man unter Schriften oder Dokumente ein Siegel setzt, durch dieses Dreyaestirn seinem Werke das Siegel der Unsterblichkeit im Bilde aufprägen? —

Der Naivetät des Originals hat der Uebersetzer manchmal glücklich nachgestrebt; wie denn der Vers (27, 123):

Du meintest wohl, ich sey kein Logikus
(Tu non pensavi, ch'io loico fossi)

Lob verdient. Manchmal ist er ganz gescheitert, wie Ges. 25, 32, 33:

Weil mit der Keul' Alcid, der Wuthentbrannte,
Ihn todt, und nach dem Tod noch grimmig schlug.

Wo ist hier die Naivetät des Originals geblieben?

Sotto la mazza d' Ercole, che forse
Glieno diè cento, e non sentì le diece.

Nicht selten stört auch der oben getadelte Periodenbau diese Naivetät. Die Verse (21, 136 u. f.):

Sie schwenkten dann sich auf dem Damm zur Linken,
Nachdem vorher die Zunge jeder wies,
Hervorgestreckt, dem Hauptmann zuzuwinken,
Der mit dem hintern Mund zum Abschied blies —

kann man an sich geistreich nennen; aber der letzte erzeugt, vorzüglich wegen des Relativums, nur schwach das, was das Original gibt, wo derselbe in sich beschlossen und abgerundet da steht:

Ed egli avea del cul fatto trombetta.

Uebrigens ist Herr Streckfuß, wie Rez. erachtet, zu loben, daß er, Ziererey verschmähend, die Hölle Dante's nicht behandelt hat wie mancher Kritiker, namentlich noch jüngst der Franzose Ginguéné. Es ist aber eine Hölle, was Dante schuf, nicht ein Gedichtchen, was am Theetisch vorgetragen werden soll; und er hat, mit großem Bedachte, dem Häßlichen Häßliches und Unfläthiges gegeben, und dieses, vermöge seiner Kunst und zum Frommen der Harmonie, zum Grausigen und Fratzenhaften gestaltet. Dasselbe Lob gebührt, nach des Rec. Ansicht, Herrn Str. wegen der Stelle, Ges. 20, 19 — 24, wo Ginguéné die Worte: Le natiche bagnava per lo fesso, nicht zu übersetzen wagte. Er fühlte nicht, was Dante'n zum Weinen zwang, als er des Menschen Antlitz so entwürdigt sah; eben so wenig ahnete er, wie trefflich der Dichter in dieser Stelle das, was der hier geschilderten Strafe an Schmerzlichkeit abgeht, durch die sittliche Bedeutung, die er ihr gibt, und, für den Leser, durch seine Thränen aufwiegt.

Als ein Beyspiel, wie sehr der verfehlte Periodenbau der Naivetät des Dichters Eintrag thut, führen wir noch die treffliche Stelle an, wo Dante von den großen Dichtern des Alterthums begrüßt wird, und Virgil dazu lächelt. Wie lieblich ist dieses gedacht! Es ist das beyfällige Lächeln dessen, der geschehen sieht, was er geahnet, was er für natürlich und nothwendig gehalten hatte. Man sehe, wie weit die Verdeutschung das Original erreicht hat:

Volsersi a me con salutevol cenno;
E 'l mio maestro sorrise di tanto.

Doch als sie grüßend sich zu mir gekehrt,
Da lächelte Virgil zu solchem Preise.

Mit der Naivetät Dante's hängt der Lakonismus seiner Sprache genau zusammen, und beyde wiederum mit seinem Periodenbau. Mehrere der obigen Beyspiele können zeigen, in welchem Verhältnisse hier der Uebersetzer zu seinem Originale steht. Wir fügen eine berühmte Stelle hinzu. In dem Höllenkreise, den der Sumpf Styx bildet, findet Dante den Philip Argenti, den er nicht kennt; er fragt nach seinem Namen; und, statt ihn zu nennen, spricht der Geist: Vedi che son un che piango; welcher Lakonismus durch das Deutsche:

Ein Heulender, dieß sagt dir dein Gesicht (8, 36)

bey weitem nicht erreicht ist.

Die herrliche Erzählung von Ugolino, deren Uebersetzung sonst nicht übel gelungen ist, leidet auch hier und da an den eben gerügten Mängeln. Der Dichter schließt sie weislich, und der Art, seine Rede zu bauen, getreu, mit einem Verse, der für sich eine Periode bildet:

Poscia più che'l dolor fece'l digiuno.

Dieß thut eine große Wirkung, die bey Herrn Streckfuß verloren geht:

> Schon blind, tappt' ich dahin, wo jeder lag,
> Rief sie drey Tage, seit ihr Blick gebrochen,
> Bis Hunger that, was Kummer nicht vermag.

welche Verse ohnehin manches Schiefe enthalten, und gewiß auch hinter der möglichen Treue zurückstehen.

Der von Alfieri und Andern hochgepriesene Vers:

O in eterno faticoso manto! (23, 67)

ist zu etwas Unbedeutendem geworden in der Uebertragung:

O Qual, sich ihrer (der Mäntel) ewig zu bedienen!

Was das Kolorit längerer Stellen betrifft, so muß Rec. — und er thut es gern — rühmen, daß der Uebersetzer sich oft bemüht hat, es in seiner Sprache wieder zu geben, daß ihm manches Einzelne wohl gelungen ist. Man vergleiche Folgendes aus dem 21. Ges. (29—42) mit dem Originale:

> Und sieh, ein rabenschwarzer Teufel sprang
> Uns hinterdrein auf jenen Felsenhöhen.
> Ach, wie sein Ansehn mich mit Graus durchdrang,
> Wie wild er schien, wie froh in Andrer Schaden!
> Gespreizt die Schwingen, leicht und schnell der Gang,
> Kam er, die Schultern hoch gespitzt, beladen
> Mit einem Sünder her, der oben ritt,
> Und mit den Klauen packt' er seine Waden.
> »Von Lucca bring' ich einen Rathsherrn mit« —
> Schrie er, »auf! taucht ihn unter, Grimmetatzen!
> Und jene Stadt ist wohl versehn damit;
> Drum hol' ich gleich noch mehr von solchen Fratzen.
> Gauner sind alle dort, nur nicht Bontur,
> Und machen Ja aus Nein für blanke Batzen.«

Nicht selten hätte indeß die Anwendung größerer Kraft und ein tieferes Eindringen in des Dichters Eigenthümlichkeit Besseres erzeugen sollen, wie im 18. Ges. die Stelle, wo die Kuppler von Teufeln gegeißelt werden.

Für die rührenden Scenen des Originals, die, weil sie selten, um so mehr Wirkung thun, hat Herr Streckfuß das größere Talent; und sie würden ihm besser noch gelungen seyn, wenn er mehr den Periodenbau und den Lakonismus Dante's

studirt hätte. Eine der trefflichsten dieser Art ist die von Francesca da Polenta am Ende des fünften Gesanges. Sie hätte durch ihren großen Ruhm zu gründlicher Erforschung ihrer Eigenthümlichkeit mahnen sollen.

Der Schauplatz, auf dem diese Scene spielt, ist der düstre, grauenvolle der Hölle. Wir erwarten eine Scene des Entsetzens, und fuhlen uns überrascht durch ein Schauspiel, welches die zartesten Empfindungen in uns aufregt. Ein schönes Weib, von der Natur ausgestattet, um die ganze Wonne der Liebe zu genießen, glühend für einen würdigen Gegenstand, ist, ein Opfer irdischer Verhältnisse, an einen Mann gekettet, der an Körper wie an Geist das Gegentheil von dem Geliebten ist. Dieser weilt in der Nähe des Weibes, die er nicht sein nennen darf; die Verwandtschaft mit ihr gibt ihm Anlaß und Vorwand, sie oft zu sehen. Unvorsichtig, und nur dem Triebe des Herzens folgend, suchen sie die Leidenschaft, die in ihnen glüht, durch Bücher zu beschwichtigen, die ähnliche Verhältnisse darstellen; und die Leidenschaft wird genährt, anstatt besänftigt zu werden. So lesen sie einst von Lanzelot und Ginevra; sie erkennen ihr Leid in der Geschichte dieser Liebenden; aber unter den Thränen, womit sie dieselben beweinen, in so weicher Stimmung, wo das Herz am empfänglichsten ist für den mächtigsten der Triebe, tritt auch das Glück, das jene genossen, vor ihre Seele, und nimmt sie ein. Ihre Sinne verwirren sich, und die Stunde ihres Entzückens wird zugleich ihre Todesstunde.

Die Leidsgeschichte Francesca's war ohne Zweifel durch Italien bekannt; weßhalb Dante sich der Erwähnung aller einzelnen Umstände derselben überhoben fand. Der Dichter gewann hierdurch den Vortheil, daß auf jenem düsteren Grunde Francesca's Liebe und Leid, wie ein leuchtendes Juwel, allein sich hervorhebt, indeß ihre Schuld mehr im Hintergrunde bleibt. In der That enthält die Erzählung der Liebenden nur eine Schilderung des zärtlichen Verhältnisses, in dem sie zu einander standen, und eine schmerzliche Erinnerung an jene Stunde des Entzückens.

Blicken wir nun auf Einzelnes der Schilderung. Schon daß Dante's Aufmerksamkeit unter der großen Schaar der im zweyten Höllenkreise Büßenden auf das eine Paar gezogen wird, ist schön erfunden; es läßt auf etwas Anziehendes, Edles in ihrem Aeußeren schließen, welche Vermuthung auch keineswegs getäuscht wird. Ganz verschieden von der Weise anderer Verdammten, die von sich zu berichten Scheu tragen, oder, indem sie ihre Geschichte erzählen, Anderer Schande und Missethat kund thun, freuen sich die Liebenden, da ein mitleidsvoller Ruf

an sie erschallt; auch in der Hölle noch sind sie empfänglich für menschliche Empfindung. Wie anmuthig ist ferner die Schilderung von dem Vortreten der Liebenden, da sie des Wanderers Ruf vernehmen! Ein glücklicheres Gleichniß, wie das von den Tauben, konnte nicht erfunden werden. Gern auch stimmen wir Margalotti'n bey, der hier noch darauf, als auf einen feinen Zug, aufmerksam macht, daß der Dichter Francesca'n, der weiblichen Eigenthümlichkeit gemäß, das Wort führen läßt. Des Unseligen, der sie erschlug, gedenkt sie nur kurz. Es ist, als ob sie einige Beruhigung in dem Gedanken finde, daß ihr Mörder schuldiger sey, als die, an denen er Gerechtigkeit üben wollte.

Dante, wegen des Lakonismus seiner Sprache berühmt und oft getadelt, weiß, wo zu rechter Zeit die Empfindung und mit ihr die Sprache in größerer Fülle sich ergießen müssen. Davon haben wir hier ein Beyspiel in den drey schönen Terzinen, die so bedeutend mit dem Namen des Gottes anfangen, dessen Macht an dem Leide der Liebenden Schuld war, der hier angeklagt wird. Francesca schreibt in diesen Versen die Leidenschaft, die Paolo für sie empfand, seiner Empfänglichkeit für das Schöne und Edle (gentilezza) und ihrer eigenen Schönheit zu, deren sie mit einem Gefühle gedenkt, in welchem, wie ein Kritiker glücklich bemerkt *), ihr Leid und ihre Naivetät sich auf eine anmuthige Weise mischen. Sie bemüht sich, den Geliebten von dem Verdachte frey zu erhalten, als habe er sie verführt; wie sie in ihrer Erzählung den Vater ganz aus dem Spiele läßt, dessen sie nur anklagend hätte gedenken können.

Wie jene Worte auf den Dichter wirken, sehen wir sogleich. Er steht in Empfindung und Gedanken verloren, und schaut in sein eigenes, von dem Fehl der Unglücklichen nicht freyes Herz; die Worte, die er spricht, sind, wenn hier entschuldigt werden durfte, das Menschlichste, das Kräftigste, was vorzubringen war.

Und nicht beschuldige man den Dichter, daß er sich so geradezu nach den Geheimnissen der Liebe erkundigt. Hier oben hätte er die Frage nicht gewagt; sie wird an einem Orte vorgelegt, wo die Rücksichten, die man auf Erden nimmt, zurücktreten vor der ernsten und strengen Wahrheit, die dort unten die waltende Göttin ist, wo alle Schuld und alle Schwäche

*) Ugo Foscolo (im Edinb. Review, Vol. 30, p. 340) sagt: »Die ganze Geschichte weiblicher Liebe ist in diesen wenigen Zeilen (jenen drey Terzinen) so vollkommen und in so edlem Style dargestellt, wie die der Julia in der Shakspeare'schen Tragödie.

entfaltet und offenbar zu Tage liegt. — Und wie ertheilt Francesca ihre Antwort! — Hier verstummt die Kritik, und kann nur auf die Worte des Dichters selbst hinweisen, deren Wahrheit, Lieblichkeit und Wohllaut sie umsonst darzustellen sich bemüht. Um den Schlußvers:

Quel giorno più non vi leggemmo avante

wird jeder große Dichter den unsrigen beneiden.

Für die Prüfung dessen, was der Uebersetzer in dieser nebst der Erzählung des Ugolino berühmtesten Stelle der göttlichen Komödie geleistet habe, hält sich Ref. an den Schluß der Geschichte Francesca's, vom 124. Verse des 5. Ges. an. Der schöne Vers:

Farò come colui, che piange e dice

ist dem Sinne nach gänzlich verfehlt. Durch eine Thränenflut, wie Hr. Streckfuß Francesca'n sagen läßt, kann man unmöglich den Ursprung einer Glut (der Liebe) erfahren. Von Gefahren des Lancelot ist im Original nicht die Rede, und der Ausdruck: wie ihn Lieb' umwand, scheint Rec. unglücklich. Der Vers:

Soli eravamo e senza alcun sospetto,

der, abgeschlossen in sich, so trefflich dasteht, verliert viel an seiner Schönheit durch das Relativum:

Wobey wir einsam und ohn' Argwohn waren.

Das Gli occhi ci sospinse ist sehr unvollkommen durch: unser Blick war entbrannt, wiedergegeben. Dann sagt die Uebersetzung:

Doch Eine Stelle
Nur Eine war es, die uns überwand —

wogegen es im Original heißt: Ma solo un punto fu quel, che ci vinse. Durch das wiederholte Eine ist zu großer Nachdruck auf dieses Wort gelegt; und die ganze Periode verträgt sich nicht mit dem Lakonismus, dem Ausdrucke, dem Bau der Erzählung. Die Worte: il disiato riso (für la ridente bocca desiderata, wie Biagioli erläutert) sind bewunderungswürdig; gewiß nicht des heißersehnten Lächelns Quelle in der Uebersetzung: denn, den Mund als Quelle des Lächelns anzusehen, ist widerwärtig. Der Bule, stolz und hehr, gibt dem Gemälde eine Ueberladung, und reicht nicht an das cotanto amante des Dichters, und wem könnte der ewige Geselle (questo, che mai da me non fia diviso) zusagen! Eine solche Scene sollte mit recht voll tönenden Reimen schließen; die Reime: hehr, er, mehr sind fast die schwächsten, die man findet.

Was den Reim betrifft, so geht der Uebersetzung die große Mannigfaltigkeit ab, die dem Originale so sehr zur Zierde gereicht. Daß in demselben Gesange, gegen das Gesetz der Terzina, dieselben Reime wiederkehren, ist schon oben erwähnt worden. Im 10. Gesange, einem der schönsten der Hölle, finden sich vom 17. Verse an die Reime: hier, dir, mir; vom 95. hier, ihr, mir. Vom 29. mich, dich, sich; vom 41. sprich, mich, sich; vom 119. Friederich, mich, glich; also drey Mal dieselben. So kommen in eben diesem Gesange noch (V. 53 u. f.) Kinn, hin, Sinn und (V. 71 u. f.) hin, Sinn, vorhin vor. Auch an unreinen Reimen, wie hören, gewähren (10, 16, 18); gekehrt, bethört (das. 11, 13); weise, zerreiße (28, 28. 30) fehlt es nicht; was Rec., namentlich für die Ungleichheit der Vokale, nicht sehr urgiren würde, wenn nicht Gries in den beyden letzten Ausgaben seines Tasso und in seinem Calderon ein Muster aufgestellt hätte, welches lehrt, was die deutsche Sprache in diesem Punkte zu leisten fähig sey. Wenn Hr. Streckfuß einwenden sollte, daß die italienische Sprache an Reichthum und Volltönigkeit der Reime die deutsche weit übertreffe, so würden wir antworten, daß gerade deßwegen eine Uebersetzung aus dem Italienischen das Mögliche leisten solle; das hat aber die der Hölle nicht gethan.

Welche Wirkung der regelmäßige Wechsel der männlichen und weiblichen Reime thut, ist oben an einem Beyspiele gezeigt worden. Lauter weibliche Reime wird keiner, dem die Sprache bekannt ist, fordern; daher scheint Abwechslung, nicht die regelmäßige des Hrn. Streckfuß, sondern eine dem jedesmaligen Gegenstande der Rede möglichst angepaßte, das Wünschenswerthe zu seyn. Dante braucht seine wenigen männlichen Reime immer mit Bedeutung; wie z. B. am Ende des 31. Gesanges:

Ma lievemente al fondo, che divora
Lucifero con Giuda, ci posò;
Nè si chinato li fece di mora,
E come albero in nave si levò.

In der Uebersetzung ist das durch den männlichen Reim bezweckte verloren gegangen:

Er aber setzt' uns leicht am tiefen Ort,
Der Luzifern und Judas einschlang, nieder,
Doch weilt' er, so gebückt, nicht lange dort,
Und hob sich, wie ein Schiffmast, eilig wieder.

Im folgenden Gesange (V. 26—30) finden wir abermals männliche Reime (nur nicht in der falschen Leseart des Lombardi), die wiederum sehr absichtlich gewählt sind. Wie hier der Vers der Uebersetzung:

Das Eis geklirrt, geknistert und gekracht —
die Absicht des Originals ausdrücke, das zu beurtheilen, können wir der Einsicht des Lesers überlassen.

Doch genug dieser Einzelheiten. Sollte man Rec. den Vorwurf machen, sie würden, auch wenn er ihrer noch mehrere gäbe, nicht beweisend für das Ganze seyn: so versichert er, daß jede Einzelnheit hier nur als ein Musterstück für viele andere und ähnliche steht. Sein Urtheil aber über die ganze Verdeutschung wiederholt er kürzlich so: den einfachen Ton des Originals hat Hr. Streckfuß nicht erreicht; den trefflichen Periodenbau, der mit jenem Tone verwandt, höchst charakteristisch ist, hat er nicht ergründet, wenigstens nicht wiedergegeben. Die Erhabenheit des Originals ist manchmal Schwulst geworden, das Kolorit zum öftern ganz verwischt. Ueberhaupt herrscht eine große Ungleichheit durch das ganze Werk. Im Reim- und Versbaue steht es hinter Mustern zurück, deren sich Deutschland erfreut. Möglichst gelungen sind nur einzelne Stellen zu nennen, und sie wiegen wohl jene nicht auf, von denen dieß nicht zu rühmen ist.

Das Verdienst, wornach Hr. Streckfuß trachtete, war wohl vorzüglich das, eine lesbare Uebersetzung zu geben. Lesbar, lesbarer als die Kannegießersche — über die zu sprechen Rec. unbillig achtete, da wir einer Umarbeitung entgegensehen — ist sie allerdings; aber das Leichtfließende, das Leichtfertige, was der Verdeutscher gab, ist nicht das Danteske; und somit muß Rec. die Frage: ob wir dem Ziele, — gewiß einem schönen, und wünschenswerthen — einen deutschen Dante zu besitzen, näher gekommen sind, verneinen. Hr. Streckfuß sagt (S. 355): »Der Uebersetzer hat erfahren, daß oft das Leichteste der Uebertragung hartnäckig widersteht, während das Glück zuweilen das Schwierigste überwinden läßt, und hat dadurch erkannt, daß bey Arbeiten dieser Art mit dem Worte Glück eigentlich alles bezeichnet ist, was man sonst durch Talent und Geschicklichkeit ausdrückt.« Daß das Glück auch beym Uebersetzen walte — wer wird es läugnen? Aber Hrn. Streckfuß Verdeutschung wäre gewiß besser gefahren bey der Ueberzeugung, daß dem mit Talent begabten Uebersetzer, der sein Original fleißig erforscht und bey seiner Arbeit nach dem Möglichen trachtet, das Glück in einem gewissen Grade dienstbar wird. Daß ein Geschäftsmann, ein Mann, der einen bedeutenden Posten bekleidet, »die Stunden der Erholung von den Geschäften eines ernsteren Berufs« (S. 53) literarischen Studien widmet, ist höchst ehrenwerth, und verdient Anerkennung; jedoch ein Anderes ist es, seine Muße den Musen für leichtere Spiele weihen, und ein Anderes, sich an ein Werk wagen, dem auch der größte Meister zu erliegen fürchten muß.

Der Titel des besprochenen Buches verheißt nicht allein eine Uebersetzung der Hölle des Dante, sondern auch eine Erläuterung; von der letzteren muß Rec. demnach noch reden. Sie besteht theils in Andeutungen zur Kenntniß des Dichters und seines Zeitalters (S. 1 — 50), theils in Anmerkungen zu den einzelnen Gesängen (S. 283 — 364). Die ersteren dürfen wir geistreich nennen; sie würden indeß mehr befriedigen, wenn sie Dante's Zeit in politischer, religiöser, literarischer und artistischer Hinsicht ausführlicher schilderten. Wenige Dichter sind in dem Grade Kind und Gipfel ihrer Zeit, wie Dante; auch ist's unmöglich, sein Gedicht zu verstehen, wenn man seine Zeit nicht kennt. Die Anmerkungen aber sind — um gerade heraus zu sprechen — höchst oberflächlich. Wer Dante'n nicht kennt, wird wenig über ihn belehrt; wer ihn zu kennen sich bemüht hat, findet nichts, was seinem Studium begegnete, oder ihm neue Gedanken erweckte, ihn zu neuen Forschungen veranlaßte. Hr. Streckfuß äußert sich mehrmals spottend über die Ausleger, die überall in der göttlichen Komödie hinter dem einfachen Wort etwas Mysteriöses suchen, und Seltsamkeiten finden. Es ist nicht zu läugnen, daß das erhabene Gedicht in dieser Hinsicht hat viel leiden müssen; dennoch — wie weit mehr hat Vellutello's Kommentar das Studium desselben gefördert, als eine Uebersetzung wie diese, mit solchen Anmerkungen thun wird!

Doch dem Rec. liegt der Beweis ob. Die Anmerkungen zu dem für das Verstehen der göttlichen Komödie höchst wichtigen zweyten Gesange nehmen neun Zeilen ein; über das Erscheinen der Beatrice in der Hölle, wozu zwey Frauen des Empyreums mitwirken, heißt es bloß: »Die drey himmlischen Frauen bedeuten wahrscheinlich die göttliche Weisheit, Liebe und Gnade.« — Lese doch Hr Streckfuß, zu welcher für das ganze Gedicht wichtigen Betrachtung jene Scene Biagioli'n veranlaßte.

Die Stelle (Ges. 3, 40 — 42):

> Cacciarli i ciel per non esser men belli,
> Nè lo profondo inferno gli riceve,
> Ch' alcuna gloria i rei avrebber d' elli —

hat der Uebersetzer so gefaßt, wie mehrere Kommentatoren, unter den neueren Biagioli: »Die Himmel stießen sie (die weder gut noch böse waren) aus, um nicht an ihrer Schönheit zu verlieren; und die tiefe Hölle nahm sie nicht auf, denn die Verdammten würden keine Ehre von ihnen haben.« Viel läßt sich für diese Erklärung sagen; doch bleibt immer die Frage: Steht es denn den Verdammten frey, zu sich aufzunehmen, wen sie wollen? — Die andere Erklärung: »Die Verdammten würden einigen Ruhm durch sie gewinnen,« paßt zu Dante's strengem System. Lom-

bardi und der treffliche Magalotti haben sie aufgenommen. Der letztere sagt: »Für den Himmel waren diese Seelen zu schlecht, für die Hölle zu gut.«

Allgemein aus der Geschichte und Mythologie bekanntes theilt Hr. Streckfuß oft mit. Von der Erichtho (9, 23), deren Erwähnung eine lange Anmerkung erfordert hätte, erfahren wir nur, sie sey eine thessalische Zauberin gewesen.

Zum 61 — 63 Verse desselben Gesanges lesen wir: »Nach Biagioli's Meinung ist die hier verborgene Lehre die: daß es, so lange wir den Berg der Tugend nicht erklommen haben, und den Gefahren Trotz bieten können, rathsam sey, dem, was die Begier reizen, und uns die Herrschaft über uns selbst entreißen könnte, den Rücken zuzukehren, und so fest als möglich die Augen zu verschließen.« Schwerlich hätte Dante nöthig erachtet, zu Erforschung und Auffindung eines so einfachen Sinnes seine Leser in folgenden Worten zu reizen:

> O voi, ch' avete gl' intelletti sani,
> Mirate la dottrina, che s' asconde
> Sotto 'l velame degli versi strani.

In der That haben alle Kommentatoren, die Rec. bekannt sind, nichts Ausreichendes zu Erläuterung jener Stelle gegeben; und nicht ohne Schüchternheit bietet er hier Eigenes. Nehmen wir an, wozu Dante selbst uns autorisirt, daß sein Gedicht den Menschen in dessen verschiedenen Beziehungen zu der Natur, oder dem Irdischen, und zu Gott, oder dem Himmlischen, darstellen solle: so können wir uns, da der Dichter einmal eine Reise durch Hölle, Fegfeuer und Himmel wählte, um vermittelst ihrer seine Ideen auszusprechen, die Weise, wie dieses allegorisch geschehen soll, im Allgemeinen wohl also denken. Was in der Hölle, die den Zustand der rohen, sich selbst überlassenen Natur darstellt, welcher hingegeben der Mensch in Sünde und Elend sich verliert, dem durch sie hinwandelnden begegnet, das stellt ihm den Menschen dar, der in solchem Zustande sich befindet; zugleich zeigt es welche Feinde in des Menschen eigner Brust lauern, und seinem bessern Theile obsiegen würden, wenn nicht die Vernunft sein Hüter wäre. Diese Vernunft ist in Virgil personificirt. Aber sie, wenn ihr Beystand auch hinreicht gegen Schwächen und Sünden, wozu die sinnliche Natur und die aus ihr entspringende Leidenschaft den Menschen hinreißt — solche sind es, die in den von Dante schon durchwanderten Höllenkreisen gebüßt worden — ist zu schwach, wo von größerem Verderben, von gänzlicher Verläugnung Gottes die Rede ist. An dem Punkte, wo von dieser in der Hölle gehandelt wird, ist Dante angekommen. Mit Losreißung von Gott, mit Ketzerey, wo man über das Höchste nach dem Dünkel einer ver-

kehrten Natur denkt und wähnt, beginnt dieses größere Verderben; weßhalb Ketzer die ersten sind, auf die der Dichter in der Stadt des Dis stößt, welche schicklich, als Gegensatz von einer Stadt Gottes diesen Namen führt. Hier nun würde der Mensch, nur von der Vernunft geleitet, sich in Irrsal und Elend verlieren; ohne göttliche erleuchtende Gnade müßte er dem höheren, wahren Leben absterben. Wie durch das vorgehaltene Haupt der Gorgone (9, 55 — 57), würde er zu Stein werden; was noch in ihm ist von Leben, wäre den Furien zum Raube hingegeben (52 — 54), und nicht könnte die göttliche Barmherzigkeit fürder auf ihn wirken. So haben wir, zum Theil auch gleichnißweise, auszudrücken versucht, was, nach unserem Erachten, die Furien und Meduse über dem Thore der Stadt des Dis bedeuten. Und nun wird uns der göttliche Bote klar, der dem ängstlich harrenden Wanderer erscheint Die Dämonen verschwinden, die Pforte der Stadt thut sich auf, und, gestärkt durch göttliche Gnade, an der Hand des treuen Führers, der Vernunft, fährt Dante fort in seiner Reise, seiner Betrachtung, die nun ihm nur Heil bringen, nicht verderblich auf ihn wirken kann.

Ueber die Stadt des Dis, über den Bau der Hölle, über die Flüsse derselben bey Hrn. Streckfuß nichts, oder so viel als nichts. Darüber wären Anmerkungen nöthiger gewesen, als über den Minotaurus und Nessus (S. 306, 7). Nicht vergütet wird solcher Mangel durch eine treffliche Bemerkung zum 22 — 27. Verse des 16. Gesanges.

Daß il gran proposto, wie im 22. Ges. ein Teufel genannt wird, durch Probst glücklich übersetzt sey, wird die Note zum 94. Verse jenes Gesanges nicht überreden.

In einer Anmerkung zum 29. Ges. entschuldigt sich Hr. Streckfuß, daß er die zweyundzwanzig Miglien des Originals durch: an zwanzig Stunden, gegeben habe, und meint, der Dichter selbst habe nicht an eine geometrische Bestimmung des Höllenraums gedacht. Warum gibt aber dieser hier gerade zwey und zwanzig Miglien an, und für den folgenden Kreis eilf, mit genauer Bezeichnung auch des Durchschnittes des Kreises? — Gerade auf diese Stellen bauet Vellutello seine Berechnung des Höllenraums, die wenigstens darthut, daß der Dichter, wie überhaupt, so auch in diesem Punkte sehr genau gewesen ist. »Diese Bemerkung (über die zwanzig Stunden), sagt Hr. Streckfuß, ist nur für diejenigen Kritiker bestimmt, welche das Gras wachsen hören.« — Auch für diejenigen, die, nach langer und mühevoller Forschung, Dante'n geben, was ihm gebührt? —

Im 33. Ges. hat Dante einem der Verräther Linderung

versprochen, die er nicht gewährt. E cortesia fu lui esser villano, sagt er. Hr. Streckfuß bemerkt: »Man wird nicht umhin können, sich zu gestehen, daß hier Dante's Gemüth von dem Einflusse seiner Zeit nicht unberührt geblieben sey.« Die Anmerkung würde besser lauten: »Man ist versucht, dem Dichter zu zürnen. Aber auf Erden hätte er gewiß nicht so gedacht. Konnte er die Hölle entsetzlicher schildern, als indem er sie wie einen Ort bezeichnet, in welchem alles menschliche Gefühl aufhört, und keine Pflicht mehr gilt? Weiter oben zeigt er sich menschlicher; hier ist er in der Tiefe der Hölle.«

Unter den sehr dürftigen Anmerkungen zu dem für die Kunde der Hölle höchst wichtigen 34. Gesange erwartet man, aber vergeblich, eine über die anfangs auffallende Zusammenstellung von Judas Ischarioth, Brutus und Cassius, die Lucifer mit seinen drey Rachen zerfleischt. A. W. v. Schlegel sagt (in seiner Abhandlung über Dante's Hölle, in den Horen): »Es ist schwer, hier ernsthaft zu bleiben, und vielleicht sind die letzten Römer sonst nirgends in einer so abenteuerlichen Verbindung genannt worden.« Ernster würde der treffliche Kritiker jetzt wohl über diese Verbindung sprechen. Was harmonisch zu einer einmal zugegebenen großen Komposition stimmt, kann nie lächerlich erscheinen. Man bedenke, daß Dante den, nur allzukühnen, aber dem Mittelalter nicht fremden Gedanken hegte, und im Verlaufe seiner Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel häufig ausspricht, oder andeutet, daß ein Haupt auf Erden seyn solle für die geistlichen Dinge, ein anderes für die weltlichen. In diesem Sinne mußten ihm Judas, der den König im Reiche Gottes verrieth, und Brutus und Cassius, die Mörder dessen, der die große Weltmonarchie gründete, von der zu Dante's Zeit die Kaiser als Erben angesehn wurden, die ärgsten Sünder seyn; und keinen besseren Platz konnte er ihnen anweisen, als in dem Mittelpunkte der sündigen Welt, in der unmittelbarsten Nähe Lucifers. Seinem Systeme in Hinsicht der Lokalität der Hölle wird Dante hier nicht ungetreu. Der tiefste und letzte Kreis der Hölle ist für solche, die ihre Wohlthäter verrathen; und das hatten jene drey gethan. Gegen Bouterweck's Meinung bemerkt Rec. hier noch, daß sich Dante das Zermalmen der drey Sünder gewiß als in Ewigkeit fortgehend dachte. Eine ähnliche ewige Erneuerung zerfleischter Leiber finden wir im 28. Ges. der Hölle.

Von der Bedeutung des im Mittelpunkte der Erde und des Weltalls steckenden Lucifer, der Dante'n nicht allein der körperliche Schwerpunkt ist, sondern auch der geistige, zu dem sich alles Materielle, Sündige zieht, indeß das Edlere, Geistige,

dessen Repräsentant Dante ist, nach vollendeter Läuterung leicht und rein himmelan gehoben wird, von dieser durch die ganze göttliche Komödie waltenden geistigen Centripetal- und Centrifugal-Kraft bey Hrn. Streckfuß kein einziges Wort.

Demnach ist es nicht zu verwundern, daß in den Noten über die in der Verdeutschung angenommenen Lesarten gar nicht die Rede ist. Hr. Streckfuß scheint dem Lombardi'schen Texte gefolgt zu seyn. Eine Vergleichung mit anderen kritischen Ausgaben würde ihm gezeigt haben, daß der genannte treffliche Herausgeber der göttlichen Komödie manchen Mißgriff that, indem er zu sehr seiner Nidobeatinischen Ausgabe traute. Bey einiger Prüfung hätte Hr. Streckfuß z. B. wohl schwerlich die Lesart (4, 36): Ch' è parte della fede, che tu credi adoptirt. Der Vers: 28, 135, der in unsern Tagen von ausgezeichneten Gelehrten Frankreichs und Italiens so viel besprochen ist, hätte eine kritischere Note verdient, als S. 313 geboten wird. Hr. Streckfuß hat, sich mit dem begnügend, was sich ihm eben darbot, eine unglückliche Wahl getroffen; wie nunmehr durch Viviani's Ausgabe des Bartolinianischen Kodex klar ist.

Daß Hr. Streckfuß es verschmähen würde, die Allegorie der göttlichen Komödie in Anmerkungen aufzuhellen, ließ sich erwarten. Doch spricht Dante in seinem Gedichte selbst oftmals klar aus, wie großes Gewicht er auf dieselbe legt. Rec. kann sich nicht versagen, zum Schluß seiner Anzeige im Allgemeinen darzulegen, was er durch Forschung über diesen Gegenstand gefunden hat.

Dante sagt in dem Schreiben, womit er den dritten Theil seines Gedichts, das Paradies, dem großen Can della Scala zueignet: »Dieses Werk (es ist vom Ganzen die Rede) hat nicht einen einfachen Sinn, vielmehr kann man dasselbe ein Polysesum nennen. Denn der erste ist der, der aus dem Buchstaben hervorgeht; der andere muß aus diesem buchstäblichen genommen werden; dieß ist der allegorische oder moralische.«

Es bedürfte kaum dieses ausdrücklichen Zeugnisses, da das Gedicht an so vielen Stellen von dem allegorischen Sinne zeugt. Fragt man nun weiter, was denn, da der buchstäbliche sich von selbst ergibt, der allegorische Sinn sey: so antwortet uns Dante (in demselben Schreiben): »das Werk handle von dieser Hölle, in der wir, wie Wanderer wallend, Verdienst erwerben und Schuld auf uns laden können« *); und ferner sagt er: »allegorisch genommen, sey das Subjekt der göttlichen Komödie der Mensch, in wie-

*) Poeta agit de Inferno isto, in quo, peregrinando, ut viatores, mereri et demereri possumus.

fern derselbe durch Verdienst und Schuld, bey'm Gebrauch seines freyen Willens, der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit unterworfen sey *)«.

Sind, allegorisch genommen, nicht Hölle, Fegfeuer und Himmel die eigentlichen Gegenstände des Gedichts, sondern der Mensch, und zwar der Mensch hier auf Erden (denn anders können wir doch wohl die Worte: de Inferno isto, in quo, peregrinando ut viatores, mereri et demereri possumus nicht verstehen): so müssen wir in den drey Theilen desselben Hölle, Fegfeuer und Himmel suchen, in sofern der sündige, der büßende und heilige Mensch diese auf der Erde und in sich selbst findet; wie ja auch wir wohl die Welt eine Hölle nennen, oder von einem Fegfeuer und Himmel reden, in denen wir auf Erden leben. Um dieses deutlicher zu machen: die Hölle ist derjenige Zustand des Menschen, oder der Menschheit, in der er, der sinnlichen Natur überlassen, von Irrthum und Leidenschaft eingenommen, Sünden und Lastern hingegeben ist; wie die heilige Schrift sagt (1 Kor. 2, 14): »Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und er kann's nicht erkennen.« In diesem Reiche herrschen Reue, Angst, Unfriede, Verzweiflung, »der Wurm, der nie stirbt,« die äußerste Pein, die nur in der ewigen Qual, wie sie der Hölle angehört, ein passendes Abbild findet. Es ist das Reich, in welchem, nach dem Ausdrucke der Bibel, der Fürst der Welt (lo 'mperador del doloroso regno) herrscht, der Widersacher des göttlichen Lebens, der Antichrist.

Diesem Reiche zu widerstreben, den Fürsten der Welt zu überwinden, ist der Zweck des Christenthums und der Kirche. Sie ist gleichsam ein Gebäude, in die elende, dem Irdischen anheimgegebene Welt hineingebaut, das seine Kuppel hoch in den Himmel erhebt; und unter sie, die schirmende, kann die Menschheit sich flüchten. Der Mensch nämlich war früh gefallen; er war ohne Rettung verloren, wenn Gott sich nicht seiner erbarmte. Dieser offenbarte sich ihm, und eröffnete ihm ein Reich des Heils, in welchem Frieden und Seligkeit wohnen. Der Mensch aber war durch Fall und Sünde unselig; der Anblick des seligen Reiches mußte Betrübniß und Reue in ihm erzeugen. Sie jedoch sind die ersten Schritte zu seiner Läuterung, die durch Buße

*) Si accipiatur opus allegorice, subjectum est *homo*, prout merendo et demerendo, per arbitrii libertatem Justitiae praemianti et punienti obnoxius est.

S. die venezianische Ausg. der Werke Dante's. Band 4. Thl. 1. S. 400.

vollkommen wird. So ist die Erde dem Menschen, der sich vom Fall erhebt, der, zwischen Gutem und Bösem schwankend, aber immerfort nach dem ihm vorgehaltenen Ziele strebend, die Schuld büßt, und mit Eifer und Anstrengung nach dem Guten trachtet, ein Ort der Läuterung; sie, wie das Leben des Menschen, ist das, was Dante, wenn wir die Allegorie vorwalten lassen, bey seinem Fegfeuer gedacht haben will. Mit dem Eintritt des Menschen in diese Sphäre beginnt ihm das Göttliche, das Reich Christi; und bemerkenswerth ist es, daß, um dieses zu bezeichnen, in der ganzen Hölle des Dichters der Name Christus nicht genannt wird [1]).

Vielen bleibt die Erde, so lange sie auf ihr leben, ein Ort der Buße und Läuterung, wie sie Vielen immerfort eine Hölle ist. Aber höhere Naturen erheben sich schon in ihrem irdischen Leibe zu einem reineren Zustande. Befreyt von den Banden der Sinnlichkeit, in Harmonie mit sich und der Welt, und eingeweiht in die höhere Erkenntniß Gottes und seiner ewigen Gesetze, führen sie schon auf Erden ein seliges Leben, das ihnen ein Vorbild ist höherer Seligkeit, die ihrer wartet. Auf diesen schon im zeitlichen Leben seligen Zustand zeigt Dante allegorisch in seinem Paradiese hin. In solcher Weise haben wir uns des Dichters religiöses System seinen Grundzügen nach zu denken.

Jenen drey Zuständen hat der Dichter einen Betrachtenden zugesellt, und dieser ist er selbst. Er ist es, der durch Hölle, Fegfeuer und Paradies wandelt; aber zu allen drey Behausungen steht er in einem eigenthümlichen Bezuge. Die Hölle durchwandert er, indem die göttliche Gnade ihn vor ihr bewahrt, an der Hand des treuen Virgil, der menschlichen Vernunft, als bloß Beschauender; im Fegfeuer wird er gewissermaßen eins mit den Büßenden; die Sünden, die jene belasten, zeigen sich auf seine Stirn geprägt, und diese wird rein von ihnen, wie er mühsam eine Stufe des Berges der Buße nach der andern emporgeklommen ist; bis er endlich, da er das Paradies [2]) wieder erreicht hat, das durch Sünde verloren ward, da auf dem Gipfel Beatrice ihm erschienen und er in dem Quell gebadet ist, der auch das Andenken an jede irdische Schwäche tilgt, gleich einem vom Körper entfesselten Geiste, emporsteigt, und durch die Augen der seligen Geliebten von Himmel zu Himmel gezogen wird. Hier ist der Dichter ein Genießender; die Geheimnisse und die Wunder der Ewigkeit werden ihm offenbar, und er gewinnt einen Vor-

---

[1]) Nach Lombardi's trefflicher Bemerkung.

[2]) Das irdische, in welchem die ersten Menschen lebten. Es befindet sich auf dem Gipfel des Fegfeuer-Berges.

schmack der Freude, die jene Welt den ihr Geweihten aufbewahrt. Und so, betrachtend, büßend und in Erkenntniß genießend, stellt er in sich den Menschen überhaupt dar, den Menschen in seinen Beziehungen zu dem Irdischen und Ueberirdischen, und ladet ein, ihm zu folgen, zu beschauen, zu büßen, zu erkennen, wie er. Dieß ist denn endlich der moralische Zweck der göttlichen Komödie, von dem der Dichter selbst (in jenem Dedikations-Schreiben) sagt: »Das Gedicht solle die Lebenden aus dem Zustande des Elends reißen, und zu dem der Glückseligkeit führen.«

Betrachten wir nach dieser Allegorie und diesem moralischen Endzwecke die Hölle, so finden wir leicht die Beziehung, in der unser Wandrer zu den einzelnen Schaaren der Leidenden, wie sie in den verschiedenen Kreisen vorkommen, steht. Im zweyten erkennt er in dem die Seelen ewig umhertreibenden und verletzenden Sturme die natürliche Folge der Wollust, die den innern Frieden tödtet und den augenblicklichen Genuß mit dauernder Unlust erkauft; den Schlemmer, im nächsten Bezirke, sieht er, wie das Schwein, sich im Kothe wälzen; die Verschwender und Geizigen, im folgenden Bezirke, sich qualvoll, fruchtlos abmühen, ohne daß der eine den andern bereichert, oder der Einzelne Genuß von seinem Leben hat. Und so könnte man diese Beziehungen durch alle Kreise verfolgen.

Die beyden ersten Gesänge der Hölle sind durchaus allegorisch zu nehmen. Mit dem dritten hebt das eigentliche Schauspiel, die Komödie an; und hier, wenn der Dichter auch nicht seine große Allegorie vergißt, verliert er sie in sofern aus den Augen, daß jede Erscheinung, die uns vor die Seele tritt, volle Realität hat, um ihrer selbst willen dazuseyn scheint. Nun ist der Dichter, im höchsten Sinne des Worts, Schöpfer; und, wenn es ihm um die Allegorie nicht so ernstlich zu thun wäre, man wäre anzunehmen versucht, daß er, im Gefühl des Höchsten in seinem Geiste, geeilt habe, sich jener in den ersten Gesängen zu entledigen, um seiner schöpferischen Kraft das rechte Feld zu finden. Wirklich dürfen wir seine Allegorie vergessen, sobald wir in die Hölle eingetreten sind, und uns an die hohen Gebilde seiner Phantasie halten; unser Genuß wird um so reiner seyn, wiewohl wir in einer andern Hinsicht den großen Gedanken, den Dante's Allegorie im Ganzen ausdrückt, verehren und bewundern werden.

Das zuletzt Gesagte bedarf einer näheren Erörterung. Der große Gedanke, den des Dichters Allegorie ausdrückt, ist an sich bewunderungswürdig; aber hie und da tritt der verborgene Gedanke des Dichters in einzelnen kleineren Allegorien hervor; und hier sind dieselben nach unserm Gefühle manchmal von der Art, daß sie sich mit der Kunst nicht vertragen, und daher störend

wirken. Wir können dieselben in zwey Klassen theilen. Die eine bilden die, welche nothwendige Theile der großen, durch das ganze Gedicht gehenden Allegorie sind; wohin wir z. B. das Verirren Dante's in dem Walde der Irrthümer und was sich an diese Scene knüpft, den Eingang in die Stadt des Dis, die Tilgung der sieben P auf Dante's Stirn im Fegfeuer und die Ereignisse auf dem Gipfel des letztern rechnen. Zu der zweyten Klasse gehören die mehr zufälligen, kleineren Allegorieen, wie die sieben, von einem Bache umflossenen Mauern des Orts, der von den großen Männern des Alterthums bewohnt wird, die Stufen, die zu der Pforte des Fegfeuers führen, die Farben, in denen die drey christlichen Tugenden am Triumphwagen Beatrice's erscheinen. Jene, als zu dem großen Gedanken des Dichters nothwendig gehörend, ehren wir mit diesem; diese bringen offenbar in das Gedicht eine gewisse Kälte. Man fühlt unmittelbar, daß man den poetischen Boden verlassen hat, daß etwas mißklingend in die Harmonie des Gedichtes eintritt, und wird unwillig über diese Störung. Wem wäre es nicht unwillkommen, bey dem Genusse der schönen Scene, die uns die Großen des Alterthums in ihrem ruhigen, würdigen Zusammenseyn schildert, an die Bedeutung jener sieben Mauern und Thore zu denken? Und wer nähme nicht Anstoß daran, wenn von den drey christlichen Tugenden die Hoffnung erscheint, »wie wenn ihr Fleisch aus Smaragd gebildet wäre?« oder von den weltlichen Tugenden die Klugheit drey Augen im Haupte trägt?

Im Allgemeinen: Die Allegorie verträgt sich deßhalb nicht wohl mit der wahren Kunst, weil sie will, daß man hinter dem, was in seiner Erscheinung als harmonisch vollendet auf den ästhetischen Sinn wirkt, noch ein Zweytes finde, was, wenn es auch mit dem Ersteren nicht in Disharmonie tritt, doch nicht von jenem Sinne gefordert wird, also überflüssig, und somit störend ist.

Ueber Allegorie wurde in Göthe's Propyläen, einem, zum Nachtheile der Kunst, jetzt allzu wenig beachteten Werke, gesagt (1. Band, des 1. Stücks, S. 39): »Rein allegorische Gegenstände würden wir diejenigen nennen, welche, unter der Außenseite des poetischen, historischen oder symbolischen Bildes, eine wichtige, tiefe Wahrheit verbergen, die der Verstand erst dann entdeckt, nachdem der befriedigte Sinn nichts mehr zu erwarten hat. Allegorieen überschreiten daher gewissermaßen, schon als solche, die Gränzen der Kunst; und nur wenn sie es in außerordentlichem Grade sind, können sie auf Lob und Bewunderung Anspruch machen, um des außerordentlichen Aufwandes willen von Geist und Genie, welcher dazu erforderlich ist. — — Die Allegorie muß klar, faßlich, reich an Ge-

halt seyn, und keine falsche Auslegung oder Zweydeutigkeit zulassen, nur dem Scheine nach verborgen, aber wirklich so nahe liegend, daß auch selbst der beschränkte Verstand sie entdecken kann.« — Es werden in dem genannten Buche hierauf mehrere gelungene Allegorieen aufgeführt; aus der alten Kunst: Amor mit der Beute des Herkules, und die Gruppe Amor und Psyche; von welcher letztern es heißt: »Sie ist Allegorie und Symbol zugleich. Durch sie ist der Verstand befriedigt, das Gemüth erfreut, das Herz ist entzückt und schlägt dem Werke froh entgegen, u. s. f.

Wir haben kein Bedenken getragen, diese Worte hier mitzutheilen, obgleich sie in Beziehung auf bildende Kunst gesprochen sind. Denn, wenn auch in Anderem nicht, in dem Einen oben angegebenen Punkte steht die Allegorie zu allen Künsten in demselben Verhältniß. Die Kunst soll einfach wirken, wie alles Große; sie soll nicht ein Zweytes wie im Rückhalt, haben, »was der Verstand erst dann entdeckt, wenn der befriedigte Sinn nichts mehr zu erwarten hat.« Der Verfasser jenes Aufsatzes in den Propyläen legt aber ein Gewicht auf die Worte: »Ein Kunstwerk kann Allegorie und Symbol zu gleicher Zeit seyn;« und so müssen wir uns zunächst über die Bedeutung des Worts Symbol verständigen, wie es hier, in Beziehung auf die Kunst, gebraucht worden. Wir bedienen uns wiederum der Worte Göthe's: »Symbol,« sagt er (Kunst und Alterthum, 2, 3. S. 168), »ist die Sache, ohne die Sache zu seyn, und doch die Sache; ein im geistigen Spiegel zusammengezogenes Bild, und doch mit dem Gegenstande identisch. Wie weit steht nicht dagegen die Allegorie zurück! Sie ist vielleicht geistreich, witzig, aber doch meist rhetorisch-konventionell, und immer besser, je mehr sie sich demjenigen nähert, was wir Symbol nennen.« — In dem hier angegebenen Sinne ist jedes ächte Kunstwerk symbolisch; denn jedes ist ein der Welt entnommenes Bild, im Geiste und für den Geist zusammengezogen, was mit seinem Gegenstande identisch ist, aber denselben in die ideale Region erhebt. Hier wollen wir uns zu zeigen bemühen, daß Dante's Gedicht, wie es in Hinsicht auf die eigentliche Darstellung symbolisch ist, so in der Allegorie oft der symbolischen Darstellung wenigstens nahe kommt. Wir müssen hier wieder auf die oben erwähnte dreyfache Erscheinung der Allegorie Dante's zurückkommen.

Hölle, Fegfeuer und Paradies, so nehmen wir an, sollen im Allgemeinen eine Allegorie von dem sündigen, büßenden und seligen Zustande des Menschen hier auf Erden seyn. Diese Zustände finden wir in dem Gedichte uns oft vor Augen geführt. Missethaten der Menschen, ihre unseligen Folgen, vergebliche

Reue und ohnmächtige Wuth, Verzweiflung über die hoffnungslose Lage sind uns in der Hölle mit den lebhaftesten Farben, in den kühnsten Erfindungen dargestellt; wir sehen die sündige Welt in ihren verschiedenen Abstufungen, bis dahin, wo das starre Eis um den Mittelpunkt der Erde die völlige Entfernung von dem Gott, der die Liebe ist, auf das treffendste bezeichnet. — So stellt uns das Fegfeuer in einem natürlichen Bilde diese Erde als den Ort der Buße dar; es ist uns am meisten verwandt, und wir fühlen uns daher vorzüglich heimisch in ihm. Diese Buße, dieser Stand der Hoffnung, dieser Streit zwischen Tugend und Sünde, dieses Emporstreben zum Lichte sind Zustände unseres Erdenlebens. Und auch uns umgeben unsichtbare Mächte, wie der Dichter hier von Engeln begrüßt wird. Ihm selbst scheint der Aufenthalt an diesem Orte der Läuterung der vertraulichste, seinem Gemüthe verwandteste zu seyn. Er malt ihn auf das genaueste aus; er weilt bey ihm, länger als bey den Verdammten, unter der Sonne und dem Wandel bekannter Gestirne; am Tage begegnen ihm befreundete, gütige Wesen, und stille Nächte sind dem wohlthätigen Schlummer geweiht. — Das Paradies endlich gleicht einer der Verzückungen, die, wie wir in heiligen und profanen Schriften lesen, religiöse, begeisterte Menschen erfahren; oder es stellt die Seligkeit dar, die solche Naturen in Betrachtung überirdischer, göttlicher Dinge genießen. Es endet mit Anschauung der Gottheit, des höchsten Mysteriums, um dessen Erforschung die erhabensten Geister sich bemüht.

Wir kommen auf den zweyten, bey Dante's Allegorie zu berücksichtigenden Punkt. Die Haupt-Allegorie tritt in einzelnen Fällen aus der Schilderung der Behausungen, die den drey Theilen der göttlichen Komödie den Namen gegeben, heraus. Hier können wir nicht umhin, zu bekennen, daß der Dichter oft etwas gibt, was sich, unserem Gefühle nach, mit der Schönheit nicht wohl verträgt. So ist z. B. die Allegorie des ersten Gesanges der Hölle, wenn auch treffend, doch nicht schön zu nennen; eben so wenig die Erscheinung der Furien, von der oben die Rede war. Ein Gleiches gilt von den sieben P und ihrer Tilgung im Fegfeuer, die, wiewohl zu dem Ganzen der Allegorie sehr passend, doch der Kunst nichts Würdiges bieten, und vollends von den Erscheinungen auf Beatrice's Triumphwagen (Fegf. Ges. 32). Oft auch sind die Allegorien in hohem Grade dunkel, wie wir oben ein Beyspiel hatten. Indeß ist der Dichter manchmal glücklicher; wie denn die Erscheinung des Engels im 9. Ges. der Hölle eine der trefflichsten Scenen in der ganzen göttlichen Komödie ist, und jenem Kritiker in den Propyläen

als Muster für die Allegorie in der Dichtkunst würde gelten können *). Auch ist dem Triumphzuge der Beatrice im Ganzen eine hohe Würde und Majestät nicht abzusprechen.

Wie Dante's künstlerischer Sinn in den Allegorien, die wir zufällige nannten, sich zu Zeiten verirrt hat, ist nicht weiter auszuführen nöthig; es geht aus den oben angeführten Beyspielen deutlich hervor. Man möchte um des Dichters willen wünschen, die Kommentatoren haben in ihrem ewigen Allegorisiren Unrecht. Vieles haben sie ihm freylich aufgebürdet; aber wie wunderlich oft seine Phantasie auf dem Felde der Allegorie spielte, das geht schon aus der ersten Erscheinung Amors in der Vita nuova hervor.

Uebrigens vergesse man nie, daß die göttliche Komödie ein Werk einzig in seiner Art ist, universell, wie keines weiter, ein Gedicht, das, indem es Himmel, Hölle und Erde umfassen will, oft zur Allegorie gedrängt wurde, weil andere Mittel, das Höchste und Tiefste in kleinem Raume darzustellen, versagten. Und immer bleibt Dante's Allegorie würdiger und edler, als jenes seltsame Phantom, das unverständige Dichter und Kritiker unter dem Namen Maschinerie in die Dichtkunst einführen wollten, welches der Sänger der göttlichen Komödie nicht kennt. Noch aus einem anderen Grunde dürfen wir uns nicht wundern, daß Dante so großes Gewicht auf die Allegorie legt; seine ganze Zeit neigte sich zu ihr hin. Auch die ganze damalige Dichtkunst Italiens. Liebe ist ihr Gegenstand; aber neben der wirklichen existirt eine idealische Liebe. Die Geliebte des Dichters ist zugleich ein phantastisches Wesen, und der Gleichnisse und Allego-

*) Unübertrefflich, durch keine Uebersetzung zu erreichen sind die Verse (9, 64—72):

E già venia su per le torbid' onde
Un fracasso d'un suon pien di spavento,
Per cui tremavano amendue le sponde;
Non altrimenti fatto che d'un vento
Impetuoso per gli aversi ardori,
Che fier la selva sanza alcun rattento;
Gli rami schianta, abbatte, e porta fuori;
Dinanzi polveroso va superbo,
E fa fuggir le fiere e gli pastori.

Diese Majestät des Engels, die uns weiterhin geschildert wird, diese Ruhe, diese feine Nichtachtung jedes Hindernisses sind wahrhaft antik; und man wird von selbst an den zürnenden Apollo im ersten Gesange der Ilias denken, oder an den über das Meer hinschreitenden Hermes (Odyssee, 5) erinnert. Hatte der Dichter etwa den Homer in Gedanken? — Wir zweifeln. Und wenn auch; da ihm kein Winkelmann zum Führer diente, wäre es ein großes Verdienst, den Homer, die Alten überhaupt so aufgefaßt zu haben, und zeugte von einem wahrhaft künstlerischen Sinne.

rien ist kein Ende. Nicht dürfen wir hier vergessen, daß Dante's verehrter Lehrer, Brunetto Latini, dem Schüler auch in Hinsicht auf die Allegorie Vorgänger war in seinem Tesoretto. Wundern dürfen wir uns also nicht, wenn Dante großes Gewicht auf dieselbe legte, wenn sie, nach seiner Absicht, den Grund seiner Komödie macht. Aber das müssen wir höchlich bewundern, daß sein Geist, als ein wahrhaft schöpferischer, im Ganzen die Allegorie so gut mit seinem eigentlichen Gegenstande zu verschmelzen weiß, daß er die Beschränkung, welche sie zum öftern dem Dichter auflegt, so kühn durchbricht, und, als echter Dichter, ein Werk hinstellt, das ein freyes, selbstständiges Leben hat. In der That werden wir — namentlich in der Hölle — kaum durch die Allegorie gestört, und in den trefflichsten Scenen, der von Francesca, von Farinata, bey der Schilderung des von Krankheiten erfüllten Kreises, und bey Ugolino's Qual, wie bey so vielen andern, gewahrt man ihren Einfluß nicht. In der eigentlich künstlerischen Bildung steht Dante über seinem Jahrhunderte, und gehört, allen großen Geistern, die auf Erden lebten, verwandt, den Denkenden, der Kunst Befreundeten aller Zeiten an.

Und hiermit schließt Rec. seine Kritik, deren Absicht war, zu zeigen, was Herr Streckfuß für eine Verdeutschung und Erläuterung der göttlichen Komödie gethan, vorzüglich aber, darzuthun, worauf, seiner Ansicht nach, ein künftiger Uebersetzer und Erläuterer des unsterblichen Werks sein Augenmerk zu richten habe.

* * *

Zugabe: Von der Originalität der göttlichen Komödie.

In der, dem oben beurtheilten Werke vorausgeschickten Einleitung wird auch über die Vision des Alberich, die in unseren Tagen Aufsehen machte, geredet, und, wie billig, das Anmuthen zurückgewiesen, diese als eine Quelle anzusehen, woraus Dante's göttliche Komödie geflossen. Da jene Vision bey weitem nicht die einzige Quelle ist, die man zu finden gemeint hat; ja noch immer fortgefahren wird, nach solchen zu forschen, und immer neue entdeckt werden: so hält es der Verf. der obigen Beurtheilung nicht für unzweckmäßig, hier etwas näher zu zeigen, was für eine Bewandtniß es mit diesen sogenannten Quellen habe, und seine Gedanken über die Originalität der göttlichen Komödie mitzutheilen.

Man ist in unsern Tagen, wenn von Dante die Rede ist, gewohnt, ihn als einen Helden im Gebiete des Glaubens auf-

geführt zu sehen. Nicht zu verkennen ist, was in dieser Behauptung Wahres liegt; aber den mit Dante'n inniger Vertrauten befremdet es, wenn dieser Glaube als das eigentlich Charakteristische des Dichters ausgesprochen, wenn er in dieser Hinsicht den Griechen, namentlich dem Homer, entgegengesetzt wird. Die Opposition, die man so oft das Antike gegen das Romantische machen ließ, konnte, in der Weise, wie man diesen Gegensatz behandelte, dahin führen, daß man in Dante nur den christlichen Dichter, den Gläubigen, sah, dem Homer dagegen die Sphäre anwies, wo die Natur, und mit ihr das natürliche Wissen herrscht. Mir dünkt diese Weise der Gegeneinanderstellung wenig geeignet, die Betrachtung und das Urtheil über Kunstwerke zu fördern; sie scheint mir zu sehr am Stoffe zu kleben.

Indeß dürfen wir den Boden und die Wurzel, aus denen der schöne Baum der Poesie mit seinen Blüten erwächst, keineswegs unbeachtet lassen. Zu viel Eigenthümliches tragen die Dichter, vor allem diejenigen, die als die ersten, großen einer bestimmten Zeit auftreten, aus dieser Zeit an sich; zu sehr repräsentiren sie dieselbe, als daß sie uns gleichgültig seyn könnte. Nur daß wir den Boden, auf welchem der Dichter wandelt, die Luft, in der er athmet, nicht mit dem verwechseln, was aus den innersten Tiefen sein Geist hervorgebracht. Der Blüte erfreuen wir uns bey der Dichtkunst, nicht der Wurzel.

Wenn irgendwo in der Weltansicht eines Dichters der Glaube — dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen — herrscht, so ist es auch bey Homer; und dieser Glaube hat vor allem seinen Grund in der Ueberzeugung, daß göttliche Wesen in der innigsten Verbindung mit der Erde und ihren Bewohnern stehen. Ihm ist die ganze Natur durch Gottheiten beseelt; aber vor allem offenbart sich sein Glaube in der Menschenwelt. Der Einfluß der Götter auf diese geht so weit, daß wir uns oft wundern, wenn wir menschliches, heldenmäßiges Thun einer göttlichen Wirkung zugeschrieben sehen; wo unserer Reflexion das erstere in seinem ganz natürlichen Zusammenhange, als für sich bestehend, das andere als dazu kommend, als zufällig, ja unnöthig erscheint. Dem Dichter ist diese Sonderung nicht in den Sinn gekommen. Reflexion über die Natur und den Menschen ist bey ihm nicht zu finden; er nimmt die Welt, wie sie dem Auge seines kindlichen Glaubens daliegt; und wenn er eine allgemeine Bemerkung macht, irgend eine Betrachtung anstellt, so sind diese ganz aus dem praktischen, wirklichen Leben genommen, und unterscheiden sich von den Gedanken der göttlichen Komödie

so sehr, wie etwa die Sprüche der sieben Weisen von den Ideen des Plato.

Auch in Dante's großem Gedichte waltet der Glaube; aber ein Glaube ganz anderer Art, wenn wir auch von dem erhabenen Gegenstande desselben absehen. Sobald das Christenthum in die Gemüther der Menschen eindrang, war auch durch dasselbe der Quell des Wissens eröffnet und zum Fluß gebracht. Natürlich; denn diese Religion macht sofort Ansprüche an das Innere, und eine einzelne Kraft desselben konnte nicht geweckt werden, ohne daß auch die übrigen sich regten. Sie überlieferte dem Geweihten unmittelbar Geheimnisse, und reizte dadurch zum Denken und zum Forschen. Sehen wir nicht die denkenden Köpfe unter den Christen sich bald zu dem wenden, was das Alterthum für das Reich des Wissens gethan? Der Platonismus mancher Kirchenväter, der nicht bloße Schwärmerey war, ist bekannt. Als die Glut der Phantasie, die durch die neue Religion geweckt war, dem ruhigeren Denken wich, trat der kühlere Aristoteles an die Stelle des begeisterten Weisen.

Nun lehrte aber das Christenthum Gott als den Schöpfer der Welt, den Allgegenwärtigen, als die ewige Vorsehung verehren. Wie natürlich, daß sich die Begier des Wissens von den eigentlich religiösen Dingen auf Gegenstände der Wissenschaften überhaupt, auf die Erde und was in und über ihr ist wandte! War doch dieses Alles ein Abbild, Sitz und Reich des Ewigen. Zwar geschah dieses erst nach Jahrhunderten. Die frühesten Zeiten des Christenthums waren Zeiten der Verfolgung; es fehlte dem Geiste an der nöthigen Muße und Ruhe, sich nach allen Seiten hin zu entfalten. Dann kamen die Zeiten der Völkerwanderung. Der kräftige, thätige Mensch ward zu den Waffen getrieben, indeß die zur Beschaulichkeit geneigten sich in die Klöster zurückzogen, und durch Betrachtung über das chaotische Treiben auf der Erde sich in ihrer Frömmigkeit stärkten, in Ascetik sich vertieften. Aber kommen mußte jene Blüte. Kaum entwickelte sich, freylich langsam und nach Jahrhunderten, eine festere Ordnung aus jenem Chaos, kaum hatte man festere Verfassungen gebildet, in denen der Einzelne zur Mitwirkung für das Ganze berufen ward, in denen der Mensch als Mensch zählte und galt: so erhob sich der Geist, und, nicht zufrieden mit dem Wahrnehmen der Erscheinung, forschte er nach Grund und Zusammenhang, und das Christenthum war es, was den Mittelpunkt seines Denkens machte.

In Italien, einem Lande, wo so manche Denkmäler an eine frühere glänzende Zeit, auch in Hinsicht auf das Wissen glänzend, erinnerten, wo sich Kultur des Geistes, wenn auch

gering gegen die frühere, erhalten hatte, entfaltete sich zuerst diese Blüte; und hier stoßen wir auf Dante, als auf eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er ist ein Repräsentant seiner Zeit; oder vielmehr er stellt das Streben derselben wie in einer Verklärung dar. Dasjenige, welchem man, oft verworren und geistlos, nachstrebte, ist ihm zu einer klaren Erkenntniß geworden, und hat einen Mittelpunkt gewonnen; das Universum ist ihm beseelt, und die einzelnen Zweige des Wissens sind ihm die Farben, in denen das ewige, göttliche Licht, das ihm im Christenthum offenbar ward, sich gebrochen.

So ist, wenn wir als Homers Element eine schlichte Naturansicht, vermittelt durch einen kindlichen Glauben an überirdische Wesen, anerkennen müssen, der Grund, auf dem Dante's Eigenthümlichkeit ruht, das Wissen, ein Wissen, das durch das Christenthum seinen Halt, in ihm seinen Mittelpunkt gewonnen hat. Er faßte den kühnen Gedanken, das Universum darzustellen, wie es ihm erschien, beseelt durch die Kraft des Schöpfers, der immerfort in ihm waltet. Er dichtete Hölle und Himmel, wie den Uebergang zu diesem; und damit die Erde nicht übergangen würde, sollten jene Behausungen eine Allegorie seyn von ihr.

Dante sagt am Ende seiner Vita nuova, auf die göttliche Komödie deutend, er wolle von seiner Beatrice sagen, was noch von keiner Sterblichen gesagt sey. In Wahrheit, — wo ist ein Weib gefeyert worden, wie diese Geliebte?

Finden wir in dem Obigen einen großen Gegensatz zwischen Homer und Dante: so werden wir in Hinsicht auf die eigentlich schöpferische Kraft, auf die Kunst, sie als Geistesverwandte betrachten können. Eine weitläufige Entwicklung einzelner Scenen vermeidend, weise ich hier nur auf den zehnten Gesang der Hölle hin. Sollte diese Schöpfung nicht auch Homer bewundert haben? —

Wenden wir uns nun zu dem von unserem Dichter so hochgefeyerten Virgil. Ein Blick auf seine Zeit und sein Heldengedicht sagt uns, daß er nicht zu den Dichtern gehöre, in denen eine neue, eigenthümliche Welt- und Lebensansicht sich offenbart. Er ist nicht Original, in dem Sinne, wie wir Homer und Dante so nennen. Denn wenn der echte Dichter durch seine Kunst den mannigfaltigsten Stoff, die verschiedensten Ansichten würdig zu behandeln vermag: so werden wir doch bey den Heroen unter den Dichtern finden, daß ihre bedeutendsten eigenthümlichen Erzeugnisse eine eigene, von keinem sonst so gefaßte Welt darstellen. Homer, so können wir dreist behaupten, hatte keinen andern Zweck, als die ihm inwohnende dichterische

Kraft einer Zeit kund zu thun, die für Poesie und Gesang empfänglich war; er war glücklich darin, daß, was seine Zuhörer verlangten, zugleich ein so würdiger Stoff war. Virgil hatte schon die Nebenabsicht, die merkwürdige Zeit, in der er lebte, auch durch ein bedeutendes Heldengedicht zu verherrlichen, und, indem er eines zu seltener Höhe emporgekommenen Volkes Ursprung und Alterthümer besang, in dem geringen, aber unter Leitung der Götter gemachten Anfange auf die nachmalige Herrlichkeit dieses Volkes hinzuweisen. Er mußte also aus einer Zeit, wo der frühere Glaube verschwunden war, wo man die alte Mythologie als ein schön erfundenes dichterisches Mährchen betrachtete, zu der Zeit dieses Glaubens, dieser Mythologie sich wenden, und dieselbe als Dichter behandeln. Es war daher natürlich, daß, da der Dichter Glauben verlangt für die Geschöpfe seiner Phantasie, Virgil die Kraft der Rhetorik, die ihm in hohem Grade eigen ist, aufbot, um durch sie zu ersetzen, was ihm an Glauben abging. Diese Rhetorik herrscht durch die ganze Aeneis, und in keinem dichterischen Werke ist sie mit größerer Konsequenz und Vollendung geübt worden. Wir werden hernach ein Beyspiel davon sehen, wenn wir des Römers Unterwelt mit Dante's Hölle vergleichen. Ueber diesem Streben wird Virgil — man verzeihe das französische Wort, da ich kein deutsches, ihm ganz entsprechendes finde — brillant; so, daß Homer, der Sohn der Natur, der kindlich-gläubige, gegen ihn schlicht, aber heiter; Dante, der Theolog, der tiefe Denker, oft abstrus erscheint. Virgil fühlt selbst, daß seine mythischen Wesen nicht wirken können, wie es die homerischen thaten. Er sucht daher das Herz seiner Hörer zu bestechen, und läßt keine Gelegenheit vorüber, wo er Rührung erwecken kann. Aber hier zeigt es sich recht, was für ein großer Unterschied ist zwischen dem Rührenden, was ungesucht, natürlich aus einem einfachen aber strengen Gemüthe hervorquillt, und dem, was absichtlich herbeygeführt wird, um Wirkung zu machen. Wie anders rührt uns Telemachus, der Edelgeborene, aber, weil ihm der Vater fehlte, der ihn zu Heldenmuth und männlicher Tugend bilden sollte, niedergedrückte Jüngling; wie anders Dante's Francesca, als die sonst so treffliche Erzählung von Nisus und Euryalus! Schlimmer noch ist es Virgilen mit seiner Dido ergangen. In der That, wer die Schönheit eines Homer und Dante erkannt hat, wird sich bey mancher Stelle des vierten Gesanges der Aeneis, oder bey dem Begegnen des Aeneas und der Dido in der Unterwelt eines Lächelns nicht erwehren können.

Noch auf eins möchten wir hier aufmerksam machen. Virgilen war es durch seinen Stoff leichter gemacht, seine Personen darzustellen. Sie gehören einer fernen Zeit an, und erscheinen schon poetisch durch den Duft, mit dem eine solche Ferne berühmte und verehrte Personen umgibt; was an ihnen noch zu bilden war, konnte und durfte seine Phantasie mit der vollesten Freyheit behandeln. In ganz anderer Lage befand sich Dante. Er stellt uns Personen dar, größtentheils aus der ihm nächsten Zeit, Personen, die er selbst gekannt, bey denen seiner dichterischen Kraft geringe Willkür vergönnt war. Aber auch hier »zeigt sich in der Beschränkung der Meister.« Wie anders erscheinen uns ein Farinata, ein Ugolino, eine Francesca, als selbst der gepriesene Held der Aeneis! Und offenbart sich nicht in jenen die Kraft, welche die ewigen Gebilde, den Achilles, den Hektor, den Ulysses und Telemachus schuf!

Ich spreche hier vergleichend von Virgil. Betrachte ich ihn für sich allein, so weiß ich nicht, wie ich seine mannigfaltigen Verdienste genug erheben soll.

Man führt den Virgil unter denen auf, die Dante'n als Vorbild für sein Gedicht, namentlich für die Hölle, gedient haben sollen. Sehen wir, in welchem Sinne diese Behauptung von einiger Bedeutung ist, und vergleichen dann die Hölle unseres Dichters mit der Unterwelt, die der Römer schildert.

Vorbild dürfen wir in der Kunst nur das nennen, was in einem anderen Bilde nachgeahmt werden soll, ohne daß eine Kopie daraus entstehe. Eine solche Nachbildung läßt sich gar wohl denken; nur wird sich nicht leicht ein wahrhafter Künstler, der selbst zu schaffen weiß, dazu verstehen. Denn der Begriff von Vorbild geht nicht auf den Stoff, sondern auf die Behandlung. Gleichen Stoff können verschiedene Künstler haben, ohne daß von einem Vorbilde, welches der eine in dem andern gefunden, die Rede seyn kann; wie z. B. des Euripides Iphigenie in keiner Weise Vorbild der Göthe'schen genannt werden kann. Wer aber die Weise, in der irgend ein Gegenstand von einem großen Künstler behandelt ist, nachahmen will, der wird bald die Unmöglichkeit dieses Unternehmens einsehen, oder in Manier gerathen, indem auch der vollendetste Styl etwas Eigenthümliches hat, was dem Geiste, dem es inwohnt, eigen bleiben wird und muß, was, nachgeahmt, immer nur ein erlogenes Leben haben kann. Manier aber ist fern von dem wahren Künstler; und dieser wird schon instinktmäßig alles meiden, was ihn zu einer solchen führen könnte. Virgil nahm den Homer zu seinem Vorbilde; aber wer beyde kennt, der weiß, wie wenig

die Nachbildung, als solche, gelungen ist, wie die kleinste Wendung, die Virgil von dem Griechen borgt, das Gepräge seiner Zeit und seiner anders gebildeten Sprache trägt.

In dem Sinne, wie wir das Wort Vorbild genommen, können wir im Virgil durchaus kein Vorbild unseres Dichters erkennen. Dante hat eine durchaus eigenthümliche Behandlungsweise; sein Styl ist einzig, und vor und nach ihm hat es keinen gegeben, der ihm gliche. Aufs Höchste können wir annehmen, daß ihm sein Stoff auch darum lieb war, weil sein gefeyerter Virgil denselben bearbeitet (er würde ihn auch ohne diesen gefunden haben), daß er, vertraut mit des Römers Dichtung, und eingeweiht in sie, die für ihn eine hohe Autorität hatte, hier und da etwas aus derselben aufnahm, was aber, in das große Ganze verarbeitet, einen ganz andern, eigenthümlichen Sinn gewinnt. Nähme man z. B. an, Dante sey durch Virgil darauf geführt worden, seine Hölle unter die Erde zu setzen: — wie ganz verschieden der Sinn, in welchem beyde dieses gethan! Der Sänger der Aeneis folgt dem Homer und dem alten Volksglauben; — daß die Hölle sich gegen den Mittelpunkt der Erde hinstrecke, und daß diesen Lucifer einnehme, ist ein Hauptpunkt in Dante's Kosmologie, die eine wahrhaft poetische Dynamik ist, in welcher das Körperliche zu einem Geistigen wird.

Virgil setzt an die Schwelle seiner Unterwelt eine Menge dem Tode verwandter Wesen, nebst wunderbaren Ausgeburten der dichterischen Phantasie. Sind diese auch für den Eingang in das schauervolle Reich der Todten schicklich, so kann man doch nicht umhin, den Dichter hier wegen Ueberladung zu tadeln, und daß er, da seine Rhetorik einmal in glänzender Bewegung war, sich zu Manchem, was nicht so passend ist, habe hinreißen lassen. Auf keine Weise wiegt das, was Virgil gegeben, die wenigen Zeilen der erhabenen Inschrift über der Höllenpforte bey Dante auf, die man so lange bewundern wird, als der Sinn für das Erhabene auf Erden nicht erloschen ist *). So bietet Virgil nichts, was den Versen unseres Dichters:

Quivi sospiri, pianti, ed alti guai
  Risonavan per l'aere senza stelle,
  Perch' io al cominciar ne lagrimai.
Diverse lingue, orribili favelle,
  Parole di dolore, accenti d'ira,
  Voci alte e fioche, e suon di man con elle

*) Das drey Mal wiederholte Per me si va in der ersten Terzine ist von gewaltiger Wirkung, und stimmt das Gemüth zu dem Ernste, den die Betrachtung des Folgenden erfordert. So sind die übrigen

Facevan un tumulto, il qual s'aggira
Sempre 'n quel aria senza tempo tinta,
Come la rena, quando 'l turbo spira —

an die Seite gesetzt werden könnte.

Virgils Höllenflüsse, auf die wir gleich nach dem Eintritte über die Schwelle stoßen, haben den Auslegern viele Mühe gemacht, und schwerlich wird man sich ein klares Bild von ihnen, wie von dem Reiche, das sie durchströmen, schaffen können. Bey Dante herrscht die größte Planmäßigkeit und Ordnung; es macht keine große Mühe, sich in dem weiten Bau seiner Hölle zurecht zu finden. Den Fährmann Charon hat unser Dichter offenbar dem Virgil abgeborgt; doch bemerken wir auch bey der Scene des Uebersetzens mit Freude die Kraft Dante's, vermöge der er Allem, was er von Andern aufnimmt, eine tiefere Bedeutung zu verleihen weiß. Die Weise, wie die Begier erklärt wird, mit der im dritten Gesange der Hölle (121 — 126) die Verdammten über den Acheron gesetzt zu werden verlangen, wiegt wohl die Benutzung der Sage auf, daß die unbestatteten Todten hundert Jahre am Ufer des Acheron irren müssen.

Nachdem Virgil den Aeneas an Cerberus, dem Höllenwächter, den auch Dante in sein Gedicht aufgenommen, vorübergeführt hat, läßt er ihn zu den verschiedenen Wohnplätzen gelangen, wo die in früher Kindheit Verstorbenen weilen, dann die, die ihr Leben durch eigene Hand abgekürzt. Er kommt darauf zu den Sitzen derer, welche in Trauer hinstarben, endlich zu denen der berühmten Helden, die der Krieg hingerafft. Die Hölle in verschiedene Behausungen abzutheilen, darauf mußte Dante auch ohne Vorgänger kommen; aber schwer möchte es halten, der Eintheilung Virgils eine Bedeutung zu geben, wie bey unserem Dichter sie uns so klar und natürlich entgegenkommt.

In der Unterwelt des Römers scheidet sich dann, der nachhomerischen Mythologie zu Folge, der Weg. Der zur Linken führt an den vom Phlegethon und einer dreyfachen Mauer umgebenen Tartarus, der sich zwey Mal so tief unter die Erde hinab erstreckt, als der Himmel über ihr erhaben ist; in welchem nicht, wie bey Homer, bloß die Titanen büßen, sondern die Gottlosen überhaupt, unter ihnen die in der Mythologie als

---

Worte der Terzine voll Inhalts und gewichtig. Bey der zweyten scheint es des Dichters Absicht gewesen zu seyn, den heiligen Schauer zu wecken, mit dem der Gedanke an den geheimnißvollen dreyeinigen Gott erfüllt. Niemand wird ohne Entsetzen die lakonischen Worte lesen, womit der Schluß der dritten Terzine den durch die Pforte eingehenden Sündern alle Hoffnung vernichtet.

Hauptfrevler berühmten, die Aloiden, Tityus, Irion, Phlegyas und Andere. Die Schwelle des grausen Raumes bewacht Tisiphone, die zu der Erscheinung der Furien über Dante's Stadt des Dis Anlaß gegeben haben mag; wie vielleicht zu dieser der ganze Virgilische Tartarus nebst dem Pallast des Pluto. Die letzteren mit einander vergleichen zu wollen, wäre ungerecht und unpassend. Bey dem römischen Dichter macht die Beschreibung des Tartarus nur einen kleinen Theil der Aeneis aus, zu welchem Homer Anlaß gab, und der sehr geschickt für den Hauptzweck der Epopöe benützt ist. Wie hätte der Dichter sich auf eine genaue, erschöpfende Schilderung der Unterwelt einlassen sollen! *) — Aber eben deßwegen wäre es thöricht, wenn man in ihm einen Vorgänger Dante's suchen wollte, von dem dieser etwas gelernt. Gern geben wir zu, daß Virgil das Bedeutendste, was die Mythologie ihm bot, glücklich herausgehoben, daß er ein imposantes Bild geschaffen, daß er dabey der Kraft und dem Zauber seiner Sprache aufgeboten habe; aber das wird man nicht läugnen können, daß er durch Rhetorik zu ersetzen gesucht, was seiner Schilderung an Natürlichkeit, an subjektivem Glauben, wodurch der Dichter auch Andere an seine Schöpfung glauben macht, abgeht. Bey Dante, wenn er auch nicht Hölle, Fegfeuer und Paradies in jedem Einzelnen so glaubte, wie er sie darstellt, ist dieses Alles bis in die kleinsten Theile ausgebildet, so, daß man einheimisch darin wird; es macht zusammen ein großes Gebäude, in dem jede Einzelnheit zum Ganzen gehört, was von Einem Geiste durchhaucht, ja selbst durch und durch geistig ist. Diese große Uebereinstimmung nimmt unseren Geist ein; die höchste Naivetät und Einfalt der Darstellung kommt dazu; und es fällt uns, so lange wir die göttliche Komödie lesen, nicht ein, zu fragen, ob denn, was sie berichtet, sich in der That so verhalte.

Aus dem Gesagten wird zur Genüge erhellen, in wiefern man Virgil einen Vorgänger Dante's nennen könne. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den übrigen Dichtungen, die man als Quellen angeführt hat, aus denen Dante die Idee seiner

---

*) Demungeachtet setzt Heyne, der sonst immer für seinen Virgil aufzutreten bereit ist, diesen mit Milton, Klopstock und Dante in Vergleichung. Fatendum tamen, sagt er, haec omnia (quae in Tartaro occurrunt) inferiora esse terroribus Tartari, quem Miltonus descripsit, et Teutonum Miltonus, Messiadis conditor; varietate autem rerum ac specie haud dubie Dantes admirabilis in Inferno suo. Exc. 8. ad Lib. 6. aen.

göttlichen Komödie habe schöpfen können. Sie beweisen, daß das Leben nach dem Tode eine Vorstellung war, mit der man sich die Phantasie in unseres Dichters Zeit und der, die ihr voranging, vielfach und lebhaft beschäftigte. Und wie natürlich war dieses bey der Herrschaft einer Religion, deren höchstes Anliegen es war, den Geist aus dem irdischen Leben weg auf ein jenseitiges zu verweisen! — Wir können annehmen, daß Dante durch die Lektüre dieser und jener Fiktion der Art angeregt sey, den beliebten Gegenstand in einem großen Gedichte tiefer und erschöpfender darzustellen; aber seiner Eigenthümlichkeit, seinem großen Werthe entziehen sie nicht das Mindeste; und in der That, man hat mehr Zeit und Mühe auf die Erforschung und Kritik dieser sogenannten Quellen verwandt, als sie verdienten.

Ginguéné rechnet sichs zum Verdienst an, den Tesoretto des Brunetto Latini als ein Buch, aus dem Dante die poetische Maschinerie seiner göttlichen Komödie entlehnt habe, ausführlicher dargestellt zu haben [1]). Das Verdienst der Auffindung dieser vermeinten Quelle gebührt indeß weder ihm, noch dem Literator Carniani, von dem man, wie jener meint, zuerst auf diese Quelle aufmerksam gemacht worden sey [2]). Aber was ist es denn, was Dante aus diesem Tesoretto nehmen konnte? — Der Leser urtheile selbst. — Brunetto befindet sich auf seiner Heimkehr aus Spanien in Frankreich. In Betrübniß über die Nachricht von der Verbannung der Guelfen aus Florenz (er gehörte zu dieser Partey), verliert er den Weg, und verirrt sich in einem Walde [3]). Zur Besinnung erwacht, findet er sich am Fuße eines Gebirges, wo er eine zahllose Menge von Wesen aller Art erblickt, Männer und Frauen, vierfüßige Thiere, Vögel, Schlangen, Fische, Blumen, Kräuter, Steine, Perlen u. s. w. Alles Lebende sieht er dem Befehle eines Weibes ge-

---

[1]) Histoire littéraire d'Italie. Tom. 1. Pag. 490. Tom. 2. Pag. 8.

[2]) Schon Philipp Villani, Neffe des Florentiner Historikers, erwähnt des Tesoretto in Beziehung auf die göttl. Komödie. F. Ubaldini, Herausgeber jenes Gedichts (i. J. 1642) sagt, Dante habe dem Tesoretto nachgeahmt. So weiset Merian in seiner größtentheils trefflichen und geistvollen Abhandlung über die göttliche Komödie darauf hin (S. 544). Die Kunst des Tesoretto nennt selbst die florentinische Crusca: Poesia a foggia di frottola, eine Dichtung nach Art der Bänkelsänger.

[3]) . . . . Pensando à capo chino
Perdei il gran cammino,
E tenni alla traversa
D' una selva diversa.

horchen, auf ihren Wink alles werden und enden. Dieß ist die Natur. Sie scheint mit ihrer hohen Gestalt bald den Himmel zu berühren, bald sich in die Breite auszudehnen, und die Erde in ihren Armen zu halten. Sie erklärt dem Wanderer das Geheimniß der Schöpfung und Reproduktion; sie geht zum Fall der Engel und des Menschen über, und nimmt aus diesem Anlaß zu moralischen Betrachtungen und Regeln über das Betragen. Dann verläßt sie ihren Schüler, nachdem sie ihm den Weg, den er einschlagen soll, gezeigt. Auf dem einen derer, die er betreten könne, werde er die Philosophie und ihre Schwestern, die Tugenden, finden; auf einem anderen die entgegengesetzten Laster, auf einem dritten den Gott der Liebe mit seinem Hofe. Brunetto setzt seine Wanderung fort, und findet das Angekündigte. Am Hofe Amors sieht er den Ovid, der die Gesetze des Gottes sammelt und in Verse bringt. Er unterhält sich mit diesem Dichter eine Weile, und will dann den Ort verlassen; aber er findet sich wider seinen Willen gehalten, und wäre nicht fortgekommen, wenn Ovid ihm nicht dazu geholfen. Weiterhin, und gegen das Ende des Werks, begegnet er dem Ptolemäus, der ihn zu unterweisen beginnt.

Das also müssen wir zugeben, daß zu dem Anfange der göttlichen Komödie Brunettos Gedicht Anlaß geben, daß es die Idee wecken konnte, alle Wissenschaft unter dem höchsten Standpunkte zu sammeln und durch ein Gedicht walten zu lassen; durch ein Gedicht aber, welches das gutgemeinte, aber schwache Werk Brunetto's weit hinter sich läßt und vergessen macht. Wie vielmehr Dante, auch für die göttliche Komödie, seinem Lehrer anderweitig verdankte, sehen wir in dem funfzehnten Gesange der Hölle.

Noch weniger bedeutend sind die Quellen, die der Abate Denina [1]) in zwey alten französischen Fabliaux aus dem dreyzehnten Jahrhunderte aufgefunden zu haben glaubt. Die eine Erzählung ist von Raoul de Houdan, und führt den Titel: Le songe d'Enfer [2]), die andere ist benannt: Le Jongleur, qui va en Enfer [3]). Erstere ist eine fratzenhafte Erzählung, die eine Satyre seyn soll, letztere ein Schwank; und beyde können wir in Beziehung auf die göttliche Komödie getrost übergehen.

Größeres Aufsehen machte vor nicht langer Zeit die Vision

---

[1]) Vicende della Letteratura. Lib. 2, c. 10.

[2]) Fabliaux ou Contes, par le Grand d'Aussy. Tom. 2, pag. 27.

[3]) Ib. pag. 36.

des Alberich, eines Mönches, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts in Monte Casino lebte. Er verfiel als neunjähriger Knabe in eine schwere Krankheit, in der er neun Tage und neun Nächte wie todt dalag, während dieser Zeit aber wunderbare Gesichte sah. Ein Vogel in Gestalt einer Taube faßt ihn, und trägt ihn über den Boden empor. Da erscheint ihm der heilige Petrus nebst zweyen Engeln, die ihn in die Hölle zu den Verdammten führen. Mannigfaltige Strafen sieht er hier. Dann kommt er zu dem Orte der Reinigung, und von ihm weg wird Alberich durch die sieben Himmel in das Paradies eingeführt.

Der Ruf dieser Vision ging von Mund zu Mund, ward aber bald so entstellt, daß zwey Mönche von Monte-Casino, Guido und später Pietro, sie noch zu Lebzeiten Alberichs, und nach dessen mündlicher Erzählung, in lateinischer Prosa niederschrieben *). Ist es wahr, daß Dante, wie eine Handschrift der göttlichen Komödie, die mit Noten von Bandini versehen ist, und in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt wird, behauptet, vor seinem Exil zwey Mal in Neapel war, wo er denn wahrscheinlich das Kloster Monte-Casino besuchte: so können wir als wahrscheinlich annehmen, daß er das Manuskript, welches jene Vision enthält, gesehen und gelesen habe. Es bleibt immer ein merkwürdiges Dokument, welches uns, wie so viele andere, zeigt, womit sich in jener Zeit die

---

*) Im Jahre 1800 erschien in einer Flugschrift, deren Verfasser, der Benediktiner-Abt zu Monte Casino, Costanzo ist, ein Auszug aus der Vision des Alberich, mit der Bemerkung, daß das Muster gefunden sey, nach welchem Dante seine göttliche Komödie gebildet habe. Dieser Auszug ward der Redaktion des Morgenblattes mitgetheilt, welches großes Gewicht darauf legte. Von ihm ging die für wichtig gehaltene Nachricht in den Pariser Publicisten über; und nun ward sie bald allgemein bekannt, und mit großem Interesse aufgenommen. Herr F. Cancellieri machte die ganze Vision i. J. 1814 zu Rom bekannt, als der Papst dahin zurückkehrte, und stattete dieselbe mit einer italienischen Uebersetzung und mit Anmerkungen aus. Abgedruckt und mit Costanzo's Abhandlung und Aufsätzen über Cancellieri's Schrift begleitet findet man die Vision in der römischen Ausgabe der göttlichen Komödie, 1817.

Uebrigens war die Vision Alberichs längst bekannt. Mazzuchelli (Scritt. Ital. Vol. 1. p. 290), Pelli (Memorie per la vita di D. p. 122), und Tiraboschi (Stor. della Lett. Ital. Vol. 3, B. 4) gedenken ihrer; Bottari stellte zuerst im Jahre 1753 eine Vergleichung derselben mit der göttl. Kom. an.

Einbildungskraft aufgeregter Menschen gern beschäftigte. Diese Zeit wirkte ohne Zweifel auf unseren Dichter; aber sie trieb ihn an, den zum Theil roh und verworren behandelten Stoff im Geiste aufzufassen, und auf eine würdige Weise dichterisch und wissenschaftlich darzustellen. So mochte die Vision Alberichs und mehreres der Art Einfluß haben auf sein Gedicht; sonst verdankt er derselben schwerlich etwas. Zwar ist in derselben von Blut- und Eis-Seen, von Schlangen und anderen wilden Thieren, von Feuerballen, die auf Sünder herabfahren, von einem Satan in ungeheurer Größe, von einem Orte der Büßung und von sieben Himmeln die Rede; aber man kann nicht umhin, sich oft zu verwundern und zu lächeln, wenn man unter gedruckten Exemplaren der Vision die trefflichsten Stellen aus der göttlichen Komödie zu diesen Darstellungen (wenn man die bloße Aufzählung jener Dinge so nennen darf) zitirt sieht, wie wenn jene aus diesen geschöpft wären.

Endlich dürfen wir hier nicht die Meinung des Malatesta Porta *) übergehen, der eine Quelle der göttlichen Komödie in dem alten Roman: Guerino il Meschino, entdeckt zu haben glaubt. In diesem bildet das berühmte Fegfeuer des Patricius, welches sich auf einer kleinen Insel in einem irländischen See ohnweit Dungal befinden sollte, eine Episode. Guerino, ein Nachkomme Karls des Großen, steigt in dieses Fegfeuer, welches im Italienischen Pozzo genannt wird, wie der unterste Kreis in Dante's Hölle, hinab, und findet Seelen, büßend in Hölle und Fegfeuer, und Freuden des Paradieses. Die Hölle, zu der Guerin aber erst gelangt, nachdem er den Ort der Buße durchwandert, besteht aus konzentrischen, immer tiefer hinabgehenden Kreisen, deren, nach der Zahl der Todsünden, sieben sind. In jedem büßen Verdammte. Die Sodomiten werden, ganz wie bey Dante, in einer Ebene bestraft, die mit glühendem Sande bedeckt ist, und auf die Feuer herabregnet; einige Seelen dieses Kreises liegen, andere sitzen, wieder andere laufen. Die Wahrsager tragen das Haupt nach hinten zu gedreht; die Wollüstigen werden von heftigen Stürmen umhergetrieben; beydes finden wir so bey unserem Dichter, und wie bey diesem, sitzt Satan im tiefsten Grunde bis an die Hüften in einem Eis-See; er hat drey Gesichter von verschiedener Farbe und sechs Flügel.

So große Uebereinstimmung mit Dante's Hölle macht stutzen; hier mußte doch wohl der Verfasser des Guerin den

*) S. die Eloquenza Italiana, von Foscarini.

Dichter der göttlichen Komödie, oder dieser jenen vor Augen gehabt haben, und mehr zum Nachtheile seiner Originalitat, als bey den obigen Fällen Statt finden konnte. — Es findet sich hier eine Auskunft. Der gelehrte Bottari hat in einer eigenen Abhandlung, die sich im vierten Bande der erwähnten römischen Ausgabe der göttlichen Komödie befindet, wahrscheinlich gemacht, daß der Roman von Guerin französischen Ursprungs sey, daß ein Florentiner, Andrea di Barberino, nach Dante's Tode, ihn in das Italienische übertragen, und die die Hölle betreffenden Partien nach der Schilderung in der göttlichen Komödie ausgeführt habe. Ginguené [1]) macht diese Annahme noch wahrscheinlicher; er weiset auf eine Novelle der Maria von Frankreich hin [2]), die das Purgatorium des Patricius darstellt; wobey sie sagt, sie habe diese Schilderung aus einem älteren Buche genommen. Dieses, meint der erwähnte Literator, sey jener Roman von Guerin gewesen. In Mariens Beschreibung steigt auch ein Ritter in die unterirdische Höhle, und sieht Hölle, Fegfeuer und Paradies; aber von den sieben Kreisen und den übrigen oben erwähnten Einzelnheiten ist nicht die Rede.

Wir weisen zum Schlusse dieses Berichts auf eine Abhandlung des trefflichen gelehrten Erneuerers der lombardischen göttlichen Komödie hin, der, nachdem er über mehrere vermeinte Quellen dieses Werkes geredet, auf die heilige Schrift hinweiset, und zeigt, daß sich natürlich aus so manchen Ausdrücken und Schilderungen in ihr Vorstellungen von den Aufenthaltsörtern in jener Welt erzeugen mußten, wie wir dieselben in Alberichs Vision und ähnlichen Erzeugnissen finden. Er zeigt, wie ein großer Theil die seltsamen Bilder, die Alberich zu sehen wähnte, wahrscheinlich nur eine Reminiscenz aus andern Visionen, namentlich des Tantalus, seyen, die sich in dem Leben der heil. Väter, der Komplikation eines Asceten aus dem fünften oder sechsten Jahrhunderte, befinde [3]). Er weiset ferner auf so

---

[1]) Histoire littéraire d'Italie. Tom. 2, pag. 26.

[2]) Sie schrieb im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts.

[3]) Hier muß sich der erwähnte Herausgeber der göttlichen Komödie geirrt haben. Die angeführte Vision des Tantalus ist gewiß dieselbe, die in der lateinischen Chronik des florentinischen Erzbischofs Antonius (Th. 2, S. 224) einem Tundalus aus Hibernien zugeschrieben wird. Von diesem aber heißt es hier: Narrat Vincent. Speculo historiali, quod anno, quo defunctus est S. Malachias, in Hibernia contigit Visio Tundali; und einige Kapitel früher heißt es: Circa annos Domini MCXL. migravit

manche Abbildung der Hölle, des Fegfeuers und Paradieses von Malern, die vor Dante lebten, hin; und sagt dann vom Dichter: »Er, der unter den größten Menschen Wenigen den Vorrang läßt, machte es mit den Gegenständen, die er nicht übergehen konnte, wie der Maler es mit den Farben macht, der Bildner mit dem Thone, der Baumeister mit den Steinen; er schuf das wunderbare Gebäude, das, in Majestät, Lieblichkeit und Schönheit erhoben, den Beynamen göttlich sich erwarb, weil der Meister es aus schwachen vorgefundenen Elementen zu schaffen, und, indem er demselben verlieh, was sein Geist und Herz an erhabenen Ideen besaß, durch einen unbegreiflich hohen Genius zu schmücken wußte.« B. R. A.

---

ad Deum gloriosus pontifex Malachias in monasterio Clarevallis. Jene Leben der heil. Väter können also nicht aus so frühen Jahrhunderten, wie oben gesagt wird, seyn: oder man muß annehmen, in späteren Zeiten sey das eine und andere zugefügt worden.

Uebrigens gab es seit den ältesten Zeiten des Christenthums, und namentlich seit dem zehnten Jahrhunderte, unzählige Legenden dieser Art. Sehr recht bemerkt der Verfasser der schon erwähnten ausgezeichneten Kritik (Edinb. Rev. Vol. 30. p. 317): »Man muß sagen, Dante zog Nutzen von allen, oder von keiner.« — Dieser Kritiker macht, noch auf eine Vision aufmerksam, die sich bey Matthäus Paris (Hist. Angl. ad an 1196) findet. In diesem Gesichte eines Mönches finden wir das Purgatorium als einen Berg, wir haben Strafen, wie im Dante, und die Verzückung ereignet sich, wie bey diesem, in der stillen Woche. Sehr gut bemerkt der Kritiker, daß die Lehre von Hölle, Fegfeuer und Paradies im Mittelalter zu einem festen Bilde geworden sey, von dem Dante nicht abgehen konnte.

Unter diesen Umständen nimmt es Wunder, daß immerfort noch Visionen dieser Art, deren man, wenn man suchte, gewiß viele finden würde als Quellen der göttl. Komödie aufgeführt werden. In einem zu London i. J. 1823 erschienenen Werke: A second series of curiosities of Literature, by J. d'Israeli, befindet sich ein Aufsatz unter dem Titel: Origin of Dante's Inferno, in welchem die Quelle dieses Gedichts in einer »Vision Karl des Kahlen, von den Strafen und der Glückseligkeit der Gerechten« gesucht wird. Der Bericht von derselben enthält aber wenige Einzelheiten, und nichts als das Allgemeinste erinnert an Dante's Gedicht.

Ich bemerke nur, daß der Traum des frommen Königs in die Morgenzeit fällt, wie alle Träume in der göttlichen Komödie, und somit Dante's Annahme bestätigt, daß die in diese Zeit fallenden die lebhaftesten sind.

Art. VII. 1. Народне српске пјесме u. s. w. (Serbische Volkslieder, gesammelt und ans Licht gegeben von Wolf, Stephans Sohn, von der Familie der Karagich (lies Karadschitsch [1]), gebürtig von Terschitsch im Bezirke Jadar (im westl. Serbien), und von Alters herstammend aus Petnitza, Bezirk der Drobniaken (in der Herzegowina), Doktor der Philosophie, koresp. Mitglied der freyen Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur (in Petersburg), und der gelehrten Gesellschaft in Krakau [2]). Leipzig, gedruckt bey Breitkopf und Härtel, 1823 — 1824. I. Bd. LXII u. 316 S., II. Bd. 305 S., III. Bd. 399 S. in 8.

2. *Chants populaires de la Grèce moderne*, recueillis et publiés, avec une traduction française, des éclaircissements et des notes, par *C. Fauriel.* Tome Ier, chants historiques. Paris, chez F. Didot, 1824. CXLIV u. 303 S. in 8.

Gerne hätten wir wenigstens noch die Erscheinung des zweyten Bandes der griechischen Lieder abgewartet, um die beyden Sammlungen desto vollständiger zu vergleichen. Aber bey der allgemeinen Theilnahme für die serbischen Lieder in Deutschland wäre es beynahe unverantwortlich, in unsern Jahrbüchern ein längeres Stillschweigen über eine Erscheinung zu beobachten, die eigentlich Oesterreich zunächst angehört, und ursprünglich von Wien ausgegangen ist.

Da überdieß die Einleitung zu Hrn. Fauriel's Sammlung das Ganze derselben bespricht, und, wie wir bereits am Schlusse des 26sten Bandes bemerkten, ohnedieß zu einem erschöpfenden Urtheile noch die Lieder der Bulgaren, Albanesen und Walachen, als der übrigen drey mitbetheiligten Erben von Orpheus Vaterlande, vorliegen müßten: so lasset uns denn vor der Hand besprechen, was da ist.

Die französische Société Asiatique in Paris hat das Neugriechische in ihre Sphäre mit aufgenommen. Wir erlauben uns, zu bemerken, daß das Albanesische, Walachische und Bulgarische wenigstens die nämliche Begünstigung verdient hätten. Doch dieß nur im Vorbeygehen!

Der serbische Zweig der Slaven, jetzt an fünf Millionen Seelen stark, ist seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts

---

[1]) Nach Dr. Zallony ist auch Fürst Karadscha, der Ex-Gospodar der Walachey, ursprünglich ein Ragusaner, d. h. ein Serbe. Karadscha bedeutet im Türkischen ein Reh. Doch könnte Karadschitsch auch Kara-Hadschitsch seyn, d. h. der Abkömmling des schwarzen Pilgers.

[2]) Seit 1824 auch der Göttingischen Societät der Wissenschaften.

von Ofen bis an den Hämus, und vom Timok bis an's adriatische Meer (Triest bis Cattaro) verbreitet. Sein Zar Duschan war nahe daran, statt der Türken, die Byzantiner zu beerben; er nannte sich, und war Zar von Serbien, Albanien, Bulgarien und Griechenland! Sein Gesetzbuch bewundert Rühs, als seinem Zeitalter an Menschlichkeit vorauseilend. Aber Duschan starb, wie Alexander der Große, dessen Stammland er nun auch beherrschte, ohne mündige Erben! Er herrschte 1336 — 1356.

Jetzt sind die Serben, zu ungefähr gleichen Hälften politisch zwischen Oesterreich und der Pforte, unter sich aber wieder religiös zwischen den Lehren Mahomets und Christi, und letzteres abermal nach den Konfessionen des Morgen- und des Abendlandes, getheilt!

Die griechischgläubigen Serben, deren Volkspoesien wir besprechen, beginnen ihre Literatur eigentlich erst mit 1783. Denn damals erschien in Leipzig (in der Breitkopfischen Druckerey, wo jetzt diese Volkslieder) die Selbstbiographie des ausgesprungenen Mönchs Obradowitsch, der mit Bewußtseyn in seiner serbischen Muttersprache schreiben wollte, während vor ihm ein verdorbenes Kirchenslawisch, was man in seiner Art vielleicht am nächsten mit dem gleich trefflichen Latein der obscurorum virorum vergleichen könnte, für serbische Schriftsprache galt (und zum Theil noch gilt; denn die Krise ist noch nicht ganz vorbey. Wie sollte sie auch in Serbien so bald vorbey seyn, wenn sie nicht einmal in Rußland, wo seit Peter I. Groß und Klein in der Muttersprache schreibt, und der Ausgang nicht mehr zweifelhaft ist, sich ganz gelegt hat).

Da seit Obradowitsch alle, wenn auch noch so rein serbisch gemeinte Bücher doch immer viel kirchenslawische Schlacke mitführten (es ist schwerer, als man glaubt, was man in der Schule mühsam gelernt, und alle Sonn- und Feyertage des Jahres hindurch fort hört, zu vergessen); so war es von Hrn. Wuk allerdings auch in Rücksicht auf Sprache ein epochemachender Gedanke, durch Herausgabe der serbischen Volkslieder, dergleichen vielleicht kein anderes Volk in größerer Anzahl und Schönheit besitzt, einen Sprachtext aufzustellen, gegen dessen echte Serbität kein Einwand mehr Statt findet; denn das Volk, aus dessen Geist und Gemüthe diese Dichtungen hervor gegangen, kann nicht makaronisiren, weil ihm, das nicht lesen und schreiben kann, das Kirchenslawische von jeher fremd geblieben. Nur die Studirten (wozu alle gehören, die lesen und schreiben gelernt haben) makaronisiren bey den Serben, wie nach Leake's Bemerkung

bey den Griechen; überall aus den nämlichen Ursachen, und in den nämlichen Abstufungen.

Durch Herrn Wuk's Wörterbuch und Grammatik (Wien, 1818) *), und diese neue, vermehrte und in der so einfachen, als kritisch begründeten Orthographie mit dem Wörterbuch harmonirende Leipziger Ausgabe der Lieder ist also die serbische Literatur in Beyspiel und Regel begründet; und wir können ihre Fortentwickelung ruhig ihrer eigenen inwohnenden Lebenskraft überlassen.

Aber außer dem Nebenverdienste, Muster echt serbischen Ausdrucks zu seyn, haben diese Lieder in hohem Grade auch das eigne innere Verdienst aller Volksdichtung: Darstellung des Nationallebens. Un tel recueil, s'il étoit complet, bemerkt Hr. Fauriel mit Grund, serait à la fois et la véritable histoire nationale, et le tableau le plus fidèle des moeurs des habitants. Hrn. Wuks Sammlung, wiewohl viel stärker, als F.'s griechische, ist freylich auch noch weit entfernt, vollständig zu seyn. Indessen möchte Ref. über das, was einmal da ist, seinen deutschen Lesern Bericht erstatten. Vor allem erklären wir uns den beynahe spanischen (umständlichen) Titel des Herausgebers »Wuk (Wolf), Sohn Stephans, zunächst von Terschitsch, ursprünglich von Petnitza herstammend,« als Folge der hämischen Einwendungen seiner Gegner, daß er, in der Türkey geboren, ein unbeglaubigter Serbe sey. Seine Genealogie ist ihm also abgedrungen. Auch dieß nur im Vorbeygehen.

Eine Haupteintheilung der serbischen Lieder ist die in Frauenlieder und in Männer- oder Heldenlieder. Erstere sind, zwar selbst bey lyrischer Tendenz doch auch meist episch angelegt, in der Regel kürzer, dem Inhalte nach Balladen, Romanzen u. d. gl., und werden von der Jugend beyderley Geschlechts, paarweise, mehr zu eigenem Genusse, ohne Instrumental-Begleitung gesungen; ihr Metrum ist sehr abwechselnd: die Männerlieder dagegen sind episch, alle in dem nämlichen Metro (fünf Trochäen, die Cäsur (Rast) nach dem zweyten), verhältnißmäßig viel länger als die Frauenlieder, und werden immer in Begleitung der gusle (ein ärmliches Saiteninstrument, dessen Form im Titelkupfer zu sehen) vor einem zahlreichen Auditorium abgesungen. Höchst merkwürdig ist allerdings, und wiederholt gewisser-

*) Diese Grammatik ist 1824 in deutscher Uebersetzung von dem deutschen Grammatiker Jak. Grimm (Leipzig, Reimer) mit einer des berühmten Uebersetzers würdigen Vorrede erschienen.

maßen in einer lebenden Sprache den altgriechischen Zwist zwischen Accent und Quantität, daß z. B. gelesen wird:

I pŏnĕsĕ trī tŏvără blăgă etc.

gesungen aber:

I pŏnĕsĕ trī tŏvără blăgă u. s. w.

Wobey man anmerken kann, daß im krainischen Dialekte sehr häufig, wie gerade in diesem Beyspiele, diese Sang-Prosodie der Serben auch in Prosa die allein gültige ist.

In dem ersten, der Großherzogin von Weimar zugeeigneten Bande sind lauter Frauenlieder enthalten, 406 an der Zahl, die wieder nach sieben Rubriken untertheilt werden.

I. 1 — 50 Hochzeitlieder, durch alle Stufen dieses Hauptfestes im häuslichen Leben, von der ersten Erblickung der Freywerber an bis zur Installirung der Braut als Hauswirthin.

II. 51 — 75. Königinnen-Lieder (kralicske pjesme).

In Hrn. Fauriel's griechischer Sammlung werden dieser Art Lieder Chansons de la St. Basile genannt, weil sie aufs Neujahr gesungen werden, auf welchen Tag auch St. Basilius fällt. Der serbische Name der Lieder, der auf König (βασιλεύς), aber nicht auf St. Basilius hindeutet, ist gegen Hrn. Fauriel's Annahme. Freylich aber gehen die serbischen Königinnen um Pfingsten umher, vor jedem Hause ihr Kolo tanzend, und vom ersten bis zum letzten Familienglied jeden auf das artigste besingend: il n'est pas, sagt auch Fauriel, jusqu'aux membres absents de la famille, qui n'ayent leur part aux souvenirs et aux souhaits poétiques des quêteurs (hier sind's des quêteuses, jedoch nicht ohne männliche Begleitung, wenn sie in ein anderes Dorf gehen). Ref. kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß wir hier die Kalendas und die Rusalia vor uns haben, gegen die das Trullanische Konzilium, als auf dem Lande im Schwange, klagt, und die, sogar unter dem nur wenig veränderten Namen Koleda, Kolenda, Kolinda (den Manche, z. B. noch Hr. Karamsin, für den Namen einer Gottheit gehalten), in fast allen slawischen Ländern, auch bey den halbslawischen Walachen noch in voller Uebung sind. Bey letzteren heißt sogar Pfingsten selbst geradezu Rusalie (d. h. Rosalia, das Rosenfest)! — Doch dem sey indessen wie ihm wolle; die serbischen Königinnen sind 10 — 15 Mädchen, in ihren Feyerkleidern; eine davon stellt den König vor (und trägt Kalpak und Schwert), eine andere seinen Fahnenträger; eine dritte die Königin, eine vierte ihre Kammerfrau; die übrigen die Hofsuite ohne besondere Namen oder Aemter. Zuerst wird der König und die Königin ein-

geholt, durch folgenden Gesang vor ihrem Hause, dessen Metrum und Refrain-Art auch das fast aller andern Königinnenlieder ist.

König, erlauchter König!
König, erlauchter König, Leljo! [1])
Königin, du Banin!

Königin, du Banin,
Königin, du Banin, Leljo!
Aufsteh, und wandle,

Aufsteh, und wandle,
Aufsteh, und wandle, Leljo!
Von Hofe zu Hofe;

Von Hofe zu Hofe,
Von Hofe zu Hofe, Leljo!
Bis zum Thron des Zaren [2]).

Bis zum Thron des Zaren,
Bis zum Thron des Zaren, Leljo,
Wo Wein trinkt der Zare,

Wo Wein trinkt der Zare,
Wo Wein trinkt der Zare, Leljo;
Ihm kredenzt die Zarin.

Ihm kredenzt die Zarin,
Ihm kredenzt die Zarin, Leljo,
Aus dem goldnen Becher.

So vollzählig, wandeln denn diese Kralice zu dem ersten Hofe (Hause), dessen Hausvater ihr erstes Kompliment geweiht ist.

Dieses Hofes Hausherr
Dieses Hofes Hausherr, Leljo!
Ist ein guter Hausherr.

Ist ein guter Hausherr,
Ist ein guter Hausherr, Leljo!
Hirschen seine Ochsen.

Hirschen seine Ochsen,
Hirschen seine Ochsen, Leljo!
Kostwurz ihre Joche.

---

[1]) Dieses serbische Euan, euoe, dem Ansehen nach ein Vokativ von Lelja, lautet in polnischen Liedern Lelum, polelum und Leli, poleli; in walachischen sogar Lerum.

[2]) Zar Duschan, in vielfältigen Verhältnissen mit Konstantinopel, hatte in die Hierarchie seines Hofes viel Byzantinisches aufgenommen. So scheint, außer es wäre alles Dichtung, hier der König (Kral) den byzantinischen Cäsar zu bedeuten, der dem Zar (Βασιλεύς) untergeordnet ist. Aber Duschans Hofbeamte (Baronen, Magnaten) waren zugleich mächtige Landbesitzer, und vereinzelten nach seinem Tode zu eigensüchtigen Zwecken die Gesammtkraft der Nation. So unterlagen diese einzelnen kleinen Herrn nach einander dem einzigen türkischen Großherrn!

Kostwurz ihre Joche,
Kostwurz ihre Joche, Leljo,
Basilikum die Jochstöcke.

Basilikum die Jochstöcke,
Basilikum die Jochstöcke, Leljo
Und wie Gold sein Weizen.

Und wie Gold sein Weizen,
Und wie Gold sein Weizen, Leljo!
König, erlauchter König!

König, erlauchter König,
König, erlauchter König, Leljo
Und du Fahnenträger.

Und du Fahnenträger
Und du Fahnenträger, Leljo
Umdreh dich, verbeuge dich,
Verbeuge dem Hausvater.

53.

Einem Mädchen.

Hier, sagt man uns, seye [1])
Mädchen jung und ledig
Ey! gebt einem Mann sie,
Oder gebet uns sie,
Daß wir sie verehl'gen,
Dem Studenten Iwan,
Unsers Popen Neffen;
Mit der Feder schreibt [2]) er
Auf des Adlers Flügel.
Was er auf mag schreiben?
Mädchenaugen schreibt er
Auf, und Helden-Antlitz.

54.

Wieder einem Mädchen.

O du blondes Mädchen!
Ist dein Lob erschollen
Bis zur Stadt der Kaiser [3])!
Du hast angesäet
Kostwurz von sechs Stengeln,
Und frühes Basilikum;
Hab'n sich dran gewöhnet

---

[1]) Bey jedem dieser Lieder wird der erste Vers zwey, und jeder andere drey Mal wiederholt, und immer die letzte Wiederholung mit dem Refrain Leljo! gehoben, wie in den ersten zwey Beyspielen.

[2]) Pisati, schreiben, hat im Slawischen, wie im Griechischen, die beyden Bedeutungen von schreiben und malen.

[3]) Konstantinopel.

Burschen, unverehlicht,
Pflücken dein Basilikum,
Schneiden deine Roswurz,
Lauern, junges Mädchen,
Auch dich abzuküssen.
Doch nicht laß, o Mädchen,
Jung dich überlisten!

58.

Dem Popen (Pfarrer).

Sind nun angekommen
Vor des Popen Höfen.
Sind des Popen Höfe
Eingezäunt mit Kiefern,
Kiefern und mit Ahorn;
Und darinnen wandelt
's Popen junges Frauchen.
Auf dem Fuß ihr folget
Töchterchen Syngelie,
Und sie spricht zur Mutter:
Aufsteh, liebe Mutter,
Gib den Königinnen:
Dem erlauchten König,
Ihm gib jenen Rappen;
Und dem jungen Fähnrich
Von Ilintsch 'ne [1]) Fahne;
Und der erlauchten Königin,
Goldne Ohrgehänge.
Aber jenen andern
Einen Strauß von Rosen,
Einen auch von Veilchen;
Auf daß roth sie seyen,
Wie es ist die Rose,
Daß sie lieblich seyen,
Wie es ist das Veilchen [2]).

Selbst die Satyre ist, wie es sich für quêteuses ziemt, in liebliche Anmuth gekleidet, z. B.

59.

Wieder einem Popen.

Bey des Popen Hofe
Aufgewühlt die Tenn' ist
Und mit Gold umflochten.
Auf der Tenn' ein Häuflein
Perlen vollgeschüttet;
Drüber hergefallen
Ist 'ne Kitte Tauben.
Alle Tauben girren,

---

[1]) Eine Art kostbaren Gewebes?

[2]) Im Serbischen hat das Veilchen den Namen von der Liebe: ljubitza.

Nur 'ne Täubin will nicht.
Fraget nun der Täuber
Seine zarte Täubin:
So wahr Gott dir helfe,
Meine zarte Täubin!
Wenn mit dir ich girre,
Warum du mit mir nicht?
Spricht zu ihrem Täuber
So die zarte Täubin:
Du hast dich verflogen
In die fremde Kitte;
Darum ich nicht girre.

63.

Einem Studenten.

Hier, sagt man uns, seye
Ein Student, der selbst lernt,
Lernt von selbst im Buche.
Wohl das Buch ihn lehret,
Daß er nicht soll reiten,
Keinen Säbel gürten,
Keinen Wein soll trinken,
Und kein Lieb soll küssen.
Nicht hört der Student doch
Was das Buch ihn lehret;
Reitet um so mehr nur,
Gürtet um so fester,
Trinket um so mehr nur,
Küsset um so mehr nur.

Höchst mysteriös ist endlich ein Marsch dieser Königinnen (75):

Weichsel, liebe Weichsel [1]),
Höher heb die Zweige;
Unter denen W i l e n [2])
Wunderreigen tanzen;
Vor ihnen Radischa [3])
Thau von Blumen peitschet,
An zwey Wilen führet,
Und spricht zu der dritten:
Werde mein, o Wile!
Sollst bey meiner Mutter
In der Kühle sitzen,
Zarte Seide spinnen,
An dem goldnen Rocken [4]).

---

[1]) Weichselbaum, Weichselkirsche, die überall, bey Griechen, Türken, Walachen, Albanesern rc. den slawischen Namen Wischnja führt.

[2]) Weibliche Genien, die nordischen W ö l e n.

[3]) Ein serbischer Mannsname, der auf F r e u d e hindeutet. Oder wäre es ein m y t h o l o g i s c h e r Name?

[4]) Deutet diese Situation nicht nach I n d i e n?

III. Schnitterlieder, 76 — 85.

An gewissen Feyertagen [1]), an denen die Serben für sich selbst nicht arbeiten zu dürfen glauben, halten sie es für erlaubt, dieß für andere, gegen bloße Bewirthung (nicht um Geld) zu thun. Vorzüglich zur Ernte pflegt man dergleichen nachbarlichen Beystand von einander zu erbitten; daher auch sowohl diese Arbeit, als auch die Arbeiter selbst Moba (Bitte) heißen. Die Moba ist mehr ein Fest, als eine Arbeit; die Sendung auf die Moba ist eine Begünstigung von Seite des sendenden Familienhauptes; man geht in Feyerkleidern hin; man macht Bekanntschaften; nach der Arbeit wird gegessen und getanzt; man könnte sie die Redoute (den Ball) des Serben nennen. Daher ihr auch gemüthloser Kameralismus und einseitiger Eifer nicht gut ist, und z. B im russisch-illyrischen Namenbüchlein ein Kind seinem Vater das Verkehrte derselben begreiflich macht!

Die zehn hier mitgetheilten Lieder sind theils kleine Romanzen, die auf die Ernte Bezug haben, theils Wetten von Schnittern und Schnitterinnen, theils Zurufe, theils milde Ironie z. B.

83.

Ernte erntet Lepota [2]) das Mädchen
Mit goldner Hand und silberner Sichel.
Als es um Mittag war,
Sang Lepota das Mädchen:
»Wer mir die Garben bände,
Ihm gäb' ich mein weißes Antlitz;
Wer mir aber lieben Wassers brächte,
Ihm gäb' ich meine schwarzen Augen;
Und wer mir Schattenkühle machte,
Ihm wollt' ich seyn ein treues Lieb.«

Sie denkt, niemand höre sie:
Aber es hörte sie der Schafhirt bey den Schafen;
Er band mit Schilf ihr die Garben,
Machte von Haselzweigen ihr Schattenkühlung
Und brachte ihr lieben kühlen Wassers.
Und nun sprach er zum Mädchen:
»Gib Mädchen, was du versprochen.«

---

[1]) Etwa an den sogenannten abgebrachten Feyertagen, in Krain sopraznici, Nebenfeyertage genannt? Nur ist Ref. nicht bekannt, ob die griechische Kirche je einen Feyertag aufgehoben habe. — Nein! sondern an jedem Heiligentage, der um die Zeit solcher Feldarbeiten einfällt. Nur an einem Sonntage erlaubt sich's kein Christ, eine Moba zu laden, wie wohl sie kommen würde. Wir werden gleich sehen, daß aber Türken sich auch dieses erlauben.

[2]) Lepota heißt die Schönheit, und ist auch ein Frauenname, der etwa der griechischen Callisto entspricht.

Doch das Mädchen war ein wenig schelmisch
Und also entschuldigte sich die Junge:
»Geh von hinnen, junger Hirte!
Wenn du mir die Garben gebunden,
So weiden deine Schafe im Stoppelfelde;
Wenn du mir Wasser gebracht,
So hast ja auch du am kühlen dich gelabet;
Wenn du Schattenkühlung mir bereitet,
So hast ja auch du dich drunter erquicket.

77.

Gelobt sey Gott, gelobt der Eine,
Da am Sonntag mir die Wlachen schneiden *). —
Ueber ihnen winden sich drey Gewölke;
Ein Gewölke, der Donnerer Elias,
Das andre Gewölke, die feurige Maria,
Das dritte Gewölke, St. Pantelija.
Spricht der h. Pantelija:
Schlag mit dem Donner drein, du Donnerer Elias;
Schlag mit Feuer drein, du feurige Maria;
Und ich will's mit Wind, ich St. Pantelija.
Aber es spricht die feurige Maria:
Nicht doch thu's mit dem Donner, du Donnerer Elias,
Nicht mit Wind du h. Pantelija;
Noch ich mit Feuer, ich feurige Maria;
Denn nicht glauben die Türken den Walachen,
Und nicht harrt des Werkeltags der Weizen.

84.

Wenn die Ernte vorbey, wird geloofet, wer welches Lieb küssen soll. Halb soviel Halmen als Schnitter da sind, werden in der Mitte gebogen, und am Buge von einem in beyden Händen gehalten, so daß Niemand sieht, welche zwey Enden zu einem Halme gehören. Jeder ergreift eines der vorgehaltenen Enden; und welches Paar die beyden Enden des nämlichen Halms gezogen, küßt einander. Es versteht sich, daß nur einem die Schönste zufällt, und vielleicht, wie dort, Venus dem Vulkan. Daher wird vor der Ziehung gesungen:

---

*) Dieß scheint der Triumphausruf des türkischen Feudalherrn, etwa in Bosnien, zu seyn. Diese nennen ihre griechischen Unterthanen Walachen, wie in Krain, Kroatien und Dalmatien, dessen Morlachen auch dahin gehören. Der slawische Name des Sonntags heißt nedelja, wörtlich: Nichtarbeitstag, während ein Feyertag nur praznik heißt (dies otiosus). Der Slawen erste Bekehrer, und daher Gründer ihrer heil. Terminologie waren fränkische Mönche, die selbst von England aus christianisirt worden, wo der Sonntag bekanntlich noch jetzt mit frommer Aengstlichkeit gefeyert wird.

Laßt uns fassen zartes Hälmlein,
Hälmlein überzart
Daß wir sehen, wer mit wem wohl
Sich nun küssen soll. —
Fasset an das zarte Hälmlein,
Hälmlein überzart,
Daß wir sehen, wer dem andern
Wird durch Loos zu Theil.
Jenem Altes, diesem Junges,
Wie das Glück es will;
Sey es Altes sey es Junges,
Küssen will ich es.
Und wer nicht sich wollte küssen,
Ihn erschlage Gott,
Ihn erschlag' die heil'ge Freitag [1]),
Paraskewia. —
Lasset los, ihr weißen Hände,
Lasset los nunmehr.
Wer mit wem gefaßt zusammen,
Die nun küssen sich.

85.

Sie kehren heim.

Herr und Vater dieses Hauses,
Heim laß kehren uns;
Weit von hier sind unsre Höfe,
Weit hin über Wald!
Die daheim ein' alte Mutter
Hat, sie bangt um sie;
Die daheim ein männlich Kind [2]) hat,
Weinen wird es ihr;
Die daheim 'nen jungen Mann hat,
Greinen [3]) wird er sie.

IV. Dòdola-Lieder 86—88. Bey großer Dürre geht ein Chor Mädchen, wie die Königinnen, von Haus zu Hause, um Regen zu ersingen. Eines derselben, die eigentlich die Dòdola heißt (ein Name, der nicht aus dem Serbischen erklärbar ist), tanzt unbekleidet, und wohl nur Wohlstands halber in Zweige und Gras gehüllt, allein, während die übrigen in Reihe stehen,

---

[1]) St. Paraskeve (von παρασκευή, der Freitag, so wie Dominicus von Dominica?) ist von den Slawen sowohl in Serbien als in Rußland in die Landessprache übersetzt worden: Petka und Pjatnitza von petek der Freitag. Hier steht der griechische Originalname und seine Uebersetzung beysammen, gleichsam mit juridischer Umständlichkeit, und daher fast komischer Wirkung.

[2]) Ein männlich Kind ist auch in Serbien, wie wohl überall, willkommener als ein weibliches.

[3]) Greinen, franz. gronder, süddeutsch fur schelten, ausschelten, auszanken.

und singen. Dann kommt die Frau des Hauses, vor dem sie so singen, und schüttet ein Schaff voll Wasser auf die Dodola hin, zum Zeichen, daß es so auf sie regnen sollte.

87.

Zu Gott betet unsre Doda [1]),
Oj Dodo, oj Dodo le!
Daß Thauregen sich ergieße,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Daß naß werden alle Äcker,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Alle Äcker, alle Graber,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Selbst im Hause all' Arbeiter,
Oj Dodo, oj Dodo le!

V. Fastenlieder, 89—93. Z. B.:

90.
Am Samstag Lazari [2]).

Laßt, Laßt, Lazare,
Und komm her, bis zu mir her!
Faß' mich an, halt dich an mich,
An den seidnen Aermeln dich,
An den seidnen Tücheln dich,
An der Schürze buntgewirkt.

VI. Kirchweihlieder [3]), 94—96.

94.
Slava (Gesundheitstrunk?).

Wer immer Wein zu Gottes Ruhm trinkt,
Dem hilf o Gott, und du, Ruhm Gottes!
Und was ist schöner, als der Ruhm Gottes [4]),
Und ein Nachtmal, gerecht erworben!

---

[1]) Ein Hypokoristikum von Dodola.

[2]) Der Samstag vor dem Palmsonntage, an dem das Evangelium von Lazari Erweckung gelesen wird. Das Volk denkt bey Lazar an das serbische Wort Lazi (geh); daher das unschuldig-etymologische, aber unübersetzbare Gedicht und Spiel, wobey es jedem unverwehrt bleibt, auch an den Gehversuch des von den Todten erstandenen Lazarus zu denken. Ein Chor Mädchen strecken einem Kinde ihre Hände entgegen, als wollten sie es gehen lehren, und singen dabey das Lied.

[3]) Oder soll man sagen: Namenstagslieder? Streng genommen, ist es keines von beyden, sondern Lieder bey dem Gastmale, das ein Familienvater am Feste des Heiligen veranstaltet, den sein Haus als Familienpatron verehrt.

[4]) Slava bedeutet Ruhm, und auch den Gesundheits- und Ehrentrunk, welcher letztere hier mit gemeint, und eben deßhalb unübersetzbar ist.

VII. Liebes- und andere Frauenlieder, 97—406.

Wenn schon die vorhergegangenen Lieder, wiewohl eigentlich nur Gelegenheitslieder, und als solche theils unterstützt, theils entschuldigt durch den Zusammenfluß der Umstände (auch wohl der Etiquette), die Vergleichung mit ihren Gattungsverwandten alter und neuer Zeit nicht scheuen dürfen, so darf man dieß um so mehr von den nun folgenden sagen, die in mehr als dreyhundert, bald epischen, bald lyrischen Variationen den uralten und doch ewig jungen und unerschöpflichen Stoff: Liebe über alles, besingen.

97.

Ein Mädchen sitzt an Meeres Rand,
Und also bey sich selber spricht:
Ach, gütiger und lieber Gott!
Gibt's etwas Weit'res, als das Meer?
Gibt's etwas Läng'res als das Feld?
Gibt's etwas Schnell'res, als das Roß?
Gibt's etwas Süßeres, als Honig?
Gibt's etwas Lieberes, als den Bruder?
Zu ihr der Fisch spricht aus dem Meer:
O Mädchen! närr'sche Thörin du!
Weiter, als Meer, der Himmel ist;
Länger als Feld ist selbst das Meer;
Schneller, als Roß, das Auge ist;
Süßer, als Honig, der Zucker ist;
Lieber, als Bruder, ist das Lieb [1]).

99.

Jörge mäht an Berges Abhang,
Lada, sieh nur, sieh! [2])
Führt sein Roß in schatt'ge Lauben [3])
Oj, Lada, oj!
Durst nun hart zusetzet Jörgen
Lada, sieh nur, sieh!
Jörge spricht zu seinem Rosse:
Oj, Lada, oj!
Frisch aufwiehre, Herzensrößlein,
Lada, sieh nur, sieh!
Ob dich wohl hört meine Mutter,
Oj, Lada, oj!

---

[1]) Der Geliebte.

[2]) Lado le mile. Wir lesen Lado, le mi, le! und halten le für eine Kontraktion aus glej, sieh, das im krainischen Dialekte in diesen beyden Formen üblich ist. Lada (im Vokativ Lado) geben die slawischen Mythologen für ihre Venus aus.

[3]) D. h. führt es von Laube zu Laube, so wie der Lauf der Sonne es stufenweise erfordert.

Ob sie wohl dir Wasser bringet,
Lada, sieh nur, sieh,
Wasser dir, und Wein mir bringet,
Oj, Lada, oj!
Rößlein wiehert, Mutter hört es,
Lada, sieh nur, sieh!
Hört's, doch achtet's nicht die Mutter,
Oj, Lada, oj!

Das Experiment wird an der Schwester wiederholt, die aber eben so wenig darauf achtet; als es aber (beym dritten Experiment) die Geliebte hört, achtet sie wohl darauf, und bringt ihnen beyden, wornach sie dürsten: dem Rößlein Wasser und Jörgen Wein.

Im Liede Nr. 100 liest Marie Perlen im See, und ruft eben so vergeblich nach der Reihe dem Vater, der Mutter, dem Bruder und der Schwester zu, mit einem Schiffe heranzukommen, und sie und die Perlen ans Land zu führen: als aber der Geliebte den Ruf vernommen, kommt er sogleich mit einem Schiffe heran, und führt Marien aus dem See.

In Nr. 101 versucht ein schelmisches Mädchen ihre Familie, indem sie im Wasser umherschwimmt, um zu sehen, wer sie retten wolle. Mutter, Vater, Bruder werfen sogar mit Steinen nach ihr (der Schelmin): als es aber der Geliebte bemerkt, läuft er ans Ufer, watet bis zum Mädchen hin:

Zu mir her, du Seele mein;
Mein bist du, und aber mein.

In Nr. 104 geht ein Mädchen früh ans Wasser, und findet einen goldenen Apfel *). Vater soll ihn theilen: aber er nimmt für sich mehr, als er dem Mädchen gibt; so das nächste Mal die Mutter, so der Bruder, so die Schwester: nur der Geliebte theilt gerecht, er gibt der Finderin mehr, als er sich nimmt.

145.
Lieb' um Liebe.

Schön Pauline im Reygrase schläfet,
Stiehlt zu ihr durch's Reygras sich schön Rade:
Schön Pauline! willst du meine werden? —
Schöner Rade, was willst um mich geben? —
Schön Pauline, will Geld um dich geben. —
Schöner Rade, woll'n kein Geld die Brüder. —
Schön Pauline, will Tuch um dich geben. —
Schöner Rade, woll'n kein Tuch die Brüder. —
Schön Pauline, will Roß um dich geben. —
Schöner Rade, woll'n kein Roß die Brüder. —

*) Was hindert uns, uns diese Scene in der Nähe des Hesperidengartens zu denken?

Schön Pauline, will mich um dich geben. —
Schöner Rade, um dich sie mich geben.

156.

Konda stirbt, der einz'ge Sohn der Mutter.
Leid der Mutter thut's, ihn zu begraben,
Zu begraben fern von ihrem Hofe,
Und sie trägt ihn in den grünen Garten,
Und begräbt ihn unter Gold-Orangen.
Jeden Morgen sie ihn da besuchte:
»Mein Sohn Konda, ist dir schwer die Erde [1]),
Oder sind dir schwer die Ahornbreter?«
Aus dem Grab läßt Konda sich vernehmen:
Nicht ist schwer die Erde mir, o Mutter,
Noch auch schwer sind mir die Ahornbreter;
Aber schwer sind der Jungfrauen Flüche.
Wenn sie seufzen, bis zu Gott man's höret,
Wenn sie fluchen, bebt die ganze Erde,
Wenn sie weinen, thut es Leid Gott selber.

242.

Ein Roß ritt ich ohne Schule,
Roß vertrug mich zur Walachin [2]),
Ihr zur Seite stehn drey Mädchen,
Eins still schelten thät die Mutter:
»Hündin Nera [3]), wo gewesen?«
Nicht doch schilt mich, liebe Mutter!
Bin gewesen an der Donau,
Hab geschauet junge Deutsche [4]).
Einen Deutschen ich da sahe,
Wollt' er seyn mir Schwiegervater,
Wohl ihm gäb' ich gern ein Hemdlein,
Daß sein Lebetag' er's trüge;

---

1) Ganz die antike Ansicht (sit illi terra levis). In den Heldengesängen werden wir, eben so römisch, den Serben für den Ruhm des serbischen Namens (wie dort romani nominis) kämpfen sehen.

2) Es ist ein boßnischer Türke, der spricht; ihm sind die serbischen Christen Walachen (Ρωμαῖοι), wie dem katholisch gebliebenen Nachbar in Krain und Dalmatien.

3) Nera, Schmeichelform von Nerandscha (Orange). In Serbien, Boßnien ꝛc. sind solche, nicht aus dem Kalender, sondern aus den Wünschen der Aeltern geholte Namen noch ganz üblich. Die Kalendernamen sind übrigens, ja doch ursprünglich auch aus der nämlichen Quelle geschöpft (s. die Bibel u. s. w.).

4) Damit die Deutschen sich dieses Beyfalls nicht zu sehr überheben, mag hier bemerkt werden, daß für die serbischen Mädchen Deutschland da anfängt, wo Serbien und die Türkey aufhört. Also die Nemzen (Deutsche) des Mädchens sind höchst wahrscheinlich noch immer serbische Deutsche, in Semlin, Orschowa u. s. w.

Einen andern Deutschen sah ich,
Wenn der seyn mir will Brautführer,
Gäb' ein goldgesticktes Tuch ihm,
Daß sein Lebetag' er's trüge;
Und den dritten Deutschen sah ich,
Wenn der seyn will mein Geliebter,
Gäb' ihm wohl die schwarzen Augen,
Daß sein Lebtag' er sie küsse.

294.

Ober Sarajewo steht Omer's Hof [1]),
Rings um ihn ein grüner Bergwald stehet,
Und inmitten eine grüne Wiese;
Auf der Wies' ein Kolo steht in Reihe,
In dem Kolo Damians Geliebte;
Ueberragt mit ihrem Haupt das Kolo,
Reißt das Kolo hin durch ihre Schönheit.
Spricht Nikola zu ihr aus dem Kolo:
Das Gesicht verhüllt! Damians Geliebte,
Sonst muß Damian dir heute sterben,
Deines weißen Angesichtes halber.
Kaum Nikola ausgesprochen hatte,
Kracht die Flinte aus dem grünen Walde,
Und sie trifft den Damian im Kolo.
Damian fällt, und zu ihm die Geliebte:
O mein Damian, meine Frühlingssonne!
Mußtest du so herrlich mir erscheinen,
Und so bald mir schwinden hinterm Berge! —
O Geliebte, meine zarte Rose,
Mußtest du so herrlich mir erblühen,
Und ich, ach! mit dir mich doch nicht schmücken!

313.

Schwester ruft den Bruder in die Sonne:
Komm heraus, o Bruder, in die Sonne,
Daß wir an der Frühlingssonn' uns wärmen,
Daß wir satt uns an dem Anblick sehen,
Wie geschmückt daher die Swaten [2]) reiten.
Wohl dem Hofe, der sie wird empfangen! —
Wessen Hof wohl dürfte sie empfangen?
Wessen Mutter dürfte sie beschenken?
Wessen Bruder sie mit Wein erquicken?
Wessen Schwester seyn in ihrer Mitte? —

---

[1]) Also ein mohammedanischer Serbe, ein Spahi (Gutsherr), dessen christliche Unterthanen hier einen Tanz halten. — Ob der Tanz der Albaneser von dem serbischen Kolo verschieden? Es scheint nicht.

[2]) Swaten, seit Göthe's Klaggesang von der edlen Frauen Hassan-Aga's, in Deutschland eingebürgerter Name der Hochzeitgäste, die der Bräutigam mitbringt, um seine Braut heimzuführen.

Still der Bruder spricht zu seiner Schwester:
Schwester mein, o freue dich des Anblicks,
Diese Swaten, unser Hof empfängt sie,
Unsre Mutter selbst wird sie beschenken,
Und ich werd' erquicken sie mit Weine,
Und du, Schwester, seyn in ihrer Mitte.

337.

Siebenbürgens Banin pflanzt 'ne Tanne.
Pflanzt 'ne Tanne, und spricht zu der Tanne:
Wachse, Tanne, zu des Himmels Höhen,
Laß ins grüne Gras die Zweige reichen,
Daß, steig' ich auf deine Zweige, Tanne,
Ich von dir das weiße Ofen sehe,
Und in Ofen wandeln sehe Johann,
Ob er noch wie vormals sich thut tragen,
Ob ihm noch am Kalpak weht die Feder,
Ob ihm hoch den Kopf sein Roß noch träget!
Spricht's, und denkt, daß Niemand sie gehöret:
Doch sie hört der Ban von Siebenbürgen,
Ihr Gemahl, der Ban, und also spricht er:
O, bey Gott, Frau Banin Siebenbürgens!
Worin kann uns Ofen übertreffen,
Ofen Siebenbürgen, und mich Johann?
Aber spricht die Banin Siebenbürgens:
Nicht ist Ofen schöner, als Siebenbürgen,
Noch ist schöner, als du, Johann von Ofen:
Doch mein erstes Glück [1]) war dieser Johann;
Erstes Glück! ein Becher voll mit Blumen,
Zweytes Glück! ein Becher voll mit Weine,
Drittes Glück! ein Becher voll mit Galle.

347.

Mitrowitz, ein Stuhl [2]) am Strand der Sawe;
Drauf von Mitrowitz 'ne Jungfrau sitzet,
Sitzt, und also spricht sie bey sich selber:
O Franzose, o gewalt'ger Kaiser! [3])
Laß die Burschen; Mädchen sind geblieben,
Sind vermodert Quitten auch und Aepfel,
Und die Hemden, schön gestickt mit Golde.

---

[1]) Wie zart selbst dieser Ausdruck, wo andere Sprachen lieber von erster Liebe sprechen.

[2]) Stuhl für Sitz, Stadt u. dgl. Vergl. Stuhlweißenburg, Stuhlrichter.«

[3]) Also einer syrmischen Jungfrau Apostrophe an Napoleon! Er soll endlich einmal Frieden machen, und die Krieger nach Hause entlassen, damit sie ihre Mädchen heiraten. Mitrowitz war nie unter Napoleon: aber die Jungfrau fühlt, daß er es ist, der, süddeutsch zu sprechen, den »Buben keinen Friede« gibt.

Im Liede 389 kommt das Refrain: Tananana, tininini, vor, von dem es in Valvasors krainischer Ehrenchronik heißt: daß seine Melodey, gehörig angestimmt, die Kraft habe, jeden Kroaten, auch wider Willen, tanzen zu machen.

Doch wir müßten das ganze Buch übersetzen, wollten wir den Lesern alles Schöne daraus vorführen; ein Unternehmen, was dem Ref. mehr noch, als der Mangel an Raum, das Bewußtseyn seines Mangels an Talent *) verbietet; er muß sich überglücklich schätzen, wenn er durch die vorangehenden Proben auf den reichen Schatz aufmerksam gemacht, und einem Rückert, Gr. Platen oder W. Müller Lust gemacht hätte, bey ihrer Rückkehr aus dem Orient auch Serbien mitzunehmen.

Der zweyte und dritte Band enthalten lauter männliche oder Heldenlieder, mit dem Unterschiede, daß im zweyten die älteren, und im dritten die neueren (von Erfindung des Schießpulvers bis 1804) vorkommen. Wir wollen sie, bis ein Dichter sich ihrer annimmt, wenigstens nach ihrem Inhalte und Ideengange nach einander durchgehen, so ungenügend dieß auch immer mit Dichtungen seyn muß. Um so mehr müssen wir uns der schuldigen Kürze befleißigen.

Der zweyte Band, dem russischen Reichskanzler Rumjanzow zugeeignet, enthält folgende ältere Lieder. 1) Das himmlische Regiment. Ein echtes Volksstück. Während die Himmels-Magnaten sich in die Herrschaft theilen, St. Peter den Wein und den Weizen sammt den Himmelsschlüsseln, St. Elias Donner und Blitz, St. Pantaleon die Hitze der Hundstage, St. Johann die Gevatterschaften und Bruderschaften und die Kreuze vom h. Kreuzesholze, S. Niklas endlich die Fuhrten und Wasser übernimmt, kommt die gebenedeyte Maria weinend auf sie zu.

Fraget sie der Donnerer Ilia:
Unsre Schwester, du Gebenedeyte,
Welch groß Unglück ist dir widerfahren,
Daß dein weißes Antlitz Thränen netzen?

Wie sollte sie nicht weinen? Sie kommt von Indien, dem gottlosen Lande, wo der Jüngere den Aelteren nicht ehrt, Kinder den Eltern nicht gehorchen, ein Gevatter den andern vor Gericht fordert, lügenhafte Zeugen stellt, ohne Treu und Glau-

*) Ueberall, wo der treuen Uebersetzung halber das Metrum nur nothdürftig angedeutet, oder gar aufgegeben, oder der deutschen Sprache Gewalt angethan werden mußte, ist dieß lediglich dem Unvermögen des Ref. zuzuschreiben; im Originale ist Metrum und grammatisch reiner Fluß der Rede vielleicht beyspiellos gut gehalten.

ben, und so seinen Gevatter in Schande und Schaden bringt; wo Brüder sich zum Zweykampf herausfordern, der Brautführer der Ehre der Braut nachstellt, und der Bruder die Schwester nicht Schwester nennt [1])! Die Heiligen wollen, sobald die Theilung in Ordnung, zum wahrhaften Gott in den Divan (Rath) gehen, und nicht ablassen zu bitten, bis er ihnen des Himmels Schlüssel gegeben; dann die sieben Himmel verschliessen, und die Wolken versiegeln, daß weder Regen, noch Thau, noch Mondschein auf die Erde könne; drey Jahre lang solle weder Wein noch Weizen gerathen, nicht einmal so viel, um davon in der Kirche zu liturgiren. Gesagt, gethan. Nach drey Jahren

> Auf vor Dürre springt die schwarze Erde,
> Und darein die Menschen lebend fallen;
> Und ausläßt Gott eine schwere Krankheit,
> Schwere Krankheit, Herzensweh [2]) geheissen,
> Jung und Alt sie umbringt sammt und sonders,
> Aus einander reißt sie Lieb' und Theures.

Die Uebriggebliebenen bekehrten sich, und, wie dort zu Noa's Zeit, macht Gott einen neuen Bund mit ihnen, nur einmal im Jahre Schnee und Eis [3]) herabzuschicken. Das Lied schließt:

> Lieber Gott, in allem sey gepriesen;
> Was gewesen, mög' es nimmer kommen.

2) St. Nikola. Im Paulskloster stehen goldne Tische, rings herum sitzen alle Heilige, zu oberst der Donnerer Elias, in der Mitte St. Sawwa und Maria, unten endlich St. Freytag und St. Sonntag [4]). St Nikola bringt Christi Ruhm (Gesundheit) aus; aber plötzlich nickt er, wie vor Schlaf, seiner Hand entsinkt der Becher, ohne jedoch zu brechen; nicht einmal der Wein rinnt aus. Donnerer Elias spricht zu ihm:

> O mein Bruder, heiliger Nikola!
> Tranken wir doch früher kühlen Wein auch;
> Ohne, Brüder, doch dabey zu nicken,
> Noch den Becher aus der Hand zu lassen;
> Wie doch kommt es, daß dich's heute schläfert? —
> Aber spricht St. Nikolas der Bischof:
> Greine mich nicht, Donnerer Elias,
> Kurz nur nickt' ich, träumte wundersam doch:

---

[1]) Wer sieht nicht mit Vergnügen, was dem geraden, offenen Sinn des Volkes für Gottlosigkeit gilt?

[2]) So nennt der Serbe die rothe Ruhr.

[3]) Man erwartete eher Verzicht auf Dürre u. dgl.

[4]) Beydes weibliche Heilige im Serbischen, wie etwa Parasceve und Dominica.

Eingeschifft dreyhundert Mönche waren,
Eingeschiffet auf dem blauen Meere,
Tragen Opfer nach dem heil'gen Berge,
Opfer, gelbes Wachs und weißen Weihrauch.
Winde sich erheben zu den Wolken,
Furchtbar auf der See die Wogen schlagen,
Zu verschlingen die dreyhundert Mönche.
Laut aufrufen die dreyhundert Mönche:
Hilf uns Gott und heiliger Nikola,
Wo du auch seyst, steh' uns bey in Nöthen!
Und ich ging, um ihnen beyzustehen. —
Schifften aus sich die dreyhundert Mönche,
Schifften aus sich froh und wohlbehalten,
Trugen auf den heil'gen Berg die Opfer,
Opfer, gelbes Wachs und weißen Weihrauch.
Mittlerweile nickt' ich hier ein wenig,
Und ich ließ den Becher mir entsinken.

3) und 4) St. Sawwa. Zwey Lieder über den nämlichen Gegenstand, mit bedeutenden Abweichungen im Detail. Die »serbischen Herrschaften« sind an der Kirche von Gratschaniza in Bosnien versammelt (versteht sich, an einem großen Feste), und sprechen, weil sie im dreyzehnten Jahrhunderte, vom Wesen des Staats und der Staatshaushaltung noch nicht unsere heutigen Begriffe hatten, wozu doch ihr erster König, Stephan, seine ungeheuren Schätze (sieben Thürme voll Thaler und Dukaten) möchte verwendet haben. Zu diesem Gespräche kommt sein Sohn Sawwa (der das Klosterleben dem Throne vorgezogen, nachher Erzbischof von Serbien und ein Heiliger geworden), und zählt ihnen die Klöster und andere gute Werke auf, auf deren Stiftung sein Vater die Schätze verwendet. Worauf die Herrschaften erwiedern:

Wohlgethan, o Neemanide Sawwa!
Da ihr sieben Thürme Geld besaßet,
Und verstandet, wie es zu verwenden,
Möge, was an euch ihr traget, glänzen,
Heilig werden alles, was ihr zeuget. —
Und erfüllet ward, was sie gesprochen
An der weißen Kirche Gratschaniza;
Was gesprochen sie, hat Gott erfüllet.

5) Skodra's *) Erbauung. Die drey Brüder Mernjautschewitsch, Wukaschin, Ugljescha und Gojko,

*) Skodra, ital. Skutari, serbisch Skadar, türkisch Iskender, die Hauptstadt von Nord-Albanien, im Süden von Kattaro und Montenegro. Jetzt türkisch, und von Albanesen bewohnt. Der Pascha von Skutari ist aus den Zeitungen bekannt, durch seine Belagerung von Messolungi (deutsch wäre es Mittenwalde).

bauen an der Bojana eine Stadt. Dreyhundert Meister bauen seit drey Jahren, und noch ist der Grund nicht gelegt; denn was sie des Tags gebaut, zerstört bey Nacht die Wile [1]). Endlich ruft sie geradezu dem ältesten der Brüder, dem nachmalig untreuen Vormund des Königs Urosch, und Vater des Helden Marko, zu, seine Mühe und Kosten seyen vergeblich, bis er ein Geschwisterpaar gefunden, eine Stojana und einen Stojan [2]), die lebend in den Grund eingemauert werden müßten; dann werde die Mauer halten. Ein treuer Diener wird mit sechs Lasten Geld in die weite Welt geschickt, um das verlangte Paar zu finden, und es entweder zu kaufen, oder nöthigen Falls auch zu rauben [3]). Der treue Knecht kehrt nach drey Jahren zurück; er hat kein solches Paar gefunden. Wukaschin ruft daher neuerdings seinen Baumeister Rado herbey, und die dreyhundert Maurer mauern wieder frisch fort; doch eben so vergeblich, wie vor Jahren. Die Wile weiß noch ein Mittel: Das treue Weib eines der drey Brüder, die den nächsten Morgen den Maurern die Mahlzeit bringen würde, soll in den Grund gemauert werden. Die drey Brüder versprechen einander, ihren Frauen das schreckliche Geheimniß nicht zu verrathen, sondern alles dem Schicksale zu überlassen. Doch nur der jüngste, Gojko, hält sein Versprechen. Als daher am folgenden Tage den Meistern das Essen getragen werden sollte, wußten sich die gewarnten Frauen zu entschuldigen (darüber sind in dieser Ausgabe des Liedes zweyerley Varianten); Gojko's junges Weib überläßt ihr erstgebornes, erst einen Monat altes Kind ihren Schwägerinnen, damit nicht die Schwiegermutter, bey drey Schwiegertöchtern, in ihren alten Tagen noch sich plage. Als sie an der Spitze der Dienerinnen auf den Bauplatz anlangt, kann man sich den Todesschrecken des guten Gojko denken. Die Unglückliche fragt ihn, als sie an ihn gekommen war, still:

Was ist, guter Herr, dir widerfahren,
Daß dir Thränen rollen über's Antlitz?
Ihr antwortet Mernjautschewitsch Gojko:
Schlimm ist's, meine liebe, treue Gattin!
Einen gold'nen Apfel [4]) ich dir hatte,

---

[1]) Sonst eine Art Fee, nicht menschenfeindlich; vielmehr oft helfende Wahlschwester der Helden.

[2]) Die, übrigens wirklich üblichen, Namen scheinen gewählt wegen ihrer Wortbedeutung von stojim, stehen. Die Stadt soll eben fest stehen und dauern.

[3]) Ein neuer Beleg zu Lucretius: Tantum religio (der Aberglaube) potuit suadere malorum.

[4]) Im Serbischen ist der Apfel, jabuka, weiblichen Geschlechts.

Heute fällt er mir in die Bojana,
Um ihn klag' ich, kann ihn nicht verschmerzen. —
Immer noch die zarte Braut [1]) nichts ahnet,
Und also spricht sie zu ihrem Herren:
Bitte Gott nur, daß gesund du bleibest,
Kannst dir schmelzen noch 'nen bessern Apfel. —
Und nur weher that's dem Heldenjüngling,
Und seitabwärts seinen Kopf er wandte,
Um nicht mehr zu schauen die Geliebte.

Die zwey Schwäger fassen sie bey den Händen, und rufen dem Meister Rado zu, mit seinen dreyhundert Maurern sich zu spuden. Aber die Braut lacht, meinend, es sey nur auf einen Scherz angesehen. Schon ist sie bis an die Knie eingemauert; noch hält sie alles für Scherz. Erst als endlich eine zweyte Schicht von Holz und Gestein, herangewälzt von dreyhundert Meistern, ihr bis an den Gürtel wächst, gewahrt sie den schrecklichen Ernst; vergeblich fleht sie zu den Schwägern, vergeblich selbst (gegen die Sitte) zum Gemahl um Rettung.

Als die zarte Mutterbraut nun sahe,
Daß vergeblich all ihr innig Flehen,
Wandte sie sich an den Meister Rado:
O in Gott mein Bruder [2]) Meister Rado!
Laß ein Fenster mir am weißen Busen,
Frey laß stehen mir den weißen Busen,
Wenn herbeykommt mein unmünd'ger Jowo,
Wenn er kommt, daß er daraus mag trinken.
Rado dieß der Brüderschaft gewähret:
Läßt ein Fenster ihr am weißen Busen,
Läßt frey stehen ihr den weißen Busen,
Wenn herbeykommt ihr unmünd'ger Jowo,
Wenn er kommt, daß er daraus mag trinken. —
Noch ruft die Unglückliche dem Rado:
Meister Rado, du in Gott mir Bruder!
Laß ein Fenster mir um meine Augen,
Daß ich sehe zu dem weißen Hofe,
Wann man mir wird bringen meinen Jowo,
Und ihn wieder wird nach Hofe tragen.
Rad' auch dieß der Brüderschaft gewähret:
Läßt ein Fenster ihr um ihre Augen,
Daß sie sehe zu dem weißen Hofe,
Wann man ihren Jowo ihr wird bringen,
Und ihn wieder wird nach Hause tragen. —
Und so wird sie in den Grund gemauert,
In der Wiege man das Kind ihr bringet,

---

[1]) Nevjesta, Braut, heißt die serbische Frau noch ein volles Jahr nach der Hochzeit.

[2]) Sie wählt ihn also in großer Noth zum Bruder; nach der Sitte ist es unmenschlich, solche Zuflucht abzuweisen.

Und sie säugt es eine ganze Woche;
Nach der Woche ihr entschwand die Stimme,
Doch dem Kinde fürder floß die Nahrung,
Und ein volles Jahr sog's an dem Busen.
So wie damals, ist es noch bis heute,
Daß dort Nahrung fließet noch bis heute,
Wunders halber Arzeney den Müttern,
Denen keine Muttermilch will fließen.

Schon der allbelesene Göttinger Rec. erklärte dieses Lied für das rührendste aller Völker und Zeiten.

6) Kaiser Duschans Heirat. Der bisher bekannten Geschichte fremd; aber den sonst auch unbekannten König von Ledjan führt doch der Jesuit Pejatschewitsch aus einer Handschrift an, Ledian irrig für Litauen haltend. Die Volkslieder aber geben einstimmig dem Duschan eine lateinische Frau, Roxanda; deren Freyung und Heimführung der Gegenstand dieses Liedes. Duschan sendet seinen Vezir (!) Theodor nach Ledjan *) an den lateinischen König Michael, um der Prinzessin Roxanda, um die sein Herr bereits schriftlich geworben, wenn er sie würdig findet, den Verlobungsring anzustecken, und die Zeit und Art der Abholung zu verabreden. Dort angekommen, wird er, nach altslawischer und antiker Sitte, acht Tage bewirthet, bis er selbst anhebt:

Ledjans König, lieber Freund Michajlo!
Nicht hat her der Zare mich gesendet,
Daß in Ledjan guten Wein ich tränke,
Sondern daß mit dir ich wohl bespräche,
Wann der Kaiser soll die Braut abholen,
Wann abholen sie, zu welcher Jahrszeit,
Und wie viel er Swaten mit soll führen;
Und Roxanda soll ich sehn, die Jungfrau,
Sehen sie, und ihr den Ring anstecken.

König Michael überläßt dieß alles dem Gutfinden des Zaren; nur seine Schwesterkinder, die zwey Woinowitschen, Wukaschin und Petraschin, möchte er daheim lassen, weil sie »im Trinken schwere Säufer, und dann im Zanke grimmige Raufer« seyen. Dieß war eine List des Lateiners. Auch die Prinzessin ward ihm nicht »bey Wachslicht,« sondern in der Dämmerung vorgeführt: als aber der Vezir den Brautring hervorlangte, erglänzte das Gemach, und er sah die Braut, wie es keine gibt in Serbien, schöner als eine Wile. So steckte er ihr denn

*) Der lateinische König von Ledjan, Michael, muß nach diesem Liede selbst, ein kleiner Stadt-Dynaste im heutigen Albanien gewesen seyn. Dergleichen Könige (ähnlich den Kaziken der trojanischen Zeit bey Schlözer) kommen auch von andern eben so obscuren Oertern vor, z. B. Jatin u. a.

den Ring an, gab ihr noch darneben tausend Dukaten, und so führten ihre Brüder sie wieder ab. Den folgenden Morgen reist der Visir wieder nach Prisren, zu seinem Kaiser, und berichtet ihm alles. Duschan ist sehr ungehalten, daß seine Neffen ihm bis ins Ausland Schande machen, und er will sie, nach der Hochzeit, an den Thoren von Wutschiterp (Wolfsdorn), ihrem Aufenthalte, aufhängen lassen. So macht er sich, mit zwölftausend Swaten, auf die Fahrt, von Prisren aus, über das in der serbisch-ungrischen Geschichte berühmte Amselfeld (Kossowo polje, ungr. Rigó mezö, lat. Campus merularum) unter Wutschitern vorbey. Als da die Neffen den Zug erblickten, sprachen sie:

Warum mag der Oheim wohl uns zürnen,
Daß er nicht geladen uns zu Swaten?
Wer mag uns bey ihm verleumdet haben,
(Lebend fall' in Stücken der Verleumder [1])!
Ins Lateinerland der Kaiser ziehet,
Und nicht einen Helden mit er führet,
Vom Geschlechte sein nicht einen Helden,
Der ihm in der Noth bey könnte stehen,
Bey ihm stehen, wenn er kommt in Nöthen.
Alte Füchse bleiben die Lateiner,
Unsern Oheim werden sie verderben,
Und nicht dürfen mit wir ungeladen.
Spricht zu ihnen ihre alte Mutter:
Meine Kinder, ihr Woinowitschen,
Einen Bruder habt ihr auf der Alpe,
Bey den Schafen, Milosch, den Schafhirten [2]);
'S ist der jüngste, und der beste Junak [3]),
Und nicht einmal kennet ihn der Zare.
Ihm sollt ihr ein weißes Schreiben senden,
Daß nach Wutschitern der Burg er komme;
Schreibet ihm nicht, was, noch wie geschehen,
Sondern schreibet: Sterben will die Mutter,
Und sie ruft dich, um dich noch zu segnen,
Daß der Mutter Segen auf dir ruhe;
Also schnell zum weißen Hofe komme,
Ob du noch am Leben triffst die Mutter.

---

1) Im Serbischen kräftiger durch ein Wortspiel zwischen opadam (verleumden) und otpadnem (abfallen).

2) Wenigstens ist dieser Prinz-Hirte den trojanischen Paris werth.

3) Junak, vom slawischen Worte jun, mit dem deutschen Jung, und dem lat. juvenis, etymologisch eins, entspricht, dem Begriffe nach, dem (neu-) griechischen παλληκάρι, der Diminutivform vom alten πάλληξ (wozu auch die Jungfrau Pallas gehört, so wie die zweydeutigere pellex). Das, übrigens allgemein gehaltene Kompliment können Söhne wohl von Seite der Mutter verschmerzen.

Der Mutter gehorsam, schreiben die Söhne sogleich auf dem Knie den Brief, bey dessen Empfang Milosch auf der Alm in Thränen ausbricht. Seinen dreyßig Tschobanen (Schafhirten), die ihn theilnehmend umstehen, erzählt er den Inhalt des Briefes, und empfiehlt ihnen die Herde, bis er wieder kommen würde. Angelangt vor dem Vaterhause sieht er seine zwey Brüder und hinter ihnen die Mutter ihm entgegen kommen. Seinem Verweise, warum sie ohne Noth doch Noth vorgäben, entgegnen die lieben Brüder, er möge nur hereintreten, es sey wohl auch Noth da. Und so erzählen sie ihm den Fall, und ihren und der Mutter Plan:

> Willst du, Milosch, unser Leibesbruder!
> Willst du, Bruder, ungerufen folgen
> Nach dem Oheim, auf Gesichtes Weite,
> Um ihm beyzusteh'n, wenn Noth ihn träfe;
> Sollte aber keine Noth ihn treffen,
> Magst du unerkannt zurückekehren. —
> Solches Milosch kaum erwartet hatte:
> Will's, bey Gott, o meine lieben Brüder!
> Thät' ich's nicht dem Oheim, wem sonst thät' ich's?

So wird er denn als Swate ausstaffirt, aber des Inkognito wegen verhüllt ihm den Leib ein schwarzer Bulgarenmantel, und den Kopf eine Bulgarenmütze. Selbst die Brüder erkennen ihn nicht in dieser Bedeckung. Auch der Mausschimmel, das Leibroß des verstorbenen Vaters, ist, damit es der Kaiser nicht erkenne, ganz mit einer Bärendecke umnäht. Milosch soll sich für einen bulgarischen Soldaten ausgeben, der des walachischen Radulbegs Dienst mißvergnügt verlassen, und nun in die weite Welt ausgezogen sey, um sich wieder »ein Stück weißen Brots und ein Glas Wein zu verdienen.« Nur soll er dem Schimmel den Zügel nicht schießen lassen; denn er sey gewohnt, mit des Kaisers Pferden in der Reihe zu gehen. So zieht denn Milosch den Swaten nach, die er bald einholt, und die ihm, nachdem er ihnen seinen Roman mit dem Radulbeg erzählt, zurufen:

> Sey uns, junges Bulgarlein, willkommen,
> Sey denn Einer mehr in der Gesellschaft.

So schloß er sich an den Brautzug an. Aber bey den Schafen auf der Alm hatte Milosch sich eine spanische Siesta angewöhnt. So wandelte ihn denn auch jetzt der gewohnte Schlaf an. Doch kaum fühlte dieß sein Schimmel, als er mitten durch alle zwölftausend Swaten in die sonst gewohnte Reihe der Kaiserpferde hinflog. Das Hofgesinde wollte handfeste Polizey üben an dem schläfrigen Bulgarlein:

Aber nicht gab's zu der Serben Kaiser:
Nicht sollt ihr das Bulgarlein mir schlagen,
(Schlafen hat das Bulgarlein gelernet
Auf der Alpe, seine Schafe hütend [1]),
Nicht sollt ihr es schlagen, sondern wecken.
Wecken ihn nun Lalen und Woiwoden.
»Aufsteh, more! [2]) du blutjung Bulgarlein!
Gott erhalte deine alte Mutter,
Die dich, solches Bulgarlein, geboren,
Und gesandt zum Swaten hat dem Kaiser.«
Als aufblicket Milosch Woinowitsch,
Und ersieht des Kaisers schwarze Augen,
Seinen Schimmel bey des Kaisers Pferden,
Zieht er straff dem Schimmel an die Zügel,
Jagt ihn aus der Hochzeitgäste Reihen;
Wie er an ihn rühret mit dem Bügel,
Springt der Schimmel vorwärts um drey Lanzen,
Und um viere zu des Himmels Höhen;
Weiter kennt man weder Zahl noch Maß ihm;
Aus dem Munde sprüht lebendig Feuer,
Aus der Nase strömt ihm blaue Flamme!
Stehen bleiben die zwölftausend Swaten,
Staunend ob dem Rosse des Bulgaren:
Güt'ger Gott, und o! des großen Wunders!
Edles Roß trägt so unedlen Reiter.
Haben seines Gleichen nicht gesehen:
Eines wohl war bey des Kaisers Schwager,
Und ist noch, bey den Woinowitschen!

Aber nicht alle Swaten begnügten sich mit der bloßen Bewunderung; drey derselben, die das Lied als Beutemacher bezeichnet, hatten auch bald ihr Plänchen fertig, des fremden Guts mit Erfolg zu begehren.

Ist der eine, Wolf von Djakowitza,
Und der andre Hanns von Nestopolje,
Und der dritt' ein Bürschlein von Pripolje [3]).
Sahen ihn, und sprachen zu einander:
Welch' ein Roß doch hat der junge Bulgar!
Hat doch wahrlich hier kein Swat' ein solches,

---

[1]) Der Kaiser macht diese satyrische Bemerkung, ohne zu ahnen, daß sie so wörtlich wahr ist.

[2]) More, auch bre, ist eine (bisher etymologisch dunkle) Interjektion, die sich in der Türkey der Höhere gegen den Niederen erlaubt. Ob sie das Μωρὲ (du Narr) des neuen Testaments sey, ist mehr als zweifelhaft.

[3]) Lauter Spekulanten, die hier zu Hause waren. Man sehe die Karten von Serbien und Albanien. Der sonst so reiche und viel erfahrene Pouqueville ist hier sehr dürftig. Die serbischen Homeriden werden, wie dort die griechischen, Licht und Leben in diese Wildniß bringen.

Nein! so eins hat selbst nicht unser Kaiser.
Laßt ein wenig uns zurücke bleiben,
Ob wir's irgend ihm entlocken mögen.

So blieben sie denn, als der Zug die Klissura*) (Klause, Engpaß) erreicht hatte, und sie ohnehin in schmäleren Gliedern passiren mußten, zurück, näherten sich dem jungen Bulgaren, und sprachen zu ihm:

Hörst du, more! jung Bulgarenbürschlein,
Magst dein Roß hergeben du zu Tausche?
Wollen dir ein besser Roß noch geben,
Und Gewinn drauf hundert Golddukaten,
Und 'nen Pflug darüber dir und Ochsen,
Magst dann ackern und dich redlich nähren.

Aber das junge Bulgarlein antwortet:

Laßt in Frieden mich, ihr Spekulanten,
Besser Roß, als dieses, nicht verlang' ich's,
Kann ich dieses doch mit Müh nur meistern.
Was mach' ich mit hundert Golddukaten?
Weiß sie auf der Wage nicht zu wägen,
Noch versteh' ich's, ihre Zahl zu zählen.
Was soll mir der Pflug und eure Ochsen?
Hat doch auch mein Vater nicht geackert,
Und so doch mit Brot mich groß gezogen.

Als so die Spekulanten sahen, daß das Bulgarlein klüger ist, als sie dachten, steuerten sie, drey gegen einen, gerader auf ihr Ziel los:

Hörst du, more, jung Bulgarenbürschlein,
Willst zu Tausche du das Roß nicht geben,
Wollen wir es mit Gewalt dir nehmen. —
Milosch Woinowitsch drauf antwortet:
Länder wegnimmt die Gewalt, und Städte,
Und sie sollte mir ein Roß nicht nehmen?
Lieber denn will ich's zu Tausche geben,
Denn nicht mag ich fort zu Fuße wandern.

So bleibt er stehen auf seinem Schimmel, und greift unter die Bärendecke. Die Spekulanten glauben, der junge Bulgar mache seine Beine los von den Steigbügeln: aber Milosch langt daraus seinen goldenen, sechsbuckligen Kolben hervor; und so sanft er damit zuerst auch den Wolf von Djakowitza kitzelt, mußte dieser doch dreymal überburzeln, und sich glücklich schätzen, mit dem Leben davon zu kommen. Milosch begleitete seinen Gruß mit den Worten:

*) Zwischen Serbien, Macedonien und Albanien gibt es mehr als einen Engpaß; daher auch mehr als ein Zagorien (hinterm Berge, ultra montes).

So groß wachsen mögen dir die Trauben
Dort in deinem sonn'gen Djakowitza.

Hanns von Nestopolje wollte nicht einmal solchen Gruß abwarten: aber Milosch erreicht ihn, und prägt ihm zwischen die Schultern, so daß er viermal überburzelt, mit seinem Sechsbuckler den Wunsch ein:

Halt dich wohl, du Hanns von Nestopolje!
So groß wachsen mögen dir die Aepfel
Dort in deinem sonn'gen Nestopolje.

Das namenlose Bürschlein von Pripolje endlich überburzelt siebenmal von Miloschens Kolben, und bekommt das Epiphonem auf den Weg:

Halt' dich wohl, du Bürschlein von Pripolje!
Und, wenn du gekommen nach Pripolje,
Rühme dich den Jungfrau'n von Pripolje,
Wie du des Bulgaren Roß erbeutet.

Damit wandte er das Roß dem Swatenzuge nach. Sehr weise hat der Volksdichter durch diese Wortharen uns einen Blick in Miloschens Heldengemüth thun lassen, und dadurch die Rechtfertigung seiner Mutter, die ihm vor allen ihren Söhnen den Vorzug gibt, so wie ihrer ganzen Kindererziehung (denn die stürmischen Söhne schwiegen, als sie der Mutter Klassifikation vernahmen) vorbereitet.

Als der Zug vor Ledjan anlangt*), zeigt sich's, daß wirklich der Schwiegervater es nicht redlich meint. Denn von der Burg herab ruft bey Tagesanbruch ein lateinisch Bürschlein:

Hörst du's wohl, du serb'scher Kaiser Stephan,
Sieh, dort unten, unter Ledjans Mauern
Angezogen kommt des Königs Kämpe,
Fordert dich heraus zum Heldenkampfe;
Mußt den Heldenkampf mit ihm bestehen,
Sollst mit nichten sonst von hinnen ziehen,
Nicht von hinnen bringen einen Swaten,
Noch viel wen'ger die Jungfrau Roxanda. —
Als dieß hört der Serben Kaiser Stephan,
Schickt 'nen Herold er durch seine Swaten;
Ruft der Herold dießseits, ruft es jenseits:
Hat den Helden Mutter wohl geboren,
Und dem Kaiser mitgesandt als Swaten,
Daß für ihn er heut den Kampf bestehe?
Hoch vor allen wird der Zar ihn ehren.

*) Nach dem Liede scheint es, daß die Reise nur einen Tag gedauert. Wäre daher Ledjan etwa die im Büsching und auf den Karten noch vorkommende Burg Letia in Albanien, westlich von der serbischen Residenz Prisren?

Als sich Niemand stellt, schlägt der Serbenkaiser sich mit der Hand aufs Knie, und sprach:

> Wehe mir, du lieber Gott im Himmel!
> Hätt' ich jetzt hier meine Schwestersöhne,
> Schwestersöhne, die zwey Woinowitschen,
> Würden gerne sich zum Kampfe stellen.

Aber noch war der Seufzer nicht geendigt, als der ungekannte Milosch, der Nichtswat, der bulgarische Abenteurer, seinen Schimmel an der Hand, sich vor den Kaiser stellt, mit der Bitte, dieser Herausforderung antworten zu dürfen:

> Darf, Herr Kaiser, ich in's Feld zum Zweykampf?

Aber als er aufsitzt, und die Lanze nach hinten gekehrt trägt, ruft ihm der Kaiser nach:

> Nicht doch, Söhnlein, trag verkehrt die Lanze,
> Sondern vorwärts mußt die Lanze wenden,
> Sollen dein nicht die Lateiner lachen.

Aber ihm antwortet Milosch Woinowitsch:

> Wahre, Kaiser, du nur deine Herrschaft;
> Sollt' es Noth thun, wend' ich leicht die Lanze,
> Außer Noth mag ich auch so sie tragen. —
> Und hinab ritt er in Ledjans Ebne.
> Von der Mauer schau'n latein'sche Jungfrau'n,
> Schauen ihn, und zu einander sprechen:
> Lieber Gott! o welch ein seltsam Wunder!
> Ist das auch ein kaiserlicher Kämpe?
> Kaiserlicher Kämp', hat kein Gewand an! *)
> Freue dich, du unsers Königs Kämpe,
> Darfst gen Niemand deinen Säbel ziehen,
> Darfst an nichts den Säbel blutig färben. —
> Mittlerweil' ist Milosch bey dem Zelte,
> Wo der Kämpe sitzet unterm Zelte;
> An der Lanze steht sein Braun gebunden.
> Zu ihm sprichet Milosch Woinowitsch:
> Aufsteh, more, weiß Lateinerbürschlein,
> Daß wir sehen, wessen bleibt der Kampfplatz.
> Aber sprichet weiß Lateinerbürschlein:
> Hebe dich von hinnen, schwarzer Bulgar!
> Woran soll den Säbel ich besudeln,
> Da nicht einmal ein Gewand du anhast!
> Milosch Woinowitsch drob ergrimmet:
> Aufsteh, more, weiß Lateinerbürschlein!
> Besseres Gewand ja hast du selber:
> Will es von dir nehmen und anziehen.

---

*) Also eine einfache Bedeckung ist kein Gewand! — Man kennt den viel- und hochfärbigen Putz der Barbaren.

Nach diesem Komplimente geht denn der Kampf an; das weiße Lateinerbürschlein wirft zuerst seine Lanze, die Milosch mit seinem goldnen »Sechsfedrer« auffängt, und in drey »Hälften« spaltet. Das Bürschlein flieht, aber Milosch erreicht es am Stadtthor, und spießt es mit seiner Lanze an dasselbe.

Kaum hatte er des Kaisers Dank erhalten, als der lateinische Herold eine zweyte Herausforderung verkündet. Drey Siegerpferde, mit Sattel und Zeug ausgerüstet, und über jedes ein Flammenschwert mit der Spitze in die Höhe aufgerichtet, sollen übersprungen werden. Auch da ist's der unerkannte Neffe, der den Kaiser um Erlaubniß bittet, den Sprung zu wagen.

Ja wohl ist's erlaubt, mein theures Kind, dir:
Doch den Bulgarmantel sollst ablegen,
Gott erschlagen möge jenen Schneider,
Der so weit ihn dir hat zugeschnitten. —
Sprichet zu ihm Milosch Woinowitsch:
Sitze, Kaiser, du bey deinem Weine,
Sorge nicht um meinen Bulgarmantel;
Hat der Junak nur ein Herz im Leibe,
Wird der Mantel ihn mit nichten hindern:
Wo dem Schafe hinderlich sein Vließ ist,
Dort ist nichts am Schafe, noch am Vließe.
Und fortschreitet er in Ledjans Ebne.
Angekommen bey den Siegesrossen *)
Führt er jenseits an der Hand den Schimmel,
Und also spricht er zu seinem Schimmel:
»In den Sattel mich erwarte, Schimmel!«
Und er wandelt auf die Gegenseite,
Und anlaufend von dem ebnen Felde,
Ueberspringt er die drey Siegesrosse,
Und ob ihnen die drey Flammenschwerter,
Niederfliegt er in des Schimmels Sattel.

Kaum hatte er dem Kaiser die erbeuteten Siegesrosse vorgestellt, als der lateinische Herold ein drittes Begehren ausruft. Der Kaiser soll von Ledjans höchstem Thurme einen Apfel, der hinter einem Ringe auf einer Lanze steckt, herabschießen. Milosch hat ihn bald weg.

Aber der Schikanen ist kein Ende. Zum vierten Mal hört man von der Burg herab den Herold rufen:

Dorten, Kaiser, unterm weißen Thurme
Sind zum Thor hinaus zwey Königssöhne,
Zum Geleite dreyer schönen Jungfrau'n,
Drey Jungfrauen, alle gleiches Antlitz,
Gleiches Antlitz tragend, gleiche Kleidung.
Geh, und kenne, welche wohl Roxanda:

*) D. h. Rosse, die man zum Siege pflegt, also von der besten Gattung, in jeder Hinsicht.

Solltest eine andre du berühren,
Kommst heraus nicht, trägst den Kopf davon nicht,
Noch viel wen'ger die Jungfrau Roxanda.

Hier glaubt der Kaiser am leichtesten davon zu kommen. Er ruft den Visir Todor herbey: Geh hin, du hast Roxanda den Brautring angesteckt, mußt sie also kennen. Aber hier zeigt sich, wie sehr der Dichter darauf rechnete, daß seine Zuhörer Scherz verstehen; denn ob er gleich im Anfange des Liedes gesagt hatte, daß zwar die Braut dem Minister in der Dämmerung vorgeführt worden, dieser aber durch Hervorziehung des mit Edelsteinen besetzten Brautringes die finstere Kammer erleuchtet habe, wie wenn heller Mittag ist, so nimmt er hier von dieser Hyperbel keine Notiz, und läßt den Minister seinem Kaiser wahr schwören;

»Nicht einmal gesehn sie hab' ich, Kaiser;
In der Dämm'rung ward sie 'rausgeführet,
Da ich ihr den Ring hab angestecket.«

Kein Wunder daher, wenn der Kaiser sich abermal in die Knie schlägt:

Wehe doch mir, bis zum gūt'gen Gotte!
Sind geschickter, tapferer gewesen [1]),
Doch zur Schand uns bleibt daheim die Jungfrau!

Aber Milosch erscheint auch jetzt vor dem Kaiser:

»Darf, Herr Kaiser, ich Roxanden kennen?«
Wohl darfst du, mein liebes Kind, sie kennen:
Doch ein Jammer ist solch dein Zutrauen;
Wie willst eine Jungfrau du erkennen,
Eine Jungfrau, die du nie gesehen?
Aber sprichet Milosch Woinowitsch:
Nicht, Herr Kaiser, sollst darum dich kümmern;
Als ich noch gewesen auf der Alpe,
Auf der Alpe bey zwölftausend Schafen,
Gab's oft über Nacht dreyhundert Lämmer;
Ich erkannte jedes nach der Mutter:
Will Roxanden kennen nach den Brüdern.

Das, denken wir, läßt sich, zur Noth wenigstens, hören. Auch sagt ihm der Kaiser:

Geh nur, geh, mein liebes Kind, und wenn du
Hast, mit Gottes Hülf', erkannt Roxanden,
Sollst zeitlebens Scutari [2]) beherrschen.

---

[1]) Im Serbischen (nadmudrismo i nadjunacsismo) unübersetzbare Verbalformen, deren einer höchstens der Grieche sein ἀνδραγαθῶ an die Seite setzen kann.

[2]) Wer kennt nicht das Paschalik von Scutari aus Josephs II. und der neuesten Zeit? Oben hatte das rührendste Lied die Erbauung Scutaris besungen.

Als Milosch bey den drey Jungfrauen ankam:

Wirft vom Kopf er seine Bulgarmütze,
Leget gleichfalls ab den Bulgarmantel,
(Es erglänzt der Scharlach und der Sammet,
Es erglänzen an der Brust die Knöpfe,
Und die goldnen Schnüre an den Beinen;
Es erglänzt auf grüner Wiese Milosch,
Wie die helle Sonne hinterm Berge).
Ausgebreitet ist der Bulgarmantel;
Drauf gestreut hat Milosch Ring' und Perlen,
Perlen, dichtgereiht, und edle Steine;
Zieht nun seinen Damascener-Säbel,
Und spricht also zu den drey Jungfrauen:
Welche hier Roxanda ist, die Jungfrau,
Schürze auf des Kleides Saum und Aermel,
Aufzulesen diese Ring' und Perlen,
Perlen, dichtgereiht, und Edelsteine:
Streckt die Hand darnach aus eine andre,
Der hau' ich, so mir mein Glaube helfe!
Ab die Hand bis an den Ellenbogen [1]).
Als dieß hörten die drey schönen Jungfrau'n,
An die mittlere die äußern schauten,
Und zur Erde nieder schaut Roxanda;
Schürzet auf des Kleides Saum und Aermel,
Auf sie lieset alle Ring' und Perlen,
Perlen, dichtgereiht, und Edelsteine.
Und entfliehen wollten die zwey andern:
Doch nicht lässet Milosch sie entfliehen,
Sondern beyde faßt er bey den Händen,
Alle drey führt er zum Kaiser Stephan;
Gibt dem Kaiser Roxanda, die Jungfrau,
Und der beyden eine auf Roxanda:
Aber für sich er behält die dritte.
Und der Kaiser küßt ihn in die Augen,
Doch noch weiß er nicht, wer und woher er!

So führt denn der Kaiser die durch seines unerkannten Neffen Milosch Geschick erkämpfte schöne Lateinerin nach Hause. Doch kaum war der Zug der lateinischen Burg aus dem Gesichte, als Milosch sich noch einmal also vernehmen läßt:

Hörst du, serbischer Herr Kaiser Stephan!
Dort in Ledjan's Burg ist ein Wojwode,
Heißt Balatschko [2]), kenn' ihn wohl, wie er mich.

---

[1]) Oben wollte er sie nach den Brüdern erkennen! Sah er nun die Brüder nicht (weil sie, wie es scheint, nicht unmittelbar mehr zugegen waren), oder langte er mit seiner Schäferphysiognomik nicht mehr aus (die Füchse konnten ja auch drey Jungfrauen senden, von denen keine Roxanda war), und bahnte sich, als ein Genie, neue Ressourcen?

[2]) Blasius? Dieser Heilige ist im Occident sehr verehrt, und bekanntlich der Patron von Ragusa.

Ihn seit sieben Jahren nährt der König,
Daß er aus einander jag' die Swaten,
Ihnen raube die Jungfrau Roxanda.
Diesen, nunmehr, will er nach uns schicken.

Dieser Balatschko hat drey Köpfe; aus einem sprüht er lebendig Feuer, aus dem andern weht ein Sturmwind. Doch ist er zu bändigen, hat er einmal diese wunderbare Ladung abgeschossen. Nach Miloschens Rathe setzt der Brautzug seinen Weg fort; er selbst will das Ungeheuer im Gebirge erwarten. Auch von den Swaten, ob auf des Kaisers Befehl oder aus Ehrgefühl, bleiben dreyhundert bey ihm. — Richtig! kaum waren die Serben abgezogen, als Ledjans König den Balatschko ruft:

O Balatschko, du mein treuer Diener!
Magst du wohl dir selber es zutrauen,
Zu versprengen dieses Zaren Swaten,
Und Roxanda ihnen zu entreißen?
Fraget ihn Balatschko, der Woiwode:
Was war's für ein Junak unter'n Swaten,
Der die größte Heldenthat verrichtet?
Spricht zu ihm die Königin von Ledjan:
Unser Diener, du Wojwod Balatschko!
Unter ihnen gibt's nicht einen Junak,
Ausgenommen nur ein schwarzer Bulgar,
Und auch dieser blutjung und milchbärtig.
Aber spricht Balatschko, der Wojwode:
Keineswegs ist es ein schwarzer Bulgar,
Sondern Milosch Woinowitsch ist es,
Selbst nicht kennet ihn der Kaiser Stephan,
Aber wohl kenn' ich ihn, schon seit lange!
Spricht zu ihm die Königin von Ledjan:
Gehe, Diener, Wojwode Balatschko!
Und den Serben abnimm meine Tochter,
Zu Geschenke will ich dir sie geben *).

Balatschko macht sich also auf, mit sechshundert lateinischen Katanen (Reitern). Im Gebirge erblickt er Milosch, der ihn hinter dem Schimmel erwartet. Balatschko's Flammenhauch versengt zwar dem Schimmel die Bärendecke, und sein Sturmwind macht ihn dreymal überburzeln: aber Miloschens Keule und Lanze tödten den Balatschko selbst, und seine dreyhundert zerstieben Balatschko's sechshundert Begleiter.

*) Die Mama war also dem serbischen Freyer nicht gut, während der Papa eben nichts gegen den kaiserlichen Schwiegersohn haben mochte?

Und sie zogen nach dem weißen Prisren.
Als das Amselfeld [1]) vorbey sie waren
Will nach Wutschitern einlenken Milosch,
Und er spricht zum serb'schen Kaiser Stephan:
Gott behüte dich, geliebter Oheim,
Oheim mein, und serb'scher Kaiser Stephan!
Dadurch erst ward es gewahr der Kaiser,
Daß es Milosch Woinowitsch seye,
Und zu seinem Neffen spricht er also:
»Also du bist es, o Knabe Milosch!
Du bist's also, mein geliebter Neffe!
Wohl der Mutter, die dich hat geboren,
Und dem Oheim wohl, der dich besitzet!
Warum gabst dich früher nicht zu kennen?
Hab' dich abgemühet auf der Reise,
Auf der Herberg' auch, durch Durst und Hunger.«

Sehr passend beschließt das Lied der in wilden Ländern doppelt wahre Spruch als Epiphonem:

Weh üb'rall dem Seinen ohne Seinen [2]).

7) Symeon Fund. Ein Klostervorsteher will Wasser holen aus der Donau, »um sich zu waschen, und dann zu Gott zu beten;« er findet ein Kistchen am Ufer, das er mitnimmt. In seiner Zelle es öffnend, findet er ein Kind von sieben Tagen darin. Er tauft es: Symeon Fund, und zieht es im Kloster selbst auf, bey Honig und Zucker. Mit einem Jahre war Symeon wie andere Kinder mit dreyen; mit dreyen, wie andere mit sieben; mit sieben, wie andere mit zwölfen; mit zwölfen, wie andere mit zwanzig Jahren. Im Buche (in den Studien) fürchtete er keinen Studenten, ja selbst den Igumen (Vorsteher) nicht. Im Sprung und Steinwurf war er eben so weit allen Klosterschülern überlegen. Eben dadurch aber zog er sich ihren Neid zu, und bey einem solchen Siege mußte er den Vorwurf hören, daß er ohne Vater und Geschlecht sey. Darüber floh Symeon in seine Zelle, nahm sein Evangelium (Schulbuch) zur Hand, und weinte bittere Thränen. In dieser Verzweiflung trifft ihn sein Wohlthäter. Er muß ihn auslassen in die weite Welt, um sein Geschlecht zu erforschen. Neun Jahre hatt' er umsonst gewandert (denn wie will er seine Abkunft erforschen, da er Niemand

---

[1]) Das durch mehrere Schlachten in der ungrischen und serbischen Geschichte so traurig berühmte Kossovo polje, ungrisch Rigó-Mező, lat. campus merularum.

[2]) Ein Analogon des bekannten: Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille! Mit dem Unterschiede, daß der Bewohner geordneter Staaten im Schooß seiner Familie die Außenwelt vergißt, der Barbar sich vereint gegen sie wehrt.

zu fragen weiß, d. i. kein einziges Datum zum Grunde legen kann [1]). Wie er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, und auf der Heimkehr zu seinem Igumen, bey Ofen vorbey reitet, ergreift die schöne Gestalt des zwanzigjährigen Jünglings die »Königin von Ofen.« Eine schlanke Sklavin muß ihn zu ihr einladen. Er wird herrlich bewirthet, und beherbergt. Als er am folgenden Morgen von Wein und Schlaf erwacht, springt er auf vom Lager, und eilt, aller Zureden der Königin ungeachtet, davon. In dieser Eile hat er sein Evangelium bey der Königin vergessen. Als er zurückkehrt, um es zu holen, sieht er die Königin weinend am Fenster stehen. Sie hatte in seinem Evangelio gelesen, und daraus [2]) ersehen, daß sie seine Mutter sey! Als Symeon dieß erfuhr, weinte er auch, küßte der Königin die Hand, und hatte nichts eiligeres, als sein Kloster zu erreichen, und seinem Igumen zu beichten.

Als der Vater Igumen dieß höret,
Faßt er bey der weißen Hand den Simo [3]),
Und erschließt das scheußliche Gefängniß
(Faules Wasser drin steht bis an's Kniee,
Voll von Schlangen und von Skorpionen),
In's Gefängniß stößet er den Simo,
Und verschließt das scheußliche Gefängniß,
Und die Schlüssel wirft er in die Donau,
Und es sprichet also still der Alte:
Wann die Schlüssel aus der Donau tauchen,
Ist die Sünde Symeon vergeben.

Aber als zehn Jahre um waren, fanden Fischer die Schlüssel in einem Fische. Der alte Igumen erinnert sich an Simo, und öffnet das Gefängniß. Welch ein Anblick! Kein faules Wasser, mit Schlangen und Skorpionen, im Gefängniß, sondern der lieblichste Sonnenschein;

Hinter goldnem Tische sitzet Simo,
In der Hand das Evangelium haltend [4]).

8) Heirat des Knesen Lasar. In der serbischen Ge-

---

[1]) Ja doch! Ist er nicht in der Donau, unfern des Klosters N. N. in einem Kistchen gefunden worden? Aber freylich sind dieß mißliche Anwürfe.

[2]) Ob durch Schlüsse, die nur sie machen konnte?

[3]) Simo, hypocoristicum von Symeon.

[4]) Gott wollte, nach dem Dichter, dadurch den Menschen zeigen, daß Simo für seine Sünde vollkommene Vergebung erhalten habe, und nun unter den Seligen sey. Freylich kann er auch, durch ein anderes Wunder, noch lebend gedacht werden. Doch scheint uns die erste Auslegung annehmbarer.

schichte ist noch unendlich viel aufzuräumen. Z. B. selbst die Abkunft von Duschans Frau ist nichts weniger, als ausgemacht. Unser Lied Nr. 6 nennt sie Roxanda (Alexandra?), Tochter des lateinischen Königs von Ledjan, einem Königreiche, das beynahe eben so unbekannt ist, als König Dagoberts Land am Scheschianischen Hofe in Wielands goldnem Spiegel. Die Historiker von Profession aber geben ihm eine Helena, die auch Rogosná geheißen habe, zur Frau; nach dem einen eine Griechin, Tochter des Kaisers Kantakuzenos, nach andern eine Bulgarin, Schwester des Königs Alexander. — So auch mit Knes Lasar, dem Gegenstande dieses Liedes. Nach einer, auch schriftlich verzeichneten Sage, soll er ein natürlicher Sohn Kaiser Duschans gewesen seyn: aber der fromme Archimandrit Raitsch hält dieß für unmöglich, weil in diesem Falle (wollte man auch den Kaiser Duschan dieser Sünde fähig halten) Lasar mit seiner Frau (auch einer Nemanidin) im fünften Grade verwandt gewesen wäre, und sie also nicht hätte ehelichen können. Genug, Lasar ist im vorliegenden Liede an Duschans Hofe, wie etwa Philotas an dem Alexanders, Edelknabe, Page u. s. w. Beym Gelage überschenkt er immer dem Kaiser, und sieht ihn scheel an. Der gütige Kaiser fragt ihn um die Ursache dieses ungewöhnlichen Betragens:

O, bey Gott! du treuer Diener Laso *),
Was ich jetzt dich frage, sag' aufrichtig;
Warum überschenkst du mir den Becher,
Warum siehst du an mich von der Seite?
Ist dein Rößlein etwa schlecht geworden?
Oder hat gealtert dir dein Anzug?
Oder hast des Geldes du zu wenig?
Oder was sonst fehlt an meinem Hofe? —
Spricht zu ihm der treue Diener Lasar:
Nicht ungnädig nimm mein Wort, o Kaiser,
Wenn ich, was du fragst, aufrichtig sage.
Nicht ist mir das Rößlein schlecht geworden,
Noch auch hat gealtert mir mein Anzug,
Noch zu wenig ist des Geld's mir worden;
Vollauf alles ist an deinem Hofe.
Nicht ungnädig nimm mein Wort, o Kaiser,
Wenn ich, was du fragst, aufrichtig sage:
Selbst die Diener, die nach mir gekommen,
Alle sie nun haben eigne Höfe,
Ausgeheiratet hast du sie alle:
Nur ich, Kaiser, bin noch unversorget,
Mich nur, Kaiser, heiratest du nicht aus,
Während ich noch Jugend hab' und Schönheit.

---

*) Schmeichelform von Lasar.

Der Kaiser entschuldigt sich auf eine für Lasar sehr schmeichelhafte Art: er könne ihn nicht an eine Saumagd oder Ochsenhirtin verheiraten, sondern habe eine edle Maid für ihn suchen wollen, mit deren Vater und Brüdern er ebenbürtig Wein trinken könne. Die sey nun gefunden, Militza, das Nestküchlein des alten Jug Bogdan [1]), Vaters von neun Söhnen (den gefeyerten Jugowitschen). Aber schwer sey es, um diese Jungfrau für einen Diener zu werben. Daher will Duschan den nächsten Sonntag [2]) den alten Jug und seine neun Söhne auf eine Jagd mitnehmen. Lasar soll indessen daheim ein herrlich Mahl bereiten; bey der Rückkehr wolle der Kaiser dem Jug, und Lasar solle den neun Jugowitschen zureden, in der Burg einzusprechen (dort zu speisen).

Wenn wir kühlen Weins uns angetrunken,
Sprechen wird von allerley Jug Bogdan,
Welch' ein Held gewesen dieser, jener;
Bücher alten Ruhms [3]) wird er hervorziehn
Die zukünft'gen Zeiten zu weissagen.
Wie du dieß hörst, treuer Diener Laso,
Auf den schlanken Thurm sogleich du laufe,
Und herab den goldnen Becher hole,
Den ich neulich in Wardein [4]) gekaufet
Von dem jungen Mädchen, der Goldschmidin
(Gab drum Geldes anderthalb Saumlasten);
Diesen sollst mit rothem Wein du füllen,
Und so dem Jug Bogdan ihn verehren.
Nach wird sinnen da der alte Bogdan,
Womit er dich, Laso, soll beschenken;
Und da will dem Bogdan ich erwähnen
Von Militza, seiner Letztgebornen.

Wie gesagt, so geschehen. Als die Herren des folgenden Sonntags von der Jagd (auf der sie »nichts bekommen, aber doch auch nichts verloren hatten«) sich an Duschans durch des

---

[1]) Auch dieser Name, so gefeyert in der Nationaltradition, findet sich in der geschriebenen Geschichte nicht. Militza ist bey Raitsch die Tochter eines Großknesen Wratko.

[2]) Das Zwiegespräch des Kaisers mit seinem Mundschenk hat an einem Freitage Statt; und man darf sich ein wenig wundern, daß gerade ein Sonntag zu einer Jagdpartie bestimmt wird, und zwar als etwas am serbischen Hofe ganz Gewöhnliches.

[3]) Knige staroslavne, auch starostavne (altgestellte), vielleicht eine populäre Korruption für tzarostavne, Kaiserlisten, in der Idee des Volksdichters, auch auf noch kommende Zeiten; etwa wenigstens wie die bekannten Papst-Listen des Malachias?

[4]) In Ungern also. Duschan wußte auch hier, wie bey seiner Freyung, die größere Civilisation der lateinischen Länder zu würdigen.

Aspiranten Lasar doppelt wohl besetzter Tafel erholt hatten, und nun der alte Jug Bogdan,

Als sie kühlen Weins sich angetrunken,
An zu sprechen fing von Diesem, Jenem,
Welch ein großer Held er sey gewesen;
Dann hervorzog altberühmte Bücher,
Und daraus die letzten Zeiten deutet!
Ach! hier sehet, meine edlen [1]) Brüder!
Ach! hier sehet, wie das Buch es saget:
»Kommen werden dann die letzten Zeiten,
Nicht wird's Schafe geben mehr, noch Weizen,
Noch im Felde Bienen oder Blüthen;
Klagen wird Gevatter den Gevatter,
Mit dem Bruder schlagen sich der Bruder.« [2])

sobald also Laso den alten Bogdan in gutem Zuge sah, that er, wie Duschan ihn geheißen hatte, füllte den anderthalb Saumlasten werthen goldnen Becher mit rothem Weine, und verehrte ihn dem alten Prediger. Bogdan nahm den Becher, zögerte aber, ihn zu leeren.

Zu Jug sprechen die neun Jugowitschen:
Warum unser Vater, alter Bogdan,
Warum leerst du nicht den goldnen Becher,
Den so eben Laso dir verehret? —
Spricht zu ihnen Jug Bogdan der Alte:
Meine Kinder, ihr neun Jugowitschen,
Leicht wohl werd' ich leeren diesen Becher,
Doch ich sinne, meine theuren Kinder,
Womit ich den Laso soll beschenken. —
Zu Jug sprechen die neun Jugowitschen:
Leicht beschenken kannst du wohl den Laso;
Haben wir doch Rosse g'nug und Falken
Haben Federn auch genug und Mützen. —
Aber sprach der mächt'ge Kaiser Stephan:
Nicht an Rossen fehlt es, nicht an Falken,
Nicht an Federn Laso'n, noch an Mützen;
Nichts von alle dem sich Laso wünschet:
Laso wünschet Militza die Jungfrau,
Ja, Militza, eures Hauses Jüngste,
Der neun Jugowitschen liebe Schwester. —
Als dieß hörten die neun Jugowitschen,
Auf sie sprangen auf die leichten Beine,
Zu durchbohren in dem Stuhl den Kaiser. —
Doch sie bittet Jug Bogdan der alte:
Nicht doch, Kinder, so ihr Gott erkennet!
Wenn den Kaiser ihr umbrächtet heute,
Würde Fluch auf euern Häuptern lasten!
Laßt hervorziehn altberühmte Bücher,

---

[1]) Im Original: schöne, wie im Lateinischen: pulcherrime rerum.
[2]) Vergl. damit Mariens Klage oben Nr. 1.

Laßt mich sehen, Kinder, in den Büchern,
Ob dem Laso Militza bestimmt ist. —
Liest im Buche Jug Bogdan der alte,
Liest im Buche, helle Thränen weinet;
Nicht doch, Kinder, so ihr Gott erkennet!
Militza bestimmet ist dem Laso;
Serbiens Krone, die wird Laso erben,
Mit Militza herrschen in Kruschewatz [1]),
In Kruschewatz, am Morawa-Strome. —
Als das hört der mächtige Zar Stephan,
Hervor langt er 1000 Golddukaten,
Hervor langt er einen goldnen Apfel,
In dem Apfel drey kostbare Steine,
Zum Verlöbniß Militza der Jungfrau.

9) Duschans Tod, Fragmente. Duschan erkrankt in seiner Residenz Prisren [2]). Seine (lateinische) Frau Roxanda schreibt, »troz einem Manne,« Briefe nach allen vier Weltgegenden, um alle Großen Serbiens einzuberufen:

»Hört ihr es, ihr unsre Herren [3]) alle,
Schwer krank ist der serb'sche Kaiser Stephan,
Schwer ist er erkranket, und will sterben:
Auf daher euch alle macht nach Prisren,
Ob ihr lebend noch den Kaiser findet,
Zu vernehmen seinen letzten Willen,
An wen er das Zarthum will vererben.«

Auf diese Zustellung eilte denn alle Gospoda, von Jannina her, wie von Belgrad, von Serres wie von Skutari, nach Prisren. Auch der Kral Wukaschin, der mächtigste und ambitiöseste Vasall, dessen Wolfs-Energie [4]) das Lied von Skodra's Erbauung, Nr. 5, uns hinlänglich charakterisirt hat, fand sich ein. Er

---

[1]) Von Duschans Eroberungen ging fast alles an die Türken über; Lasar herrschte noch eine Zeit (bis 1389) über das alte Stamm-Serbien.

[2]) Nach der Geschichte in Deabolis, auf dem Marsche gegen Konstantinopel, das er an der Spitze von 80,000 Mann erobern wollte, um dann, an der Spitze aller griechischen Christen der Halbinsel die sich auf der Byzantiner Einladung eben einnistenden Türken wieder über den Hellespont zurückzutreiben. Duschan starb im Jahre 1356 mit 45 Jahren!

[3]) Magnaten, Baronen ɩc. Der Südslawe hat dafür das Kollektivum Gospoda, grammatisch zunächst vergleichbar mit der italienischen Signoria, in sofern sie der Roture entgegen steht, für welche aber im Slawischen kein der Gospoda grammatisch entsprechendes Kollektivum besteht.

[4]) Wukaschin ist eine Namensform, von Wuk, das im Serbischen Wolf bedeutet. Vergl. den deutschen Wolfgang, Wolfhart, den lat. Rutilius Lupus, den griechischen Lycophron u. s. w.

Hebt den Kaiser auf vom seidnen Kissen;
Richtet auf ihn an dem seidnen Busen,
Und vergießet Thränen der Verzweiflung.
Um sich blickt der serb'sche Käiser Stephan,
Blickt um sich nach allen seinen Herren,
Blickt um sich, läßt endlich sich vernehmen:
Lieber Pathe Wukaschin, du König,
Dir vertrau' ich [1]) meine Kaiserländer
Dir vertrau' ich meine Burgen alle [2]),
Dir vertrau' ich meine Feldherrn alle,
Durch mein ganzes Reich die Feldherrn alle;
Dir vertrau' ich den unmünd'gen Urosch,
Mein Sechswochenkind dort in der Wiege [3]).
Kaiser sey du, Pathe, sieben Jahre:
Ab im achten tritt es meinem Urosch.

Wukaschin sucht diese Vormundschaft abzulehnen, weil ihm sein unbändiger Sohn, der serbische Herkules, Kraljewitsch Marko, schon genug zu thun gebe. Aber Duschan antwortet:

Lieber Pathe Wukaschin, du König,
Konnt' ich bänd'gen die Woiwoden alle,
Nach der Reih' im ganzen Reiche alle,
Und du den nicht, den du selbst gezeuget?

wiederholt, mit den nämlichen Worten, noch einmal sein mündliches Testament, und — stirbt.

Darauf folgt eine Lücke, und der Text beginnt wieder, als Wukaschin bereits im sechzehnten Jahre kaisert. Früher hatten die Unterthanen sich in Seide gekleidet, unter Wukaschin's Usurpation mußten sie mit tüchener Kleidung vorlieb nehmen. Der indessen herangewachsene Urosch sprach zu seiner alten Mutter:

Meine Mutter, Kaiserin Roxanda!
Gib mir, Mutter, mein Stück Brot vom Vater.

Ihm antwortete die alte Mutter:

Höre wohl mich an mein junger Urosch!
Ist ein Brot wohl da, doch hat's ein Andrer,
Hat's dein Pathe, Wukaschin der König.

---

[1]) Im Original: Amanet sey dir rc. mit dem türkischen Worte für heiliges Depositum. Ueberhaupt beweisen die vielen Turcismen dieses Liedes, daß es in dieser Form aus einer Zeit herrührt, als schon die Serben viel mit Türken verkehrten. Sang doch auch Homer über 200 Jahre nach Troja's Zerstörung. Uebrigens werden wir bald auch auf ganz gleichzeitige Lieder kommen.

[2]) Feldherrn mit ihren Truppen, meint der Kaiser.

[3]) Nach der bisherigen Geschichtsannahme war vielmehr Urosch bey Duschans Tode bereits im neunzehnten Jahre. Wer erklärt uns übrigens die Etymologie des Volks- (nicht Kalender-) Namens

Als zur Ruh' der Kaiser ging, dein Vater,
Anvertraut' er auf dem Sterbebette
Anvertraut' er's Zarthum dem Wukaschin.
Kaiser sollt' er seyn durch sieben Jahre,
Doch abtreten sollt' er's dir im achten.
Kaiser ist er nun schon sechzehn Jahre.

Alles weitere fehlt.

10) Urosch und die Mernjautschewitschen.

Die Mernjautschewitschen, Wukaschin, Ugljescha und Goiko, kennen wir noch von Skodra's Erbauung her. Gegenwärtiges Lied nimmt keine Kenntniß von Wukaschin's testamentarischer Bestellung zum Vormunde des unmündigen Urosch, Duschans Sohn; sey's daß sein Dichter davon nichts gewußt [1]), oder auch, daß, wie sonst so oft, das Testament nicht geachtet worden. Genug:

Gegenüber stehen sich vier Lager,
Auf dem schönen, weiten Amselfelde
Bey der weißen Kirche Samodreßha:
Eines ist das Lager Kral-Wukaschins;
Des Despoten [2]) Ugljescha das andre;
Ist das dritte des Woiwoden Goiko;
Und das vierte des Zarewitsch [3]) Urosch.
Um das Zarthum reißen sich die Zaren,
Gegenseitig wollen sie sich morden,
Wissen nicht, wem wohl gebührt das Zarthum.
Kral Wukaschin spricht: Mein ist das Zarthum.
Despot Ugljescha! Nein, sondern mein ist's.
Ruft Woiwode Goiko: Nein, mein ist es.
Schweigend sitzet da der Kronprinz Urosch,
Still der Knabe sitzt, wagt nicht zu reden,
Nicht zu sprechen wagt er vor den Brüdern,
Vor den Brüdern, den Mernjautschewitschen.

Urosch? Sollte sie im ungrischen Ur (Herr) liegen? Oder in Or (Nase)?

1) Auch die bisherige Geschichte weiß nichts davon.

2) Das slawische Wort Kral (wobey viele Leser zuerst an die Krale der Kaffern und Hottentoten denken werden) entspricht hier nach Duschans Hof-Etiquette dem Cäsar der Byzantiner. Dobrowsky leitet Kral von dem Namen Karl des Großen ab, wie man den deutschen Kaiser von Cäsar allgemein gelten läßt. So soll auch das slawische Zar eine Kontraktion von Cäsar (nach neuer Aussprache des C wie Z) seyn; was Dobrowsky nicht zugeben wollte, bis ihm die Russen aus alten Codicibus des XI. Jahrhunderts die Orthographie C'ßar für Zar vorgelegt — Despot ist gleichfalls in byzantinischer, nicht in der jakobinischen Bedeutung zu verstehen.

3) Des jungen Zaren, des Sohns des Zaren, des Kronprinzen.

Alle vier Prätendenten senden heimlich ihre Tschauschen (Staatsboten) nach Prisren an den Priester Nedelko (Dominicus), Beichtvater Duschans Freylich aber sind dies Diplomaten, wie sie (unseres unmaßgeblichen Dafürhaltens) nicht seyn sollen. Sie kommen alle zugleich in Prisren an; und als sie den Priester nicht zu Hause treffen, weil er eben in der Kirche Gottesdienst hält, reiten sie in die Kirche, und scheuen sich nicht, den Beichtvater an heiliger Stätte durch Kantschustreiche (Peitschenhiebe) und Drohungen — bestechen zu wollen!

Sofort eile, Protopop Nedelko,
Sofort sollst aufs Amselfeld du eilen,
Um zu sagen, wem gebührt das Zarthum;
Den erlauchten Kaiser hast versehen [1]),
Du hast ihn versehn, ihm Beicht gehöret;
Bey dir sind die altgestellten Bücher [2]),
Sofort eile, wenn dein Kopf dir lieb ist.

Dafür entspricht der Beichtvater seinem Charakter um so besser. Vor allem verweist er den Unholden ihren wilden Ungestüm; sie sollen das Ende des Gottesdienstes vor der Kirche abwarten. Als das Meßamt vorbey, tritt er vor sie hin, und spricht:

Meine Kinder, ihr vier Tschauschen alle,
Hab' versehen den erlauchten Kaiser,
Ich hab' ihn versehn, ihm Beicht gehöret:
Doch nicht hab' ich ihn gefragt ums Zarthum,
Um die Sünden nur, so er begangen.
Aber gehet nach der Burg Prilip [3]) hin,
Zu den Höfen des Kraljewitsch Marko,
Zu Kraljewitsch Marko, meinem Schüler.
Bey mir hat das Buch [4]) studiret Marko,

---

[1]) Versehen, im katholischen Deutschland für, die letzte Wegzehrung reichen, nach dem lat. provideo. Bekanntlich geht die Beicht immer dem Versehen voraus, und macht damit gleichsam ein Ganzes. Die Tschauschen nennen aber die Beicht nach dem Versehen, nicht chronologisch, sondern als Erläuterung ihres Ansinnens an den Beichtvater.

[2]) Vergl. Nr. 9, die Anmerkungen.

[3]) Prilip, türkisch Pirlip, gibt es zwey, eins in der Nähe des Amselfeldes, das andre jenseits des Hämus in Macedonien. Beyde wollen Marko's Burg gewesen seyn. Prilip ist von pri lipi (bey der Linde), also ein Leipzig.

[4]) Kniga, was die Etymologen auf das sineſische King, und allem Anschein nach mit Recht, zurückführen, heißt im Slawischen das Buch überhaupt; daher das A B C-Buch (wie hier), worüber so Viele nicht hinauskommen; endlich sogar ein einzelner Brief. Daher Knige (im Plural) auch oft nur für ein Buch steht, z. B. hier, und vermuthlich auch oben bey Jug Bogdan.

Marko war auch Schreiber bey dem Kaiser,
Bey ihm sind die altgestellten Bücher,
Er muß wissen, wem gebührt das Zarthum.
Ihr sollt auf das Amselfeld ihn rufen,
Sagen wird (gewiß) die Wahrheit Marko;
Denn es fürchtet Marko sich vor Niemand,
Marko fürchtet Gott nur den Wahrhaften.

Wiewohl sie nach Prilip keine Instruktionen hatten, so galoppirten die Tschauschen doch spornstreichs dahin. Jewroßima [1]), Marko's Mutter, hört an dem Hausthor klopfen,

Und zu ihrem Sohne Marko ruft sie:
Liebes Kind mein, theurer Sohn mein, Marko!
Wer doch klopft an unsers Hofes Thore,
Wie wenn es des Vaters Tschauschen wären. —
Auf steht Marko, und das Thor er öffnet;
Und die Tschauschen sich vor ihm verbeugen:
Gottes Hülfe dir, Gospodar Marko! —
Mit der Hand sie Marko freundlich grüßet:
Mir willkommen, meine lieben Kinder;
Sind gesund doch unsre Heldenserben,
Und die ehrenreichen Zar' und Kralen?
Demüthig die Tschauschen sich verbeugten [2]):
O Gospodar du Kraljewitsch Marko!
Ist gesund wohl alles, doch nicht friedlich [3]),

und so erzählen sie ihm, fast mit den nämlichen Worten, wie das Lied anfängt, alles;

Dich hinaus aufs Amselfeld sie rufen,
Sagen sollst du, wem gebührt das Zarthum.

Marko geht wieder zu seiner Mutter, und sagt ihr, mit den nämlichen Worten, was die Tschauschen ihm so eben gesagt.

Wie sehr Marko selbst das Rechte liebte,
So sehr bat die Mutter Jewroßima:
Marko, du, der einzige Sohn der Mutter,
Mög' auf meiner Kost nicht Fluch dir ruhen!
Ja nicht mögest, Sohn, du Falsches reden,
Weder nach dem Vater, noch den Vettern,
Sondern Wahres nach Gott dem Wahrhaften;
Mögest, Sohn, die Seele nicht verlieren!
Besser ist's, das Leben selbst verlieren,
Als mit Schuld die Seele zu beflecken.

---

[1]) Die serbische Form des Kalendernamens Euphrosyne.

[2]) Welch ein ganz anderes Betragen hier vor Marko, als dort in der Kirche vor dem Priester!

[3]) Sdravo i mirno (gesund und in Frieden) sind im Serbischen gewöhnlich beysammen, wenn von glücklichen Reisen, Ankommen Bericht erstattet wird.

Marko nimmt »die altgestellten Bücher,« und reitet auf seinem Schecken [1]) aufs Amselfeld. Als er an dem Zelte des Krals (seines Vaters) vorbey ritt, wünscht dieser sich Glück, daß sein Sohn den Ausspruch thun solle:

Er wird sagen, mir gebührt das Zarthum;
Von dem Vater wirds dem Sohn verbleiben.
Marko hört es, doch kein Wort erwiedert,
Noch den Kopf er wendet nach dem Zelte,

So auch an den Zelten der beyden Vettern vorbey,

Reitet er gerad zum weißen Zelte,
Zu dem Zelte des unmünd'gen Urosch,
Zu des Kaisers Zelt spornt er den Schecken,
Hier von seinem Schecken abstieg Marko.
Als ihn sahe der unmünd'ge Urosch,
Leicht aufspringt er von dem seidnen Kissen,
Leicht aufspringt er, bricht aus in die Worte:
Wohl mir, ist hieher mein Pathe kommen,
Pathe kommen, der Kraljewitsch Marko,
Er wird sagen, wem gebührt das Zarthum.

Nachdem sich die beyden Pathen umarmt, ins weiße Antlitz geküßt, um ihre Heldengesundheit befragt, und dann auf seidene Kissen niedergelassen, und so noch eine Weile konversirt hatten, ward es Nacht. — Am folgenden Morgen, nach der Kirche, saßen alle Herren vor derselben an Tischen, aßen Zucker und tranken Raki. Marko aber,

Marko nimmt die altgestellten Bücher,
Ins Buch schaut und also sprichet Marko:
Ach mein Vater Wukaschin, du König!
Ist zu wenig denn dein Königreich dir,
Ist's zu wenig (mög' es herrnlos werden) [2]).
Daß ums fremde Zarthum ihr euch reißet?
Und du Vetter, du Despot Ugljescha!
Ist zu wenig denn dein Despotat dir,
Ist's zu wenig (mög' es herrnlos werden)!
Daß ums fremde Zarthum ihr euch reißet?
Und du Vetter, du Woiwode Goiko!
Ist zu wenig denn dein Woiwodat dir,
Ist's zu wenig (mög es herrnlos werden)!
Daß ums fremde Zarthum ihr euch reißet?
Sehet (möge Gott euch sonst nicht sehen)!
Das Buch sagt, an Urosch ist das Zarthum,

---

[1]) Marko's Schecke, der der Farbe nach in Liedern mit einem Rinde verglichen wird, erinnert an Alexanders Bucephalus (Rindskopf): aber er trug seinen Herrn länger, als sein Vorgänger; denn Marko mußte ihn mit 160 Jahren tödten, als er selbst starb.

[2]) Der Serbe ist, wie man sieht, voll der lebhaftesten Wünsche und Verwünschungen.

Von dem Vater ist 's dem Sohn verblieben,
Ihm gebühret durch Geburt das Zarthum,
Ihm der Zar das Zarthum hat verordnet,
Als zur Ruh' er ging, am Sterbebette.« —

Als dieß höret Wukaschin der König,
Von der Erd' [1]) aufspringt er auf die Beine
Seinen goldnen Handschar hervor reißt er,
Zu durchbohren Marko seinen Sohn selbst.
Vor seinem Erzeuger fliehet Marko;
Denn nicht ziemte, Bruder [2]), es dem Sohne
Sich zu schlagen mit dem eignen Vater.
Marko fliehet um die weiße Kirche,
Um die weiße Kirche Samodresha;
Marko fliehet, ihn verfolgt der König;
Bis ein Kolo [3]) drey Mal sie gebildet
Um die weiße Kirche Samodresha:
Fast der König Marko'n hatt' erreichet,
Aber spricht 'ne Stimme aus der Kirche:
»In die Kirche flieh, Kraljewitsch Marko,
Siehst ja, daß du sonst mußt heute sterben,
Sterben von der Hand des eignen Vaters,
Und das für's Recht Gottes des Wahrhaften.«
Damit öffnet sich die Thür der Kirche,
Marko flüchtet in die weiße Kirche
Hinter ihm die Kirche sich verschließet.
An die Kirchenthüre stürmt der König,
Mit dem Handschar stößt er in den Balken,
Und herab Blut träufelt aus dem Balken!
Reu anwandelt da den Kral Wukaschin,
Und ausrufen thät er nun die Worte:
Weh, ach weh mir, bis zum einz'gen Gotte!
Daß ich Marko, meinen Sohn, ermordet!
Aus der Kirche doch 'ne Stimme rufet:
Höre an mich, Wukaschin, du König,
Nicht hast Marko'n nieder du gehauen,
Hast gehauen einen Engel Gottes [4]). —
Sehr auf Marko ist erboßt der König,
Und im Grimm' er schrecklich ihn verfluchet:
Möge Gott, Sohn Marko, dich erschlagen;
Soll kein Grab dir werden, keine Kinder,
Und nicht soll die Seele dir entweichen,

---

[1]) Die Tische mögen also schon nach türkischer Art gewesen seyn.

[2]) Der Dichter apostrophirt hier den Zuhörer (und Leser).

[3]) Kolo (Rad) ist ein serbischer Kreistanz. Auch die alten Deutschen müssen Aehnliches gehabt haben, weil sie das Wort Rädelsführer haben, so von der Anführung des Tanzrädels später zu weniger unschuldiger Bedeutung gekommen.

[4]) Soll dieß ein Trost seyn, oder nur um so ärger? Ersteres, scheint es. Daher des Krals Wuth sich erneuert.

Bis du hast gedient dem türk'schen Zaren. —
Flucht der Kral ihm, segnet ihn der Zare:
Pathe Marko! möge Gott dir beystehn,
Glänzen möge im Divan dein Antlitz,
Und dein Säbel hauen auf dem Kampfplatz;
Ueber dich kein Held gefunden werde,
Und gefeyert immerdar dein Name,
Als lang Sonn' und Mond am Himmel glänzen. —
Und erfüllet ward, was sie gesprochen.

Nr. 11. Erbauung (des Klosters) Ravaniza. Knes Lasar, dessen Heirat wir Nr. 8 gelesen, feyert seinen Hauspatron Amos in Kruschewatz, seiner Residenz. Er hatte dazu alle serbischen Großen geladen. Sie sitzen zu Tische, jeder nach seinem Range, und trinken kühlen Wein, als, wie dort Esther, Militza eintritt (ihr Anzug wird beschrieben), und Lasar'n also apostrophirt:

Knese Lasar, du glorreicher Herrscher,
Nicht will's ziemen mir [1]), dich anzuschauen,
Noch viel weniger, dich anzusprechen;
Doch nicht länger schweig' ich, muß es sagen:
So viel war'n der alten Nemanitschen [2]),
So viel ihrer war'n, und nun dahin sind,
Nicht die Schätze trugen sie zu Hause,
Sondern Stiftungen [3]) sie damit bauten,
Viele Klöster haben sie gebauet —

(die sie nun herzählt, 13 an der Zahl).

Alle diese Stiftungen sind ihre:
Du nun sitzest jetzt auf ihrem Stuhle,
Und getragen Schätze hast zu Hause,
Und nicht eine Stiftung hast erbauet;
Sollen nichts uns helfen all die Schätze,
Weder der Gesundheit, noch der Seele,
Weder uns, noch unserem Geschlechte!

Lasar ist sogleich bereit, seiner Frau Motion zu unterstützen; er will das Kloster Ravaniza bauen; der Grund soll von Bley,

---

[1]) Vor aller Welt Augen und Ohren. Der Leser erinnert sich aus Göthe, daß Hassans Frau ihn aus Scham nicht einmal im Zelte besuchte, während seine Mutter und Schwester es thaten.

[2]) Militza selbst war eine Nemanitsch. Ihr Stammvater, Neeman, empfing den Kaiser Friedrich den Rothbart auf seiner Kreuzfahrt, in Nissa, worüber unlängst in Böhmen eine neue österreichische Quelle entdeckt worden. Sein Stamm herrschte von 1165 — 1367 in acht Königen (Kralen) und zwey Kaisern.

[3]) Im Serbischen Saduschbine (von sa duschu, pro anima). Wie viele fromme Stiftungen verdankt man solchen Frauenverwendungen auch außer Serbien.

die Wände von Silber, das Dach von Golde, die innere Ausschmückung von Perlen seyn und Edelstein. Alle Herrschaften erhoben sich, um den Entschluß zu loben:

> Baue, Knes, es ist zum Heil der Seele,
> Und für die Gesundheit deines Sohnes.

Nur der Woiwode Milosch Obilitsch [1]) unten am Tisch bleibt sitzen, und schweigt. Lasar bemerkt's, und fragt ihn freundlich um seine Meinung. Milosch darauf:

> Danke, Knese, für dein freundlich Wort dir.
> Wie du bauen willst die fromme Stiftung,
> Dazu ist und kann die Zeit jetzt nicht seyn;
> Nimm zur Hand, du Knes, die Kaiserbücher [2]),
> Und selbst schau, was uns die Bücher sagen:
> Ist die letzte Zeit herangenahet,
> An die Türken übergeht das Zarthum:
> Bald beginnet dieser Türken Herrschaft.
> Unsre Klöster werden sie zerstören,
> Niederreißen, was von uns gestiftet,
> Niederreißen auch dein Ravanitza.
> Hervorgraben 's Bley aus seinem Grunde,
> Es zerlassen zu Kanonenkugeln,
> Damit unsre Burgen zu zerschmettern;

das Silber der Wände würden sie zu Pferdeschmuck, das goldne Dach und die Perlen und das Edelgestein zum Putz ihrer Frauen und ihrer Säbel verwenden. — Daher räth Milosch, Ravanitza zwar zu bauen, aber nur von Marmor; so werde sie dienen bis zu Gottes Gerichtstage; denn vom Stein sey nichts zu holen [3]). Der Knes lobt Miloschens Votum, und vollzieht es.

12) Der Kraljewitsch Marko und Bogdan der Grimme. Marko, und seine zwey Wahlbrüder, Milosch von Pozerje (Gegend am Gebirge Zer), sonst auch Milosch Obilitsch geheißen, und Relja von Nowi-Pasar (Neumarkt), reiten vom Amselfelde der Küste zu, also des Weges, den Duschans Brautzug in Nr. 6 nahm. Sie kom-

---

[1]) Vielleicht schon damals sein Schwiegersohn. Wir werden ihn schon besser kennen lernen.

[2]) Man setze dafür das Buch der Zeiten, und noch jetzt werden sich Männer finden, die darin recht fertig lesen.

[3]) Im Originale durch ein Sprichwort unübersetzbar glücklich gegeben: Vom Stein hat Niemand nicht einmal einen Stein. — Uebrigens muß man dieß freylich auch nicht zu sehr spannen; denn die heil. Sophia dient zwar noch, aber nicht den Christen: Ravanitza besteht noch (östlich von Csupria); ob bis zum jüngsten Tage, wird sich zeigen.

men bey einem Weinberge vorbey, und Relja reitet hinein, um einige Trauben zu pflücken. Marko warnt ihn dringend, umzukehren; der Weinberg sey Bogdans des Grimmen; er, Marko, sey vor sieben Jahren durchgeritten, wie Relja nun wolle; da sey Bogdan erschienen, und Marko hätte es nicht gewagt, ihn zu erwarten. Kaum sey er ihm, durch seines Schecken Schnelligkeit, entflohen, doch habe des nachgeworfenen Busdogans Stiel ihn dem Schecken an die Ohren getrieben. — Noch waren sie im Gespräche, als sich von ferne (wie bey einem Sturme) ein Gewölk über den Weinberg bildete. Es war der grimme Bogdan mit zwölf Woywoden. Marko selbst räth zur Flucht *). Aber Milosch meint, da sie drey für die tapfersten Serben gelten, so sey es besser, selbst umzukommen, als zu fliehen. Marko läßt daher den zwey andern die Wahl, ob sie lieber die zwölf Woywoden, oder den einzigen Bogdan auf sich nehmen wollen. Sie wählen lieber beyde den einen. Der Angriff beginnt. Marko ist bald mit allen zwölf Woywoden fertig, und treibt sie, die Hände gebunden, längs des Weinberges vor sich her. Aber er erblaßt, als ihm Bogdan entgegen kommt mit Milosch und Relja, die er besiegt und gebunden. Fliehen darf er nicht, und seine Wahlbrüder in der Noth verrathen. Er rüstet sich also zum Kampf auf Tod und Leben mit Bogdan. Doch auch diesem, als er in Marko's schwarze Augen blickte, erstarben die Füße. Sie stehen einander gegenüber, keiner wagt anzufangen. Bogdan ist's, der am Ende Frieden anträgt:

Gehe, Marko, laßt uns Frieden schließen,
Lasse du mir meine zwölf Woywoden,
Daß ich Milosch lasse dir und Relja.

Dieß hatte Marko kaum erwartet. Also Friede. Marko nahm seinen Weinschlauch dem Schecken ab, und alle tranken daraus, und aßen von Bogdans Trauben zum Zubiß. Beym Abschiede sagt Marko zu Bogdan:

Gott behüte dich, du grimmer Bogdan,
Mögen wir gesund uns wieder treffen,
Wieder laben uns mit rothem Weine.
Doch zu Marko spricht der grimme Bogdan:
Glücklich reise, du Kraljewitsch Marko,
Daß dich nimmer wiederseh' mein Auge;

*) Manche dürften ihm dieß übel nehmen, aber man vergesse nicht, daß Bogdan sein Eigenthum vertheidigt, gegen frevelnde Abenteurer, und wir den Marko bereits als gerecht kennen. Uebrigens erscheint er am Ende als der Tapferste auch hier, und bescheiden obendrein!

So wie heute du mich hast erschrecket,
Nimmermehr mag ich nach dir mich sehnen. —
Reitet Marko nach der stein'gen Küste,
Stehen bleibet am Weingarten Bogdan.

13) Die Schwester des Kapetans Leka. Die Bedeutung eines Kapetans in der Türkey ist aus den Zeitungen bekannt. Es ist ein Feldhauptmann, oft von der Türken, noch öfter von eignen Gnaden. Ein solcher scheint Leka in Prisren gewesen zu seyn. Seiner Schwester Schönheit war weit berühmt. Seit die Welt steht, gab es kein größer Wunder, als die Schönheit Roßanda's:

So viel Land es gibt nach allen Seiten,
Sey's der Türken Land, sey's auch der Kauren[1]),
Ihres Gleichen gibt es kein' auf Erden,
Keine weiße Bula, keine Wlachin,
Keine auch der schlanken Lateinerinnen[2]).
Und wer im Gebirg' gesehn die Wile[3]),
Selbst die Wile, Bruder, muß ihr nachstehn.
Aufgewachsen ist die Maid im Käfig,
Aufgewachsen, heißt's, durch funfzehn Jahre,
Nie hat Sonne sie, nie Mond gesehen,
Heut ihr Wunderruf die Welt durchwandert.

Dieser Ruf kam auch zu Marko, und er beschließt, um sie zu freyen. Seine Schwester muß ihm seinen schönsten Anzug bringen; ist er bey der Bewerbung glücklich, so will er auch sie etabliren. Sein und seines Schecken Anzug wird beschrieben. Als er aufsitzt, läßt er zwey Zober Wein bringen; den einen trinkt er selbst aus, den andern gibt er dem Schecken; kein Wunder, daß davon:

Blutroth glüht, bis an die Augen, Marko,
Blutroth glüht, bis an die Ohren, der Schecke.

So fliegt er über Berg und Thal zuerst zu seinem Wahlbruder Milosch, gen Mitrowitz. Milosch sieht ihn von seinem

---

1) Sonst Gjaur, Ungläubiger. Der Dichter wiederholt die Worte der (türkischen) Fama, ohne sich an dem Namen eines Ungläubigen für sich und die Seinigen zu stoßen.

2) Bula ist eine Dame türkischen, Wlachin griechischen, Lateinerin römischen Glaubens.

3) Die serbische Wila (wohl eins mit der nordischen Wöla) ist eine Bergnymphe, jung, schön, weiß gekleidet, mit langem, fliegendem Haare. Sie thun Niemanden böses, außer er beleidigt sie, wenn er auf ihren Reihentanz stößt. Marko war Wahlbruder mit einer Wile geworden (unbekannt, bey welchem Anlasse). Die serbischen Dichter machen häufigen Gebrauch von diesen mythischen Wesen.

Thurme heranstürmen, und warnt seine Diener, sich ihm von ferne mit Ehrsurcht zu nähern; denn Marko scheine entweder erboßt, oder — betrunken. Marko ist durchs offne Burgthor hereingestürmt. Milosch will ihn auf den Tschardak (Söller) führen, aber Marko hat keine Zeit, sondern erzählt ihm, wohin er gehe; auch Milosch soll sich anziehen, und sie beyde sollten dann noch den Relja abholen, und so alle drey um die Wundermaid freyen; den sie wählt, solle Bräutigam, die andern beyden seine Deweri (Beyständе, Brautführer) seyn. Milosch ist es zufrieden. Sein Anzug wird ebenfalls beschrieben. Als er so auf seinem Rosse Sydral (Kranich) sitzt, wird der Dichter selbst von seiner Schöne hingerissen. Milosch ist groß, breitschultrig, schönen Angesichts, sein feiner Knebelbart erreicht die Schultern; »wohl der, die ihn bekommt.« Nachdem Marko und sein Schecke indessen abermal zwey Zober Wein zu sich genommen, jagten sie beyde zu Relja, nach Nowi-Pasar, der sich alsbald auch auf Freyers Füße aufmacht. Relja hat von Natur Flügel, sein Pferd selbst ist wilenhaft (lymphatus), und der Dichter scheint ihn für den gefährlichsten Brautwerber zu halten. Ihr gemeinschaftlicher Ritt nach Prisren wird in zwölf Versen beschrieben, nach den durchzogenen Oertern. Als Leka sie von weitem ankommen sieht, und durch ein Fernrohr erkennt, ruft er seinen Dienern zu, das Schloßthor zu öffnen. Er selbst empfängt sie, und führt sie auf den Söller. Marko war viel umher gewesen, aber einen so meublirten Söller, als Leka's, hatte er nie gesehen*). Er war erstaunt und verschämt über die Pracht. Leka bewirthet sie »vom Sonntag bis wieder zum Sonntag.« Marko hatte oft auf seine Pobratimen (Wahlbrüder) gesehen, ob nicht der eine oder der andere ihr Begehren aufs Tapet bringen würde; immer aber wichen sie seinen Blicken aus (mit Recht, ihm, als dem Urheber, gebührte auch zuerst zu reden). Wie Marko sich so verlassen sah, mußte er wohl selbst das Eis brechen. Er äußert daher seine Verwunderung gegen Leka, daß er sie nun schon durch acht Tage so bewirthe, und noch immer nicht frage, warum sie etwa gekommen. Aber Leka ist nicht um Antwort verlegen: sie hätten ihn längst besuchen sollen; endlich seyen sie da; das nächste Mal werde er zu ihnen kommen. — So muß denn Marko ohne Leka's Hülfe mit seiner Werbung herausrücken. Leka erschrickt. Ihm selbst wäre ihrer jeder ein

*) Die serbische Poesie ist eben so plastisch, wie Homer, und nicht leicht wird seiner Zeit der serbische Künstler über Kostum seiner Nationalgemälde verlegen seyn dürfen.

Schwager nach Herzenswunsch; aber Roßanda ist stolz und eigensinnig, fragt nach Niemand, am wenigsten nach ihrem Bruder. Jedem Werber findet sie einen Tadel, und bereits vor siebenzig und vieren habe sie ihn genöthigt, zu erröthen (dafür, daß sie von seiner Schwester beschimpft worden).

Nicht den Brautring wag' ich anzurühren,
Noch zu leeren die Freywerber-Flasche.
Schlägt die Schwester morgen aus die Werbung,
Wie dann könnte ich dir Rede stehen? —
Aus da Marko brach in helles Lachen,
Und hinwieder sprach er dann zu Leka:
Ey, ey, Leka (selig deine Mutter!),
Was für eine Obrigkeit wohl wärst du,
Recht zu sprechen einem ganzen Lande,
Und nicht fürchten sollte dich die Schwester!
Bey Gott schwör' ich dir's, und meiner Treue,
Wenn's in Prilip wäre meine Schwester,
Und sie wagt' es, mir nicht zu gehorchen,
Ihre Hände wollt' ich ihr abhauen,
Oder aus ihr reißen beyde Augen *).
Aber höre, du Kapetan Leka!
Da du fürchtest deine liebe Schwester,
So bitt' ich, der jüngere, dich ältern,
Auf den weißen Thurm hinauf du steige,
Zu der lieben Schwester dich bemühe,
Bitte, Leka, sie, herabzukommen,
Anzusehen doch die drey Woiwoden
(Hat vielleicht bisher sie nicht gesehen);
Deine Schwester, Leka, magst ermuth'gen,
Dem zu folgen, der ihr wohl gefället,
Und wir Brüder werden uns nicht streiten,
Mag von uns wer immer seyn der Bräut'gam,
Sind Brautführer dann die beyden andern,
Und mit dir Hauptfreunde alle dreye.

Leka übernimmt die Gesandtschaft. Der Schwester Antwort ist: er möge nur zu seinen Gästen zurückeilen, und ihnen ferner zutrinken; sie wolle gleich erscheinen. Bald auch hört man den Hufschlag weiblicher Paputschen (Pantoffeln) die Treppe herauf, und Roßanda erscheint im Kreise ihrer Gespielinnen; nach allen vier Seiten erglänzt der Söller von ihrem Anzuge, aber auch von ihrem Wuchs und Antlitz. Die Freyer sind verschämt und verlegen vor Erstaunen und Bewunderung; selbst Marko, der doch auch Wilen gesehen, und mit einer Wile sogar Wahlbruder war, ist verlegen vor Roßanden und auch vor Leka

*) Die väterliche Gewalt in Serbien, hier repräsentirt durch den Bruder, darf sich, so barbarisch sie klingt, vor der altrömischen nicht schämen.

(wegen obiger Aeußerungen?). Leka muß das allseitige Schweigen brechen.

Wähle, Schwester, dir zum jungen Manne,
Wen du willst von diesen drey Woiwoden.
Wenn du, Schwester, etwa hast im Sinne,
Zu heiraten einen tapfern Junak,
Der uns Ehre mache auf dem Kampfplatz,
Uns auf jedem Kampfplatz Ehre mache,
Sich auf keinem scheue zu erscheinen,
So nimm, Schwester, den Kraljewitsch Marko,
Nach Prilip, nach seiner Burg, ihm folge,
Nicht wird's dorten übel dir ergehen.
Oder, wenn du, Schwester, hast im Sinne,
Zu heiraten einen schönen Junak,
Dessen Jugendfüll' und Schöne Niemand,
Niemand seinen Wuchs hat, noch sein Antlitz,
Auf der ganzen Erd' nach allen Seiten,
So nimm, Schwester, den Woiwoden Milosch,
Nach dem Amselfelde magst ihm folgen,
Auch nicht dorten wird's dir übel gehen.
Wenn du aber, Schwester, hast im Sinne,
Zu heiraten einen Flügel-Junak,
Ihn zu lieben, stolz ihn dein zu nennen,
So nimm, Schwester, diesen Flügel-Relja,
Nach dem neuen Pasar magst ihm folgen,
Auch nicht dorten wird's dir übel gehen. —
Als dieß hörte die Jungfrau Roßanda,
Mit der flachen Hand schlug sie ein Schnippchen,
Daß davon erscholl der ganze Söller,
Und so lautet' ihre Schmäherede;
Kann, Gottlob, mich allem g'nug verwundern,
Kann entgegensehen jedem Jammer;
Doch nicht kann ich's dem Prisrener Lande,
Will ich sagen, nicht dem Landeshauptmann,
Nicht dem tollen Landeshauptmann Leka!
Bist bey Sinnen? (daß du wärst von Sinnen!),
Worein hast du, Bruder, dich vernarret,
Woran hast du heute dich bethöret?
Lieber wollt' ich grau mein Haar hier flechten,
Hier in Prisren, unserm Kaiserthume,
Als dem Marko nach Prilip hin folgen,
Um zu heißen die Gemahlin Marko's;
Denn ein Türkenknecht ist dieser Marko,
Mordet in der Schlacht an ihrer Seite;
Kein Grab soll ihm werden, noch Bestattung,
Kein Gebet an seinem Grab gesungen!
Was soll mir, in meiner Jugendschöne,
Die Gemahlschaft eines Türkenknechtes? —
Doch noch immer könnt' ich's dir verzeihen,
Daß du dich getäuscht am Helden Marko:
Aber nimmer kann ich es begreifen,

Was gesehen du, was liebgewonnen
Hast an diesem Woiwod, an dem Milosch,
Weil er guten Ansehns ist, und kräftig;
Weißt denn du nichts von der Leute Sage,
Daß ihn hat geboren eine Stute,
Eine Stute ist Miloschens Mutter,
Eine Stute, wie die seines Kranichs [1]);
Eines Morgens fand er sich im Truppe;
An der Stute Brüsten großgesäuget,
Ist so stark er, und so groß gewachsen. —
Doch noch immer könnt' ich's dir verzeihen:
Aber nimmer kann ich's dir verzeihen,
Was du, Bruder, sagst, vom Flügel-Relja;
Bist von Sinnen (daß du wärst von Sinnen!),
Was sprichst du (daß du mögst nimmer sprechen!);
Warum, Bruder, fragtest du nicht Relja'n,
Welcher Abkunft er ist, weß Geschlechtes;
Wer sein Vater war, wer seine Mutter.
Hab gehört wohl, wie die Welt erzählet,
Daß ein H*renkind von Pasar Relja,
Eines Morgens fand man ihm am Platze;
Ein Aegypt'rin [2]) hat ihn großgesäuget,
Daher ihm der Flügelschirm und Flügel.
Keinem folg' ich von den dreyen allen. —

Dieß gesprochen, verläßt Roßanda mit ihrer Suite den Söller, um wieder nach ihrem Thurme zu gehen. Die vier Helden saßen da, schamentbrannt einer vor dem andern. Marko springt auf, und will dem Kapitän Leka den Kopf abschlagen. Mit Mühe entwindet ihm Milosch den Säbel, »welchen (Säbel) Gott erschlage, wenn er einen Bruder, der sie so schön empfangen, verletzen, und, um eines abscheulichen Bankerts willen, ein ganzes Land in Trauer versetzen sollte.« Marko will nicht mit Milosch um seinen Säbel raufen (er hat ja noch einen Dolch im Gürtel), und läuft die Söllertreppe hinab. Roßanda hatte so eben in voller Etiquette den Eingang ihres Thurms erreicht:

Um Roßanda rings Jungfrauen stehen,
Halten ihres Kleides Saum und Aermel.
Sieht es Marko, ruft aus voller Kehle:
O du Jungfrau, o du stolze Roßa! [3])
Bitte dich, bey deiner Jugendblüthe,
Schüttle von dir ab all' diese Jungfraun,
Und dein Antlitz wollest zu mir wenden;

[1]) Miloschens Leibroß hieß Schdral, Kranich.

[2]) Zigeunerin. Auch dem griechischen Volke sind die Zigeuner Aegypter, γύφτοι.

[3]) Roßa, Diminutiv- und Schmeichelform von Roßanda.

Denn ich habe, Roßa, mich geschämet.
Auf dem Söller mich geschämt vor'm Bruder,
Und so nicht gut dich gesehen, Roßa;
Und wenn ich zurück nach Prilip komme,
Wird nicht Ruhe lassen mir die Schwester,
Immer fragend, wie denn aussieht Roßa;
Wende her dich, laß dein Antlitz sehen. —
Und die Jungfrau abstößt ihre Mädchen,
Umkehrt, und zuwendet ihm ihr Antlitz:
Her sieh Marko, und schau' an die Roßa.

Marko springt herbey, und thut an Leka's Schwester, was er oben der seinigen auf den Fall des Ungehorsams geschworen hatte! Daß der Dichter diese feige Barbarey mit keinem Worte mißbilligt, zeugt leider, traurig genug, für die Ansicht und Sitte des stärkern Geschlechtes in Serbien; und auffallend ist hierin der Abstich der Heldenlieder gegen den Ton der Frauenlieder, die man eben deßwegen mit Grund jugendlichen Dichtern oder gar Dichterinnen zuschreiben muß. Die verstümmelte Roßa ruft vergeblich ihren guten aber schwachen Bruder zu Hülfe (oder doch zur Rache); Marko ruft seine zwey Wahlbrüder herab, und so reiten sie fort:

Auf dem Söller, kalt, wie Stein, bleibt Leka,
Bleibt Roßand' an Aug' und Arm verstümmelt.

14) Der Kraljewitsch Marko und der General Wutscha. — Von Peterwardeins Wällen donnern Kanonen; denn sein Kommandant, General Wutscha, hat Beute eingebracht; drey serbische Woiwoden gefangen: den Milosch von Pozerje, den Milan von Topliza, und Johann Koßantschitsch. Er wirft sie in Kerker, »wo Wasser bis ans Knie, und Heldengebeine bis an die Achsel« liegen. Milosch erspäht aus dem Fenster einen Briefträger, nennt ihn »in Gott Bruder« [1]); dieser übernimmt an Marko einen Brief, worin Milosch ihm seine und seiner Freunde Gefangenschaft berichtet; Marko möchte eilen, sie zu befreyen, sey's um Geld, sey's durch Heldenthat. Marko kommt eben aus der Kirche, als ihm das Schreiben überreicht wird; er »überlernt« [2]) es stehend, und schwört, mit Thränen, sey's um Geld, sey's durch Heldenthat, seinen Wahlbruder zu befreyen. Auf seinem Schecken

[1]) Der Leser weiß aus Skodra's Erbauung, wie heilig dieses Flehen ist.

[2]) Das griech. ἀναγινώσκω, im Nepos auch lat. cognosco, war des Serben Vorbild bey der Bildung dieses Ausdrucks, der Idee nach.

in Belgrad angekommen, ruft er zwey Mal dem ungrischen Fährmann; als dieser säumt, übersetzt er, ohne Fähre, auf seinem Rosse die Donau, und reitet gerade vor Peterwardein. Hier pflanzt er seine Lanze in die Erde, bindet den Schecken daran, und setzt sich darneben, um Wein zu trinken. Er trinkt aber nicht, wie andere Leute, sondern aus einem Becken, das zwölf Maß hält; die Hälfte trinkt er selbst, die andere Hälfte gibt er seinem Schecken. Am folgenden Morgen spaziert die Schwiegertochter des Kommandanten auf dem Walle; als sie den Marko in der Ebene erblickt, faßt sie ein dreyjähriges Fieber, sie flieht nach Hause.

Fraget sie der Schwiegervater Wutscha:
Was doch ist dir, liebe Schwiegertochter?
Ihm erwiedert Welimirs [1]) Gemahlin:
O mein Schwäher, Oberfeldherr Wutscha,
Auf dem Felde drunten sitzt ein Junak,
Auf der Wies' ist aufgepflanzt die Lanze,
An die Lanze hat er's Roß gebunden,
Und vor ihm ein großer Weinschlauch stehet;
Nicht trinkt er, woraus man Wein sonst trinket,
Trinkt aus einem Becken von zwölf Maßen,
Trinkt zur Hälfte, gibt's dem Roß zur Hälfte.
Auch sein Roß ist nicht, wie andre Rosse,
Sondern buntgeflecket, wie die Rinder;
Noch der Junak, wie sonst die Junaken:
Auf den Schultern trägt er einen Wolfspelz,
Auf dem Haupte eine Wolfesmütze,
(Hat mit schwarzem Band sie festgebunden),
Etwas Schwarzes hält er in den Zähnen,
Wie ein Lamm im Alter von sechs Monden [2]).

Der General beruhigt sie; er habe seines Gleichen im Kerker, und wolle auch den hineinstecken. Er ordnet seinen Sohn Welimir mit dreyhundert Mann ab, um den unbekannten Junak einzubringen. Bald ist Marko umzingelt. Sein Schecke merkt die Gefahr zuerst; er stampft, und rückt näher an Marko, als wollt' er ihm sagen: So sitze doch auf! Endlich wird es Marko auch gewahr, leert noch das Becken, wirft's dann erst ins Gras, und sich selbst auf des Schecken Rücken. Wie der Falke unter Tauben, wirthschaftet Marko unter den dreyhundert Husaren; in einem Nu sind sie zerstoben; nur ihren Anführer, Welimir, fängt und bindet Marko, und setzt sich wieder zum Schlauche.

---

[1]) Welimir ist der Sohn Wutscha's.

[2]) Das war Markos Knebelbart.

Als dieß sahe Welimirs Gemahlin,
Und sie geht zum Oberfeldherrn Wutscha:
Schlecht bekomm' der Wein dir, Gen'ral Wutscha,
Schlecht der Wein dir, und noch größer Leid dir!
Sind dahin dir deine Reiter alle,
Welimir'n der Junak hat gebunden,
Hat gebunden ihm die Händ' und Füße,
Und sieh! wieder sitzt er dort bey Weine,
Liegt im Grase Welimir gebunden.

Der General will sich selbst aufmachen. Er läßt die Kanonen donnern, und alsbald sind dreytausend Husaren beysammen. Der umzingelte Marko muß wieder vom Schecken aufmerksam gemacht werden auf die Belagerer. »Könnte einer sich niedersetzen, und schauen, wie Marko auf der Ebene herumjagt die Husaren, den Säbel in der Rechten, in der Linken die Lanze, und die Zügel in den Zähnen!« Kaum hatte er einige Mal sich umgedreht, als kein Husar mehr zu sehen. Der alte Wutscha wird auf der Flucht von Marko's Keule berührt, und fällt ins Gras; seine Stute fängt Marko, ladet ihr Vater und Sohn gebunden auf, und kehrt damit nach Prilip zurück, wo er beyde Gefangene ebenfalls ins Gefängniß steckt. Die alte Generalin schreibt dem Marko, um Mann und Sohn auszulösen:

In Gott Bruder mir, Kraljewitsch Marko,
Nicht den Gen'ral Wutscha sollst mir tödten,
Noch auch tödten Welimir den Sohn mir;
Für sie, Marko, was du willst, verlange.

Marko verlangt die Freylassung seiner drey Freunde, und drey Lasten Gelds; dann die Freylassung des alten Topliza *), bey dessen mißlungenem Befreyungsversuche eben Milosch rc. gefangen worden, und drey Lasten auch dem Topliza für die verlorne Zeit; dann drey Lasten dem Marko, dafür, daß er seinen Schecken bemühet. Nach diesen Präliminarien möge die Generalin das übrige mit Milosch ausmachen. Bey Empfang dieses Schreibens holt die Generalin die drey jungen Woiwoden und den alten Topliza aus dem Gefängnisse auf ihren Wohnthurm, bestellt flinke Bader, »wovon die einen die Gefangenen waschen, andere ihr Haar scheren, und die dritten ihre Nägel beschneiden.« Dann bewirthet sie sie mit Wein, Raki rc., und zeigt ihnen Marko's Brief. Milosch verlangt noch des Generals Rappen, den er einmal im Jahre reitet, wenn er nach der Kirche Tekija geht; mit Sattel und Zeug, wie Wut-

*) Das Lied von der Gefangennehmung des alten Topliza ist nicht in der Sammlung. Oder vielleicht findet sich später eine Version dieses Liedes, deren Anfang sie mit enthält?

scha hatte; daß er ein wenig auf dem Rappen sich austanze in Deutschland [1]); ferner den goldenen Wagen mit zwölf Rappen, womit Wutscha zu Wiens Kaiser fährt, und Wutscha's Ostergewand, alles für den alten Topliza. Alles gab die Generalin, und darüber noch jedem tausend Dukaten, auf Wein bis Prilip. Die zwey Peterwardeiner werden darauf entlassen, mit sicherem Geleite bis Peterwardein.

15) Strahinja, der Banssohn [2]). Strahinja war ein Falke sonder gleichen in Banska am Amselfelde. Er hat eine Tochter Jug Bogdans zur Frau, und will seinen Schwiegervater und Schwäger in Kruschewatz besuchen, der neuen Residenz des serbischen Kaisers Lazar, dessen Heirat wir Nr. 8 lasen. Dort bewirthet ihn der alte Jug Bogdan mit seinen neun Jugowitschen, und neun Schwiegertöchtern; Feste folgen auf Feste; auch die andern Herrschaften baten sich vom alten Jug die hohe Ehre aus, ihn mit seinem Schwiegersohne zu bewirthen. So verzog sich Strahinja's Rückreise von einem Tage zum andern, als ihm plötzlich ein Brief (Vers 88 — 152) kam von seiner alten Mutter: die Türken sind auf Kossowo eingefallen, über zweymalhunderttausend Mann leichte Spahis und feurige Janitscharen; das ganze Amselfeld ist bedeckt von ihren Zelten; ein schrecklicher Marodeur, Wlach-ali, ist nach Banska vorgedrungen, hat es verheert und verbrannt, die alte Mutter überritten, und die junge Frau als Sclavin fortgeführt:

---

[1]) Wieder ein Beweis, daß das Lied nicht gleichzeitig ist. Im vierzehnten Jahrhunderte herrschte in Ungern und Slavonien noch nicht Wiens Kaiser, sondern französische Anjou's saßen auf St. Stephans Throne! Wohl aber ist die ältere ungrische Geschichte voll slawischer Namen in den höchsten Würden. Selbst Johann Hunyadi, der in den serbischen Liedern der Hermannstädter Janko heißt, mit seinem Neffen Sekulo, sehen die serbischen Homeriden für Landsleute an. Dieser Wutscha selbst ist seinem Namen nach ein Slawe (vielleicht gar Hunyadi's Vater, Buthi?).

[2]) Welcher Sprache der heutige Ban von Kroatien, und so viele ältere Bane in Ungern, Serbien, etymologisch angehören, ist noch nicht entschieden. Dobrowsky hält Ban für eine Kontraktion vom Bojan (Konstantin's des Purpurgebornen): aber woher Bojan selbst? Aus der Form Bojan erhellt übrigens so viel, daß das nordsl. pan (Herr), und das südsl. shupan, das Grimm mit dem gothischen siponeis vergleicht, davon verschieden sind. Dem Begriffe nach scheint in der ungrischen Verfassung der Ban den Gouverneur einer abgetheilten Provinz mit großen Vollmachten zu bedeuten. Daher es oft Prinzen vom Geblüte waren.

Deine Frau küßt unter'm Zelt der Türke,
Und ich, Sohn, wehklag' auf unsrer Brandstatt,
Indeß Wein du trinkest in Kruschewatz.

Natürlich schwindet Lust und Freude, wie aus Strahinja's Herzen, so auch von seinem Antlitz; sein Schnurbart hängt ihm auf die Schulter hinab [1]). Der alte Jug fragt, ob ihn eine der Schwägerinnen etwa nicht schön bedienet, oder ob er sonst einen Tadel gefunden am Schwiegerhause. Strahinja sagt ihm den Inhalt von seiner Mutter Brief, und bittet ihn, ihm die neun Jugowitschen mitzugeben, um mit ihrer Hülfe sich an seinem Feinde zu rächen. Jug solle nicht sorgen um seine Söhne; Strahinja will sie türkisch ankleiden, und bekannt mit der albanesischen so wie der türkischen Sprache und ihrem manowischen [2]) Dialekte als ihr Oberhaupt das türkische Lager unerkannt durchziehen. Aber der Vater gibt die Söhne nicht her; Strahinja soll lieber die Geraubte vergessen; denn habe sie nur eine Nacht im Zelte geschlafen, so könne sie ihm ohnedieß nicht mehr theuer seyn; Jug wolle ihm allenfalls selbst noch eine bessere Frau suchen. Aber, ohne Antwort, eilt der edle Strahinja selbst nach dem Stalle, sein Pferd zu holen. Als er es dann im Hofe besteigt, und die neun Schwäger anblickt, sehen diese zur Erde. Auch ein gewisser Nemanitsch [3]) stand da, ebenfalls Gemahl einer Jugowitschin; auch er blickt zur Erde. Und doch hatten sie früher sich gerühmt, daß ihnen Strahinja lieber sey, als ganz Serbien; in der Noth nun ist Strahinja allein. Außerhalb der Stadt merkt er, daß ihm sogar sein Windhund Karaman fehle: aber dieser kommt auf seinen lauten Ruf herbeygelaufen, und springt an ihm herauf; dieß thut Strahinja's verwundetem Herzen wohl. So kommt er im türkischen Lager an, und sucht den Wlach-Ali nach allen vier Seiten, ohne ihn zu finden. An dem Sitnitzaflusse endlich fällt ihm ein Zelt auf, das wohl Wlach-Ali's seyn könnte. Er hebt mit seiner Lanze den Vorhang; ein alter Derwisch ist allein darin, sich selbst kredenzend [4]). Als auf Strahinja's

---

[1]) Ein Zeichen *iniquae* mentis!

[2]) Eine Aufgabe für unsere Orientalisten, was das für ein türkischer Dialekt sey, der manowische.

[3]) Dieß müßte der Kaiser Lasar selbst seyn. Aber unmöglich konnte eines solchen Schwagers nur so, und erst hier erwähnt werden.

[4]) Der Wein ist im Koran verboten, aber Muradgea d'Ohsson führt, neben berühmten Kaisern, auch namentlich die Derwische an, als solche, die sich selbst dispensiren. Das neueste Beyspiel der Art ist Ali-Pascha von Jannina.

Selam (Friede dir) der Türke aufblickt, erkennt er den Strahinja, bey dem er zehn Jahre gefangen gewesen, aber mild behandelt und endlich auf Kredit entlassen worden. Umsonst will Strahinja nicht er seyn, der Derwisch kennt ihn zu gut, und seinen Schimmel, und Karaman, der ihm lieber sey, als der gute Schimmel selbst. Aber verrathen will er ihn nicht, wenn er auch die halbe Armee erschlüge. Strahinja umarmt ihn:

In Gott Bruder mir, du alter Derwisch,
Sollst nichts schuldig seyn an Lösegeld mir,
Nicht dich such' ich, suche meinen Todfeind,
Welcher mir zerworfen meine Höfe,
Fortgeschleppt als Sklavin die Gemahlin.
Noch einmal dich fleh' ich an, als Bruder [1]),
Nicht dem türk'schen Heere mich verrathe.

Der dankbare Freygeist von Derwisch wiederholt ihm sein Ehrenwort: aber den fürchterlichen Wlach-Ali, der, seinen Krieg auf eigene Faust führend, sein Zelt auf dem Goletschberge, jenseits der Sitnitza, aufgeschlagen habe, soll Strahinja, wenn er klug ist, ungeschoren lassen. Strahinja erläßt ihm allen andern Kummer (für ihn), wenn er ihn nur nicht dem Heere verräth; und fragt ihn um die seichteste Fuhrt über die Sitnitza, um seinen Schimmel nicht zu sehr zu bemühen.

Dir, Strahin-Ban, dir, o serb'scher Falke,
Deinem Heldensinn, und deinem Schimmel,
Ueb'rall Fuhrt für euch hat die Sitnitza.

Es ist vor Mittag, der Ban am Fuße des Goletsch, über den herein die liebe Sonne auf Kossowo herabschaut. Wlach-Ali [2]) hatte indessen, nach seiner Gewohnheit, die ganze Nacht mit der schönen Gefangenen zugebracht, und erholt sich im Morgenschlafe. Aber sie schaut vom Berge aufs Amselfeld herunter, und erkennt mit Schrecken den, der heraufreitet. Der geweckte Ali lacht sie aus, als Geisterseherin; es sey kein Wlache, sondern ein Delibascha (le brave des braves), den der Kaiser an ihn abschicke, um ihn zur Uebergabe zu bereden: aber er wolle ihm den Kopf abschlagen, auf daß solcher Schickerey ein Ende sey. Doch ist die Dame ihrer Sache eben so gewiß, als es unten der Derwisch war, und so rüstet sich endlich der Wlach-Ali

---

[1]) In den älteren griechischen Ritualien ist, aus Nachahmung der slawischen (oder albanesischen?) Sitte, ein eigenes Kapitel von Gebeten bey der Bruderwahl (ἀδελφοποιΐα), wiewohl die Kirche selbst die Sitte, als ungesetzlich, tadelt!

[2]) Wlach-Ali ist, dem Namen nach, ein wlachischer Ali: also ein Renegat, eben so tapfer, als gascognisch.

Ohne guten Morgen und ohne Selam fordert der Ban seinen Feind heraus. Wlach-Ali fängt die vom Ban geschleuderte Lanze mit der Hand auf. Dafür ist Strahinja's Schimmel ein Kampfroß, »dergleichen heut zu Tage kein Serbe hat;« es duckt sich auf die Knie, daß Wlach-Ali's Lanze über den Ban hinwegschwirrt; es wirft den durch Wlach-Ali's Keule ihm an die Ohren getriebenen Reiter wieder in den Sattel zurück. Wlach-Ali's Säbel bricht, aber er wehrt sich auch mit der Hälfte. Lanze, Keule, Säbel, alle Waffen sind verbraucht; die Kämpfer springen herab, und ringen »den Sommertag bis Mittag« mit gleicher Kraft. Endlich sagt der Ban zu seinem Weibe, sie möge mit einem Bruchstücke der Säbel ihn tödten helfen, oder den Wlach-Ali. Aber Wlach-Ali stellt ihr vor, daß sie vom Ban nur ewige Vorwürfe, bey ihm in Jedrene (Adrianopel) hingegen goldene Tage zu gewarten habe. »Leicht ist ein Weib zu täuschen,« sagt der Dichter. Strahinja's Frau schont ihres Räubers Kopf, und haut nur immer nach ihrem Manne! Schon ist sein Turban durchhauen, und Blut träufelt seine Stirn herab, als er seinen Windhund Karaman zu Hülfe ruft. »Alle Frauen fürchten sich vor Hunden.« Während Karaman also die Feindin abwehrt, gelingt es dem Strahinja, seinen Feind zu erwürgen. Mit der so wieder errungenen Helene en croupe hatt' er auf sichern Wegen Kruschewatz bald wieder erreicht. Umarmungen und Glückwünsche der Sippschaft; aber woher die Schmarre an der Stirne? Von dem eignen Weibe, Jugs Tochter, und der Jugowitschen Schwester, die dem Türken geholfen! Sogleich blinken alle Säbel, um die »Hündin« in Stücken zu hauen.

Doch nicht zuläßt es der Ban Strahinja,
Zu den Jugowitschen spricht er also:
Meine Schwäger, ihr neun Jugowitschen,
Wie hab't heut' ihr, Brüder, euch geschändet!
Gegen wen wollt ihr die Messer ziehen?
Da ihr, Brüder, solche Helden seyed,
Wie nicht mit mir gingt ihr auf Kossowo,
Heldenmuth zu üben an den Türken,
Beyzustehn dem Schwager im Bedrängniß?
Nicht lass' eure Schwester ich vernichten;
Könnt' allein sie, ohne euch, vernichten:
(Will vernichten wohl die ganze Sippschaft,
Hab mit Niemand kühlen Wein zu trinken);
Doch verziehen hab' ich meiner Frauen. —
Selten sind die Helden, wie Strahinja!

16) Zar Lasars Ausmarsch und Ende. Seit Duschans kräftiger Arm nicht mehr »durchs ganze Reich die

Woiwoden alle bändigte,« krankte Serbien an innerer Parteyung. Doch hätte die kräftige Nation auch unter Lasar noch den Türken widerstanden, hätte nicht Weiber-Eitelkeit in Lasars Hause selbst Verrath erzeugt. Militza hatte dem Lasar, nebst dem »hohen« Stephan, auch vier Töchter geboren, davon Wukossawa an Milosch Obilitsch, und Mara an Wuk Brankowitsch verheiratet war, beydes angesehene Woiwoden. Weiberklatscherenen steigerten und erbitterten der beyden Schwäger am Hofe ohnedieß natürliche Rivalität. Lasar hatte eine ansehnliche Macht gegen die immer weiter hereinbrechenden Türken auf dem Amselfelde zusammengebracht. Die Schlacht war gewonnen, wäre nicht der Mann der Mara ein Verräther gewesen an seinem Schwiegervater und Vaterlande, während Milosch den Kaiser Murad I. in seinem Zelte ermordete. Dieß geschah 1389, an St. Veits Tage (15. Juny). Diese verlorne Schlacht ist die Ilias der serbischen Homeriden, und hat auch, wie diese, einen weiblichen Namen: Lasaritza (das Lied von Lasar), doch dem Genius der slawischen Sprache gemäß, in Substantivform. Alle Lieder über diese Begebenheit werden als Theile der Lasaritza angesehen, die hier (in dieser Sammlung) indeß weder vollständig, noch auch geordnet ist, und daher ihre Lykurge und Pisistrate zur διασκευή noch erwarten muß. Die Lasaritza fängt an:

Kaiser Murat einfällt auf Kossowo ꝛc.

Im dem vorliegenden Liede zieht Lasar morgen nach Kossowo; Militza bittet ihn beym Nachtmal, ihr wenigstens einen ihrer neun Brüder daheim zu lassen, um Briefe nach Kossowo zu tragen, und von da zu bringen, und damit ihr auf den schlimmsten Fall doch von neunen ein Bruder bleibe »zum Schwure« (um betheuern zu können: so wahr mir der Bruder lebe!). Lasar läßt ihr die Wahl. Boschko soll bleiben, der jüngste. Gut, so möge sie ihm's morgen beym Ausmarsche am Thore selbst sagen; er trage die Kreuzesfahne voran. Bey Tagesanbruch ist die Kaiserin am Thore, das Heer setzt sich in Marsch:

Lauter Reiter unter Kampfeslanzen;
Und voran der Jugowitsche Boschko,
Auf dem Fuchse, ganz in reinem Golde,
Ganz bedecket ihn die Kreuzesfahne,
Mein Wahlbruder! bis herab zum Fuchse;
Auf der Kreuzesfahn' ein güldner Apfel,
Aus dem Apfel gehen güldne Kreuze,
Von den Kreuzen hangen güldne Quasten,
Und den Boschko schlagen auf die Schultern.

Militza fällt ihm in die Zügel, und meldet ihm des Kaisers Urlaub. Aber wie zu erwarten war, will Boschko keinen Gebrauch davon machen:

Auf den Thurm zurück du kehre, Schwester;
Doch ich nimmer möchte dir umkehren,
Geb' nicht aus der Hand die Kreuzesfahne,
Schenkte selbst Kruschewatz mir der Kaiser.
Sollen von mir sagen die Gefährten:
Ha, die Memme, der Jugowitsch Boschko,
Fürchtet sich zu ziehen nach Kossowo,
Blut zu wagen für des Kreuzes Ehre,
Und zu sterben auch für seinen Glauben.
Sprach's, und spornt das Roß hinaus zum Thore.

Bald darauf kommt der alte Jug Bogdan, mit sieben seiner Söhne heran; alle nach einander bittet die Schwester, doch sie zogen, unverwandten Blickes. Endlich auch der letzte, Woin Jugowitsch; er führt die Prachtrosse des Kaisers. Aber auch dieser antwortet ihr:

Auf den Thurm zurück du kehre, Schwester,
Doch ich nimmer könnte dir umkehren,
Wüßt' ich auch, daß ich soll untergehen;
Hin laß ziehn aufs Amselfeld mich, Schwester,
Will Blut wagen für des Kreuzes Ehre,
Mit den Brüdern sterben für den Glauben.

Militza fällt in Ohnmacht. Der indeß auch herangekommene Kaiser läßt sie durch den Diener Goluban auf ihren Thurm zurücktragen [1]), und gibt ihm Urlaub, daheim zu bleiben.

Als dieß höret Goluban der Diener,
Thränen da sein weißes Antlitz netzen,
Ab steigt er von seinem Schwanenrosse [2]),
Nimmt die Frau in seine weißen Hände,
Und hinauf sie trägt er nach dem Thurme.
Doch nicht kann er seinem Herzen wehren,
Nicht aufs Amselfeld in Kampf zu ziehen,
Zurückkehrt er zu dem Schwanenrosse,
Schwingt sich auf, hinzieht er nach Kossowo.

Damit wäre eigentlich das Lied aus, und das Folgende ist wieder ein anderes Lied, für sich. Da es aber hier nicht für sich steht, so muß man annehmen, daß die jetzigen serbischen blinden

[1]) Als 1269 König Urosch, Gemahl einer französischen Prinzessin, für seinen jungen Sohn Milutin um die byzantinische Kaisertochter, Anna, warb, fanden die Abgesandten den serbischen Hof entsetzlich einfach. Auch 1389 ist es nicht viel anders, wie man sieht.

[2]) Labud, Schwan, hieß also Golubans Roß, wie Miloschens Kranich.

Sänger beyde als eines singen. — Als des Morgens wieder Tag geworden, kommen zwey Raben auf Lasars Thurm herbeygeflogen. Sie wundern sich ob des nun einsamen Thurmes. Militza hört ihr Gespräch, und fragt, nicht ohne Ahnung, ob sie etwa von Kossowo kommen. Ja; und beyde Kaiser sind da umgekommen, von der türkischen Armee ist etwas geblieben, von der serbischen ist auch das Bischen Gebliebene all verwundet und im Blute schwimmend. Noch nicht hatten die Raben ausgesprochen, als der Diener Milutin herankommt, die Rechte in der Linken tragend, mit siebzehn Wunden bedeckt, sein Roß im Blute watend. Die Kaiserin hebt ihn vom Pferde, wäscht ihn mit kühlem Wasser, und vergießt (labt) ihn mit röthlichem Weine. Etwas erquickt, berichtet er seiner Kaiserin auf ihre Frage das Schicksal ihres Vaters, des alten Jug Bogdan, der neun Jugowitschen, Miloschens, Wuk Brankowitschens, Strahinja's.

Alle, Frau, sie liegen auf Kossowo;

nur Boschko Jugowitsch schwingt noch seine Kreuzes Fahne, und jagt feldentlang die Türken zu Hause, wie der Falk die Tauben *). Milosch hat den türkischen Kaiser erschlagen und zwölftausend Türken:

Gottes Gnade dem, der ihn gezeuget,
Ein Andenken ließ er seinem Volke,
Sprechen wird von ihm man und erzählen,
So lang Menschen sind und Feld Kossowo:
Aber, was um Wuk (Fluch ihm!) du fragest,
Fluch dem Vater auch, der ihn gezeuget,
Fluch dem ganzen Stamme und Geschlechte!
Er verrieth den Kaiser auf Kossowo,
Davon führet er zwölftausend Streiter,
Frau! zwölftausend grimme Küraßiere!

17) Untergang des serbischen Zarthums. — Von der heiligen Stadt Jerusalem kommt eine Schwalbe geflogen; Elias ist's, der einen Brief von der Mutter Gottes in Lasars Schooß fallen läßt. Der Brief läßt dem Kaiser die Wahl zwischen dem Himmelreiche und diesem irdischen. (Es erhellt nicht, warum er nicht beyde, jedes zu seiner Zeit, sollte haben können.) Im letzteren Falle werde die ganze türkische Armee vernichtet werden, im ersten solle er eine Feldkapelle aufrichten, und die ganze Armee versehen (kommuniziren) lassen, und dann in die Schlacht führen, wo sie der Tod erwarte. Der Zar wählt das Ewige vor dem Vergänglichen. So wird denn die ganze

*) Also wäre ein Jugowitsch davon gekommen! In Krain blüht noch eine Familie dieses Namens, ob von Boschko (Theodor) abstammend?

Armee versehen, und — die Türken erscheinen. Zuerst rückt vor Jug Bogdan der Alte mit seinen neun Söhnen; ihrer jeder führt neuntausend Mann, und der Vater zwölftausend. Sieben Paschen sind geschlagen und erschlagen, aber beym achten bleibt Jug mit allen neun Söhnen und allen drey und neunzigtausend Mann. So die drey Mernjawtschewitschen, nachdem sie acht Paschen geschlagen und erschlagen, beym neunten mit ihren neunzigtausend Mann (nur Wukaschin wird bloß verwundet). Kommt Herzog [1]) Stephan mit sechzigtausend Mann, schlägt und erschlägt neun Paschen, beym zehnten ist er und seine sechzigtausend Mann dahin. Endlich rückt Lasar selbst vor mit sieben und siebzigtausend Mann; die Türken hielten ihren Anblick nicht aus; gesiegt hätte Lasar, wenn ihn nicht sein Schwiegersohn, Wuk Brankowitsch (Gott erschlag' ihn), verrieth. So aber fällt auch Lasar und die ganze Armee.

Alle heilig und voll Glorie waren,
Konnten sich dem lieben Gotte nahen.

18) Knes [2]) Lasars Haupt wird gefunden. — Ein junger Türke (aber Sohn einer gefangenen Serbin) findet auf der Wahlstadt ein abgehauenes edles Haupt (und mag ahnen, daß es das Haupt von seiner Mutter Herrscher seyn möchte). »Brüder, seht hier ein edles Haupt! Sünde wär's, daß Adler und Raben es hackten, Roß und Reiter es träten!« Damit trägt er es in einen Brunnen. Da blieb das Haupt die schöne Zeit von vierzig Jahren. Aber, Gottlob! auch den Rumpf nicht hackten Adler und Raben, noch traten ihn Roß und Reiter. — Junge Saumer, von der schönen, weißen Burg Skopi, führend Griechen und Bulgaren nach Nissa und Widin, übernachten auf Kossowo. Durst heißt sie Wasser suchen. Sie kommen zum Brunnen, worin das hellleuchtende Haupt des frommen Königs liegt.

Spricht der eine von den jungen Saumern:
Sieh wie schön der Mond im Brunnen glänzet!
Spricht der andre von den jungen Saumern:
S'ist kein Mond nicht, Bruder, was hier glänzet;
Schweigt der dritte, kein Wort thät er sprechen,

---

1) Herzog Stephan, Gebieter des Landes, das seit ihm die Herzegowina (das Herzogthum) heißt, soll diesen Rang von Kaiser Friedrich III. (IV.) haben. Folglich müßte er nicht in der Kossower Schlacht 1389 geblieben seyn. Friedrich lebte 1415 — 1493.

2) Lasar hatte sich zwar zum serbischen Kaiser krönen lassen, nannte sich aber selbst, nach wie vor, nur immer Knes Lasar. Er ist ein serbischer Heiliger, wie die meisten Nemanitschen.

> Sondern wenden thät er sich gen Aufgang,
> Thät gedenken des wahrhaften Gottes,
> Sein, des Wahren, und des heil'gen Niklas:
> Hilf mir, Gott, und du, St. Vater Niklas!

Damit watet er durch die Quelle bis zum Haupte Lasars, das er mit Ehrfurcht anfaßt, und ins Gras trägt. Dann schöpft er Wasser, wovon sich er und seine zwey Gefährten laben. Derweil aber war das heilige Haupt verschwunden; sie sahen es noch über das Feld sich von selbst fortbewegen, und dem Rumpfe anfügen, zu dem es gehörte. Des folgenden Morgens zeigen die drey jungen Saumer dieß Ereigniß alten Geistlichen an. Bald waren an dreyhundert alte Geistliche, zwölf große Wladyken (Bischöfe), und vier alte Patriarchen (von Petsch, Konstantinopel, der ökumenische[*]) und der von Jerusalem) versammelt; zogen großes Gewand an, und Kamilauken (Mönchskappen mit schwarzen Schleyern), in der Hand »altgestellte« Bücher, woraus sie große Gebete lasen, und große Vigilien hielten (drey ganze Tage und drey finstre Nächte lang, ohne sich zu setzen, noch auszuruhen, ohne zu liegen, noch zu schlafen!) Sie bitten den Heiligen, zu sagen, wo er hin wolle (ihm neun Klöster vorschlagend): aber Lasar wählt seine eigene Stiftung, Ravanitza, das wir aus Nr. 11 kennen, das er bey seinem Leben erbaut, »von eigenem Brot und eigenem Geld, ohne der Witwen und Waisen Thränen!

19) Kaiserin Militza und Woiwode Wladeta. Militza[2]) ergeht sich mit zweyen ihrer Töchter unter Kruschewatz. Kommt in Schweiß herangeritten ein Woiwode, des bulgarischen Namens Wladeta. Woher? Vom Amselfelde. Sein Bericht ist etwas verschieden von dem in Nr. 17.

> Aber den Wuk Brankowitsch nicht sah ich,
> Nicht sah ich ihn (nicht die Sonn' ihn sehe!).
> Er verrieth den ehrenreichen Kaiser,
> Kaiser Lasar, meinen Herrn und deinen.

20) Fragmente verschiedener Lieder von der Kossower Schlacht. Fünf an der Zahl, darunter auch der oben erwähnte Anfang der ganzen Lasaritza. Es ist zu wünschen,

[1]) Es ist nicht ohne Reiz, den Volksdichter als schwachen Theologen zu sehen. Der ökumenische Patriarch, dem er nach dem serbischen (Petscher) den ersten Rang anweist, will ja eben der Konstantinopler seyn! Also wären es im Grunde nur drey. Statt des ökumenischen hätte jeder Schuldichter den Alexandriner oder den Antiochener zu nennen gewußt, und entweder fünfe gebraucht, oder den einheimischen am ehesten weggelassen.

[2]) Militza, von mil, die Liebe, Liebenswürdige.

und zu hoffen, daß der Herausgeber, bey einer Bereisung der Herzegowina, Montenegro ꝛc. sowohl diese köstlichen Fragmente vervollständigen, als auch die ganze Sammlung vielleicht um mehr als das Doppelte wird bereichern können *).

21) Die Jungfrau von Kossowo. Auf der Wahlstatt von Kossowo geht eine Jungfrau umher, mit Brot auf dem Rücken, und Wein und Wasser in den Händen. Wo sie bey einem Helden noch Spuren von Leben findet, den erquickt sie. So stößt sie auf Paul Orlowitsch, des Kaisers gräßlich verwundeten jungen Fahnenträger, der, nachdem durch der Jungfrau Beystand sein Herz von Neuem schlägt, sie fragt, wen sie auf der Wahlstatt suche, Bruder, Vetter, Vater? Keinen von allen diesen, sondern sie stand an der Thür ihres Hauses, als die zuletzt Versehenen aus der Kirche gingen. Es war Milosch mit seinen Wahlbrüdern Kossantschitsch und Toplitza (wir kennen sie als solche bereits vom Gefängnisse in Peterwardein her). Milosch sah sie an, und gab ihr sein gerädelt Oberkleid zum Andenken; sie möge Gott bitten, daß er gesund wiederkehre; er wolle dann um sie freyen für seinen jungen Wahlbruder Toplitza, und selbst ihr Kum (Hochzeitpathe) seyn. Kossantschitsch verehrt ihr ein goldenes Armband, und will ihr Brautführer seyn. Toplitza einen Ring, als ihr zukünftiger Bräutigam. Diese nun sucht die Jungfrau auf der Wahlstatt. Der sterbende Orlowitsch zeigt ihr einen Hügel von zerbrochenen Lanzen, und Blut, dem Manne bis an den Gürtel; dort seyen auch ihre drey Freunde geblieben, ihr Suchen sey vergeblich.

> Als die Jungfrau dieses Wort vernommen,
> Thränen ihren Augen da entstürzen:
> Weh mir, bin ich nicht ungünst'gen Glückes?
> Eine Fichte dürft' ich, Arme, fassen:
> Traun, die grün' in meiner Hand verdorret.

22) Des Marko Kraljewitsch Heirat. — Marko nachtmalt mit seiner alten Mutter (Euphrosyne, deren hohe Rechtschaffenheit aus Nr. 10 bekannt). Sie redet ihm zu, eine Frau zu nehmen, damit sie auf ihre alten Tage abgelöset werde in der Hauswirthschaft, d. h. dem Helden sein Nachtmal zu bereiten, ihm rothen Wein zu kredenzen, und mit dem Span zu leuchten. Marko eröffnet ihr, er habe schon lange gesucht, und erst jetzt endlich in der Tochter des Bulgarenkönigs

*) Bey solchem Liederreichthume müßte der Einfall, die Illyrier von illyrus (ohne Leyer) abzuleiten, wenigstens sachrichtiger reformirt werden in illyrus (in, bey der Leyer, Leyerfreund).

Schischman die Jungfrau gefunden, deren Person und Haus ihnen beyden gerecht sey. Als er sie zuerst am Brunnen gesehen, habe das Gras sich rings um ihn gedreht. Die Mutter möchte ihn also reisefertig machen, daß er hingehe, um sie zu werben. Vor Anbruch des folgenden Morgens hat die Mutter alles bereitet. Marko kommt am bulgarischen Hofe an, begehrt und erhält die Prinzessin zugesagt. Drey Lasten Geldes gehen auf Geschenke an die Zukünftige und ihre Angehörigen auf. Nach einem Monate soll er mit den Swaten um die Braut kommen. Beym Weggehen bittet ihn der Braut Mutter, keinen Fremden, sondern einen Bruder oder Vetter als Brautführer mitzubringen, denn die Jungfrau sey gar zu schön, und daher ein erprobter Brautführer nöthig, um Schande abzuhalten. Dem rückkehrenden Marko kommt die Mutter entgegen; er sagt ihr alles, auch was die Schwiegermutter wegen des Brautführers gesagt, da er doch keinen Bruder noch Vetter habe. Die alte Mutter findet bald Rath: Marko soll den Dogen von Venedig mit fünfhundert Swaten zum Hochzeitspathen, und den (übrigens unbekannten) Stephan Semlitsch mit eben so viel Swaten zum Dever (Brautführer) bitten. Bald sind beyde da. Der Zug langt bey König Schischman an, und nach vier Tagen von Festen wird die Braut, ebenfalls zu Pferde, verhüllt, dem Dever übergeben. Ein Wind hebt ihren Schleyer, und enthüllt ihr schönes Antlitz dem Dogen von Venedig, der sogleich Kopfweh bekommt vor Liebe. Im nächsten Nachtlager bietet er dem Dever einen Stiefel voll gelber Dukaten, wenn er ihm die Braut auf eine Nacht anvertraut. Der Dever thut es weder hier, noch im zweyten Nachtlager um zwey Stiefel; doch im dritten erliegt sein Gewissen der Versuchung von drey Stiefeln Goldes; er liefert dem Venetianer die schöne Braut aus. Aber die Jungfrau ist redlicher, als ihr Kum*) und ihr Dever, die beyde ihres heiligen Amtes unwürdig sind. Sie stellt dem Kum vor, daß die Erde sich aufthun müsse, um die Gottlosen (sie und ihn) zu verschlingen. Der (so Gott will) gebildete und welterfahrene Doge lächelt zu dieser Unschuld; habe er doch schon zehn Tauf- und vier und zwanzig Hochzeitspathinnen geküßt ꝛc. Zweyte Einwendung: ihre Mutter habe sie beschworen, nur einen glattbärtigen Junak zu küssen, wie Marko. Sogleich schickt der Doge um flinke Bader. Während diese ihn waschen und scheren, sammelt die Bulgarin seinen Bart in ein

*) Das Wort Kum, auch neugriechisch κουμπάρος, ist vom lateinischen compater, italienisch compare. Der Dever ist echtslawisch, und vielleicht auch indisch.

Tuch. Dritte Einwendung: Wie, wenn es Marko gewahr würde? Antwort: Der ist weit weg, in Mitte der Swaten steht sein Zelt, mit güldnem Apfel (Knopf) und zwey hellglänzenden Edelsteinen. Diese Notiz ist der edlen Bulgarin willkommen; sie muß (vierte Einwendung) nur noch den Himmel draußen sehen, ob er heiter. Als sie nun bey heiterem Himmel Marko's Zelt erkennt, rennt sie, wie ein junger Hirsch, dahin. Marko schläft, ihre Thränen wecken ihn. Nichts ahnend, schilt er das bäurische Mädchen, daß sie nicht bis morgen gewartet, um die Ehe christlich zu vollziehen. Sie antwortet, daß nicht sie, wohl aber sein Kum und sein Dever Bauern seyen [1]), und zeigt ihm das corpus delicti des Dogen. Marko will dieß alles morgen untersuchen; so solle sie denn vor der Hand niedersitzen; damit schläft er wieder ein. Aber des Morgens geht er zum Dever: Wo ist deine (die dir anvertraute) Braut? Der Doge will sich ins Mittel legen: Man könne jetzt nicht einmal mehr scherzen. Aber Marko erwiedert, ein abgeschnittener Bart sey kein Scherz [2]), und damit haut er ihm den Kopf ab. Auch den fliehenden treulosen Dever erreicht und spaltet sein Säbel. Darauf macht die Karavane sich auf, und langt gesund an in Prilip.

* * *

Während an dieser Anzeige geschrieben und gedruckt wird, erhalten wir nach einander folgende, damit zunächst verwandte Werke:

3. Chants populaires de la Grèce moderne, publiés par *C. Fauriel*. Tome II. *Paris*, 1825. 488 S. 8.
4. Neugriechische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von *C. Fauriel*; (das Original), übersetzt und mit des französischen Herausgebers und eigenen Erläuterungen versehen von *Wilhelm Müller*. Erster Theil: Geschichtliche Lieder. *Leipzig*, *Leopold Voss*. 1825. LXXII und 120 S. 8.
5. Volkslieder der Serben, deutsch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Halle, 1825, Zueignung an Göthe, Vorrede und Inhalt XVI, Einleitung XLVI, und 293 S. 8.
6. Ueber Kunst und Alterthum. Von Göthe. Fünften Bandes zweytes Heft. Stuttgart und Tübingen, 1825. 8.

Dadurch sieht sich Ref. im Stande, einerseits den ganzen Fauriel sammt dem ersten Theile von des trefflichen Wilh.

---

[1]) Der bulgarischen Braut Begriff von Rusticität und Urbanität hätte selbst Sokrates nicht gemißbilligt; nach ihr ist und bleibt, wer das Schöne und Edle nur weiß, aber nicht auch thut, immer nur ein Bauer, wäre er auch Doge.

[2]) S. Muradja d'Ohsson. Wer einmal den Bart wachsen ließ, ist nicht mehr Herr, ihn abzunehmen.

Müller deutscher Bearbeitung desselben anzuzeigen, andererseits aber verbunden, was in Nr. 5 und 6 von serbischen Liedern ganz, und größtentheils musterhaft übersetzt ist, hier um so kürzer nur zu berühren.

23) Kraljewitsch Marko erkennt seines Vaters Säbel. Ist ganz übersetzt, bey Talvj, S. 218.

24) Ein anderes Lied, wie Marko seines Vaters Säbel erkennet. Der Sultan lagert mit hunderttausend Mann in Kossowo, das seit jener Schlacht sein ist. Ein Türke ruft einen kostbaren Säbel um 900 Dukaten aus (Säbel, Scheide und Gehenk, jedes für sich dreyhundert Dukaten); Marko hat Lust, ihn zu kaufen, möchte aber seinen Gürtel nicht im Lager öffnen, weil er vielen Türken schuldig sey. Sie gehen seitwärts, an die Sitnitza. Während der Türke das Geld zählet, besieht und erkennt Marko den Säbel an den drey Zeichen, St. Dimitri's, St. Michaels und Kral-Wukaschins. Der Türke erzählt ihm, wie er dazu gekommen: nach der Schlacht habe er unter einem Zelte einen sterbenden Krieger gefunden, der ihn bat, ihm nur noch eine halbe Stunde zum ruhigen Tode zu gönnen, ihn dann zu begraben, und zu beerben. Aber er (der Türke) habe diesen Zeitverlust überflüssig gefunden, ihm sogleich den Kopf abgeschlagen, und ihn ins Wasser geworfen. Marko vergilt es ihm mit gleicher Münze. Auf die Frage der Türken, wo der Ausrufer hingekommen, antwortet Marko, er sey mit dem Gelde davon, um ein Kaufmann zu werden. Aber sie meinen:

Weh dem Türken, der mit Marko handelt.

Talvi hatte Recht, die erste Version zu übersetzen.

25) Marko im Asaker Gefängnisse. (Bruchstück.) Marko sitzt im scheußlichen Kerker des Königs von Asak (im Mohrenlande). Vergebens späht er nach den Seinigen, nur Gott ist auch hier (wie überall). Er erspäht endlich des Königs Tochter, grüßt sie in Gott Schwester; sie möchte bey ihrem Vater vorsprechen, daß er Marko entweder auf Kredit loslasse, oder doch, außer diesem Kerker, in Ketten halte, bis er um Lösegeld geschrieben. Die Prinzessin wagt es, vor ihrem Vater zu erscheinen, der auf sechserley Artikel räth, die ihr etwa ausgegangen; als er aber ihre Vorsprache für Marko vernommen, über sein eigen Kind ergrimmt. Er will Marko'n neun Jahre in dem Kerker lassen, bis ihm die Schlangen die Augen ausgetrunken rc.; dann möge er sich ohne Lösegeld heim betteln. Als Marko die traurige Post vernimmt, bittet er die Prinzessin, seine Wahlschwester, ihm Tinte und Papier zu verschaffen, damit

er nach Hause schreibe, der Mutter, daß sie Land und Burg verkaufe, um für seine Seele beten zu lassen, und sich selbst vor Noth und Elend zu schützen; der treuen Frau, daß sie einen Anderen nehme, und der Schwester, daß sie nicht mehr bey ihm bethenre, da er im Kerker vermodert sey. Aber nicht seiner Familie schreibt Marko, sondern dem Helden Doitschilo in Solun (Salonich) sendet er den Brief durch seinen Falken über's blaue Meer hinüber. Doitschilo ist in der Kirche, als er des Falken Stimme erkennt. Entschlossen, seinen Pobratim zu befreyen, färbt er sein Antlitz schwarz, und schifft sich mit seinem guten Braun nach Asak ein. Angelangt vor Asak, springt der Braun drey Lanzen hoch; zwölf Ellen seitwärts, und vorwärts vier und zwanzig Ellen weit. — Hier endet das Bruchstück. Von Doitschilo selbst kommt unten ein anderes herrliches Lied vor.

26) Mutter fragt den Marko, warum er so viele Klöster baue; ob er schwer gesündigt, oder leicht zu vielen Schätzen gekommen. — Marko war im Mohrenlande, wollte seinen Schecken außer der Reihe tränken, und bekommt Händel mit zwölf Mohren, die ihn, zwar mit Verlust von sechs Mann, am Ende überwältigen und zum Könige führen, der ihn in einen finstern Kerker wirft, wo er Winter und Sommer nur daran erkennt, daß ihm von den Spielen der Jungfrauen Schneebälle oder Basilikumsträuße in den Kerker fliegen. Im achten Jahre will ungebeten ihn des Mohrenkönigs Tochter befreyen, wenn er ihr schwört, sie zur treuen Gattin zu nehmen. Marko legt seine Mütze aufs Knie, und schwört ihr (der Kappe) ewige Treue. So flieht er mit der Prinzessin und reichen Schätzen. Als sie am folgenden Morgen abgestiegen waren, um zu rasten, konnte die mohrische Prinzessin sich nicht enthalten, ihren Geliebten zu umarmen; aber diesen ergriff ein solcher Schauder vor ihrer Schwärze bey weißen Zähnen, daß er sie niederhieb. Sterbend noch habe sie ihn, als Bruder in Gott, gebeten, sie nicht zu verlassen. So hab' er schwer gesündigt, und leicht Schätze erworben, und baue Klöster.

27) Marko und der Mohr. Ganz übersetzt: Talvj, S. 224.

28) Marko und Räuber Mußa. Der (mohammedanische) Albanese Müßa (Moses) sitzt bey Weine in Stambol. Betrunken, fällt ihm ein, mit dem Ertrage seines neunjährigen Kriegsdienstes unzufrieden zu werden. Er schwört, lieber an der Küste (von Albanien) ein Räuberlager aufzuschlagen, »Häven und Straßen zu sperren, einen festen Thurm (für sich) zu bauen, und eiserne Haken daran, um Chodschas und

Chadschis (türkische Gesetzlehrer und Pilger) aufzuhenken. Was der Türke trunken geschworen, führt er nüchtern aus. Bald hatt' er dreyhundert Saumlasten erbeutet ꝛc., der Pascha von Kjupria wird mit 3000 Mann gegen ihn ausgeschickt. Mußa hat ihnen bald allen den Hals gebrochen, und schickt den Wisir mit gebundenen Händen und Füßen auf dessen eigenem Rosse nach Stambol. Eben so wenig richten andere Kämpen gegen Mußa aus. Endlich meint der von Kjupria, wenn Marko da wäre, der könnte den Mußa wohl bändigen. Dieß vermehrt aber nur des Kaisers Verzweiflung, da Marko seit drey Jahren im Kerker muß verschmachtet seyn. Ja! wer ihm jetzt den Marko brächte, sollte neun Jahre Wisir seyn in Boßnien, ohne einen Para abzuliefern. Das Gefängniß wird aufgethan, Marko ist zwar elend, aber doch am Leben. Der Kaiser erzählt ihm vom Mußa. Marko braucht Zeit, um bey guter Kost wieder zu Kräften zu kommen. Nach drey Monaten prüft er, weil dem Kaiser die Klagen des Landes wehe thun, seine Kraft an einem trockenen Kornelholze, das unter dem Drucke seiner Rechten zwar zwey, drey Mal berstet, aber kein Wasser läßt. Also noch einen Monat Geduld! Bey der zweyten Probe springen zwey Tropfen Wasser heraus, und Marko glaubt, jetzt werde es gehen. Er bestellt sich beym Schmiede Nowak um dreyßig Dukaten einen Säbel, der bey der Probe den halben Ambos zerhaut. Auf die Frage, ob Nowak je einen bessern Säbel geschmiedet, antwortet er: Ja wohl, und zwar einem bessern Junak, dem Mußa; der habe Ambos und Stock durchhauen. Für diese Rede muß Nowak mit seiner Hand büßen, die ihm Marko abhaut (auf daß er hinfüro weder bessere noch schlechtere Säbel mache); und soll sich von den hundert Dukaten, die ihm Marko über die dreyßig für den Säbel, noch hinwirft, hinfort nähren. So zieht dann Marko auf seinem Schecken gegen Mußa aus. Er begegnet ihm in einer Klause des Katschanikberges (im Hämus); Mußa spielt zu Pferde mit seiner Keule, die er in die Höhe wirft, und auffängt; Marko fordert ihn auf, ihm Platz zu machen, oder sich zu ergeben *). Mußa warnt ihn höflich vor Zank; Marko solle lieber absteigen, und mit ihm trinken; denn ausweichen werde er ihm nicht; wenn auch Marko von einer Königin im Söller, auf weichen Kissen geboren, in reine Seide gewickelt, mit goldner Schnur gebunden, bey Honig und Zucker groß gezogen worden sey, während ihn nur eine schlimme Albaneserin, bey den Schafen, auf kalter Steinplatte, geboren, in groben Loden gewickelt, mit Bromberrebe gebunden und bey

*) Im Original treffender: il s' *ukloni*, il mi se *pokloni*.

Habermuß aufgezogen habe, so habe sie ihn doch immer beschworen, Niemanden aus dem Wege zu gehen. So geht denn der hartnäckige Kampf an (Vers 194 — 250). Mußa wirft am Ende den Marko zu Boden, und sitzt auf seiner Brust. Marko ruft in dieser äußersten Noth seine Wahlschwester, die Wile, an. Sie schilt ihn aus den Wolken, daß er, gegen ihre Warnung, am Sonntag gerauft. Schande wäre es, wenn ihrer Zwey gegen den einen Mußa wären: aber wo seyen die »versteckten Schlangen.« Der Albanese blickt in die Wolken, wer denn da spreche, und derweil hat Marko die versteckte Schlange (seinen Dolch) heraus, und schlachtet den Mußa. Kaum entwindet er sich selbst dem todten Albanesen. Mußa hat drey Reihen Rippen, und drey Herzen; das eine ist matt, das andere hat raschen Tanz begonnen, auf dem dritten schläft eine grimme Schlange; als diese erwacht, springt der todte Mußa auf der Alpe umher, und zu Marko spricht die Schlange: Danke Gott, daß ich nicht erwacht bin, während Mußa noch lebte; dann war's um dich geschehen. Marko vergießt Thränen, daß er einen Bessern, als er selbst ist, gemordet.

29) Marko und Djemo von Berda. Marko feyert seinen Hauspatron, St. Georg, mit vielen Gästen: 200 Popen, 300 Mönchen, 20 Wladyken *), und allen vier Patriarchen; die übrigen sind gar nicht zu zählen. Einem Mönche fällt es ein, bey allem Ueberflusse an köstlicher Speise und Trank, noch Fische aus dem Achrider See zu vermissen. Marko überläßt die Bedienung der Gäste dem Diener Bogoßaw, und geht in den Stall, um seinen Schecken zu besteigen. Die alte Mutter bittet ihn, die Waffen daheim zu lassen, um nicht etwa Blut zu vergießen am Festtage. Schwer ist es Marko, ohne Waffen auszugehen, aber noch schwerer, der Mutter nicht zu gehorchen. Er sitzt also, ohne Waffen auf. Kaum ist er an der Brücke (über die Sitnitza?), als ihn ein Junak, der mit der Keule so spielt, wie oben Mußa, fragt, ob Marko daheim sey, und viel Gäste habe. Er will ihn in seinem eigenen Prilip aufhenken, weil er ihm seinen Bruder Mußa erschlagen. Was soll nun Marko thun? Gibt er sich zu erkennen, so ist er, ohne Waffen, verloren; läßt er den Fremden nach Prilip, so kann er ihm Gäste morden. So ruft er denn: Ich bin der Marko, und hofft durch

*) Vladyka heißt im Altslawischen Herr, δεσπότης, und wird in der Bibel von Gott dem Herrn gebraucht. In der Bedeutung eines Bischofs oder Erzbischofs (wer kennt den Wladyka von Montenegro nicht?), ist es eben auch nur eine wörtliche Uebersetzung des gr. δεσπότης, das auch einen Bischof bedeutet.

die Schnelligkeit seines Schecken sich zu retten. Aber Djemo erreicht ihn mit seinem Kolben, und wirft ihn, an Händen und Füßen fest gebunden, auf seinen Braun, selbst den Schecken besteigend. Und heydi nach Achrida, wo er einen Galgen errichtet, um seinen Gefangenen aufzuhenken. Aber die Bürger von Achrida bieten ihm drey Lasten Goldes an, wenn er ihn anderswo henkt (sonst würde ihnen weder Wein, noch Weizen gerathen). Gegen dieses Lösegeld führt er also seinen Delinquenten nach Wutschitern. Aber auch hier will man lieber drey Lasten Goldes, als die Ernte verlieren. So auch in Zwetschan. Sie passiren einen gewissen Janja-Berg. Djemo dürstet; ob Marko in der Gegend kein Wasser oder Wirthshaus weiß? Marko sagt ihm, daß Helden ihren Falken oder ihr Roß schlachten, und das Blut aus dem Halse trinken. Aber Djemo will lieber ihn selbst schlachten. In dieser Noth fällt Marko'n eine Wirthin Janja ein, bey der er oft getrunken haben will, ohne zu bezahlen, und deßwegen nun ihre Rache fürchtet. Desto besser für Djemo! Bald erreichen sie ihr Wirthshaus. Aber Janja ist nicht Marko's Feindin, vielmehr seine Wahlschwester. Marko winkt ihr heimlich, und sie sieht ja selbst, wie übel er daran ist. Sie triumphirt also (zum Scheine) über Marko's um sie wohl verdientes Unglück, und will den Albanesen drey Tage umsonst bewirthen. Djemo trinkt (zum Spott) dem Marko zu, aber gibt ihm nichts. Janja mischt am Ende Schlafkräuter in den Wein. Djemo schläft ein, auch ohne Kissen. Da nimmt Janja ihrem Pobro die Fesseln ab, und legt sie dem schlafenden Djemo an. Nun ist der Fall umgekehrt. In Wutschitern, Zwetschan, Achrida, überall wollen sie ihm drey Lasten Goldes geben, wenn er ihnen das Spektakel des gehenkten Djemo gönnt. Marko aber gibt ihnen vielmehr überall ihre dem Djemo gegebenen Lasten zurück, henkt diesen, nimmt Achrider Fische mit, und feyert heimgekommen den h. Georg fort.

30) Marko's Tod. Talvi S. 240.

31) Der kranke Doitschin. Woiwode Doitschin in Salonich liegt seit neun Jahren todtkrank darnieder. Halb Salonich hält ihn bereits für todt. Dies Gerücht verbreitet sich weit umher, bis ins Mohrenland. Kaum hört es der Mohr Hussein, als er sich sogleich aufmacht, um das reiche Salonich zu ängstigen. In Salonich gibt es jetzt keinen Helden, da Doitschin krank darnieder liegt, Duka seine Hand heilt, und Ilia *) noch nicht erwachsen ist. Der Mohr legt also der wehrlosen Stadt schweren Tribut auf, täglich einen

*) Duka und Ilia sind bisher nicht näher bekannt.

Widder vom Hause, einen Ofen Brot, eine Last Wein, einen Becher Raki, zwanzig Dukaten bar, und endlich eine Jungfrau oder ungeküßte Braut. Kam die Reihe auch an Doitschin's Haus. Doitschin hat nur seine Schwester Jela und die treue Gattin Angelia im Hause. Der Tribut wäre beysammen, aber wer soll ihn hinaustragen? und ohne die jungfräuliche Jela wird ihn der Mohr ja nicht einmal anrühren. Ihre Thränen benetzen des Sterbenden Antlitz; er glaubt, es regne in seinem verlassenen Hofe zum Dache herein, und klagt, daß er nicht einmal ruhig sterben könne. Jelitza erklärt ihm Salonichs, und ihre Noth; sie könne doch, bey seinem Leben, keinen Mohren küssen! Doitschin wünscht das feige Salonich, das ihn nicht ruhig sterben läßt, zum Feuer; fragt sein treues Weib, ob sein Braun noch lebe. Allerdings; Angelia hat ihn wohl gepflegt. So soll sie ihn denn zu seinem Wahlbruder, Peter dem Schmied führen, daß er ihn auf Kredit frisch beschlage; denn Doitschin will zum Kampfe hinaus mit dem Mohren, sollte er auch nicht wieder kommen. Als Peter Angelien mit Doitschins Braunen an der Hand herbeykommen sieht, glaubt er, daß Doitschin verschieden sey, und der Braun zu Verkauf geführt werde. Und als Angelia ihm Doitschins Wunsch ausrichtet, will Wahlbruder Peter lieber für einen Kuß Angelia's beschlagen, als auf Kredit. Aber mit Angelien ist in solchen Dingen nicht zu scherzen, entrüstet führt sie den Braun unbeschlagen nach Hause; wie könnte sie, bey Doitschins Leben, einen andern als Doitschin, küssen! — Angelia solle den Braunen satteln, und Jelitza ein Stück Linnen holen um den Bruder von den Hüften bis an die Rippen mit einer Linnenfatsche fest zu schnüren, auf daß seine Gebeine sich nicht untereinander vermengen. Die zwey Weiber setzen ihn also aufs Roß, binden ihm den »deutschen« Säbel um, und geben ihm die Lanze in die Hand. Der Braun erkennt seinen Herrn, und tanzt, daß die Steine von Salonichs Pflaster umher fliegen, und die Salonicher den unerkannten Helden anstaunen, dergleichen sie seit Doitschin's Tode nicht gesehen hätten. Aber besser, als seine Mitbürger, kannte ihn der Mohr, der bey seinem Anblicke sogleich im Zelte aufspringt:

O Held Doitschin, daß dich Gott erschlage,
Bist du, more, denn annoch am Leben?
Komm Kam'rad, daß wir zu Wein' uns setzen,
Laß den Streit und seinen Teufel fahren,
Will dir schenken den Tribut von Solun.

Doitschin besteht darauf, daß der Mohr herauskomme zum Kampfe; dieser fährt fort, kapituliren zu wollen. Doitschin

muß ihm mit seiner Lanze das Zelt über den Haufen werfen; da steht nun der Mohr mitten zwischen dreyßig Mädchen! Er besteigt endlich seinen Rappen, und Doitschin überläßt ihm den ersten Lanzenwurf. Der Braun rettet seinen Herrn, wie oben Strahinja's Schimmel, indem er niederkniet. Der Mohr flieht, Doitschin nagelt ihn mit seiner Lanze ans Thor von Solun, und nimmt von seinem Kopfe nur die Augen mit. Darauf geht er zum Wahlbruder, dem Schmiede Peter; er solle herauskommen um den Beschlaglohn. Peter will nur gescherzt haben: aber Doitschin macht ihm's wie dem Mohren. Zu Hause angelangt, legt er sich wieder auf sein Krankenlager, wirft des Mohren Augen vor die Schwester:

Hier, o Schwester, hast des Mohren Augen,
Daß du sicher seyst, sie nicht zu küssen,
Nicht zu küssen sie bey meinem Leben.

Ebenso des Schmiedes Augen vor sein treues Weib.

Also spricht er, und aufgibt die Seele.

33) Heirat des Georg von Smederewo (Semendria). Dieser Georg war ein schöner Sohn des »verfluchten« Wuk Brankowitsch, und starb, wiewohl über 91 Jahre alt, 1457 an einer Blessur (seit dem Aussterben von Lasars Familie) als Despot des ganzen noch übrigen Serbiens. Seine Frau Jerina (Irene) war nach der Geschichte eine Prinzessin aus Konstantinopel, nach diesem Liede aber Tochter des Königs (!) von Ragusa, Michael. Das Lied ist ein Pendant zu Duschans Heirat, oben Nr. 6, nicht ohne große Schönheiten, aber im Ganzen weit unter derselben.

Hier protestirt ebenfalls der lateinische Schwiegervater, bey dem Georg persönlich freyt, gegen serbische Swaten, als Trunkenbolde und Raufer; Georg möchte mit Griechen und Bulgaren kommen. Aber ein Brief Jerinens warnt ihn; sie benennt ihm sogar die serbischen Helden, die er an der Spitze der Swaten mitbringen soll: als Kum den (Räuber) Debelitsch Nowak, als Bei-Kum dessen Sohn Gruja (Gregor), als Alt-Swaten den Hermannstädter Janko, als Dever den Kraljewitsch Marko, als Tschausch den Flügel-Relja, als Woiwoden den Milosch Obilitsch, als Fahnenträger endlich den Milan von Toplitza. — Die Mutter räth dem Georg, sich an Jerina's Brief zu halten. So schickt Georg seine tausend serbischen Swaten ab, ohne von der Partie zu seyn. Vor Ragusa angekommen, sagt ihnen Marko, sie würden durch sieben und siebenzig Thore passiren; dann würden sie unter dem Thurme gedeckte Tische finden, sie

könnten die Pferde abgeben, aber nicht die Waffen; er wolle das vor dem Könige verantworten. So sitzen sie zu Tisch, unter den Waffen. Der König erscheint, und wundert sich. Marko gibt den Bescheid: so sey es der Serben Sitte, bewaffnet zu trinken, sogar zu schlafen. — Am folgenden Morgen muß dann, wie bey Duschan, gekämpft, gesprungen und geschossen werden; bey Duschan thut alles dieß der Knabe Milosch, hier wechseln die Helden ab. Marko ist ungeduldig, und wüßte er nur um Jerina's Kammer, so würde er sie selbst holen. Der Räuberknabe Gruitza weiß es, weil ihm nach dem Kampfe, Jerina einen goldnen Apfel zugeworfen. Sie wird geholt. Nun wie hinaus kommen durch sieben und siebenzig Thore? Ihre Schlüssel sind auf Marko's Schecken, d. h. Marko schlägt sie mit seinem Kolben alle auf; nur das Stadtthor wollte nicht sogleich springen; aber da durch Marko's Keule des Thurmes Grund erbebt, so bringt König Michael selbst die Schlüssel. Marko erschlägt ihn. In Smederewo bewirthete sie Georg vierzehn Tage lang. Worauf denn

Auf den Thurm geht Georg mit Jerina,
Und nach seinem Hofe jeder andre.

33) Georgs Jerina. Die Despotin Jerina spaziert, als Großmutter, unter Smederewo — an der Donau, hinter ihr, ihr Enkel Maxo (Maximus), Sohn ihres Sohnes Gregor, und hinter diesem ihre Schwiegertochter, Maxo's Mutter. Drey Freyer werben um ihre jüngste Tochter: der Unger Philipp, der König (Kral) von Moskau, und der othmanische Zar. Maxo soll der Großmutter rathen, welcher vorzuziehen. (Der künftige Bischof) Maxim stellt das Terno also: I. Philipp der reiche Unger. II. Der Kral von Moskau; er kann uns seiner Zeit helfen. III. Die schlimmste Partie endlich sey der Othmane; denn er werde auch das Land mithaben wallen. Eine derbe Maulschelle ist der Lohn so weisen Rathes; denn Jerina hatte die Braut bereits dem Türken zugedacht. Der im Grase blutende Enkel verwünscht still die ganze Heirat, und sie ward unglücklich. Der othmanische Schwiegersohn nahm auch das Land.

34) Heirat Stojans des Popensohnes.

Dieser bisher sonst unbekannte Popensohn freyt auch um eine lateinische Braut, die Tochter König Michaels von Venedig. Auch dieser Michael protestirt wider serbische Swaten, hätte lieber Griechen und Bulgaren; aber ein Brief der Schwiegermutter warnt den Bräutigam. Auch seine Mutter fällt dem Rathe der Venetianerin bey. So werden denn lauter Ser-

ben: der König von Ofen, Janko von Hermannstadt, Kraljewitsch Marko, Milosch ꝛc. um die Braut geschickt. Deß ungeachtet (oder deßhalb?) freundlicher Empfang in Venedig, und reiche Geschenke. Aber auf dem Rückwege im Gebirge sitzt ein ungeheurer lateinischer Riese mitten auf der Straße (sein Aussehen und sein albanesischer Anzug wird beschrieben), neben ihm liegt die Keule, quer über sein Knie die Lanze; eine Wile kredenzt ihm röthlichen Wein. Als die Swaten herankommen, springt der Junak auf, um allen die reichen Brautgeschenke abzufordern. Nach der Reihe gibt jeder seines schweigend hin; selbst Milosch thut es, wiewohl zögernd und nur auf Zureden der Uebrigen. Als aber auch dem Dever Marko die Braut und ihr Roß abgefordert wird, erschlägt ihn Marko mit der Keule.

Singend im Gebirge Marko reitet;
Mit den Füßen zappelnd liegt der Riese.

35) Heirat des Wlaschitsch Radul *). Eins der schönsten Lieder dieser Sammlung. Schade, daß wir von dieser edlen Braut nichts Näheres wissen, als daß sie in vierzehn Tagen soll abgeholt werden. Radul selbst ist nicht unter den Swaten, aber zwey seiner Brüder sind seine Devers. Als der Zug von dreyhundert Swaten auf dem Rückwege mitten im Gebirge ist, steht (der bisher unbekannte) Dinjar (Melonengärtner?) von Banjani inmitten der Straße, auf seine Lanze gelehnt. Alle läßt er vorbey, aber dem Pferde der Braut fällt er in die Zügel. Die Devers wollen ihn niederhauen, aber die Braut möchte doch früher hören, was er etwa zu sagen hat. Tief sich verbeugend und sie Schwester in Gott grüßend, bittet er, sie wolle seine zwey unmündigen Brüder, die Radul gefangen hält, befreyen. Und in die seidne Tasche greifend, zieht er zwölf Dukaten hervor, um seine neue Schwester in Gott zu beschenken. Sie erwiedert es mit einem Hemd von Seide. Angekommen vor Raduls Höfen, steigen alle ab, nur die Braut nicht. Kommt Raduls Mutter, mit einem goldnen ꝛc. Arbeitstisch. Demüthig verbeugt sich die Braut, aber steigt nicht ab. Eben so wenig richten Raduls Schwestern aus. Scharf entfernen sie sich, und scharf sprechen sie nun zum Bruder, die Braut wolle nicht absteigen, ehe

*) Kann auch heißen: des jungen Walachen Radul. Wenigstens ist der Name Radul (den die ausländischen Historiker falsch durch Rudolph, richtiger durch Gaudentius erklären) der Form nach ein walachischer, von der slawischen Wurzel Rad (gern, froh), mit dem angehängten walachischen Artikel. Ein schwarzer Radul (Radul Negru) ist bekanntlich der Stifter der Walachey ꝛc.

sie nicht gesehen, wem sie gefolgt (d. i. ob er der Stolzen auch würdig sey). Ergrimmt tritt Radul selbst mit blankem Säbel vor sie hin:

> Absteig' endlich, Hündin du, nicht Mädchen,
> Ab sollst sitzen, so dein Kopf dir lieb ist:
> Nicht auf deines Vaters Rosse kömmst du,
> Sondern hast mein eigen Roß ermüdet. —
> Doch die edle Jungfrau ihm antwortet:
> O Gospodar, o du Wlaschitsch Radul!
> Nicht doch zürne mir, hast deß nicht Ursach;
> Nicht will ich vom Pferde dir absitzen,
> Bis ich habe deines Kerkers Schlüssel.

Radul lacht aus vollem Halse zu der seltsamen Bedingung, und gibt ihr die Schlüssel. Sie geht nun in Begleitung der beyden Devers zum Gefängniß, und ruft Dinjars zwey unmündige Brüder zur Thür. Sie erscheinen; ihr Haar könnte ihnen zur Hülle dienen, mit ihren Nägeln könnten sie sich eingraben. Aber auch die übrigen Gefangenen flehen um Befreyung. Die Braut öffnet auch diesen die Kerkerthür, daß jeder gehe wohin er will. Aber die Brüder ihres Pobratims *) reinigt, pflegt, kleidet und beschenkt sie, und sendet sie nach Hause, mit einem güldenen Apfel für ihren Wahlbruder:

> Grüßt in Gott mir meinen Bruder Dinjar,
> Bringt von mir ihm diesen guldnen Apfel.

Vielleicht, daß sich in der Folge noch eine, besonders im Anfange umständlichere Version dieses Liedes findet, sey's in serbischer, sey's auch in bulgarischer Mundart, dem, wie es scheint, eigentlichen Boden der Begebenheit.

36) Predrag und Nenad. S. Talvj S. 127.

37) Abermals der Findling Symeon. Eine, dem Herausgeber später zugekommene, Version von Nr. 7, von der sie fast in allen Details abweicht, aber im Ganzen unter ihr steht; nur ist die Erkennung der Mutter, die hier Symeon als Witwe heiratet, deutlicher.

38) Janko und Sekula. Fragmente: a) Als Ungerns Reichsverweser, Johann Hunyadi (denn er ist offenbar der Janko dieses Liedes, so wie Sekula der Ban Székely) 1448 gegen die Türken ins Feld zieht, bietet er möglichst viele Krieger auf (selbst Krüppel und Blinde und Kinder von sieben Jahren!). Auch

*) Fortis erklärt das Wort unrichtig als Halbbruder, von pol (halb) und brat (Bruder). Die erste Sylbe ist vielmehr die Präposition po (an, bey, be-), und das ganze Wort ein Participium pass. praes., der Angebrüderte.

seiner Schwester einzigen Sohn, den Banssohn Sekula, von zwölf Jahren nimmt er mit, so sehr auch dessen verwitwete Mutter und neun Schwestern dem Janko anlagen, ihn daheim zu lassen. Sekula aber geht gern, und reitet auf einem auserlesenen Rosse an der Spitze des Heeres. Die Schwestern bitten ihn, ihnen sein Auge zuzuwenden, um es auf Tücheln abzukonterfeyen (zu sticken). Er zeigt ihnen seinen Falken; so seyen auch Sekulas Augen. Die Armee zieht nach Kossowo. b) Sekula will dem Oheim den türkischen Kaiser lebendig bringen, in den Zähnen eines sechsgeflügelten Drachen! Aus dem Fragmente erhellt nur soviel, daß der türkische Kaiser sich in einen Falken, und daher Sekula in jenen Drachen verwandelt hatte; der Drache fängt den Falken, und bringt ihn auf Janko's Zelt, während dieser noch schläft. Des Falken Gekreisch weckt ihn, und als er das seltsame Schauspiel sieht, fragt er (der Worte Sekulas nicht achtend oder uneingedenk?) den Despoten Georg von Smederewo, ob er auf die Schlange oder auf den Falken schießen solle. Georg antwortet: Weißt du denn nicht, Janko, daß wir Serben Falken, und die Türken Schlangen sind? Schieß auf die Schlange. Drey Schüsse mußte Janko thun, bis die Schlange den Falken ausließ, und selbst verschwand. Aber bald darauf bringt man den Sekula halb todt daher. Er erinnert den Oheim an seine Worte; warum er also nicht vielmehr auf den Falken geschossen? Janko fragt, ob Sekula zu heilen. Nein; denn sein erster Schuß habe ihm die Hand, der zweyte den Fuß, der dritte das Herz verwundet. Sekula verlangt nur ein Grab im Gebirge, damit nicht Türkenrosse ihn treten. Damit stirbt er. — Es ist zu wünschen, daß dieß wunderhafte Lied von Hunyadi sich ganz finde. Daß Despot Georg, bey dieser Kossower Schlacht, wie sein Vater Wuk bey der von 1389, Verräther war (worauf vielleicht in diesem Liede angespielt wird; denn auf seinen, freylich schön klingenden Rath schießt Janko nach der Schlange) ist geschichtlich, wiewohl er ungleich eher zu entschuldigen seyn mag, als sein Vater.

Der dritte, dem serbischen Knes Milosch zugeeignete Band, enthält folgende neuere Lieder (seit der Erfindung des Schießpulvers bis auf unsere Zeit).

1) Heirat des Maxim Tschernojewitsch. Dies Lied, das längste von allen, 1227 Verse, hat schon 1824, als der neueste, lebendigste Beleg zu Wolf's homerischen Prolegomenis, den Prof. Vater so interessirt, daß er eine Analyse desselben der von Grimm übersetzten, und bevorworteten serbischen Grammatik unsers Verfassers beygab. In der Talvj-Sammlung ist es, S. 71, ganz übersetzt.

2) Heirat des Todor (Theodor) Jakschitsch. Theodor Jakschitsch, dessen Thurm Neboischa in Belgrad noch jetzt berühmt ist, ist nach diesem Liede ein natürlicher Sohn Janko's (Hunyadi's). Er allein begleitet den König von Ofen auf einem Spaziergange. Als die Königin den schönen, ganz in Gold und Silber gekleideten Jüngling aus dem Fenster erblickt, fragt sie ihn, ob er schon gefreyet. Nein. Sie schenkt ihm ihre eigene Tochter Ikonia. Jakschitsch, dankbar für die hohe Ehre, steigt auf den Thurm, gibt tausend Dukaten her für Mutter und Tochter, und will in Jahr und Tag die Braut abholen. Es erhellt nicht, warum er, seines Wortes ungeachtet, schon ins vierte Jahr nichts von sich hören läßt. Die Königin schenkt ihre Ikonia nun dem schönen Iwan von Swiesda (so heißt sein Schloß), der ebenfalls tausend Dukaten darlegt, und schon in vierzehn Tagen um die Braut kommen will. Der König berichtet dieß dem Jakschitsch, dessen neun Brüder alle im Felde stehen, mit Ausnahme des zwölfjährigen Stephans, der nun durch zwey Pistolenschüsse vom Thurme hundert Knappen sammelt, indeß der Bräutigam sich rüstet. Sie durchschwimmen die Donau, und langen des Nachts in Ofen an. Aber der von Swiesda (Stern) erfährt dieß alles durch die Königin, und erwartet ihn mit tausend Swaten am Flusse Trutina, den Jakschitsch passiren muß. Als Jakschitsch bereits außer Ofen ist, sagt ihm beym Abschied der König vom Swiesditsch an der Trutina, und räth ihm umzukehren und über den Winoschberg nach Belgrad zu gehen. Aber wie kann Jakschitsch jetzt umkehren, daß sein die Ofnerinnen lachen!

In einem Walde vor der Trutina fertigt er seinen Bruder Stephan mit tausend Dukaten an Swiesditsch ab, um ihn zum Kum, und alle seine Gefährten zu Swaten zu bitten; denn ihm sey das Mädchen früher versprochen worden; hier der Rückersatz seiner Auslage. Aber Swiesditsch will von nichts hören. Da bindet Jakschitsch die schöne Ikonia auf seinen Rappen; dieser soll sie durch die Trutina tragen, und ihn auf dem Goleschberg erwarten. Ikonia fürchtet, aber Jakschitsch vertraut auf seines Pferdes Glück; sollte er selbst gegen Swiesditsch erliegen, so möge sie einen seiner neun Brüder, alle schöner und größer als er, heiraten. Damit gibt er dem Rappen mit der flachen Hand einen Schlag aufs Kreuz. — Jakschitsch nimmt sein Fernrohr, und erblickt seinen Braunen, der, wie ein Stern an Himmel, mitten durch Swiesditsch's tausend Mann geflogen, auf dem Golesch. Dann geht er mit seinen hundert Mann an die Brücke zu Swiesditsch, wiederholt ihm um St. Johannis willen die vorigen Vorstellungen;

alles umsonst. Swiesditsch holt aus gegen ihn, aber die Hand erstarrt ihm. So seinen Gefährten. St. Johann hat ihnen die Hände gebunden. (Nur Schade, daß Jakschitsch dieß erst merkt, als die Seinen ihrer dreyhundert bereits nieder gemacht). In Belgrad angekommen, läßt er Ikonia sich antrauen, nach Christenbrauch, und schreibt dann der Königin:

O du Frau, o Königin von Ofen!
Wenn du deine Tochter wirst besuchen,
Nicht zu Johann Swiesditsch sollst du gehen,
Hieher komme zu Theodor Jakschitsch.

3) Erbschaftstheilung der Jakschitschen. Ganz übersetzt von Grimm in Göthe's: Für Kunst und Alterthum, 4 B. 3tes Heft, und Talvj S. 147.

4) Nowak, Radivoj und Gruitza. Nowak ist ein alter Räuberhauptmann im boßnischen Gebirge Romanija; Radivoj sein Pobratim und erster Pallikar, Gruitza Nowak's Sohn *). Den Helden ist Wein und Tabak, und Geld ausgegangen, aber nicht ihre geistigen Ressourcen. Sie führen den jungen schönen Gruitza auf den Sklavenmarkt nach Sarajewo. Eine türkische Jungfrau hatte ihn um zwey Lasten Geldes behandelt, aber während sie dieses holt, überbietet sie Dschaferbegs Witwe mit drey Lasten, sammt den Saumrossen. Dafür verwünscht die Jungfrau ihr den Kauf. Gruitza erhält den Namen Dragokup (Theuerkauf), wird von der liebenden Witwe Dschaferbegs (Fürstin Dschafer) auf das köstlichste gebadet, gekleidet (V. 55 — 83), gepflegt. Aber Dragokup spaziert sinnend im Hofe; er liebt die Jagd. Sogleich wird dazu Anstalt getroffen; dreyßig Sarajewer sollen ihn ins Gebirge Romanija begleiten, und für sein Vergnügen sorgen, mehr wie für das des seligen Dschafer selbst. Vor dem Abgange gibt sie dem Liebling die Schlüssel der Kammer; er soll sich Dukaten mitnehmen, um seinen Begleitern Geschenke zu machen. Man denke sich den Räuber bey der vollen Kasse! So reitet er denn an der Spitze der Jäger durch Sarajewo, daß alle Frauen die glückliche Witwe beneiden. Als sie sich der Romanija nähern, läßt sich ein Geschrey hören, wie eines Hirsches und einer Hirsch-

*) Wir haben oben Nr. 34, den Nowak (Debelitsch) unter den Swaten des Despoten Georgs von Smederewo gesehen. Er ward, nach der Sage, wegen erlittenen Unrechts ein Räuber, und bald so gefürchtet, daß er, ruhig in seiner Grotte sitzend, nur einen Mantel an der Straße ausbreiten und einen Säbel darauf legen ließ, und so die Vorbeygehenden besteuerte. Er starb uralt im (venetianischen) Litorale.

kuh. Die Begleiter ermangeln nicht, ihnen Dragokup darauf aufmerksam zu machen. Er aber sagt ihnen, das sey der Nowak und der Radiwoi, und er selbst — der Knabe Gruitza. Damit spornt er seinen Schimmel, daß alle dreyßig Sarajewer weit zurückbleiben; nur Hussein, der Fürstin treu ergebner Haushofmeister verfolgt ihn. Gruitza kehrt um, und des alten Dschafers Damascener-Säbel haut in seiner Hand den guten Hussein mit Sattel und Roß entzwey, daß der alte Nowak, der von ferne zuschaut, mit Beyfall seine Jugendkraft im Sohne verjüngt sieht.

5) Heirat des Gruitza Nowakowitsch. Der alte Nowak sitzt zu Tische mit Radiwoi und Tatomir; Knabe Gruitza kredenzt ihnen. Dem Vater überschenkt er, wie dort Lasar dem Duschan, und aus derselben Ursache. Aber Nowak sucht seit drey Jahren eine Braut für seinen Sohn, und hätte sie gefunden in der Tochter des Königs von Pladin, die wohl gut seyn müsse, da die Schlange um sie geworben, die grimme Schlange, Griechlein Manoilo (Manuel) von Sofia. Dem müsse sie abgejagt werden. Daher solle Gruitza auf Kundschaft ausgehen nach Sofia, um zu sehen, was für Swaten Manoilo lade; wenn Griechen und Bulgaren, und Schneider seine Zunftgenossen, die Sammet und Seide tragen, und zu beyden Seiten Taschen mit Dukaten, so würde es eine reiche und leichte Beute geben für Räuber (wie sie): wenn aber grimme Martolosen *), die grobe Mäntel auf den Schultern, und nur kostbar beschlagene Klingen im Gürtel tragen, desto schlimmer! Gruitza geht und sieht, daß Manoilo nur seine Zunftgenossen ladet. So auch Nowak lauter Räuber aus dem Waldgebirge, den Boroj, Sredoj rc., und sie ziehen aus der Stara planina nach der Klause (Paß) des Katschanikberges, wo Manoilo durchmuß. Kommt Manoilo an der Spitze der Swaten, auf seinem Rappen die Keule in die Wolken werfend und wieder auffangend, und singend:

O du Mlaugebirg, du Alt-Gebirge,
Mlaugebirg, du blutgefärbte Gränze!
Ward jüngst wieder Blut auf dir vergossen,

---

*) Dies Wort kommt in den Friedenschlüssen und Büchern des sechzehnten Jahrhunderts häufig vor. Es ist das ἀρμάτωλος und ἁμάρτωλος der neugriechischen Lieder, und wohl etymologisch nichts als das ital. armatore, nicht aber ἀρμάτος ὅλος, un homme en armure complète, wie die Pariser Griechen bey Fauriel XLIV derivieren. Es sind Gensdarmen an der Gränze, die mitunter wohl auch in die nahen Gebiete des Raubes, auch Menschenraubes, hinüberstreifen.

Hast in Noth versetzt du viele Mütter,
Hast gehüllt in Trauer viele Schwestern,
Ihrem Hause heim geschickt viel Witwen?
Wirst heut Noth bereiten meiner Mutter?
Wirst in Trauer hüllen meine Schwester?
Wirst dem Gruiza heut überliefern
Meine Braut, dem Sohn des alten Nowak?

So singt das Griechlein Manoilo, nicht zur Freude der Räuber im Bergwald. Nach einer Woche erscheint der Zug, mit der Braut heimkehrend, wieder in der Klause. Jetzt soll sie dem Griechlein abgejagt werden, das mit gekreuzten Beinen auf dem Rappen sitzt, und den obigen Gesang mit der Tambura begleitet! Nowak meint, jeder von ihnen solle seinen Amtsgenossen, der Kum den feindlichen Kum rc. angreifen, und folglich der Bräutigam Gruiza den Bräutigam Manoilo. Leicht sind die Schneider-Swaten besiegt, und die Braut erobert. Nicht so Manoilo, der vielmehr den Gruiza und nach einander alle Waldhelden mit tüchtigen Wunden in die Flucht jagt, selbst zu allerletzt den alten Nowak, dem Niemand zu Hülfe zu rufen übrig bleibt, als seine Poßestrima, die Wile. Diese verwandelt sich in ein schönes Mädchen, umarmt das Griechlein, und verdeckt ihm die Augen. So tödtet endlich Nowak den blinden Helden (ohne Ruhm, weil mit parteyischer, übermenschlicher Hülfe, wie Achill den Hektor).

6) Die Jungfrau Margita, und der Woiwode Raiko. In aller Frühe wandelt Margita barfuß in Slankamen umher, singend ein Klagelied auf den Woiwoden Raiko, daß, seit er Woiwode, die Türken sich allen Unfug und Muthwillen erlauben. Sie glaubt ungehört zu singen, aber gerade der Woiwode sieht und hört sie. Er steigt zu ihr herunter, um sich zu vertheidigen: bey seinem Vorfahren hätten so viele Helden durch alle Serbenländer, von Salonich bis in die Walachey, den Türken Achtung geboten (diese Helden werden alle vorgeführt, V. 36—128, und verdienten einen Kommentar); nun seyen sie, ohne würdige Nachfolger, alle dahin, nur er sey geblieben, wie ein dürrer Baum im Gebirge; was könne er allein thun für Sirmien, gegen die Türken! Damit durchbohrt er sich aus Verzweiflung, und die Jungfrau folgt seinem Beyspiel!

7) Heirat des Stojan Jankowitsch.

Mustai-Beg von Udbinja jagt im Gebirge Kunor, drey, vier Tage, umsonst. Als er heimkehrt, stößt er bey der Quelle auf einen schlafenden christlichen Junak, dessen Festanzug V. 18 — 49 beschreibt. Die Tanne, unter der er schläft, hebt und senkt ihre Zweige nach seinem Athem. Der Beg und seine vier und dreyßig Gefährten entwaffnen den Schlummernden, bin-

den den Wehrlosen (wiewohl nicht ohne Verlust von sieben Mann), und hängen dem Gebundenen seine eignen Waffen um, auf daß ganz Udbinja staunend drein schaue. Auf dem Wege fragt der Beg seinen Gefangenen, woher und wohin? — Es ist Stojan von Kattaro; er wollte nach Udbinja, um des Begs schöne Schwester, Haikuna, zu entführen. Der Wein hat ihn verführt. — Herrlich! der beabsichtete Schwager will ihn verheiraten, wie ers verdient. Als der Zug im Angesichte der Stadt in Udbinja einzog, springt auch Haikuna hastig vom Stickrahmen auf, daß zwey seiner Füße brechen. Erstaunt über den herrlichen gefangenen Junak ohne Wunde, wird ihr Interesse nur gesteigert, als sie sieben von ihres Bruders Gefährten vermißt. Daher sie, sobald der mit seinen Gefährten ins neue Wirthshaus zechen gegangen, nichts eiligeres zu thun hat, als dem Gefangenen Wein in den tiefen Kerker hinabzulassen, und ihn selbst bis zur Mitte desselben heraufzuziehen, um den Vorgang zu erfahren. Sie erfährt Stojans Liebe, und ist bereit, seine Frau zu werden, wenn er ein Türke wird. Doch Stojan ist ein fester Christ, und hofft Befreyung durch die Kattariner, die bessere Helden sind, als die Türken! Haikuna macht ihm begreiflich, daß diese Hülfe zu spät kommen würde: aber, wenn er ihr Treue schwört, will sie ihn befreyen. Stojan verlangt nichts besseres. Kaum ist sie wieder auf dem Thurme, und der Beg zu Hause, als sie Krämpfe bekommt, der Kopf ihr weh thut, und das Herz; sie muß sterben, und möchte wenigstens in des geliebten Bruders Schooße sterben. Gerne setzt der Beg sich zu ihr auf die weichen Kissen, wo die verstellte Sterbende ihm die Schlüssel der Kammer, des Kerkers und des Marstalls aus den Taschen zu spielen weiß; worauf ihr, gottlob! bald besser wird; und während der Beg auf die Londscha (öffentliche Terrasse) geht, um Stojans Tod mit den Udbinja'ern zu verabreden, holt das Mädchen seine Waffen und Geld aus der Kammer, öffnet das Gefängniß; sie nehmen die zwey besten Pferde, und — entfliehen gen Kattaro. Als sie über Ogorjelitza und den Kunorberg hinaus sind, will Stojan ein wenig schlafen, wiewohl Haikuna aus Furcht vor ihren Türken, lieber schon in Kattaro wäre. Als Mustai des Morgens seine Schwester und den Gefangenen vermißt, jagt er mit dreyßig Udbinjern ihnen nach. Das wachende Mädchen sieht sie von weitem kommen, und weckt ihren Geliebten mit Thränen. Stojan schickt sie auf dem einen Rosse voraus gegen Kattaro, und erwartet die Feinde, tödtet die dreyßig Gefährten Mustai's; ihn selbst führt er gebunden zu Haikuna, um ihn vor ihr für die Gefangennehmung zu belohnen. Aber das Mädchen macht

hier die Sabinerin; Mustai wird entlassen: »aber, daß er im Wirthshause zu Udbinja nicht lüge.«

Nach dem ebnen Kattaro geht Stojan,
Führt mit sich die jungfräuliche Türkin;
Taufet sie, und läßt mit ihr sich trauen,
Sie zu küssen, als oft er erwachet.

8) Abermal die Heirat des Stojan Jankowitsch. Der Stojan Jankowitsch dieses Liedes ist auch von Kattaro, und entführt auch ein Türkenfräulein von Udbinja; aber alles übrige ist anders. Der Ruf von Slatija's (χρυσῆ), Sinan-Agas einziger Tochter Wunderschönheit erreicht auch Kattaro. Serdar Stojan macht sich auf nach Udbinja; er weiß nicht, wann er zurückkommen kann; seiner alten Mutter ist indeß das ganze Haus anvertraut. In Udbinja hat er eine Tante Marie, in deren Wirthshause er bey Nacht ankommt. Als sie hört, warum der Neffe gekommen, schilt sie ihn einen Narren; die Slatka könne Niemand sehen, vielweniger entführen. Aber Stojan muß Slatka haben, oder sterben. Da nimmt denn die gute Tante alle ihre Weisheit zusammen, um ihren lieben Neffen wohl zu berathen. Er soll als Bettler von Thür zu Thür gehen, bis zu Sinan-Aga, den seine Dienstboten verlassen haben; vielleicht wird er in Dienst genommen rc. Gleich den folgenden Morgen macht der neue Bettler seine Tour. Als er vor Sinan's Haus kommt, sitzt der ehrwürdige alte Sinan-Aga in seinem großen Stuhle davor.

O mein Gospodar, Herr Sinan-Aga,
Reich' um Gott, vor den wir alle müssen,
Reiche mir Gefangnem ein Almosen!

Sinan fragt ihn um sein Unglück rc. Stojan ist Mujo von Dobuj, hat neun Jahre in Zara gefangen gesessen, ist um tausend Dukaten Lösegeld entlassen worden, hat deren neunhundert beysammen, und möchte nicht länger des Kaurs (Ungläubigen) Schuldner seyn. Zwar meint Sinan, in einem Kerker, der so volle, rothe Backen macht, könnte auch er es aushalten. Aber Mujo ist schon lange entlassen, und hat die Backen erst in freyer Luft wieder erholt. Sinan greift in die Tasche, und gibt ihm zwölf Dukaten. Auch trägt ihm Sinan einen Dienst an in seinem Hause, um hundert Dukaten aufs Jahr; so könne er beym Ban von Zara sich entschulden. Das ist dem Stojan willkommen. Aber in Jahr und Tag kann er seine Slatka nicht einmal sehen; umsonst wird der Kontrakt noch einmal, und abermal erneuert. Stojan will schon der Tante Recht geben, als nach drey Jahren Sinan auf eine Hochzeit

nach Kladuscha geladen wird, und daher den treuen Diener Mujo noch auf vierzehn Tage engagirt. So ist nun außer Mujo Niemand daheim, als die schöne Slatka und eine schlanke Sklavin; diese läßt sich um den Schwesternamen und hundert Dukaten leicht bereden, die neun Thüren, durch die sie der Slatka das Nachtmal in ihren »Käfig« trägt, nicht wie sonst immer hinter sich zu verschließen, so daß Mujo hinter ihr bis zur Slatka vordringt. Diese springt auf, und fährt den Verwegnen an. (Der Dichter ist entzückt über ihre Schönheit und ihren Anzug.) Sie droht dem Mujo; er aber entwaffnet ihren Zorn, indem er nur gekommen, um allen den Aga's (Herrn), die immer um sie fragen, als Augenzeuge Bericht zu geben von ihrer Schönheit. Slatka schickt sogar die Sklavin um Wasser, ladet den Diener zum Nachtmal, und will ihm, wenn er verläßlich (und wie!), einen Auftrag geben an — Stojan in Kattaro: »Stojan soll sie, die ihr Antlitz nicht für Türken in Udbinja, sondern für den schönen Stojan allein gepflegt habe, diese Nacht noch abholen, oder nie.« Die Sklavin wolle sie mitnehmen, Muja soll mit Geld und Kleidung vom Hause hingehen, wohin ihm beliebt; selbst mit nach Kattaro, wenn er will. Der überglückliche Mujo-Stojan fragt, ob denn Slatka den Stojan je gesehen, und wieder erkennen würde. Ja, als sie sieben Jahre alt war, hat er die Lika und Udbinja verheert, und vor ihrem Thurme vorbey drey Ketten Gefangener geführt von türkischen Jünglingen, Mädchen und Bräuten; er hat ein Mal über der rechten Braune, und eines am rechten Arme. Es versteht sich, daß Stojan sogleich zur Tante läuft, seine Maske ablegt, und mit Slatka und einem guten Theil ihrer Schätze in Kattaro ankommt. Dort läßt er zwölf Kanonen abfeuern. Und als es Tag geworden, führt er die Slatka in die Kirche, taufet sie (Angelia), und heiratet sie. Sie gebar ihm zwey Töchter und vier Söhne.

9) Heirat des Iwo Bloßbauch. Der König von Janjok trinkt Wein, mit dreyßig Kapetanen und drey und dreyßig (See-) Generalen. Kommt dazu Held Iwo (mit dem wunderlichen Beynamen, weil er wohl in seinen Waffen, nicht aber in seiner Kleidung in der Regel elegant ist). Sie machen ihm Platz an des Königs Seite, und er trinkt ihre Gesundheiten aus, ohne seinen Schnurrbart zu benetzen. Warum er nicht heiratet? Jeder der Anwesenden würde ihm gerne seine Tochter oder Schwester geben. Aber Iwo will weder eine Lateinerin, noch eine Serbin, sondern Fatija, die Tochter des Glumatz Oßman-Aga von Udbinja! Die Kapetane sehen einander an, und lächeln über den Hochaus. Iwo will nicht mehr trinken mit den

Lachern, zieht sich zu Hause freyergemäß an (V. 52—80) und reitet gerade nach Udbinja, wo er mit der Morgenröthe anlangt. Als er vor Oßman's Thurme drey Mal gehustet, erscheint eine weibliche Hand am Fenster. Es ist Fatija. Iwo klagt ihr, daß er drey Mal beym Vater vergeblich um sie geworben; nun gehe er nach Kladuscha, und denke um Mujo's Haikuna zu werben. Fatija fragt, wer er sey. Iwo ist — Mujo, Disdar von Barat. Er möge doch warten, bis Oßman vom Gebirge kommt; wenn sie ihn bittet, werde er sie geben. Aber er hat geschworen, sie vom Vater nicht mehr zu verlangen; wohl will er ihrer eine halbe Stunde warten, wenn sie mit ihm entfliehen will. Fatija will. Als sie im Gebirge auf der Wegescheide nach Nissa, Sebenigo und Barat sind, merkt Fatija, die vom Vater oft davon reden gehört, daß Mujo nicht den Weg nach Barat, sondern nach Janjok eingeschlagen. Sie belehrt ihn; aber auch er sie: nicht dem Mujo von Barat folgt sie sondern dem Iwo von Janjok! Kommt ihnen ein bluttriefender Junak entgegen. Es ist Mujo, dessen Namen Iwo gemißbraucht hatte; er kommt von Janjok, das er überfallen wollte, aber wiewohl er drey und dreyßig getödtet, nach Verlust seiner dreyßig Gefährten kaum auf seinem Rappen entflohen ist. Wo Iwo gewesen, und wo seine Gesellen? Er sey, allein, ein wenig nach Udbinja ausgezogen, um Oßmans Fatija, die hinter ihm sitze, zu verlocken. Die fest angebundene Fatija sagt dem Mujo, daß Iwo sie auf seinen (Mujo's) Namen verlockt. Mujo schießt, um Fatijen zu schonen, Iwo's Fuchse in die Augen, kann sich aber nicht nähern, weil sein Rappe sich vor Iwo's Federbusch scheut. Derweil macht dieser sich los, schießt den tapfern Mujo nieder, und überträgt sich und seine Beute auf den Rappen. Als die Wächter von Janjok ihn ankommen sahen auf Mujo's Rappen, mit der Türkin, liefen sie zum König, um Muschtuluk (Botenlohn) für die gute Nachricht. Der König will's anfänglich gar nicht glauben; als es sich aber bewährt, feuert er dreyßig Kanonen ab, küßt den Iwo in die Augen, gibt ein Fest, als hätte er ihm ein Land gewonnen. Taufe, Trauung; Küssen nach jedem Erwachen.

10) Heirat Iwans von Rißno (Rizano bey Kattaro.)

Ali von Nowi wirbt schriftlich um Schön-Euphemia, Tochter des Königs von Ofin. Aber sie ist noch als Kind von sieben Jahren dem (Räuberhelden) Iwan von Rißno verlobt, und die Rißnianer lassen sich nicht zum Besten haben. Ali läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern will nächsten Sonntag mit

tausend Swaten um sie kommen. Der König liest diesen Brief mit Thränen. Schön-Euphemia fragt. Antwort: Wärst du lieber blind! So aber freyen nicht Kapetane und See-Generale um dich, sondern Türken und Räuber; nächsten Sonntag kommt der Türke Ali mit tausend Swaten. Sogleich sendet Schön-Euphemia ihren eigenen Bruder, den Prinzen Michael, mit dieser Staffette an Iwan nach Prißno. Er pocht nach dem Nachtmal am Thor von Iwans Thurme. Diener Rad Oblatschitsch ruft feindlich: Wer da? Als er aber Michaels Stimme erkennt, öffnet er; sie umarmen sich, Rad mit Michaels Pferde in den Stall, und Michael auf den Thurm. Iwan bewillkommt ihn mit dem Becher, und Michael dankt mit dem Briefe aus dem Busen. Iwan entbrennt im Antlitz, als er liest; Rad fragt, erfährt alles. Iwan will auch tausend Swaten sammeln, aber Rad zeigt ihm, daß dazu die Zeit nicht hinreiche; sie zwey allein müssen ihr Glück versuchen, ob sie Ali noch in Ofin treffen rc. Dort angekommen hält Iwan die beyden Rosse, und (der unbekannte) Rad geht auf den Thurm, wo Ali und dreyßig seiner edelsten Swaten um den König Wein trinken. Als Rad ihnen türkisch seinen Selam gibt, machen sie ihm neben Ali Platz; er trinkt dreyßig Willkommen aus, ohne den Schnurrbart zu netzen. — Wer er sey? — Mujo von Dobuj, und möchte seinen Renner mit ihnen probiren. — Bravo! — Als man sich aufmacht, verlangt Rad vom König ein Glas Wein (zwölf Maß) für seinen Diener unterm Thurme. Dieses leert Iwan auf einen Zug, während Rad ihre Pferde herausführt. Vorne im Brautzuge ist Ali, in der Mitte Schön-Euphemia in einer Kutsche; neun Packpferde tragen ihre Ausstattung. An der Wegscheide rennt denn Rad durch alle neun Swatenreihen, rechts und links hauend, bis zu Ali, den er niedermacht, indeß Iwan durch ähnliche Heldenthaten seine Verlobte erobert. In Rißno angekommen, finden sie den Prinzen Michael noch am Tische Wein trinkend. Er übernimmt nun auch die Post an seinen Vater, den König: seine Tochter nicht in Nowi, sondern in Rißno zu besuchen.

11) Der Senjer Tadija (Thaddäus von Zengg).

Die Kroaten von Zengg führten einst bekanntlich allein Krieg mit der ganzen Republik Venedig. Thaddäus ist solcher Landsleute werth. Vor Tages-Anbruch zieht er aus Zengg's Thoren mit dreyßig Helden. Am Fuße der »rothen Wand« fragt Tadija, ob eine Mutter den Helden wohl geboren, der ihm, zum heutigen Abendessen, einen neunjährigen Widder und einen siebenjährigen Bock vom Hirten auf der Alpe holt. Alle sehen

zur Erde *), nur nicht Jowan von Kattaro; der holt sie. Tadija schindet beyde Thiere lebendig, und treibt sie so ins Tannengebüsch. Still leidet der Bock, während der Widder vor Schmerz schreyt. Auf Jowan's Frage über dieß Gleichniß antwortet Tadija, solches, und noch ärgeres müsse der Held gefaßt seyn, lautlos zu leiden, der in der Türken Hände falle; wer das nicht könne, möge zurückbleiben. Damit faßt er seine Flinte in der Mitte (s. die Albanesen in Smart Hughes's Voyage I, 99) und klimmt die rothe Wand hinan. Als nach einiger Zeit Pobratim Jowan sich umsieht, fehlen zehn Gefährten. Tadija macht sich nichts daraus; sind sie vor einem geschundenen Widder erschrocken, wie würden sie morgen dem Feuer Kuno Hassan-Aga's und seiner dreyßig Gesellen Stand halten! Unter der rothen Wand bleiben wieder zehn Kameraden aus; und angelangt endlich auf der rothen Wand sind nur noch Tadija, Pobratim Jowan, und Fahnenträger Komnen. Aber, was dreyßig können, sagt Tadija, thun wohl auch drey tüchtige Junaken, wenn ihr Glück es will. Es ist Nacht geworden; durch die Tannen ist in weiter Ferner ein Feuer zu sehen. Ob eine Mutter den Helden geboren, der hingeht, um zu sehen, ob es Türken oder nur Räuber. Komnen ist ein solcher Held, und das Feuer ist — Hassan-Aga's, der gegen Tadija ausgezogen, und eben auf dessen und seiner Truppe Tod trinkt! Damit schlafen alle Türken ein; Komnen versteckt ihre Flinten im Gebüsche, zieht dem Hassan-Aga selbst seinen Säbel unter dem Leibe weg (nach Durchschneidung des Gehenks) und kommt damit zu Tadija. Tadija kennt Hassans Säbel wohl; die Drey umstehen nun mit gespannten Flinten die schlafenden und wehrlosen Dreyßig; Tadija weckt den Hassan mit einem Tritte in den H**; er selbst muß seine dreyßig Kameraden binden (und Komnen kontrollirt ihn, und thut am Schlusse ihm selbst diesen Dienst allein). So führen drey Zengger dreyßig Türken, ohne Wunde und ohne Todte, im Triumphe in Zengg ein, zu allgemeinem Staunen von Groß und Klein! Aber Tadija ist eben so bescheiden, als muthvoll: »sein Glück ist mit Kunos Unglück zusammengetroffen.« Die Gefangenen werden um Lösegeld entlassen; nur Kuno, der Tadija's Vater erschlagen, muß, weil Tadija's Mutter dieß auffrischt, mit seinem Leben büßen.

*) Der Hirte ist bewaffnet, meist in Gesellschaft anderer Hirten (Milosch Nr. 6. hatte dreyßig Hirten unter sich); dazu die schrecklichen illyrischen Hunde (molossi)!

12) Der junge Marian, und der Arnaute Oßman.

Pandscha von Udbinja, satt der Fehden, und des Verlustes so vieler Helden, will mit Iwo von Zengg Frieden und Bruderschaft machen; er schlägt ihm eine Zusammenkunft in einer Bucht am Meere vor; nur möchte er seinen Neffen, den jungen Marian, daheim lassen, er wolle das Nämliche mit dem Arnauten Oßman thun, damit diese jungen Brausköpfe das Friedenswerk nicht stören. Iwo sammelt dreyßig Gefährten, und stiehlt sich bey Nacht von Zengg fort, daß nur Marian nichts merke, und mit wolle. Er findet die Türken schon angekommen, und bey Tische: aber — Arnaute Oßman ist auch da! Alle Türken stehen auf, auch Pandscha, und erwiedern sein Gotthelfe, nur Oßman nicht. Man macht ihm Platz neben Pandscha, vor Oßman; im Uebrigen sind Serben und Türken gemischt. Pandscha trinkt dem Iwo zu, dieser dem Arnauten Oßman; Oßman seinem Nachbar, »auf die Gesundheit keines Kaisers, noch Königs, sondern des Helden, der heute Streit beginnen werde!« Damit leert er das Glas. So ging das Glas weiter, aber Iwo seufzte im Herzen um seinen jungen Marian, den Blick gegen Zengg gewandt. Der Arnaute sah es und sprach: Was schaust du so nach Zengg, du H*re Iwo? Du erwartest Hülfe von Zengg, und sinnst auf Verrath! — So wahr mir meine Treu' und Glaube helfe, thue ich dieß nicht. — Während sie so sprechen, nähert ein Nebelstreif vom Felde her sich der Bucht. Oßman sieht ihn, und stößt den Iwo mit der Hand: Was meinst du, Zengger Iwo, mag dieser Nebel von Zengg wohl bedeuten, der sich dem dicken Meere nähert? Dem Iwo war dieß sehr lieb: »er hofft alles Gute.« Nicht lange, so sprang aus dem immer näher gekommenen Nebel (Staubwolke) Marian auf seinem Rappen hervor. Er gibt allen Gottes Hülfe, Serben sowohl als Türken; alle stehen ihm auf, und zuerst der Arnaute Oßman, umarmt und küßt ihn. Man will ihm Platz machen auf der andern Seite Pandscha's, aber Marian setzt sich gerade zu Oßman, und leert dessen Willkomm mit dem nämlichen Spruche, dessen sich oben Oßman bedient hatte, und sieht über die gepaarten Gäste hin. Oßman merkt es, und sagt auf arnautisch zu seinen Türken: Seht ihr, wie er euch mißt? Aber wartet nicht, bis er anfängt, sondern verderbet jeder seinen Nachbar, und ich will zuerst den meinigen. Er glaubt, daß von den Zenggern ihn Niemand verstanden, aber wohl verstand ihn gerade der, dem es zukam; und auf in Wuth springt Marian, haut den Oßman zuerst in Stücken, und stürmt sofort auf die übrigen ein. Aus dreyßig hatte er bald sechzig gemacht; und hätte die

Truppe ihn nicht abgehalten, selbst den Iwo hätte er vernichtet dafür, daß er einem Türken Glauben geschenkt!

13) Die vier Uskoken. Ein Uskok ist ein Entsprungener. So nannte man besonders die Zengger, die sich durch solchen Nachschub aus der Türkey verstärkten. Fra-Paolo Sarpi's Geschichte der Uskoken ist bekannt. »Noch hat das Morgenroth nicht erglänzt, noch der Tagstern nicht hervorgeguckt, und vom Tage ist noch keine Rede,« als vier Uskoken an der Stadt Jajatz (auf den Karten Jaitze) vorbeyziehen; alle vier gleich beritten, gleichen Anzugs, gleicher Waffen. Jeder führt zwey gute Rosse, Braune mit einer Bläsſe am linken Fuße: jeder trägt dreyßig Pfeile, zwanzig Pistolen, alle von gleicher Güte, Damascener-Säbel beyderseits an Achselschärpen, und einen deutschen Säbel; auf dem Kopfe eine Mütze von drey Wolfsfellen, eine Bärenhaut auf dem Rücken, und einen Schild am Arm. Sie klimmen nun die Wesenta (ein Gebirge) hinauf; niemand sieht sie von Jajatz, wohl aber ein Hirtlein auf der Wesenta, Hänschen, der junge Schafhirt Jasap-Aga's. Eilig empfiehlt er seine Schafe der »Schwester in Gott« Wesenta, und läuft nach Jajatz, um die Gefahr anzuzeigen. Um Essenszeit sind vierhundert Türken beysammen, zur Jagd auf die vier Duschmanen (Todfeinde). Hänschen ist ihr Wegweiser. Es ist Mittag, sie müssen ihr Awdeß (Abwaschung) nehmen; auf dem Wege zu einer Quelle finden sie ein Hufeisen, das ein Uskokenpferd verloren hatte; man könnte aus dem einen alle vier für ein Jaitzerroß schmieden, sammt den vier und zwanzig Nägeln. — Ob Hänschen wohl die Uskoken erkennen würde, wenn er sie sähe. — Selbst ihre abgehauenen Köpfe. Einer ist jungfräulichen Angesichts, ohne Schnurr- und Milchbart, nur sein Zopf deckt ihm die Schultern; der andre blonden Milchbarts, der dritte knüpft seine schwarzen Moustaches hinten zusammen, der vierte trägt einen grauen Bart. Der Truppführer Tale erkennt aus dieser Beschreibung alle vier, nennt ihre gefürchteten Namen, Demeter von Udbar, Marko Karapandscha, Wuk Mandutschitsch, Johann Schanditsch, und räth lieber die Jagd aufzugeben, so lang es noch Zeit ist. Aber Ibraim Fertschitsch fordert ihm, bitter spottend, die Fahne ab; er wolle nicht umkehren, ohne seines Duschmans Kopf. Tale gibt sie ihm gerne:

Hier die Fahne, du zur Fahne taugest,
Du, der Junak, Sprößling von Junaken;
Gehe nur, und jage die Todfeinde:
Schwör' es dir, beym großen Gott im Himmel,
Wenn den Schanditsch Johann du erblickest,

Fliehen wirst du, aber nicht entfliehen,
Wirst dich wehren, aber nicht erwehren,
Wirst ihn bitten, aber nicht erbitten!

Hundert ziehen sich mit Tale zurück, aber dreyhundert folgen dem Ibraim. Als die Türken den Berg erstiegen hatten, erblickten sie die Uskoken in der Ebne, und wispeln, wie sie anzugreifen. Demeter von Udbar hört das Gewispel; er muß sehen was es gibt, und reitet zurück ins Gebirge, als er sich plötzlich mitten unter Türken befindet. Er zerstreut sie, und vertauscht seinen magern Araber mit einem wohlgenährten Türkenroß. Aber da schießt ein Zigeuner aus einem Stutzen hinter dem Baume, und ruft: Wo seyd ihr Türken, daß wir den verwundeten Räuber erschlagen. Auf diesen Ruf sammeln sich die Zersprengten und — Demeter verliert seinen jungen Kopf. Bey dem Getöse im Gebirge und Demeters Ausbleiben ahnt Johann des jungen Demeters Unbesonnenheit mit dem Türkenpferde. Sie kehren um, alle drey, und bald sind alle dreyhundert Türken todt. Nur Ibraim flieht auf Demeters Araber; ihm nach, zwey Stunden lang, Johann Schanditsch, und er hätt' ihn nicht erreicht, hätte er nicht dem Araber zugerufen:

Steh, Araber (daß der Wolf dich fresse!)
Wohin trägst du den Todfeind Demeters?

Das Roß erkannte des Freundes Stimme, und blieb mitten im Felde stehen. Dem sterbenden Ibraim sagt Johann:

Geh nach Jajatz nun, Ibraim Fertschitsch,
Rühme dort dich dem Truppführer Tale,
Wie du jagtest im Gebirg die Feinde,
Bis des Duschmans Kopf du abgehauen!

Demeter wird schön begraben, und gesund steigen sie weiter ins Gebirge.

14) Harambascha Gawran (Rabe) und Limo. Räuberhauptmann Gawran hat erfahren, daß der Transport des Charadsch von Bischatsch (auf den Karten: Bichatsch) auf sieben Maulthieren, aber mit guter Bedeckung durchpassiren soll. Seine Truppe ist zu schwach für die Unternehmung; daher ladet er seinen Kollegen, den Arambascha Limo ein, ihm mit dreyßig Helden zu Hülfe zu kommen, besonders soll Stephan Roßnitsch nicht fehlen; die Beute würden sie nach Kalpaken messen und theilen. Limo kommt. Man wartet drey, vier Tage, die Karawane erscheint nicht; Speise und Trank geht aus; still dulden die Helden, doch nicht Hauptmann Limo; er glaubt sich von Gawran betrogen, verlangt Entschädigung, dreyßig Dukaten jedem seiner Leute, sich selbst hundert, sonst — Gawran

sucht ihn umsonst zu besänftigen; er hätte Limo's Ladung in die Brust empfangen, wäre er nicht schnell durch die Tannen verschwunden, um von der höchsten derselben noch einmal zu sehen, ob denn nichts im Anzuge von Bischatsch. Sie kommen! Voran der weitberühmte Walache (Christ) Peter Merkonjitsch, mit verschränkten Beinen reitend, und seine Keule aus der Luft wieder auffangend; hinter ihm der Kiaja des Einnehmers, dann der Einnehmer selbst mit sieben goldbeladenen Mäulern, hintendrein hundert Türken von Bischatsch, und dreyßig Panduren *) aus dem Gebirge, die Truppe des Merkonjitsch. Fieber ergreift selbst den Gawran, als er dieß sieht; schnell klettert er bis auf die Mitte der Tanne zurück, und springt von da auf die Erde, um seinen Kameraden zur Flucht zu rathen, nicht so viel vor der Uebermacht der Türken und Panduren, als vor Merkonjitsch. Aber Limo heißt ihn schweigen:

> H*rensohn du, und nicht mein Pobratim!
> Bist kein Junak, keines Junaks Sprößling.
> Nicht sollst ein mir schüchtern die Gefährten.

Er berathet sie, wie der Angriff zu machen. Zuerst werde er auf Merkonjitsch schießen, der Fahnenträger dann auf den Kiaja, Roßnitsch auf den Einnehmer, dann alle übrigen. Nach dem ersten Schusse wird mit dem Schwert gestürmt. Dem Roßnitsch wird der tapfere Einnehmer empfohlen, daß er ja nicht nach Bischatsch entwische mit den Mäulern. »Weisen ist leicht rathen.« Jeder ist auf seinem Posten, die Karawane kommt heran. Merkonjitsch bittet Gott, »ohne Noth um Uebel,« daß er auf Räuber stoße, um zu zeigen, wie er ihnen die Rippen brechen, und den Kopf abschlagen werde. Noch hatt' er nicht ausgesungen, als ihm Limo's Flinte den Kopf wegputzt, daß ein Säbel es nicht schöner gethan hätte. So tödtet auch der Fahnenträger seinen Mann; aber Roßnitsch hatte seine Flinte überladen, und überschießt. Beym Sturme vergißt er, vor Ungestüm und Blutdurst auf Limo's Rath. Als er sich endlich nach dem Einnehmer und den Mäulern umsieht, sind die schon weit weg, auf dem Rückzuge nach Bischatsch. Kaum holt er ihn ein, indem er das Pferd unter ihm erschießt. Der Einnehmer bittet nur um sein Leben, als Pobratim. Er wird frey gelassen. Aber als er sich sicher glaubt, ruft er dem Roßnitsch nach, er solle ihm nicht entkommen. Der ergrimmte Roßnitsch

*) Die Panduren, Heiduken und Martoloßen (gr. ἁμάρτωλος) scheinen nahe verwandte Amphibien, d. i. bald Gränzwächter, bald Gränzräuber.

holt ihn bald wieder ein, und macht dem Undankbaren ein Ende. Als er auf der Wahlstatt anlangt, watet Limo im Blute, seufzend, und seinen Falken, den Roßnitsch suchend. Denn dieser allein fehlt ihm. Aber von Gawrans Truppe sind alle dahin, er selbst todt durch sieben und siebzig Wunden. »Die Beute theilt Roßnitsch gerecht, mit Limo's Kalpak, jedem sein Antheil, dem Todten wie dem Lebenden. Die Lebenden machen sich mit ihren Antheilen auf, den Todten bleiben sie zu Haufe, und daneben Harambascha Gawran, daß ihn Krähen hacken und Raben.

15) Wuk Jerinitsch und Bairaktar Sukan. Talvj S. 151.

16) Der Hadschi von Rißno, und Kaufmann Limun.

Hr. Wuk muß diesen Limun nicht für den energischen Limo von Nr. 14 gehalten haben; sonst wäre dies Lied, da im Ganzen diese Sammlung der chronologischen Ordnung folgt, dem im Nr. 14 vorangegangen. Der Hadschi (Jerusalems-, hier Mekka-Pilger) von Rißno freyt um eine Braut in Mitrowitz am Savestrome, welche Stadt wir bereits aus des Mädchens Apostrophe an den »Franzosen« kennen. Er will sie nach drey Monaten abholen. Auf der Heimreise begegnet er auf der Glaßinatz-Ebne in Boßnien dem Handelsmanne Limun *), der ein Tausend Ochsen nach Venedig treibt. Limun hat schöne Waffen: zwey Pistolen im Gürtel, an der Seite einen Damascener, und eine lange Uebermeer-Flinte auf der Schulter, die beschrieben wird. Der Bräutigam gäb' ihm gerne tausend Dukaten dafür. Limun will ihm dergleichen von Venedig mitbringen und von Zara nach Rißno schicken. Der Rißner möchte sie wenigstens ein bischen anproben. Als er sie hat, reitet er davon, und droht dem Limun, sie gegen ihn selbst zu brauchen, wofern er ihn ferner belästigt. Aber Limun kündigt ihm dafür an, daß er seine Braut nicht heimführen soll: er, Limun, wolle sich zu seinem Pobratim, Bajo von der Piwa, der in Perast eine Truppe von hundert Helden (Räubern) anführt, schlagen, seinen Brautzug in den ebenen Korita (Trögen) erwarten, und sehen, ob er mit Gottes und des Glückes Hülfe, »Schimpf für Schande« vergelten kann. Gesagt, gethan, und so wagt der Hadschi es nicht, um seine Braut zu gehen. Nach vier Jahren kommt ihm ein Brief vom Schwiegervater: »wäre die Braut, als er um sie freyte, nur sieben Jahre alt gewesen, so wäre sie jetzt doch auch schon mannbar.« Der Bräuti-

*) Heißt vielleicht so, weil er vom Limonienhandel angefangen.

gam schreibt ihm, um sein Säumniß zu entschuldigen, sein »Unglück« mit dem Kaufmann, sammelt (was er freylich eben so gut auch früher hätte thun können) tausend Swaten, und schickt sie mit dem Brautführer, Bruder Durmisch-Beg, nach Mitrowitz, mit der Warnung, durch die Korita so still als möglich zu passiren, wegen Limun. Dieser ließ sie unbelästigt hin. Die besorgte Mutter läßt sich von der Braut ein Reise-Bulletin versprechen von jedem Nachtlager. Richtig laufen die Bulletins ein von Swornik, Glaßinatz, Pratscha, Jabuka, Sagorje, Tschemerno, Werbitza; aber als sie von Tschernitza aufbrechen wollten, hatte die schöne Braut ihr kurzes Bulletin nicht fertig, wie sonst immer; ein entsetzlicher Traum hat sie erschreckt. Der Dever sucht ihn ihr auszureden, und sie schreibt endlich der Mutter:

Hier, o Mutter, dir mein letztes Schreiben *).

Durmisch-Beg ermahnt die Swaten, keinen Lärm zu machen (nicht zu singen, nicht zu schießen, die Musik einzustellen, die Fahnen einzuziehen), bis man aus den Korita hinaus sey. Sie dachten, niemand sehe sie; aber alles sehen Limun und Bajo (mit 240 Mann) vom Stutenkopfe (Name einer Felswand der Gegend) herab. Da sprach Bajo zu Limun, es sey unerhört, daß ein Haiduk (Räuberheld) Swaten zersprengt, und der Braut ihr Glück verdorben. Ob sie sich nicht lieber ein anderes Mal an dem Hadschi rächen sollten, wenn er seine Schwiegerältern besucht? Limun ist es zufrieden. Aber am Ausgange der Korita rief ein Zigeuner (Musikant):

Musik wieder, unsre Kapellmeister!
Dem Limun zur Schande, und dem Bajo,
Da durch die Korita wir gezogen,
Sie nicht wagten, Swaten anzugreifen.

Bey solcher Herausforderung riß die Geduld Bajo's und Limuns; der Traum der Braut beginnt seine Erfüllung. Durmisch-Beg hält sie fest umfaßt, und will sie nicht lassen, bis ihm beyde Hände abfallen. Das Türkenmädchen und die Beute führt Limun nach den Korita; sie muß dort ihm den Wein kredenzen. Der Hadschi wollte indessen mit hundert Rißnern den Zug einholen, und beschleunigte seinen Marsch, als er das Schießen in den Korita hört. Er stößt auf seinen handlosen Dever, der ihm sagt, wo die Sieger seyn könnten. Von Tanne zu Tanne schleicht sich der Hadschi hin, legt Limuns Flinte auf ihn

*) Auch die andern Bulletins sind einzeilig und höchst einfach, z. B. »Sind dir wohl, o Mutter, nun in Swornik.«

an, und trifft — seine Braut in die Brust. Es versteht sich, daß Limun und Bajo des Hadschi Leute sogleich zerstreuen, doch glückt es dem Hadschi, sich zu verstecken. Als sie wieder zur schönen Jungfrau zurückkehren, kann sie nur noch sagen, daß ihr das Herz im Busen zerstört ist, und stirbt.

17) Bajo von Piwa, und der Beg Ljubowitsch.

Beg-Ljubowitsch von Neweßinje sendet dem Bajo von Piwa ein Kartell, weil er ihm den Bruder erschlagen; er gibt ihm die Wahl, ob in den Korita, oder unter der Trußina auf Neweßinje's Ebne, oder wo sie sich endlich immer treffen. Sonst will er ihm eine Kunkel schicken. Bajo entschuldigt jenen Mord mit dem Feuer seiner frühern Jugend, wünscht sich auszusöhnen, und will ihm einen schönen Apfel, und darin hundert Dukaten senden. Aber nicht um tausend Dukaten söhnt sich Ljubowitsch, außer Bajo stellt sich an seinem Hof, um seinen Windhund in die Augen, seinen Hengst in den Huf, dann ihn (den Beg) in Saum und Hand, und endlich die schwarze Erde zu küssen. Als Bajo diesen Brief liest, zuckt er mit dem Kopfe und knirscht; er will kämpfen, und sollt' er umkommen; Ljubowitsch soll ihn unter der Trußina erwarten, im Angesichte seines Dorfes, und seiner Edelfrau. Als er mit seinem Diener Mato (Mathias) auf dem Kampfplatz anlangt, wartet seiner schon der Beg im Zelte; ihm kredenzt sein Diener Schaban-Aga. Wie Bajo absitzt, tritt er ins Zelt, und setzt sich sogleich, dann erst grüßt er: Guten Morgen, Beg Ljubowitsch, zu schlimmer Stunde für mich, oder für dich. Drauf wirft er ihm zwey gleiche Schwerter hin, daß er wähle. Aber der Beg springt auf:

> Ha, du Bajo, H*renkind von Piwa,
> Was wohl sollen mir die Christenschwerter,
> Da ich meinen Damascener habe.

Sie gehen ins Freye, um sich durch ihre Diener gegenseitig betasten zu lassen, daß sie keine Panzer &c. anhaben. Aber da läßt Bajo's Mato sich durch große Versprechungen verführen, des Begs drey Panzer über einander seinem Pobratim zu verläugnen. Schaban-Aga findet an Bajo nur ein dünnes Hemd, und darüber Seide und Sammt. Als sie nun sich hauen, und auf des Begs Streiche Bajo's Blut, auf Bajo's hingegen Funken erscheinen, merkt Bajo die Treulosigkeit, wirft sein Schwert weg, fällt dem Beg in den Arm, und erdrosselt ihn. Der treulose Pobratim will fliehen, aber sein Lohn ereilt ihn. Der ehrliche Schaban-Aga darf ihn ausziehen, so wie Bajo es dem Beg thut, und mit seinen Waffen, Kleidung, drey Geldgürteln voll Dukaten auf seinem Blaßfuchse ins Lateinerland reitet, um seine Wunden zu pflegen.

18) Erbtheilung der Selimowitschen.

Des (Skutariner) Türken Selim Söhne können nicht eins werden über sein hinterlassenes Erbe. Man stellt sechs und zwanzig Schiedsrichter auf, die angesehensten Männer von Kattaro und Montenegro (die V. 6 — 23 alle mit Namen und Wohnort hergezählt werden). Von einem gemeinschaftlichen Rendez-vous aus gehen sie über Montenegro hin bis »zum schwarzen Flusse,« die Brüder zu einigen. Drey Tage lang versuchen sie dieß, vergeblich. Einem von ihnen, dem Perowitsch, reißt endlich die Geduld, und er droht den zwey »Hundsköpfen.« Sogleich trifft ihn eine Kugel aus dem Fenster. Er kann nur noch rufen: Weh ihm, und räche mich, Manoilo, und stirbt. Manoilo will seines Freundes Auftrag sogleich vollziehen; doch halten ihn die ältern, besonnenen Männer für heute ab (die Tagsatzung des Friedens möge nicht so enden); es werde der Tag des Kampfes schon kommen. Der Todte wird nach Hause getragen, schön begraben und betrauert von Groß und Klein.

Ihm ein Platz im Himmel sey beschieden,
Frohes Wohlseyn, Freunde! uns hienieden [1]).

19) Perowitsch-Batritsch.

Guter Gott! was kreischt so durchdringend in Ober-Banjani? Ist's eine Wile, ist's eine erboßte Schlange? Wär's die Wile, sie wäre höher oben; wär's die Schlange, sie wäre unter'm Felsen. S'ist keine Wile nicht, und keine Schlange *), sondern Perowitsch-Batritsch ist's, der sich ängstlich in der Hand des Oßman Tschorowitsch windet, zu ihm als Bruder in Gott fleht, ihn nicht zu tödten; er könne sich auslösen, sogleich hundert Dukaten erlegen; seine sieben Brüder, die Schwägerinnen, die Mutter, der Vater, die ganze Familie sey zu den größten Opfern (die einzeln enumerirt werden) bereit. Schon ist Oßman geneigt dazu, als ein anderer Türke, Panto von Tupan, ihn von neuem aufreizt, durch die giftige Erläuterung, wie denn am Ende diese vorgeblichen Opfer alle von Türken vor oder nachher eingebracht werden müssen. Und damit schießt Panto zuerst auf ihn, worauf Oßman ihm den Kopf abschneidet. Als der alte (Montenegriner) Perowitsch-Batritsch dieß

---

[1]) Auch im Serbischen, zufällig, aber nicht ohne Wirkung, gereimt:
Bog mu dao u Raju nasselje,
Nama, druxbo, sdravlje, i vesselje.

[2]) Wer erkennt hier nicht mit Vergnügen das Pendant zu dem Eingange jenes Göthe'schen Klaggesangs von der edlen Frauen des Hassan-Aga?

erfährt, wehklagt »der Kukuk mitten im Winter, da nicht seine Zeit ist,« daß Batritsch keinen Bruder hinterlasse, ihn zu rächen. Da erbarmt sich (ein Verwandter, wie es scheint), Perowitsch Radul, des alten Vaters; er will, sobald Georgi vorbey und der Wald grün, eine Truppe sammeln, damit gen Banjani ziehen, und den Batritsch rächen. — Da wartet nun Radul im Gebirge Uteß [1]) drey Tage, immer gegen das ausgedehnte Gatzak schauend, bis er einen Türken zu Pferde erblickt, und in ihm sogleich den Oßman Tschorowitsch erkennt, den er sucht. Alle Gefährten legen sich ins Gras, er selbst mitten auf den Weg, um wo möglich den Oßman lebendig zu fangen. Es gelingt ihm. Da ist denn an Oßman die Reihe, sich zu winden und Lösegeld zu bieten. Aber Radul antwortet: Auch mein Batritsch bot Lösegeld, und du tödtetest ihn. Dieß wird ihm vergolten. Als der alte Vater Oßmans Kopf erhält, ruft er aus:

Wohl mir diesen Morgen und auf ewig,
Daß bey meinem Leben ich gesehen,
Wie nicht ungerochen starb mein Batritsch.
Also spricht er, und aufgibt die Seele!
Mög' im Frieden ruhn des Todten Seele;
Ihm ein Platz im Himmel sey beschieden,
Frohes Wohlseyn allen uns hienieden.

20) Meister Manoilo. Dem Pascha von Ofen ist sein Apfel (goldner Zeltknopf, oder sonst ein wichtiger Apfel?) in Verlust gerathen. Alle Ofner, Reiche und Arme, müssen Bürgen stellen (daß sie ihn nicht gestohlen); nur der Junak, Meister Manoilo findet keinen Bürgen, und flieht daher ins Gebirge. Von dort aus macht er alle Wege unsicher, daß man im Lande Ungern weder heiraten, noch handeln kann; selbst des Kaisers Tributführer und Pilger, die zur Kjaba wallen, werden von ihm geplündert. In drey Jahren sind der Klagen gegen ihn so viele, daß der Pascha ausrufen läßt, der Junak, der den Meister Manoilo lebend oder todt einbringt, soll drey Lasten Geldes, und das halbe Sandschakat von Ofen erhalten. Aber die Ofner thun, als hätten sie den Herold nicht gehört; denn Niemanden juckt es, diesen Lohn zu verdienen. Doch eine junge Frau, Manoilo's eigne Pathin [2]), läßt durch Habsucht

[1]) Die Geographie der serbischen Homeriden erwartet noch ihren Voß, zwar nicht so viel, weil sie ideal, sondern mehr, weil diese Gegenden, der allgemeinen Klage zu Folge, mitten in Europa, noch terra incognita sind! Wir nennen absichtlich alle Gegenden, um diese Lücke unsrer Bücher auch hier zu bestätigen!

[2]) Der Manoilo ihre Kinder aus der Taufe zu heben pflegte; es ist Ehrensache, den Kum nicht ohne Noth zu wechseln.

sich verblenden, nimmt ihr dreyjähriges Kind, das schon getauft ist, geht zum Pascha, um aus seinem Munde sich jene Belohnung noch einmal wiederholen zu lassen, und dann ins Gebirge, überall laut rufend nach ihrem Gevatter Meister Manoilo, daß sie bereits drey Jahre ein ungetauftes Kind wiege, wegen Abwesenheit des Pathen. Manoilo erscheint, nimmt der Mutter das Kind vom Schooße, und küßt es; die Pathin ihm Antlitz und Hand. Als sie bey der Kirche ankommen, kommt ein alter Igumen und ein Popenpriester aus dem Kloster; vor beyden macht der Heiduk das Kreuz, und küßt ihnen die Hände, sie ihm das Antlitz. Die Kirche wird geöffnet; als die drey Männer darin sind, schließt die Pathin die Thür hinter ihnen zu, und ruft: Hieher Janitscharen *)! ich habe euch Meister Manoilo in die Kirche gesperrt. Manoilo, der sich von allen verrathen glaubt, zieht sein Schwert, und will zuerst die zwey Geistlichen und selbst das unschuldige Kind tödten. Aber der Igumen:

Nicht doch, Bruder, so du Gott erkennest!
Denn, so wahr der wahre Gott mir helfe,
Daran, Bruder, sind wir ganz unschuldig.

So steckt denn Manoilo sein Schwert wieder in die Scheide, schwingt aber seine Keule, um die Kirchenthür zu sprengen, welche Sünde ihm Gott verzeihen möge; kommt er gesund ins Gebirge, so will er eine andre von Gold dafür stiften. Aber die Thür öffnet sich von selbst, und Niemand ist draußen, als die Pathin — versteinert. Manoilo dankt Gott, kehrt in die Kirche zurück, um die Taufe zu vollenden, läßt das Kind bey den Geistlichen, legt der versteinerten Pathin, als lebte sie, zwey Dukaten als Pathengeschenk auf die Schulter, und verschwindet pfeilschnell ins Gebirge, um dem Pascha noch größern Unfug zu thun.

21) Der Pope von Montenegro und Wuk Kopriwitza.

Ein (noch schöneres) Gegenstück zum vorigen. In Zetinja, mitten in Montenegro, ist ein Festgelage beym Knes von Montenegro, dessen Schwiegertochter den Gästen credenzt. Als die Gäste sich mit Wein »geschmückt«, zählt der junge Pope von Montenegro in neun Versen alles her, was er dem Junak gäbe, der ihm den Wuk Kopriwitza von Banjani lebend oder todt brächte. Auch hier sehen alle zur Erde, bis auf die Schnur des Hauses, die sich dieß alles noch einmal bestätigen läßt, und dann in einem Briefe den Wuk Kopriwitza, um

*) Es versteht sich von selbst, daß der Pathin in einiger Entfernung Janitscharen folgten. Gott wird sie bloß unschädlich gemacht haben.

Gottes und St. Johanniswillen, zum Pathen ihres Kindes bittet. Wuk liest diesen Brief mit Thränen. Die alte Mutter fragt. Er erzählt ihr, wie er nach Montenegro zum Pathen gebeten, vor dem Popen, dem er neun Brüder erschlagen. Schlimm sey's zu gehen; doch nicht zu gehen noch schlimmer (wegen Gott und St. Johannes). Mutter meint, wenn er seine neun Brüder mitnähme ꝛc.; aber der edle Wuk will lieber allein untergehen, als seine ganze Familie in Trauer versetzen. Einer werde leichter verschmerzt. — So sitzt er denn auf, nach Montenegro; von ferne erblickt ihn die Pathin, geht ihm entgegen, küßt ihn ins Antlitz, fragt ihn um seine Gesundheit ꝛc. Als sie ihm das Kind bringt, bestärken Thränen der jungen, noch nicht ganz verdorbenen Frau den Wuk in seinen Besorgnissen. So trägt er denn das Kind in die Kirche, wo der Pope seiner schon wartet. Nicht lange, so erkracht aus der einen Schießscharte eine Flinte; die Kugel trifft den Wuk in den Rücken, aber thut ihm nichts; ihn schützt Gott und St. Johannes. Er spricht zum Popen: Lies doch besser (schneller); es krachen Flinten, Gott wolle es zum Guten wenden. Der Pope: Bah, fürchte dich nicht; Kinder schießen zur Scheibe. Nicht lange wieder, erkracht aus einem andern Schießloch eine Flinte, und die Kugel trifft den Wuk vorne zwischen den goldnen Knöpfen, doch wieder ohne Schaden, weil Gott ihn schützt und St. Johannes. Nämliches Gespräch zwischen Wuk und dem Popen, nur etwas dringlicher. Als endlich eine dritte Kugel Wuk den Haarzopf streift, legt er das Kind auf den Boden, beschenkt es mit zwölf Dukaten; indeß flieht der Pope, aber Wuk erreicht und tödtet ihn. Bis er aufsitzt, krachen dreyßig Flinten gegen ihn; Gott schützt ihn. Bey Tschewo, an Montenegros Gränze, lauert ihm eine neue Truppe von dreyßig Helden auf, die er aber bald zerstiebt:

Und zurück er kehret nach Banjani,
Mein Pobratim! froh und wohlbehalten.

22) St. Sawa und Haßan-Pascha.

An der Kirchthüre von Milieschewka (in der Herzegowina) sitzt und wehklagt Sonntags vor Tagesanbruch ein »selbstlernender« Student. Fragt ihn sein Igumen, ob ihn etwa das Studieren nicht mehr freuet, ob er sich zur Mutter sehnt, oder ob er vielleicht heiraten will. Jeder Wunsch sey ihm ins voraus gewährt. Aber dem Studenten ist's um nichts von alle dem zu thun. Ein böser Traum ist's, der ihn so erschreckt; es träumte ihm, die Kuppel der Kirche wäre eingest[illegible]t, und hätte die heiligen Bilder zerschmettert! Der Igumen weiß den Traum zu deuten: Haßanpascha werde mit einem Heere kommen, sengen und

brennen, ihn (den Igumen) tödten. Noch hatte er nicht geen-det, als Haßanpascha schon da ist, mit 12,000 Mann, die sich auf der Ebne um die Kirche lagern, und scheel heraufsehen. Der Igumen soll zum Pascha kommen, »und seinen heiligen Kaur, den Kaur St. Sawa, mitbringen, den er an der Sonne gedörrt, bis er die Raja (Unterthanen) des Pascha betrogen.« Weinend geht der alte Igumen in die Kirche, bittet Gott und den heil. Sawa, mit ihm zu gehen zum Pascha. Ein Strahl fährt vom Himmel durch die Kuppel in den Schrank, wo St. Sawa's Leichnam ruht; der Heilige erbebt, und schwingt sich dem Igumen in die Arme, wie ein freudig Kind in die der Mutter. So trägt ihn der Igumen hinab vor den Pascha, der sich abermal lustig macht über den gedörrten walachischen Bischof, und seinem Schwertträger Dilawer befiehlt, ihn zu zerhauen. Aber Dilawers Hand erstarrt, das Schwert schmilzt bis an den Griff, ein kalter Sturm erhebt sich von Osten, und blaue Flamme lodert aus St. Sawas Munde. Verbrannt ist im Nu das ganze Lager, in panischem Schrecken das Heer ins Gebirge entlaufen, Dilawer wahnsinnig, dem Pascha ist Hand und Fuß erstarrt, und beyde Augen ausgesprungen. — Der kurz vorher so übermüthige Pascha winselt nun, »wie eine Schwalbe«: der Igumen solle bey Gott und seinem Heiligen vorbitten, daß ihm Hand und Fuß und die Augen, und sein Dilawer wieder werde wie vorher, und etwas vom Heere wiederkehre; er wolle nicht nur nicht wieder kriegen gegen die Kirche und den Heiligen, sondern ihm einen silbernen Schrank machen, den Heiligen in Seide wickeln, und den Schrank mit Sammt decken, eine goldene Lampe von siebenzehn Pfund vor Sawa's Lade stiften, und, so lange sein Stamm dauert, jährlich an die Kirche opfern, drey Lasten Wachs, Weihrauch und klares Oel. — Der gute Igumen betet drey Tage lang, bis er den Heiligen erbittet. Der Pascha nimmt, sobald er wieder hergestellt, sein reines Awdeß (Abwaschung), küßt den heiligen Sawa, und hielt alles, was er versprochen.

23) Die Piperi und Tair-Pascha.

Wir sind nun bey den Liedern angelangt, deren Gegenstände unsern Tagen angehören. Die Piperi sind nördliche Nachbarn der Montenegriner (nun mit ihnen vereinigt), und, wie diese, in der Regel frey in ihrer Armuth. Aber dem Nachbar Tair-Pascha fällt es (1785?) ein, sie neuerdings mit Prätensionen zu quälen. Er schreibt an Wukoßaw, den Popen von Piperi: ihm den Charadsch von sieben Jahren, dazu acht Mädchen, daß seine Braven was zu küssen haben, und zwölf Geißel zu schicken (alle ausdrücklich benannt; darunter auch des Popen eigner Sohn Milutin, und besonders der Knabe Pejo Mertscharitsch,

ohne den er keinen mag. Sonst will er thun, was er beschlossen, nämlich Piperi verheeren und ausplündern. Der Pope versammelt die Gemeinde, und liest ihnen des Pascha Schreiben vor. Alle erblassen, und glauben sich in die Noth fügen zu müssen; da treten Milutin und Pejo ein. Pejo ist der Furcht des Pascha werth; denn er hat nichts einzuwenden gegen den Charadsch, und die Geißel; er selbst will sich zuerst stellen: aber daß sie die Jungfrauen schicken wollen, —

Dieß vor Gott ist eine große Sünde,
Vor den Menschen großer Schimpf und Schande.
Besser, daß wir alle untergehen,
Als den Türken die Jungfrauen geben.

Sie sollten vielmehr ihre Familien und Habseligkeiten auf die Felsenwände flüchten, sechzig Mann in den Thurm der Toschkowitschen legen, die übrigen ihre altbefestigten Positionen besetzen, und dem Pascha antworten:

Thue, Pascha, was du hast beschlossen,
Einen Stein nur kannst von uns du haben,
Um damit dich an die Brust zu schlagen.

Pejo's Vorstellung siegt, der Pope erhält den Auftrag, dem Pascha dieß zu schreiben. Als dieser das Schreiben gelesen, läßt er alsogleich aufsitzen, legt drey Dörfer in die Asche, bis zum Thurme der Toschkowitschen hin: aber hier krachen Flinten, die alle treffen; die sechzig Helden stürzen aus dem Thurme, und aus den übrigen Positionen die Uebrigen rechts und links; die Türken fliehen über die Orlujska Strana hinunter; an der Slatiza streckt jedoch ein türkischer Schuß des Popen Sohn ins Gras, und an der Brücke ein anderer auch den Pejo Mertscharitsch, dessen Leichnam ins Wasser fällt. Tair-Pascha, der gar zu gern Pejo's Kopf davon trüge, sprengt ihm nach in den Fluß, wird aber selbst fortgerissen ins salzige Meer. Der Krieg ist aus. — Der Dichter kommt auf Pejo (Peter) zurück, aus dem, wäre er vollends erwachsen (er war nur erst siebzehn Jahre alt), ein Held geworden wäre, wie Kraljewitsch Marko, oder der Falke Relja von Boßnien.

24) Kampf der Montenegriner mit Mahmud-Pascha.

Der Vesir Mahmud-Pascha versammelt in Skutari alle ausgezeichneten türkischen Herren, und eröffnet ihnen, wie er, da alle Einwohner des Landes am Meere ausmarschirt seyn, um Venedig gegen die Franzosen zu schützen (also 1797), Montenegro und das Litorale erobern wolle. Er habe Freunde in Montenegro, die ihm um ein kleines Geschenk das Land ver-

kaufen würden. Nur hindern die Berdjani (die Gebirgsbewohner von Piperi und Bjelopaulitschi) die Vereinigung der Armee von Boßnien und der Herzegowina mit der von Albanien. Diese müssen also geschlagen werden, bis Nikschitschi hin, von wo aus die drey Armeen Ragusa, Kattaro und Montenegro erobern werden. In Ragusa wolle er seinen Bruder Ibrahim, in Kattaro den Bruder Mehmed zum Pascha einsetzen, auf daß auch die Lateiner um ihn wissen. Dieß sey sein übergroßes Verlangen. — Zugleich schreibt er dem Wladyka (Erzbischof) Peter, König (Kral) von Montenegro, er möchte, will er Freund mit ihm bleiben, den Berdjanern weder mit Truppen beystehen, noch ihren Familien Zuflucht geben; jeder Beystand würde übrigens auch unnütz seyn, gegen seine Macht. Aber der Türke, bemerkt der Dichter, vergaß hinzuzusetzen: So Gott will.

> Auf die Macht der Türk' allein vertrauet:
> Doch die Macht ist nur bey Gott dem Herren,
> Der jedoch nicht beystehn wird den Türken.

Der Wladyka versammelt seine Montenegriner, erzählt ihnen etwas aus dem Briefe des Vesirs, auch von bestochenen jungen Montenegrinern, durch deren Verrath die Türken schon einmal, ohne Verlust, bis nach Cetinja vorgedrungen, dort die Kirche und das Kloster zerstört hätten, von der Kossower Schlacht und Wuks Verrath (wofür der Erzbischof, in Reimen: Vuka, muka, seine ewige Höllenpein bestätigt), von der schweren Sünde und großen Schande, ihre Brüder, die Berdjani, zu verlassen ꝛc. Die Montenegriner schwören, mit ihnen zu sterben. — In der Antwort mahnt demnach »König« Peter den Pascha ab von der Unternehmung gegen die armen Berdjani, deren vorige Wunden noch nicht vernarbt seyn, und die sie, mit Gott, noch rächen könnten. Auch in Montenegro würde er nicht so durchkommen, wie früher; durch die Zerstörung der Kirche und des Klosters habe er jedes Montenegriners Herz verwundet! — Der Krieg ist also erklärt; dem Liede im, wie es scheint, geschichtlich wahren Detail der beyderseitigen Märsche zu folgen, ist hier der Ort nicht. Bischof und König Peter ist auch der Generalissimus seines Volkes. Der Pascha hat einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Die Christen siegen. Die Blüthe der Türken fällt (die Herzählung derselben nach den fünf und zwanzig Städten dieses Paschaliks ist auch interessant wegen der slawischen Benennung dieser Städte). Der Pascha verliert 1500 Mann, Peter nur achtzehn »Gefährten,« darunter die drey besten: Kerzun Sawo von Bjelitz, Bairaktar Stanko von Ljubotin und Woiwoditscha Bego von Berda.

Nimmer sterben kann der Helden Name.
Gott im Himmel ihnen Platz bescheide,
Und uns andern Wohlseyn hier und Freude.

25) Abermal die Montenegriner und Mahmud-Pascha.

Mahmud-Pascha kann die neuliche Schlappe nicht verschmerzen; er kann weder schlafen, noch beten, bis er die Schande gerächt habe, vor einem schwarzen Mönche geflohen zu seyn. Eine neue Armee ist wieder auf den Beinen. Ein neues Schreiben beordert den Bischof, den kaiserlichen Charadsch nach Skutari zu bringen, sonst ꝛc. Die Montenegriner wollen, wie ihr Bischof, sich lieber schlagen, und stehen bald, statt aller andern Antwort, an 7000 Mann auf den Höhen. Reden, Marsch- und Schlachtdetail. Nicht ein Türke entkommt, außer des Pascha Bruder, Ibrahim, den (um guten Lohn) ein Montenegriner Pfäfflein auf seinen Heldenschultern über die Sitnitza (?) trägt. Mahmuds Kopf ꝛc. wird eingebracht:

Falken sind nun die Montenegriner.

26) Aufstand der Serben gegen die Daijen (1804). Uebersetzt in Freyh. v. Hormayr's Archiv ꝛc. 1818, S. 42.

27) Schlacht an der Tschokeschina.

Tschokeschina ist ein Fluß, Ort und Kloster im westlichen Serbien, unfern Leschnitza. — Es fliegen zwey Raben, blutigen Schnabels und die Füße blutig bis ans Knie, oberhalb Tschokeschina, über den Zer hin nach der Matschwa, wo sie sich in Pernjawor auf dem Hause Knes Kerßmans niederlassen. Tritt heraus die Gemahlin Kerßmans, sie, »ihre Brüder in Gott,« zu fragen, ob sie vom Zer, von der Kirche Tschokeschina geflogen kommen, ob sie da den berühmten Igumen, Hadschi (Jerusalemspilger) Konstantin gesehen, und den Harambascha Tschurdschia (Kürschner), der dort mit seinen dreyhundert drey Gefährten das Land am Zer gegen türkische Räuber schützt, und ihren Gemahl, den Knes Kerßman, der den Jakob (Knes) von Waljewo, der Sukkurs bringt, einholen sollte; ob Jakob schon gekommen, und wie stark; wann Kerßman wieder kommen werde; denn täglich fragten die Türken, denen sie Brot backen ꝛc. müsse, nach ihm, und sie dürfe nicht sagen, wo er hin sey ꝛc. Gestern habe ein Nebel, ein Pulvernebel ganz Matschwa bedeckt ꝛc. (woraus die Frau auf eine Schlacht schließt). — Die Raben möchten ihr gerne Angenehmes berichten, können aber nicht, sondern müssen sagen, wie es ist. Hadschi-Konstantin hat die Serben alle kommunizirt, ohne Beichte und ohne Buße (also

General-Absolution), und zu muthigem Kampfe befeuert; aber der Tschurdschia ist mit Jakob zerfallen, weil dieser nicht mehr als dreyhundert Mann Sukkurs gebracht; so ungleich könne er (Tschurdschia) nicht kämpfen, denn er sey keine Weide, die, behauen, sich wieder verjüngt, sondern ein Harambascha des Gebirgs, der überdieß Sünde auf seine Seele geladen, indem er drey Tage, als Spion, unter den Türken in Leschnitza in der Faste Fleisch gegessen, in ihrer Dschamie gebetet etc. Da habe er der Türken Macht erforschet, 7300 Mann mit zwey Seraskiern; sie wollen Kirche und Kloster Tschokeschina in Asche legen, den Hadschi-Konstantin niedersäbeln, alles in die Sklaverey schleppen etc. Jakob nennt ihn dafür einen feigen Altweibbrenner (der nur bey Nacht alte Weiber mit glühendem Eisen brenne, um ihnen ihren Nothpfennig abzupressen); kein Junak sey er, keines Junaks Sprößling, sondern seine Vorfahren hätten nur Kühe gehütet in Sirmien. Jakob braucht nicht mehr Truppen; mit diesen will er die Türken erwarten. Tschurdschia faßt nun seine Flinte in der Mitte, und flieht mit den Seinen ins Gebirge. Als dieß Knes Michailo von Metkowitsch sieht, sinkt auch ihm der Muth, und auch er läßt seine 3000 Mann auseinander gehen. Auch der Igumen Hadschi-Konstantin findet seine Gegenwart hier unnöthig. — So bleibt Jakob allein, mit seinen dreyhundert Mann und vier trefflichen Harambaschen, den Gebrüdern Dmitar und Gregor Reditsch, Damian Kutischanatz, und Panto Damianowitsch. Er will sich in der Kirche verschanzen. Aber die Reditsch sind gegen diesen Plan, sie wollen weder die Kirche mit Blute verunreinigen, noch weibisch im Verschließe sterben, sondern den Türken entgegen gehen. Ihrem Beyspiele folgen ihre zwey Räuber-Kollegen, und so auch die übrigen. Im Angesichte von Ljeschnitza treffen sie auf den Feind. Jeder serbische Schuß trifft, bald sind also dreyhundert vier Türken todt. Aber der Türken sind noch 7000! Sieben Stunden lang wird gekämpft. Beyden Reditsch sind die Beine abgeschossen, und die Munition ausgegangen; laut bieten sie einen, ja zehn Dukaten um die Patrone; dieß hören türkische Spione, und das fliehende Türkenheer kehrt mit neuem Muthe um; zwar wehren sich die Serben auch mit den Kolben ihrer Flinten, und, sind diese in sieben Stücke zerbrochen, packt jeder seinen Mann und würgt ihn; aber auf einen Serben kommen zwanzig Türken! Alle dreyhundert Serben verkauften hier theuer ihr Leben; der Türken brachte und begrub man fünfhundert in Janja; denn die gebliebenen Nichttürken ihres Heeres ließ man auf der Wahlstatt liegen, die man so lange kennen wird, als Sonn' und Mond am

Himmel; die Wahlstatt, auf der die Nebitsch geblieben am St. Lazarstage, den Sonnabend vor dem Palmsonntage. Jakob rettete sich auf seinem Rosse auf Seitenwegen, also scheltend auf den abwesenden Tschurdschia und ihm drohend:

> Ha, du Kürschner (daß dich Gott erschlage),
> Daß du heut so treulos mich verrathen!
> Sollst, so Gott will, nimmer satt dich tragen,
> Satt des Kopfs dich tragen für die Untreu —
> Nicht zurück nimmt Jakob das Gesprochne.

Dieser Knes Jakob von Waljewo lebt noch, nun in Bessarabien.

28) Schlacht auf dem Salascher Felde (März 1806). S. Hormayrs Archiv 1818. S. 137.

29) Knes Iwan Kneshewitsch. Kulin-Kapetan von Wakup führt von der westlichen Gränze Boßniens ein Heer von lauter »bösen (türkischen) Gränzern, die den lieben Gott nicht kennen, keinen Glauben noch Seele (Gewissen) haben,« gegen die Serben der »reichen« Matschwa. Wo er durchzieht, droht er, beym Rückmarsch, die Serben (Christen in Boßnien) zu verdünnen. Dafür wünschen die christlichen Mütter, daß er wohl hin, aber nicht zurück marschiren möge. Er ist, durch ganz Boßnien, in der Semberie*) angelangt, am Ufer der Drina; auch diese übersetzt er, lagert sich auf serbischem Boden, und fordert die Serben zur Uebergabe auf. Aber Niemand kommt ihm, sie wollen ihn tiefer ins Land locken. Der Knes von der Semberie, Iwan Kneshewitsch, wußte sich bey Kulin besonders beliebt zu machen; sie waren »beyde gescheidte Männer,« und Kulin ward Bruder mit Iwan:

> Mein Pobratim, Oberknes Johannes,
> Sieh das Haupt bist du des Sember-Landes,
> Und ich bin es von der türk'schen Kraina:
> Lasse, Knes, uns Brüder seyn von heut' an.

Nach diesem so glücklichen Besuche im Lager geht Iwan wieder nach seinem Hofe Popowi, versammelt seine Kmeten (Aldermänner), um ihnen zu sagen, wie gut er empfangen worden, und daß daher in Semberien keine Ausschweifungen von den Truppen seines Pobratims zu besorgen. Während Iwan sein Knesthum durchzieht, um Lebensmittel für Kulins Armee

*) Semberia heißt in der Volksgeographie der Winkel Boßniens zwischen der Sawa und Drina. Ueberhaupt hat das Volk eine eigne Landes-Ab- und Eintheilung, wovon unser Liederbuch mehrere Proben aufweist, und die Hr. Wuk wohl auch seiner Zeit bekannt machen wird, als Geographie des Volks, und seiner Homeriden.

anzuordnen, führt dieser eines Morgens seine Krieger die Drina hinauf bis zur Mündung des Jadar; hier überfällt er das Dorf Dobritsch (auf den Karten falsch Dobzitsch), neutralisirt Gegenwehr und Flucht durch gute Worte, haut aber gleich darauf 74 Aldermänner nieder, bindet den Knes und den Priester von Dobritsch, plündert und verbrennt es, und zieht mit seinem Raube, darunter dreyhundert Jungfrauen, wieder nach dem Lager zurück, wo der Knes und der Priester schändlich gespießt werden. Bald darauf nähert Knes Iwan und zwölf seiner Kmeten mit den Lebensmitteln sich dem Lager. Schon von weitem hat er, unter der Hand weg, die Bereicherung desselben erblickt, bey jedem Zelte eine Christensklavin ꝛc. Drey Mal sinkt der mitleidige Knes zusammen vor Schmerz, und bemerkt mit Thränen seinen Kmeten, was er sieht, und »daß also die Türken, irgendwo betrogen, und den Christenruhm mit Füßen werden getreten haben.« Im Lager angekommen, wischt er die Thränen sich ab, und zwingt sich zum Lachen, den Türken türkisch glückwünschend zum schönen Fange. Als er dann dem Kulin selbst Hand und Pantoffel geküßt, und türkisch Gottes Beystand gewünscht hatte, macht dieser ihm Platz, um ihn mit Kaffee und Zucker zu bewirthen. Aber Iwan zwingt sich auch hier zum Lachen, und beglückwünscht den Pobratim über den schönen Fang, mit der schmeichlerisch-kühnen Wendung, er wolle weder sich setzen, noch vom Kaffee kosten, da Kulin ohne ihn gejagt. Ob er wohl den Fang mit seinem Pobratim theilen wolle? Er, Iwan, wolle ihm, was er ohne ihn erjagt (die Mundvorräthe), alles geben. Kulin läßt sich auch im Scherze nicht spotten, und schenkt ihm dreyßig gefangene Mädchen, die Hälfte seines eigenen Antheils. Als aber die übrigen Gefangenen sahen, daß Iwan (der sein Geschenk holte) »helfen« könne, stürmten sie aus dem ganzen Lager auf ihn ein, den Saum seines Kleides fassend:

> O Iwan, du Vater uns und Mutter,
> O erlös' uns, wie du es verstehest,
> Nicht lass' hier uns, in der Türken Händen!

Selbst weinend, macht er ihnen Hoffnung, und geht wieder zu Kulin, um ihm — alle Gefangenen abzukaufen. Kulin warnt ihn, da, wenn er nicht würde zahlen können, sein Kopf auf dem Spiele stehe. Aber Iwan läßt nicht ab; sie werden eins um drey Lasten Geldes. Iwan will nun zuerst die Jungfrauen wegführen, und das Geld später bringen. — Was er für Bürgen stellen könne? — Außer seinen beständigen drey Bürgen: Gott, seiner Treu' und Glauben, und »Ich betrüge dich nicht,« kann er ihm auch noch vier andere stellen, angesehene Türken in Sem-

berien, die eben im Lager sind. Diese verbürgen sich auch unbedenklich für Iwan, daß er in sieben Tagen bezahlen werde. So bringt er vor allem seine Erlösten auf die linke (boßnische, friedliche) Seite der Drina, erquickt sie in seinen Höfen Popowi, quartiert sie dann in Bjelina (der Hauptstadt des Kadiluks) ein, versammelt da alle Hausväter seines Knesthums, redet ihnen zu, sich christliche Töchter oder Schwestern zu kaufen, und dadurch ihren eigenen Seelen eine gute Stätte zu versichern ꝛc. Die schöne Rede seines Herzens geht auch zu Herzen. Doch löst er nur zwey Lasten; die dritte muß er bey den Türken Omer-aga und Mul-Achmet borgen. Als er sie dem Kulin bar überbringt, gibt dieser ihm das Lob, daß es bis nach Stambol hin keinen andern solchen Knes gebe. — Abermal versammelt Iwan seine Serben vor der weißen Kirche von Brodatz, um sie zu bereden, die Gekauften frey zu lassen; denn kleines Verdienst sey es vor Gott, Gefangene los zu kaufen, um sie selbst zu behalten! Alle Serben willfahren ihm, und die Gefangenen gehen, wohin sie wollen.

Wohl dem Iwan, und der Seele Iwans!
Niemand ist, der Dank es weiß dem Iwan,
Niemand ist, der ihm dafür gedanket,
Noch viel weniger, der ihm's erstattet.
Auch verlangt Erstattung er von Niemand.
Christus wird dem Iwan es erstatten,
Wenn er eingeht in das Reich der Wahrheit [1]).

Preis und Ehre der serbischen Muse, die jede edle That, des Friedens wie des Krieges, durch Gesang verewigt! Also hier kein: Carent quia vate sacro.

30) Schlacht am Mischarfelde (im August 1806). Zwey schwarze Raben bringen der Gemahlin Kulin-Kapetans [2]) die traurige Nachricht, daß er in dieser Schlacht geblieben. »Sie soll seinen (und ihren) Sohn) groß ziehen zum Kriege gegen Serbien, das nimmer sich beruhigen lasse.« S. B. v. Hormayr's Archiv, 1818.

---

1) Iwan lebte 1813 noch, als dürftiger serbischer Emigrant im österreichischen Slavonien. Jetzt dürfte er wohl schon »vor dem Throne der Wahrheit« seine Erstattung erhalten haben!

2) Der Name Kulin ist übrigens in Boßnien ein historischer, und eine Geschichte vom Kulin-Ban (dem Ban Kulin) beginnen, ist so viel, als Horazens gemino bellum Trojanum orditur ab ovo. Dieser Ban Kulin war dem serbischen Nemanja und unserem Friedrich I. gleichzeitig. Sein Walten in Bosnien glich dem des Janus und Saturnus im uralten Italien.

31) Zweykampf des Milosch Stoitschewitsch und des Meho Orugdschitsch (May, 1809). S. Archiv, 1818.

32) Die Belagerung von Losnitza. Die Serben sind bis an die Drina vorgerückt, und dadurch ist das Gebiet des Ali-Pascha von Swornik beträchtlich geschmälert. Er kann das nicht verwinden, und schwört auf sein Buch, den Alkoran, alle Türken von ganz Boßnien und der Herzegowina auf die Beine zu bringen, Losnitza zu nehmen, alle serbischen Oberhäupter zu verderben, und so alles wieder auf den alten Fuß herzustellen; denn er kann weder graben, noch ackern, und so ist nicht mehr zu leben. So schwört der Pascha, aber betet zu Gott nicht! sondern schreibt 1) an den Pascha von Srebernitza, 2) nach der Herzegowina, 3) nach Mostar, 4) an den Visir von Boßnien, den dreygeschweiften Kukawitza-Pascha, 5) nach der Gränze an die 33 Kapetane, 6) an die vier Sandschak-Alai-Begen, 7) endlich an alle Muselmänner von ganz Boßnien, alle Moscheen, alle Chodschas und Muessins (etwa Pfarrer und Prediger). Seine Encyclica (Vers 70 — 95) ist sehr beweglich, und, wie alle *) Reden dieser serbischen Homeriden, ein Muster von Naturberedsamkeit. Die »trunkenen Walachen« werden nicht ruhen; schon jetzt übersetzen sie die Drina, und lauern den Türken auf, bald werden sie auch ganz Boßnien haben wollen. Daher

Auf, und kommet, so ihr Gott erkennet!

Bald sind hunderttausend türkische Helden in Zwornik versammelt. Ali-Pascha führt sie die Drina abwärts, übersetzt diese, Losnitza gegenüber, rastet »weise« vierzehn Tage, greift dann diese Festung an, erobert die ersten Schanzen, und erreicht mit der Hand den Wall.« Losnitza erbebt von Grund aus. Zwar sind auch die Belagerten nicht unthätig; der Kommandant, Anto (Anton) Bogitschewitsch, lauft auf dem Walle umher,

Wie der Falke auf der Tanne Zweigen,

und spricht den Seinigen Muth ein; sie sollen keine Munition schonen (er habe ihrer die Fülle) 2c. Seine Kollegen, der Woiwode Milosch von Pozerje und der Woiwode Bakal Miloßaw von Schabatz wechseln immer zwey Pferde bey ihren tapfern Ausfällen. Als er aber nach drey Tagen die Türken,

*) Mit Ausnahme der des gelehrten Wladyka von Montenegro Nr. 24 und 25, die wir eben deswegen für desto authentischer halten möchten.

statt hinweg, nur immer näher gerückt sieht, erblaßt Anto, und zischt, wie eine erboßte Schlange:

Lieber Gott mein, was beginn' ich jetzo?

Er bedauert nicht sein und seiner Kollegen Leben (sie haben es eingesetzt und gewagt), aber — wie sollen ihre Seelen Gott schauen, wenn das arme Volk um ihretwillen leidet! — Milosch will noch nicht verzweifeln, und Miloßaw greint sie beyde aus, daß sie es nicht so machen, wie die alten Woiwoden, die in solchen Nöthen um Sukkurs geschrieben. So sollen auch sie an Lasarewitsch Luko, den Kommandanten von Schabatz, an Tschupitsch, an den Buljukbascha (Obersten) Zeko, den nackten Sohn (Parteygänger) in Paraschnitza, weit berühmte, den boßnischen Türken furchtbar bekannte Helden, um Hülfe schreiben. Dieß geschieht sogleich, und zwar diktirt Anto, weil ihm die Hand vor Gemüthsbewegung zu sehr zittert, dem Milosch drey sehr beredte Briefe, worin er bis auf den nächsten Sonntag Hülfe verlangt, widrigen Falls er sich ergeben müsse. Der Eindruck dieser Briefe wird eben so lebendig geschildert. Alle wollen zu Hülfe eilen: Anto solle sich ja nur gewiß bis Sonntag halten. Der Sukkurs sammelt sich vorerst in Ljeschnitza, wo er von allen drey Orten in einer Stunde und einer Minute eintrifft, während in einem fort in und um Losnitza

Flinten krachen, und Kanonen donnern,
Unterm Himmel weg die Bomben fliegen,
Die Kanone anruft die Kanone *),
Und herbey die Bombe ruft die Bombe.

Luko beschwört den Sukkurs zum treuen Zusammenhalten:

Wer verräth, ihn soll das Jahr verrathen,
Nicht der gelbe Weizen ihm gerathen;
Nicht ihn wiedersehn die alte Mutter,
Bey ihm schwören nicht die liebe Schwester!

So ziehen sie fort, zum Entsatze von Losnitza; schon waren die ersten in Runjani, als die letzten noch den Jadar durchwateten. Milosch ersah sie zuerst mit freyem Auge, und Anto versicherte sich der Wahrheit mittelst des Fernrohrs. Sogleich muß er sich türkisch anziehen, um mitten durch die Belagerer zu den Landsleuten durchzudringen, sie von allem zu unterrichten, und den Entsatz zu leiten. Ali-Pascha gewahrt ihn, zu spät, betreibt nur um so feuriger den Sturm, während Mi-

*) Im Originale noch glücklicher: Der Baljemes den Baljemes, und die Bombe die Bombe.

losch den Seinigen Muth einspricht, mit Hinweisung auf baldigen Entsatz. Die Belagerer sind bald zwischen zwey Feuern (V. 566—628). Wenige Türken retten sich über die Drina; viele finden ihr Grab darin:

Weiß von keiner Rechnung euch die Drina,
Ohne Zahl hinab sie schlingt die Helden!

Des serbischen Aöden Plaudite lautet:

Ist dieß Lied gesungen allen Serben;
Ich dieß Lied, Gott geb' euch die Gesundheit.

33) Luko Lasarewitsch und Peiso. Ali-Pascha von Zwornik erwartet in seinem Lager an der Drina noch mehr Truppen aus dem Inneren, um dann in die serbische Matschwa einzufallen, und mit Luko um Schabatz zu kampfen auf Tod und Leben. Erscheint vor ihm der junge Mehmed-Aga Peiso; »er hat geschworen, keine Türkin zu heiraten, sondern eine Walachin, ein Hauptmädchen von Pozerje, die weiß und roth ist, weil sie Wein trinkt und Raki; eine solche Walachin will er küssen, dem Luko Lasarewitsch und dem Tschupitsch zum Schimpf und Hohn.« Ali-Pascha soll ihm den Fahnenträger Oßman und den Kapetan Tusla und dreytausend wohlberittene Krieger mitgeben. Damit will er die Drina übersetzen, die ganze reiche Matschwa durchstampfen, die Dörfer unterm Zer (Gebirge) plündern, die Kirche Petkowitza anzünden, längs der Taunawa bis zur Sawe sengen und brennen, und nach alle diesem ihn selbst, den Pascha, vor Schabatz erwarten. Dem Ali ist dieß alles sehr erwünscht, und Peiso übersetzt, von der serbischen Wache unbemerkt, um Mitternacht mit dreytausend Mann die Drina; und erscheint in der

Stunde, da sich Glück und Unglück theilen,
Dunkle Nacht sich theilt vom weißen Tage,

an der Kirche Petkowitza. Sie überfallen da den alten Igumen Isaias, tödten ihm drey junge Studenten, während drey andere sich ins Gebirge retten. Der Igumen ist lebendig gefangen, mit allem Klostergute. An dieser Beute haben die Türken genug, und wollen nicht weiter nach den Dörfern (der arme Peiso kann also seinen Schwur nicht halten), sondern binden den alten Mönch, jagen ihn mit Busdoganschlägen zu Fuß an der Seite eines Pferdes, und ziehen sich zurück. Von allen dem gewahren die schlafenden Serben nichts. Die Wile muß es ihnen vom Zer herab verweisend erst verkündigen. Luko schlägt sich betroffen ans Knie, daß ihm der Scharlach berstet. Sogleich muß Tschupitsch (gegen den Oßman-Kapetan

von Gradatschatz) starke Wachen an der Drina aufstellen, und, von Paraschnitza an, längs dem Batar, dem Kapetan Seko mit seinen »nackten Söhnen« das nämliche auftragen:

> Welche Helden, ha! die nackten Söhne!
> Träfen euch den Kranich in den Wolken,
> Wie erst einen Helden auf der Erde!
> Nimmer kann Oßman sie hintergehen.

So von Boßnien her gedeckt, will Luko mit vierzig Reitern und hundert jungen Fußgängern bis Leschnitza rekognosciren; auch nimmt er den Bakal Miloßaw mit, wegen der Ansprache; den Marko Schtitaratz und den Michael Gluwatz, wegen ihrer Tapferkeit; und endlich den jungen Georg Gerkinitsch, den er, aus türkischer Sklaverey befreyt, wie seinen Sohn hält, und der ihn aus- und ankleidet, und mit dem seidenen Gürtel gürtet. Als sie an der Stelle sind, wo die Türken über die Drina herübergekommen, sind diese noch nicht zurück. Aber während Luko den Weg sucht (die Türken haben, wo sie durch sind, alles Gras auf ihrer Rosse Hufen davongetragen), sieh, da erscheinen feldeinwärts die Rückkehrenden, mit dem gebundenen Igumen, ihrer dreytausend, und Luko hat nur vierzig Reiter und hundert Fußgänger; und dieß, lieber Gott, auf ebenem Felde, ohne Dorn und Gebüsch; weder Heil im Angriffe, noch in der Flucht. Er räth den Fußgängern, sich schußfertig im Grase zu verstecken; er selbst will mit den Reitern dem Feinde entgegengehen, und sich auf sie zurückziehen; jeder nehme dann seinen Mann aufs Korn; vielleicht, daß so die Feinde in Unordnung gerathen, und der alte Igumen befreyt wird. — Die Türken erkennen den Luko sogleich, und Peiso rennt, mit achillischem Gruße, auf ihn los. Aber Luko hält ihn für Ali-Pascha, und will sich allerdings mit ihm messen. Doch lassen es seine Gefährten nicht zu, und Miloßaw will den türkischen Recken bestehen. Aber sein Fuchsschimmel stolpert, und er wehrt sich seines Kopfes auch zu Fuße, um das Pferd herum ausweichend, bis Luko mit seiner Kerdschalenflinte (die in zehn Versen beschrieben wird, und unter andern auch jedes Amulet schlägt) den muthigen Peiso erschießt. Dafür fällt der Fahnenträger Oßman über den noch immer um sein Pferd herum sich wehrenden Miloßaw her, wofür er von Miloßaws angenommenem Sohne Paulitsch mit zwey Pistolen erschossen wird. Die Türken wanken, und Miloßaw kann wieder auf seinen Fuchsschimmel; da ruft Tusla, ob sie denn vor vierzig Walachen fliehen wollen, sie, die dreytausend! Die Türken kehren um, und die Serben ziehen sich auf ihren Hinterhalt zurück. Luko's Plan gelingt vollkom-

men, die verwirrten Türken fliehen (aber doch den Igumen mitführend) über die Drina zurück. Siebenzehn Serben nur sind gefallen. Der entkommenen Türken Bericht an Ali-Pascha ist natürlich nicht tröstlicher Natur:

Allah! Freunde, wie steht es in Serbien? —
Ali-Pascha, armer grauer Kuckuck!
Gar nicht ists in Serbien für die Türken.
Haben wir dir's nicht so oft gesaget,
Kein Heer nach der Matschwa hinzuschicken!
Wo ist dir nun Mehmed-Aga Peiso?
Und wo dir dein Fahnenträger Oßman?
Und wo dir auch der Kapetan Tusla?
Sie, dergleichen Boßna nimmer findet!
Alle hat der Luko dir erschlagen
Nur allein mit seinen vierzig Reitern. —
Wär' der Tschupitsch Stojan mitgewesen,
Nicht ein Bote wäre dir entkommen!

34) Lob des Tschupitsch. Tschupitsch heißt ein Struppkopf; er war es; übrigens ein froher und großherziger Geselle, und etwas ruhmredig dazu, aber auch wirklich sehr tapfer. Von ihm ist bekannt, daß er dem serbischen Homeriden (blinden Sänger) Philipp, der unser Lied Nr. 28 an seiner Tafel sang, außer der ehrenvollen Bewirthung, ein Reitpferd dafür verehrte. — Der Gegenstand dieses Liedes ist Tschupitsch's Antwort auf ein Schreiben Cerni-Georgs, der, nach seinem Siege bey Deligrad, im Südosten Serbiens, die Gränz-Woiwoden im Westen, Pop Luko, Bogitschewitsch Anto, Milosch, und Stojan Tschupitsch die Schlange von Notschai, für jeden von den boßnischen Türken in die Sklaverey geschleppten Serben mit ihrem Kopfe verantwortlich machte. Die übrigen lassen sich dieß gesagt seyn; haben vielleicht wohl auch Georgs Brief ad acta gelegt. Aber Tschupitsch muß erwiedern:

O du Georg, Oberhaupt von Serbien!
Nicht selbst den gewalt'gen Kaiser fürcht' ich.
Sind dir schwer die Türken, laß auf mich sie.
Wagen sie's doch nicht, mich anzugreifen,
So lang meine Kapetan' ich habe,
Und die Burschen, auserwählte Löwen.

Er enumerirt sie nach einander: Kapetan und Pobratim Luka, Kap. Michael Kowitsch, Kap. Ignaz Bjelitsch von der Drina, Kap. Elias Serdan (der Wenige gar nicht angreift), der nackte Sohn Zeko; jeder von ihnen nimmt es allein mit einem Visir (d. i. seinen Truppen) auf. Er selbst aber, Tschupitsch, will mit seinen Burschen: Marinko Sitschitsch, Johann Latkowitsch, Jowo Ninkowitsch, Kara-Mi-

chael, Mich. Schischa, Georg von Bjelotitsch, Stephan Gadschulitsch (der ohne Streit nicht essen kann), Stephan Katschkin, und seinem Schreiber Andreas aus Sirmien, und seinem Braun, und seinem Ungersäbel, es mit dem Kaiser (von Stambol) selbst aufnehmen; seine Löwen würden diesem sein Zelt eintreten; er bitte Gott, daß die Türken nur kämen! — Als Cerni Georg diesen Brief »überlernt« hatte, sprang er vor Freude auf, und sprach:

> Dank, mein liebes Kind, dir, Stojan Tschupitsch!
> Wußt' ich's doch nicht, was ich halt' im Schooße!
> Wenn du, ohne mich, allein kannst kämpfen,
> Mag ich, liebes Kind, nun wohl ausrasten. —
> Und wär's, Stojchen, auch nicht ganz dem also,
> Mir genügt es, daß du tapfer sprichest.

35) Schlacht bey (der Stadt) Tschatschak. Fragmente. — Die Wile ruft dem Belgrader Pascha zu, wie die vier Schlangen, die Woiwoden Mutap, Arsenius Lom, Milosch (der nunmehrige Knes von Serbien), und Jowo von Dobratscha, im inneren Lande, an der Morawa, die Raja aufgewiegelt (1814), und er möchte daher sich vorsehen. (Merkwürdig ist es, daß die Wile auch den Türken warnt; doch macht dieser Kosmopolitismus sie noch nicht zur Weltregentin.) Bey Tschatschak trafen die beyden Armeen auf einander, und Milosch erhielt einen glänzenden Sieg. Aber er wußte auch (verhältnißmäßig) großmüthig zu seyn, indem er die gefangenen Non-combattans (Frauen ꝛc) frey nach Ushitze entließ; eine Handlung, die ihm in der Opinion der Türken reichliche Früchte trug.

Dieß der Inhalt der bisherigen, meist unter den östlichen Serben gesammelten drey Bände Lieder. Kein Zweifel, daß ihrer eben so viel und darüber noch unaufgeschrieben im Volke leben; besonders in unserm Grenzkroatien, Dalmatien, Albanien! Dann kommen die Bulgaren, die, nach Wuk, an Heldenliedern in ihrer Mundart (einer slawischen langue romane) den Serben nicht nachstehen!

Wir können Herrn Wuk nicht verlassen, ohne noch einer Petersburger Anzeige dieser Lieder zu erwähnen. Sie ist im 26sten Buche (Hefte) des dort bey N. Gretsch erscheinenden »Sohn des Vaterlandes« auf 1824 enthalten, und eine Uebersetzung der Göttingischen von 1823, Nr. 177 und 178. Die gelehrte Unschuld des Uebersetzers zeigt sich aber gleich bey der ersten Anführung serbischer Verse, wo svi-jet, und alle ähnlichen serbischen Diäresen eine Sylbe einbüßen müssen. Was

würde man von dem Philologen sagen oder denken, der z. B. den ersten Vers der Iliade so anführte:

Μῆνιν ἄδε, θεά, Πηλειδου Ἀχιλλέως.

oder aus Virgil:

Dives equorum, dives pictae vestis et auri.

oder aus Horaz:

Syllaba longa, brevi subjecta, vocatur *jambus* u. dgl.

Schon aus dieser Nichtahnung metrischer Gesetze wird einem um jenes Uebersetzers grammatische Kompetenz bange. Er schließt seine lobende Uebersetzung mit folgendem Tadel aus Eigenem: »Die Breitkopfischen russischen Typen sind bereits altmodisch, und beleidigen das, an den neuen russischen Druck gewohnte Auge. Noch muß man bemerken, daß Wuk Stephanowitsch und einige andere neuere serbische Literatoren plötzlich (!?) auf den Einfall gekommen sind, das altslawische Alphabet durch den Gebrauch neuer Buchstaben, und Einführung einer für Slawen fremden und wilden Orthographie zu verderben. Anstatt die Serben den Russen zu nähern, und dadurch den Wechseltausch ihrer Erzeugnisse zu erleichtern, zerreißen sie den in den ältesten Zeiten durch Annahme des cyrillischen Alphabets zwischen ihnen geschlossenen Bund. Warum nicht die Orthographie beybehalten, deren sich Raitsch und andere gelehrte und verständige Serben bedienten?« Wir erwiedern: In Grimms Uebersetzung der Wukischen Grammatik kann jener Rec. die Gründe von Wuks Orthographie lesen. Die Berufung auf den Wechselbund der Russen und Serben mittelst des cyrillischen Alphabets soll, so Gott will, der höheren Politik angehören, der wir uns nicht vermessen: aber ist der russische Civiltyp, der noch obendrein Moden hat, und die jetzige russische Orthographie nicht eben so gut eine Abweichung vom Cyrillischen, wie die Wukische? — Alles, selbst die Nennung des eifrigen, aber bekanntlich, wie alle übrigen obscuri viri, durchaus sprach-, styl- und orthographielosen Raitsch, beweiset dem Kenner Schlag für Schlag, daß jener Rec., aus eigenem oder fremdem Antriebe, über Dinge abspricht, deren Elemente ihm fremd sind. Zum umständlichen Beweise, wenn er gefordert würde, sind wir gerüstet, und jede Stunde erbötig; hier ist kein Platz mehr dafür.

Ref. ist selbst erschrocken über die Länge dieser Anzeige! Möge sie in dem ewigen poetischen Interesse dieser Lieder, und dem gegenwärtigen des Landes und Volkes ihre Entschuldigung finden! In letzterer Hinsicht besonders haben wir viel Detail mit einfließen lassen, zu klarerer Einsicht in das innere Leben dieses Jünglingsvolkes, das Albanesen, Griechen und Türken

zu Nachbarn hat! Um so kürzer können wir uns nun über Fauriel und die übrigen, in bekannteren Sprachen geschriebenen Werke fassen, die keiner Dolmetschung bedürfen.

Herr Fauriel hat es selbst erfahren, daß auch die neugriechischen Schriftgelehrten (d. h. die lesen und schreiben können) eben so vornehm auf die Nationalsprache und Poesie herabblicken, wie die serbischen. Ja, noch vornehmer; denn mußte nicht ein Fremder sich letzterer annehmen, um sie in Europa bekannt zu machen, während der serbischen doch durch Eingeborne Recht verschafft ward?

Kaum aber konnten die griechischen Volkslieder einen wohlwollenderen und einsichtigeren Herold sich wünschen, als ihnen an Herrn Fauriel zu Theil geworden.

Sein discours préliminaire von CXLIV Seiten ist deutsch von Herrn Wilh. Müller auszugsweise, und so eben auch ganz, im ersten Bande der »Mittheilungen aus der Geschichte und Dichtung der Neugriechen« (Koblenz, 1825), übersetzt worden. Es wird sich zeigen, ob Herr F., nach Einsicht der serbischen Lieder, noch dabey beharren werde, daß die neugriechische Volkspoesie sich von den ältesten Zeiten an bis heute unvermischt in und durch sich selbst fortgebildet habe, oder ob nicht vielmehr die nämlichen Umstände ihre Sprache wie ihre Poesie zu einer neuen umgebildet. Und wie, wenn diese Heldenlieder am Ende eigentlich mehr den von jeher zweyzüngigen (δίγλωττοι) Albanesen angehörten? Wenigstens sind bey weitem die meisten termini technici ihres Heldenhandwerks, als liméri, meterizi, tuféki, jurússi u. dgl., und selbst die Namen der Helden albanesisch oder türkisch.

Die griechischen Heldenlieder sind, wie die serbischen, reimlos; aber ihr heroisches Metrum ist der sogenannte στίχος πολιτικὸς (versus politici, in der Weise der Residenzstadt Konstantinopel), den Lord Byron seinen Landsleuten durch folgendes Einheimische verdeutlichte:

A captain bold of Halifax, who lived in country quarters.

Das längste dieser Lieder hat 42 Verse (denn die gereimte Chronik vom Skatowerga, II., 358, von 104 Zeilen, gehört nicht hieher), während das längste serbische deren 1227 hat! Daher auch diese neugriechische Epik gegen die serbische und — Homer das Ansehen von heroischen Epigrammen hat (Fauriels beyde Bände enthalten in allem etwa 2850 Verse, wovon nur etwa 2000 wirkliche reimlose Volkspoesie; Wuks drey Bände enthalten über 30,000 Verse!).

Unter den häuslichen Liedern sind einige, die sich auch unter den serbischen finden, z. B. die Festlieder zum neuen Jahre,

de la St. Basile, von denen aber Herr F. leider nur sehr gestümmelte Fragmente auftreiben konnte, die es schon deßwegen unbillig wäre, vor der Hand mit den vollständigen und anmuthigen serbischen Königinnenliedern zu vergleichen. Aber das Lied II., 406, le voyage nocturne, bey Fauriel, ist offenbar ein Gegenstand mit dem serbischen: Jelitza und ihre Brüder (Original bey Wuk, I., S. 300, deutsch bey der Talvi, S. 160); und die Leser können also die beyden Bearbeitungen, ohne des Ref. Einmischung, selbst vergleichen.

Leser, denen der serbische Heiligen-Olymp (I., Nr. 97; II., 1 — 4) zu kraß scheinen sollte, werden Fauriels II., 248, wo St. Basilius, auf seinen Bischofsstab gelehnt, dem Begegnenden das ABC aufsagen muß, damit er ihm glaube, daß er wirklich aus der Schule kommt, und zur Mama geht, bey allem Erblühen des Hirtenstabes, noch krasser finden.

Im Liede I., Nr. 2, S. 12, erlauben wir uns, einen Uebersetzungsfehler, den auch der deutsche Bearbeiter theilt, zu berichtigen:

Der Dritte, und der Tapferste, er liegt auf seiner Flinte.

Στεκεται heißt: er steht, und der Sinn ist, daß Bukowalla nicht Einen Mann verloren; der eine ist Wasser, der andere Brot holen gegangen, der dritte steht (als Schildwache, auf einem wichtigen Posten) auf seine Flinte gelehnt.

Das Lied II., 252, Nr. 5, können wir (nach einer handschriftlichen Mittheilung des hiesigen gelehrten Griechen, Theodor Manussi, des nämlichen, von dem die in Göthe's: »Für Kunst und Alterthum,« und sonst so oft besprochenen, in Deutschland verbreiteten griechischen Volkslieder herrühren), durch eine bessere Version ergänzen, und dadurch zugleich seine Uebersetzung und seinen Platz, so wie W. Müllers Hypothese vom Texte dieser Mittheilungen, deren wir selbst 25 besitzen, berichtigen. Es gehört nicht unter die chansons de fête, sondern ist für sich, ein Ausdruck heißer Sehnsucht.

Ξενιτεμένο μου πουλί καὶ παραπονεμένο,
Ἡ ξενιτειὰ σὲ χαίρεται, κ' ἐγώ 'χω τὸν καϋμόν σου!
Νὰ ςείλω μῆλο, σήπεται, κυδῶνι μαραγγιάζει.
Νά ςείλω τὰ δακρυάκια μου 'σ ἕνα χρυσὸ μαντῆλι,
Τὰ δάκρυα μ' εἶναι καυτηρὰ, καὶ καίγουν τὸ μαντῆλι.

O Vöglein mein, du in der Fremd', o viel beklagtes Vöglein!
Es freuet dein die Fremde sich, und mich verzehret Sehnsucht!
Send' ich 'nen Apfel dir, er fault; zusammenschrumpft die Quitte;
Send' ich selbst meine Thränen dir, in einem gold'nen Tüchlein,
Sind brennend-heiß die Thränen mein, zerbrennen dir das Tüchlein!

Herr F. hat die Vorrede des zweyten Bandes von Bru-

fuglio bey Mailand (im Sept. 1824) unterschrieben. Er hat in Triest und Venedig bereits noch einmal so viel neue Lieder gesammelt, als in den bisherigen beyden Bänden stehen; sagt aber nicht, ob er sie auch herausgeben werde. Sollte auch er, bey so viel Liebe, doch ermattet seyn? Sichtbar mußte zum zweyten Bande auch der Verleger sein Scherflein (an 850 nicht populäre Verse) mit beytragen, um ihn endlich in gehörigem Ebenmaße ans Licht zu fördern. Aber das im Prospectus versprochene glossaire, so wichtig für das Studium des in der Literatur erst gebornen Neugriechischen überhaupt, und so unentbehrlich zum Verständnisse einer Sammlung von Liedern aller Dialekte Griechenlands, ist stillschweigend zurückgeblieben! Es ist sehr zu wünschen, daß Herr F. die Lust behalten möge, seine nächste Muße der Vollendung eines so brav begonnenen Unternehmens zu weihen.

Herrn Wilh. Müllers Bearbeitung wird, ist sie einmal vollendet, Fauriels Buch für Deutsche ganz entbehrlich machen. »Die Leichtigkeit der Nachbildung des langen, reimlosen Metrums, verbunden mit der Einfachheit der Wortfügung, hat es ihm möglich gemacht, in wörtlicher Treue mit der französischen Uebersetzung in Prosa, zu wetteifern.« Allerdings ist der Genuß eines in Prosa übersetzten Gedichtes durch den Mangel des Metrums sehr verkümmert, und der Deutsche durch die Fügsamkeit seiner Sprache hierin glücklicher, als der Franzose, der den Reim nicht entbehren kann. Doch wird Herr Müller die Bemerkung uns erlauben, daß sein Metrum doch nicht genau das des Originals ist. Byron hat es durch das oben von uns angeführte englische genau wiedergegeben, und, was Herr M. (wenn wir uns seiner Selbstanzeige im Literar. Konvers. Blatte d. J. recht erinnern) für Abwechslung hielt, sind neugriechische Synizesen oder Diphthongirungen, die er nicht erkannt, oder nicht beachtet hat, Z. B.:

χώραις λαγκάδια κ' ἐρημιαῖς ἔχουν τὰ παλληκάρια,

zählt (da λαγκάδια und ἐρημιαῖς nur in 3, παλληκαρια nur in 4 Sylben ausgesprochen wird) in der wirklichen Aussprache nicht mehr Sylben, als die Uebersetzung:

Die Tapfern haben ihre Städt' in öden Felsenklüften.

Dazu gehört auch z. B. der Name des Helden Liakos, bey M. ein Amphimacer, im Original ein Trochäus: Ljákos. —

Was wir oben S. 176 den serbischen Liedern durch Dichter, wie Rückert, Gr. Platen, Wilh. Müller gewünscht, Verpflanzung auf deutschen Boden, scheint ihnen bestimmt durch ein Frauenzimmer von besonderen Eigenschaften und Talenten, die mit den slawischen Sprachen durch einen früheren Aufenthalt

in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die serbische entschied, und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leistung ein Ende machte.« Mit diesen Worten führt in seinem: Ueber Kunst und Alterthum, V, 2, 57 — Göthe selbst die junge Dame ein. Talvj heißt ihr Name auf dem Parnaß; ein bereits durch das Taschenbuch Psyche 1824 vortheilhaft bekannter Name. Da Göthe selbst, dem die Verfasserin diese ihre Serbenlieder in drey schönen Stanzen darbringt, in seinem, von zwey herrlichen, durch den sprachgewaltigen J. Grimm übersetzten, serbischen Liedern beyderseits eingefaßten Aufsatze, seit den funfzig Jahren, da ihn zuerst das Lied von der edlen Frauen des Hassan-Aga bey Fortis angezogen, auf Masse dringt, und in Wuks drey Bänden noch so reiche Schätze liegen (bisher sind nur die von Göthe berührten vier und funfzig, und noch andere vier und zwanzig längere übersetzt), so dürfen wir hoffen, daß, nachdem die Verfasserin in diesem Bande die, bey so dürftigen Hülfsmitteln nicht kleinen Schwierigkeiten der Sprache und der Sitten so siegreich überwunden, sie uns bald, wenigstens mit einem zweyten Bande, beschenken werde. K.

Art. VIII. Die Religion der Vernunft. Ideen zur Beschleunigung der Fortschritte einer haltbaren Religionsphilosophie, von Friederich Bouterweck. Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht. 1824.

Vorliegendes Werk kann als der vollendete und dekorirte Ausbau jener Partien angesehen werden, die der Verfasser in seinem größern Werke, das 1820 unter dem Titel: Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen Systeme, erschien, damals noch nicht allseitig ausgeführt, der Welt vorlegte.

Uebrigens ist die Bestimmung dieser Ideen, laut der Vorrede des Verfassers, eine zweyfache, und zwar

Erstens: Die Basis aufzuhellen (in besonderer Beziehung auf das religiöse Bewußtseyn) der wahrhaft vernünftigen Ueberzeugung im menschlichen Geiste.

Zweytens: Mitzuwirken, daß die Altäre des Abgottes einer excentrischen Spekulation durch den gesunden Verstand wieder zerstört werden.

Kraft der ersten Bestimmung, rechnet der Verfasser auf Freunde und Anhänger für seine Ansicht (die er eine Schwester, (nicht Tochter) der Jakobischen Philosophie nennt) — so wie auf Feinde, kraft der zweyten Bestimmung, von Seite der Absolutisten (wie er die Anhänger der Identitätslehre nennt).

An den Verstand (der nach klaren Begriffen unermü-

det strebt) wenden sich übrigens diese Untersuchungen von Anfang bis zu Ende, jedoch mit Vermeidung der Schulsprache, keineswegs aber mit Umgehung der feinern Abstraktionen, ohne die sich überhaupt nicht eigentlich philosophiren läßt.

Aber eben dieser Verstand (sagt die Vorrede), in welchem nach Jakobi die Vernunft sich selbst erkennt, wird in diesen subtilern Untersuchungen über sich selbst das Urtheil aussprechen: »Daß er und mit ihm die eigentliche Wissenschaft verstummen müsse, vor der höhern Autorität eines Gefühls, das aus der Vernunft entspringt, und daß die Vernunftreligion aufgegeben werden müsse, wenn man die Autorität dieses Gefühls nicht anerkennen will.« —

In diesen Worten ist unstreitig der Brennpunkt aller Untersuchungen im ganzen vorliegenden Werke aufgedeckt.

Allerdings ein hohes Ziel — eine schwierige Aufgabe, weil sie dem, der sie gestellt, und nicht nach allen Richtungen befriedigend löst, sehr leicht den Spottnamen eines Gefühlsphilosophen (wie sich bereits der Verfasser in der Vorrede beschwert) zuziehen kann.

Der Verfasser gesteht zwar, daß man zu solch einem Spottnamen lächeln könne, da dieser entweder gar keine vernünftige Bedeutung habe, oder nur der Schwärmerey gebühre; nichts desto weniger ist durch solch einen Umstand das Geschäft eines Recensenten, der mehr als eine bloße rekommandirende Anzeige liefern soll und will, nicht wenig erschwert.

Wir können daher allerdings dem Verfasser nicht verbieten, unsere Gegenbemerkungen im Verlaufe seiner sehr schätzbaren Arbeit als Tadel anzusehen; aber er würde voreilig verfahren, wenn er diesen Tadel auf die Rechnung jenes bekannten Spottes schreiben wollte. Daß, bey so bewandten Umständen, die einzelnen Urtheile dieses Blattes aus den Worten des Verfassers, desto mehr motivirt dastehen müssen; diese Erinnerung sey nur für jene, die sich über Weitläufigkeit dieser Arbeit aufhalten könnten.

Wie sehr übrigens alle Freunde der echt religiösen Aufklärung in Betreff der zweyten Bestimmung dieses erwünschten Werkes mit dem Verfasser einverstanden seyn können, mag folgende schöne und würdige Stelle zeigen. Seite 301 heißt es, über Schicksal, der Religion unter gebildeten Völkern:

»Wo der kalte Verstand zu einem solchen Ansehen gekommen ist, daß er sich allein das Recht zusprechen darf: Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden; da bildet sich eine Religion, die durch Schlüsse auf klare Begriffe gegründet seyn soll, zuweilen in einigen Schulen, z. B. in der Leibnitz-Wolfischen Schule. Allein

den Lehrern des Atheismus wird es dann gar nicht schwer, durch Schlüsse anderer Art die größere Anzahl der denkenden Köpfe, die keine Schulphilosophen seyn wollen, auf ihre Seite zu ziehen. Die Irreligiösität der höhern Stände, zu denen jene denkenden Köpfe gehören, theilt sich dann immer mehr den untern Volksklassen mit.

Nun verliert die Religion schnell einen Anhänger um den andern bey dem Volke, das sich für aufgeklärt hält, weil es keine höhere Autorität anerkennen will, als die des kalten Verstandes.

Aber der Atheismus kann doch das religiöse Bedürfniß in der menschlichen Brust nicht ganz zum Verstummen bringen. Denn man kann auch des kalten Verstandes überdrüßig werden, besonders wenn man durch Erfahrung gelernt hat, daß er mehr verspricht, als leistet. — Dieß ist nun die rechte Zeit für Schwärmerey und Aberglauben, ihre alten Ansprüche zu erneuern und ihre gedemüthigten Häupter zu erheben.

Selbst die Köpfe, die man die denkenden nennt, verläugnen nun ihren Verstand, um sich einer mystischen Anschauungsschwärmerey, oder dem blinden Glauben zu ergeben. Die Religion kömmt zwar wieder zu Ehren — aber in einer traurigen Gestalt; denn über ihr schwingt der Obskurantismus das Panier der Weisheit. Ist es dahin gekommen: dann muß der Verstand überall, mit allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, von neuem gegen den sophistischen Aberglauben kämpfen, damit das Reich der Finsterniß sich nicht noch weiter verbreite.

Allein, wenn es ihm nun auch gelingt, ein Territorium zu behaupten, von wo aus wahre Aufklärung sich verbreiten kann; so ist man doch noch nicht weiter gekommen, als vorher, da unter den sogenannten Aufgeklärten einer nach dem andern die Religion aufgab. Wenn sich auch nicht philosophisch beweisen ließe, daß der kalte Verstand, der die Irrthümer nur zerstört, keine Religion schaffen kann, die sich auf die Länge erhält und in das Leben eindringt; so sollte es doch endlich die Erfahrung den Aufklärern lehren.

Allein der Philosophie selbst ziemt es: die Letztern über die Nichtigkeit ihres Strebens aufzuklären.

Wenn ihr, darf sie ihnen zurufen, durch eure philosophisch seyn sollenden Religionslehren den Punkt im Bewußtseyn nicht zu treffen wißt, vor welchem der wahrhaft aufgeklärte Verstand verstummt; oder wenn ihr gar dies Gefühl zu einer bloß subjektiven, nichts beweisenden Gemüthsbewegung herabwürdigt, die nur im Gehirne eines Schwärmers den Charakter vernünftiger Ueberzeugung annehmen kann; so laßt euch gesagt seyn: »Daß ihr mit allen euern Aufklärungsversuchen nur von neuem den Atheismus hervorruft.«

So der Verfasser. Und hiermit wären die Leser auch in Betreff der Triebfeder, so wie zuvor in Bezug auf den Hauptgedanken des Verfassers im Reinen. Sehr richtig bemerkt selbst der Verfasser gleich darauf, daß die Klasse der Aufklärer auf jene Aeußerung erwiedern werde: »Daß die Philasophie, auf diese Weise, selber, blinden Glauben predigen müsse.« — Und hiermit ist den Lesern zugleich der Anfangspunkt bekannt gemacht in den vorläufigen Untersuchungen des Verfassers, um jene schwierige Aufgabe zu lösen.

Der Verfasser hat der Untersuchung über das Wesen des Glaubens eine besondere Abtheilung (unter den vier so betitelten Erklärungen) gewidmet, die wir den Lesern den Hauptmomenten nach um so lieber mittheilen, da sie, auch abgesehen von aller Beziehung auf Religion, von bedeutendem psychologischen Interesse sind, und vom ernsten Forscherblick des Verfassers zeugen.

Nur muß Rec. zuvor noch etwas aus der sogenannten problematischen Ansicht über Religionen (in der ersten Abtheilung des Werkes), als: über Begriff und Eintheilung der Religionen, und über das Verhältniß der Religionsphilosophie zu andern Zweigen der Philosophie, zur Vollständigkeit der Uebersicht, mittheilen.

* * *

Unter der problematischen Ansicht der Religion will der Verfasser verstanden wissen, nicht irgend einen Schulbegriff derselben, sondern das psychologische, welthistorische Faktum: »Die Verehrung einer geistigen, über die menschliche Natur, erhabenen Macht.«

In jener Thatsache also, in ihrer Allgemeinheit betrachtet, liegt also ein doppeltes Element: ein theoretisches und moralisches, weil Religion für die Menschheit nicht bloß von theoretischem, sondern auch von praktischem Interesse von jeher war. Diesen historischen Standpunkt verläßt der Verfasser und wählt dafür den spekulativen mittelst der Idee des Absoluten, in der Eintheilung der Religionen, weil ihm dieser allein, Uebersicht, Zusammenhang und innere Verschiedenheit der Religionen leichter gewährt, als jener.

Die höchste aller religiösen Ideen aber ist ihm: Idee der ewigen Vernunft. Daher entwirft er nun eine Eintheilung der Religionen — nach folgendem Schema:

Ewige Vernunft

als

1. Gedankending (Atheismus) — 2. wirkliches Ding (Theismus)

2. Wirkliches Ding.

a) Mit Bewußtseyn in der Zeit = Pantheismus + Hylozoismus.

b) Mit ewigem Bewußtseyn = Theismus (im engern Sinne) oder: Monotheismus.

b) Monotheismus.

α. Unvollkommner = Gott mit einer ewigen Materie.

β. Vollkommener = Gott, ohne dieselbe, geglaubt.

Das Verhältniß in der Rangordnung dieses Theiles der Philosophie zu andern, gibt der Verfasser dahin an, daß Religionsphilosophie in der Mitte zwischen Metaphysik und Ethik zu stehen kömmt; weil sie Gott

a) als ein Wirkliches (nicht als Gedankending),

b) als Objekt der Anbetung begreifen und demnach dort ein theoretisches, hier ein moralisches Interesse befriedigen will.

Nach diesem Schema der Religionen folgt in der dritten Abtheilung die philosophische Würdigung derselben, nachdem, wie bereits erwähnt, die zwente Abtheilung, das Wesen des Glaubens, allseitig erhoben hat.

Daß die bloß mathematische Eintheilung der Religionen auf dem historischen Standpunkte, nämlich: in Monotheismus, Polytheismus und Pantheismus, den Philosophen nicht befriedigen könne, eben weil sein Geschäft darin besteht: die Geschichte von dieser Seite zu rekonstruiren, und weil ihm eben in der Geschichte, die eine Größe: Gott, in noch ganz anderen Gestalten entgegentritt, versteht sich von selbst.

Allein auch das Schema des Verfassers kann uns nicht befriedigen. Sein Eintheilungsprinzip nämlich: die Idee Gottes, als der ewigen Vernunft, trägt zu sehr das Gepräge der Willkür, die sich mit einem philosophischen Standpunkte nicht verträgt.

Daher kömmt es auch, daß das Eintheilungsprinzip von einigen Eintheilungsgliedern geradezu aufgehoben wird, z. B. vom Atheismus, und nicht weniger vom Pantheismus.

Hiemit aber wollen wir dem Verfasser noch nicht streitig machen, daß sich, durch die besagte Idee, das gesammte Feld der Religionen gut überschauen lasse; allein nicht jede geordnete Uebersicht gewährt auch schon eine philosophische Ansicht.

Nach unserer Ansicht ist der Standpunkt zur philosophischen Uebersicht aller Religionen gegeben: in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Unbedingtem und Be-

dingtem; folglich zwischen den drey Grundfaktoren des höheren empirischen Bewußtseyns: Gott, Geist, Natur.

Die Bestimmung jenes Verhältnisses ist: Aufgabe des philosophirenden Geistes, ist eine Aufgabe, die er aus sich, und durch sich zu lösen versucht. Und die er deßhalb auch nur zu lösen im Stande ist, nach und aus einem Verhältnisse, das der Geist als Grund- und Wurzelverhältniß in sich, vorfindet.

Wäre nun dieses Grundverhältniß, das: der Form zum Wesen (der Besonderheit zum Allgemeinen); so müßte die obige Bestimmung des Verhältnisses zwischen den drey Faktoren nothwendig auf eine Aequation hinauslaufen zwischen dem Wesen des einen und dem Wesen des andern Faktors.

Ja, so viel sich demnach Aequationen zwischen den drey gegebenen Größen ansetzen ließen im höhern Bewußtseyn; nur so viel, und nicht mehr, würde es Grundsysteme der Religionen geben, wovon aber doch jedes, mannigfaltig modificirt, in der Geschichte auftreten könnte.

Recensent versucht hier folgende schematische Uebersicht.

Unbedingtes — — —	Gott	Faktoren.
Bedingtes — — —	Geist + Natur	

	Natur = Gott spricht der Naturalismus	Grundverhältnisse.
	Geist = Gott — — Rationalismus	
Geist +	Natur = Gott — — Pantheismus	
	Geist = Natur — — Hylozoismus	
	Geist + Natur + Gott spricht der reine Theismus	

Mit welchen Systemen der Theismus allenfalls noch eine Verbindung eingehen könnte, dieß jetzt schon bestimmen, hieße dem Verfasser vorgreifen.

Nur folgende Bemerkung wird hier schon am rechten Orte stehen, nämlich: daß der Naturalismus (Materialismus nach dem Verfasser) nur dann den Namen Atheismus in einem Systeme verdient, wenn dieses das Absolute als Vernunftwesen an die Spitze der Eintheilung stellt, keineswegs aber, wenn das Absolute als solches jenen Platz einnimmt.

Es steht ja nicht einmal in der Gewalt des höhern Bewußtseyns, einen oder den andern Faktor des empirischen zu annulliren, zu entsetzen; wohl aber zu versetzen.

Ja, das Absolute als Idee ist so unauslöschlich im Geiste vorhanden, daß dasselbe als bestimmter Faktor im niedern gar nicht vorzukommen braucht; um nichts desto weniger im hö-

hern, entweder mit dem Objekte als Wurzel des Subjektes, oder umgekehrt mit dem Subjekte als Wurzel alles Objektiven zu coincidiren.

Sehr richtig sagt daher auch der Verfasser S. 43:

»Daß die Idee des Absoluten eine reine Vernunftidee ist, und deßhalb von der Vernunft gar nicht getrennt werden kann; muß freylich die Philosophie erst beweisen. Allein, vor allem Beweise steht die psychologische Thatsache fest: Daß das Gefühl unserer Endlichkeit, die Idee des Unendlichen, aus den Tiefen unsers Geistes hervorruft.«

Aber eben deßhalb hat der sogenannte Atheism (Naturalism) in einer Religionsphilosophie auf einen positiven Platz Anspruch zu machen.

Am unrechten Orte dürfte auch nicht stehen eine Antwort auf die Frage: In wie viele qualitative Gegensätze das Universum sich scheide, nach den obigen Systemen.

Die Antwort ist leicht gegeben:

Im Naturalism hat das Universum nur eine Substanz.
» Rationalism — — — — zwey Substanzen.
» Pantheismus — — — nur eine Substanz.
» Hylozoismus — — — auch zwey Substanzen.

Im Theismus wird das All aus drey Substanzen konstruirt, wovon zwey in das relative Seyn fallen, die dritte aber das Absolute selber ist.

Folgendes Schema liefert jene Systeme mit ihren Resultaten:

Naturalism setzt eine Substanz als: Naturkraft.
Rationalism — zwey — als: Göttliches + Physisches.
Theismus setzt drey Substanzen als: Gott + Geist + Natur.
Hylozoismus setzt zwey — als: Gott + Weltseele.
Pantheismus — eine Substanz als: Göttliches.

Daraus erhellet nun auch zugleich: daß auch der Naturalismus uneigentlich Pantheismus genannt werden könne; so wie der Rationalismus (und selbst der Hylozoismus im gewissen Sinne) ein Semipantheismus, weil beyde in ihrem Streben zur Begreiflichmachung des Relativen aus dem Absoluten, mittelst Vereinerleyung, auf halbem Wege stehen bleiben; wobey es aber doch dem Hylozoisten nie einfällt: relatives Seyn in irgend einer Sphäre, seinem Wesen nach, mit dem Absoluten zu identisiren *). Auch den reinen

---

*) Hr. Professor Salat kann sich, in der Isis, zweytes Heft 1825, über den sinnlosen Ausdruck: Semipantheismus, nicht genug wundern. Auch ist es ihm nicht so gar übel zu nehmen, da jener Ausdruck zuerst in der Bezeichnung der Halbheit seines Sy-

Theismus würde Rec. wie der Verfasser, als einen vollkommenen und unvollkommenen aufstellen; aber keineswegs die Unvollkommenheit bloß in einer, dem Absoluten koordinirten Materie finden. Der reine Theismus in seiner Vollkommenheit ist der Tritheismus, von Andern spottweise der Positivismus genannt; so wie jener in seiner Unvollendung nichts anders, als der hochgerühmte Monotheismus ist. Doch davon am gehörigen Orte.

---

stems gebraucht wurde, das ebenfalls im pantheistischen Streben auf halbem Wege stehen bleibt (ungefähr wie Loths Weib, und daher mit diesem ein und dasselbe Schicksal theilt, nämlich: als Salzsäule den verirrten Schafen des Hauses Israel in der Wüste zur Salzlecke zu dienen), weil er nur unter den schwergepanzerten, und darum so schwerfälligen? Cherubim der Philosophie Platz nehmen will, den menschlichen Geist, in aller Eile, zu Gott machen möchte — in der Gewissensangst — er könne unter ihren schweren Fingern alsbald zum Vieh werden.

Uebrigens hat derselbe Hr. Professor, katholischer Pfarrer und geistlicher Rath, in demselben Hefte 1825, eine eigene Doppel-Batterie gegen den Rec. seiner Religionsphilosophie vom Jahre 1822, aufgepflanzt, wovon er die eine Hälfte mit Weihrauchkörnern zu Ehren jener Recensenten, die ihm vormals Weihrauch gestreut haben, geladen hatte; die andere aber (gegen alles bestehende Völkerrecht in Federkriegen) mit Glasscherben geberstеter Aufklärungslampen. Seit wann und wo ist es denn im gelehrten Deutschland Sitte: ein literarisches Produkt (und seys auch nur eine Recension) aus halb erlogenen biographischen Notizen über den Verfasser zu beurtheilen und zu verurtheilen? Rec. hatte sich in der Beurtheilung jener Religionsphilosophie ja doch auch nicht beyfallen lassen, dieselbe deßhalb zu verurtheilen, weil ihr Verfasser, mit Namen Salat, so wenig eine Fichte auf dem Flötzgebirge der Philosophie, als eine Zeder auf dem Libanon der Theologie werden kann. — Stand und Würde aber theilt der Verfasser ja selber mit dem Rec., wenn auch Jenem noch nie der Wunsch in den Sinn gekommen ist: Mitglied eines Ordens zu werden, der, wenn er auch noch nicht so verdient um den Staat dastehen sollte, wie eine andere geheime und weltbekannte Gesellschaft; doch was Verdienst um die Kirche beträgt keiner andern Korporation nachstehen darf. —

Nichts destoweniger aber soll unser heutiger Gegengruß besonders auf den Trost des Verfassers berechnet seyn, der, wie bekannt, überall unterirdische Komplotte von Maulwürfen gegen seine literarischen Leuchtthürme und Pyramiden wittert, als ob sie nicht fester als Kartenhäuser stünden. Rec. versichert ihn daher: daß derselbe so wenig mit irgend einem auswärtigen Mitarbeiter der Jahrbücher in Verbindung gestanden sey, als mit Hrn. Salat selbst; folglich auch nicht mit Hrn. von Schütz. — Auch müßte Rec. bereits zum tauben Salzkorne (sal infatuatum) in seiner Kirche geworden seyn, wenn er eines Bundes benöthigte zur Ermuthigung, um bey einer wiederkehrenden Gefangennehmung seines Herrn und Meisters, einem Judas oder

Wir stehen nun bey der zweyten Abtheilung des Werkes, die wieder in vier Abschnitte unter dem Titel: Erklärungen, zerfällt; welche alle auf die Erklärung des Wesens des Glaubens Bezug haben. Da nun aber von dem Verfasser in der ersten Erklärung unter der bestimmtern Ueberschrift: Vorstellungen, der Glaube (der Vernunft an die Vernunft) als Element alles Erkennens und Wissens aufgestellt wird, und zwar aus dem Grunde, weil keine Vorstellung als solche, Glauben verdiene, folglich das, was uns bestimmen könne, einer Vorstellung zu trauen, außerhalb der bloßen Vorstellung liegen müsse; so will Rec. zum leichtern Verständniß dieses Abschnittes mit der Erklärung unter dem bestimmtern Titel: Vernunft, beginnen.

Zur Natur der Vernunft gehört, daß sie ist:

a) Ein Erkenntnißvermögen ihrer selbst, als eines Erkennenden.

Malchus gegenüber das Seinige zu thun, und sollten sich auch ihre literarischen Nothhelfer mehren wie der Sand am Meere, wie die Sterne am Himmel. Transibit enim et caelum et terra! Verbum Domini autem manet in aeternum!

Was aber ferner den Vorwurf betrifft: Rec. habe das System des Verfassers nicht verstanden (ein Motto, daß an sich nicht viel sagt, weil es der Charlatan in der Wissenschaft eben so wohl, wie das Genie im Munde führt), so wird der Hr. Professor wohl daran thun (um nicht Richter in eigener Sache zu seyn), die Entscheidung hierüber den Scharfrichtern Deutschlands zu überlassen; vorausgesetzt, daß seine Ansicht über Christus nicht früher dasselbe Schicksal mit Judas theilt, der auch nur den physischen Christus um ein Spottgeld verschachert hatte. Mit jenem Vorwurfe aber ist der Nagel nicht auf den Kopf getroffen, denn es kehrt in Bezug auf Religionsphilosophie für den Priester Salat immer die Frage wieder: Ob derselbe das Christenthum so verstehe, so verkündige, wie er es zu verstehen, zu verkünden, als geweihter Sohn der Kirche, verpflichtet ist. Um aber hierüber ins Reine zu kommen (so wie auch allenfalls über die Alternative für das zarte Gewissen eines Moralphilosophen, nämlich: Ob er entweder förmlich apostasiren oder revociren müsse; um auch nur ein ehrlicher Mann zu bleiben), muß der Hr. Professor seinen Prozeß mit Rec. nicht beym Gerichtshofe der Mutter Isis anhängig machen, da wir beyde in diesem Stücke doch nur von unsers Gleichen, von der Mutter Kirche gerichtet werden können; da hier eben gilt, was der Apostel die Korinther fragte: Sic non est inter vos sapiens quisquam, qui possit judicare inter fratrem suum?

Wollte übrigens Rec. den ihm vom Hrn. Professor gemachten Vorwurf: andern Absichten anzudichten, beantworten, so wurde er mit dem Geständniß beginnen müssen, daß er ein noch sehr ungeschickter Schüler von ihm sey. Aber: exempla sunt odiosa. Anm. des Recensenten.

α. Die Vernunft hat eine innere Anschauung von ihr selber.

β. Diese Anschauung ist Bewußtseyn, als Unterscheidung des Ichs vom Nichtich.

γ. Diese Anschauung schließt in sich den innern Sinn.

δ. Daher endlich auch jene Passivität der Vernunft, im Erkennen durch den innern, wie durch den äußern Sinn.

b) Verstand, als Begriffs- und Schlußvermögen.

α. Verstand ist das Organ des eigentlichen Wissens (oder des demonstrativen Erkennens).

β. Dieses folgt zwar auf das intuitive Erkennen, aber es steht nicht über dem letztern (dem Gehalte nach); denn die Anschauung bleibt immer die Wahrheit des Schlusses.

γ. Alles höhere Wissen ist ein Erkennen (mittelbares) oder Begreifen des Einen aus dem Andern, mittelst Begriffen, deren einer dem andern subordinirt ist.

δ. Beweisen heißt: ein Urtheil auf die Kriterien der Wahrheit reduciren. Alle Beweise aber haben zum Beweisgrunde eine Anschauung (innere oder äußere).

c) Vermögen der Ideen, d. h. unmittelbaren Vorstellungen als erhaben zugleich über Anschauung und Begriff.

α. Unter ihnen nimmt die Idee des Absoluten den ersten Rang ein.

β. Sie gehört der Vernunft unmittelbar an.

γ. Jene, als Idee des Positiven vorzugsweise, ist kein Produkt der negativen Abstraktion, wie die empirischen Ideologen behaupten.

δ. Alle Wirklichkeit (eigene und fremde) wird vor der Vernunft zur bloßen Vorstellung; wenn das Absolute als bloße Vorstellung (reine Idee) gedacht wird. Und so ist der Glaube an die Vernunft zugleich das Element alles sinnlichen Erkennens — und so steht Rec. bey der zweyten Erklärung: Sinnlichkeit betitelt.

α. Sinnliche Anschauung ist nicht einerley mit unmittelbarer Vorstellung. Denn in jeder Anschauung muß jene, als subjektiver Zustand, vom Gegenstande, der sich durch jene Anschauung nur offenbart, unterschieden werden.

β. Mithin geht von einem unmittelbaren Akte der Vernunft selbst das Urtheil aus: Daß eine, vom Subjekte verschiedene Außenwelt, als Objekt sich offenbare in jener Anschauung; und keineswegs von der sinnlichen Anschauung allein.

γ. Und die Unterscheidung des Objekts vom Subjekte in jenem Urtheile ist keine bloße Vorstellung.

δ. Denn, indem die Anschauung ins Bewußtseyn übergeht; tritt aus dem Bewußtseyn, die Vorstellung einer realen Außenwelt (als unmittelbare Vorstellung) hervor.

Und so stünde Rec. bey der vierten Erklärung: Wahrheit.

Ihre Definition ist, daß sie sey: Die nothwendige Vorstellung von etwas Wirklichem, das mehr als bloße Vorstellung ist.

Auf der indemonstrabeln, d. h. unmittelbaren Anschauung des Wirklichen, ruht der Begriff von Wahrheit in jeder Bedeutung des Wortes. Daher so verschieden die Anschauungen; so verschieden die Bestimmungen des Begriffes: Wahrheit. Jene aber sind:

a) Aeußere; ihnen entspricht daher: Wahrheit der Vorstellungen.
   α. Die Sinne sind zwar nur zweydeutige Zeugen der objektiven Wahrheit der Vorstellungen, indem sie nur zunächst den Normalzustand der Sinnesorgane referiren.
   β. Daraus aber folgt noch nicht: daß in der sinnlichen Perzeption überhaupt keine Wahrheit sey.

   Denn unser Organismus ist ja doch auch ein Theil eines Naturganzen, das nicht in Abrede gestellt werden kann, so lange überhaupt noch von einem Nichtich die Rede ist.

b) Innere, höhere. Auf ihr beruht auch der höhere Begriff der Wahrheit, mit dem es die Religionsphilosophie zu thun hat.
   α. Dieser Anschauung erster Akt ist: Unterscheidung des Subjektes vom Objekte (Ich vom Nichtich).
   β. Und ihr Produkt ist Wahrheit, und zwar: Psychologische — logische — mathematische — moralische — metaphysische.

Der Verfasser behauptet: daß alle Wahrheit psychologisch sey, selbst die mathematische nicht ausgenommen, weil ihr Begriff: Größe, doch endlich nur auf einer intuitiven Vorstellung beruhe, die sich wohl im Bewußtseyn nachweisen, aber nicht beweisen, d. h. aus einer höhern Vorstellung deduciren lasse.

Die Uebereinstimmung der bloßen Vorstellung mit irgend einer intuitiven Vorstellung ist übrigens das gemeinsame Merkmal jedes Wahrheitsbegriffes.

Endlich seyen logische Wahrheiten eben so objektiv als mathematische, mittelst Beziehung derselben, auf alle Wirklichkeit. So viel aus diesem zweyten Abschnitte.

Da der Verfasser, wie wir gehört, den Wahrheitsbegriff in jeder Bedeutung, auf unmittelbar gewisse Anschauung basirt; so wird eine Frage des Verfassers aus der dritten Erklärung hier noch schicklicher stehen, nämlich: Ist die unmittelbare Erkenntniß des Urwirklichen durch reine Vernunftidee, auf Anschauung (oder nicht) gegründet?

Seine Antwort fällt verneinend aus.

Sinnliche Anschauungen, heißt es, lägen zwar sinnlichen Vorstellungen zum Grunde, so wie anderseits Vernunftvorstellungen, Vernunftanschauungen voraussetzten; allein die Vernunftvorstellung (Idee) des Absoluten mache hievon eine Ausnahme. In der sich selbst (nicht das Absolute) anschauenden Vernunft liege schon die Idee des Absoluten.

Man urtheile zwar: daß das Urwirkliche durch diese Idee unserem Geiste sich unmittelbar kund mache (offenbare), allein von der metaphysischen Möglichkeit dieser Offenbarung habe der Geist keineswegs eine Kunde.

Man könne sich zwar diese Möglichkeit nach Kausalverhältnissen vergegenwärtigen, und so den Satz gewinnen: Die Idee des Absoluten sey Wirkung des Absoluten selber — allein alle unsere Gefühle, die jene Idee begleiten, seyen immer noch keine Anschauungen.

Und eben in die Verwechslung jener Idee und des sie begleitenden Gefühls mit der Anschauung, setzt der Verfasser das Wesen des Mysticismus in der Spekulation (wiewohl der Verfasser nichts dagegen einwendet, wenn man jenes Gefühl der Idee eine Anschauung nenne, in sofern dasselbe von einem unmittelbaren Erkennen ausgehe).

An die Beantwortung dieser Frage schließt sich sodann füglich die Erörterung des Verfassers über Rationalismus und Superrationalismus (als den Gegensätzen im christlichen Offenbarungsglauben) aus der vierten Erklärung an.

Dem Rationalismus ist die Vernunft ausschließend das Vermögen alles Wissens und Glaubens.

Dem Superrationalismus gilt dieselbe nicht für das einzige und höchste Wahrheitsvermögen.

Der letztere theilt zwar mit dem Erstern das Vertrauen an die Vernunft (und sey deßhalb nicht irrational zu nennen), allein jenes Vertrauen selbst habe seine Grade und Gränzen.

Es ist nämlich dem Superrationalisten kein unbedingtes, sondern bedingtes. Und dieß sey zugleich der Grund: warum die Philosophie nie auf die Seite des Superrationalismus treten könne. Denn jene müßte sich selbst aufgeben, wenn

sie ein übervernünftiges Merkmal des Wahren, im Bewußtseyn aufweisen wollte.

Sie kann daher nur einen problematischen Beweis davon aufstellen: daß es einen Akt des Bewußtseyns gebe, der obschon erhaben über die Vernunft, dennoch untrüglich sey. Sie kann daher nie begreiflich machen: wie ohne unbedingtes Vertrauen zur Vernunft nur irgend eine Prüfung der Wahrheit einer Lehre möglich sey.

So der Verfasser S. 142.

Da der Verfasser den Wahrheitsbegriff in jeder Bedeutung des Wortes auf unmittelbar gewisse Anschauung basirt wissen will; so kann Rec. 1) in Bezug auf die Idee des Urwirklichen, folglich Urwahren zugleich, mit einer Ausnahme von der obigen Regel ohne weitere festere Beleuchtung und Begründung sich nicht sogleich zufrieden stellen.

Zu folgendem Dilemma berechtigt ja des Verfassers eigene Regel: entweder ist die Erkenntniß des Urwirklichen eine unmittelbare und demnach nothwendig auf Anschauung gegründet, oder sie ist nicht auf Anschauung gegründet, und deßhalb keine unmittelbare. Allein Rec. hat alles Recht zu vermuthen: daß der Verfasser die Begriffe: unmittelbare Erkenntniß und Erkenntniß eines Unmittelbaren, konfundirt habe.

Ueberhaupt fehlt es seinen Begriffen von sinnlicher Anschauung und Vorstellung an nöthiger Präcision. Denn einmal heißt es: Sinnliche Anschauung sey nicht Einerley mit unmittelbarer Vorstellung. Ein andermal aber: Allen Vorstellungen liegen Anschauungen zu Grunde. Nach diesen Aeußerungen liegt die unmittelbare Vorstellung, zwischen Anschauung und mittelbarer Vorstellung.

Es ist nun aber gar kein Grund vorhanden, von dem Sprachgebrauche aller Psychologen, die die sinnliche Anschauung gleich setzen mit unmittelbarer (sinnlicher) Vorstellung, abzuweichen; außer, man denkt sich: der Verfasser habe unter unmittelbarer Vorstellung, die Vorstellung eines Unmittelbaren (Noumenon = Substanz) verstanden, da er von der Vorstellung im Gegensatze mit einer mittelbaren doch nicht als von einem bloß thierischen Vorstellen (das gar nicht in Quästion ist), sondern nur von ihr, als einer unmittelbaren, folglich von ihr, als dem Begriffe entgegengesetzt spricht.

Und dann hat der Verfasser allerdings richtig behauptet: Daß die Idee des Urwirklichen auf keiner Anschauung ruhe, aber auch unrichtig zugleich behauptet: daß die Erkenntniß des Urwirklichen eine unmittelbare sey deßhalb, weil sie unmittelbar aus der Selbstanschauung der Vernunft hervorgehe.

Der Verfasser hat auch zugleich richtig behauptet: Daß die sinnliche Anschauung als solche, noch keine unmittelbare Vorstellung sey, d. h. nach unserer Bezeichnung noch keine Vorstellung eines Unmittelbaren (relativ Absoluten = Noumenon); denn

a) diese Vorstellung ist dem Geiste nur dann möglich, nachdem er in ihm selber, ein Unmittelbares im Gegensatze des Vermittelten gefunden hat, d. h. ein Seyn als Bedingung eines Erscheinens.

Nun ist nicht zu läugnen: daß die Erscheinung das Erste (Unmittelbare) ist in der Wahrnehmung, aber keineswegs das Unmittelbare (Bedingung) außer der Erscheinung, d. h. ihre eigene Bedingung; sondern diese ihre Bedingung fällt außer die Sphäre der Erscheinung und ihre Anschauung. Der Geist also erkennt sich als ein Unmittelbares erst durch die unmittelbare Anschauung seiner als eines Vermittelten, durch jenes Unmittelbare.

b) Denselben Prozeß muß er nun auch beobachten in der Erkenntniß des Nicht ich.

Von der Erscheinung wird auf das Seyn geschlossen, von der Offenbarung auf das sich Offenbarende.

Unmittelbar ist die Anschauung (Wahrnehmung) der Erscheinung (des Vermittelten durch den Grund, und den Grund zur Erscheinung vermittelnden).

Mittelbar ist die Erkenntniß des Seyns, als der Bedingung (des Grundes, des Unmittelbaren) der Erscheinung.

Wir haben also keine Anschauung (unmittelbares Erkennen) der Bedingung, wohl aber ein Wissen (mittelbares Erkennen) der Bedingung durch das von ihr Bedingte.

Dieses mittelbare Erkennen (Wissen) aber wird deßhalb nicht gewonnen, mittelst Verstandesoperation, durch Verbindung des Gemeinschaftlichen in der Erscheinung; sondern es wird ideell gesetzt, d. h. postulirt — ist also Vernunftfunktion.

Dieses mittelbare Erkennen des Unmittelbaren (Noumenon), macht das letztere nicht nur nicht etwa ungewisser, sondern es ist für uns nur um so gewisser als Bedingung; je gewisser uns das Bedingte (Erscheinung) in seiner unmittelbaren Wahrnehmung war.

c) Als Nichtich tritt aber auch das Urwirkliche im Bewußtseyn auf; folglich gilt auch hier derselbe Prozeß.

Nur wenn der Geist sich selbst als Noumenon (als relativen Urgrund in Bezug auf Wirksamkeit); jedoch in Bezug auf Existenz als ein Bedingtes aufgefaßt hat; tritt neben und durch diesen Gedanken, die Vorstellung des Unbedingten (des absoluten Urgrundes) in ihm auf.

So ist demnach auch hier die Vorstellung selbst (der Denkakt) keine unmittelbare, sondern vermittelte durch die Selbsterfahrung; wiewohl das Unbedingte, als ein durch Nichts (weder im Seyn noch in der Weise des Seyns) Vermitteltes = Absolutes, dem Geiste gilt.

So viel über den innern Vorgang des Geistes in der Bildung der Begriffe des Bedingten und Unbedingten, der Erscheinung und des Seyns.

Und wie könnte jener Vorgang auch anders seyn?

Wie wäre es möglich, daß der Geist auf einem andern Wege vom fremden Seyn eine Gewißheit in sich erzeugte, als auf welchem derselbe, sein Selbst nach Wesen und Form, zur Erfahrung gebracht hat.

Sein empirisches Bewußtseyn ist die unmittelbare Anschauung seiner eigenen Erscheinungen, mit denen anfangs das Ich, als Erscheinendes, immer noch unzertrennlich zusammen fällt. Nur von jenem steigt er hinab in das reine Bewußtseyn, nur durch jenes erhält er die mittelbare Vorstellung von sich als einem, das nur in jenen Erscheinungen sich offenbaret; — Bewußtseyn als Wissen um das Seyn (eigenes und fremdes) ist aber noch lange keine Anschauung des Seyns.

Diese vorläufigen Erörterungen setzen uns nun auch 2) in Stand, die Ansichten des Verfassers über Rationalismus und Superrationalismus zu beleuchten.

Wie kann der Mensch als Rationalist zur Vernunft ein unbedingtes Vertrauen haben, da jene doch selbst sich nur als Bedingtes wahrnimmt?

Das unbedingte Vertrauen also, durch seine Beschränkung auf ein Bedingtes, muß durch dieses selbst bedingt seyn. Ein unbedingtes Vertrauen zu etwas Bedingtem ist also ebenfalls nicht einerley mit einem Vertrauen zu etwas Unbedingtem.

Daraus ergibt sich nun auch leicht die Frage: Ob die Philosophie sich selbst aufgebe, wenn sie ein übervernünftiges Merkmal des Wahren im vernünftigen Bewußtseyn nachweisen wolle?

Von jenem Aufgeben aber kann so lange keine Rede seyn, so lange die Philosophie, als höheres Selbstbewußtseyn, kein widersprechendes Merkmal aufzunehmen genöthigt wird. Nur ein widersprechendes Merkmal im niedern würde die Philosophie als höheres Bewußtseyn aufheben. Uebervernünftiges Merkmal aber ist noch kein unvernünftiges; sonst müßte auch ein untervernünftiges Merkmal des Wahren, ein, die Vernunft aufhebendes, unvernünftiges Merkmal seyn. Dann dürfte sich aber

auch die Philosophie, als höheres Bewußtseyn, auch nie einfallen lassen, das Nichtich im niedern Bewußtseyn begründen zu wollen.

Die Anerkennung einer vom Ich wesentlich verschiedenen Außenwelt ist ebenfalls ein Akt des Bewußtseyns, der über die Vernunft des Subjektes hinausgeht, wiewohl in entgegengesetzter Richtung, und der demungeachtet, nicht als problematisch, sondern als apodiktisch von der Philosophie rekonstruirt wird. Warum? Weil sonst der Akt des Bewußtseyns, in welchem die Vernunft sich selbst erkennt und anerkennt, selbst nicht apodiktisch, sondern nur problematisch wäre.

Denn nur von dem Gewißheitsgrade, kraft dessen die Vernunft sich erkennt, und was das Ihre ist, hängt die Gewißheit ab, im Urtheile über etwas, das nicht sie, und nicht zu ihr gehört. Und nur dadurch, daß die Vernunft Erscheinungen unmittelbar wahrnimmt, die sie nicht als Offenbarungen ihres Wesens ansehen kann, ohne sich selbst aufzugeben: ist sie zugleich genöthigt, jene Erscheinungen als Offenbarungen eines andern Wesens anzunehmen, und nach Qualität jener als Form die Qualität des Wesens in jener Form zu bestimmen. Jener Vernunftakt also, in welchem sie ein Nichtich anerkennt, ist daher eben so wahrhaft ein übervernünftiger, als ein vernünftiger zu nennen, weil die Anerkennung eines Nichtich ihre Conditio sine qua non nur in der Anerkennung des Ich hat.

Die Erkenntnißakte von Gegensätzen bedingen sich demnach wechselseitig. Jede Spekulation also, auch wenn sie als den Gränzpunkt alles philosophischen Wissens die sogenannte transscendentale Synthese des Bewußtseyns aufstellt, muß, wenn sie jene Synthese nur recht versteht, und demnach dieselbe nicht rein subjektiv deutet, schon transscendent werden, d. h. ein übervernünftiges Merkmal des Wahren ins Bewußtseyn aufnehmen; oder wenn nicht einen von den beyden Faktoren der Synthese als Erscheinung der andern behandeln, und so abermal transscendent werden, weil dieses Verhältniß des Seyns und Wissens (des Objektiven und Subjektiven) nicht als Thatsache in der transscendentalen Synthese enthalten ist.

So viel als Gegenbemerkung über Suprarationalismus, den der Verfasser übrigens gar nicht als irrational ausgibt, wie wir gehört. Ja für die Rationalität desselben behauptet er ferner: daß die Vernunft nie in Abrede stellen könne, daß die Ergreifung des Wahren auch noch auf eine andere Weise, als die gewöhnliche, möglich sey; weil ein Wirkliches nicht erst ein Wirkliches werde durch eine gewisse Erkenntnißweise; sondern schon außer und vor unserer Vorstellung vorhanden sey,

und worauf sich unsere Erkenntniß nur beziehe mittelst innerer und äußerer Anschauung, S. 132.

Zum Schlusse dieses zweyten Abschnittes nur noch einige Andeutungen und Fragen, die erst später ihre volle Beantwortung erhalten können. Aus den bisher gepflogenen Untersuchungen über die unmittelbare Idee des Urwirklichen, und zwar auf rein theoretischem Wege, scheint sich also wenig Hoffnung zu ergeben: Jene Idee als Produkt einer inneren Offenbarung des Absoluten selbst ausgeben zu können, und so demnach (wie bereits andere dogmatisch behauptet), selbst die Vernunft- oder natürliche Religion, als eine geoffenbarte aufzustellen, und die Scheidewand zwischen beyden niederzureißen. Sollte es wohl aber rathsam seyn, in derley Untersuchungen die ethische Seite des Menschen ganz zu umgehen.

Sollte das Gewissen (sein praktisches Bewußtseyn) nicht mehr Gewißheit liefern?

Ist es ferner denn schon so ganz ausgemacht, daß, weil nach dem Wege Rechtens, d. h. der Ueberzeugung durch Beweis, die Idee des Urwirklichen = Unbedingten sich unmittelbar aus der Selbstanschauung der Vernunft als eines Bedingten hervorgeht; auf dem Wege der Gnade, d. h. der realen Zeugung, die Idee des Bedingten nicht eben so unmittelbar, wenn auch weniger fühlbar, aus der Einwirkung des Urwirklichen hervorgehe?

Einiges aus Gottl. Schmieds Beweise für ein unmittelbares Element im Erkenntnißvermögen des Absoluten dürfte hier nicht am unrechten Orte ins Gedächtniß gerufen werden.

1) Ein mittelbares Erkenntnißvermögen kann überhaupt nicht bestehen ohne unmittelbares.

2) Die Einwendung aber, daß dieses Unmittelbare und Erkennen des Absoluten eben nur das Erkennen des Relativen sey, weißt er auf folgende Weise von sich.

a. Er läßt den Beweis von Gottes Daseyn, mittelst Schluß vom Bedingten aufs Unbedingte, nach dem Gesetze der zureichenden Bedingung stehen, jedoch mit der Bemerkung: jene Bedingung kann nur dadurch eine zureichende werden, daß der Regreß der Bedingungen ins Unendliche als unmöglich abgebrochen, und dafür ein Letztes, in sich Vollendetes, nothwendig gesetzt werde.

b. Für diese Setzung aber (die gar nicht im Kausalitätsgesetze involvirt ist) muß doch ein Vermögen (Organ) im Geiste vorhanden seyn.

c. Dieses Vermögen (Organ) wirkt nun aber entweder allein, oder unter Mitwirkung des Absoluten.

d. Hat die Idee des Absoluten nicht bloß subjektive, sondern hat sie objektive Realität: so muß sie auch in realer Beziehung mit ihrem realen Objekte stehen.

e. Eine reale Beziehung aber kann nicht ohne Einwirkung auf das Subjekt der Idee seyn.

f. Mit der Einwirkung aber des Objekts tritt auch die Mitwirkung von Seite des Subjektes ein, und so wird jenes Organ zugleich ein Vermögen unmittelbarer Auffassung dessen, was einwirkt.

g. Dieses unmittelbare Auffassungsvermögen ist daher das erste und wesentlichste Element zur Erkenntniß des Absoluten, aber als solches noch gar nicht die Erkenntniß selber, wie sie als Ueberzeugung ins klare Bewußtseyn durch Verbindung mit der Denkkraft (dem mittelbaren Vorstellungsvermögen) tritt. So Gottl. Schmied *).

So viel Treffliches diese Beweisführung hat, so ist sie doch aus dem Grunde so lange nicht schlagend, bis sie nicht aus jener realen Beziehung die aus ihr gefolgerte Einwirkung als eine unmittelbare nothwendig dargethan haben wird.

Und ob dieses der Spekulation auf bloß theoretischem Wege (im kantischen Sinne des Wortes) mit Ausschließung des praktischen je möglich seyn wird, steht sehr zu bezweifeln. Der Theil kann nie, auch allseitig gewürdigt, das geben, was das Ganze, auch oft nur halb gewürdigt, leistet. Jene Einwirkung aber als eine unmittelbare aufgefaßt, gibt auch den Begriff einer ursprünglichen Einrichtung des Geistes: in Gegensätzen zu denken; folglich auch zur unmittelbaren Auffassung seiner, als eines bedingten Seyns, sich das Unbedingte nothwendig hinzuzudenken.

Vortheilhaft für diese Ansicht ist sogar die Thatsache aus der Geschichte des denkenden Geistes, daß er der Idee des Absoluten nicht los werden könne, wenn er sich auch alle anderen Faktoren im transscendentalen Bewußtseyn vom Halse schafft, selbst den göttlichen Faktor (im engeren Sinne des Wortes) nicht ausgenommen.

Allein ein ganz anderes Licht erhält diese Untersuchung auf dem Boden des praktischen Bewußtseyns.

Da wird es der Spekulation schwer (doch nicht unmöglich), »gegen den Stachel auszuschlagen,« je aufmerksamer

*) Siehe diese Jahrb. XXII. Band: Religion und Theologie nach ihrem Wesen und Fundamente.

sie vor dem Medusenhaupte des sogenannten kategorischen Imperativs verweilet, der einen unbedingten Gehorsam von einem bedingten Wesen fordert. — Für wen aber?! Etwa für das sogenannte Höhere, Göttliche im Menschen — für den freyen Geist?

Allerdings — wenn es ausgemacht ist, daß dieser selbst kein kreatürliches, sondern unbedingtes, etwa aus dem Unbedingten gezeugtes und emanirtes Wesen ist.

Uebrigens ist es kein Wunder, wenn in einer Zeit, die, auf geilem Boden gewurzelt, ihre Staubfäden muthwillig in eitel Blüthen- und Blattwerk auswachsen läßt, der neue kategorische Imperativ (das alte Gewissen im Menschen) lieber als Schlag- und Weckerwerk in der Geistesuhr (deren Zeiger alle sich nur um das Wissen drehen) angesehen wird, als daß er als lebendige Stimme Gottes im dynamischen Verkehre mit der Geisterwelt (wie die Sonne mit jeder noch so unbeachteten Pflanze) geehrt werden sollte.

Das Schlagwerk läßt sich nach Belieben stellen, aber der Mund des Urwirklichen kann um seine Zunge nicht gebracht werden, die, auch nach langem Schweigen, plötzlich unwiderstehlich zur Löwenstimme des Rufenden in der Wüste wird, und eine Gedankenheiligkeit ohne Werkheiligkeit aus ihrem Munde ausspeyet.

Kann aber das praktische Bewußtseyn leichter in allseitiger, nur aus einer unmittelbaren Einwirkung des Urwirklichen begriffen werden; so kann die Einsicht in diese Wahrheit nicht anders als wohlthätig rückwirken auf die Untersuchung über die Idee des Absoluten im theoretischen Bewußtseyn.

Wer anderer Meinung ist, dem bleibt nichts übrig, als den Beweis zu stellen, daß die unmittelbare Einwirkung des Absoluten auf den Geist nur mit einer unmittelbaren Anschauung begleitet seyn könne. In Betreff jenes Beweises können die Andersgesinnten ohne Anstand zu den Blindgebornen in die Schule gehen [1]), welche vom Daseyn der Objekte des Tast- und Gesichtssinnes auch ohne unmittelbare Anschauung und Betastung in Kenntniß gesetzt werden [2]).

Recensent steht nun bey der dritten Abtheilung des Werkes, welche die oben bereits schematisch aufgestellten Systeme in ihrem Verhältnisse zur Religion würdiget.

---

[1]) Siehe Dr. K. v. Baer Anthropologie, 1824.

[2]) Mit dieser Bemerkung soll keineswegs das Uebersinnliche zum Handgreiflichen herabgesetzt werden. Allein behutsam soll den Psychologen für die Betrachtuug der übersinnlichen Hälfte des Menschen die Erfahrung machen, daß das Unsinnliche im Sinnlichen und Handgreiflichen ihn oft zur blinden Kuh machen will.

Atheismus.

Der Verfasser theilt denselben ein in einen dogmatischen und sceptischen, um den negativen Begriff des Wortes in einen positiven zu verwandeln.

Und da der sceptische keine Gründe gelten läßt, sowohl an Gott und Götter zu glauben, als nicht zu glauben; so wollen wir uns hier nur auf den dogmatischen beschranken.

1. Wesen desselben.

a. Bloß auf die organisch-sinnliche Wahrnehmung will er den allgemeinen Begriff der Natur zurückgeführt wissen.

b. Da aber das Wirkliche in ihr, durch die Sinne, als räumliche Materie erkannt wird; so erklärt er jede immaterielle Wirklichkeit entweder als Erdichtung, oder als Produkt von materiellen Kräften.

c. Unter den Kräften der Materie hebt er die Abstoßungs- und Anzugskraft als die allgemeinen heraus, welchen er sodann alle übrigen subordinirt; selbst die Lebensthätigkeit deducirt er aus einem vielseitigen Konflikte jener mechanischen Kräfte in mancherley organisch verbundenen Stoffen, und mechanisirt demnach die ganze Natur.

2. Prüfung desselben.

a. Der atheistische Naturbegriff liegt mit sich selbst im Streite. Er will durch sinnliche Wahrnehmung begründet seyn, und nimmt doch Merkmale in sich auf, die jener fremd sind. Denn was in die Sinne fällt, ist keine dynamische Allheit der Dinge, sondern nur eine unermeßliche Reihe von Erscheinungen, in denen wir Wirkungen von Kräften erkennen, die aber alsbald zu Nichts werden, ohne Voraussetzung einer uns empirisch unbekannten Urkraft (Absolutes).

Dieses Absolute schiebt er nun zwar in die Natur hinein, aber willkürlich — und willkürlich legt er auch jenem Absoluten materielle Eigenschaften (Attraktion + Repulsion) bey.

b. Sein Schluß von der Existenz körperlicher Dinge auf die Nicht-Existenz eines unkörperlichen Etwas ist ein logischer Luftsprung.

So der Verfasser, der bey dem Vorwurfe einer Willkürlichkeit, dem Materialismus gemacht, gerade denselben Vorwurf sich selbst zuzieht. Allerdings läßt sich der Materialismus Willkür zu Schulden kommen, wie jedes der übrigen angeführten Systeme, allein nicht von der Seite, von welcher der Verfasser glaubt.

Denn darin liegt die Willkür des Materialismus nicht, daß er sinnlichen Erscheinungen Kräfte unterlegt, die nicht in die Sinne fallen, und den Kräften eine Substanz, die in jene

Kräfte, sich manifestirend, aus einander geht, und die abermal nicht in die Sinne fällt.

Dazu wird er durch den ursprünglichen Organismus seines Geistes genöthigt, so wie jeder andere.

Und wenn jene Kräfte auch nicht in die Sinne fallen, so werden sie aber auch nur für die Sinnenwelt postulirt. Sie sind sinnliche Kräfte, um Sinnliches zu erklären. Und der Materialismus widerlegt die Tollheit direkte, die man ihm gern zur Last legen möchte, daß er den Naturbegriff rein durch den Sensualismus der fünf Sinne konstruiren wolle.

Könnte der Schluß vom Sinnlichen auf ein Unsinnliches, von der Erscheinung auf die (erscheinende) Kraft ihm zur Last gelegt werden; so könnte dasselbe auch uns zur Last gelegt werden, die wir ebenfalls voraussetzen müssen, um etwas Gesetztes begreifen zu können.

Seine Willkür also liegt darin keineswegs, daß er eine Urkraft (Substanz) der Natur mit ihren Grundkräften setzt; sondern darin, daß er jene Substanz als das Absolute selber ansetzt; ferner darin, daß er das Absolute (das in seinem Bewußtseyn leider unverstanden im tiefsten Hintergrunde steht) versetzt, dadurch seiner Würde entsetzt.

Der Verfasser sagt unter andern S. 196:

»Der Begriff von einer Urkraft kann gar nicht umgangen werden, wenn man nicht willkürlich etwas Kraft nennen will, was in anderer Beziehung wiederum nichts anderes als Wirkung ist. Unzertrennlich aber ist mit dem Begriffe Urkraft der Begriff des Absoluten. Von diesem aber lehrt uns die Erfahrung so wenig, als sie es unbestimmt lassen muß: ob sich alle Kräfte als Wirkungen auf eine oder mehrere Grundkräfte reduciren.«

Aber eben jene Unumgänglichkeit und diese Unzertrennlichkeit steht gegen das Urtheil des Verfassers über Materialism auf.

Ob endlich uns die Erfahrung, frägt er, von einer Substanz belehre? Die sinnlich-thierische keineswegs; wohl aber die sinnliche eines Menschen, der nun einmal nie und nirgends bey der Wirkung und Erscheinung stehen bleibt, weil er getrieben wird, zur bekannten Größe die unbekannte aufzusuchen, und Sichtbares aus Unsichtbarem zu verstehen.

Daß aber dieser Fehlgriff des Verfassers in der Beurtheilung des Materialismus eine Folge ist von der Willkür in der Aufstellung und Klassifikation der religiösen Weltansichten, auf die wir schon oben aufmerksam machten, wird den Lesern leicht ohne viel Nachdenken klar werden.

Pantheismus.

Bey gleichen Resultaten für Religion ist sein psychologischer Charakter ganz ein anderer, sowohl (Eintheilung des Verfassers) als dialektischer, mystischer und aus beyden gemischter Pantheism. Jeder von diesen ist ferner vollkommener Absolutismus, alles höhere Wissen als intuitives Erkennen des Absoluten behauptend.

Durch reines Denken wähnt er das Absolute zu erkennen, und dasselbe sodann erst wieder zu finden in der materiellen Natur.

Als dialektischer Pantheismus geht er von der Analyse allgemeiner Erkenntnißbegriffe aus, und sucht durch Schlüsse zu demonstriren, daß das Absolute ein alleiniges Eins sey, und daß in diesem Einen alles Mögliche, Nothwendige, Wirkliche einerley sey.

Der mystische Pantheismus (der in seinem demonstrativen Theile zusammenfällt mit jenem) ist nur durch sein Prinzip von jenem unterschieden, welches die geistige (intellektuelle) Anschauung seyn soll, als höchste Potenz der Vernunft. Diese Anschauung aber liegt über dem Bewußtseyn, das selbst nur ein untergeordneter Akt der Vernunft ist.

Durch diese Anschauung wird erklärt, wie alles im Bewußtseyn Unterschiedene Eins und Einerley sey im Absoluten.

1. Die Darstellung der Demonstration beyder ist folgende:

a. Mit der logischen Entsinnlichung (Abstraktion), deren höchstes Produkt die Begriffe Etwas und Nichts sind, hängt die reine Vernunftidee des Absoluten allerdings zusammen, weil das Absolute auch nur schlechtweg als Eines gedacht werden kann.

b. Ueber das logische Etwas erhebt sich die pantheistische Spekulation durch die Begriffe von Seyn + Werden + Kausalität. Der metaphysische Begriff vom Seyn (Wesen der Dinge) läßt sich aber nur (wie der Begriff des Absoluten) begründen durch Reduktion auf ein unmittelbares Bewußtseyn. Läßt sich nun beweisen, daß das Wirkliche (Wesen) einerley sey mit dem Urwirklichen, so ist der Pantheismus unzerstörbar.

c. Der Verfasser führt uns nun das Raisonnement von Spinoza an:

  α. Ein Urwirkliches ist der Vernunft unmittelbar gewiß.

  β. Das Wirkliche wird gedacht als ewig und entstanden.

  γ. Entstehen aber und Wirkliches in sich ist ein Widerspruch; denn das Seyn ist vor dem Werden.

  δ. Nichtgewordenes Seyn ist also ewiges = absolutes Seyn, so wie Gewordenes nur relatives Seyn ist, und als dieses nur der Modus des absoluten Seyns.

d. Dann folgt Brunos Raisonnement:
  α. Das Urwirkliche ist einerley mit dem Urgrunde aller Möglichkeit (d. h. Urwirkliches = Urmögliches.
  β. Das Urwirkliche muß zugleich gedacht werden als das schlechthin Nothwendige.
  γ. Also ist im Absoluten alles Wirkliche, Mögliche und Nothwendige einerley.
  δ. Da aber außer dem Absoluten nichts schlechthin nothwendig ist, so ist auch außer demselben nichts möglich, folglich auch nichts wirklich, als das Absolute selber.

2. Prüfung desselben (mittelst Vergleichung des Absolutismus mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft).

a. Sehr richtig bemerkt der Verfasser über den Gehalt der metaphysischen Begriffe des Möglichen und Nothwendigen in ihrer Verbindung mit dem Begriffe der Kausalität, daß sie nur Relationsbegriffe seyen des Endlichen aufs Absolute, aber keineswegs das Absolute selber. Wir erkennen in ihnen nur Beziehungen, aber nicht das Absolute in seiner Qualität, noch das Wie der Gründung des Endlichen im Absoluten (Rec. setzt hinzu: positiv kann keines von beyden erkannt werden, wohl aber negativ).

b. Aber nicht so richtig ist die zweyte Bemerkung: Daß der Pantheismus unwiderlegbar sey, wenn ihm zugestanden werde, daß es Aufgabe des Verstandes sey, die relative Wirklichkeit aus der absoluten Wirklichkeit zu deduciren. Er setzt hinzu: daß es scheine, diese Forderung müsse jenem zugestanden werden, weil alles Relative als gegründet im Absoluten gedacht werden müsse. Allein eben hier sey der Punkt, wo der dialektische Trug anfange, den die wahre Metaphysik (die treu bleibt den unmittelbaren Thatsachen des Selbstbewußtseyns) aufzudecken habe. Nothwendig urtheile zwar der Geist, daß alles Relative gegründet sey im Absoluten, aber in diesem Ausspruche versinke auch zugleich alles Wissen.

c. Die Begründung dieser wichtigen, und der jakobischen Philosophie eigenen Aussage folgt S. 199. Sie lautet:
  α. Aus der Idee des Absoluten fließt keine Erkenntniß einer relativen Wirklichkeit.
  β. Der Mensch ist von der Wirklichkeit seiner und der Dinge außer ihm unmittelbar durch den ersten Reflexionsakt überzeugt, auch ohne ans Absolute zu denken.
  γ. Durch die Vernunft wird diese Ueberzeugung an die Idee des Absoluten zwar allerdings angeknüpft, und ihr untergeordnet, jedoch nur in sofern:

δ. als alle relative Wirklichkeit ohne eine absolute vor der Vernunft null ist; aber nicht in sofern:

ε. als wir die relative Wirklichkeit aus und in der absoluten erkenneten.

Wir widersprechen daher uns selbst, wenn wir die relative Wirklichkeit (als Gegensatz des Absoluten) mit dem Absoluten identificiren, um jene aus dieser zu deduciren. So der Verfasser.

3. Diesen Behauptungen gegenüber stellen wir folgende Sätze auf:

a. Daß alles Relative eben deßhalb aus dem Absoluten begriffen werden könne, weil jenes in diesem begründet sey.

b. Es gibt keine Ueberzeugung von eigener und fremder Wirklichkeit, ohne Idee des Absoluten (wiewohl es ein unmittelbares Wissen von beyden gibt).

c. Die Unterordnung des relativen unter das absolute Seyn von der Vernunft geschieht zuerst zwar nur dazu, weil ohne absolute Wirklichkeit alle relative null und nichtig wäre; aber eben weil die relative Wirklichkeit kein Schein oder auch nur bloße Erscheinung ist, so muß sich das Relative aus dem Absoluten formal begründen lassen, so wie jenes in diesem real gegründet ist.

d. Allein diese formale Begründung wird und darf keine Deduktion des Relativen aus dem Absoluten mittelst Identifirung seyn, eben weil sich sodann das philosophische (höhere) Bewußtseyn mit den unmittelbaren Thatsachen des niederen (empirischen) widersprechen würde, das uns das relative Seyn in der Sphäre des Subjekts sowohl als des Objekts keineswegs als Modifikation, als Erscheinung des Absoluten, beurkundet.

Von einer Begreiflichkeit des Relativen aus dem Absoluten, auf eine Art, wie wir das Relative aus dem Relativen (z. B. die Erscheinung aus dem Seyn, Erscheinung aus Erscheinung, und das Besondere aus dem Allgemeinen) begreifen und deduciren, kann hier also gar keine Rede seyn.

Und es handelt sich also jetzt darum, ob die bemeldete Art der Begreiflichkeit die einzige oder nicht sey. Gibt es außer ihr keine mehr; so hat der Verfasser Recht, daß wir aus dem Absoluten nichts Wirkliches begreifen, folglich auch eigentlich gar nichts begreifen.

Wem fällt bey dieser Behauptung nicht der merkwürdige Satz Jakobi's ein: »Die Wissenschaft will, daß kein Gott sey;« versteht sich, weil jene diesen begreifen, deduciren will, d. h. den Unmittelbaren zu etwas Mittelbarem, den Ersten

zu etwas Zweytem machen will, weil nur Besonderes aus einem Uebergeordneten, Allgemeinen deducirt werden kann. Allein daß alles Begreifen nur ein Deduciren des Besonderen aus dem Allgemeinen sey, gilt nicht einmal von all und jedem Begreifen in der Sphäre des Relativen, desto weniger in der Sphäre des Absoluten.

Wer kann sagen, daß die Grundkräfte irgend eines Dinges (der Natur oder des Geistes) aus der Substanz begriffen würden, wie das Besondere (Wirkliche) aus dem Allgemeinen (Formalen).

Ist das Noumenon schon deßhalb eine bloße Allgemeinheit des in sich entgegengesetzten Phänomens (z. B. der Kontraktion und Expansion, oder der Receptivität und Spontaneität), weil jenes vom Verstande in einen Begriff gefaßt wird, von der Vernunft aber als Idee, als Vorstellung eines Unsinnlichen, ergriffen werden muß, um die Erscheinung nicht als bloßen Schein zu verwerfen.

Oder kann man die Substanz in irgend einer Sphäre des relativen Seyns bloß als Synthese dynamischer Gegensätze aufstellen und behaupten? — Oder endlich, wäre diese Synthese in der Naturlehre schon dasselbe, was der formale Begriff in der Logik ist? Wenn das Alles der Fall wäre, so hätten alle jene Metaphysiker Recht, welche die Substanzialität nur als einfachen Begriff, als ein ens logicum behandelt wissen wollten.

Im Gegentheile aber kann (in jeder Sphäre des relativen Seyns) das Noumenon nicht anders in die Selbstoffenbarung übergehend gedacht werden, als dadurch, daß es in zwey aus einander gehet, wovon keines auf das andere, wohl aber beyde auf das dritte, als ihre gemeinschaftliche Wurzel (ohne ihr Allgemeines zu seyn), bezogen werden.

Zu dem bisher Gesagten kann Rec. noch folgendes, eben nicht neues Resultat logischer Forschungen anführen:

»Der Schlußsatz verhält sich zu den Prämissen nicht immer wie das Besondere zum Allgemeinen, der Theil zum Ganzen, sondern auch wie Uebereinstimmung und Widerstreit zwischen Subjekt und Prädikat, nach dem Axiome der Identität: zwey Dinge, die einem dritten gleich oder ungleich sind, sind dasselbe auch unter einander.«

Dieses Resultat ergibt sich schon aus der Natur des Schlusses als eines vermittelten Urtheiles.

Die Bestimmung aber des Verhältnisses zwischen Prädikats- und Subjektsbegriff kömmt nicht bloß dadurch immer zu Stande, daß das Subjekt einem Gattungsbegriffe untergeordnet wird, der

dasselbe Prädikat besitzt; sondern auch dadurch, daß Subjekt und Prädikat ursprünglich an einem dritten Begriffe sich messen müssen.

Mit der Richtigkeit aber dieses Resultats ist die Behauptung Jakobi's: daß dem Verstande jedes Recht auf einen positiven Beytrag zur erweiternden Erkenntniß irgend eines Objektes abgesprochen werden müsse, siegreich, wenn auch nur dialektisch, widerlegt worden von Gottlieb Schmied in seinem bereits gemeldeten Werke.

4. Die Richtigkeit dieses Resultates bahnt uns jetzt auch den Weg zur Beantwortung der Frage: wie das Relative aus dem Absoluten sich deduciren lasse, wenn sich jenes zu diesem wie das Besondere zum Allgemeinen, nicht verhält. Da die vollständige Beantwortung dieser Frage einen schicklicheren Platz in der Abhandlung über Theismus einnimmt, so kann hier nur Einiges als vorläufige Andeutung stehen.

a. Da das relative Seyn nur im Absoluten als gegründet gedacht werden muß, so muß jenes zu diesem doch im Verhältnisse der Offenbarung zum Offenbarenden stehen, wenn sich überhaupt ein Verhältniß zwischen beyden ansetzen läßt. Wenn nicht, so darf auch nicht mehr eine Rede seyn von einer Gründung des Einen im Andern.

b. Ist das Relative die Offenbarung des Absoluten, so kann die Qualität der Offenbarung nur aus der Qualität des Absoluten verstanden werden.

c. Das Absolute aber ist das Seyn durch und aus sich, und als solches Seyn muß es sich auch offenbaren.

d. Diese Selbstmanifestation ist nur denkbar durch einen Akt, kraft welchem ein Wesen gesetzt wird, das in wesentlicher Verschiedenheit vom Absoluten weder das Absolute, noch dessen bloße Erscheinung, sondern ein Drittes in relativer Absolutheit ist, in sofern es den Grund seiner Erscheinung als Substanz in sich hat, ohne als Kreatur den Grund seiner Existenz in sich zu haben.

e. Solch ein Manifestations- oder Offenbarungsakt ist Schöpfung. Schöpfung allein kann das Absolute, als Seyn durch sich, ursprünglich offenbaren *).

Es erübrigt jetzt Rec. noch zum Schlusse dieses Abschnittes etwas über den vom Verfasser angeführten Wendepunkt der pantheistischen Spekulation zu sagen.

Der Verfasser will gerade in dem merkwürdigen Zusammenfallen der Begriffe des Wirklichen, Möglichen und Noth-

*) Woher diese Ansicht? Aus der Verlassenschaft des großen Fiat lux! der aber dennoch als das caput des Obscurantismus verschrien ist von Leuten, die am Sonnenstich der Wahrheit erblindet sind.

wendigen, in ihrer Relation aufs Absolute, die Unmöglichkeit einer Deduktion des Relativen aus dem Absoluten aufgefunden haben.

Denn nur durch ein Auseinanderhalten soll eine Erklärung (Deduktion) möglich werden, weil Erklärung ein Zwey als Wirkliches voraussetzt.

Wie fallen nun aber jene Begriffe im Absoluten zusammen.

a. Mögliches und Nothwendiges, heißt es, erkennen wir nur mittelst Verkettung von Ursache und Wirkung; und in dieser Beziehung ist das Nothwendige mit dem Möglichen, und Beydes mit dem Wirklichen einerley, in sofern nämlich nichts möglich ist, was nicht der Kausalität gemäß, d. h. nothwendig ist, welches dann auch das Wirkliche selber ist.

b. Deßhalb aber sind diese Begriffe für den Verstand noch nicht einerley. Denn das Wirkliche ist das durch sich Gewisse. Das Nothwendige aber ist der Erklärungsgrund, der in einer bereits wirklich vorhandenen Kausalverbindung liegt. Das Mögliche ist der bezweifelte, ungewisse Kausalnexus. Demnach sind also die Begriffe des Möglichen und Nothwendigen nur getrennte Gesichtspunkte der Reflexion in der Beurtheilung eines Wirklichen, das wir schon zuvor erkannt haben müssen.

c. Jene Begriffe gelten ferner auch nur vom relativen Seyn; denn vom absolut Möglichen und absolut Nothwendigen begreifen wir nichts.

Wir nennen das Absolute das absolut Nothwendige nur deßhalb, weil es im Kausalnexus mit dem relativen Seyn als erste Ursache gedacht werden muß. Aber eben als diese Ursache liegt es auch zugleich außer jenem Kausalnexus, innerhalb dessen für uns ein Begreifen und Wissen möglich ist. Darauf nur so viel als Antwort.

a. Weil jedes Wirkliche bald als Mögliches, bald als Nothwendiges gedacht werden kann, nach Verschiedenheit der Reflexionspunkte, folglich auch das Urwirkliche; daraus folgt noch keineswegs, daß das relativ Wirkliche mit dem Urwirklichen objektiv real zusammenfalle, wenn auch beyde Potenzen, das relative und absolute Seyn, unter denselben Begriffen sich formal vereinigen lassen. Das formale Zusammenfallen hebt also hier das Auseinandergehaltenseyn in der Wirklichkeit gar nicht auf, folglich auch nicht eine Erklärung des Bedingten mit dem Unbedingten.

b. Der Verfasser hat ferner zu bemerken unterlassen, daß die Begriffe des Möglichen und Nothwendigen nur in ihrer for-

malen Bedeutung im Urwirklichen zusammenfallen. Die formale Bedeutung aber jener Begriffe ist noch nicht die reale.

Das reell Nothwendige ist die Natur als Noumenon, in ihrem bestimmten Kausalnexus mit ihren Erscheinungen aufgefaßt.

Das reell Mögliche ist der Geist, als freye Kausalität in seiner Thätigkeitssphäre erkannt.

Das reell Wirkliche ist das Bedingte so wie das Unbedingte.

So richtig nun der Verfasser in derselben Stelle bemerkt (wenn auch nur in formaler Bedeutung jener Begriffe), daß wir den Begriff des Nothwendigen mißdeuten, wenn wir uns einbilden, in dem Urwirklichen (wie in der Natur) eine innere Nothwendigkeit zu erkennen, welche die Freyheit ausschließt; eben so richtig und richtiger hätte er hinzusetzen sollen, daß wir den Begriff des Möglichen mißdeuten, wenn wir uns einbilden, in dem Urwirklichen (wie im Geiste) eine innere Freyheit zu erkennen, welche die Nothwendigkeit ausschließt. Mit einem Worte, wenn auch jene Begriffe in formaler Bedeutung mit dem Begriffe des Absoluten koincidiren, so geschiebt dieß doch keineswegs, wenn jene in realer Bedeutung (die die Basis von jener ist) behandelt werden.

Denn so lange es die unmittelbaren Thatsachen des Bewußtseyns kategorisch verbieten: das Bedingte als Modifikation und als bloße Erscheinung des Unbedingten, so wie dieses als Allgemeines und Substanz von jenem zu deuten; so lange darf in keiner Sphäre des relativen Seyns zwischen der bedingten Substanzialität desselben und der unbedingten Substanz eine Identificirung vorgenommen werden, zu dem Zwecke, um zu begreifen, zu deduciren; selbst für den Fall, daß es nur eine Art des Begreifens und Verstehens gäbe, nämlich die der Subordinirung des Besonderen unter sein Allgemeines (wovon aber bereits oben das Gegentheil dargethan worden ist); denn die Aufgabe der Philosophie ist keineswegs, den gordischen Knoten des empirischen Bewußtseyns zu zerschneiden, sondern zu lösen. Wer in der Spekulation Räthsel des Daseyns dadurch löst, daß er sie verflacht und profanirt, der ist ein Plusmacher, wenn kein Pfuscher, und dort wie hier kein Meister. Und nur jener Plusmacherey gehört der Name Absolutismus als Spottname, aber nicht jener Spekulation, die, mit Hochachtung gegen den kategorischen Imperativ der theoretischen Vernunft, das relative All der Dinge aus dem Absoluten zu verstehen sucht. Denn diese läßt sich bey all ihrem Streben, zu begreifen, doch nie einfallen, begreifen zu wollen, was nicht zu begreifen ist, näm-

lich den unbegreiflichen Anfang alles Seyns, und was jener Anfang als Unbegreifliches involvirt, wozu allerdings das Wie des Heraustretens Gottes aus Ihm selber im Schöpfungsakte gehört.

Allein das Wie ist noch lange kein Was oder Daß. Das letztere muß dem menschlichen Geiste zu Theil werden, oder er hat nur Verstand, nicht um sein Selbst zu verstehen, sondern um in ein todtes Naturalienkabinett die Natur und sich zu verwandeln.

Und wichtiger als dieses und alles Andere ist jenes Selbstverständniß, weil es allein den Geist vor Mißverständnissen seiner selbst, den gefährlichsten aller, sichert; denn nur ein sich nicht verstandener Geist ist ein gefallener Engel — ein Satan, der sich selbst gefiel im freyen Mißverstande.

Wir stünden nun bey dem mystischen Pantheismus.

Es ist hier der Ort, eine Anmerkung über die Eintheilung des Pantheismus zu machen.

Wenn der Grundirrthum des Pantheism darin besteht, daß er in der Ausmittlung des Verhältnisses zwischen relativem und absolutem Seyn sich der bestehenden Verhältnisse im relativen Seyn bedient, um darnach das Verhältniß des Absoluten zum Universum zu bestimmen: so muß sich allerdings der Pantheismus richtiger eintheilen lassen nach der Quantität jener Verhältnisse im Relativen, als nach einer bloß subjektiven Prävalenz einer Geisteskraft im pantheisirenden Individuum. Jene Verhältnisse aber sind nur entweder formale oder reale. Jenes ist das des Besonderen zum Allgemeinen, dieses das der Form zum Wesen (der Accidenz zur Substanz), das, formal behandelt, den Begriff gibt des zureichenden Grundes. Die absolute Behandlung des ersten Verhältnisses würde einen Pantheismus als absolute Identitätslehre, die des zweyten einen Pantheismus als absolute Indifferenzlehre liefern.

In eine vollständige Abhandlung über Pantheismus gehörten dann ferner noch die verschiedenen, theils möglichen, theils bereits in der Geschichte eingetretenen Modifikationen des Pantheismus. Deßhalb können wir mit den Aeußerungen des Verfassers über den sogenannten mystischen nicht einverstanden seyn. Z. B. wenn er von ihm behauptet S. 211: Seine Gewalt gründe sich nicht auf Schlüsse, sondern auf Bilder der Phantasie. Dichten und Denken sey ihm einerley. Seine Schlüsse seyen ein Deräsonniren, weil sie durch Schlüsse (deren Anfangspunkt doch das unterscheidende Bewußtseyn sey) die Einerleyheit alles Bedingten im Absoluten begreiflich machen wolle. — Ferner: Um die hohe Wissenschaftlichkeit zu retten, müsse der mystische

Anschauungsprozeß Platz machen einem logischen Reflexionsakte, in welchem allerdings der Verstand indifferenzire, wiewohl ohne alle metaphysische Bedeutung u. s. w.

Und so wahr es ist, wenn er sagt: Vorstellen sey leichter als beweisen — kein Beweisen ohne Bewußtseyn — kein wirkliches Bewußtseyn ohne Unterscheidung zwischen Gott, Geist und Natur; so wenig ist doch damit gesagt in Bezug auf eine objektiv richtige Zeichnung der pantheistischen Formen.

Auch dürfte die Philosophie ihrem Wesen nach sehr beschränkt werden, wenn man nur jenes Streben des menschlichen Geistes Philosophie nennen wollte, dessen Resultate er, nur in der Verstandesform (in Begriffen), und nicht in der Phantasieform (in Symbolen) zu Tage förderte. Da doch dort, wie hier, die sich selbst erfassende Vernunft (der Verstand), eine und dieselbe Aufgabe zu lösen strebte, und in der logischen Form kein größeres Glück gemacht hat, als in der phantastischen, weil sie sich hier wie dort beykommen ließ: das Räthsel des Lebens in seiner Totalität aus dem Ich oder Nichtich einseitig zu lösen.

Hylozoismus.

In dem Begriffe von einer allgemeinen Lebenskraft (nicht in dem von einer Weltseele, weil diese metaphysisch von der materiellen Natur verschieden ist) findet der Verfasser den Charakter des Hylozoismus (ohne jedoch in Abrede zu stellen, daß sich alle hylozoistischen Vorstellungen auf den allgemeinen Begriff einer Weltseele reduciren ließen).

Der Verfasser geht nun die verschiedenen Arten desselben durch, und zwar in historischer Entwicklung derselben.

Der Hylozoismus erscheint zuerst als:

Fetischismus mit vorwaltendem Gefühle. Der Mensch trägt sich, und mit sich das Göttliche hinein in die ihn umgebende Natur. Dann als:

Polytheismus (mythischer Hylozoismus) mit vorwaltender Phantasie. Endlich als

Pantheismus mit vorwaltendem Verstande.

Und so tritt der Verfasser aus dem Gebiete der Mythe aufs Gebiet der Geschichte der Philosophie.

3. Prüfung desselben. Der Verfasser findet in dem Begriffe einer allgemeinen Lebenskraft eine Willkür, dem kein wirkliches Leben, von dem wir Kunde haben, entspricht, und dem es doch entsprechen sollte.

Wie so?

Alles bekannte Leben (organisches und geistiges) ist individuelles. Individuelles Leben, als Evolution einer nicht indivi-

duellen (allgemeinen) Lebenskraft gedacht, ist eine Verfälschung vom Leben; so wie die Kraft selbst nur eine hypothetische Annahme ist, S. 232.

Warum? Weil wir im unmittelbaren Bewußtseyn keinen Ursprung unserer geistigen Lebensthätigkeit erkennen; in der materiellen Natur aber mehrere (nicht eine) Kräfte (die wir empirisch unterschieden), zur Produktion eines Individuums zusammenwirkend, erkennen.

In diesem Abschnitte scheint sich der Verfasser am wenigsten verstanden zu haben. Wie könnte er sonst sagen, S. 234: »Das Faktum des individuellen Lebens in seinem ganzen Umfange bleibt vor dem nüchternen Verstande immer ein unauflösliches Räthsel, sowohl auf dem Standpunkte der physischen als metaphysischen Betrachtung. Selbst wenn wir mit den Spiritualisten individuelle Substanzen als Seelen annehmen, die den Organismus beleben; so bleibt doch immer noch unbegreiflich, woher der Organismus stamme.« Anderseits aber betheuert er wieder, S. 235: »Daß der Glaube an eine allgemeine Lebenskraft der Natur keineswegs als thöricht abzuweisen sey, weil er sich auf eine Hypothese stützt, die uns von der Natur selbst fast wie aufgedrungen wird. Denn selbst wenn wir mit Leibnitz die materielle Natur als Erscheinung geistiger Substanzen deuten, so bleibt das Leben (das sich in der Erscheinung kund thut) doch an den Organismus gebunden, der (keinen spirituellen, sondern) natürlichen Anfang nehmen muß.«

Wenn es keine Hypothese des Verstandes, sondern ein nothwendiger Akt der Vernunft ist, das relative All der geistigen Erscheinungen auf Grundkräfte zurückzuführen, diesen aber einen Träger als einfache Substanz anzuweisen, der sich zu jenem verhält, wie der verborgene Grund zu seiner Selbstoffenbarung; so wird es wohl auch keine Hypothese seyn, wenn die Vernunft nach demselben Typus auch das Seyn außer ihr behandelt; so lange sie in diesem nur den Charakter der Nothwendigkeit im Gegensatze mit dem der Freyheit (der auch unter die Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseyns gehört) nicht außer Augen läßt. Nur in solch einem Falle tritt die Hypothese ein, und zwar eine, die da erkläret, auf Kosten dessen, was erklärt werden soll.

Der Verfasser hat mehr, als wo anders, den eigentlichen Standpunkt für die Beurtheilung der hylozoistischen Weltansicht verfehlt; aber aus dem bereits schon zuvor angeführten Grunde, weil er der gemeinschaftlichen Wurzel des Irrthums wohl auf die Spur, aber die Wurzel selbst nicht erhoben hat.

Hylozoismus entsteht nur durch Vereinerleyung der Gegen-

sätze zwischen Geist und Natur, und nicht durch die Reduktion aller Erscheinungen des Naturlebens auf ein Prinzip, Naturkraft genannt. Wird nun für dieses Geschäft keine dritte Potenz postulirt, so kann das Resultat hievon nur entweder der Materialismus oder der Spiritualismus seyn. Dort ist der Geist als Substanz der Natur zum Opfer gebracht worden, hier die Natur als Substanz dem Geiste.

Es kann aber auch Geist und Natur als kollaterale Erscheinungen einer Substanz, die weder Geist- noch Natursubstanz ist, und in sofern ein Drittes, aber in beyden als Substanz vorhanden ist, die dann Weltseele genannt wird. Diese kann aber selbst kreatürlichen Ursprungs seyn, und daher kömmt es sodann, wie der Verfasser richtig bemerkt, daß nicht jeder Hylozoismus gleich ein Pantheismus, folglich jener auch mit einem gewissen Theismus verträglich sey. Der eigentliche Hylozoismus entsteht also mittelst Indifferenzirung des Subjektes und Objektes in einem Dritten. Ist nun dieses Dritte das Absolute selbst, so geht er freylich in Pantheismus über.

Dieser Pantheismus kann freylich wiederum sehr verschieden in die Erscheinung treten, je nachdem er mit mehr oder weniger Konsequenz durchgeführt ist, die wieder von der intellektuellen und moralischen Bildungsstufe der Menschheit, oder besser, von der Stufe ihres Verfalls abhängig ist.

Denn darüber sollte wohl unter Philosophen im neunzehnten Sekulum der Erscheinung des Heils (dieses auch nur als Wendepunkt der Weltgeschichte behandelt) nicht mehr die Rede seyn:

»Daß es so ganz natürlich sey, wenn der erwachte Mensch sich und mit ihm das Göttliche in die ihn umgebende Erscheinung hineinträgt, der er sich hingibt.« S. 238.

Wenn der menschliche Geist nicht mehr seinen absoluten Herrn findet, und ihn da sucht, wo er nicht zu finden ist (da doch, wie die Schrift sagt: Der Esel die Krippe seines Herrn kennt), diese Aberration auf Kosten des vorwaltenden Gefühls verre[illegible]nen wollen, heißt: seine spekulative Rechnung ohne Wirth machen.

Wie gering muß der Mensch erwacht seyn, wenn er das Sonnenbild im Wasserspiegel für die Sonne selbst ansieht, wie wenig muß sein Auge geübt seyn, im Aufblicke zu Dem, dem er als Sohn näher steht, als der Natur, dem Fußschemmel seines Vaters.

Allerdings hat der Verstand wenig Antheil an dem Aequationsgeschäfte zwischen Gott und Natur, wenn er die Kräfte der letztern, mit persönlichen Göttern, und das nur partiell, supplirt; denn sonst könnte er von jenem Geschäfte seinen eigenen, über die Natur erhabenen Geist nicht ausnehmen; sonst müßte ferner an

die Stelle des Fetischism und Polytheism, der Materialismus oder Pantheismus treten; allein das ganze Geschäft selbst kann demungeachtet nicht als der natürliche Morgensegen der erwachenden Menschheit angesehen werden, weil Unnatur dem Menschen zur Natur nur durch langen Umgang werden kann. In diesem Falle aber kann das Ungereimteste zur hohen Weisheit werden, und umgekehrt. Ist z. B. der Tod aus einem Schandfleck des Lebens zum Adelsdiplom desselben geworden, so sind Auferstehung des Fleisches und ewiges Leben die letzten Artikel des Aberglaubens. — So viel als Gegenbemerkung über diesen Abschnitt.

Zur Verwahrung gegen den möglichen Vorwurf eines intellektuellen Absolutismus müssen wir noch gestehen: daß wir weit entfernt sind, das Räthsel des individuellen Lebens gelöst zu haben, mittelst der Annahme einer Substanz als Träger eines dynamischen Dualismus für die totale objektive Hälfte des Universums. Selbst in dem Falle weit entfernt sind, wenn wir hinzusetzen: daß das individuelle Leben in der geistigen Sphäre des Universums ebenfalls das Produkt sey von einer bestimmten Mischung der Grundkräfte einer geistigen Substanz; aber keineswegs für die totale subjektive Hälfte des Alls; wie wir es anzuerkennen genöthigt sind, für das individuelle Leben der Natur. Denn dieser ihre Individuen sind keine Personen im engern Sinne des Worts, eine Würde, die der Geist, in Verbindung mit dem Organismus, seinem Leibe erst mittheilt. Die Hülle wird geadelt durch den Verhüllten.

Und dieß ist der im unmittelbaren Bewußtseyn des Menschen vorhandene Grund, warum der Geist sich unterfängt, den Baum des Naturlebens mit all seinem Reichthum von Individuen aus Einer dualistischen Wurzel zu entwickeln; für jedes armselige Menschenindividuum dagegen dieselben Faktoren, aber unter einem besondern geistigen Exponenten zu postuliren, mit Ausnahme seines leiblichen Organismus, welcher der Natur angehört. Und solch eines Wissens darf sich der Mensch so wenig schämen, als sich darob in die Brust werfen, weil er sich schämen müßte, sich wegzuwerfen.

Wir stehen nun beym vierten Abschnitte:

Reiner Theismus.

Sein Wesen setzt der Verfasser in die Vernunftidee einer absoluten Vollkommenheit. Das Absolute ist zugleich das Vollkommenste, und daher zugleich der Gegenstand einer höchst vernünftigen Anbetung, weil dieser nur ein absolut-vernünftiges und freyes, absolut-heiliges Wesen seyn kann.

In dieser Voraussetzung, versucht der Verfasser nun eine Antwort auf die zwey Fragen:

1) Ob die Vernunft durch sich selber (ohne besondere Offenbarung) die Wirklichkeit eines solchen Urwesens, Gottes nämlich, erkenne (entweder mittelbar oder unmittelbar durch Anschauung).

2) Ob nicht in dieser Erkenntniß ein Glaube (erhaben über das eigentliche Erkennen) die Stelle des eigentlichen Erkennens einnehme.

Abgesehen von einer theosophischen Anschauung, heißt es, könne die Gotteserkenntniß sich nur auf eine innere geistige Anschauung gründen (da Gott kein Gegenstand äußerer Anschauung werden kann). Und diese wäre sodann nur die reine Vernunftidee (durch die das Absolute, weil nothwendig gedacht, auch erkannt wird), wenn diese mit der Idee des Göttlichen koincidirte.

Daß es aber eines tiefern Nachdenkens bedürfe, um durch die Idee des Absoluten sich zu überzeugen, daß jenes zugleich ein Göttliches sey, hätten von jeher die philosophischen Köpfe zugestanden, die sich deßhalb in verschiedenen Richtungen des Verstandes nach Beweisen für Gottes Daseyn umgesehen hätten.

Der Verfasser geht nun die Argumentation eines Anselmus, Descartes und eines Leibnitz durch, und hält sich mit besonderer Vorliebe bey den Lehrsätzen der Jakobischen Religionslehre auf, die er eine Freyheitslehre nennt, weil sie leistete, was Kant übersehen hatte, nämlich: mittelst dem Begriffe der Freyheit (im metaphysischen Sinne) einen Beweis fürs Daseyn eines göttlichen Geistes zu stellen.

Die Momente des Beweises sind folgende:

a) Ueber dem Nothwendigen liegt (in der Ordnung der Begriffe) das Mögliche.
b) Das Uranfängliche ist also das Urmögliche.
c) Das Urmögliche ist, dessen Thätigkeit unmittelbar mit selber anfängt.
d) Solche Thätigkeit ist absolute Freyheit.
e) Die Basis der Freyheit ist Bewußtseyn: eine Reihe unmittelbar anzufangen,
f) Folglich ist das Urfreye auch ewige Vernunft.

Gegen diese Argumentation macht nun der Verfasser die treffendste Bemerkung: daß der Begriff der Möglichkeit so wenig als der der Nothwendigkeit an der Spitze einer metaphysischen Demonstration stehen könne, dort um zu beweisen, daß das Absolute alle Nothwendigkeit; hier aber, daß es alle Freyheit ausschließe. Der Grund, den er anführt, ist aber nur der bereits oben gerügte, nämlich: weil im Absoluten die Begriffe des Wirklichen, Möglichen und Nothwendigen koincidiren.

Auch wenn gegen die Vertauschung der Begriffe von Freyheit und Möglichkeit, fährt er fort, nichts einzuwenden wäre; so würde sich doch nicht beweisen lassen: daß im Absoluten Freyheit deßhalb schon einerley sey mit Vernunft, weil beydes im menschlichen Bewußtseyn einerley ist. Es folgte nur so viel, daß wir uns den Urgrund aller Möglichkeit als einen vernünftig freyen Geist denken dürften, ohne den Grundlehren der wahren Metaphysik zu widersprechen.

So der Verfasser, der unstreitig hier in der Beurtheilung Jakobis den köstlichsten Gedanken in seinem ganzen Werke geäußert hat. Ob er ihn zu verarbeiten im Stande seyn wird, werden wir sehen, zweifeln aber. Warum?

Der Verfasser hätte sonst, jenem Gedanken gemäß, mit einem andern Schlusse geendet, nämlich:

Daß man den Grundlehren der wahren Metaphysik eben so widerstreite, sich Gott in seiner Substanzialität, als vernünftig freyen Geist zu denken, als sich denselben als Naturkraft zu denken.

Und Rec. wird den Beweis keineswegs schuldig bleiben, wenn er zuvor noch das Nöthige aus der Unterabtheilung dieses Abschnittes, unter dem besondern Titel:

Der religiöse Vernunftglaube des reinen Theismus

wird vorgetragen haben, in welcher der Verfasser die obige zweyte Frage beantwortet. Dieser Glaube soll sich von der intuitiven und demonstrativen Ueberzeugung unterscheiden, wesentlich unterscheiden durch die Art und Weise: wie der denkende Geist, durch sich selbst, die Gewißheit findet, daß das Absolute in sich selbst, einerley sey, mit dem wahrhaft Höchsten = Vollkommenen = Heiligen (dem moralisch Vollkommenen) = Göttlichen.

Dieß nachzuweisen, sey die Aufgabe der religiösen Glaubenslehre des reinen Theismus.

a) Die Lösung derselben fängt der Verfasser mit der Beantwortung folgender Vorfrage an: Wie kömmt es, daß für die Vernunft das Absolute, als solches, nicht auch zugleich das Höchste = Vollkommene ist? Die Antwort ist: Weil dem Absoluten, in der bloß spekulativen Bedeutung des Worts, die moralische Vollkommenheit fehlt.

b) Allein, wie kömmt es (frägt er weiter): Daß die moralischen Begriffe, ursprünglich mit der metaphysischen Idee des Absoluten nichts gemein haben?

Die Antwort lautet: Weil die Begriffe des Guten, nicht

aus der Idee des Absoluten; sondern aus dem Bewußtseyn der Würde, der Menschennatur (der Erhebung des Geistes über die Sinnlichkeit) hervorgehen.

c) Uebrigens aber könne keine Vernunft erklären, wie es zugehe, daß wir die Elemente des moralischen Bewußtseyns (Geistigkeit in Vernunft und Freyheit) so bald in der Idee des Absoluten wieder finden; sowie wir uns dasselbe als ein Höchstes = Vollkommenes vorstellen. Denn —

α. wo die Vernunft fehlt (so raisonnire der menschliche Geist), da fehlt auch das Höchste, Beste. (Und dieses Urtheil entspringe unmittelbar aus dem Selbstbewußtseyn der Vernunft.)

β. Ferner — eine Urthätigkeit aber, auch wenn sie Bewußtseyn entwickelte, ursprünglich aber ohne Bewußtseyn wäre, sey gar nicht Vernunft in der eigentlichen Bedeutung des Wortes.

γ. Zu diesem Selbstbewußtseyn gehört auch das Gefühl ihrer Würde; so wie auf diesem alle moralischen Begriffe ruhen.

δ. Absolute Vollkommenheit ist also auch moralische Vollkommenheit, und diese Einerley mit Heiligkeit.

ε. Im Begriffe des Heiligen ist also Selbstständigkeit nicht zu trennen vom Selbstbewußtseyn und von Vernunft, und diese nicht vom Gefühle.

d) Durch diesen Vorgang glaubt der Verfasser den Verstand zur Einsicht zn bringen, wie aus der Vernunft selbst ein Glaube entspringe, der höher als alles Wissen (Begreifen), der Glaube nämlich an die Wirklichkeit des Höchsten = Vollkommenen = Heiligen = Göttlichen. Daher auch sein Name, religiöser Vernunftglaube.

Die Idee des Göttlichen sey demnach ein heiliges Eigenthum der Vernunft, und Objekt jenes Glaubens.

Sein letzter Grund aber, die indemonstrable Kraft jener Idee selber: das heißt, mit andern Worten, S. 298, dasselbe Vertrauen, das wir Glauben an die Vernunft nennen, vertritt in dieser besondern Beziehung, d. h. auf die Idee des Göttlichen, die Stelle des eigentlichen Wissens.

Der Geist stößt durch einen besondern Akt der Vernunft die Meinung von sich: das Göttliche (Absolutes = Heiliges) könne vielleicht doch nur Täuschung seyn, weil er dann auch die Heiligkeit der Pflicht von sich stoßen müßte, mit der Idee des Vollkommenen.

So viel wird hinreichend seyn, um unsere Reflexionen hierüber zu motiviren.

Der Verfasser verschanzt seine religiöse Glaubensburg, die er vor unsern Augen, auf dem Grunde und Boden der Vernunft in die Wolken steigen ließ, überdieß noch in der Ebene mit allerley spanischen Reitern.

So nennt er S. 296, die Versuche, jenes Räthsel, wie das Absolute alsbald ein Göttliches werde, wenn es als Vollkommenes gedacht wird, psychologisch zu lösen, nur sophistische Wendungen. Auch glaubt er, nur Jener könne Anstoß nehmen an einem religiösen Vernunftglauben, jenseits der Gränze alles Wissens, der die logische Gaukeley des intuitiven Absolutismus noch nicht durchschaut habe, und der noch nicht zu dem großen Gedanken vorgedrungen: daß alles Wissen vor der Vernunft verschwinde, wenn der Glaube an die Vernunft erlösche. Indessen gesteht er sich doch ein, daß dieser religiöse Glaube doch den Wunsch übrig lasse: es möchte sich aus den Prinzipien des menschlichen Wissens die Wahrheit dieses Glaubens so beweisen lassen, wie die Wahrheit anderer Erkenntnisse.

Daß Rec. kein Anhänger des schwärmerischen Absolutismus ist, das dürfte er besonders in seiner Arbeit über Zimmers Theologie und Philosophie *) erhärtet haben; und so möge denn der Verfasser vor der Hand diesen Versuch nicht als Sophisterey behandeln, da derselbe selbst von den Prinzipien des Wissens ausgeht, und nur zu dem Zwecke hier mitgetheilt wird, um zu zeigen, daß der Glaube an die Vernunft nicht zu erlöschen nöthig habe, sondern er dürfe nur nicht gehörig verstanden seyn, um all unser Wissen zu vernichten, und als eiteln Tand zu erklären.

Wir beginnen unsern Versuch mit der Frage: Was ist der Grund, daß die Idee des Göttlichen nicht in und aus der Idee des Absoluten begriffen wird?

Kein anderer, als weil der Verfasser glaubt: die Begreifung des erstern aus dem zweyten werde nur möglich, daß man das Mögliche als ein Freyes (nach Jakobi) an die Spitze der Argumentation stelle. Das Freye aber könne nun einmal nicht im Absoluten begriffen werden; weil auch das Nothwendige im relativen Seyn, nebst dem Freyen, aus dem Absoluten zu begreifen dasteht.

2) Die Funktion der Begreiflichkeit des einen hebe demnach denselben Akt für die Begreifung des andern auf; und demnach beyde sich wechselseitig.

3) Weil nun aber von den beyden relativen Faktoren des Be-

*) Siehe Jahrbücher Band. XXVIII.

wußtseyns Ich und Nichtich keiner im absoluten Faktor begriffen werde, ohne in den letztern heterogene Elemente, die das Absolute selbst ideell zerstören, hineinzuschieben; so müssen alle drey, ohne Begreifung, stehen bleiben, wie sie im Bewußtseyn unmittelbar vorkommen, d. h. sie müssen geglaubt werden; ganz besonders wird aber dann dieser Glaubensakt für das Absolute als Göttliches, d. h. Heiliges (moralisch Vollkommenes) in Anspruch von der Vernunft genommen.

Und der Verfasser ist in dieser Argumentation unwiderlegbar, wenn es ausgemacht ist, daß es keine andere Art der Begreifung gebe, als die des Besondern aus dem Allgemeinen, des Theils aus dem Ganzen.

Nun aber ist es eben so ausgemacht, daß es andere Beweis- oder Begriffsweisen gebe, und zwar schon in der Sphäre des relativen Seyns.

Gesetzt aber, es gäbe im Relativen nur jene eine, so würde der menschliche Geist doch genöthigt: eine andere für das Relative in seiner Beziehung aufs Absolute, und fürs Absolute in seiner Beziehung aufs Relative aufzusuchen. Warum?

Denn mit dem Eintritte jener drey Faktoren ins Bewußtseyn tritt auch die unabweisliche Forderung an den Geist ein: das Verhältniß derselben zu einander zu bestimmen.

Diese Forderung, die Bestimmung des Verhältnisses zwischen relativem und absolutem Seyn, ist eigentlich das Tagewerk der einen Philosophie als Metaphysik.

Zeigt sich nun aus ihren zahllosen Versuchen, daß jenes Verhältniß keineswegs als jenes, zwischen Besonderem und Allgemeinem angesetzt werden könne und dürfe, ohne unmittelbar gewisse Thatsachen des Bewußtseyns (der Selbsterkenntniß der Vernunft) zu vernichten, statt zu verklären; so kann mit mehr Grund ein anderer Weg eingeschlagen werden, als das Axiom aufgestellt werden kann: es gibt kein Wissen vom Absoluten, als einem Göttlichen.

Es entsteht also im Denkgeiste die Frage: Da ich doch immer nur von Mir ausgehen muß, in der Bestimmung jenes Verhältnisses, welchen Verhältnißbegriff gibt es noch, neben jenem des Besondern zum Allgemeinen? Die Antwort lautet: Den Begriff des Verhältnisses der Accidenz zur Substanz (der Form zum Wesen) *). Allein, auch auf dem Wege der Uebertragung dieses Grundverhältnisses verlieren die bekann-

*) Ganz gleichbedeutend mit diesen Worten darf keineswegs die Bezeichnung: Erscheinung und Seyn genommen werden, weil mit dem Worte Seyn nur die Grundkräfte bezeichnet werden können, durch welche doch erst die Substanz zur Erscheinung vermittelt wird.

ten Faktoren des Bewußtseyns ihre Werthe der Substanzialität, nämlich: das Noumenon in jeglicher Sphäre des relativen Seyns wird verdrängt von dem einen Noumenon, dem göttlichen Numen. Sollte der forschende Geist nun wirklich da angelangt seyn, wo das Universum der Gedanken mit Bretern verschlagen ist? Wir wollen untersuchen!

Darf denn jener Verhältnißbegriff der Erscheinung zum Seyn (eigentlich der Form zum Wesen) gar keine Veränderung erleiden in seiner Uebertragung aus der heimischen Sphäre des Bedingten, auf den geheimnißvollen Boden des Absoluten?

Warum nicht, da es sich nicht bloß um ein Verhältniß des Bedingten zum Bedingten; sondern des Bedingten zum Unbedingten handelt.

Und da die Erscheinungen nur durch die Grundkräfte vermittelt werden mit ihrem Grunde, der durch diese in jenen sich selbst offenbar macht, manifestirt, oder da die Offenbarung nur aus der Natur des Offenbarenden begriffen werden kann; so entsteht jetzt die Frage: Wie muß das Absolute, als Sich selbst offenbar machend, in dieser Offenbarung gedacht werden, und demnach auch erkannt werden? Nur auf folgende Weise:

a) Absolutes Seyn ist Seyn durch sich und aus sich.

b) Als solches kann es sich nicht offenbaren in einer Erscheinung, die sich zum Absoluten verhielte, wie im relativen Seyn sich die Erscheinung zum Seyn, d. h. wie die bloße Form zum Wesen verhält, eben weil diese Offenbarungsweise nur die des relativen Seyns ist.

c) Eine Offenbarung aber des Absoluten wäre keine des Absoluten, wenn sich das Absolute durch jene nicht unterschiede vom Relativen, wenn sich gerade durch jenen Offenbarungsakt, Absolutes mit Relativem, und dieses mit jenem konfondirte, welcher Akt doch dazu vom Absoluten vollzogen wurde, um sich als Absolutes, und nicht als Relatives zu bekräftigen.

d) Das Absolute macht sich also offenbar, als Seyn durch sich, dadurch: daß es ein Seyn als Substanz setzt außer sich, ohne sein eigen Wesen aus sich hinauszusetzen.

Dieser Setzungsakt ist ein Schöpfungsakt, durch Schöpfung also manifestirt sich das Urseyn, zuerst.

e) Allein nicht bloß durch den Schöpferakt, sondern auch durch das Schöpfungsfaktum, als die vollendete Kreation, wird sich das Absolute offenbaren, und zwar als dieses, d. h. als das in seiner Wesenheit unvergleichbare, folglich Nichtzuverwechselnde mit dem Relativen. Und diese Offenbarung kann nur gedacht werden dadurch:

f) Daß das Schöpfungsfaktum einen Gegensatz in den relativen Substanzen bildet. Denn nur dadurch wird eine Indifferenz des Relativen im Absoluten impraktikabel, so lange die Thatsachen des Selbstbewußtseyns geschont bleiben sollen.

g) Die Selbstaffirmation des Absoluten im Schöpfungsfaktum kann noch andere Seiten darbieten, deren Entwickelung streng genommen in die gegenwärtige Arbeit nicht gehöret.

So würde zur Vollendung der Selbstaffirmation gehören: daß die möglichen Elemente in der Idee des Absoluten (Wesen und Form) ihre Exponenten oder Werthe, umgekehrt in der Kreatur (diese in ihrer Totalität als relatives Universum genommen) in die Erscheinung treten; so, daß wenn im Absoluten das Wesen Eines, die Form drey wäre; im kreatürlichen Universum das Wesen drey, ihre Form aber als Eine erschiene. (Siehe die oben angeführte Recension: Zimmers Theologie und Philosophie.)

Kehrt denn aber selbst nach solch einer Argumentation die erste Frage nicht wieder, nämlich: ist der Begriff des Vollkommenen = Heiligen = Göttlichen unzertrenlich eins mit der Idee des Absoluten = Unbedingten?

Allerdings — aber auch die Antwort für die Unzertrennlichkeit.

α. Einmal schon darum, weil das Absolute als der letzte Grund aller Vollkommenheit im bedingten Daseyn gedacht werden muß. Es ist also auch erkannt, als der Gesetzgeber jeder Gesetzgebung.

β. Dann aber auch, weil es zugleich als lebendiger, selbstbewußter Legislator des Universums gedacht werden muß, indem es im Schöpferakte und im Schöpfungsfaktum, als ein sich selbst Erfassendes und sich selbst Ausscheidendes und Unterscheidendes erkannt wird.

Denn das unbedingte Urwirkliche, der Grund seiner selbst, folglich der Urgrund, theilt sein ewiges Wesen mit keiner bedingten Substanz.

Ist also weder Geist noch Natur, seinem Wesen nach — er ist weder frey noch nothwendig, im eigentlichen Sinne des Wortes, mit welchen Worten die Offenbarungsweise des kreatürlichen Seyns bezeichnet wird. Aber er ist Allmacht und Allweisheit als selbstbewußtes Urwesen und Urkraft, und so

γ. endlich der Unvergleichbare zugleich.

Das Universum gibt Antwort auf die Frage: Wer ist, wie Gott? Und widerhallt es von einem Ende zum andern: Nicht Einer! Keiner!

Daraus ist nun auch ersichtlich, daß es gar nicht unter die, wegen ihrer Unmittelbarkeit nothwendigen Thatsachen des Bewußtseyns gehört: daß die moralischen Elemente des bedingten Seyns, nämlich: Geistigkeit, Freyheit und Vernunft in die Idee des Absoluten einkehren, wenn es als Vollkommenes = Höchstes gedacht wird.

Wenn Gott die moralischen Prädikate des Ichs beygelegt werden, so ist der Grund hievon kein metaphysischer, nur ein logischer, in sofern Gott mit dem kreatürlichen Subjekt unter einen Begriff gefaßt wird, in sofern beyde als Gegensatz des kreatürlich-objektiven aufgefaßt werden.

Daß Gott aber aus metaphysischen Gründen, wie wir gesehen, Bewußtseyn beygelegt werden muß; daraus folgt noch gar nicht: daß Gott sein Wesen mit der vernünftigen Kreatur theile; weil er eine gewisse Form mit ihr theilt.

Mit eben dem Grunde könnten wir dann der Natur geistiges Wesen, Vernunft und Freyheit vindiciren, weil auch sie unter Vernunftformen in die Erscheinung tritt.

Allerdings ein Umstand, der viele Forscher faktisch zum Hylozoismus, selbst zum Pantheismus verleitet hat. Aber auch umgekehrt ists eine nicht seltene Selbsttäuschung, zu glauben: man gewinne einen Gott, wenn man die geistige Kreatur unbeschränkt denke.

Im Grunde macht man nichts anderes, als daß man die Kreatur ihrem Wesen nach, der göttlichen Wesenheit gleichsetzt, und um den Verstoß gegen die Thatsachen des Selbstbewußtseyns zu mildern, den Unterschied aus der Qualität bloß in die Quantität verlegt unter den vornehmen Namen: Beschränkung = Endlichkeit, und diese dann überdieß nur als eine, von außen her mittelst der Leiblichkeit an dem Geiste haftende, auftischt.

Auf diesem Wege gewinnt man wohl höchstens ein Unbedingtes, aber man verspielt dabey seinen Gott, weil man jenes im spekulativen Spiele auf die unrechte Karte gesetzt hat.

Man glaubt sogar die Würde der Menschennatur in einem Zeitalter und unter einem Volke gerettet zu haben; wenn man Gott als den frommen Alten der Tage mit jedem Schurken unter ein Gesetz des göttlichen Gewissens gestellt hat *).

---

*) Das Wahre, das dieser Lehre (die nämlich alles Metaphysische, als Gegensatz des Physischen, für einerley mit dem Sittlichen oder Göttlichen erklärt) zu Grunde liegt, und auch der Jakobischen Philosophie angehört, bedarf einer besondern Erläuterung, sagt der Verfas-

Ob man übrigens in dem Aequationsgeschäfte zwischen zwey inkommensurabeln Größen das Resultat mit dem Namen der einen oder der andern Größe belegt; die Ungereimtheit bleibt dieselbe, ob man seinen geflickten Diogenesmantel der Gottheit umwirft, oder sich Gott als den unsterblichen Gewissenswurm in den Gehirnschädel setzt.

Dort wie hier ist die Ueberschrift: Ecce homo!

Oder ist vielleicht jene Vereinerleyung nothwendig, um die Heiligkeit der Pflicht zu retten, etwa nach dem antiken Rechtsgesetze, daß jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden könne? Unbedingten Gehorsam kann allerdings nur ein Unbedingter fordern. Aber eben das Unbedingte muß als ein Selbstbewußtes gedacht werden, wenn die Vernunft (ihr eigenes und fremdes Seyn, wohl verstanden) von beyden zum Absoluten aufgestiegen ist. — Und um ferner nun auch jene Forderung des selbstbewußten Unbedingten an das Bedingte, d. h. die Manifestation seines Willens vernehmen zu können; ist jener Aequations-Prozeß noch weniger nothwendig. Dazu bedarf es in der bedingten Kreatur nur der Receptivität, um mit dem Absoluten in ein dynamisches Verhältniß zu treten.

So viel aus der Beantwortung der obigen zwey Fragen der Religionslehre. Wir gehen nun auf eine dritte, gleich wichtige Frage über.

3) Wenn nun aber der Glaube in Bezug aufs Göttliche die Stelle des Wissens vertritt; wozu brauchen wir noch ein Wissen in der Religion, wie wir es besitzen in den Beweisen fürs Daseyn Gottes, oder: in welchem Verhältnisse stehen diese Beweise zu jenem Glauben.

Der Verfasser antwortet: das Geschäft der Philosophie in religiöser Hinsicht sey nur, den religiösen Vernunftglauben zu wecken und zu beleben? Und dieß geschehe durch Raisonnement, weil nur dadurch die Vernunft zum Bewußtseyn ihrer selbst, folglich auch zum Bewußtseyn der Idee des Göttlichen gelange. Die Beweise fürs Daseyn Gottes, als Schlußreihen des Verstandes, theilt er übrigens ein: in theoretische und moralische.

Jene zerfallen wieder in metaphysische und empirische. Diese aber nach der Beschaffenheit der Moralprinzipe: Glückseligkeit und Uneigennützigkeit.

Metaphysisch nennt der Verfasser alle jene Beweise,

---

ser S. 53; wir haben sie aber nirgends in diesem Werke, wo doch so viele andere Systeme der Vergangenheit und in Gegenwart mit wenigen, aber treffenden Hauptzügen gewürdigt wurden, vorgefunden, außer dem Namen Salat in der Anmerkung.

welche durch Vergleichung der unmittelbaren Ueberzeugung vom Absoluten, mit der Ueberzeugung, welche die Vernunft von ihr selber hat, zu dem Glauben führen, daß das Absolute ein Göttliches sey.

Empirisch nennt er jene Schlußreihen, in denen der Verstand von der Betrachtung der Natur (wie sie in die Sinne fällt) hinaufsteigt zur Idee des Göttlichen.

Moralisch nennt er dann den Beweis, wenn er von der Idee der Bestimmung des Menschen hinaufsteigt zur Idee des Göttlichen. Diese Eintheilung entspricht nicht durchaus den Erfordernissen, wie sie die Logik an jede Eintheilung macht.

Andere sind hierin glücklicher gewesen, und zwar folgender Weise: aller Beweis ist Sache des Verstandes, in jeder Erkenntnißsphäre. In der Sphäre religiöser Ueberzeugung ergibt sich für Beweise ein doppeltes Fundament, je nachdem sich der Verstand entweder auf das Absolute selbst (wie es in unmittelbarer Auffassung vorkömmt) wirft, oder auf das relative Seyn, um jenes durch dieses zu bestimmen.

Das erste Fundament liefert den sogenannten ontologischen, den rein metaphysischen Beweis fürs Daseyn Gottes.

Das zweyte liefert den kosmologischen, physikotheologischen und moralischen Beweis, je nachdem das relative Seyn entweder nach seiner Substanzialität, Accidentalität oder Bestimmung aufgefaßt wird.

Nach dieser Eintheilung fällt der metaphysische unsers Verfassers unter die empirischen, denn auch die Vernunft gehört zum relativen Seyn.

Dann ist aber auch das Urtheil des Verfassers über die sogenannten empirischen Beweise viel zu gering angesetzt, wenn er sagt, daß sie höchstens zur Idee des Absoluten, als einer Weltseele beschränkt durch die Materie führen können.

Das ist schlechterdings unmöglich, wenn das relative Seyn allseitig gewürdigt worden ist, d. h. nach seiner subjektiven und objektiven Sphäre, und in jeder nach Substanz und Accidenz. Denn jeder Begriff einer Weltseele indifferenzirt die wesentlich verschiedenen Substanzen des relativen Seyns. Und nur diese wesentliche Verschiedenheit erstickt den Gedanken des Absoluten als einer Weltseele in der Geburt.

Daraus wird nun aber auch jeder mit der Geschichte der Philosophie vertraute leicht einsehen, daß sowohl der kosmologische, der von der Substanzialität des relativen ausläuft; als der physikotheologische, der von der Accidenz desselben (d. h. von der allgemeinen Lebensform) aufsteigt, noch gar nicht mit aller Kraft,

die in ihnen liegt, zur Belebung und Weckung der Idee des Absoluten, aufgeführt worden sind.

Selbst der ontologische ist von jener Zeit, die ihn besonders in Schutz nahm, nicht gänzlich entwickelt worden; denn immer beschränkte er sich nur auf die Substanzialität des Absoluten, als auf ein Wirkliches und Vollkommenes zugleich, nie aber auf die wesentliche Form jener Substanz. Hätte sich der ontologische Beweis in der Philosophie auch auf die Bestimmung der Form des Absoluten und Vollkommenen zugleich eingelassen; so würde die Idee eines dreyeinigen Gottes nicht immer der positiven Theologie überlassen worden seyn, sondern auch die Philosophie würde sich entblödet haben: jenen positiv gegebenen Begriff in der Idee zu rekonstruiren.

Und es würde sich das Resultat ergeben haben:

a) Daß ein Absolutes und Vollkommenes zugleich (diese Vollkommenheit auch nur als Selbstbewußtseyn aufgefaßt) dreyfach in seiner wesentlichen Form; so wie einfach in seinem Wesen, gedacht werden müsse. Denn —

b) Ein Wesen, das durch sich ist, und mit Selbstbewußtseyn ist; kann in dem Objektivirungsakte seiner selbst (Bewußtseyn) nur sein eigenes Wesen objektiviren, d. h. sich als Objekt dem Subjekte gegenüber stellen: so wie im Gegentheile jedes bedingte Wesen in Bewußtseyn, nur die Form seines Wesens zum Objekte der innern Anschauung macht, eben weil es nicht durch sich ist, was es ist.

c) Was nicht durch sich gesetzt ist, kann so wenig durch sich ein Wissen haben von diesem Gesetztseyn, als es in diesem Wissen sich selbst dem Wesen nach, sich selber entgegensetzen kann.

d) Was ferner von dem einen, gilt auch schon von dem zweyten Momente des Selbstbewußtseyns. In jedem einzelnen derselben also würde dasselbe Wesen objektivirt vorkommen, folglich überall nur ein Wesen oder Substanz, aber in drey Momenten des einen göttlichen Selbstbewußtseyns; so wie in jedem das Göttliche nach Wesen und Form total existiren.

Und so muß die Philosophie entweder von einem selbstbewußten Absoluten schweigen, oder sie muß sich auch zugleich auf die Bestimmung der Urform desselben, als einer dreyeinigen, einlassen.

Dagegen reducirt der Verfasser das Resultat seines metaphysischen Beweises auf folgendes Dilemma: Entweder ist die Vernunft überhaupt das Höchste im Daseyn (das Urwesen auch Urvernunft); oder die Menschenvernunft ist entsprungen aus einer Unvernunft (etwas, das von sich selber nichts weiß).

Dieses Dilemma läßt er nun lösen, S. 320.

a) Durch Vernunft — welche die Meinung von sich stößt, daß sie seyn könne: das Kind einer ewigen Nacht. Denn sie ahnet den Urgrund als Urvernunft. Unbegreiflich ist ihr zwar ihr Ursprung, aber nicht zweifelhaft ihre Würde.

b) Durch den Verstand (Vernunft als Begriffsvermögen).
 α. Wo Vernunft, da ist Bewußtseyn.
 β. Wo dieses — da ist moralische Würde (als sittliches Bewußtseyn).
 γ. Wo diese — da ist Heiligkeit = Göttlichkeit im Absoluten.

Nach solch einem Raisonnement, heißt es weiter, bequemt sich der Verstand ohne weiters zu einer natürlichen Erklärung in Bezug auf Entstehung unserer Vernunft (des Göttlichen in unserem Subjekte). Unsere Vernunft muß er sich sodann auf irgend eine Weise aus dem Unendlichen in die Schranken unserer Endlichkeit (die mit der Zeugung beginnt) als eingetreten vorstellen.

Aus den moralischen Beweisen des Verfassers möge hier auch nur das Wichtigste stehen, S. 340.

Derselbe behauptet: daß der Glaube an moralische Freyheit mit keinem Systeme des Absolutismus bestehen könne, weil dieser erklären wolle, wie die relative Wirklichkeit in der absoluten gegründet sey. Der Gedanke aber an eine Ursache der Freyheit zerstört den Begriff der Freyheit.

Ferner: Die metaphysische Frage, woher die Freyheit, sey deßhalb doch noch nicht abgewiesen.

Endlich daß auch hier nur der Glaube, der von der Idee des Göttlichen ausgeht, die Stelle metaphysischer Beweise vertrete. Denn —

Wir begreifen nur Folgendes (S. 350):
 α. Wo Vernunft, da ist auch Bewußtseyn moralischer Freyheit.
 β. Wo Bewußtseyn, da ist auch metaphysische Wesenheit (Substanz), weil sonst das Bewußtseyn selber Täuschung seyn müsse.
 γ. Aber ob diese Substanz reine Vernunftthätigkeit sey, oder was sie sonst sey in ihrem unmittelbaren Verhältnisse zu Ihr selber; davon begreifen wir nichts.

Aber eben aus dieser Tiefe der Unbegreiflichkeit dringt, mit der Idee des Göttlichen, der Vernunftglaube an ein urfreyes Wesen hervor. Denn im Bewußtseyn unserer Würde dringt uns die Vernunft die Ueberzeugung auf: daß Urfreyheit mit dem wahrhaft Göttlichen, und dieses mit dem Absoluten einerley sey. So viel aus seinen moralischen Beweisen.

Wozu nun abermal die Mittheilung dieser Raisonnements? Zur Bekräftigung unserer früheren Aeußerung über den

Verfasser, nämlich: daß er große Gedanken aufzuheben geschickt sey, selten aber, jene in ihre volle Glorie zu erheben.

Seine, des Schatzgräbers, spekulative Wünschelruthe schlägt richtig — aber der Verfasser als Schatzheber läßt den herrlichen Fund gewöhnlich in die Klauen finsterer Mächte zurücksinken, abgeschreckt vom Tumulte eines räthselhaften, mißverstandenen Gefühls. Zum Beyspiele: a) Was nützen ihm seine glücklichen Untersuchungen über den Gehalt der Begriffe vom Wirklichen, Möglichen und Nothwendigen?!

Durch jene in Stand gesetzt, behauptete er, wie wir gesehen, sehr richtig, daß das Absolute deßhalb noch kein Nothwendiges (seiner Substanz nach) sey, wenn es auch in Bezug auf das Relative gedacht werden müsse, folglich nothwendig gedacht werde?

Allein aus demselben Grunde hätte der Verfasser auch von der Freyheit behaupten sollen: daß diese sich noch gar nicht im Begriffe zerstöre, d. h. in Nothwendigkeit übergehe; wenn sie, in Bezug aufs Absolute, als abhängig von diesem gedacht werden müsse, d. h. nothwendig gedacht werde, aber doch nur gedacht.

Was in einem Wechselverhältnisse zweyer Faktoren regressiv, gilt auch progressiv.

Dazu kömmt noch in diesem Falle: daß, so wenig die Accidenz mit der Substanz verwechselt werden darf; so wenig auch die Offenbarungsweise mit dem Sich Offenbarenden. Und der Verfasser gesteht ja selbst, daß der Begriff Kraft am Ende doch nur eine ursprüngliche Offenbarungsweise eines Wesens bezeichne.

Daraus folgte ja aber auch konsequent, daß es gar keine freyen Handlungen gebe, weil sie alle als gegründet in einem Subjekte, dem Träger der freyen Kraft, gedacht werden müssen. — Das Absolute muß allerdings als der Entstehungsgrund von der geistigen Substanz im relativen Seyn gedacht werden, folglich auch von allen ihren ursprünglichen Kräften. Als jener aber muß er keineswegs als zureichender Grund jeglicher Kraftäußerung von Seite des freyen Subjektes gedacht werden.

Der Verfasser braucht sich gar nicht zu fürchten, daß seine Philosophie etwa transscendent werde, wenn sie das Verhältniß zwischen Absolutem und Relativem kausalistisch abhandelt. In jenen Fehler verfällt sie nur dann, wenn sie wähnt, daß Wirkungen des Absoluten als einer Substanz und Ursache so zu behandeln seyen, wie sie die Wirkungen kreatürlicher Substanzen zu behandeln hat; weil sie vergessen, daß jede

Offenbarungsweise von der Natur des Offenbarenden selbst bedingt sey.

b) Denselben Vorwurf verdient der Eifer des Verfassers gegen die Vereinerleyung des Absoluten mit einer allgemeinen Naturkraft, wenn er in demselben Prozesse für die zweyte Hemisphäre des Universums hohe Weisheit, spekulativen Heroismus findet.

Ist es denn bloß der Begriff von einer Natur, der sich jener Gleichmacherey mit dem Absoluten so feindselig entgegenstellt; oder ist es vielmehr der wohlverstandene Begriff eines bedingten — kreatürlichen Seyns? dem all und jede Ebenbürtigkeit mit dem Kreator, auf welcher Seite der Schöpfung immer, verhaßt seyn muß.

Was nützt es dem Verfasser, zu sagen, daß die Aussprüche des kategorischen Imperativs, ohne Autorität eines Gesetzgebers, nur leere Machtsprüche seyen; außer die subjektive Vernunft halte sich etwa selber für eine göttliche und absolute, wenn er bald darauf wieder von einem Göttlichen im Menschen, so wie von dem Eintritte des ersteren aus dem Absoluten ins beschränkte Daseyn, den Mund voll nimmt.

Heißt das nicht die Naturvergötterung durch die Vorderthüre des Systems austreiben, und die Vernunftvergötterung heimlich durch die Hinterthüre einführen?

Das glaubt übrigens Rec. jedem Philosophen gern aufs Wort: daß dieser die Wände seines Hirnschädels nicht für die Mauern des himmlischen Jerusalems ansieht; allein darin besteht aber auch die eigentliche Vergötterung nicht.

Nicht daß die subjektive Vernunft das Absolute vom Throne stößt, um diesen allein zu besetzen (eine Idee, vom Satan bebrütelt); sondern daß sich jene mit ihrem logischen Sonnen- und Regenschirm an die Seite des Absoluten auf den Thron stellt, und sich unter diesem lächerlichen Thronhimmel zur Adoration ausstellt, das ist ein Majestätsverbrechen jeder Metaphysik, gegen welches sie keine Appellation an das Gefühl, das sich doch allein nie selbst versteht, schützen kann. Eine Vernunft aber, die sich selbst versteht, wird nie mit der rechten Hand nehmen, was sie mit der linken gegeben; wohl aber mit der rechten vertheidigen, was die linke gespendet hat.

Aus demselben Fehlgriffe des Verfassers fließen endlich noch viele andere übereilte Behauptungen in den noch rückständigen Abschnitten seines sonst gewiß schätzbaren Werkes, wovon wir die wichtigsten wenigstens hier mittheilen wollen. So heißt es unter andern in der Unterabtheilung unter der Ueberschrift:

Eigenschaften Gottes,

und zwar in Bezug auf Allmacht: »Wenn wir uns von dieser einen völlig klaren Begriff machen wollen, können wir dem Pantheismus und Fatalismus nicht entgehen. Denn wenn alles nur durch die göttliche Allmacht möglich wird, und nichts wirklich ist, außer in sofern als es in der göttlichen Allmacht gegründet ist: so existirt, außer Gott, nichts in sich selbst. Das Urwesen ist das alleinige Wesen in der metaphysischen Bedeutung des Wortes.«

Selbst durch den Begriff von Schöpfung und Erhaltung, meint er (mittelst welchem der Verstand ein Band zwischen Gott und Welt anzuknüpfen suche, um dem Pantheismus zu entgehen), könne nicht begreiflich gemacht werden, wie ein Daseyn als Wirkung in einem andern als Ursache gegründet, auch ein in sich selbst Wirkliches sey.

Von der Erhaltung als einer fortwährenden Schöpfung heißt es einmal: »Der rein theistische Begriff von Schöpfung bleibt unerschütterlich, auch wenn wir glauben, daß die göttliche Allmacht von Ewigkeit her schöpferisch gewirkt habe, und in Ewigkeit fortfahre, zu schaffen.« Das andere Mal: »Ewig, im ganzen Sinne des Wortes, bleibt immer nur Gott; denn nur das absolut in sich selbst Wirkliche und Unentstandene ist ewig. Eine ewig entstehende Welt ist schon darum nicht ewig, weil sie entsteht.« Und »eine unendliche Reihe geschaffener Dinge sich vorstellen müssen, in welcher kein Ding das erste und keines das letzte, ist auch eine Unbegreiflichkeit.« Und doch schließt der Verfasser mit den Worten: »Der Glaube an eine ewige Entstehung ist leichter mit unseren Begriffen von moralischen Eigenschaften des Schöpfers in Uebereinstimmung zu bringen, weil wir doch nicht erklären können, wie das Daseyn einer Welt mit der Vollkommenheit eines guten und seligen Geistes besteht; wenn dieser eben so vollkommen war (folglich auch gut und selig), ehe es eine Welt gab, in der doch erst seine Güte thätig seyn konnte.«

Rec. behauptet nicht zu viel, wenn er sagt, »daß die pantheistische Weltansicht durch kein Verfahren mehr promovirt werde, als durch solche indirekte Lobeserhebungen, aus direkt ausgestoßenen Sottisen gegen das unabweisbare Vernunftstreben, nämlich: zu begreifen.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Auch wenn der Verfasser, als alleiniger Sionswächter gesunder Spekulation durch ein allgewaltigeres Sprachrohr, als das bisherige, seiner Zeit zurufte: »Im Absoluten begreifen wir nichts, und deßhalb eigentlich gar nichts;« dabey aber aufrichtig gesteht: Wir können dem Pantheismus und Fatalismus nicht ent-

gehen, so lange wir begreifen wollen, so wird ohne weiteres die pantheistische und zugleich fatale Nachwelt dem Verfasser, als eifrigem Apostel des ewigen Einerley = Gottes, ein Monument setzen, wie keinem anderen.

Denn solchen spekulativen Gerichtsposaunen kann keine andere Antwort werden von der Gegenwart und Zukunft, als: Wir müssen begreifen, wir mögen wollen oder nicht — und gibt es keinen, als einen Weg dahin, nun wohlan! wir thun, was wir nicht lassen können. Und so müßte der Gräuel des alten Heidenthums im Christenthume wiederkehren, wenn nicht eben in diesem und von ihm ein anderer Weg uns gezeigt und eröffnet würde.

Dieses verbeut dem menschlichen Geiste kein Begreifen, ausgenommen das Streben, den unbegreiflichen Anfang alles Seyns begreifen zu wollen. Alles andere aber in und aus jenem zu begreifen verbietet sie nicht nur nicht, sondern fordert auf, in Liebe zu Gott, der ein Vater des Lichtes, und so ein Gott der Klarheit ist.

Alles relative Seyn aber als gegründet im Absoluten wird begriffen in diesem, nicht durch den Begriff der Zeugung oder Emanation allein, sondern auch durch den der Schöpfung, d. h. eines unmittelbaren Willensaktes vom Absoluten, d. h. von jenem Wesen, das durch sich ist, und durch jenen Akt nur sich als Absolutes manifestiren kann und will, zu dem Zwecke, um seine Seligkeit auch andern Wesen mitzutheilen.

Und dieser Begriff ist dem Begriffe eines absoluten Wesens ethisch und logisch entsprechender, als der Begriff eines Paternoster-Werks, das, wie sich unlängst H. Görres genialisch ausdrückte, unten Koth schöpft, und oben Götter ausgießt: oder wir müssen von und für uns gestehen, daß es würdiger wäre, der Stier Apis als ein freyer Geist zu seyn. Und nur jener Willensakt wird, so wie für die ursprüngliche Setzung, d. h. Schöpfung, einer Substanz, so auch für ihre Fortsetzung, d. h. Erhaltung, in Anspruch genommen; wenn wir die Erhaltung eine fortgesetzte Schöpfung nennen.

Und dieser fortgesetzte Wille ist auch das Grund-Element in dem Begriffe von der Allgegenwart Gottes.

Von dieser bemerkt der Verfasser sehr treffend, daß der Begriff von geistiger Gegenwart gar nicht auf Zeitverhältnissen allein ruhe, sondern ursprünglich auf dem Bewußtseyn, das der Geist von seinem Vermögen hat, unmittelbar auf eine geistige Thätigkeit außer ihm einzuwirken.

Rec. stünde nun bey den moralischen Eigenschaften Gottes, die, nach dem Verfasser, alle die göttliche Persönlichkeit voraussetzen sollen.

Nun will aber der Pantheismus aus der Idee des Absoluten beweisen, daß der Begriff absoluter Persönlichkeit sich selbst zerstöre, weil Persönlichkeit nur als beschränktes Daseyn gedacht werden könne

Darauf erwiedert der Verfasser sehr richtig, daß der Schluß ein Paralogismus sey: was in der menschlichen Natur unmöglich, ist schlechtweg unmöglich.

Aber mystisch, setzt er hinzu, bleibe der Begriff von absoluter Ichheit, auch wenn wir eingesehen, daß Beschränkung kein nothwendiges Prädikat der Ichheit überhaupt, und daß ein Absolutes ohne Ich kein Vernunftwesen, kein Gott sey.

Und Rec. setzt hinzu: Jener Begriff von einem persönlichen Gotte wird viel in den Augen des Verfassers von seiner Mysteriosität verlieren, wenn er die subjektive Vernunft als eine göttliche aufgeben konnte. Denn wahrlich, mehr als mystisch ist: wie ein Absolutes in mir als beschränkte Persönlichkeit auftreten könne. Und wie das Bedingte seine Beschränktheit, die es gegen seinen Willen dem Unbedingten zu verdanken hat; abermal aus Satisfaktion gleichsam, gegen die Natur des Absoluten, ins Absolute hineinträgt? — Ist denn aber unter einem persönlichen Gotte oder einer gottlichen Persönlichkeit etwas anderes zu verstehen, als die Vorstellung: Daß Gott wisse, daß er Gott sey, folglich auch wisse, daß er nicht Kreatur sey, noch werden könne. Jede andere Vorstellung macht ja ohne weiteres in Gott denselben Irrthum, nur in anderer Richtung, möglich, wie wir ihn nicht selten in Tollhäusern antreffen, daß der Mensch sich für Gott Vater halte! Wo ist denn das Gesetz, daß wir alles nur nach der Analogie unseres menschlichen Wissens begreifen sollen? *)

Der Mensch kennt und erkennt ja in Gegensätzen, sagt Jakobi, folglich durch Kontrast auch, nicht durch Analogie allein. Und diese Rücksicht ist vorzüglich nothwendig in der Würdigung der moralischen Eigenschaften Gottes, von denen der Verfasser bemerkt, daß wenn sie als eine Summe von Tugenden vorgestellt werden, nach Analogie der menschlichen Tugend nothwendig als einander beschränkend gedacht werden müssen; ein Gedanke, der zugleich unvereinbar mit dem Unbeschränkten, Absoluten wäre.

Der Verfasser erzeigt uns nun den großen Gefallen, einen

*) Antwort: Im Kriticismus war es zu Hause, eben weil er den Beytrag des Subjekts und Objekts zum Produkte des Erkennens, als eines synthetischen Denkens, dahin bestimmte: daß das Subjekt die Form liefere für das Objekt, als formlose Materie oder Stoff.

Faden anzuknüpfen, der uns wenigstens in, wenn auch nicht aus jenem Labyrinthe führen solle, und zwar mittelst folgenden Anhaltspunkten:

a. Der Glaube an die moralischen Eigenschaften des Absoluten müßte aufgegeben werden, wenn wir nicht im Bewußtseyn des Heiligen (moralisch Vollkommenen) erkennten: wie der menschliche Geist durch seine Freyheit und Sittlichkeit unmittelbar mit dem göttlichen Geiste verwandt ist.

Aber diese Verwandtschaft uns zu verdeutlichen, muß von moralischer Vollkommenheit Gottes alles ausgeschlossen werden, was in der menschlichen Abhängigkeit und Bedürfniß ist.

b. Auch dem göttlichen Geiste müssen Gefühle zugesprochen werden, ohne welche kein moralisches Bewußtseyn ist; aber von jenen Gefühlen muß alles ausgeschlossen werden, was sinnliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit einschließt.

c. Der metaphysische Begriff von Unveränderlichkeit des Absoluten schließt keineswegs den Wechsel moralischer Gefühle aus, wohl aber alles, was einen schwankenden Zustand seiner Selbstthätigkeit bezeichnet.

d. Die Selbstthätigkeit des Absoluten (unendliche Aktivität) ist vereinbar mit einer moralischen Passivität (mit einem Miegefühle). Aber sein Mitgefühl ist kein Mitleid; so wie sein Mißfallen noch kein Verdruß ist.

Das wichtigste Resultat, das nun der Verfasser aus diesen Vorerinnerungen zieht, ist: Daß der Begriff der Heiligkeit Gottes verfälscht werde, wenn man in Gott eine solche moralische Nothwendigkeit hineindichtet, als ob er gerecht und gnädig seyn müßte, um die Pflichten der Gerechtigkeit und Gnade zu erfüllen.

»Der göttliche Geist aber (S 388) hat keine Pflichten zu erfüllen, weil er keinem Gesetze unterworfen ist. Er kann das Gute, das mit seinem Wesen Eins ist, nur lieben.« — Allerdings sehr richtig bemerkt! Worin liegt aber nun die Ursache von diesem moralischen Sansculotismus!?

Der Verfasser hat sie nicht gefunden, und konnte sie nicht finden, so lange er die unmittelbare Verwandtschaft des menschlichen mit dem göttlichen Geiste darein setzt: daß beyde frey und sittlich sind. Worin kann nun aber jene unmittelbare Verwandtschaft bestehen, wenn doch der wesentliche (qualitative) Unterschied zwischen Geist und Gott (Kreatur und Kreator) durch jene nicht aufgehoben werden soll!?

Darin und sonst nirgends wird sie bestehen: daß die Kreatur, die Form Gottes, als Diplom ihrer Abstammung an

sich und in sich (nach Substanz und Accidenz) trage; da sie nun und nimmer das Wesen Gottes mit Gott theilen kann, ohne aufzuhören, Kreatur zu seyn.

Dieses vorausgesetzt, kann es in der Kreatur (diese in ihrer Totalität als Universum aufgefaßt) gar kein Grund-Element und Grundmoment geben, was nicht auf ein Aehnliches in Gott, wiewohl im umgekehrten Verhältnisse in ihm vorhanden, hindeutete (hier können nur Fingerzeige stehen *):

a. So deutet die transscendentale Synthese des kreatürlichen Bewußtseyns hin auf ihr Urbild in Gott; mit dem doch wesentlichen Unterschiede, daß jene Synthese eine formale, diese aber eine reale ist; da das Absolute im Akte des Selbstbewußtseyns sich selbst nicht formal objektiviren kann, ohne sein Selbst real zu setzen (wie oben schon angedeutet wurde). Und so gibt schon das kreatürliche Bewußtseyn Zeugenschaft, daß das ewige Wesen Gottes Einheit, die gleich ewige Form desselben (seine Persönlichkeit) Dreyheit sey.

b. Ferner: Dieser ewigen Dreyheit der Form steht im Universum (Kreatur) gegenüber die Triplicität der Substanzen: Geist, Natur und Mensch, als Synthese von beyden; so wie der Einheit des ewigen Wesens, die Einheit der Form in all und jedem Kreaturleben, das ein dynamisches Leben, ein Leben der Liebe ist, dort in Anziehung und Abstoßung sich nothwendig, hier in Liebe und Haß sich frey gestaltend.

Gegen diese Ansicht wird der Verfasser um so weniger einzuwenden haben, als er selber, S. 389, die schöne und leider nur abermal von ihm zu wenig benützte Bemerkung macht, daß selbst in der Psychologie die Unterscheidung von Seelenkräften am Ende nichts anderes bedeute, als die logische Absonderung der ursprünglichen Wirkungsarten der unzertheilten Geistesthätigkeit, und daß man nur in diesem Sinne urtheilen dürfe: die göttliche Urthätigkeit (absolute Vernunft) wirke als Erkenntnißvermögen (Allwissenheit) und als Willensvermögen (Allmacht).

Und gewiß noch reichhaltiger würde diese tiefe Bemerkung für den Verfasser ausfallen, wenn er jene Absonderung der Arten nicht eine logische genannt hätte deßhalb, weil die Geistesthätigkeit eine reell unzertheilte sey. — Allein die Geistesthätigkeit als Wirkung ist nicht mehr unzertheilt zu nennen, wenn diese divergent, d. h. sich spaltend, eintritt, ohne jedoch ihren einen zureichenden Grund, den Geist, als Substanz, theilen zu können.

*) Etwas ausführlicher ist derselbe Gedanke behandelt worden in der Rec. über Zimmers Theologie und Philosophie im XXVIII. Bde. dieser Jahrbücher.

Eine besondere Bedenklichkeit stößt dem Verfasser endlich noch auf in Bezug auf Weltregierung und Vorsehung Gottes, die er ebenfalls hätte besser lösen können, wenn er seine eigenen Gedanken besser kommandiren könnte oder wollte.

Er findet nämlich S. 391 an dem unergründlichen Gegensatze zwischen der natürlichen und moralischen Weltordnung einen großen Stein des Anstoßes, indem er vom Standpunkte der religiösen Betrachtung aus die natürliche Ordnung der Dinge in der wirklichen Welt für die beste der möglichen Welten; vom Standpunkte der moralischen Betrachtung aus aber nicht nur leicht eine bessere denken könne, sondern sie sogar denken müsse, weil wir alle zur Verbesserung der Welt mitwirken müssen. Das Resultat ist abermal: nur glauben können wir, nicht begreifen, wie nach der Allweisheit Gottes alles zum Guten diene. Sehr wohl — allein der Verfasser sagt ja doch, S. 381: »daß durch keine metaphysischen Kausalitätsschlüsse bewiesen werden könne, daß eine entstandene Thätigkeit (besser Substanz) nicht durch sich selbst fortwirken könne; als wäre sie nicht entstanden.« Ferner: »Wie unsere Freyheit mit der göttlichen Allwissenheit übereinstimme, könne man sich doch nicht besser, als nach Anselm und Leibnitz begreiflich machen, nämlich: Eine Handlung voraussehen heißt nicht, sie bewirken.«

Dieß vorausgesetzt, ist die bestehende Welt (nach einer wenigstens, wenn nicht nach beyden Ordnungen) das dynamische Produkt göttlicher und menschlicher Thätigkeit. Dieses eine Produkt aber kann dann allerdings nicht mehr einem der beyden Faktoren ausschließlich zugeschrieben werden. Nur wer das thun zu müssen glaubt, geräth in Widerspruch. Der Widerspruch aber, den die Sünde als ethischer Widerspruch in die Ordnung Gottes geworfen, setzt deßhalb Gott mit ihm selber nicht in Widerspruch — theils weil Gott als Entstehungsgrund der freyen Substanz, nicht auch schon der Entstehungsgrund ihrer freyen Kraftäußerung ist, der immer nur in die Substanz selber fallen kann; theils weil er als Schöpfer der Freyheit jeden Gebrauch der Freyheit, ohne ihn zu setzen, doch voraussehend, mit jedem derselben auch in die Reaktion treten wollte — theils endlich, weil das Reaktionsverhältniß, in welches Gott mit der Freyheit tritt, die ihm widerspricht, jenes Verhältniß, welches er mit jener Freyheit eingeht, die seinem Willen entspricht, gar nicht zu vereiteln im Stande ist.

Wir haben uns vielleicht schon zu lange bey der Lehre von den Eigenschaften Gottes aufgehalten, die der Verfasser selbst für nichts besseres, als für eine logische Symbolik hält,

d. h. für ein System von Andeutungen, durch die unser Verstand das Unendliche in die Schranken endlicher Erkenntniß herabzieht, und zwar aus dem Grunde, weil der Gegenstand dieser Lehre, Gott, weder innerlich noch äußerlich ein wahrnehmbares Objekt sey, und daher auch die Lehre selbst nie rein von Anthropomorphismus sey, wenn auch im edleren Sinne des Wortes.

Wenn es sich wirklich so verhielte, so hätte der Verstand sein zweytes Geschäft, in Bezug auf den religiösen Vernunftglauben, das in der Verdeutlichung des Begriffes von Gott besteht, um ihn vor Mißdeutungen zu sichern, schlecht exequirt. Zum Glück aber ist es nicht so, weil es nicht so seyn muß. Es ist nicht nothwendig, daß Gott in die Schranken der Endlichkeit immer herabgezogen werde, wenn er von Endlichen erkannt und bestimmt wird.

Jenes nur, nicht dieses, ist Anthropomorphismus.

Eben so wenig ist nothwendig, daß Gott zum Ich und Nichtich werde, auf daß er vom Ich wahrhaft erkannt werden könne.

Kann doch das Ich selbst nie ein Nichtich werden.

Aber Ich und Nichtich konstruiren die Welt, die Offenbarung Gottes. Und wenn das Ich nur durch seine Selbstoffenbarung zur Selbsterkenntniß vordringt, die dann überdieß durch den Gegensatz einer Natur in ein noch helleres Licht gestellt wird; was kann uns hindern, durch den Gegensatz in der Schöpfung als Offenbarung zur Natur des sich Offenbarenden erkennend vorzudringen, wenn auch diese Erkenntniß nur eine negative Gotteskenntniß wäre, d. h. dessen, was Gott nicht ist. Wer könnte sodann aufstehen, und sagen: Eure Gotterkenntniß ist logische Symbolik, oder symbolischer Formalismus, oder edler Anthropomorphismus *). — Leider! kann das letztere Wort nicht eher zu Ehren kommen, so lange die Selbsterkenntniß des Menschen nicht zu größeren Ehren kömmt, als eben gerade in den Worten Anthropologie oder Psychologie liegen.

Unsere Selbsterkenntniß aber ist Theomorphismus;

*) Freylich wenn die Beylegung moralischer Eigenschaften keinen andern Rechtstitel hat, als den Begriff Geist, als Negation alles Materiellen; so ist die Lehre von den Eigenschaften Gottes freylich nichts mehr, als logische Symbolik. Darum haben sich auch die Handwerksburschen der Philosophie auf ihren spekulativen Wanderungen vor nichts so sehr in Acht zu nehmen, als gerade vor den Werbungskniffen des Verstandes, der den heterogensten Dingen seinen Hut sans façon aufsetzt, z. B. dem Engel und Esel, weil beyde mit dem Buchstaben E anfangen.

was Wunder also, wenn Gotteserkenntniß und ihr Tabernakel, Anthropomorphismus ist. Jener Theomorphismus, so wie dieser Anthropomorphismus sind aber nur in jenem Systeme zu Hause, das ein Verhältniß zwischen absolutem und relativem Seyn anzusetzen den Muth hat, ohne sich in eine Identificirung irgend einer Substanz des kreatürlichen Seyns mit dem Kreator einzulassen, und nur das ist das System des reinen Theismus.

Rec. könnte also ohne weiteres seine Arbeit mit dieser Reflexion schließen, wenn der Verfasser nicht in demselben Abschnitte über die Eigenschaften Gottes noch zu sprechen käme über Wunder- und Offenbarungsglauben, und dadurch zugleich abermal über das wichtige Verhältniß des Rationalismus zum Supra-rationalismus.

Dem Haupteinwurfe gegen Wunder von Seite des Rationalismus, nämlich: daß Wunder als unmittelbare Einwirkungen der göttlichen Allmacht in die Naturgesetze, als Wirkungen der göttlichen Weisheit, in Gott selbst einen Widerspruch setzten, begegnet der Verfasser negativ dadurch, daß Niemand auftreten könne, und behaupten, daß der Zweck der Weltschöpfung nur durch Naturgesetze erreicht werde; dann wäre die Freyheit im Universum ein loses Spiel; positiv aber dadurch, weil in unserem Bewußtseyn die moralische Ordnung über der physischen liegt, und wir daher auch in einem göttlichen Bewußtseyn jene als vorwaltend uns vorstellen dürfen. — Ob aber die moralische Weltordnung ein solches Eingreifen mit sich bringe, darüber könne nicht mehr rein rationell, sondern auch historisch entschieden werden. Bey Wundern also komme alles auf die Wirklichkeit an. Ueber das Wirkliche aber entscheide nun entweder eigene Wahrnehmung oder historische Kritik.

Diese letztere sucht Merkmale der Wahrscheinlichkeit sowohl in der Natur des erzählten Faktums, als in der Natur des Erzählers.

Bey jedem Wunder aber sey die innere Wahrscheinlichkeit im bloß empirischen Sinne immer null.

Jene wird also immer an die moralische Ordnung angewiesen, die uns dann zu schließen erlaubt, daß etwas Wunderbares sich ereignen müsse zum Heile der Welt.

Allein hierin hat die Philosophie nur im Allgemeinen eine Stimme, und ist im Besonderen immer auf Anschauung der Erfahrung angewiesen.

Das zweyte Merkmal aber (Glaubwürdigkeit der Zeugen) sey immer nur unserer subjektiven Meinung unterworfen, die wir vom Erzähler haben.

Und da soll nun sogar der höchste Grad der Wahr-

scheinlichkeit verlieren, in Bezug auf den Zweifel, ob der Erzähler wirklich Augenzeuge war (wenn z. B. sein Bericht nur in einem Buche enthalten ist).

Die Vernunft habe zwar den Maßstab in sich, ob ein erzähltes Wunder göttlich sey, allein jener Maßstab entscheidet noch gar nicht, ob ein erzähltes auch ein wirkliches Wunder sey. Das Resultat des Verfassers aus dieser Untersuchung ist daher folgendes, S. 399:

a. Der historische Vernunftglaube ist wesentlich verschieden vom reinen Vernunftglauben.

Denn dieser muß in Supraratianalismus übergehen, um jener zu werden.

b. Auf diesem Uebergange kann die Philosophie den Glauben nicht mehr begleiten (aber sie muß es auch dem individuellen Bedürfnisse eines Jeden überlassen, den historischen Wunderglauben mit seiner Vernunft in Harmonie zu bringen). Denn —

Die Vernunft kann bey allem Gefühle des Göttlichen in ihr doch nicht den historischen Zweifel eben so niederschlagen, wie den philosophischen Zweifel (gegen die Idee des Wunders), der schon eine bestimmte Thatsache als gewiß voraussetzt, oder sie erlebt hat.

c. Die Besorgniß also, daß Täuschung in den Bericht eingeflossen sey, ist desto natürlicher, je unwahrscheinlicher die Begebenheit selber ist (selbst im Falle, daß die Gelehrten versichern, die Sache untersucht, und das Gegentheil gefunden zu haben).

Daß dasselbe Resultat seine volle Anwendung finde auch in Betreff des Glaubens an eine spezielle Offenbarung, weil sie als solche schon unter der Kategorie der Wunder steht, versteht sich von selbst.

So der Verfasser, der schon in der Vorrede vorläufig sich entschuldigte für den Fall, daß keine von den Parteyen der streitenden Theologen damit zufrieden wäre, daß seine Philosophie nur sceptisch in die Mitte, und nicht auf die Seite jener trete, die eine specielle Offenbarung als eine Unmöglichkeit zu beweisen sich getraue, in dem Wahne, eine bessere Bekanntschaft mit dem göttlichen Wesen zu besitzen, als des Verfassers Philosophie dem menschlichen Verstande zugestehen könne.

Um sich aber in dieser sceptischen Mitte behaupten zu können, glaubt Rec., gehöre mehr dazu, als sie momentan zu affektiren, weil es für das Resultat im Leben gleich viel ist, zu behaupten: eine Offenbarung ist unmöglich, oder zu behaupten: Offenbarung ist möglich; aber sie als wirklich anzunehmen, für Nichtaugenzeugen nicht verbindend. Und warum?

Weil die Vernunft die Zweifel gegen die Wirklichkeit nie so bändigen kann, wie die philosophischen gegen die Möglichkeit.

Mit andern Worten heißt das fordern: a) daß fremde Erfahrung meine eigene sey. Das ist nie und kann nie eine Forderung der Vernunft werden, die sich selbst versteht. Denn sonst könnte sie auch fordern, daß Ich ein Nichtich werde. — Aber fremde Erfahrung kann in eigene Erfahrung übergehen mit einer Gewißheit, als hätte ich sie selbst gemacht, weil ich sonst den Maßstab der Vernunft zur moralischen und psychologischen Beurtheilung freyer Handlungen Anderer für ein Phantom erklären müßte.

Die Ausnahme, die der unwillkürliche und freye Betrug von dieser Regel macht, kann die Regel selbst (von der hier die Rede ist) nie zur bloß arithmetischen Wette herabsetzen, oder die Philosophie müßte allen Unterschied zwischen mathematischer und dynamischer Wahrscheinlichkeit für null und nichtig erklären.

Man wende hier ja nicht ein: Eben diese dynamische Wahrscheinlichkeit sey doch noch keine Evidenz!

Die Vernunft verlangt ja auch nie eine mathematische Evidenz für Gegenstände des diskursiven, philosophischen Wissens, ohne deßhalb diese für weniger gewiß oder problematisch zu erklären: so wenig, als sie verlangt, daß der menschliche Geist zur Beurkundung seiner angestammten metaphysischen Freyheit des Willens mit der Funktion jener leiblichen Organe nach Belieben disponire, die seinem Einflusse ursprünglich entzogen dastehen.

Der Umstand also, daß bey einer historischen Wirklichkeit doch das Gegentheil einer Selbsttäuschung möglich, d. h. denkbar bleibt, zählt so viel als nichts; weil diese Art Möglichkeit bey allem Wissen, nur das mathematische allein ausgenommen, übrig bleibt. Es läßt sich das Universum ohne Gott (nicht ohne Absolutes), der Geist ohne Freyheit des Willens, aber der Kreis nicht als Quadrat denken.

Ist deßhalb (oder selbst weil der Zeitgeist einer Generation den Geist und seine Attribute für ein Phantom erklärte) die Willensfreyheit nur philosophisch oder dynamisch wahrscheinlich? Und selbst dieser Grad von Ueberzeugung, was wägt er, nach späteren Forschungen selbst der kritischen Schule?

Wenn diese, nach den scharfsinnigen Forschungen eines Fries *), einerseits den Wahrscheinlichkeitsschlüssen der Induktion und Analogie nie den höchsten Grad der Ueberzeu-

*) Siehe Fries System der Logik.

gung (Evidenz nämlich) beylegte; so gestand sie doch anderseits aufrichtig, daß dieser Abgang nur von nothwendiger Beschränkung des Subjektes herrühre, daß aber nichts desto weniger doch die Forderung der Vernunft an dasselbe ergehe, Gesetz und Regel in und für alle Erscheinung aufzusuchen und aufzustellen. Und eben deßhalb, weil jene Schlüsse einem unabweisbaren Vernunftbedürfnisse entsprächen, dürfe ihr Grad der Ueberzeugung nie der mathematischen Wahrscheinlichkeit, d. h. der bloßen Wette, gleichgestellt werden.

Ferner b) könnte die Vernunft fordern, daß fremde Erfahrung meine eigene sey, so müßte sie auch fordern, daß das Individuum, als Theil der Gattung, die Geschichte seiner Gattung faktisch durchleben müßte; da sie fordern kann, dieselbe ideell zu durchleben, um sein eigenes Daseyn zu würdigen, und durch diese Würdigung moralisch zu berichtigen. Und gerade an jene stille Forderung schließt sich der mystische Trieb des Menschen an: den flüchtigen Augenblick der Zeit mit dem Griffel zu fixiren für die Zukunft der Geschlechter. Die Weltgeschichte wird ein Weltgericht. Die Vernunft kann also nicht bloß, sie soll sogar die besagten Zweifel niederschlagen (vorausgesetzt, daß die historische Kritik das Ihrige geleistet).

Solche Zweifel sind also um nicht viel besser oder schlechter, als liederliche Einfälle (Versuchungen) gegen die Moralität, die so wenig die Tugend außer Kurs bringen sollen, als jene die historische Wahrheit.

Sollte aber der Vernunft (bey aller Würdigung der Kautele, nämlich: formale Möglichkeit nicht zu verwechseln mit der realen) das Geschäft mit der spekulativen Fliegenklappe doch schwer ankommen; so scheint dieß doch nur daher zu kommen, weil sie das eine Offenbarungsfaktum (das Christenthum) nur als Anekdote in der Weltgeschichte, nur als einen Artikel unter den vielen aus jener allgemeinen Zeitung zu behandeln gewohnt ist; statt jenes als die Seele der Weltgeschichte anzusehen. Philosophie des Geistes werde auch Philosophie der Geschichte.

Diese kann nun freylich nicht leicht früher zu Stande kommen, bis man nicht in aller Geschichte die sogenannte Weltseele als bunte Riesenschlange um den Erdball gewunden erblickt hat, die auf einen Schlangentreter für denselben Globus hindeutet.

Soll aber selbst diese Weltansicht mehr als eine orientalische Mähre von pädagogischer Bedeutung seyn, so muß der Einzelne freylich jene Weltseele als moralischen Bandwurm in sich wahrgenommen haben.

Ob aber diese Wahrnehmung so glücklich zu Stande komme, so lange das höhere Bewußtseyn einer Zeit (die Philosophie) dem niederen auf Schulbänken auf allerley Instrumenten vorpfeift: das Göttliche finde sich im Moralischen, das Moralische (das Gewissen) in Gott wieder; mit andern Worten: der menschliche Geist, als Geist, spreche mit dem Ohre, und höre mit dem Munde, und sey eben dieses wunderlichen Wunders wegen ein Göttliches, ein Halbgott, ohne der ganze Gott zu seyn — und — ob endlich, ohne jenes Selbstverständniß, ein Verständniß der Geschichte und der Natur möglich sey: auf die Fragen alle hat die Zeit schon geantwortet; aber auch nur tauben Ohren, wie gewöhnlich!

Sehr wohlthätig, wenn auch nicht für alle willkommen, werden nun allerdings in solcher Zeit jene Geister seyn, die sich, wie Verfasser, ihr als Würgengel des Abgottes excentrischer Spekulation aufrichtig antragen. Wenn es ihnen aber Ernst ist, so steht auch von ihnen zu erwarten, daß sie jene keineswegs als ihre Widersacher ansehen, die sie auf die Schärfe ihres Racheschwertes aufmerksam machen, womit sie doch wohl nicht den Abgott zu rasiren, sondern zu ekrasiren gekommen sind. — Zu diesem Ende macht Rec. den Verfasser auf ein gewichtvolles unter den vielen seiner Worte von Gewicht aufmerksam. Es heißt S. 401: »Warum die menschliche Vernunft von Gott so eingerichtet ist, daß sie (nach der Offenbarungslehre) einer wunderbaren Hülfe bedürfen solle, begreifen wir zwar auch nicht; aber wir erkennen in der Geschichte des menschlichen Geistes die Thatsache, die auch dem Philosophen den Wunsch abnöthigen kann, daß es dem göttlichen Geiste gefallen haben möchte, die schwache Menschenvernunft, die nun einmal ist, was sie ist, wenigstens von Zeit zu Zeit und hier und dort auf einem übernatürlichen Wege zur Wahrheit zu führen.« Was nun immer der Verfasser unter jener Thatsache verstehen mag: tiefe Blicke in die Natur Gottes sind es nicht; folglich gehört auch folgende Thatsache mit in die Kategorie der bemeldeten, nämlich: daß gerade nur das Volk, das sich einer göttlichen Offenbarung rühmte, die richtigsten Begriffe von Gott hatte, im Gegensatze mit allen Völkern der Erde, denen jenes kühn zurufen konnte: Confundantur omnes, qui adorant sculptilia et gloriantur in simulacris suis. Und was ist am Ende wohl der mythische und spekulative Pantheismus vor und nach Christus anders, als ein Simulacrum des Menschen, aufs Absolute übertragen?

Wie sich der Mensch selbst im Spiegel seines Selbstbewußtseyns zu Porträt gesessen, so und nicht anders entwarf er sich seinen Gott. Dort — bald als Kryptogamisten, bald als aus-

gebildetes Mannweib; hier — bald als lebendigen Begriff, bald als reine Idee, je nachdem die Phantasie oder der Verstand den Pinsel geführt; überall aber ist dieser in die Farben der Erde eingetaucht.

Weil nun aber einmal dieser Fehler so allgemein, so finden sehr Viele denselben eben so natürlich, und die mannigfaltigen Bilder Gottes liefern ihnen zugleich die Geschichte des menschlichen Geistes im Bilde. Hat der Mensch denn nicht das Räthsel alles Daseyns aus ihm selber zu lösen, heißt es? — Und ist nicht aller Anfang schwer? —

Zugestanden jene Aufgabe (die im Grunde doch nichts mehr sagen will, als: daß Niemand für den Menschen denken könne), so muß doch auch ein absoluter Anfangs- und Gränzpunkt in jener Lösung zugestanden werden, und beyde liegen innerhalb der Thatsachen des Selbstbewußtseyns. In diesem aber neben dem Ich ein Nichtich, in wesentlicher Verschiedenheit, so wie in gleicher Realität beyder.

Wie kömmt es nun, daß der Geist, aufsteigend von diesem Dualismus, der jede Indifferenzirung des Bedingten im Unbedingten kategorisch verbeut; nichts destoweniger diesem Veto kein Gehör gibt, und so die Kreatur bald total, bald partiell, apotheosirt?

Wie kann der Mensch über dem Ich, das das Räthsel zu lösen hat, das Nichtich vergessen, das des Räthsels zweyte Hälfte ausmacht? Woher diese Selbstverblendung in der Selbstbeschauung? Etwa von Gott? Keineswegs! Denn jener Dualismus (und selbst die Synthese von beyden) ist seine Offenbarung, Seiner, als des Unvergleichbaren (dem Wesen nach)!

So einfach als tief beantwortet jene Frage schon ein Apostel, der kein Fischer gewesen: »Was von Gott erkennbar ist, das ist ihnen (den Heiden) kund geworden — Gott hat es ihnen kund gethan. Denn das Unsichtbare desselben wird in der Weltkreatur, aus den Wirkungen erkennbar, angeschaut, so wie dessen ewige Macht und Gottheit, so daß sie keine Entschuldigung haben. Denn da sie Gott erkannten, haben sie ihn doch nicht geehret und gedanket; sondern sie verstiegen sich in ihren eiteln Gedanken und verfinstert ward ihr unverständig Herz. Weise sich nennend, sind sie Thoren geworden. Paulus ad Rom. I. 18. Also Eitelkeit der Gedanken! Und was war aller Eitelkeit erster Gedanke? Ihr werdet seyn, wie die Götter! So antwortet der Menschheit älteste Urkunde — und von jedem Blatte der Geschichte des menschlichen Geistes, so wie aus jeder, ihrer nicht unkundigen Menschenbrust hallt ein schauerregendes Amen! wieder.

W. A. Günther.

Art. IX. Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Zweyter Band. Leipzig, bey Karl Knobloch, 1825.

Von dem ersten Bande dieses vortrefflichen Werkes haben die Leser in dem XXVI. Bande dieser Zeitschrift, Art. VIII. Seite 235 u. f. Nachricht erhalten. Die Fortsetzung desselben anzuzeigen, ist ein um so erfreulicheres Geschäft, als der Inhalt des zweyten Bandes jenen des ersten an Reichthum und Interesse noch übertrifft.

Er ist abermal in Bildnisse, Betrachtungen und Vermischtes eingetheilt.

Unter den Bildnissen stellt sich zuerst jenes des genialen, der Welt zu früh entrissenen Schriftstellers und Tonsetzers, Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, geboren 1775 zu Königsberg in Preußen, dar. Hr. Hofrath Rochlitz hätte keine Rechtfertigung darüber bedurft, daß er diesen bereits einige Wochen nach Hoffmanns Tode in der Leipziger musikalischen Zeitung erschienenen Aufsatz hier wieder aufnahm; denn, theils ist die, seitdem zu Berlin in zwey Bänden erschienene ausführliche Biographie Hoffmann's wenig bekannt, theils enthält die vorliegende gedrängte Schilderung dieses merkwürdigen Mannes Züge desselben, die — wie auch angemerkt ist — besser, als aus seinen eigenen Briefen und Schriften, aus genauer persönlicher Bekanntschaft mit ihm gewonnen werden konnten, zumal wenn derjenige, welcher diesen Umstand benützt, ein so ruhiger, tief in das Innere eindringender Beobachter des menschlichen Gemüthes ist, wie Hr. Hofr. R.

Hoffmann, in dessen Jugend viel für seine Belehrung, weniger für seine Erziehung geschehen war, ja dieser letztern bedeutender Eintrag durch böses Beyspiel von denjenigen gethan wurde, die ihm zum Vorbilde für das Gute und Rechte hätten dienen sollen, hatte sich, mit Hülfe seines fähigen und schnellen Kopfes, frühzeitig Kenntnisse in den verschiedensten Fächern der Wissenschaften und Künste erworben, war guter Klavierspieler, angenehmer Sänger, fertiger Zeichner, und zeigte selbst Talent für die Schauspielkunst, wobey ihm von dem, was man zur Vorschule des Gelehrten rechnet, kaum etwas fremd geblieben war. Er widmete sich später vorzüglich der Jurisprudenz, suchte sich, nachdem der Wohlstand seines väterlichen Hauses gesunken war, sein Loos durch eigene Thätigkeit zu gründen, und brachte es im Kurzem zum Referendarius beym Kammergerichte zu Berlin. Bey der neuen preußischen Organisation Polens wurde er als Regierungs-Assessor in Posen angestellt, und später als Regierungsrath nach Warschau befördert, wo er sich mit einer jun-

gen Polin vermählte und Freundschaft mit Hitzig und Zach. Werner schloß, welchem er jedoch späterhin nicht treu geblieben ist, »wie vorzüglich seine Serapions Brüder nur allzu klar und kaum verzeihlich darthun.« — Mit der Umwälzung Polens verlor er Amt und Wohnplatz, aber nicht seinen Lebensmuth. Er ging nach Berlin, um dort Musikunterricht zu geben, wozu ihm vorzüglich Reichardt behülflich war. Zugleich unternahm er die ernstesten, strengsten Studien in der Komposition, schrieb ein Requiem, nach dem Vorbilde des Mozartschen, das er zwar nie zur Aufführung bringen wollte, jedoch dem Verfasser unseres Buches mittheilte, der in diesem Musikwerke, eine nahe Erinnerung an dessen Vorbild abgerechnet, Innigkeit und Kraft des Ausdrucks, besonders aber die Ausführung des Technischen bewundernswerth fand.

Nachdem Hoffmann zwey Jahre mit Stundengeben zugebracht, und kaum das Brot damit errungen hatte, wählte ihn Graf Soden zum Musikdirektor der von ihm in Bamberg errichteten stehenden Bühne. Hier, wo er bald auch den Regisseur, Arrangeur, sogar den Theatermaler machen mußte, wollte er anders den Thespiskarren noch vom Fleck bringen, fand er den Stoff zu seinem anziehenden Werkchen, »die Leiden und Freuden eines Theaterdirektors.« Endlich gerieth das Fuhrwerk vollends in's Stocken und zerbrach. Auf's neue außer allen Erwerb gesetzt, sandte er an den Redakteur der Leipziger musikalischen Zeitung (der damals eben Hr. Hofr. R. gewesen) einen heitern, geistvollen, witzigen Brief, worin er, nach gegebener Uebersicht seines früheren Lebens, sich erbot, für genannte Zeitschrift zu schreiben, »entweder in dem Fache, was das Volk dummes »Zeug nenne, oder in musikalischen Angelegenheiten, was am »Ende auch wenigstens daran streife.« Die Betrachtungen über Beethovens herrliche Symphonie in C moll, und die Erzählung vom Kapellmeister Johannes Kreisler, waren die ersten Proben der bewundernswürdigen Fähigkeiten Hoffmanns und die vorzüglichsten unter den schätzbaren Beyträgen, womit er die musikalische Zeitung so lange bereicherte, bis andere Verleger, um des Beyfalls willen, den seine Aufsätze fanden, ihm beträchtlichere Vortheile darboten. Nicht lange nachher ward er mit beträchtlichem Gehalte zum Musikdirektor der Leipziger Operngesellschaft an Bierey's Stelle berufen, wo Hr. Hofr. R. ihn zum ersten Male sah. Nicht geschaffen, einen ruhigen, gesicherten Zustand lange zu ertragen, bekam er nach Jahresfrist Händel mit dem Direktor, und dankte plötzlich ab, unbekümmert darum, daß eben rings um Leipzig die weltbewegende Völkerschlacht sich vorbereitete. In den ersten Wochen nach derselben

fand ihn Hr. Hofr. R. in einer elenden Wohnung, auf einem schlechten Bette, von der Gicht geplagt, und beschäftigt, sich durch Zeichnungen von Karrikaturen auf Napoleon und »seine verwünschten Franzosen« einen kärglichen Unterhalt zu erwerben. Durch die Fürsorge des königl. preußischen Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg, welchem H. von seinem Krankenlager aus nach Paris geschrieben hatte, ward er als Kammergerichtsrath nach Berlin berufen. Beym Abschiede zankte er noch mit Rochlitz über eine, auf sein Ersuchen, von diesem geschriebene Recension seiner kürzlich erschienenen »Phantasiestücke in Callots Manier,« fuhr ihn darum arg an, reichte ihm dann aber die Hand hin, lachte und ging. »Ueberhaupt,« sagt unser Autor in der ihm eigenen gutmüthigen Weise, »hatte man mit dem »Manne sein Kreuz, und doch mochte man, hatte man ihn ein»mal erkannt und liebgewonnen, nicht von ihm ab.« — Jenes letztgenannte Werk, das ausgezeichneten Beyfall erhielt, bestimmte Hoffmanns Ruf als Schriftsteller, so wie seine Fächer als solcher; weil aber hier H.'s, des Musikers, besonders zu gedenken ist, wird noch ein Moment aus der Zwischenzeit, nachdem er vom Theater abgegangen, und ehe er seinen neuen Posten in Berlin angetreten hatte, ausgehoben. Auf H's. Bitten hatte der Dichter Fouqué seine Undine für ihn zu einer großen romantischen Oper eingerichtet. Er setzte sie noch in Leipzig, mit Lust und Liebe, aber auch, im Vertrauen auf sein Talent, mit Hast und Eile, in Musik. Hr. Hofr. R., welchem er die Partitur vorläufig zur Einsicht mittheilte, versichert, daß ein Theil der Gesangstücke originell und ausdrucksvoll, die Charakteristik, wenigstens Undinens und Kühleborns, treffend gehalten war, das Ganze aber nicht als solches eingreifen wollte, was unser Autor, auf H.'s dringendes Fragen, ihm auch aufrichtig gesagt, und ihm zur Abhülfe einige Abänderungen angerathen hätte, wozu H. aber nicht nur nicht zu bewegen war, sondern vielmehr über die Kritik überhaupt, »das alte, blödsichtige Scheuerweib,« in Sarkasmen ausbrach, und im Zimmer umher rennend, rief: »o Gott! könnte ich doch nur einmal eine allmächtige Kri»tik über die Kritik schreiben, die diese mit einem Happ auffräße »und — zerplatzte vom fetten Fraß!« — Die Oper wurde nachher in Berlin aufgeführt und erhielt nur getheilten Beyfall, welchen Erfolg Hr. Hofr. R. nicht nur von den Mängeln der Musik, sondern auch von jenen des Gedichts ableitet. Man findet bey dieser Gelegenheit die Bemerkung: »Niemals kann aus einem »trefflichen Romane, und um so mehr als er das ist, ein treff»liches Schauspiel werden, schon um der, beyden Gattungen ei»genen Grundprinzipien willen, die einander entgegengesetzt sind,

»und wegen der großen Verschiedenheit des Eindrucks, den die »Gegenstände auf uns machen, je nachdem sie unmittelbar durch »die äußern Sinne oder vermittelst der Phantasie in das Gemüth »dringen.« — Möchten dieß doch diejenigen beherzigen, die sich getrieben fühlen, aus Walter Scott's beliebten Romanen Schauspiele zu gestalten, sich dazu nur hinsetzen und die Arbeit mit der Ueberschrift: »Erster Akt, erste Scene« beginnen, glaubend, das Schauspiel liege schon fertig im Roman und bedürfe nur hier und da eine kleine Nachhülfe, um als Drama hervorzutreten. Scott's Werke haben, außer der Schwierigkeit, die Hr. Hofr. R. schon andeutete, daß sie nämlich Vorgänge enthalten, die sich auf der Bühne entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen darstellen lassen, und daher bey weitem nicht die Wirkung auf den Zuschauer durch das Gesicht, als auf den Leser durch die Phantasie hervorbringen können, auch noch diese, daß ihr Reiz größten Theils in den, meist sehr breiten, darum aber keineswegs ermüdenden, vielmehr sehr anziehenden Charakterschilderungen sowohl der Hauptperson als auch der meisten übrigen in die Handlung eingreifenden Personen besteht, wohingegen der Umfang eines Schauspiels und die zu dessen Darstellung bestimmte Dauerzeit den Raum zu ähnlicher Entwickelung des Charakters auch nur des Helden, geschweige denn der Nebenpersonen, keineswegs gestätten. Eher werden sich aus kleineren, gedrängteren, bis auf einen gewissen Grad schon dramatisch gedachten und angelegten Erzählungen, Dramen bilden lassen; doch wird auch da kein gemeiner Vorrath an praktischer Bühnenkenntniß nöthig seyn, um, mit Rücksicht auf dasjenige, was im Scenarium technisch möglich auszuführen ist, die erzählten Begebenheiten wirksam einzutheilen, die Scenenreihe glücklich zu ordnen, die Lücken, welche durch die nothgedrungene Hinweglassung der zur Darstellung nicht geeigneten Momente der Erzählung entstehen, zweckmäßig auszufüllen, und so aus dem Ganzen einer Gattung wieder ein Ganzes einer völlig andern zu Stande zu bringen. — Das reichliche Einkommen, das Hoffmann sowohl von seinem Amte, dem er mit Ehren vorstand, als von seinen Schriften bezog, reizte ihn und verschaffte ihm zugleich die Mittel, sich einer unglücklichen Eigenheit zu ergeben, die seine Bekannten schon früher mit Besorgniß bemerkten. Er konnte nämlich wochenlang mit der einfachsten, ja geringsten Kost fürliebnehmen, überließ sich aber dann mit Eins einer unmäßigen Begier zum Schlemmen; eine Eigenheit, die durch die Sucht vieler Gesellschaften, mit ihm und seinem Witze zu prunken, noch genährt wurde. Er arbeitete, oft mit gewaltsamer Ueberspannung, und wohnte fast gänzlich im Weinhause. Dieses doppelte Einstürmen auf seinen ohnehin

zarten Körper brachte ihn denn auch im achten Jahre seit seiner Anstellung in Berlin und im sieben und vierzigsten seines Lebens, am 25. Junius 1822, in's allzufrühe Grab. Dieser gedrängte Auszug der Nachrichten über H.'s Leben und Wirken kann nicht besser als mit des Verfassers eigenen, das Angeführte in so bündiger Wiederholung zusammenfassenden Worten geschlossen werden: »Es kann und wird Keinem ein Zweifel beykommen, über »das reiche Maß an geistigen Fähigkeiten der verschiedensten Art, »das H. von der Natur zugetheilt war: aber denen, die ihn nä»her gekannt, auch keiner, daß zugleich in seiner Willenskraft »ein mächtiger Schwung und eine große Energie, besonders aber »eine Hartnäckigkeit und Zähe lagen, die Achtung erzwingen und »bewunderndes Anerkenntniß verdienen. In der Ausbildung und »Verwendung von all diesen herrlichen Gaben war er ein Kind »der Zeit, in wiefern diese liebte, nach den verschiedensten Sei»ten hin ein Aeußerstes anzustreben. Diese leitete ihn, dieser gab »er sich hin; diese hat dafür ihn gehoben, getragen und aufge»rieben.«

Im zweyten Bildnisse sehen wir Ernst Ludwig Gerbern, den jeder Musikfreund durch sein werthvolles »Lexikon der Tonkünstler« kennt und schätzt. Wie Hoffmann ein Bild ist der letztvergangenen Zeit, so ist Gerber eines der letztvorhergegangenen, und die Zusammenstellung dieser zwey Männer gibt daher Gelegenheit, zwischen beyden Zeitabschnitten eine Parallele zu ziehen. Gerber, geboren den 29. September 1746, gehörte, obschon öffentlich mit vielem Erfolg wirksam, dennoch unter diejenigen, »deren Geschick gleichsam mit Eins sich für im»mer entschieden, deren Leben, wenn auch noch so wohlgefällig, »deren Thätigkeit, wenn auch noch so bedeutend, in stiller Gleich»mäßigkeit sich fortbewegt, und eben so geendet hat;« daher denn auch von ihm nicht so viel, wie von einem Manne von Hoffmanns gemischtem Charakter, hervorleuchtenden Eigenschaften und wechselnden Schicksalen zu sagen ist. Sein Vater, ein tüchtiger Mechaniker und Organist, bestimmte, den kargen Erwerb, den die Kunst beut, bedenkend, seinen Sohn für die Jurisprudenz. Er studirte sonach auf der Universität Leipzig, brachte aber schon gründliche Kenntnisse von der Theorie und manchen Hauptheilen der Geschichte der Tonkunst dahin mit; auch war er ein sehr geübter Klavier-, Orgel- und Violoncell-Spieler, in welch letzter Eigenschaft er im Orchester der öffentlichen Konzerte und des Theaters angestellt wurde, was — wie er lebenslang rühmte — zur Erhebung seines, durch beschränkte Verhältnisse bedrängten Muthes und zur Anfrischung seines innern und äußern Lebens entscheidend beytrug. Dieses erklärt sich leicht,

wenn man den damaligen Zustand der Musik in Leipzig, und des musikalischen Geschmacks überhaupt erwägt; wenn man sich erinnert, daß Hiller die wöchentlichen Konzerte, dessen Zierden eine Schröder, eine Mara, ein Göpfert waren, nach klaren, wahrhaft kunstgemäßen Zwecken anordnete; daß Koch Schauspiel und Oper, nicht ohne Mitwirkung Lessings, Weiße's, Hillers, Eckhofs und anderer verdienstvoller Männer zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte, daß die kleinen Opern Weiße's und Hillers neben den größern der italienischen und französischen Meister zum ersten Male in Leipzig auf deutscher Bühne erschienen, und »daß alles dieß »damals ein Publikum fand, dem es nicht nur ganz neu, son»dern das auch selbst dafür ganz neu war, mithin vollkräftige »Empfänglichkeit, lebendige Theilnahme und frischen Sinn; das »Achtung dafür, Freude daran schon mitbrachte; das nicht am »Einzelnen hing, nicht kalt beobachtete, um zu kritteln, nicht krit»telte, um für kennerisch angesehen zu seyn, und von dem noch »im Geringsten nicht zu sagen war:«

»»Auch haben sie gewaltig viel gelesen.«« —

Köstliche Worte zur Beherzigung für unsere Zeit, besonders in sofern man sie auf Musik bezieht, von welcher hier eigentlich die Rede seyn soll! Wer hätte damals nicht mit Gerbern eingestimmt, wenn er fragte: »Wie hätte ich nach vollbrachter Ta»gesarbeit meine Abende zugleich unterrichtender und an»genehmer zubringen können, als in solch einem Konzert»oder Theatersaal?« — Wo aber findet sich jetzt ein Konzert- oder Theatersaal, in welchem dieser doppelte Genuß zu erlangen wäre, und wenn ja, selten genug, etwas dargeboten wird, das ihn zu gewähren im Stande ist, wo ist nun das Publikum, das ihn so aufzunehmen geneigt, und vielleicht auch fähig wäre, wie oben von dem damaligen Leipziger Publikum angeführt wird? Die, welche heut zu Tage musikalische Kunstleistungen besuchen, seyen es Konzerte oder Opern, theilen sich beynahe nur in zwey Klassen: in solche, die bloß nur Lust und Freude an der Schale finden, nicht am Kern, und in solche, die sich zwar an den Kern halten, aber nicht um sich seines Genusses mit »vollkräftiger Empfänglichkeit, lebendiger Theilnahme und frischem Sinn« zu erfreuen, sondern ihn kalt zu bekritteln, um dadurch für Kenner angesehen zu seyn.

Da nun die erstere dieser zwey Klassen bey weitem die zahlreichste ist, bestrebt man sich auch im Konzerte wie in der Oper, vorzüglich diese zu befriedigen. Daher die sich immer steigernde Erfindung von Schwierigkeiten von Seite der Komponisten, und die allein nach der Fähigkeit, diese Schwierigkeiten auszuführen,

strebende Bildung der Ausübenden. Wer wollte sich auch mit Erfindung einfacher Melodien, mit geistreicher Durchführung der Motive quälen, da Niemand mehr darauf achtet? Wer auf Ausdruck, Bedeutsamkeit und Verstand im Vortrage sich verlegen, da der Werth eines Virtuosen nur nach der mehreren oder minderen Fertigkeit bemessen wird, einen Schwall von kleinen Tönchen leicht und zierlich herauszubringen? ja, da man dieß schon jeder andern Kunstfähigkeit vorzieht, wenn es auch eben nicht leicht und nicht zierlich geschieht? — Woher denn sonst diese Seltenheit gründlicher Tonsetzer gerade zu einer Zeit, wo die Verbreitung der ausübenden Musik ihren höchsten Grad erreicht hat? Woher eine nie da gewesene Anzahl ausübender Künstler und Dilettanten, die, mit mehrerer oder minderer Vollendung, die schwersten Aufgaben der Komponisten des Tages lösen, während man kaum mehr Jemanden findet, der im Stande ist, eine Arie aus den ältern, klassischen italienischen Opern, ein seelenvolles deutsches Lied, ein Quartett von Haydn oder Mozart, oder eine Sonate von Beethoven im Geiste der Komposition vorzutragen? — Wenn diese erste Klasse der heutigen Zuhörer viel zum Verfalle der höheren Tonkunst, des Geschmacks an derselben, und der Fähigkeit, sie zu genießen, beyträgt; so ist die zweyte Klasse, die krittelnde, secirende, nicht minder schädlich.

Der wirkliche Kenner, der an einem wirklichen Kunstwerke nur denjenigen Genuß findet, den eine kalte Kritik ihm zu reichen vermag, verleidet sich und andern den besten Theil am Vergnügen. Ich werde es nie vergessen, daß einst bey einer sehr guten Vorstellung der Gluckschen Iphigenia auf Tauris ein, noch lebender, und mit Recht geschätzter Komponist neben mir saß, der mir unabläßig in die Ohren flüsterte: »Welche herr»liche Wirkung macht hier die verminderte Septime! Wie glück»lich ist hier die Ausweichung in die Molltonart angebracht! Wie »passend unterstützt nun die Begleitung den Ausdruck des Ge»sangs!« u. s. w., während ich, von den Gefühlen, die Komponist und Sänger in mir erweckten, tief ergriffen, um keinen Preis der Welt an die Mittel hätte denken mögen, womit der erstere so lebhaft auf mein Gemüth gewirkt hatte. Wenn aber auch die Art, auf welche mein Sitznachbar jene herrliche Oper genoß, gewiß nicht die rechte ist, dergleichen Kunstwerke zu genießen, so ist doch die Gattung von kritisirenden Zuhörern, zu welcher er gehörte, derjenigen noch weit vorzuziehen, die, ohne oft auch nur die Prinzipien der Kunst inne zu haben, bloß tadeln um zu tadeln, um sich das Ansehen zu geben, als verstünden sie es, und fast immer verwerfen, was am meisten zu loben ist, entweder weil es ihr Fassungsvermögen übersteigt, oder weil sie gewiß

sind, daß die weniger unterrichtete Menge darin mit ihnen übereinstimmt und sie folglich auf diesem Wege sich am leichtesten als Rechthaber geltend machen können. — Nach dieser Digression, die wohl nur wenige Leser mir verzeihen werden, kehren wir zu Gerbern zurück. Nachdem er seine Studien mit Ehren vollendet hatte, sollte er bey einem vielbeschäftigten Advokaten die Anwendung seiner Wissenschaft erlernen. Allein weder die ihm zugewiesenen Geschäfte, noch die Formen, in welchen er sie behandeln sollte, wollten seiner altthüringischen Geradheit zusagen, und er kehrte auf gut Glück in seine Vaterstadt zurück. Dort wurde er vor der Hand als Musiklehrer der fürstlichen (Schwarzburgischen) Kinder angestellt. Für seine Arbeitsamkeit fand er, neben kleinen juristischen Geschäften, eben das Feld, das er nach und nach heimisch anbauen, auf dem er sich selbst ein Denkmal errichten sollte.

Die wenige Empfänglichkeit, und noch wenigere Bildung, welche er in seiner Vaterstadt für die Tonkunst fand, leitete seinen Fleiß von der ausübenden Musik auf historisches Forschen hin. Ueber eine kleine Sammlung gezeichneter oder gestochener Bildnisse nahmhafter Musiker und Schriftsteller über Musik, die er sich früher angekauft, und die er nun mit allen, ihm bey seiner einfachen Lebensweise erübrigenden Mitteln zu vermehren suchte, wollte er nun einen raisonnirenden Katalog verfertigen, aus welchem, mit Hülfe mehrerer Musikverständiger und Gelehrten, namentlich Hillers, Forkels und Ebelings, sein »historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler« ward, das, »wie Vieles auch davon nachzubessern der Folgezeit überlassen werden muß, doch von großem Verdienst bleiben, »und seinen Namen auf die späte Nachwelt bringen wird.« Sein Wunsch, die Geschichte der Tonkünstler bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortzuführen, erzeugte, längere Zeit nach Erscheinung jenes ersten Werkes, sein »neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler,« das nicht nur als eine Fortsetzung, sondern auch als eine Berichtigung, Vervollständigung und Verbesserung des früher verfaßten zu betrachten ist. Nach einer umständlichen Erzählung, wie schwer es Gerbern ward, für dieses zweyte Werk einen Verleger zu finden, und welch ein kaum glaublich geringes Honorar er sich gefallen ließ, nur um es zur öffentlichen Kenntniß zu bringen *), folgt nun eine gedrängte, eben so richtige als unparteyische Beurtheilung der beyden Lexika, von der sich nicht wohl ein Auszug

*) Eine Erzählung, die beweist, daß zu allen Zeiten, wie jetzt, die Schriftsteller gesäet, und die Verleger geerntet haben.

geben läßt, und welche die Leser in dem Buche des Hrn. Hofraths Rochlitz (Seite 56 — 60) selbst nachsuchen wollen. Nachdem ihm auch noch sein letzter Lieblingswunsch, seine durch ein halbes Jahrhundert mit Mühe, Fleiß und Aufopferungen zusammengebrachte musikalische Bibliothek und Porträtsammlung nach seinem Tode unzertheilt, gewürdigt und nutzbar zu wissen, dadurch erfüllt wurde, daß die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates sie ihm abkaufte, und ihn daben in vollständigem Besitze des Ganzen bis zu seinem Hinscheiden ließ; beschloß er sein rechtschaffenes, thätiges Leben am 30. Junius 1819, plötzlich und schmerzlos. »Er »war ein grundredlicher, frommer, freysinniger, unerschrockener »Mann, aufrichtig bis zur Derbheit, zutraulich bis zur Hinge»bung, unbefangen bis zur Unbesonnenheit; dabey bescheiden, »genügsam, im höchsten Grade ordentlich und pünktlich: ein »treuer Diener seines Fürsten, ein liebevoller, sorgsamer Ver»wandter, ein zuverläßiger Freund, und mit seinen Kenntnissen, »wie mit seiner Bibliothek so gefällig, wie Sammler höchst selten »sind.« Um diese wohlverdiente Lobrede vollständig zu machen, bedarf es wohl nur noch, Gerbers eigene, im Gefühle der Zufriedenheit mit seiner Lage an unsern Autor geschriebene, einnehmende Worte beyzufügen: »Und soll's zuweilen vollends herr»lich hergehen, so schaffe mir Gott, wie bisher, von Zeit zu »Zeit eine Freude an den Meinen, und einen Beweis, ich habe »noch treue Freunde!« —

Das dritte Bildniß ist überschrieben: Häusliche Musik. Der Aufsatz, in zwey Briefe von »Theresen an ihren Mann« eingekleidet, gibt die Anleitung, wie man mit Verstand, Gefühl und Geschmack, Musik treiben soll, indem er erzählt, wie diese »herrschende Kunst des Zeitalters« in einem Kreise wahrer Verehrer derselben getrieben wurde. Wem die ausgezeichnete Gabe unseres Autors für Erzählungen, die Magie, durch welche er den Leser sogleich mitten in den Ort der Handlung zu versetzen, ihn, durch wenige aber treffende Züge mit dem innersten Wesen der Handelnden vertraut zu machen, ihn für sie lebhaft zu interessiren versteht, wem, sage ich, dieß bekannt ist — und wem wäre es nicht bekannt? — der wird es eher gut heißen, als mich tadeln, daß ich, um den Lesern das Vergnügen an diesen Briefen nicht zu schmälern, von deren reichem Inhalt nur die Hauptsache hier anführe. Die Hauptsache aber sind, nach meiner Meinung, die Grundsätze, welche jene kleine Gesellschaft bey ihren musikalischen Abendunterhaltungen erkannte und befolgte. Der Wirth, nämlich derjenige Familienvater, bey welchem die Freunde sich versammelten, und dessen Töchter bey der Ausführung der ge-

wählten Musikstücke selbst mitwirkten, ein Mann von gesetzten Jahren, ausgebreiteten musikalischen Kenntnissen und geläutertem Geschmacke, leitete das Ganze mit freundlichem Ernst. Jedes Mitglied, seinen Kräften gemäß aufgefordert, übernahm zur Ausführung, wozu es eben aufgefordert ward. (Es scheint also, daß jeder kindische Rangstreit um die erste oder glänzendere Partie aus dieser Gesellschaft verbannt war.) — Die Musik selbst, mit den kleinen Zwischenpausen, währte höchstens gegen zwey Stunden. — Nur gute, ja nur die allerbesten Kompositionen, gleichviel ob alt oder neu, wurden ausgeführt. — Mehr Mannigfaltigkeit hinein zu bringen, und auch dem individuellen Geschmacke (in sofern er gut war) sein Recht einzuräumen, wählte allemal der Wirth, was auszuführen war, wobey ihm eine reiche, und auch mit höchst seltenen Werken aller Zeiten und Nationen geschmückte Sammlung zu Diensten stand. — Alle eigentliche Theater- oder Virtuosen-Musik war ausgeschlossen; »denn, was gute Theater- oder Virtuosen-Musik erst dazu macht, fällt ja auf dem Zimmer, am »Pianoforte weg; und so ist es ohne Zweifel am besten, sie selbst »auch wegfallen zu lassen« [1]). — Kein, wenn auch sonst noch so gutes Gesangstück, wurde gewählt, ohne zugleich guten Text. Wie es demungeachtet möglich war, auszureichen, erklärt sich dadurch, daß, was der Gesellschaft einmal werth geworden war, von Zeit zu Zeit wiederholt, und fast ohne Ausnahme ihr dadurch nur immer werther wurde; überdieß aber, der Reichthum an wahrhaft trefflichen Werken dieser Kunst so groß ist, daß man gar nicht hoffen darf, so lange zu leben, um jedes vorzügliche Stück zu hören. — Vom Ernsten und Schwierigen ward allmählich zum Heiteren und Leichten geschritten; übrigens in der ersten, größern Hälfte geistliche Musik, in der zweyten, kürzere Lieder, ein- oder mehrstimmige, ausgeführt. — Vor Anfang der Ausführung, beym Thee, theilte der Wirth jedesmal der Gesellschaft über die von ihm gewählten Hauptstücke und ihre Verfasser [2]) das mit, was er für nöthig hielt, Allen die rechte An-

[1]) Was bey musikalischen Privatunterhaltungen die Hinweglassung der eigentlichen Virtuosen-Musik noch außer dem räthlich macht, ist, daß sie nur dann den Werth und Reiz hat, den sie haben kann, wenn sie von eigentlichen Virtuosen, und zwar von Virtuosen des ersten Rangs, einer Fodor, einem Donzelli, Rubini, Lablache u. d. gl. vorgetragen wird; abgesehen von solchem Vortrag aber meistens ganz werthlos ist.

[2]) Auf diesem Wege erhalten die Leser sehr anziehende biographische Nachrichten von dem wenig bekannten, und doch, besonders im Fache der Kantaten, ausgezeichneten Komponisten Emanuele

sicht davon, das Verstehen derselben, mithin die Eingänglichkeit in sie zu erleichtern, und die Erwartungen aus dem Unbegränzten auf den rechten Punkt zu leiten. — Sollte ein Stück beginnen, so las allemal Einer erst den Text laut vor. — Dieß waren so zu sagen, die Statuten jenes kleinen, aber, wie man sieht, sehr achtungswerthen und, vielleicht, auch seltnen Vereins; denn schwerlich möchten sich in unserer Zeit viele Dilettanten finden, die an solcher Weise, die Kunst zu üben und zu genießen, Vergnügen fänden, ja, die auch nur im Stande wären, Vergnügen daran zu finden.

Bey einer von jenen Abendunterhaltungen kam auch Rolle's [1]) »Tod Abels« an die Reihe, und gab Veranlassung, zu bedauern, daß die dramatisirte Kantate, ehedem überaus beliebt, jetzt fast gänzlich zurückgesetzt worden. Als Ursache hiervon ward angeführt, daß die Menge bey geistigen Erzeugnissen immer diejenigen vorzieht, welche zugleich den meisten Sinnenreiz gewähren, sonach jene Gattung lieber von der Bühne, durch Handlung belebt, durch Kleider und Dekorationen geschmückt, als einfach im Konzerte haben will; daß unsere Sänger und Sängerinnen, besonders durch Nachahmung [2]) der jetzigen Italiener, ihr Streben ausschließlich auf Fertigkeit und Geschicklichkeit wenden, aber, »weil die neuesten italienischen Kompositionen gar keine eigentlichen Charaktere bieten,« vom charakteristischen Ausdrucke gänzlich abkommen, ohne diesem aber die dramatisirte Kantate fau und langeweilend wird; endlich, daß jetzt, und zwar nicht bloß in der Musik, sondern auch im Schauspiel, in der Lektüre u. s. w. die Meisten, und eben die Vornehmern, Einflußreichern, nicht mehr die nöthige Ruhe und Beharrlichkeit haben, sich mit dem Ganzen ausführlicher Werke zu befassen, viel weniger in sie, als Ganze einzugehen, sondern überall nur die glänzendsten, hervorstechendsten Einzelnheiten beachten und genießen. — Alle diese drey Ursachen haben allerdings zum Verfall des Geschmackes an dramatisirten Oratorien und Kantaten gewirkt, am stärksten aber, meine ich, doch die zweyte; so wie ich glaube, daß

---

d' Astorga (S. 89 — 100), dessen Schicksal mit jenem Tasso's einige Aehnlichkeit hat. Ein Stabat mater soll das vorzüglichste seiner Werke seyn. Die Vermuthung des Hrn. Hofr. R., daß deren mehrere sich in dem k. k. Hofmusik-Archive zu Wien befinden, bestätigt sich nicht. Der Name Astorga ist in dem Kataloge dieses, an Werken der älteren italienischen Meister übrigens reichen Archive nicht enthalten.

[1]) Auch dieses Mannes Künstlerleben wird (S. 116 — 130) im Umriß mitgetheilt.

[2]) Meist herzlich schlechte!

wenn unsere Sänger und Sängerinnen wieder anfangen wollten, alle die viele Zeit, alle die unablässige Mühe, welche sie daran setzen, ihrer Gurgel die nöthige Fertigkeit zu geben, um Kunststücke auszuführen, in welchen sie, was sie auch dafür thun mögen, doch immer weit hinter denjenigen zurückbleiben werden, die von der Natur durch den Bau der Brust und Kehle, und durch die von einem milden Klima begünstigte, frühzeitige Ausbildung dieser Organe, immer einen ungeheuren Vortheil über sie haben; wenn jene, sage ich, eben so viel Zeit und Mühe darauf verwenden wollten, bey dramatisirten Oratorien oder Kantaten sich in die Situation der ihnen zugetheilten Person zu versetzen, sich von dem durch Wort und Ton ausgedrückten Gefühle derselben zu durchdringen, es mit Wahrheit, Wärme und Lebendigkeit, wiederzugeben, Styl und Geist der Komposition richtig aufzufassen, und ihren Vortrag darnach einzurichten; wenn sie darauf sännen, wie sie hier durch Anschwellen, dort durch Verklingenlassen, hier durch eine sanfte Biegung, dort durch kräftige Fülle der Stimme den Ausdruck erhöhen könnten, und wenn sie sich dabey einer möglichst deutlichen Artikulation beflissen, um die Wirkung der Melodie durch jene des Textes vollständig zu machen; die erregte Phantasie der Zuhörer diesen den Bühnen-Apparat wohl ersetzen und sie, weil das Ganze interessant wäre, davon abbringen möchte, nach dem Einzelnen zu haschen. Als Beweis für diese meine Meinung dürfte die lebhafte Theilnahme gelten, welche die im vorigen Winter Statt gehabte, und nach wenig Monden wiederholte Ausführung des Händelschen Oratoriums Jephta zu einer Zeit gefunden, wo der Geschmack im Allgemeinen in einer, dem Geist und Styl nach, der Händelschen Musik völlig entgegengesetzten Musik befangen war. Und doch, so viel Verdienstliches, ja Ausgezeichnetes, bey dieser Ausführung auch geleistet worden, blieb immer noch viel von dem zu wünschen übrig, was hier oben als zur vollkommenen Erreichung des höchsten Effekts erforderlich angeführt worden ist.

Im zweyten Abschnitte unseres Buches: Betrachtungen, handelt die erste vom zweckmäßigen Gebrauch der Mittel der Tonkunst. Diese umfangreiche Abhandlung (S. 139 — 204) ist nicht minder reich an Inhalt, und gehört sicher zu den ausgezeichnetsten, die über irgend einen Zweig der Tonsetzkunst bestehen. Daß sie dabey ein Wort zur rechten Zeit ist, in einer Epoche, wo man Ueberladung für Reichthum, Lärmen für Energie hält, und vor lauter Bestreben, Eindruck (auf die Ohren) zu machen, den Ausdruck hintansetzt, der allein auf das Herz wirken kann, wird Niemand läugnen, der sie gelesen hat. Sie theilt sich in die Andeutung der Mittel der Tonkunst zum Ausdruck des Erhabnen, des Großen (Starken, Erschütternden), des An-

muthigen (Lieblichen), und des Niedlichen und Zierlichen, als der vier Gattungen der Empfindung, die sich am leichtesten und deutlichsten durch Musik ausdrücken lassen. Jeder dieser Unterabtheilungen geht eine klare Definition des Gefühls voraus, zu dessen Ausdruck die Mittel angegeben werden, und jede ist mit einigen Beyspielen aus bekannten guten Musikwerken erläutert. Unter demjenigen, was über das Anmuthige gesagt wird, findet sich auch die sehr treffende Bemerkung, daß es zu verwundern sey, und bloß eines der Erzeugnisse der unruhigen Neigung, überall und Alles möglichst zu übertreiben, zu seyn scheine, wenn Komponisten die Sänger oder Virtuosen oft in hohe und nicht selten in die höchsten Töne, auch in Stücken, die Anmuthiges ausdrücken sollen, hinaustreiben, da doch dieses recht eigentlich seinen Sitz in der mittlern Region jeder Menschen- oder Instrumentenstimme hat. Beym Gesange ist das jetzt wohl weniger der Fall, die neuesten italienischen Tenor-Partieen ausgenommen, die aber nicht mehr auf die Bruststimme, sondern auf das Falset berechnet sind, womit nun ein, wohlorganisirte Ohren peinigender Luxus getrieben wird; desto öfter hingegen findet man diese verkehrte Art, das Liebliche auszudrücken, bey den Instrumental-Kompositionen. Seit dem das Pianoforte in der Höhe mit einer sechsten Oktave bereichert worden, und die Violinspieler, nach dem jetzt herrschenden Begriffe, daß die Besiegung mechanischer Schwierigkeiten das Höchste in der Tonkunst sey, einen Wettstreit begonnen haben, wer in der Applikatur am höchsten steigen könne, hört man auf diesen beyden Instrumenten, sogar in jenen Stellen, die für Zartes und Anmuthiges gelten sollen, immer nur die höchsten Töne. Gleichwohl können diese, selbst auf den tonreichsten Pianofortes, wegen der, durch die äußerst kurze Spannung der Saiten so sehr geringen Schwingung nie wohlklingend seyn, und ist es nur sehr wenigen Violinspielern verliehen, jene höchsten Töne mit immer gleicher Sicherheit und Reinheit herauszubringen. Ich bin gewiß, daß Mozart (dessen immer noch unerreichte Sonaten zu vier Händen den überzeugendsten Beweis führen, daß man selbst in dieser, einen größeren Umfang von Tönen fordernden Gattung etwas nicht nur sehr Kunstreiches, sondern auch höchst Ansprechendes, ohne eine sechste Oktave erschaffen könne) die Erfindung der sechsten Oktave als überflüssig, ja meist widerlich, nicht gebilliget haben, und Rhode es noch jetzt für weit verdienstlicher halten würde, der Violine schöne, grandiose oder liebliche, statt hohe, stets mehr oder minder schneidende Töne zu entlocken.

Die zweyte Betrachtung ist überschrieben: Geschmack an Sebastian Bachs Kompositionen, besonders für

das Klavier. Sie ist in die Form eines Briefes an einen Freund eingekleidet, der, ungeachtet seines guten Willens, den Bachschen Klavierkompositionen keinen Geschmack abgewinnen konnte. Es wird demselben die Art und Weise gezeigt, wie er dahin gelangen könne, und der Reichthum an wahrem Kunstgenusse, der ihm zuströmen werde, ist er einmal dahin gelangt. Es ist nicht wohl möglich, diesen Gegenstand zu besprechen, ohne überhaupt davon zu reden, wie man eine Kunst, die so große Wirkung hervorzubringen, und indem sie das Herz rührt, zugleich den Geist auf das angenehmste zu beschäftigen im Stande ist, zum bloßen Zeitvertreib herabwürdigt; wie man nur solche Musik mehr liebt, zu deren Auffassung keine der Seelenkräfte nöthig ist, oder vielmehr, die man gar nicht aufzufassen, sondern bloß an den Ohren vorübergleiten zu lassen braucht; und wie solch oberflächlicher Genuß wieder nur oberflächliche Tonwerke erzeugt, die zur Gewährung solchen Genusses dann hinreichen. »Die Kunst,« sagt unser Briefschreiber, »ist allerdings ein Spiel, aber keine »Spielerey. Sie soll allerdings erfreuen, aber nicht Spaß »machen; soll wohlgefallen, aber den Bessern. Die Dia»manten liegen nicht auf den Landstraßen; auch nicht unter dün»ner Erdschicht, wie Kartoffeln, sondern in tiefen Gruben. Man »hat nicht spazierend sie aufzulesen, auch nicht mit dem ersten »Spatenstich sie herauszuheben, sondern beharrlich nach ihnen »zu graben.« Halbheit kann hier zu nichts führen, meint er; man müsse entweder gestehen, ich bin für diesen Zweig des Schönen nicht und mag nicht dafür seyn — womit man zugleich seiner Kunstliebe ein schweres Urtheil spricht — oder man muß sich dafür bilden, d. h. man muß das, was in uns auch für jenen Zweck liegt, sorgsam wecken, aufnähren und gebrauchen lernen. Der Freund erzählt nun dem Freunde, auf welchem Wege er zum Verständniß und zum Genuß der Bachschen Werke gelangt ist. Unter den Vorzügen, die man, wenn jenes Bestreben erst weit genug gediehen ist, in ihnen findet, wird mit Recht auch der durchaus melodische Gang aller Stimmen angeführt; und, daß man in Mozarts Werken diesen Charakterzug ebenfalls, mehr wie in den aller übrigen Meister, wahrnimmt, dünkt mich das sicherste Merkmal, daß er, wie früher (S. 212 und 213) vorkommt, Bachs Kompositionen zu seinem Lieblings-Studium machte. Nachdem gezeigt worden, wie man in den Geist gediegener Werke eindringen, ihre Schönheiten entdecken, ihren Werth erkennen, und stets erneuete Freude ernten könne, wenn man, freylich aber »immer mit gesammeltem Gemüthe,« und »nicht, um in leerer Stunde die Langeweile zu verscheuchen,« zu ihnen zurückkehrt, werden (S. 227, 228) diejenigen Stücke

aus Bachs »wohltemperirtem Klavier« angegeben, mit welchen man sich am ersten befreunden kann, und die zugleich unter die vorzüglichern gehören. Mit Hülfe dieser Vorschule, schließt der Briefsteller, und mit Ernst, Neigung und Fleiß sey er bald dahin gekommen, auch die vollstimmigen Kompositionen Bachs für Gesang und Orchester zu verstehen und zu genießen, ohne daß er dazu umständlicher Zurüstungen mehr bedurft hätte, aber »ohne »Sammlung des Gemüths ist man für sie dahin — wie man »ja auch im Grunde für alle edleren Kunstwerke »dahin ist.«

Die dritte Betrachtung führt den Titel: Der Frühlingstag, und ist ein Gespräch, das zum Gegenstande die Erörterung der Frage hat, in wiefern musikalische Kompositionen veralten, und was in denselben veralten könne? — Diese schon an sich wichtige Frage wird jetzt doppelt wichtig, wo Viele schon jedes Tonstück, das vor zwanzig oder dreyßig Jahren geschrieben wurde, »alte Musik« nennen, und sich lieber an Neues, Werthloses, Vorübergehendes halten, als sich am Aelteren, Gediegenen, Bleibenden ergötzen, das, so oft sie es auch gehört haben mögen, ihnen bey nur einiger Vorbildung und mäßiger Aufmerksamkeit noch immer weit mehr Neues zu geben im Stande ist, als das Meiste, was neu heißt, ohne es zu seyn. Da eine ältere Oper, die auf irgend einer Bühne wieder hervorgesucht und dargestellt worden, aber nicht gefiel, weil sie veraltet war, den Anlaß zu diesem Gespräche gab, so dreht dasselbe sich vorzüglich um dramatische Musik. Ich glaube, dessen Hauptinhalt nicht besser, als mit folgender Stelle des Werkes selbst andeuten zu können. Nachdem Mozarts Figaro, Salieri's Axur und Cimarosa's matrimonio segreto als Opern, die nie veralten, angeführt worden *), liest man: »Es kommt hier« (in der Musik nämlich) »wie bey allen Kunst-, ja bey allen »menschlichen Erzeugnissen, darauf hinaus: der Geist — aber »das Wort im umfassenden, vollgehaltigen Sinne genommen — »mithin, der wahrhaft ursprüngliche, darum auch stets originelle »Geist; der Geist, wie er z. B. in jenen Werken lebt, nicht »aber in dem, was man gestern im Theater hervorgezogen hat: »der ist, was nicht veraltet. Fehlt Geist überhaupt, wenn auch »nicht Geschicklichkeit, Routine, und was weiß ich; da kann »man nicht einmal sagen: das Werk veraltet, denn es ist schon »alt geboren; und so lebt es auch nur ein Weilchen; eigentlich

*) Ich bedaure, Gluck's Iphigenia auf Tauris nicht mit genannt zu finden, welche unter diesen vieren wohl obenan stehen müßte.

»sogar nur ein Scheinleben. Fehlt es nicht an Geist überhaupt, »wohl aber an jenem höheren, ursprünglichen; da wird das Werk »veralten; und ist es ein musikalisches, bey der großen Konkur»renz und den anderen Umständen, die wir vorhin angeführt haben, »schnell veralten. Ist es aus jenem Geiste entsprungen und von »ihm erfüllt: da veraltet es nicht, oder doch nur, wie Alles ver»altet, und am Ende Himmel und Erde. Dieser Geist bleibt, »bleibt sicher; selbst wenn die Formen veralten sollten, und, frü»her noch, ihr Schmuck, ihre Verzierungen, die freylich überall »mehr oder weniger dem Momente angehören.« — Hieraus läßt sich leicht abziehen, daß diejenigen musikalischen, und besonders diejenigen Gesang-Kompositionen, seyen sie Opern, Oratorien, Kantaten, oder auch nur einzelne Lieder, nicht veralten werden, die den meisten originellen Geist, die tiefste Empfindung, und die größte Wahrheit im Ausdrucke derselben in sich, dagegen am wenigsten von den zur Zeit der Komposition eben beliebten oder hergebrachten Formen und Verzierungen an sich tragen; woraus dann weiter folgt, daß im Opernfache die vorzüglicheren Gluck'schen Opern, die, ganz in demselben Geiste geschriebene, Salieri'sche Oper Axur (eigentlich Tarare), so wie dessen minder bekannte Danaiden, Mozarts Figaro, Don Juan und Cosi fan tutte, im Fache der Oratorien aber der bey weitem größte Theil der Chöre Händels, von seinen Arien jene, in welche der Dichter bestimmte Empfindungen oder Leidenschaften gelegt hat, die Händel mit einer, was Originalität und Einfachheit der Mittel betrifft, bisher unerreichten Wahrheit auszudrücken verstand, und Grauns Recitativen unter die Musikwerke gehören, die nie veralten, und, werden sie in dem Geiste ausgeführt, in dem sie erfunden sind — was freylich bey dem dermaligen Stande der Musik immer seltener wird — ihre Wirkung nie verfehlen können. Im Verlaufe, des Gespräches äußert einer der Freunde (es sind deren drey, die das Gespräch führen), es komme ihm vor, die Oper stehe im Verhältnisse zum Schauspiele, wie das Ballet zur Oper; auch in wiefern das dritte für die zweyte, die zweyte für's erste verderbt; worauf der andere erwiedert, er könne sich doch auch eine Oper — wenn gleich nur denken, die, ohne die ihr eigenen Reize und Vortheile aufzugeben, bis auf einen gewissen Grad der Vorzüge des Schauspieles sich bemächtigte; und dafür, daß sie sich freylich auf engere Gränzen hinsichtlich des Stoffes, und dessen, was zunächst das Denkvermögen anlangt, beschränken müßte, was sie nun innerhalb dieser Gränzen darböte, noch lebendiger, noch eindringlicher, für das Gefühl noch vertiefter aufstellen würde, als das Schauspiel. — Indem ich nicht nur diese

Meinung des redeführenden Freundes, sondern auch seine weiter ausgesprochene, aus inniger Ueberzeugung theile, daß nämlich das, was man sich bestimmt denken kann, was keinen Widerspruch in sich selbst enthält, und nicht gegen die Natur der Dinge oder des Menschen ist, auch auszuführen möglich sey; kann ich es mir nicht versagen, die, von mir zwar schon vor mehreren Jahren anderswo angeführte Aeußerung eines in dieser Sache kompetenten Schriftstellers zu wiederholen, weil sie hier mehr als sonst irgendwo an ihrem Platze steht. Nach einer, mit allem, einem klassischen Kunstwerke erster Größe gebührenden Eifer und Aufwande veranstalteten Wiedererscheinung der Gluckschen Iphigenia auf Tauris, und der enthusiastischen Aufnahme, welche dieselbe gefunden (man hört, daß ich von vergangenen Zeiten spreche), äußerte ein Schauspielfreund gegen den, seinem Vaterlande und der dramatischen Literatur allzufrüh entrissenen Tragödiendichter Heinrich von Collin die Besorgniß, das deutsche Schauspiel dürfte verlieren, was die Oper an Vollkommenheit gewinne, die Aufmerksamkeit des Publikums würde nur gar zu bald von jenem ganz auf diese gezogen werden, und die dramatischen Dichter sich zuletzt gezwungen sehen, Opern zu schreiben, wenn das gesprochene Drama kein Publikum mehr fände. Diesem entgegnete Hr. v. Collin *): »Ich »halte Ihre Besorgniß für vorzeitig. So lange der Sänger die »Schauspielkunst für Nebensache, den Gesang für Hauptsache »hält; so lange die Tonsetzer den Text nur als die Veranlassung »zur Musik betrachten, nicht als den herrlichen Körper, welchen »schön und durchsichtig zu bekleiden ihre einzige Sorge seyn soll; »so lange die Dichter bey Verfassung der Opern den Launen der »Tonsetzer folgen, und uns höchstens flüchtige Fieberträume statt »Phantasiegemälde vorgaukeln lassen, so lange kann Ihre Prophezeyung nicht eintreffen. Wenn aber die Oper uns Alles »gäbe, was uns das Schauspiel gewährt, und uns noch höheren, »reicheren Genuß verschaffte, dürfen wir sodann über eine Katastrophe trauern, die uns reicher machen würde? — Es ist »meine Ueberzeugung, daß die dramatische Kunst, falls sie in »ihren Fortschritten nicht gehemmt wird, auf diesen Punkt, als »zu dem höchsten Ziele ihrer Vollkommenheit, nothwendig gelangen »muß. Kommt es dahin, daß die Musik nur in dem wahren und »schönen Ausdrucke der Empfindung, als ihrem Elemente, lebt; fällt »alles, was nicht dahin strebt, als überflüssiger Auswuchs hin»weg; so wird der Sänger, der sodann auch nur durch wahre »und schöne Darstellung der Empfindungen und Leidenschaften

*) Heinr. Jos. v. Collins sämmtl. Werke, V. Band.

»gefallen kann, sich unvermerkt zum Schauspieler erheben. Dann »kommt — vielleicht in einem Jahrhunderte *) — die schöne Zeit, »wo Schauspiel und Oper sich in Eins verschmelzen, und das »griechische Theater in seinem vollen olympischen Glanze unter uns erscheinen wird.« Es wäre vergebene Mühe, wollte ich zu beschreiben suchen, was ich empfand, als ich das, was mir von Jugend auf als das Höchste der dramatischen Kunst vorgeschwebt, ich aber stets nur für einen schönen Traum gehalten hatte, klar ausgesprochen, als wünschenswerth, als möglich dargestellt las, und zwar von einem Manne, der des höheren Drama selbst so mächtig, und — hätte er Tonsetzer, Sänger und ein Publikum gefunden, die fähig gewesen wären, in diese seine große Idee einzudringen — auch ganz vorzüglich im Stande gewesen wäre, sie zu realisiren. Daß wir nie davon entfernter waren, als eben jetzt, wo eine, der Musik, die dazu erforderlich wäre, gerade entgegengesetzte, nämlich: Concert-, Bravour-Musik, die beliebteste ist, wird Niemand bezweifeln; daß aber die Wirkung solch einer Oper, wie Collin sie hier im Sinne hatte, Alles übertreffen müßte, was je von der Bühne herab gewirkt hatte, und daß solche Opern nie veralten würden, unterliegt wohl ebenfalls keinem Zweifel. Man behauptet zwar, es sey für Sänger durchaus unthunlich, so viele Wärme und Energie in das Spiel zu legen, wie die Schauspieler, weil dadurch die Herrschaft über ihre Stimme beeinträchtigt, diese geschwächt, ja sogar die Intonation unsicher und schwankend gemacht werden würde. Zugegeben! Bedarf aber der Sänger des ganzen Kunst- und Kraftaufwandes des Schauspielers, um denselben Effekt hervorzubringen, wie dieser? Ich glaube nein. Was er als Schauspieler weniger thut, wird ihm leicht, als Sänger zu ersetzen: der Reiz der Melodie, die durch sie verschönerte Deklamation, der durch sie verstärkte Ausdruck ergänzen, ja überbieten noch das, was seinem Spiele, wäre es nur mit der gesprochenen Rede verbunden, abgehen würde. Einen unwiderlegbaren Beweis für diese meine Behauptung liefert die schon oft wiederholte Erfahrung, daß Sänger oder Sängerinnen, die in der Oper für ausgezeichnete Schauspieler galten, und als solche bedeutend wirkten, wenn sie durch den Verfall ihrer Stimme oder durch andere Verhältnisse genöthiget waren, zum recitirenden Schauspiele überzutreten, in diesem nur eine sehr mittelmäßige Fähigkeit für die Schauspielkunst sehen ließen, und hierin weit hinter Schauspielern zurückblieben, über welche man sie ehedem

*) Und da wir, seit dieses geschrieben wurde, vom Ziele zurück, statt demselben näher geschritten sind, wohl noch später.

stellen zu müssen glaubte. Es ist daher möglich, die Kunst des Gesanges mit einem Grade der Schauspielkunst zu verbinden, der völlig hinreicht, Collins Bild der Oper zu verwirklichen; wären aber einmal die dazu tauglichen Sänger gefunden, so würden auch bald Dichter und Tonsetzer aufstehen, welche »das griechische Theater in seinem vollen olympischen Glanze unter uns erscheinen« zu machen im Stande wären, und was bis auf diese Stunde ein schöner Traum war, träte ins volle, kräftige Leben.

Mit demjenigen der Gesprächführenden, welcher da meint, daß dergleichen in Italien, dann auf einige Zeit, obschon mit weit schwächerer Musik, auch in Frankreich schon da gewesen, kann ich mich nicht vereinigen. Wenn auch die Opernmusik der älteren klassischen italienischen Meister in oben erwähnter Beziehung hoch über der gegenwärtigen steht, hat sie doch das niemals erreicht, was Collin sich vorstellte; wogegen mehrere französische und deutsche Opern dem Ziele schon ziemlich nahe gestanden haben. Der Grund hiervon dürfte nicht schwer aufzufinden seyn. In Frankreich und Deutschland, wo das Drama schon früher bis auf einen gewissen Grad der Wirksamkeit gebracht war, hat die Oper sich aus demselben herausgebildet, und Dichtkunst so wie Tonkunst nahmen daher sogleich einen mehr oder minder dramatischen Charakter an; wo hingegen in Italien die Oper aus dem Gesange entstanden ist, und das recitirende Schauspiel noch jetzt auf einer sehr niedrigen Stufe steht. — Ganz einverstanden aber bin ich mit der gleich darauf geäußerten Meinung über die Bedingungen, unter welchen allein jene Gattung von musikalischem Schauspiele zu Stande kommen, und über die Hindernisse, mit welchen es Anfangs zu kämpfen haben würde. Allerdings müßten — wie der Sprecher annimmt, daß es in Italien und Frankreich früher wirklich geschehen sey — große dramatische Dichter, die zugleich mit der Tonkunst vertraut wären, sich beeifern, der Oper edle, treffliche Dichtungen zu liefern; allerdings müßten die Komponisten und die Gesangvirtuosen gar nichts wollen, als diese Dichtungen aufs Lebendigste, Bedeutsamste, Eindringendste darlegen; allerdings endlich müßten Dichter und Tonsetzer nicht nur in vollkommenster Uebereinstimmung arbeiten, sondern auch in Verhältnissen leben, wo sie ohne alle Nebenrücksichten und beharrlich durchführen könnten, was vielleicht geraume Zeit bey allen Sängern Widerstand finden, und beym großen Publikum wenig oder gar kein Glück machen würde. Allein der Wahrheit widersteht man nicht immerfort, und je schwerer es ihr wird, über Gewohnheit und Vorurtheile zu siegen, desto glänzender ist dann ihr Triumph.

Ob übrigens, wie derselbe Theilnehmer an dem vorliegenden Gespräche behauptet, Gluck, »in dessen Geist und Sinn solch ein Werk liegen mochte,« aus Rücksichten auf Eigenheiten des französischen Theaterwesens, und, weil er »als Musiker zu wenig Reichthum und Fülle besaß,« dieß »auch in seinen besten Opern »nur einiger Maßen andeuten, nicht ausführen konnte,« soll der Beurtheilung derer überlassen bleiben, welche die besten Werke dieses, als dramatischen Tonsetzers noch bis auf unsere Tage unerreichten Mannes mit Aufmerksamkeit studiert haben. Ich, meines Orts, glaube, daß »eine Reihe von Glucken« zur Verkürzung des von Collin bis zur letzten Vollendung des musikalischen Schauspiels angenommenen Zeitraums um so mehr völlig hingereicht hätte, als die letzteren Glieder dieser Kette, durch die mittlerweile eingetretene Vermehrung und Vervollkommnung der Instrumentalmittel, gleichsam unwillkürlich, immer noch Vollendeteres geleistet haben würden.

Ein guter Rath Mozarts ist der Gegenstand der vierten Betrachtung. Es ist dieß aber kein Rath durch Wort oder Schrift, sondern durch Beyspiel. Mozart hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er allein, oder mit Personen war, die ihm keinen Zwang auflegten, nicht nur seine Phantasie auf neue melodische Erfindungen auszusenden, sondern auch seinen Verstand und sein Gefühl gleich mit der Anordnung und Bearbeitung solch eines Fundes zu beschäftigen, und, um dergleichen Vorarbeiten nicht zu vergessen oder zu vermissen, kurze Andeutungen davon gleich auf das Papier zu werfen, welche Fragmente er dann, kam es durch eigenen Drang oder fremde Veranlassung zur Ausführung jener Erfindungen, mit Hülfe seiner leicht zu entzündenden Phantasie, seiner vollkommenen Beherrschung aller Kunstmittel, und seines (für Musik) ausgezeichneten Gedächtnisses leicht und bald zu einem vollendeten Ganzen gestaltete. Daher kam die irrige Meinung, daß er so außerordentlich schnell, ohne alle Mühe, arbeite, und seine Kompositionen, so zu sagen, aus dem Aermel schüttle.

Die meisten neueren Kompositionen deutscher Tonsetzer, sagt unser Autor mit Recht, übertreffen an reicher, gründlicher Ausführung, geschickter Handhabung der Formen, sorgfältiger Instrumentirung u. s. w. die Werke früherer Zeiten; sind aber dagegen an Erfindung, vornehmlich an melodischer, an Ideen oder Gedanken, abgesehen von deren Bearbeitung, eher ärmer als reicher *), zuverläßig aber weniger originell, bezeichnend und ausdrucksvoll; und tragen daher, bey einer gewissen Untadelhaf-

*) Wohl ganz bestimmt ärmer.

tigkeit, eine gewisse Monotonie in sich, »von welcher man bis zur Trockenheit nicht eben gar weit hat,« und die man vergebens mit auffallenden, entweder nur mechanischen oder überkünstlichen Hülfsmitteln, mit unstetem, das Gehör verwirrendem Moduliren, lärmenden Effekten, überhäufter Instrumentirung, schwierigen Figuren, kurz mit dem Aeußersten im Aeußeren zu verdecken sucht. »Aber jedes Aeußerste, gewöhnlich angewendet, wirkt nicht als »ein Aeußerstes, sondern nur als ein Gewöhnliches; jedes Aeu»ßere sättigt bald die Sinne, und gesättigte Sinne verlangen »immer noch schärfere Reize; diese aber herbeyzuschaffen, wehrt »endlich die Natur; denn nur der Geist ist unendlich »und das Gefühl.« Dieses Verarmen an Erfindung leitet Herr Hofrath Rochlitz zunächst von der Art, wie jetzt die meisten Komponisten Musik erlernt haben, Musik treiben, und noch mehr davon ab, wie sie beym Schreiben zu verfahren pflegen. Daß die jetzige Lehrmethode ihre Richtung hauptsächlich auf sicheren, geläufigen Mechanismus im Spiele *) nimmt, wodurch aller Sinn gleich von vorn herein entschieden auf das Mechanische gerichtet wird; daß man einen zu hohen Werth auf schnelles, richtiges, wenn auch sonst nicht vorzügliches Spielen vom Blatte legt, dadurch aber das freye Phantasiren und Improvisiren, das eigene Denken und Empfinden vernachläßigt; endlich, daß die jungen Komponisten, für jede Gattung ein, aus einer Menge einzelner Vorbilder geschaffenes Vorbild in sich tragend, der äußeren Kunstmittel gewiß, in deren Anwendung geübt, sich, ohne den Moment der Begeisterung abzuwarten, in unzerstreuten Stunden hinsetzen, und getrost zu schreiben anfangen; dieß betrachtet der Verfasser als den Grund des hier besprochenen Uebels, und empfiehlt den Komponisten, Mozarts Beyspiel zu folgen, wie dieser, »die Gunst des Augenblicks« zu beachten, und nie zu vergessen, daß er »der mächtigste von allen Göttern« ist. Indessen, so sehr dieser gute Rath Mozarts auch empfohlen zu werden verdient, möchte er doch ohne den scherzhaften Rath Jean Pauls: »Lieben Herrn, laßt uns nur recht viel Genie haben!« wenig fruchten; denn, wird nicht auch der befolgt, so möchte schwerlich viel auf die Gedankenblättchen kommen, das des Aufbewahrens und Ausarbeitens werth wäre.

Den dritten Abschnitt unseres inhaltreichen Buches (Vermischtes) beginnt eine, schon anderswo zuerst erschienene Erzählung: Der siebenzigste Geburtstag. Erdmann Gotthilf Schnausler, wohlemeritirter und zur Ruhe ge-

*) Und eben so im Gesange.

setzter Dom-Organist, wendet die Zahl seiner Jahre, nämlich die 70, und zwar, mit Rücksicht auf die edle Tonkunst, die 7 und die 0, zu moralischen Reflexionen über den Menschen im Allgemeinen, und über sich ins Besondere an, wodurch der liebenswürdige Greis die wärmste Theilnahme erweckt. Dann folgt, wie christlich und fröhlich er seinen siebenzigsten Geburtstag gefeyert, und wie fromm, wie seinem Berufe angemessen, er als Organist diesen festlichen Tag, mit ihm aber auch zugleich — — sein Leben beschlossen hat. Wer jemals auch nur Eine Erzählung des Herrn Hofrath Rochlitz gelesen hat, wird schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige abnehmen können, welcher Genuß für Verstand und Herz ihm auch aus der gegenwärtigen erblüht.

Hierauf folgt: Die Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst. »Die unruhig-selbstquälende, affektvoll-»bittere Unzufriedenheit mit sich selbst, die weit weniger aus »einer inneren Anschauung oder Erkenntniß, als aus einer »eigensinnig aufgereizten Stimmung und Verstimmung entspringt, »deren Hauptgrund verhaltener Stolz und verlarvter Neid, im »besten Falle jugendliche Anmaßung ist,« wird hier von der edleren Unzufriedenheit gesondert, die bey dem wahren Künstler einen desto höheren Grad erreicht, je näher er der Meisterschaft steht; von jener Unzufriedenheit des Künstlers, den lautes Lob nur in so ferne freut, als es ihm beweist, er habe gewirkt, und Anderen Freude gemacht, der aber in seiner Einsamkeit sich davon beschämt fühlt, weil er sich gesteht, er sey noch lange nicht, was er seyn soll, seyn will, und was Andere aus ihm machen. Diese Unzufriedenheit, die sich nicht, wie jene, höhnisch, düster und heftig, sondern sanft und mild äußert, in Bescheidenheit erhält, zur Demuth führt, zu reger Fortsetzung des bisherigen Strebens antreibt, entsteht »aus Kenntniß der Mängel und »Unvollkommenheiten, die man an sich und seinen Leistungen »noch antrifft, und ist Gefühl für sie. Man wird sich dabey »seiner Vorzüge, der natürlichen wie der erworbenen, bewußt; »läßt sich über sie und seine Bemühungen Gerechtigkeit widerfah-»ren; aber man ist sich auch bewußt, und fühlt, wie man noch »bey weitem nicht alles weiß, was man wissen sollte; wie man »noch bey weitem nicht alles vermag, was man weiß; noch nicht »alles leistet, was man vermag; noch nicht, was man leistet, »so vollendet und fleckenlos ausführt, als es eigentlich geschehen »müßte. Je weiter man kommt, desto deutlicher wird diese Er-»kenntniß, desto bestimmter dieß Gefühl; denn man lernt da »auch das Treffliche aller Art, was theils von uns selbst nur ge-»dacht und empfunden, theils von Andern wirklich ausgeführt »worden ist, genauer kennen und höher achten; darüber steigern

»sich die bestimmten, auf Einzelnes gerichteten Anforderungen »an uns, über diesen die allgemeinen, das Ganze umfassenden, »und so das Ideal selbst. Da tritt nun der Abstand zwischen »diesem und uns klärlich hervor, und mischet dem billigenden »Urtheil und dem Gefühle der Freude etwas Demüthigendes, »wohl auch etwas Wehmüthiges bey;« und diese vernünftige, heilsame Unzufriedenheit mit sich selbst ist es, welche hier dem jungen Künstler empfohlen wird. Eine, wie mich dünkt, treffende Bemerkung — ich möchte es lieber eine Entdeckung nennen — ist es, daß aus denen, welche sich der früher geschilderten, nicht nur nicht heilsamen, sondern zerstörenden Unzufriedenheit ergeben, deren Leistungen ohne Erfolg bleiben, und die daher das Selbstschaffen voll geheimen Verdrusses und Ingrimms aufgeben, jene Kohorten von Kritikern oder kritisirenden Korrespondenten sich bildet, »die nur von den Mängeln und »Unvollkommenheiten Anderer lebt, und darum fast allein darauf »ausgeht, diese auszuspüren, hervorzuheben, und über die Beute »ihre Feste zu halten. Widerwärtig! so daß man nicht begriffe, »wie diese Brüderschaft sich jetzt so zahlreich fortpflanzen, und »über Alles, was verlautet, verbreiten könnte, wüßte man »nicht, daß dem freylich die Nahrung nie ausgeht, der von »Allem, was Andere erzeugen, zehrt, und daß ein keckes, drei»stes Zugreifen in angenehm schmeichelnder Selbsttäuschung von »Geistesüberlegenheit erhält, auch wohl eine Art von Ansehen »gibt, besonders seit es in der Gesellschaft für ein Merkmal eige»ner, innerer Kraft und Sicherheit gilt, und man glaubt, wer »etwas mit mehr oder weniger Grund tadle, müsse es doch auch »besser machen können: was aber öffentlich vorliege, wie ein be»kannt gemachtes Geisteswerk, habe keine Rechte.« — Es gibt aber nicht nur im Fache der Tonkunst, sondern auch in dem der Dichtkunst und der Schriftstellerey überhaupt dergleichen Leutchen, die den Spruch von Macbeths Zauberschwestern: »Lust von Unlust, das ist Lust!« zu dem ihrigen gemacht haben, und diejenigen, welche aus Unzufriedenheit mit sich selbst auf diesen Abweg geriethen, sind noch nicht ganz so schlimm, als die, welche mit ihren Erzeugnissen überaus zufrieden, aber im höchsten Grade darüber erboßt sind, daß das Publikum ihre Zufriedenheit nicht theilen will. Das Uebelste dabey ist dann, daß es ihnen nicht selten gelingt, wenigstens die Unwissenden, die da glauben, »was gedruckt ist, könne nicht lügen,« gegen jene Werke einzunehmen, an welchen sie ihr Müthchen über die Verblendung ihrer Zeitgenossen abkühlen.

Am Schlusse dieses ausgezeichneten Aufsatzes wird dem jungen Künstler angerathen — wie schwer es auch sey — sich auf

der Mittellinie zu erhalten, zwischen trotzender Verachtung der Wirkungen auf das Publikum, und zwischen gänzlichem Hingeben an dasselbe, und seine, eben zur Zeit herrschenden Launen. Alles, was zur öffentlichen Ausstellung gemacht wird, so gut zu machen, als man es irgend vermag, und mit diesem Bewußtseyn, unterstützt durch klare Ansicht, an der Maxime zu halten: Nur das Mittelmäßige wird verkannt, und zu hoch oder zu gering angeschlagen; das Treffliche wird es nie auf die Dauer: die Bessern erkennen es bald, und ziehen — nur nicht sogleich — auch die Menge, oder doch einen großen Theil derselben, nach sich. Diesemnach sollte keiner, wenn sein Werk nicht denjenigen Erfolg hat, den er sich davon versprach, die Schuld davon kurzhin aufs Publikum schieben; sondern lieber nachdenken, ob nicht irgendwo, wenn auch kein eigentlicher Fehler, doch ein Mangel oder Mißgriff steckt; ob nicht hier oder dort mehr Bestimmtheit oder Deutlichkeit zu wünschen bleibt, ob nicht dieß oder das am unrechten Orte, im unrechten Verhältnisse steht? u. s. w. Eben so sollte er, erhält seine Arbeit Beyfall, sich dessen zwar mit Bescheidenheit erfreuen, gleichwohl aber ihn nicht ganz auf Rechnung seines Verdienstes setzen, sondern nachspüren, wer ihn gespendet? Ob er nicht zum Theil von Unwissenden, gedankenlos Mit- oder Nachsprechenden, oder wohl gar von Parteysüchtigen gekommen, die weniger ihm wohl, als Anderen übel wollen? Ob der Beyfall nicht etwa Folge eines blos momentanen, einseitigen Geschmackes war? Ob nicht das lauteste Lob diejenigen aussprachen, die, ist einmal der Ton angegeben, blos um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, und für kennerisch angesehen zu werden, mit einstimmen? — Ein solches Verfahren würde in dem jungen Künstler gerade die rechte Art und das rechte Maß von Unzufriedenheit mit sich selbst erhalten, und ihn weder in Trotz, noch in Muthlosigkeit verfallen lassen, meint unser verehrungswerther Autor.

Nun folgt: »Scheller,« eine Scene. Es ist die Schilderung eines herumziehenden Geigers dieses Namens, der, von Kindheit auf mit entschiedenem Talente und unbezwinglicher Neigung zur Musik begabt, aber von einem unseligen Hange zu unstätem und unordentlichem Leben besessen, seinem Talente keine zweckmäßige Ausbildung, seiner Neigung eine falsche Richtung gab; der zwar, was er von ausgezeichneten Virtuosen gehört, sich mit Eifer und Fleiß zu eigen machte, durch seine Lebensweise aber allen Sinn für Höheres allmählich ertödtete, und sich nun begnügte, Künste statt Kunst zu treiben, und, mit einer zwar bewundernswürdigen aber übel angewandten Geschicklichkeit, auf seiner elenden Geige allerley musikalische Malereyen

auszuführen, wozu er jedesmal mit einigen Worten den Kommentar gab. So war er nach und nach ganz Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich durchstreift; so führte er sich, mit der, derley Leuten eigenen Zudringlichkeit, bey Herrn Hofrath Rochlitz ein, und zwang ihn, so zu sagen, seine Kunststücke (es versteht sich, gegen eine billige Vergütung) anzuhören. Die eminente Erzählungsgabe unseres Autors erscheint hier wieder in ihrem vollsten Lichte: der alte, von unordentlichem Leben und vom Branntweine körperlich verfallene, mehr noch nachläßig und schmutzig, als ärmlich gekleidete, von seiner Geschicklichkeit eingenommene, übrigens ekelhaft rohe Mensch, »wie dergleichen wohl Jedem zuweilen in den Weg getreten sind, und zugleich Widerwillen und Mitleid erregt haben,« steht vor des Lesers Augen; man hört seine Künste, man sieht sein Benehmen, kurz, man erlebt die ganze Scene mit dem Erzähler derselben.

Dieser Scheller erinnert übrigens lebhaft an einen Musiker ähnlicher Art, der lange hier gelebt hat. Er hieß Büschelberger, und war Virtuose (im vollen Sinne des Wortes) auf dem Kontrabasse. Aussehen, Lebensweise, Bildung und Betragen waren mit jenen Schellers ganz ähnlich; nur seine Reisen beschrieben einen kleineren Zirkel, sie beschränkten sich, zumal in seinen letzteren Jahren, auf Wien und dessen Vorstädte, und gingen in der Regel nur von einem Weinhause in das andere. Worin er aber viel höher stand, als der oben geschilderte Violinspieler, war, daß er Künste nur gelegentlich, in kleinen, munteren Gesellschaften trieb, die an dergleichen Wohlgefallen fanden, sonst aber in der Kunst eine ehrenvolle, ausgezeichnete Stufe erreicht hatte, und unstreitig der erste Kontrabassist in Wien, wenn nicht (Dragonetti etwa ausgenommen) der erste unter den damals lebenden Tonkünstlern seines Instrumentes war.

Das Verhältniß des Kritikers zum Künstler ist der Gegenstand des nächsten Aufsatzes. In einer Versammlung unterrichteter Männer, deren Zweck gesprächsweise Mittheilung von Kenntnissen und Meinungen war, hatte ein kürzlich aus Stuttgart zurückgekommener Freund, welcher dort den Vorlesungen des rühmlich bekannten philosophischen Musiklehrers, Herrn Nägeli, beywohnte, jenen Gegenstand dadurch in Anregung gebracht, daß er erzählte, wie Herr Nägeli die Instrumental- und die Vokalmusik scharf abgetrennt, einer jeden eine ihr ganz eigene, besondere Bestimmung und Region angewiesen, der ersteren blos die Erzeugung einer freyen Stimmung durch freyes Tonspiel, und der letzteren allein die des

Ausdrucks der Affekte und der Situationen zugewiesen, dieser Ansicht gemäß das Singbare in der Instrumentalmusik getadelt, und von den Meistern derselben vor Allen Mozart, als Instrumentalkomponist, wegen Anwendung jenes Singbaren, namentlich in seinen Quartetten, scharf angegriffen, auch als Urheber des Unheils der Singbarkeit und des Erregens von Affekten angeschuldigt habe. Herr Hofrath Rochlitz sagt hier in einer Anmerkung: »Wir müssen voraus»setzen, daß der Freund treu und genau genug berichtet habe; »was wir nicht beweisen, allerdings aber ihm, wie er ist, zu»trauen können. Herr Nägeli, wie verlautet, wird — was »sehr zu wünschen — seine Vorlesungen drucken lassen; dann »wird sichs entscheiden.« In der That ist es nöthig, dergleichen vor Augen zu haben, um es glauben zu können; sollte es sich aber wirklich so verhalten, so gäbe das den Schlüssel zu der Ursache, warum in dem größeren Theile unserer neuesten Instrumentalkompositionen, besonders in den Klavierwerken, weder Singbares, noch Ausdruck von Affekten, sondern bloß allein freyes Tonspiel (mit anderen Worten: bedeutungsloser Klingklang) zu finden ist; und sehr interessant möchte die Erörterung seyn, wie diese Lehre nach Italien gekommen, und dort — durch Mißverstand — auch auf die Vokalmusik, wenigstens auf die Opernmusik, angewendet worden ist. — Von Herrn Nägeli, einem der Repräsentanten der Kritik, ging das Gespräch nun auf die Kritik selbst, und auf das, was sie eigentlich will, über, wo sich denn fand, daß, so wie die Kunst Wohlgefallen bey den Menschen erregen will, die Kritik die Absicht hat, zu zeigen, wie dies Wohlgefallen am sichersten erreicht oder bewahrt werde, zu belehren über die nähere Beschaffenheit künstlerischer Gegenstände, und über die Art, den Styl, die Mittel, diese am besten darzustellen; nachzuweisen endlich, wo und wie es verfehlt worden; letzteres wohl auch mit der Bemerkung, wie es besser zu machen gewesen wäre. — Um diesen guten Willen ins Werk zu richten, muß sie einen ungeheuren Schatz von Kenntnissen besitzen; diesen hat sie aus den Werken des Genies abgezogen, und so ist sie Lehrerin und Schülerin zugleich. Dem Einwurfe, daß das Genie sich dann lieber unmittelbar an diese Werke, als an die Kritik, lieber an das lebensvolle Muster, als an die todtstarre Regel wendet, wird mit der Bemerkung begegnet, daß das Genie bey dem Studium der Muster doch nicht die Absicht haben kann, sie zu plündern oder blos nachzuäffen, sondern dem anderen Genie, dessen Werke es sich zum Muster wählte, gewisse Vortheile abzumerken, daraus gewisse Beobachtungen abzuziehen, die es künftig bey eigenen Werken

anwenden und nützen könne; Vortheile und Beobachtungen, die, wenn es sich dieselben klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen, ihm, gleichsam unter den Händen, zu Regeln werden. Da sich aber nun die Kritik, diese Tochter der Philosophie, auf das Unterscheiden, das Absondern, das Hinaufsteigen zum Allgemeinen, was Alles zum Regeln und Bilden nothwendig gehört, unstreitig ein wenig besser versteht, als das Genie; so dürfte dieses, wenn es anders für allen Umgang mit der Kritik nicht zu vornehm ist, von ihrer Willfährigkeit doch guten Nutzen ziehen.

Man sieht, daß hier von der kenntnißreichen, überzeugenden, belehrenden, also nützlichen, kurz von der wahren Kritik die Rede ist; nicht von jener, die heut zu Tage in all den unzähligen Zeitschriften spukt, welche kurz abspricht, ohne haltbare Gründe für ihren Spruch anzugeben, tadelt, ohne zu zeigen, wie es besser hätte gemacht werden können, ja wohl gar vom bloßen Hörensagen, nach der ungeprüften Meinung Anderer richtet, und ihre Urtheile nicht selten aus, ganz außerhalb des Bereiches der Kunst liegenden, unreinen Quellen schöpft, die, entdeckt man sie zufällig, selbst den Entdecker erröthen machen.

Commentatiunculae in usum Delphini beschließen dieses inhaltreiche Werk. Die Behauptung Gretry's, daß, was man durch gute, ausdrucksvolle Instrumentalmusik für die Empfindung bekomme, sich auf Begriffe zurückführen, und sonach in deutlichen Worten aussprechen lasse, gab den Anstoß zu diesem Aufsatze, der gewiß unter die anziehendsten gehört, die jemals über musikalische Gegenstände geschrieben worden. Ein hinterpommerscher alter Gerichtsschreiber, Namens Bernhard, fand, von jener Behauptung auf den Ausdruck der Beethovenschen Klaviersonate (in As dur, Opus 26) aufmerksam gemacht, in dem Thema mit Variationen, womit dieses Werk beginnt, sich selbst, in den entscheidendsten Momenten seines Lebens, wie aus dem Spiegel abgeschildert. Er sah in dem Thema die Grundlage seines Charakters, die hernach weiter entwickelt werden sollte, seine Kinder- und Knabenzeit; so, wie jenes, war er damals: »mehr ernst als munter, doch sanft, freundlich und »gefällig; dabey gar nicht ohne Kraft, und vielversprechend in »aller Bescheidenheit.« Die folgenden fünf Variationen gaben ihm die Bilder der fünf verschiedenen Abschnitte seines Lebens, vom Jünglinge bis zum Greise. In der kurzen, ins Freye führenden Coda, stehe er, dünkt ihn, jetzt im Leben, und sie werde, wie diese musikalische, eben so gewiß nur noch kurz seyn, also ihn, mit Gottes Hülfe ... ins Freye führen! — Dem Leser

schildern zu wollen, wie geist- und gemüthvoll bey jeder Variation der darin herrschende Charakter, die darin vorkommenden wechselnden Figuren, das Wiedererscheinen des Grundthema u. s. w. auf die verschiedene Denk- und Gefühlsweise angewendet sind, die, durch äußere Einwirkung oder innere Ausbildung, in ihm wechselweise entstand, sich änderte, verschwand, und wieder hervortrat, wäre unmöglich, ohne fast das Ganze hier abzuschreiben; so wie ich überhaupt, hätte ich gegenwärtige Anzeige dieses vortrefflichen, seinen Verfasser eben so ehrenden, als die Kunst befördernden Werkes dem Interesse, welchen das Werk selbst in jedem gebildeten Leser erwecken muß, nur einiger Maßen nahe bringen wollen, weit mehr Stellen aus demselben hätte anführen müssen, und dabey doch nur sehr unvollkommen gegeben haben würde, was die Lektüre des Buches in so reicher Fülle gewährt.

Dessen Auflage ist in jeder Beziehung lobenswerth, besonders verdient die Korrektheit desselben eine rühmliche Erwähnung.

J. F. Edler von Mosel.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXIX.

Schreiben aus Paris:

Ueber einige Seiten des französischen Nationalcharakters.

Du forderst mich zu baldiger Beantwortung deines inhaltvollen Schreibens auf, worin du mir mannigfaltige Standpunkte und Hülfsmittel andeutest, von welchen aus und durch deren Anwendung sich das Eigenthümliche dieser großen — vielseitig interessanten, weil vielseitig gebildeten Nation am glücklichsten möchte auffassen lassen. Insbesondere erinnerst du mich, daß jede richtige Beobachtung ein unbefangenes Auge voraussetze, und vorläufig alle fremden, aus Lektüre und Tradition geschöpften Urtheile auf sich beruhen, vielmehr der Gegenstand der täglich zu wählenden Aufgabe so bearbeitet werden müsse, als ob derselbe noch gar nicht behandelt wäre.

In dem beyliegenden Blatte habe ich nun einen Gesichtspunkt, wenn gleich nur flüchtig, auszuführen versucht, dessen Richtigkeit wohl nicht bestritten werden dürfte, und den ich so ziemlich aus lebendiger Anschauung geschöpft zu haben glaube. Nimmt man noch gewisse Momente aus der politischen Geschichte Frankreichs hinzu, so würde sich auf diesem Wege wohl sehr vieles von dem, was sie sind und leisten, und was nicht, erklären lassen. Eine größere Lebendigkeit im körperlichen Organismus, vielleicht etwas Südliches im Blut muß dabey auch noch in Anschlag gebracht werden, wobey jedoch nicht leicht zu bestimmen seyn mag, was aus einer beständigen Verbindung mit Italien und den andern südlichen Ländern herübergekommen, oder aus der einmal herrschend gewordenen Formirung des ganzen Lebens angenommen und angebildet ist, und was dagegen ursprünglich im celtischen Blute liegt. — Mir ist gleich bey meinem Eintreffen dahier einige Aehnlichkeit mit Italien aufgefallen, z. B. in dem Anblick auf die Inseln und die Quais der Seine, was mich, obwohl nur sehr entfernt, an Venedig erinnerte; — in dem Gebrauch der Kamine und steinernen Fußböden, bey welchen es indeß im Winter sehr kalt seyn mag; in Nebendingen, z. B. in der länglichen Form der Fenster; und selbst in Freundlichkeit der Gegend der Seine, um S. Cloud herum, so wie sich mir die ganze Gegend zuerst vom Mont Valerien her darstellte. — Die historischen Berührungen mit Italien gehören bekanntlich zu den allerfolgenreichsten, und übten Einfluß aus in den verschiedensten Beziehungen. — Auffallend war auch für mich auf der Reise das Daseyn einer Witterungs=Scheidelinie zwischen Lothringen und Champagne; der Unterschied beträgt vierzehn Tage für die Vegetation zwischen Nancy und Paris. Lothringen ist ein hochliegendes Plateau, etwa wie Oberbaiern: das eigentliche Rhein= und Moselthal, kurz das übrige ganze Flußgebiet des Rheins dagegen dürfte wohl im Klima eben nicht gegen das Flußgebiet der Seine zurückstehen. Indeß scheint

dieses letztere doch etwas von der Milde des Südens zu haben, vielleicht durch die Nähe des Meeres und durch West- und Südwinde.

* * *

Man könnte die vier einflußreichsten Völker Europens nach ihren sofort in die Augen fallenden Eigenschaften folgender Maßen charakterisiren, daß der Italiener Phantasie für Darstellung des idealen Schönen, der Deutsche geistige Tiefe und Umfang, und Streben nach dem Aufbau einer allgemeinen Ordnung aus individuellen Bestandtheilen, der Engländer echten politischen Gemeingeist, und der Franzose gesellschaftlichen Gemeinsinn habe. In gesellschaftlich geltenden Begriffen gleichsam zu athmen und zu leben, oder die eignen Gefühle und Begriffe zu gesellschaftlicher Gültigkeit zu erheben; alles was die Herrschaft dieser Geltung gefährden könnte, tyrannisch und wachsam auszuschließen; alles was sie nähren und verstärken kann, für den Dritten bis zur Lächerlichkeit oder bis zum Ekel zu benutzen; die Talente, welche sich in der Gesellschaft von selbst und natürlich ausbilden, zur Virtuosität zu steigern; nichts als was Vielen gefallen kann anzunehmen und anzuerkennen, und in den Kreis dieses gesellschaftlichen Geltens und Wirkens mit scharfer Beschränktheit die Summe der Bildung setzen; — das scheint im allgemeinen Charakter des Franzosen. Für alle Stände und Alter, vom Louvre bis zur geringsten Hütte, von erster zarter Entwicklung des lebhaften Kindes, welches im schnellen Takt über den geschwungenen Reif springt, bis zum Greise — der fast gleiche Besitz der ganz geformten, in Worten und Bau beschränkten, aber lebendig gehandhabten Sprache; — ein leicht gewonnenes Maß von Eleganz und Urbanität, gleichweit entfernt von systematischer Ueberladung, wie von gleichgültiger oder rustiker Vernachläßigung, mit großer Unempfindlichkeit auch hierin gegen alles, was nicht in dieses Maß fällt; — jene Art von Beredsamkeit, die, während sie das was in der Gesellschaft gilt, benützt und anregt, vom vorhandnen Gemeinsinn gehoben und getragen, auch den neu hinzukommenden Ideen Geltung zu verschaffen weiß; — endlich die gleiche Vertheilung jener Formen und Gaben, daß alle daran Theil nehmen, oder meinen, daran Theil nehmen zu können, und daß sie diesen Gemeinbesitz überall wieder finden, und ihn immer und überall wiederzufinden gar nicht satt werden können, das macht den Franzosen.

* * *

Man könnte diesen Charakter ihrer ganzen Bildung bis in den Vaudevilles nachweisen. Nicht bloß verräth er sich in dem gebildeteren Gewande, gleichsam als Einlaßkarte in gute Gesellschaft, worin sie auch ihre Frivolitäten oder Zweydeutigkeiten verhüllen; nicht allein durch jene feinere Lebendigkeit, besonders im Scherzhaften oder Artigen, welche der Nation zum Theil natürlich, zum Theil durch ihre Gesellschaftlichkeit ausgebildet ist; — sondern auch ganz besonders dadurch, daß die vis comica selbst, eben in dem Kontrast der Lage, des Thuns der Personen mit der ausgebildeten Sprache, überhaupt mit der Masse von gesellschaftlicher Ausbildung und Ansprüchen besteht, woran auch sie Theil nehmen wollen.

Viel palpabler ist der gleiche Charakter in dem überall wiederholten und variirten alten Thema: la France la première nation, oder vielmehr: il n'y a que la France. Das ist selbst in erbaulichen Predigten und feyerlichen Anreden und in den besten Zeitschriften zu hören und zu lesen. Les François pour la religion, la religion pour les François; les François ont fait tout pour la religion, la religion a fait tout

pour les François; la religion de S. Louis; la France la reine de la civilisation chrétienne, la littérature françoise qui donne des loix aux autres nations; la France à la tête du monde civilisé; — la nation qui a le premier rang dans l'Univers; la nation la plus anciennement civilisée de l'Europe; la nation la plus avancée en civilisation du monde; la langue la plus *vraie* de l'Europe; Paris c'est le monde etc. Paris, la capitale du monde moderne; on ne peut aller qu'à Paris; Paris donne le ton à l'univers etc. etc. Dieß ist das überall wiederholte Liedlein, welches auch wieder bis in den Vaudevilles benutzt wird.

Jenen oben bezeichneten Charakter tragen, weniger oder mehr, wohl alle ihre Bestrebungen. In Masse wollen sie als Franzosen gelten und wirken; mit großer Beschränktheit hierauf gerichtet, bieten sie alle ihre geistige Kraft und Lebendigkeit auf, um darin stark zu seyn. Getheilt in sich selbst, trachtet jeder Theil darnach, sein System, welches an sich schon wesentlich französisch, d. h. mit Beschränktheit gesellschaftlich zu seyn pflegt, zum allein-französischen zu machen. Sogar die Freunde der Religion zeigen außer den Gemeingütern der Kirche, wodurch sie allerdings wahrhaft katholisch sind, und denen sie sich oft mit bewundernswerther Entschiedenheit des Charakters hingeben, manchmal auch eine besondere französische Färbung der Religionsweise; sie erscheinen auf dem Schauplatz der Hauptstadt und des Jahrhunderts manchmal zu sehr an den Buchstaben sich bindend, schneidend, heftig, ausschließend; ein System mit dem allgemeinen Dogma verwechselnd; — politisch: die Staatsgewalt hier und da mit der kirchlichen vermischend; rationell, Natur und Geschichte wohl minder als recht wäre befragend, kurz thätig in einer Weise, die als esprit de systéme oder de parti leicht eine gesellschaftliche Herrschaft ausübt. — Es ist Pflicht, wenn man diese Seite berührt, auch den eigenthümlich guten sozialen Charakter der hiesigen Religiosität zu erwähnen. Das gewohnte Festhalten an etwas Geltendem erleichtert das Festhalten am orthodoxen Glauben, welcher seit alter Zeit die größte gesellschaftliche Geltung hier im Lande hat, und verklärt sich in Vielen zur Tugend der Glaubenstreue. — Aber nicht allein das; auch in Ausübung, Anwendung und Predigt der Religion werden ihre gesellschaftlichen Talente oft wahre Tugenden; wovon ein so großes Vorbild im Vinzenz v. Paula gegeben ist, und dem man durch viele religiöse Vereine zu wohlthätigen Zwecken, oeuvres, und durch Anschließung Vieler an Kongregations-Verzweigungen nachstrebt. — Und in der Anwendung auf das Leben werden wenigstens einige antigesellschaftliche Mißgriffe, die sonst wohl vorkommen, vermieden; der praktische Takt hat auch hier seinen Werth; — manche andre Mißgriffe mögen dagegen hier mehr Statt finden, als anderwärts. In Betreff der Predigt muß ich an die zum Theil sehr erfolgreichen, dem Geiste der Nation angemessen scheinenden Missionspredigten erinnern. — Uebrigens ist bey den meisten Priestern die gesellschaftliche allgemeine Bildung in die Augen fallend, ohne der Dignität entgegen zu seyn, und daß sie alle Vortheile für die Religion in Händen haben, welche ein leichterer Umgang mit den höheren Ständen darbietet.

Die gesellschaftliche Ausbildung in ihrer Gleichartigkeit, wie in ihrer Lenksamkeit durch geltende Illustrationen wird auch der Religion im Munde ihrer Prediger Mittel werden, wenigstens äußere Huldigungen auch in Kreisen zu erwerben, zu welchen sie sonst weniger leicht Zugang erhält. Sobald die Religion in jenem, obwohl ihr ursprünglich fremden Kostume erscheint, welches des größten gesellschaftlichen Ansehens genießt,

ich möchte fast sagen, im Kostume der Salons, des weltlichen Geltens, so ist auch sie eines bedeutend großen Effekts gewiß. Schwerer indeß wird auf diesem Wege die lautere Göttlichkeit, die sanfte Macht, die echte Hoheit, die reine Liebe, die erhabene Einfalt der evangelischen Wahrheit Anerkennung finden. Und doch wie viele wahre, lautere und einfache Frömmigkeit ist auch heute in Frankreich unter Geistlichen und Laien zu finden? Bemerkungen, wie die, welche mich hier beschäftigen, können nur auf gewisse Außenlinien und äußere Erscheinungen gerichtet seyn; und daß sie die Anerkennung der hohen Tugenden und Verdienste des französischen Klerus schon voraussetzen, versteht sich von selbst. Immer aber ist es wohl eine gegründete Bemerkung, daß die Religion selbst, wie die Wissenschaft, manchmal zu sehr in einer aufs Aeußerliche gerichteten gesellschaftlichen Form und Weise erscheint. — Uebertreibung in manchen Stücken ist nur eine andere Form und Wirkung des nämlichen gesellschaftlichen Charakters; was übertrieben ist, macht äußere Wirkung, gibt Bewegung, wirkt unmittelbar und auf Mehrere. — Und der Nationalstolz verbindet sich selbst mit dem katholischen Eifer, indem man glaubt, daß Frankreich der katholischen Religion wieder neue Herrschaft und Geltung in ganz Europa verschaffen müsse. Man ist zusammenhaltend, und thätig, immer geneigt, in dieser Richtung zu wirken; sie betrachten Frankreich als das vorzugsweise oder allein auserseheне Organ, der Religion wieder auf den Thron zu helfen, wobey denn eine außerordentliche Unwissenheit in Betreff anderer Nationen zuweilen vorkommt. — Diese Unwissenheit und Unbekanntschaft mit dem Fremden ist ein Hauptzug in dem gesammten hiesigen Wesen; nur sich kennen, und sehen, auf sich beschränkt seyn, und alle andern Nationen in Beziehung auf sich zu betrachten, ist etwas, worüber sie sich nicht leicht ganz erheben. — Kurz, sie sind gesellschaftlich, geistreich und in ihrer Art beschränkt, auch indem sie der Religion dienen.

Diese nämlichen Eigenschaften finden sich auch, wiewohl in ganz anderer Aeußerung, bey den entgegengesetzten, der religiösen wie der politischen Orthodoxie feindseligen Parteyen. Einmal sind ihre Systeme selbst ganz auf scheinbare Mitwirkung Aller berechnet; und der Realität nach auf eine Parteyherrschaft, welche ihre Stärke darin hat, daß sie diese Mitwirkung Aller zu begünstigen sich das Ansehen gibt, und auf nichts anderem beruht, als was jeder meint auch zu besitzen, oder was er eben so gut, als der andere besitzen könnte. Es ist der Versuch der aufgelösten Gesellschaft, sich zu konstituiren. Es ist vielleicht nur eine Fortsetzung und verwilderte Darstellung des allgemeinen französischen Charakters. — Und in der Art, diese Theorien geltend zu machen? Und in der Meinung von der Rolle Frankreichs dabey? ist hier nicht wieder alles so, wie ich oben bemerkte? — und freylich für eine Sache, worin der Einfluß von Paris allerdings vorherrschend geworden ist, und auch durch verborgne Leitung und Klubbisterey noch ist, nämlich für die modernen Revolutionen.

Für die eigentliche Politik Frankreichs als einer großen Macht, gilt etwas Aehnliches. Ein ungestümer Trieb, das Gelten und die Macht Frankreichs so hoch, als möglich, anzuschwellen; vor der Nothwendigkeit des Augenblicks zorniges und schweigendes Zurückweichen; Bereitheit zu Allem, um die Verluste herzustellen, und Wachsamkeit auf die Gunst des Augenblicks: dieß alles bildet eine moralische Macht, von welcher im Grunde die meisten Gemüther beherrscht sind.

Bekanntlich ist die Politik des Kabinetts in diesem Augenblicke und hoffentlich auf lange gegen Europa friedlich und konservatorisch. Sehr

merkwürdig aber war mir die Stelle deines Briefs, wo du erwähnst, daß weil Ludwig XIV. seine Franzosen gleichsam durch Liebe oder durch Eitelkeit, Bonaparte durch Furcht beherrschte, und jeder das Volk auf seine Weise zu elektrisiren, d. i. zum Mitgenossen seiner Plane und Ehrsucht zu machen wußte, Beyde Wunder bewirkten, indem sie das Volk zur fast übermenschlichen Anstrengung und Erschöpfung aller Kräfte vermochten. Ob diese Erscheinung noch einmal in Frankreichs Annalen vorkommen wird, wer vermöchte das zu bestimmen? Mit Recht aber bemerkst auch du, daß zuverläßig in einem solchen Falle ein neuer Konvent oder ein neuer Eroberer nur eine neue Melodie auf die alte Volksarie: la première nation etc. komponiren werde.

Was die wahre, innere Organisirung der Gesellschaft, den Aufbau einer großen Ordnung aus positiven Elementen betrifft, so ist schwer zu wissen, in wie fern solche wirklich hier existiren, oder ob das, was darüber in den letztern Jahren vorgekommen, größten Theils nur eine geistreiche Wendung der Diskussion des Parteyenkampfs, oder der Opposition gewesen ist.

* * *

Von den Verdiensten ihrer großen Schriftsteller zu sprechen, ist heute nicht meine Aufgabe, am wenigsten will ich darüber absprechen. Aber auch ihre Literatur hat mehrentheils etwas von jenen allgemeinen Eigenschaften. Das Beste und Eigenthümlichste in derselben mit sind wohl Schilderungen von Charakteren, wie das Leben sie darbietet; besonders auch die lächerliche Seite derselben. — Das Trauerspiel, wie selbst im Corneille sichtbar ist, enthält die Tragik konventioneller Begriffe; die Leidenschaft selbst äußert sich in einem angenommenen Kostum; sie übertreibt, sie drängt, sie wüthet, weil es so Styl ist; weil es in der Gesellschaft angenommen ist, daß sie sich so geberden müsse. Wenigstens ließe sich vieles für eine solche Ansicht sagen. Zuweilen läßt sich dann mitten unter diesem Geräusche allerdings in einzelnen Zügen und Uebergängen das echte Genie wahrnehmen; selbst diese Stellen aber scheinen mitunter fast mehr Theaterkoups, als natürlich aus der Sache selbst hervorkommende Wirkungen zu seyn.

In der Kritik ist vorherrschender Charakter: übertreibende Lobeserhebung der eigenen Schriftsteller. — In den wissenschaftlichen Werken, welche von Geschichte und den Verfassungen der Völker handeln, ist einmal die Behandlungsweise so, daß sie oft mehr eine Reihe von Einfällen und geistreichen Fragmenten, als eine umfassende und unbefangene Untersuchung zu seyn scheint; — und was den Grund der Sache betrifft, so ist er von der Art, daß eigentlich la France mehrentheils gemeint ist. Es ist immer la France, welches Anlaß gab, die Sache so zu behandeln und aufzufassen, und la France, auf welches das Resultat der Sache hinausläuft rc.

* * *

Die Sprache selbst in ihrer Formirung hat ganz den gesellschaftlich-konventionellen Charakter, was sogar eine triviale Bemerkung geworden ist. Das on dit bestimmt alles, und dieses on dit, on ne dit pas, hat oft gar nicht seinen Grund in der Natur der Worte und Bilder selbst, sondern allein in dem, was einmal angenommen ist, indem etwa ein gesellschaftlicher Ausdruck oder Scherz stabil wurde.

* * *

Ob nicht ein ähnlicher Charakter auch schon in ihrer Geschichte vor Ludwig XIV. liegt? In den Kämpfen der Fronde z. E., und selbst früher vor Richelieu und in den Religionskriegen ist zwar alles nach Ständen

und kämpfenden Parteyen getheilt; aber eben diese einzelnen Parteyungen haben mehr oder weniger einen wechselnden, gesellschaftlichen und Coterie-Charakter; es ist nicht so sehr irgend eine feste Institution, ein gefühltes Interesse, oder eine mächtig herrschende Meinung und Ueberzeugung, welches die Parteyen beseelt, sondern mehr ein Bedürfniß, durch Parteyung gesellschaftlich zu gelten, und sich in diesem Elemente zu bewegen. Unstät, sich in stolz anschwellender Größe und schimmernder Haltung gefallend, wie es Eindruck zu machen geeignet ist; übertrieben und gewaltthätig, bis zur Grausamkeit im Siege; nach entscheidenden Schlägen zahm und gleichsam mit dem ganzen gesellschaftlichen Gefühl zu Grabe gegangen, weil die Nahrung desselben abgeschnitten ist; weniger wahr und probehaltig festhaltend; — so erschienen, wenn ich nicht irre, auch damals die etwas groteske oder auch ritterlicher und magistratischer auftretenden Parteyen. Und über alle Parteyen sowohl, als über alle Stände und Provinzen, ist schon, seit Ludwig XI., und dann seit Katharina v. Medicis das Netz einer oft despotischen Alleingewalt und vielfacher Korruption ausgespannt, welche in Verbindung mit den alles durchdringenden Einflüssen des Hofes alles in eine große Societät der Franzosen geschmolzen hat, in welcher nur zu sehr das Prinzip der Eitelkeit und mannigfaltige Verderbniß unter Scheinbegriffen der Ehre verborgen wurden! Du bemerkst, gewiß mit Recht, die Geschichte des französischen Hofes von Ludwig XI. bis Ludwig XIV. und dem Regenten bilde einen so merkwürdigen Cyclus über enorme Ausartung der schönsten Naturanlagen, wie wir sie zum Glück für Europa sonst nirgends wieder finden.

* * *

Wenn die Franzosen gut und tugendhaft sind, so gibt ihnen die Eigenthümlichkeit ihrer Nationalbildung bekanntlich manche sehr liebenswürdige Eigenschaft. Wenn sie verderbt und egoistisch sind, so ist nichts widerwärtiger und bizarrer, als diese Mischung von äußerer Abgeschliffenheit und innerer Verwilderung! — Im Ganzen ist diese Gesellschaftlichkeit ihrer Bildung wohl eben nicht der Wahrheit, der höheren Gerechtigkeit, innerer Beständigkeit des Charakters, so wie einer unbefangenen und kindlichen Entfaltung der Phantasie, oder der Innigkeit des Gemüthes günstig. Von dem, was die Sachen wirklich und an sich sind, von fest begründeten Rechten 2c., von Untersuchung mehrerer Seiten der Sache, um ganz das billige Urtheil auszumitteln, geht man seltener aus. Während dem Deutschen sich Vielerley zugleich darstellt, wozwischen er auswählen, eines mit dem andern vergleichen oder kombiniren, oder einen dunkel erkannten Gegenstand deutlicher sehen will, so fällt dagegen dem Franzosen in schneller Folge immer eins nach dem andern ein, und er sagt jedes einzelne mit allen den Eigenschaften, die dem Einfall Gehör und Erfolg verschaffen können. Die Energie der Uebertreibung, die Eigenliebe und Leidenschaftlichkeit des Zuhörers, vielfache Geschicklichkeit des Ausdrucks und der Polemik, alles wird benutzt oder angeregt. — Auch ist es eine alte Bemerkung, daß die Eindrücke bey ihnen zwar sehr stark, nicht aber dauerhaft sind. Nämlich, sie sind so lange stark, als ein gesellschaftliches Gefühl sie trägt und mächtig macht. So lange sie sich mit aller Lebhaftigkeit als Franzosen fühlen, wird ihr Patriotismus dauerhaft seyn.

* * *

Die Politik muß bey einer solchen Nation ganz das Gepräge tragen, welches aus der allgemeinen Richtung der Ausbildung und dem ge-

sellschaftlichen Leben hervorgeht, und die Geschichte der französischen Politik von Ludwig XI. etwa anzufangen, würde, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, in einem neuen und dem wahrsten Lichte erscheinen. Und wiederum liegt, glaube ich, ein Hauptgrund für gesellschaftliche Existenz und Einheit in der Nation, so wie ich es in dem obigen anzudeuten versuchte, in der politischen Stellung des französischen Königreichs. — Das fränkische deutsche Kaiserreich ward durch den welthistorisch gewordenen Vertrag von Verdun in die drey großen Theile gespalten, welche zwar nicht so, wie sie damals abgegränzt worden, als gesonderte Reiche fortbestanden sind, deren Abmarkung aber um so mehr auch später Spuren hinter sich ließ, da sie aus geschichtlichen Daten, wenigstens größten Theils, geschöpft war. Belgien, Austrasien, und ein großer Theil des burgundischen und westgothischen Gebietes, also das germanisirte Gallien, wurde das lotharingische Reich, und weil es mit Italien vereinigt wurde, zwischen Gallien und Germanien in der Mitte lag, und die Städte enthielt, wo die fränkischen Kaiser mehrentheils residirten, und die man als den Sitz des Kaiserthums betrachten konnte, so wurde die kaiserliche Würde mit diesem Reiche vereinigt. — Nach dem Aussterben der Karolinger kam das Kaiserthum an die Völker des eigentlichen Deutschlandes; Neustrien mit Aquitanien, das gallofränkische oder französische Reich erhielt eigene Könige. In diesem Theile hatte das Alt=gallische ganz die Oberhand gewonnen, und alles vorherrschend durchdrungen. Zu der alten Eifersucht der gallischen und fränkisch=deutschen Nationen kam nun ein zweyfacher Anlaß zu neuer Eifersucht: die kaiserliche Würde und das lotharingische Reich. Otto von Freisingen sagt ausdrücklich, daß das Kaiserthum die Köpfe erhitzt habe, und die Provinzen des lotharingischen Reichs waren vom neunten bis neunzehnten Jahrhundert ewiger Zankapfel zwischen beyden Nationen. Es bildete sich auf französischer Seite ein kompakter Kern von Kräften von einer Reihe germanisirter Staaten umgeben, von denen jeder einzelne schwächer als die französischen Könige war, aber durch das Bündniß der deutschen Völker beschützt wurde. — Ganz Lothringen wurde wiederholt von den Deutschen mit Waffenmacht behauptet. Die deutschen Kaiser gefährdeten später wiederholt die Freyheit der Kirche, und ihre Macht ward im Kampfe wider dieselbe gebrochen. Dieß gab nun Frankreich die Gelegenheit, offen und versteckt zuzugreifen und sich zu vergrößern, was jedoch erst von Ludwig XI. an sich mehr entwickelte. Jene Kämpfe zwischen Reich und Kirche trugen aber dazu bey, die Verhältnisse Frankreichs zu fixiren, als einer höchst konzentrirten, independenten und nach Vergrößerung und Ausdehnung strebenden Macht nämlich; als der ersten Oppositionsmacht in Europa, welche ihre eigene unabhängige Bestimmung und Rolle hatte, alles was bereit war, sich wider die Kaisermacht aufzulehnen, oder sonst eine Oppositionsstellung im europäischen Staatensystem anzunehmen, beständig beschirmte, und sich mit ihm alliirte; nach Gleichheit mit der Kaisermacht und mitunter nach keck angemaßtem Vorrang trachtete, besonders aber auch die kaiserliche Würde gerne an ihr Haus gebracht hätte. Das wurde, wie gesagt, auch durch die Stellung als eines mächtigen Bundesgenossen zur Kirche wider die deutschen Kaiser in Zeiten der Noth (wogegen diese wieder gegen die französischen Könige Hülfe gaben), befördert. König Philipp beklagte sich gegen Innocenz III., daß er Otto von Braunschweig, seinen Feind, zum Kaiser gemacht: inimicum meum *super caput meum imposuisti.* Der Papst

antwortete, daß, so wie die Würde des Kaiserreichs, eben so die *independentia* regni gallici ihm tief am Herzen liege, u. s. w.

Ein andermal werde ich, wenn du es anders billigest, die im vorstehenden angedeuteten Gesichtspunkte noch in einigen andern Richtungen verfolgen.

Veit Goilel Beschreibung des Krieges in Siebenbürgen zur Zeit König Ferdinands in dem Jahre 1551 und den darauf folgenden zwey Jahren.

Mitgetheilt durch Johann v. Frast, Archivar des Stiftes Zwettl.

Wer der Verfasser der angeführten Beschreibung, wer der Schreiber der Handschrift, in der ich sie gefunden, gewesen, sagt Folgendes:

»Ein khurz begriff wie sich der Zeit des Allerdurchleichtigisten Großmechtigisten Römischen auch zu Hungern und behaimb Kunig Ferdinanden vom Ain und funffzigisten bis zu Endte des drey vnd funffzigisten Jars der mindern zall in Sibenburgen Alle sachen Erloffen durch veitten Goilell von Presburg der Zeit Khriegs Secretarien daselbst mit sonderm Bleiß zu samengetragen und in Allgemainre Teutsche sprach gebracht worden.«

Am Ende der Handschrift findet sich: »Das buech ist durch mich Erasm Haunoldt von Hannsfeuder Röm. khaif. Maj. Hof Canzleyschreiber den funffzehenden octobris angefanngen des Ainundsechzigisten Jars zu schreiben und den vierzehenden Nouembris obgemelts Jars gar vollendt und abgeschriben worden.«

Der Verfasser war, wie es im Buche selbst vorkommt, bey dem Heere, und also Augenzeuge. Er fängt mit der Geschichte Siebenbürgens unter den Römern an, behandelt diesen Gegenstand sehr kurz, macht eine kleine geographische Beschreibung, und fängt dann seine eigentliche Geschichte mit dem Jahre 1526 an.

Seine Schreibart ist sehr ausgedehnt und breit, er braucht viele Worte, wo er mit wenigen dasselbe hätte sagen können, ganz im Geschmacke seiner Zeit.

Ich habe überall den kürzern Ausdruck gewählt, die häufigen Wiederholungen ausgelassen, und liefere in diesen Blättern, was meine vorliegende Handschrift in acht und zwanzig Bogen in Folio groß geschrieben und mit einem Rande von vier Finger Breite versehen, enthält, ohne von der Geschichte etwas ausgelassen oder sonst was geändert zu haben.

»Siebenbürgen ist von den Römern Dacien genannt worden. Trajan unterwarf dieses Land nach dem Tode seines Königs Decebalus der Herrschaft Roms. Decebal tödtete sich selbst aus Verzagtheit, und vergrub seine Schätze im Flusse Sargetia, bey dem heutigen Weissenburg, wie man dieses beym Plinius und Dion nachlesen kann. Dieß befindet sich auch zu Weissenburg in Marmor und Quaderstein ausgehauen, auch werden dort täglich viele alte heidnische Münzen ausgegraben. Siebenbürgen wurde von den Römern mit Ungern vereint; in der Folge den Königen von Ungern unterworfen, durch einen besondern Woiwoden regiert. Hohe Gebirge schließen es überall ein, wenige und leicht zu vertheidigende Pässe schützen es vor Feinden, wahrscheinlicher hat es seinen Namen von den Gebirgen, als von den sieben Städten: Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Me-

wisch, Rössen, Mühlenbach und Weissenburg. Diese Städte sind nach deutscher Art gebaut, Hermannstadt ist die Hauptstadt, Weissenburg die älteste, und einst die vornehmste. Dann sind auch sieben Stühle: Schäßburg-, Brosser-, Raißmark-, Ruper-, Birthalm-, Marschalch- und Schenken-Stuhl, viele berühmte Schlösser und offene Märkte, von denen nun viele zerstört und verödet sind, wie Dornberg, unter den Römern schon bekannt, mit einer wunderbaren Salzgrube, darin stets siedendes salziges Wasser aufquillt. Die Bewohner sind meist Szekler und Ungern, und einige arme vertriebene Wallachen, die mühsam römische Alterthümer suchen, um sie zu verkaufen. Bey Dornberg sind zwey schreckliche Höhlen, eine ist so tief, daß man keinen Steinwurf fallen hört, und voll großer Fledermäuse, die bey der Nacht überall herum schwirren. In der andern sind Gebeine großer Schlangen; Bischof Statilius wagte sich hinein, und schickte solche Gebeine dem Papste Klemens. Wie man sagt, waren einst hier gefahrbringende Schlangen, die man erstickte.

Siebenbürgen ist gebirgig, hat Getreide, guten Wein, Früchte und Fische, Salz zu Dornberg, Desch, Salzburg und andern Orten; Vieh, besonders gute dauerhafte Pferde, Gold, Silber und andere Metalle und Waschgold. Jeder kann Metalle suchen, muß sie aber um einen bestimmten Preis in des Königs Kammer verkaufen. Zwey schiffbare fischreiche Flüsse bewässern das Land, die Marosch entspringt im Moldauer Gebirge, und wird von der Theiß aufgenommen; die Zamos fließt auch in die Theiße, auf beyden wird Salz verführt.

In Siebenbürgen sind die Sachsen, seit Karl des Großen Zeit, durch Geschicklichkeit im Feldbau und Handwerken ausgezeichnet, wohnen an den besten Orten, und lassen keine andere Nation unter sich kommen. Zu Klausenburg haben sie vor vielen Jahren Ungern eingenommen, die auch den Rath mit ihnen zugleich besetzen. Sie sprechen Deutsch nach sächsischer Mundart, leben auch nach Art der Oberdeutschen, und sind durchaus Anhänger der neuen evangelischen Religion.

Ferner sind hier die Szekler, von dem Lande Siculia, das sie noch bewohnen, so genannt, ursprünglich aus Scythien dahin gekommen. Sie sind im Kriege wohl geübt und erfahren; obwohl sie nur Ackerbauer und Hirten sind, wollen sie für Edelleute gehalten werden. Sprache und Kleidung ist ungrisch; in ihrer Schrift haben sie eigene Charaktere, von denen einige ein ganzes Wort oder einen Satz bedeuten; sie wohnen in offenen Dörfern und schlechten Häusern. Der ungrische Adel wohnt im Lande zerstreut.

Zur Zeit der Noth vereinigen sich diese drey Nationen allezeit, und bringen bey 100,000 Mann zusammen. Ist die Gefahr groß, wird ein blutiges Schwert im Lande herumgetragen, dann muß Jeder bey schwerer Strafe zu den Waffen eilen; doch ist dieses Aufgebot nicht länger als vierzehn Tage im Felde zu bleiben schuldig.

Die Zigeuner leben elend, behelfen sich mit Diebstahl, haben einen besondern Obersten, der von Adel seyn muß, jeder gibt ihm jährlich einen ungrischen Gulden.

Siebenbürgen ist acht Tagreisen lang und eben so breit. Um Temeschwar und Lippa wohnen größten Theils Raizen; ihr Glaube, Sprache, Schrift ist wie die der Griechen; im Kriege sind sie unbeständig und feldflüchtig.

In der Gegend, die man die Oede heißt, wohnen Abkömmlinge der alten Römer, man hält sie für den guten alten Adel; ihre Sprache

ist fast wie die wallachische; im Kriege sind sie ritterlich, sie haben die drey Städtchen: Karansebes, Lugosch und Karensy. Nahe bey diesen Städtchen ist ein hoher schwarzer Berg, von dem zu Zeiten ein solcher Nebel kömmt, als ob es regnete; daraus entstehet in der Tiefe ein schwarzes stinkendes Moos, das fruchtbar ist, aber auch so leicht brennt, daß man davon schwarzes Wachs und Windlichter macht. In einigen Gegenden daselbst findet man auch viele wilde Menschen mit unverständlicher Sprache; sie nähren sich vom Viehe, das sie bey der Nacht melken, und dadurch den Leuten sehr bedeutenden Schaden machen.

Wie es nach dem Tode des Königs Ludwig ergangen.

Nach Ludwigs Tode haben sich im Anfange des Jahres 1526 allerley Empörungen und Zwietracht gezeigt. Ein Theil der ungrischen Landschaften wählte Johann von Zapolya, Woiwoden von Siebenbürgen, zu seinem König, und krönte ihn; der andere und vornehmere Theil that mit Erzherzog Ferdinand von Oesterreich dasselbe, und zwar aus dem Grunde, weil er mit des vorigen Königes Ludwig Schwester, Anna, vermählt war, und Verträge für ihn sprachen. Daraus entstand Krieg; Zapolya mußte zwar nach Polen fliehen, fand aber an dem Sultan einen Freund, der ihm ein Heer zu Hülfe brachte, und ihn zu Ofen als König einsetzte. Soliman gab ihm ferner den Ludwig Critti zum Gubernator, der sich des Vertrauens Zapolyas so würdig machte, daß er ihn oft mit wichtigen Aufträgen nach Konstantinopel sandte. Von dort kehrte er einst mit fremdem Volke zurück, und erregte dadurch den Verdacht, er stehe in besonderer Verbindung mit den Türken. Dessen ungeachtet zogen ihm Emmerich Zibak, Bischof von Wardein, Johann Statilius, auch ein Bischof, und viele ansehnliche Adelige mit großer Pracht nach Kronstadt entgegen. Dieses war dem Critti auffallend, er befahl einem Vertrauten Emmerichen zu morden; die That wurde in des Wardeiners eignem Zelte vollbracht, Statilius entfloh. Ganz Siebenbürgen empörte sich nun wider den Mörder Critti, der sich mit beyläufig 2600 Ungern und Türken in die sächsische Stadt Mödwesch zog, und den König Zapolya, und den Woiwoden der Moldau, Peter, um Hülfe bat. Auch die Siebenbürger beschickten diese zwey Fürsten, und legten ihnen den Grund ihres Aufstandes gegen Critti vor. Der Woiwode der Moldau erschien mit fünftausend Mann vor Mödwesch, er aber sowohl als Zapolya munterten die Siebenbürger wider Critti auf, die nun der Stadt sich nahten, und sie zur Ergebung aufforderten. Sie ergab sich, Critti suchte mit seinen zwey Söhnen zu entfliehen, wurde eingeholt, ihm und seinem Lieutenant, Johann Doczi, der Kopf abgeschlagen, seine Krieger niedergemetzelt, seine Söhne dem Woiwoden als Beute überlassen, in der Folge ermordet. Viele meinen, daß Ibrahim Bassa mit Critti den Plan gehabt, den Sultan zu ermorden, sich auf den Thron zu schwingen, sich Ungern und Siebenbürgen zu unterwerfen, Zapolya aus dem Wege zu räumen. Es gelang nicht; Sultan Soliman durch einen Kämmerer, dem sich Ibrahim vertraut, von dem Vorsatze des Bassa unterrichtet, ließ ihn erwürgen. Zapolya zog nach Crittis Tode nach Wardein, stritt aber dennoch gegen Ferdinand, bis ein Vergleich den Kampf beendigte.

In diesem Vergleiche wurde dem Zapolya alles, was er bisher

besessen, auf die Tage seines Lebens gelassen; nach seinem Tode falle alles an Ferdinand. Hinterließe er aber eheliche Kinder, so bleiben ihnen die väterlichen, mit Namen aufgezählten Güter, der Sohn wird dann Woiwode von Siebenbürgen, wie es der Vater früher war.

Bald hierauf starb Zapolya, der in der letzten Woche seines Lebens noch die Freude genossen, daß seine Gattin Isabelle, eine Tochter des Königs von Polen, ihm einen Sohn gebar, den man auch Johann nannte. Der Sultan ließ ihn aus der Taufe heben (?) und Stephan nennen; wie er ihn noch bis jetzt in allen seinen Schreiben nennt. Isabelle und Bruder Georg wurden Johanns Vormünder. Bruder Georg, aus dem alten kroatischen Geschlechte Utisenowich, lebte einige Jahre bey Johann Corvin, dem unehelichen Sohne des Königs Mathias, hierauf kam er an den Hof der Mutter Zapolyas als Ofenheitzer. Beruf oder Verzweiflung brachten ihn im drey und zwanzigsten Jahre seines Alters in das Hieronymitanerkloster St. Paul im Walde bey Ofen, wo man ihn zum Koch und Kellerer machte; hier lernte er Latein, wurde Priester, und zeigte so viele Geschicklichkeit, daß er in der Folge in mehreren ansehnlichen Klöstern die Würde eines Priors erhielt. Zapolya kam auf seiner Flucht nach Polen in Georgs Kloster, und trug ihm, den er schnell liebgewonnen, an, mit ihm zu ziehen und sein Diener zu seyn. Ohne sich lange zu besinnen, verspricht Georg, ihm nach einigen Tagen nachzureisen. Da er die große Noth Zapolyas kannte, sammelte er von allen Klöstern, in denen er Prior gewesen, und von mehreren vermöglichen Anhängern des Flüchtlings bey zehntausend Dukaten in Gold, und eilte nach Polen, sie Zapolyen mit den Worten darreichend: »Weil du mich zu einem Diener gnädigst angenommen, habe ich in deiner Noth zu dir meinem Herrn nicht mit leeren Händen kommen wollen, sondern mich dir sammt diesen zehntausend Dukaten ganz und gar gewidmet und geopfert.« Zapolya dankte ihm herzlich, und brauchte ihn oft gegen Ungern in wichtigen und geheimen Geschäften; als er endlich mit Hülfe der Türken siegte, wurde Bruder Georg Hofrath, Verwalter des Schatzes und bald Bischof zu Wardein.

Nach Zapolyas Tode hat sich dieser arglistige unruhige Mönch zu allen Geschäften gedrängt, als Vormund des Königes das ganze Land regiert, und alles so einzuleiten gewußt, daß ohne ihn nichts gethan werden konnte. Darum mußte auch König Ferdinand mit ihm wegen Ungern in Unterhandlung treten, der, obwohl Isabelle den Anträgen ganz geneigt war, doch nicht einwilligte, sondern Isabellen sammt ihrem Sohne trotzig nach Ofen führte, und jedem möglichen Vergleiche den Riegel vorschob. Ferdinand, von der Arglist dieses Mannes nun überzeugt, schritt zum Ernst, und sandte Wilhelm von Roggendorf mit einigen tausend Mann nach Ofen, um den Mönch und die Königin zu belagern. Die Königin wollte sich ergeben und den Vertrag ihres Gatten halten, doch Georg hinderte sie, und widerstand Ferdinanden so viel er konnte, denn er hatte mit dem Sultan glücklich unterhandelt, der persönlich mit einem gewaltigen Heere heranzog, und Mechmed Beg mit vierzigtausend Mann von Belgrad vorausgeschickt hatte. Mechmed hatte zwar den Befehl, ohne den Kaiser und seine zwey Söhne, Mechmed und Selim, wegen deren Kriegsbildung dieser Zug eigentlich unternommen wurde, nichts gegen den Feind zu thun; doch da er bemerkte, daß der verschanzten Christen nicht über zehntausend, und der größere Theil noch überdieß krank war, überfiel er

sie bey der Nacht, und siegte. Die Meisten wurden erschlagen, bey fünf= bis sechshundert gefangen den Sultans=Söhnen im Triumphe vorgeführt, und vor ihren Augen, damit sie schreckliche Tyranney bey Zeiten lernten, wurden sie zusammengesäbelt. Das Gerücht, Zapolyas hinterlassenes Kind sey ein Mädchen und kein Knabe, gelangte auch zu Soliman; er ließ den kleinen Johann zu sich bringen, trug ihn öffentlich herum, und beschenkte ihn mit Säbel, Rüstung und andern Kleinodien im Werthe von vier und zwanzig tausend Dukaten. Abends schickte er der Mutter das Kind zurück, Bruder Georgen aber, Petern Petrowich, Durkwailan und andere Vornehme vom Hofe Isabellens, behielt er bey sich, und forderte Ofens Uebergabe. Da sie sich nicht entschließen wollten, ließ der Sultan den Richter und Rath zu sich kommen, und drohte im Falle längeren Verzuges die Stadt mit Feuer und Schwert zu zerstören. Sie verlangten Zeit zur Berathung, er ließ aber mit ihnen einige seiner Leute sich in die Stadt drängen, denen größere Abtheilungen folgten, die sich der Thore bemächtigten, und die Stadt einnahmen.

Hierauf wurde ausgerufen: »kein Wehrhafter darf an diesem Tage bey Todesstrafe die Stadt verlassen,« und nun erst der Wardeiner Bischof und die andern Herren von Isabellens Hofe ihrer Haft entlassen. Nur Durkwailan, ein kühner listiger Mensch, wurde zurückgehalten, und auf des Bischofs Anhalten, der ihn haßte, in die Türkey geführt, wo er starb.

Soliman machte Anordnungen: Ofen sammt dem ganzen Lande zwischen der Theiß und Donau, das einst Zapolya gehabt, wollte er behalten, bis der kleine Johann volljährig würde, und es gegen Ferdinand vertheidigen; über das Land jenseits der Theiß und Siebenbürgen sollte Johann Woiwode unter Vormundschaft seiner Mutter und Peters Petrowich, und Georgs, Bischofes von Wardein, seyn. Sie mußten nach Siebenbürgen reisen, ihr Abzug war erbärmlich; aus Mangel der Pferde wurde Isabella mit Ochsen weggeführt, viele wanderten zu Fuße. Nahe an Siebenbürgens Gränze, sprach der Wardeiner, es sey ihm glaubwürdig berichtet worden, die Siebenbürger seyen wegen der Vorfälle zu Ofen noch ganz erschrocken und nicht entschlossen, Isabellen mit ihrem Sohne in das Land zu lassen; sein Rath wäre, die Königin sammt dem Kinde solle zu Lippa bleiben, er werde sich indessen in Siebenbürgen umsehen, wie die Sachen stünden.

Sein Rath wurde befolgt, er eilte und nahm das Land für Isabellen und Johann in Eid und Pflicht, zog ihnen mit vielen angesehenen Edlen bis gegen Dewa entgegen, und begleitete sie dann mit Freude und Pracht bis nach Weissenburg. Petrowich wurde Statthalter über die Gespannschaften zu Temeswar und Lippa.

Obwohl Isabella auch Vormünderin ihres Sohnes war, so wußte Bischof Georg doch die Regierung ganz an sich zu ziehen, und der Königin Ehrfurcht zu heucheln; er wurde Statthalter in Siebenbürgen, aber auch durch diese Würde noch nicht gesättigt, sondern um seine Macht noch zu vergrößern, bewarb er sich um das Oberstlandrichteramt, legte Festungen an, erkaufte dazu von der Königin ihrem eigenen Gelde, der Landsteuer, die ihm als Schatzmeister gereicht wurde, viele Städte und Flecken, und gab ihr nur so viel heraus, als sie beyläufig auf ein Jahr für ihren und den Hof ihres Sohnes brauchte. Niemand widersetzte sich seinem Unfuge, einige der Vornehmsten hatte er auf seine Seite gebracht, die andern, die mehr an Isabellen als an ihm hin=

gen, verfolgte er, wie einst die Juden Christum. In die Länge ertrug die Fürstin dies Betragen doch nicht, sie beschwerte sich bey der Landschaft. und bey ihrem Vater, König Sigmund von Polen, der gleich Gesandte schickte, die dem stolzen Bischofe bedeuten mußten, er möge von seiner höchst anstößigen Handlungsweise abstehen, und bedenken, daß ein König weitreichende Hände habe. Der Bischof stand voll Demuth, mit zusammengedrückten Achseln, vor den polnischen Abgeordneten, und wunderte sich, daß Isabelle unzufrieden seyn könne; er wisse, sprach er, nicht das Geringste, das sie verlangen könne, es müßte denn ein Mann seyn. Obwohl er dieß den Gesandten spöttisch vortrug, war es doch sein Ernst sie zu verehelichen, damit er sie aus dem Lande brächte, und allein Herr wäre. Er unterhandelte durch den Kardinal von Augspurg, daß zwischen Isabellen und dem Erzbischofe von Salzburg, Herzog zu Baiern, eine Heirath beschlossen werden sollte. Anfangs ging die Sache gut, der Herzog war schon geneigt sein Erzbisthum zu resigniren, und die Braut war froh vom Bischofe frey zu werden; aber man wußte ihr die schlauen Absichten Georgs zu zeigen, und ihr die Ehe zu widerrathen.

Da Georgen dieser Anschlag nicht gelungen, suchte er Isabellen zu verleumden, und so aus dem Lande zu bringen. Er hielt einen Landtag, und verunglimpfte die Königin so, daß sie sich zum zweyten Male gezwungen sah, sich an ihren Vater zu wenden, und ihn zu bitten, sie in seinem Hause wieder aufzunehmen, sonst müßte sie entfliehen. Freunde ihres Gegners suchten ihre Zaghaftigkeit noch zu mehren, und sie zum Verlassen des Landes zu bereden. Aber ihr Vater starb, und nun wußte sie keinen Retter, als den Sultan, von dem sie ihre Macht hatte. Vergebens, ihr Feind kannte das Gefährliche seiner Lage, suchte sich dadurch zu helfen, daß er bey der Pforte mit Klagen zuvorkäme. Hier ging es ihm nicht ganz nach Wunsch, sondern er erhielt die Weisung, seiner Pflicht gemäß die Königin und ihren Sohn als seine Gebieterin und Herrn zu behandeln, dann werden sie keine Klage wider ihn zu führen genöthigt seyn. So in seiner Erwartung getäuscht, und aufgebracht wandte er sich an König Ferdinand, und sprach zu dessen General, Graf Niklas von Salm, nachdem er deutlich merke, daß Isabella, Petrowich und ihr Anhang damit umgingen, Siebenbürgen den Türken in die Hände zu spielen, so könne er als Christ und Geistlicher dazu nicht beytragen; lange habe er das Land geschützt, daß es nicht türkischer Tyranney anheim falle, ferner könne er dieß nicht mehr thun; in seinem Alter, mit seiner Kränklichkeit sey er nicht im Stande, der Königin mit Kraft entgegen zu wirken. Ueber die Vergangenheit entschuldigte er sich mit vielen schönen Worten, und bat den Grafen, Seiner Majestät seine Reue und demütige Unterthänigkeit bekannt zu machen, und ihn seiner Treue zu versichern, die alles wieder einbringen werde, was er früher verbrochen. Würde ihm von dieser Seite Beystand geleistet, so hoffe er, seine Thaten werden für Ferdinand und die ganze Christenheit ersprießlich seyn. Graf Salm versprach den verlangten Bericht zu erstatten, und machte ihm Hoffnung auf Ferdinands Gnade.

Beyde hatten einen Tag bestimmt, an dem sie zu Bathory ihre Unterredung fortsetzen wollten. Unvermuthet kam ein türkischer Gesandter, um Isabellen mit Georg auszugleichen, der, um sein Wort gegen Salm zu lösen, und die Reise nach Bathory zu bemänteln, den Gesandten einlud, mit ihm die Gränzen zu besuchen, damit er auch über ihren Zustand seinem Herrn genau berichten könne. Heimlich ließ er den

Grafen von der Ankunft seines Begleiters unterrichten; unter dem Vorwande, einige Gränzstreitigkeiten zu berichtigen, stritt Salm und Georg in Gegenwart des Türken bey Tage mit einander darüber, und setzten ihre früheren Unterhandlungen des Nachts fort. Ganz verborgen blieben diese heimlichen Geschäfte doch nicht, Isabella und Petrowich ahneten die Wahrheit, ein Vertrauter mußte nach Konstantinopel eilen und warnen, und aufmerksam machen. Der erzürnte Sultan schickte gleich an seine Bassen zu Ofen und in andere ungrische Städte den Befehl, sich mit Isabellen in das geneueste Einverständniß zu setzen, den Verräther Georg todt oder lebend ihm zu bringen. Dem Adel Siebenbürgens, den Szeklern und sächsischen Stühlen wurde bedeutet, Georg sey als Rebell zu behandeln, der Königin sollen sie ergeben bleiben, die zu unterstützen die Woiwoden der Moldau und der Wallachey schon beauftragt seyen. Georg erkannte das Ungewitter, das über seinem Haupte schwebte, entwich vom Hoflager Isabellens in die sächsische Stadt Mühlbach, und versah sie mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Dem Sultan ließ er anzeigen, daß man seine Handlungen für das Wohl des Landes und des anvertrauten Mündels leider verkenne; indeß zog er die Szekler an sich, und bewarb sich durch sechs Monate um Volk, wodurch er seine wahre Gesinnung sehr deutlich an den Tag legte. Die Angst der Königin wuchs, sie sandte Boten in die Moldau und Wallachey und nach Ofen; die beyden Woiwoden und der Bassa erschienen mit Truppen, und belagerten Alwinz und Bransika, zwey Schlösser Georgs an der Marosch. Auf der andern Seite zog Peter Petrowich mit achttausend Raizen und noch anderem Volke aus der Temeswarer Gespannschaft vor Thianadt (Tschanad), das sich tapfer hielt, und durch Thomas Barkhos, von Wardein aus, mit so gutem Erfolge entsetzt wurde, daß die Belagerer größten Theils erschlagen wurden, viertausend Ochsen fielen dem Sieger in die Hände.

Bischof Georg zog sich nach Mödwesch, um näher bey seinem Anhange und den Szeklern zu seyn, schlug die Freunde der Königin, und brachte es durch seine Grausamkeit dahin, daß viele königlich Gesinnte von Isabellen abfielen, und sich dem Gegner wenigstens nicht ferner widersetzten. Ueberdieß ließ er im ganzen Lande ausrufen, sie möchten doch beherzigen, wie Isabella den Erbfeind des christlichen Namens in's Vaterland bringe; und so gelang es ihm, die Zahl seiner Anhänger stündlich zu mehren, und die Königin und Petrowich zu zwingen, den Rückzug nach Weissenburg zu nehmen, wo er sie einschloß und belagerte. Die Szekler besannen sich indessen anders, wollten aus dem Lager fort nach Hause ziehen; Georg bestieg einen türkischen Renner, sprengte im ganzen Lager herum, und erzählte, wie Isabella sich schon zu Unterhandlungen herbeylasse; so stillte er die Empörung, aus dem Vorgeben wurde Wahrheit, die Belagerte verlor den Muth, und war einen Vertrag einzugehen gezwungen, obwohl der Bassa von Ofen ihr zu Gunsten tiefer in das Land eingedrungen war. Die Landherren, des Streites müde, lagen beyden Theilen an, den Bassa mit Geschenken oder auf andere Art aus Siebenbürgen zu schaffen. Georg erklärte, wer ihn gerufen, solle ihn auch entfernen; die Königin that es auch, dankte ihm für seinen Beystand, den sie nun nicht mehr bedürfe, weil sie mit ihrem Widersacher einig sey. Der Bassa zögerte, Georgen war es recht, er hatte dadurch Gelegenheit ein Aufgebot zum Schutz des Vaterlandes ergehen zu lassen, in kurzer Zeit standen funfzigtausend Mann unter seinen Befehlen, den größten Theil führte er dem Bassa bis gegen Dewa unter

die Augen, eine Abtheilung schickte er unter Janusch Kenndi an die wallachische Gränze, um einem Einbruche des Woiwoden vorzubeugen, die Szekler beorderte er, ihr Vaterland gegen die Moldauer zu vertheidigen.

Der Bassa zog ab; von außen beruhigt keimte im innern Verderben: die Sachsen, schon lange den Szeklern abhold, fielen in ihren District mit Brand und Raub ein. Georg stillte diese Unruhe, und zwang die Räuber zum Schadenersatz. Aber sein Friede mit der Königin war nicht von langer Dauer, sie rüstete in Siebenbürgen, er zu Wardein, und suchte, da Graf Salm indeß gestorben, durch einen andern Vertrauten sich dem Könige Ferdinand zu nahen, und ihn zu bestimmen, mit Ernst für Siebenbürgen zu handeln; möglich, erklärte er, sey es auch, Isabellen durch Herausgabe und Sicherstellung ihres Heirathgutes und des väterlichen Erbtheils ihres Sohnes zu gewinnen.

Ferdinand traute Georgen nicht recht, entschloß sich aber endlich doch, seinem Antrage Gehör zu geben und beyzustehen. Er schickte tausend leichte Reiter und einiges kleines Geschütz, befehligte den Grafen Arch mit einem Regimente aus Tyrol, den Johann von Opperstorf mit fünfhundert gerüsteten Pferden aus Schlesien zu ziehen. Es wurde schnell vollbracht. Castaldo, ein Neapolitaner und geübter Krieger, wurde Anführer, und mit beyläufig tausend Spaniern nach Siebenbürgen gesandt, Thomas Nadasdi und Andreas Bathori ihm, dem Land und Sprache fremd war, beygegeben.

Als Isabella von dieser Hülfe Ferdinands für den Wardeiner Bischof hörte, hielt sie, wider die Landesgewohnheit, in dem offenen sächsischen Flecken Egedin einen Landtag, um zu berathen, wie Georg aus Siebenbürgen gejagt werden könne. Georg hörte es; schnell eilte er am Flusse Sebeskeres hinab, im Durchfahren des Flusses fiel sein Wagen um, man hielt es für ein schlechtes Vorzeichen, und warnte ihn vom Vordringen. Er lachte darüber, kam nach Dornberg, rief Alle, die es mit dem Vaterlande redlich meinen, zu seinem Waffenplatz. Die Menge lief ihm zu, er war im Stande den Landtag zu trennen, der sich zu Egedin versammelt hatte; die Königin rettete sich zum zweyten Male nach Weissenburg, auch hier glaubte sie sich nicht sicher; da sie Nachricht von dem Einbruche von tausend Husaren in Ferdinands Dienste bekam, eilte sie mit ihrem Hofstaate nach Mühlbach, und gab Weissenburg der Belagerung preis, die Bischof Georg befehligte, der dringende Botschaft an Castaldo sandte, er möchte Tag und Nacht mit seinen Truppen eilen, um sich mit ihm zu vereinigen. Er brach mit einer Abtheilung auf, die andere folgte nach; bey Dobriz stießen Nadasdi und Bathori zu ihm, doch nach Siebenbürgen vordringen konnten sie nicht, weil Melchior Balassy, Aufrührer gegen König Ferdinand, Straßen und Waldungen durch Verhaue unzugänglich gemacht hatte; nur Mühe und Anstrengung siegte endlich über dieses Hinderniß. Almos, ein Schloß Isabellens, an der Straße gelegen, zeigte sich feindlich, beschädigte einige Krieger; Castaldo ließ sich dadurch nicht aufhalten, zog vorüber, und trug es dem Grafen Felix von Arch auf, mit den letzteren Abtheilungen und kleinem Geschütze diesen Muthwillen zu strafen. Isabella durch das Gerücht, daß auch Spanier angekommen, und durch die Ueberzeugung, daß sich Weissenburg nicht lange werde halten können, zum Nachgeben gestimmt, und bekümmert, doch die Krone Ungerns, mit der ihr Gatte einst geziert, und ihre Kleinodien zu retten, die sich in der Stadt befanden, gab Weissenburg unter gewissen Bedingungen auf, und errichtete einen neuen Ver-

trag mit Georg. Graf Arch rückte von Almos weg, Castaldo und die Spanier verfügten sich nach Egedin.

Acht Tage wartete Castaldo dort auf den Bischof, der endlich in einem rothen gedeckten Wagen ankam, acht schöne weiße Pferde zogen ihn, zweyhundert Heiducken, vierhundert Husaren, seine gewöhnliche Garde, war um ihn. Castaldo empfing ihn mit Freude. durch zwey Stunden dauerte ihre Unterredung, in der der Feldherr dem Bischofe den Befehl seines Herrn vorlegte, und ihn versicherte, wie seinem Vater gehorsam zu seyn. Georg erwiederte diese Gesinnung durch Erzählung seiner Traktate mit Isabellen, die ganz zu beendigen er zu ihr nach Mühlenbach reiste. Nach einigen Vorwürfen und Zaudern von ihrer Seite, willigte sie endlich darein, sich auch dem Könige Ferdinand zu nähern; nach dem Rathe ihrer Mutter Bona schickte sie zwey Hofräthe zu Castaldo mit Geschenken, klagte über den Bischof, und äußerte ihre große Verwunderung, wie der fromme Ferdinand diesem Verräther Glauben schenken könne. Castaldo schickte ebenfalls zu ihr, ließ sie mit freundlichen Worten trösten, und gab ihr zu verstehen, daß sein Geschäft sich nur dahin erstrecke, Friede und Aussöhnung zu bewirken. Seine Verehrung bezeugte er ihr durch Ueberreichung neapolitanischer Frauenarbeit.

Isabella und Georg trennten sich; letzter ging nach Weissenburg. Indessen erzählte man sich allgemein, der Beglerbeg von Romanien sey mit einem zahlreichen Heere im Anzuge, Siebenbürgen der Königin und ihrem Sohne zu erhalten. Zwey Gesandte der Pforte bestätigten dieses Gerücht, durch ein Schreiben an Isabellen und Petrowich und das Land, das sie auch überdieß aufforderte den Bischof zu verhindern, fremdes Volk einzuführen. Dadurch wurde Isabella und Petrowich wieder wankend gemacht, selbst Georg schien andere Gedanken zu bekommen, Castaldo wandte alle möglichen Mittel an, daß die Unterhandlungen nicht rückgängig würden; er, Nadasdi und Bathori ließen nicht nach, bis der Vergleich zwischen König Ferdinand und Isabellen und ihrem Sohne, des Landes wegen, noch vor der Ankunft des Beglerbeg geschlossen wurde. Er bestand im Wesentlichen darin: Isabella muß für sich und ihren Sohn Johann, Siebenbürgen mit allen Zu- und Eingehörigen, wie sie es bisher besessen, dem Könige Ferdinand übergeben, auf alle ihre Rechte Verzicht leisten und ihnen entsagen; dagegen erhält sie für ihre Morgengabe 140,000 Dukaten in Gold, der Sohn für sein väterliches Erbe jährlich 25,000 Gulden Rheinisch, und die zwey Fürstenthümer Oppeln und Ratibor in Schlesien.

Hierauf reisten die Königin, ihr Sohn, Castaldo, Bischof Georg, Nadasdi und Bathori mit dem ganzen Hofe von Mühlenbach gegen Klausenburg. Unterweges ließ der Bischof auf offenem Felde Isabellens Wagen halten, und hielt im Beyseyn der übrigen Herren mit weinenden Augen eine Rede in ungrischer Sprache, die Nadasdi der Fürstin wälsch dolmetschte. Er sprach, daß er von Jugend auf ihres Gatten Mutter, des Königes Johann selbst, und bis auf die heutige Stunde, treuer Diener gewesen, und auch in Zukunft seyn werde. Es könnte sich einige Male zugetragen haben, daß er Dinge gethan, die ihr nicht wohlgefällig gewesen, es sey ihm leid, er bitte um Vergebung, doch danke er dem Allmächtigen, daß Alles ein gutes Ende erreicht habe. Darum solle sie fröhlich und unbekümmert seyn, und über die gegenwärtige Räumung des Landes keinen Verdruß haben, sie sey bloß zu ihrem und ihres Sohnes Besten veranlaßt worden, sie werde es

ihm einst noch Dank wissen. Die Königin konnte vor Thränen nichts anders antworten, als sie wolle glauben, was er sage, Gott möge ihn in seinem Vorsatze stärken.

Tags darauf, als man zeitlich in das Nachtlager kam, wurde der Vertrag ganz ausgefertigt, jedem Theile ein Original zugestellt, und die Königin schritt zur feyerlichen Uebergabe in Gegenwart der Kommissäre und der vornehmsten Landherren. Mit eigener Hand überreichte sie Castaldo die Krone, Scepter, Mantel, Schuhe, und die andern Krönungs-Ornamente, und äußerte sich in wälscher Sprache: »Nachdem sich aus göttlicher Schickung begeben hat, daß ich und mein Sohn dieses unser Land und Erbe weggeben sollen, und daß diese königlichen Kleinode, die uns unser Herr und Vater hinterlassen, von uns genommen werden müssen, so wollen wir solche euch Herrn Castaldo hiemit gutwillig übergeben, um so viel mehr, weil solche einem christlichen Könige, unserm lieben Vater ausgefolgt werden sollen, dem und den Seinen Gott der Allmächtige viel Glück und Heil verleihen solle; wir empfehlen uns in Seiner Majestät Schutz und Schirm.« Castaldo empfing das Dargereichte, und versicherte sie der väterlichsten Gesinnung Ferdinands. Der Vertrag wurde endlich auch auf dem Landtage zu Klausenburg öffentlich bekannt gemacht, und dem Könige Ferdinand Treue geschworen und gehuldigt.

Castaldo hatte Isabellen und dem Bischofe die Idee beygebracht, der König werde eine seiner Töchter mit dem jungen Zapolya ehelich verbinden, und dadurch die Gemüther am meisten zum Vertrage gestimmt. Ferdinand bestimmte seine Tochter Johanna zur Gemalin des Prinzen, das Versprechen wurde den 11. August 1551 im Kloster Monostor bey Klausenburg mit großem Gepränge und Freude gehalten, im Namen der Braut erschien Castaldo, die Stelle des Bräutigams nahm Isabella ein, denn die werdenden Eheleute waren noch zu jung.

Isabella zog über Kaschau, welches sie auch, dem Vertrage zu Folge, an Ferdinand übergeben mußte, nach Polen in ein Schloß, ihr von ihrem Bruder zur Wohnung eingeräumt. Castaldo schickte die Krone nach Kaschau, wo sie Markgraf Sforza von Pallavicini übernahm, der sie dann Seiner Majestät zu Wien überreichte. Mit Begierde und Freude nahm Ferdinand eine Krone, die Stephan dem ersten ungrischen Könige vom gleichzeitigen Papste, wie man sagt, durch einen Engel gesendet worden war, darum man sie auch noch bis heute die englische Krone nennt. Die Ungern halten auch keinen für einen König, der diese Krone nicht besitzt. Gott verleihe, daß sie diesen unsern frommen König Ferdinand, den sie bisher nie recht erkannt, und Gehorsam geleistet haben, für ihren Herrn und König in Zukunft halten wollen.

Nun wollte Castaldo alle Festungen des Landes im Namen Ferdinands besetzen lassen; Bischof Georg, lange im Besitz derselben, sah dieß nicht gerne, machte allerley Einwendungen und Hindernisse. Ferdinand kannte durch Castaldo seinen Eigensinn, und befahl ihm indessen den Besitz der Festungen zu gönnen, um ihn bey gutem Willen zu erhalten.

Wie es zur Gewißheit wurde, daß der Beglerbeg nahe, wurde Andreas Bathori beordert, mit sechzehnhundert Husaren und einigen Heiducken Temeswar und die Päße zu besetzen, konnte es aber nicht thun. Petrowich verzögerte das Einrücken, trotz der vielen Schreiben

Isabellens, die ihm befahl, Temeswar in Ferdinands Namen besetzen zu lassen, so lange, daß dann nicht mehr Zeit war, diese Feste wider den Feind mit dem Nöthigsten zu versehen.

Georg wendete nach Isabellens Entfernung sein Auge auf die Türken, fertigte eine Gesandtschaft an den Sultan und die vier vornehmsten Bassen ab, und gab ihnen zu verstehen, daß er sich sehr wundere, wie die Pforte den Beglerbeg jetzt zum Verderben der armen Leute nach Siebenbürgen schicke, da doch das ganze Land ihr unterthänig sey; geschehe aber dieß wegen den Deutschen, Spaniern und den Fremden, die Petrowich durch seine Unterhandlungen (auf diesen schob er alles) ins Land gebracht habe, so getraue er sich diese ohne Hülfe des Beglerbeg zu verjagen. Ganz ohne sein Zuthun sey die Heirat der Tochter Ferdinands mit Zapolya geschehen, Petrowich sey auch bey dieser Angelegenheit, wie immer, der Rathgeber Isabellens gewesen. Darum möge auch die Pforte ihre Ungnade nicht auf das ganze Land und auf Georg werfen. Eben so mußten auf sein Betreiben auch die Szekler, der Adel und die Sachsen dasselbe an den Sultan schreiben, und um mehr Glauben zu verdienen, schickte er den gebührenden Tribut, und den vier Bassen die gewöhnlichen Geschenke.

Dessen ungeachtet rückte der Beglerbeg an die Donau vor, hielt einige Tage zwar still, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, und zog viele Unterthanen Ferdinands, durch Furcht zu diesem Verrath gebracht, an sich. Bathori that seinerseits alles Mögliche, die Raizen und andere Unterthanen für Ferdinand in der Treue zu erhalten, forderte die Gespannschaften zu sich, ließ sie neuerdings schwören, und nahm viele in Dienst zur Errettung Temeswars. Castaldo wünschte mit ganzer Macht aus dem Lande dem Beglerbeg entgegen zu ziehen, Georg hinderte es, und brachte es im Rathe dahin, daß sie beschlossen, nur ihre Gränze zu besetzen. Castaldo fertigte den Spanier Aldana mit Spaniern und wenigen Ungern ab, sich mit Bathori zu vereinen, um dem Feinde den Paß über die Theiß zu verlegen. Die Raizen gingen zu den Türken über. Aldana, Bathori und Loschantzi waren zu schwach, den funfzigtausend Mann starken Gegner im Felde zu erwarten, sie suchten Temeswar und Lippa zu besetzen. Aldana und Loschantzi blieben mit funfzehnhundert Spaniern, Husaren und Heiducken zu Temeswar, das durch Lage und ihre Anstalten in einen gehörigen Stand, eine Belagerung auszuhalten, gebracht war. Bathori warf sich in die Stadt und das Schloß Lippa, ließ ein allgemeines Aufgebot ergehen, und schrieb an den Bischof und Castaldo, ihm aus Siebenbürgen zu Hülfe zu eilen.

König Ferdinand, von diesen Ereignissen genau unterrichtet, sandte ohne Verzug den Markgrafen Sforza von Pallavicini als obersten Kriegskommissär, mit dem Regiment des Andreas von Brandis, Kommendator des deutschen Ordens, fünf Fähnlein Knechten, und Herrn Karl von Zierotin mit fünfhundert gerüsteten Pferden, zweytausend Heiducken, tausend böhmischen Schanzgräbern, großem und kleinem Geschütz sammt Munition, und befahl, mit nächsten aus Siebenbürgen verlangte Hülfe zu leisten. Da sich aber der Bassa von Ofen nun auch thätig zeigte, mußten die meisten Truppen bey Erlau bleiben, und nur Pallavicini mit den genannten zwey Obristen, einem Regimente und fünfhundert Reitern, konnte gegen die Grenze Siebenbürgens ziehen.

Der Beglerbeg war lange unschlüssig, ob er Temeswar bela-

gern oder nach Lippa ziehen sollte; da wurden die Einwohner letzterer Stadt, größten Theils Kaufleute aus Ragusa, treulos; weil sie sahen, daß ihr Beschützer Bathori am Podagra schwer darnieder lag, die Truppen uneins und schlecht an Subordination gewohnt waren, berichteten sie dieses dem Beglerbeg, und schickten ihm die Schlüssel zur Stadt. Bathori, von der Verrätherey unterrichtet, ohne Hülfe aus Siebenbürgen, konnte sich in dem nicht gut befestigten und mit Lebensmitteln versehenen Lippa nicht halten, sondern verfügte sich nach Wardein; gern hätte er einen Hauptmann mit seinen Kriegern darin gelassen, aber es wollte keiner bleiben; Castaldo's Bemühen, Hülfe zu senden, wurde immer durch Georg fruchtlos gemacht, der meinte, der Beglerbeg werde von Temeswar wegziehen, weil Siebenbürgen den Tribut an den Sultan geschickt habe. Georg, in seiner Erwartung betrogen, sah den Beglerbeg sich immer verstärken, und schrieb an den Sultan und den Beglerbeg, sich entschuldigend, daß er suchen müsse das Land zu schützen und vor Schaden zu bewahren; zudem wisse er auch wohl, daß es der Wille der Pforte nicht sey, Siebenbürgen zu verderben. Er veranstaltete ein allgemeines Aufgebot, zog mit den ersten Ankommenden persönlich gegen Dewa. Dadurch gewann er Castaldo's Zutrauen wieder, der schon Verdacht gegen ihn geschöpft, und manche Warnungen erhalten hatte, denn er sah nun seine Wünsche erfüllt, die vorzüglichsten Plätze Siebenbürgens, Hermannstadt, Kronstadt, Mühlenbach, gut mit allen Bedürfnissen versehen und mit Deutschen besetzt. Castaldo forderte den Pallavicini, der zu Wardein lag, mit seinen Truppen zu sich, dann eilten beyde, sich mit Georg zu Dewa zu vereinen, doch hatte jeder sein Lager, der Lebensmittel wegen, besonders geschlagen. Dann nahmen sie den Weg an der Marosch hinab, zwischen dem Wasser und Gebirgen, immer überlegend, ob sie Lippa wieder erobern, oder Temeswar entsetzen sollten. Einige glaubten, ohne Lippa's Besitz könnten sie im Weiterziehen an Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten gefährdet werden. Andern schien es besser Lippa einzuschließen, und Temeswar Hülfe zu bringen; als man sich zu letzterem entschlossen, kam Nachricht, der Beglerbeg sey von Temeswar, durch Regenwetter bey dem ohnehin so sumpfigen Boden genöthigt, abgezogen.

Indeß kam die Nachricht, daß Bischof Georg vom Papste auf Anlangen König Ferdinands zum Kardinal gemacht worden; man feyerte sie durch Freudenschüsse. Der Kardinal selbst, so sehr ihm diese Würde gefiel, ließ sich doch von seinem Vergnügen nichts merken, und strebte auch Woiwode und General in Siebenbürgen zu werden. Einst brachte ihm bey der Tafel Castaldo einen Trunk zu, mit dem Wunsche, Gott wolle es geben, daß sie bald in ihm den Woiwoden und Kardinal sehen möchten. Ja, schrie Georg, und Papst dazu, doch daß ich in Siebenbürgen bleibe, denn dieses ist eine Schatzkammer aller Könige von Ungern. Die Boten, die ihm die freudige Nachricht gebracht, beschenkte er reichlich, dann zog er gegen Lippa; bey seiner Heeresabtheilung hatte er an Geschütz zwanzig Stücke mit Munition und einer Bedeckung von zweyhundert Reitern und dreyhundert Heiducken, zwey Abtheilungen Schützen zu Pferd und zu Fuß. Hierauf folgten noch andere Truppen, die aber schlecht gerüstet waren.

Bey dem königlichen Kriegsvolk marschirte jede Nation besonders geordnet mit dem nöthigen Geschütze. Den Nachzug machten die Szek-

ler sammt den Sachsen zu Fuß und zu Pferd. Hierauf der Troß, Proviant und dergleichen. Alles zusammen machte bey achtzigtausend Mann.

Nun folgt, wie der Beglerbeg mit Heereskraft über die Donau und Theiß in das Gebiet Königs Ferdinand gekommen; die Begebenheiten des Krieges werden erzählt.

Als der Beglerbeg über die Donau und Theiß gekommen, zog er vor das Schloß Betsche, erstürmte es den 19. September (1551); den Tag vorher ergab sich ihm das Kastell Aratscha, den 21sten Weskeret. Den 28sten bekam er Tschanad ohne alle Gegenwehr. Nun ging es nach Lippa, er fand es unbesetzt, und zog den 8. Oktober um drey Uhr Nachmittags ohne Hindernisse ein; den 16ten belagerte er Temeswar. Von gefangenen Türken erfuhr man, daß der Beglerbeg anfangs nicht gesinnt war, Temeswar zu belagern, sondern wollte sich nach der Eroberung Tschanads wieder über die Theiß zurückziehen, da erhielt er Nachricht, daß sich das Heer König Ferdinands bey Lippa schnell getrennt, und diese Stadt unbesetzt gelassen habe. Darum habe er den Ulomanbeg mit zwey andern Sandschaken, zweytausend Reitern und einigen Janitscharen hingeschickt, um zu sehen, ob es unbesetzt sey, und es dann in Besitz zu nehmen. Der Beglerbeg blieb aber mit seiner Armee unterdessen auf dem alten Platze, um sich zu überzeugen, ob ihm denn niemand Lippa streitig machen würde. Als dieses nicht geschah, seyen die abtrünnigen Raizen zu ihm mit dem Berichte gekommen, die Einwohner von Temeswar wären durch die Trennung des königlichen Kriegsheeres, und die Eroberung von Lippa so bestürzt, daß sie sich ihm wohl ohne Weigerung ergeben würden, denn auch der Obrist Loschanczi sey aus Furcht zu der königlichen Majestät gereist, um Hülfe zu suchen, und habe nur wenige Soldaten mit kleiner Hoffnung zurückgelassen, man hätte also nicht zu besorgen, daß sich Temeswar halten könne, denn die Bewohner wären zahlreicher als die Besatzung, und mit ihnen (den Raizen) in gutem Vernehmen. Sollte der Beglerbeg ihnen keinen Glauben schenken, so möge er nur hinziehen, und sehen, wie die Raizen selbst die Stadt einnehmen werden, denn sie kennen die Festungswerke genau, und auch eine Furt über das Wasser, an die kein Mensch denkt, sey ihnen wohlbekannt.

Durch solche Erzählung und Antrag bewogen, befehligte der Beglerbeg sechstausend Türken und Raizen den 15. Oktober Temeswar zu berennen. Mit Anbruch des Tages zogen sie auch vor die Stadt, aber Loschanczi lag mit hundert Reitern und dreyhundert Schützen in der abgebrannten Vorstadt im Hinterhalte, tödtete einige, fing mehrere Pferde, und kehrte, nachdem die Türken um zehn Uhr Vormittag wieder abzogen, beynahe ohne allen Verlust wieder in die Stadt zurück, denn ihm war nur ein Mann geblieben, dem die Feinde den Kopf abgehauen; sein Leib mit allem, was er bey sich hatte, wurde ihnen abgejagt.

Die Türken eilten zu dem Beglerbeg, erzählten ihm ihr Unglück, machten ihn aufmerksam, daß Temeswar wohl besetzt und nicht so leicht zu erobern seyn dürfte; die Raizen trösteten ihn, und schilderten ihm, wie wichtig dieser Platz für ihn sey, wie im Falle seines Abzuges die Raizen mit Weib und Kind, Haus und Hof verloren seyen, und wie er ohne viele Mühe Temeswar erlangen werde.

Diese Gründe bewogen den Beglerbeg, die Belagerung zu unter-

nehmen. Den 16. Oktober mit Tagesanbruch kam er mit seiner ganzen Macht vor die Stadt; eine Vorstadt war schon eher abgebrannt, die andere, Burga genannt, ließ Loschanczi nun auch abbrennen, weil ihr Umfang zu weitläufig, das Wasser, das sie umgab, zu seicht gewesen, um mit Glück vertheidigt werden zu können. Die Türken nahmen Burga in der Nacht ein, und verschanzten sich darin. Loschanczi machte noch diesen Tag mit funfzig Pferden und einigen Schützen einen Ausfall, um die Wache der Türken zu überraschen und Kundschaft einzuziehen. Kaum wurden sie erblickt, so flohen zweyhundert Türken ihrem Lager zu, machten Lärm, zehntausend rückten ins Feld um ihre Wache zu entsetzen. Loschanczi, der viele getödtet, kehrte glücklich ohne Schaden in die Stadt zurück.

Nachdem wieder Ruhe im Lager hergestellt war, begaben sich einige Vörnehme zu dem Beglerbeg, berichteten ihm das Vorgefallene, und suchten ihm die Meinung beyzubringen, daß Temeswar ritterlich vertheidigt werde.

Den 17. Oktober warfen die Türken Schanzen auf, und führten ihr Geschütz hinein. Der Beglerbeg schickte an Loschanczi einen Brief, der Eingang lautet: Nos Mechmet Bassa divina illustratus providentia ac sacratissima Caesarea concessione totius fere Romaniae Beglerbegus nec non praefatae sacratissimae Caesareae Majestatis consiliarius supremusque — gubernator locumtenens ac vicemgerens imperatoriam salutem et pacem etc. Der Inhalt des Briefes ist: er habe gehört, daß Loschanczi aus Furcht zu seinem Könige gereiset, daran er ganz recht gethan hätte; nun sey ihm bekannt geworden, daß er zu Hause sey, darum begehre er von ihm alsogleich die Uebergabe der Stadt und des Schlosses, weil er wohl ohnedieß wissen werde, daß dieses Land dem großmächtigen Kaiser gehöre. Werde er dieses thun, wird ihm mit seinen Truppen freyer Abzug gegönnt; wolle er selbst bey dem Kaiser Dienste nehmen, so wird er in gleiche Ehre und gleichen Stand kommen, in dem sein Bruder Ladislaus, der nun Mechmed Beg genannt wird, sich befindet, und dessen Sohn am kaiserlichen Hofe in großer Würde stehe. Was er nun thun wolle, müsse bald geschehen, denn sonst wäre es unmöglich, daß einer davon kommen könne. Hülfe habe er von keinem Menschen zu erwarten, sein König sey ferne, Georg sey des Beglerbegs guter Freund, und habe es ihnen erklärt, daß nur Petrowich an König Ferdinand das Land verrathen habe; von Georg habe er also auch keine Rettung zu erwarten, das könne er auch daraus abnehmen, weil Georgs Diener Tschanad ohne Widerrede übergeben haben. Wird er sich weigern, so wird Temeswar mit Gewalt genommen. Er verlangte Antwort, und erhielt sie:

Wir Stephan Herr von Loschanczi, Römisch auch zu Ungern und Böhmen Königlicher Majestät Rath, Gespann und Graf zu Temeswar auch der Niederlande, in Ungern Oberster Hauptmann ꝛc. Er wünscht in Zukunft einer ähnlichen Aufforderung enthoben zu seyn, werde seiner Ehre eingedenk, die Pflicht eines treuen Dieners seines Herrn üben, selbst mit Aufopferung seines Lebens, der Beglerbeg werde weder durch Briefe noch durch sein Geschütz Temeswar einnehmen.

Den 18. Oktober hat der Feind aus dem großen Geschütze fünf und zwanzig Schüsse gemacht, der erste ging in den großen Thurm ober dem Thore. Des Nachts ist Michael Tombai mit einigen Schützen in die feindliche Schanze gedrungen, hat viele erschlagen, ihnen ihr Geschütz beynahe abgejagt; Loschanczi fertigte einen Edelmann, Niklas Bo-

loschniza von Karansebes, aus der belagerten Stadt an Castaldo und den Kardinal nach Siebenbürgen ab.

Den 19ten machte Tombai wieder in der feindlichen Schanze großen Lärm, und trieb ihnen Vieh weg. Die Husaren machten aus dem Schlosse einen Ausfall auf die Heide, hatten ein bedeutendes Gefecht, und kehrten glücklich wieder zurück. Als man die Burga zuvor angezündet, hat man sie doch nicht ganz ausbrennen können, denn man besorgte, die Soldaten würden sich darin zu plündern unterstehen. Wie aber die Türken diese Insel oder Burga eingenommen, sich verschanzt, und von dort heftig auf die Unsrigen geschossen, wurde ein Ausfall auf die Insel angeordnet, um die dort noch übrigen Häuser abzubrennen. Anführer der hiezu Bestimmten war der Edelmann Georg Wayda. Einige von ihnen sind mit ihren Kleidern, Handbögen und Waffen über das Wasser, welches die Stadt von Burga trennt, geschwommen, die andern fuhren auf Zillen hinüber, sie schlugen die Türken, zündeten die Häuser an, wären selbst in das Lager gedrungen, wenn es die Befehlshaber gestattet hätten. Bey der Nacht ist Ladislaus Gurkiza, ein Diener des Kardinals, nach Siebenbürgen mit der Geschichte der Belagerung und Bitte um Entsatz abgefertigt worden.

Den 21. Oktober sind zweytausend türkische Reiter bey ihrem Lager über das Wasser auf das Feld (welches zwischen der Brücke und dem Holz gegen die Heide nach Süden liegt) gezogen, und machten in dem Holze einen Hinterhalt. Sechshundert Mann schickten sie, um das Vieh vom Schlosse zu treiben, und das Volk zum Verfolgen anzureizen, und in die Falle zu locken. Loschanczi rückte mit seinen Schützen zwischen die Brücke bis zum Mayerhof, und nahm den Feinden das Vieh wieder ab. Da also niemand in den Hinterhalt kam, ritten die Türken wieder in ihr Lager. Die Spanier fingen an, Gräben, Wehren und dergleichen zu machen, jedermann half diesen Bau zu vollenden. Loschanczi erfuhr, daß ein Abgesandter des Kardinals im Zelte des Beglerbeg gewesen sey.

Den 24sten haben die Belagerten die Schanzen überfallen; diese Türken waren nicht unvorbereitet, aus dem Lager eilten tausend Reiter herzu, von den unsern wurden einige verwundet, zwey erstochen, bey den Türken war der Verlust größer; ein Raize wurde gefangen, und machte die Aussage, daß sieben Mauerbrecher bereits im Dorfe Apatza wären, heute habe der Beglerbeg zwey Sandschaken mit ihrem Volke sie zu holen geschickt; daß der Bote des Kardinals drey Tage im Lager gewesen, mit einer Antwort abgefertigt worden sey; daß die Türken aus ihrer Schanze einen wälschen Brief an die Spanier geschossen, und sie darin ermahnt hätten, die Stadt und das Schloß aufzugeben.

Den 25. Oktober haben die Türken noch vor Tagesanbruch die Schanze verlassen, viel Geschütz eher weggebracht, aber auch vieles sammt Kugeln und marthalosischen Halbspießen zurückgelassen. Man vermuthete den Abzug der Feinde. Abends wurde ein Ausfall gemacht, ein bedeutendes Gefecht mit beyderseitigem Verlust geliefert. Zwey Boten wurden nach Karansebes beordert, um Erkundigung über des Feindes Aufbruch einzuziehen Ein Schreiben des Kardinals benachrichtigte die Belagerten, daß er bald zu ihrer Hülfe kommen werde.

Den 27. Oktober ist der Beglerbeg mit seinem Volke vor Anbruch des Tages von der Stadt abgezogen; fünftausend Reiter waren zur Deckung des Abzugs befehligt, mit denen es zum Gefechte kam; um Mittag eilte die Bedeckung dem Heere nach.

Vom Anfange der Belagerung bis zu ihrem Ende sind aus dem

großen Geschütze 256 Schüsse gemacht worden, ohne besondern Schaden verursacht zu haben, die Falkonetschüsse zählte man nicht; funfzehn Menschen und einige Pferde sind erschossen worden. Die Ursache des Abzuges war die Nachricht von dem Tode des Sultans. So ging es mit der Belagerung von Temeswar, Gott dem Herrn sey Lob und Dank gesagt in Ewigkeit. Actum Temeswar den 27. Oktober Anno 51.

Nach diesem Abzuge ist Loschanczi beyläufig mit fünfhundert Reitern, und einigen spanischen Schützen zu Pferde, Abends den 29. Oktober dem Feinde nachgeeilt, um Gefangene machen zu können; die ganze Nacht geritten, besetzte er den folgenden Morgen, nicht weit von dem Lager der Türken entfernt, ein Gehölze; da hier nichts zu machen war, zog er an der Marosch zwey Meilen aufwärts ober Tschanad zum Kastell Fellak, und eroberte es nach hartnäckigem Widerstande. Sechs und zwanzig Türken hieb er nieder, vier und dreyßig nahm er gefangen, sechzig Pferde erbeutete er, darauf kehrte er nach Temeswar zurück.

Den 30. Oktober kamen auch jene wieder nach Temeswar zurück, die Loschanczi den 28sten nach dem Kastell Esthak beordert hatte; sie haben es eingenommen, sie brachten vier Türken und den Kopf des Raizen Woyda, der darin Befehlshaber gewesen, mit.

Von der Belagerung und Eroberung der Stadt und des Schlosses Lippa, und anderen Begebenheiten.

Wie schon berichtet worden, hat der Kardinal und Castaldo, auf die Nachricht, daß der Beglerbeg einen Platz nach dem andern im Lande einnehme, den Sforza Pallavicini mit seinen Truppen an sich gezogen, alle hatten Dewa zum Sammelplatz. Mit Geschütz von König Ferdinand wohl versehen, rückten sie den 3. November zur Belagerung von Lippa vor. Auf der Anhöhe oberhalb der Stadt gegen Osten schlugen sie Lager, Bathori aber stellte sich sammt den Patotschi und den neugesammelten Truppen jenseits der Marosch auf. Auf Castaldos Befehl sind den 4ten die Schanzen hinter der Stadt gegen Osten aufgeworfen, und das Geschütz eingeführt worden, den 5ten fing man mit dem Beschießen an; Castaldo ordnete den Sturm an, mit den Trompeten sollte das Zeichen dazu gegeben werden:

Als die Truppen sahen, daß das Geschütz die Mauern wacker zerarbeite, und sie schon hin und wieder einfallen, wurden sie so kampflustig, daß sie auf das Zeichen zum Sturme nicht warteten. Einige Spanier fingen unerlaubt und unordentlich den Sturm an; zwey rannten zur Bresche, und sahen hinein; Don Antonio Senzinilas eilte ebenfalls hin, sprang gerüstet über die eingestürzte Mauer, wurde aber gleich getödtet; die übrigen Spanier liefen auch hin, konnten aber nicht eindringen, und litten großen Schaden; die Deutschen und Ungern bemerkten dieß, rückten auch nach, doch ohne Erfolg, sie mußten weichen. Castaldo erfuhr es, eilte auch zur Oeffnung, befahl Lärm zu blasen, und allgemein zu stürmen; es geschah, die Türken wehrten sich tapfer, an einem andern Platze gelang es einem Heiducken auf einer Leiter einen hölzernen Erker zu ersteigen, einen Feind zu erwürgen, und die Bahn zu brechen. Thomas Nadasdi, königlicher Rath und Landeshauptmann in Ungern, führte seine Leute in eigener Person zum Sturm, focht selbst ritterlich, die Stadt wurde erobert, die Feinde darin niedergemacht Einige Hunderte wollten zu Pferde entfliehen, wurden aber vor der Stadt zusammengesäbelt, andere ertranken in der Marosch, noch andere warfen sich in das Schloß;

hätten unsere Truppen diesen nachgesetzt, würden sie mit ihnen zugleich das Schloß bekommen haben, doch sie waren nur mit Plündern beschäftigt, und so gelang es funfzehnhundert Feinden, sich in das Schloß zu retten, und die Brücke aufzuziehen.

Bey diesem Sturme sind Viele geblieben oder verwundet worden. Unter die erstern gehörte von den Spaniern der erste Hauptmann Antonio Senzinila, der Hauptmann Francesko Aldanna, sein Fähnrich Francesko Velasquez und mehrere andere; vom Regimente Brandeis blieb Hauptmann Thomas Hofner.

Tags darauf wurde Rath über die ferneren Unternehmungen gehalten; der Kardinal war der Meinung, man solle die Türken mit Hab und Gut frey aus dem Schlosse abziehen lassen, dann aber mit ganzer Macht dem Beglerbeg entgegen ziehen. Castaldo und die andern Herren aber bestanden darauf, das Schloß zu erobern. Man traf gleich Anstalten dazu, und fing an es zu beschießen.

Der Kardinal in der Voraussetzung, die Türken würden seine Ankunft nicht erwarten, sondern gleich fliehen, hatte sich nicht hinlänglich mit Geschütz versehen, um das Schloß belagern zu können; Castaldo mußte aus diesem Grunde erst um Geschütz nach Hermannstadt schicken, und der Kardinal zwey Kartaunen von Wardein holen lassen. Auf Sforzas Rath untergrub man die Zwingmauern des Schlosses, und wollte sie mit Pulver sprengen, um dann mit dem Geschütze auf die andern Mauern wirken zu können, es gelang nicht; später hat man mehrere Kammerbüchsen überladen, verschlagen, unter die Mauer gestellt, daselbst verschüttet und angezündet, ein großes Stück vom Zwinger stürzte ein, nun beschoß man die Mauer.

Als dem Schlosse so zugesetzt, der Proviant darin fast aufgezehrt war, entflohen einige Türken daraus, und erzählten, wie es darin stünde.

Den 22. November begehrte der Ulomanbeg mit dem Kardinale zu sprechen; es wurde ausgemacht, daß der Ulomanbeg einige ansehnliche Männer gegen Geißeln schicken könne. Nachmittag erschienen als seine Abgeordnete der Alaybeg und ein Janitscharen-Aga, und machten den Antrag, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen freyen Abzug mit Hab und Gut und gewaffneter Hand gestattete. Die Antwort war, sie sollen sich auf Gnad und Ungnade dem Könige Ferdinand ergeben.

Den 25sten erhielt Castaldo gewisse Nachricht, daß der Bassa von Ofen dem Beglerbeg zu Hülfe, und zum Entsatze des Ulomanbeg komme; den 22sten war er schon von Segedin beym Beglerbeg angelangt; den 19ten war Herr Adam von Trautmannsdorf, Rath und Feldzeugmeister, in der Schanze von einem Janitscharen in die Wade des linken Fußes geschossen worden, den 26sten um zehn Uhr früh starb er.

Den 27. November erschienen Ulomanbegs Kommissäre wieder, und erneuten ihren Antrag; der Kardinal brachte es dahin, daß er gebilligt wurde. Er schickte dem Ulomanbeg auch Lebensmittel. Heute Nachmittag zog die Besatzung des Schlosses mit gewaffneter Hand und Hab und Gut frey ab, der Kardinal gab ihnen auch noch ein sicheres Geleite, und besorgte ihnen einen Paß von Castaldo'n, und die gehörigen Wägen. Es zogen über dreyzehnhundert Mann aus; Pferde hatten sie wenig, denn der Hunger hatte sie gezwungen sie zu essen. Von dieser Nahrung und dem rohen Korne, das sie genossen, erkrankten viele Türken, viele fand man im Schlosse todt. So zogen die ab, die sich ohnedieß nicht länger mehr hätten halten können. Aktum im Feldlager vor Lippa den 28. November. Anno im 51.

Fernere Begebenheiten in Siebenbürgen; Martinussis Tod.

Der durch den Kardinal Martinussius bewerkstelligte freye Abzug des Ulomanbeg ermuthigte den Beglerbeg, mit dem Bassa von Ofen sich gegen die Truppen Königs Ferdinand zu bewegen. Castaldo sah sich dem Feinde nicht gewachsen, er warf die Spanier und Deutschen in die Stadt Lippa, die schwere Reiterey und die Husaren ließ er ein Lager an der Marosch beziehen, um einen jähen Angriff abzuhalten; auch der Kardinal blieb, um seine wahren Absichten besser zu verbergen, mit wenigen Husaren bey der Armee. Da der Beglerbeg aber nicht kam, sorgte Castaldo für die Winterquartiere. Karl von Zierotin zog mit seinem Geschwader nach Giula, Johann von Oberstorf nach Debriz. Die Spanier und Deutschen nahm Castaldo und der Kardinal mit sich, den 9. Dezember, nach Siebenbürgen. Georg wünschte dieses Land so zu besitzen, wie es einst Zapolya unter türkischer Hoheit besessen; ein Vertrauter äußerte diesen Wunsch dem Sultan, und trug einen noch größeren Tribut an, als der vorige war, nämlich dreyßigtausend Dukaten, auch sollte nach Georgs Tode das ganze Siebenbürgen der Pforte anheim fallen. Der Kardinal ward von seinen treuen Dienern vergebens gewarnt; auf den 21. Dezember schrieb er einen Landtag nach Zekelwarschahel (Neumark) aus, seine Freunde sollten dort Castaldo und seine Getreuen niederhauen. Indessen suchte er den Sultan zu bewegen, mit einem Heere nach Siebenbürgen zu rücken, und zwar durch die Moldau und Wallachey, und sobald als möglich.

Gott hatte es anders beschlossen. Castaldo wurde von dieser Verrätherey unterrichtet. Georg eilte den 13. Dezember nach seinem Schlosse Winz an der Marosch, welches er selbst wegen der Salzkammer und Salzniederlage hatte erbauen lassen; denn alles Salz, zu Dornberg oder Salzberg gehauen, wurde nach Winz geführt, und von da auf Schiffen bis Lippa, und dann nach Ungern und in die Türkey gebracht. Er nahm Castaldo'n mit sich, um ihm zu schmeicheln und immer im Auge zu behalten, von hier aus wollte er zu dem bestimmten Landtage; den 16ten hat er seine Köche, seine Garde von zweyhundert Schützen, und fast alle übrigen Leute nach Alba Julia (hier ist das Bisthum von Siebenbürgen) geschickt, um dort den 17ten für ihn und seinen Gast Castaldo ein Frühstück zu bereiten.

Castaldo hatte auch seine Anstalten getroffen, Spanier vor das Schloß beordert, und befohlen, sie sollten, sobald die Zugbrücke am Thore niedergelassen würde, einer nach dem andern ganz in der Stille hineingehen, die hohen Wehren einnehmen, und dann das bestimmte Zeichen erwarten. So geschah es auch; 150 Spanier kamen ins Schloß. Castaldo schickte seinen italienischen Sekretär, Markus Antonius Ferari von Alexandria mit einem Briefe zum Kardinal, während dem Lesen sollte er ihn erdolchen, Sforza Pallavicini und einige Spanier und Italiener sollten im Vorzimmer warten, und wenn es nöthig, dem Sekretär zu Hülfe kommen Alle waren bereits im Vorzimmer versammelt: da kam des Kardinals Sekretär, Emerich Pestinus, um ihm zwey Briefe zum Unterzeichnen vorzulegen; er öffnete die Thür, machte sie aber gleich wieder zu, weil er den Kardinal betend fand. Castaldo's Sekretär fragte, was der Kardinal thue, und da er hörte, daß er bete, gab er zu erkennen, daß sein Geschäft Eile habe, und Sforza

sich gerne beurlauben möchte. Wenn dieß ist, antwortete Emerich, so klopfet nur an; Markus that es, ein Kammerknabe öffnete; der betende Kardinal ersah den Sekretär, und winkte ihm; der Sekretär, über sein Vorhaben entsetzt, zauderte ein wenig; Sforza schob ihn hinein, und machte die Thür, doch nicht ganz, zu. Markus übergab einen Brief, der Kardinal lehnte sich an die Wand, und las ihn. Der Sekretär verwundete ihn in die Brust, er sprang auf, wollte sich wehren, schrie: »was ist das! was ist das!« da ging auch Sforza mit seinen Leuten hinein, und verwundete den Kardinal in die rechte Backe und die rechte Seite des Halses; der wälsche Hauptmann Munino schoß ihn in den Rücken; da fiel er, schrie zwey Mal: »Jesus Maria hilf!« und starb. Castaldo's Gesinde plünderte die Kammer, zog den Ermordeten nackt aus.

Castaldo besetzte dieses Schloß, Alba Julia und Mühlenbach mit Spaniern und Deutschen, und zog mit Sforza den 18. Dezember in Hermannstadt ein. Das gemeine Volk war über diesen Mord sehr bestürzt; es war Aufruhr zu besorgen, denn der Kardinal hatte großen Anhang im Lande; besonders hatte er die Szekler durch Worte und Gaben sich geneigt gemacht. Doch wurden die üblen Folgen dieser That hintangehalten. Castaldo hielt Rath mit den Vornehmen des Landes, er besprach sich aus den Geistlichen mit dem Vikar von Weissenburg, aus dem Adel mit Franz Kendi, und aus den Sachsen mit Peter Haller, Bürgermeister, und Johann Rott, Königsrichter zu Hermannstadt, und andern, wie die aufgebrachten Gemüther könnten beruhigt werden. Es wurde beschlossen, den 1. Jänner 1552 einen allgemeinen Landtag zu Neumark zu halten.

Castaldo zog mit Spaniern, Deutschen und Husaren nach Schäßburg, von da schickte er den Hauptmann Lorenz Nyari und den Edelmann Orbay auf den Landtag. Diese erklärten dort, daß König Ferdinand befehle, jede der drey Nationen Siebenbürgens soll aus ihrer Mitte einige Vornehme wählen, und auf den Landtag, der den 22. Februar zu Preßburg gehalten werde, senden, dort werden sie seinen Willen erfahren; dann sagten sie, Castaldo sey beauftragt gewesen, den Kardinal am Leben zu strafen. Die Stände zeigten sich dem Willen Seiner Majestät ganz gehorsam, und ließen Castaldo'n sagen, wegen dem Kardinale habe er sich bey dem Könige zu verantworten. Einige besuchten Castaldo'n zu Schäßburg, der sich bald wieder nach Hermannstadt begab.

Ein türkischer Gesandter wartete schon mit des Sultans Bestätigung für den Kardinal in der Wallachey; als er dessen Tod erfuhr, eilte er nach Konstantinopel. Die in der Moldau schon versammelten türkischen Truppen gingen aus einander. Der Woiwode von der Moldau ließ Castaldo'n bedeuten, er sey in die Geschäfte des Kardinals nicht eingeweiht gewesen, und suche bey ihm Rath und Hülfe wider die Türken. Ferner berichtete er dem Könige Ferdinand, der Sultan sey gesonnen im künftigen Frühjahre in eigner Person mit seiner ganzen Macht nach Siebenbürgen zu ziehen, sowohl er als der Woiwode der Wallachey sey schon befehligt, sich zu rüsten; nun aber bitte er, ihm anzuzeigen, wie er sich verhalten solle, denn er sey geneigter den Christen, als den Türken zu helfen.

Den 9. Juny lagerte sich der Beglerbeg wieder vor Temeswar. Stephan Loschanczi lag darin mit dreytausend Mann; lange Zeit hielt er ritterlich aus, da aber aus Siebenbürgen kein Entsatz kam,

sah er sich gezwungen, den Platz gegen annehmliche Bedingnisse zu übergeben. Als er aber mit seinen Truppen den 26. July abzog, wurde er enthauptet, der größere Theil der Soldaten gleich vor dem Thore niedergehauen, der kleinere gefangen weggeführt.

Der spanische Oberst Bernhard Aldanna hörte diese traurige Begebenheit zu Lippa, wo er mit Spaniern und Deutschen, bey vierhundert Mann stark, lag. Gleich ließ er Stadt und Schloß, ohnehin nicht ganz ausgebaut und mit Nothdurft versehen, Geschütz und Munition zersprengen und verbrennen, und zog ab. Weil er den Feind nicht erwartet, ließ ihn Castaldo gefangen nehmen, und nach Wien schicken.

Castaldo war Willens gewesen, mit des Grafen Georg von Helfenstein Regiment, mit den Sachsen, Spaniern und Husaren dem belagerten Temeswar zu Hülfe zu kommen; aber die Woiwoden der Moldau und Wallachey waren auf Befehl des Sultans mit 200,000 Mann gegen Siebenbürgen gerückt, und Castaldo mußte gegen sie ziehen, sie flohen vor ihm; aber nun dünkte es ihm zu spät im Jahre zu seyn, Temeswar und Lippa zu erreichen. Es lag daher dieser Feldherr mit sechzigtausend Mann wohlgerüstet vor Mühlenbach durch beynahe drey Monate im Lager, that nichts, als daß er dem armen König Ferdinand (damit ich mit der Wahrheit schließe) Zeit und Geld erbärmlich vergeudete, und ihn in solche unerschwingliche Unkosten versetzte, daß man die Truppen nicht ferner in Siebenbürgen erhalten konnte, sondern abziehen lassen mußte. Obwohl Siebenbürgen, welches ohne Geschütz bey zwey Millionen gekostet, nun in großer Gefahr steht, ist es noch bisher dem Könige gehorsam und unterthänig. 1553.

Nachrichten über Chili und Peru.

Bey John Murray. London.

1. Reise nach Chili über die Andes, in den Jahren 1820—1821, von Peter Schmidtmeyer.
2. Maria Grahams Tagebuch ihres Aufenthalts in Chili während des Jahres 1822, und einer im Jahre 1823 von Chili nach Brasilien unternommenen Reise.
3. Auszüge eines in den Jahren 1820, 1821 und 1822 an den Küsten Chili's, Peru's und Mexiko's verfaßten Tagebuchs, von Kapitän Basil Hall, R(oyal) N(avy).

(Quarterly Review, Nro. 60.)

Von allen jenen früher der spanischen Krone unterworfenen Gebietstheilen Südamerikas ist Chili am wenigsten von Fremden untersucht worden. Es haben freylich viele unserer Landsleute und andere, als Entdecker oder Kaufleute reisende Individuen seine Küsten besucht, Häfen und Seestädte in Augenschein genommen und beschrieben, und, mehr nach Mittheilungen als Selbstanschauung berichtend, die ausschweifendsten Vorstellungen von der Fruchtbarkeit, Bevölkerung, Gesittung und dem Reichthume des innern Landes erweckt; aber die Ausdrucksweise des Spaniers wird durch eine wörtliche Uebersetzung von selbst hochtrabend. Denn obschon die schwülstigsten Phrasen bey den Eingebornen keine höhern Vorstellungen erregen, als die einfacheren Ausdrücke anderer Nationen: so erlangen sie doch durch die Uebertragung bey solchen, welche mit dem her-

gebrachten Werthe der Worte nicht genau bekannt sind, in andern Sprachen eine meist übertriebene und oftmals ganz irrige Bedeutung. Solcher Weise haben jene, welche bloß die Küstenländer des stillen Oceans besucht, Vorstellungen von den Fortschritten Peru's und Chili's in den verschiedenen Zweigen der Gesittung eingesogen, welche die wahrhafte Darstellung genauerer Beobachter ihres inneren Zustandes weit hinter sich zurücklassen.

Von den Zeiten Ovalle's an, welcher sein Werk im Jahre 1645 herausgab, bis herab auf Molina, der ungefähr vor vierzig Jahren aus an Ort und Stelle lange zuvor aufgezeichneten Bemerkungen seine Geschichte vervollständigte, hat kein Schriftsteller Stoff genug geliefert, um daraus nur im Allgemeinen die Fortschritte Chilesischer Gesittung während des abgelaufenen Zeitraumes beurtheilen zu können. Vidaurre richtete, gleich den Vorgängern, seine Aufmerksamkeit mehr auf die Naturgeschichte des Landes, als auf dessen Statistik. Während alle diese Schriftsteller die Erzeugungsfähigkeit des Bodens geltend machten, vernachläßigten sie, uns zu unterrichten, in wie weit und in welchem Umfange dieselbe wirklich ins Leben gerufen worden wäre! und in den Beschreibungen des Klima verweilen sie hauptsächlich bey den glänzenden und vortheilhaften Seiten desselben, der Fruchtbarkeit nämlich und gesunden Lage. Durch solche Berichte muß der Europäer, welcher durchaus gewohnt ist, mit ähnlichen Vorzügen die Vorstellung von dichter Bevölkerung und reichlicher Hervorbringung zu verbinden, nothwendig irre geleitet werden. Um die auf solchem Wege empfangenen unvollkommenen und irrigen Eindrücke zu berichtigen, ist es nützlich, bloß zu Reisenden seine Zuflucht zu nehmen. Aus ihren Tagebüchern — wo des Mangels an Speise, Trank und Unterkommen gelegenheitlich erwähnt wird — wo man sich über die Beschwerde unbeholfener und unzulänglicher Transportmittel, ungebahnter Wege und rauher Führer und Aufwärter beklagt, oder das düstere Gefühl tagelanger Wanderungen durch wüste, unbebaute Landstriche, oder über steile, gefährliche und schneebedeckte Gebirge eindringlich beschreibt — möge der Leser eine hinreichende Anzahl Thatsachen entnehmen, um sich in den Stand zu setzen, die allzu günstigen Darstellungen der Stubenbeobachter (resident observers) zu berichtigen.

Unter dieser Ansicht hat jedes der drey vorliegenden Werke ein beträchtliches, obwohl graduell verschiedenes Verdienst. Herr Schmidtmeyer und Kapitän Hall berichten mit allen Anzeichen der Wahrhaftigkeit und wohlanstehender Einfachheit des Styls, das, was sie selbst gesehen. Der erste dieser Herren durchzog zwey Mal das Festland zwischen Buenos-Ayres und Chili, und kehrte auf demselben Wege zurück. Nebenbey machte er noch während seines Aufenthalts in Chili Ausflüge nach dem Norden und Süden. Er beschreibt die Sitten und das Aussehen der Einwohner, den Eindruck des Landes auf den Fremden im Allgemeinen, und was er aus Selbstanschauung von dem Acker- und Bergbau, der Betriebsamkeit und dem Verkehre daselbst erfahren hat. Herrn Schmidtmeyer's genaue Beobachtungen über die verschiedenen vorfallenden Gegenstände lassen es uns bedauern, daß er bey Abfassung dieses, wir müssen es mit Aufrichtigkeit gestehen, sichtlich in einer ihm fremden Sprache geschriebenen Werkes nicht den linguistischen Rath irgend eines Eingebornen in Anspruch genommen hat. Wir könnten ihm auch einen Theil der deutschen Empfindsamkeit erlassen, der oftmals zwischen weit anziehenderen Vorwürfen ein Platz gegönnt ist. Wir gefallen uns überhaupt besser in seinen Erzählungen als Betrachtungen, und würden die Auslassung vieler,

noch dazu von andern Schriftstellern entlehnten letzterer Art nicht sehr bedauert haben. Trotz dieser leichten Rüge können wir jedoch das Werk zuversichtlich anempfehlen, und wir betrachten dessen zerstreute Winke als höchst schätzbare Anhaltspunkte, um sich eine richtige Vorstellung von dem wirklichen Zustande der Länder, welche er (der Verfasser) bereiste, zu bilden.

* * *

Kapitän Basil Hall, dessen unterhaltendes Werk über Loo-Choo seinen Namen der Lesewelt bekannt gemacht, hat unter dem anspruchlosen Titel von »Auszügen eines Tagebuchs« zwey Bände voll anziehender Anekdoten und lebhafter Beschreibungen von Begebenheiten, die sich während seiner ämtlichen Besuche verschiedener an dem stillen Ozean gelegenen Plätze von Chili bis zu dem nördlichen Theile Mexiko's zugetragen haben, geliefert. Wir hegen nicht den geringsten Zweifel an der Genauigkeit seiner Erzählung, und scheuken allem dem, was er selbst gesehen oder gehört zu haben versichert, unbedingten Glauben. Herr Schmidtmeyer hat es klüglich vermieden, auf die Partey-Politik irgend einzugehen, welche die vorigen Besitzungen Spaniens in Amerika mit so vielen furchtbaren Uebeln heimgesucht hat. Wir tadeln den Kapitän Hall nicht, einen andern Weg eingeschlagen zu haben; obschon es uns besser gefallen hätte, wenn er ein minder entschiedener Lobredner eines der Chorführer bey dem Werke der Zerstörung, oder etwas langsameren Glaubens an das Axiom jenes gewaltigen Verbesserungsvermögens gewesen wäre, womit die revolutionären Machthaber die Eingebornen der Küsten gefoppt (duped) haben, welche er vorbeyfuhr oder oberflächlich besuchte, und wir finden uns vielmehr überrascht durch den Grad von Wichtigkeit, welchen er auf die Ausdrücke des Volksgefühls legt, dessen Zeuge er in den Gesellschaften, welche er vornehmlich besuchte, selbst gewesen zu seyn versichert. Der Zustand blinder Unterwerfung, mit welchem jene Völker so lange vertraut gewesen waren, muß sie zu Gunsten jeder, selbst nur augenblickliche Ueberlegenheit erringenden Partey, mit dem Ausdrucke solcher Aeußerungen vertraut machen, als die angeführten sind. Ja selbst in ganz anders gegliederten Staaten sind die augenblicklichen Aufwallungen, welche die siegende Partey vielleicht hervorbringen mag, von geringer Bedeutung. Der Jubelruf, welcher Cromwell, als er dem Lord Mayor einen Besuch machte, begleitete, war vermuthlich eben so laut als jener, welcher bey dem Zuge Karls des Zweyten von Dover nach Whitehall erscholl. Die Pariser waren nicht weniger wandelbar und nicht weniger schreysüchtig im Lobe Bonaparte's, als Ludwig des XVIII. Die spanischen Cortes sowohl als ihr unumschränkter Monarch sind einer um den andern gleicher Weise der Gegenstand begeisterter Gefühle und billigenden Zurufs gewesen. In Chili ist Careras, O'Higgins, und jetzt Freire, nach Maßgabe als sie sich durch ihre Bemühungen die höchste Gewalt errangen, das Idol gewesen, vor dessen Altären das Volk seinen augenblicklichen Weihrauch dampfen ließ. Kapitän Hall muß sich erinnern, daß in jenen Ländern, welche einst Spanien angehörten, und welche, weil sie nicht länger von demselben abhängen, jetzt frey genannt werden, nicht das geringste Zeichen von Mißbilligung, in welchem Blatte auch immer, geäußert werden darf.

Die wenigen Individuen, welche lesen können, müssen, wenn sie überhaupt lesen, die übertriebenen Darstellungen und die Entstellungen der obsiegenden Partey für baare Münze annehmen. Daß solche Darstellungen

von Munde zu Munde durch die große Masse unbelesener Staatsbürger wiederholt werden, ist eben so natürlich; und wir wundern uns nicht, daß sogar ein brittischer Offizier inmitten dem triumphirenden Kriegsgeschrey von der herrschenden Manie etwas angesteckt wird. Wir hätten jedoch vermeint, daß eine lange Seereise von St. Blas nach Europa Muße genug zum Nachdenken verleihe, und jene hochfliegende Begeisterung herabzustimmen vermöge, welche nach einem blutigen vierzehnjährigen, wenn nicht mit gleicher Kraft, doch mit gleicher Wuth geführten Kampfe vom weissagenden Dreyfuße aus die Verwandlung solcher Unruhen in einen Zustand des Friedens, der Wohlfahrt und Freyheit voraussehen kann. (Hieran knüpft der Quarterly Reviewer einige Betrachtungen über die nothwendige Verschiedenheit des Kolonialsystems Karls des V. von jenem, welches den 150 Jahre später von den Engländern in Nordamerika gestifteten Niederlassungen zu Grunde gelegen, und übersieht dabey nach unserer Meinung ein wesentliches, und sie von der Natur spanischer Kolonisation gänzlich unterscheidendes Kennzeichen der englischen Kolonien, den Umstand nämlich, daß die letzteren gewisser Maßen einen politischen Ausscheidungsprozeß erleichterten, und eine große Menge eifernder Puritaner und wilder Republikaner, die schlagfertig an Grundsätzen so wie an Kräften der Regierung drohend gegenüber standen, aus Großbritannien entfernten, und daß man diese in Amerika gewähren lassen mußte, um nur England von ihnen zu befreyen. Er fährt dann folgender Maßen fort:)

Wir sind fern davon, die Weise zu billigen, in welcher Spanien seine entfernten Besitzungen beherrschte; allein wir vermögen nicht die Eigenthümlichkeit zu bewundern, welche einen einsichtsvollen brittischen Offizier, wie Kapitän Hall, dahin bringen konnte, im zwölften Kapitel seines Werkes bloß die ausschweifende Darstellung der üblen Folgen dieses Systems zu wiederholen, ohne der Erwähnung des, wenn auch winzigen Guten, irgend ein Plätzchen zu gönnen. Einige der Uebel, welche er verdammt, müssen gleicher Weise jeder andern europäischen Regierung zur Last gelegt werden. England, Frankreich, Holland und Portugall haben eben so wie Spanien ihre Kolonien von jedem Handelsverkehr mit andern Ländern ausgeschlossen. Gouverneurs, Befehlshaber des Heeres, und andere höhere Offiziere sind eben so von diesen Regierungen als dem Madriter Hofe vornehmlich aus Europäern gewählt worden. Es war überhaupt die schwache Politik der Mutterländer, die Hervorbringung solcher Artikel in den Kolonien zu entmuthigen, von welchen eine vermeinte Nebenbuhlerschaft mit den eigenen Erzeugnissen zu befurchten war; und wenn der alte Grundsatz: »daß Kolonien bloß zum Frommen des Mutterlandes da seyen,« von Andern in nicht so weiter Ausdehnung als von den Spaniern befolgt wurde, so müssen wir denen, welche so schwer von den Flibustiers heimgesucht worden, und deren vorzüglichste Erzeugnisse, Gold und Silber, am meisten geeignet waren, die Habsucht zahlreicher Abenteurer in Bewegung zu setzen, wohl mit Recht etwas zu Gute halten. In jenen Einzelnheiten, wo das spanische System sich wirklich verderblicher erwies als dasjenige anderer Völker, mag der Ueberschuß des Uebels wohl auf die Rechnung von religiösen Gefühlen gesetzt werden (??), welche einer, den Hof, den Adel, das Heer, die Geistlichkeit, ja die Inquisition selbst verblendenden Einrichtung natürlich angehören. (Es ist ein Engländer, welcher spricht; er setzt jedoch in merkwürdiger Art hinzu:) Vielleicht muß eben denselben Gefühlen, in so fern sie den Geist der Bekehrung erzeugten und begünstigten, die milde Behandlung der farbigen Leute von Seiten der spanischen Regierung zugeschrieben werden. Weder Engländer, noch Spanier und Holländer

waren gewohnt, die Indianer oder Neger mit jener Nachsicht zu behandeln, welche die Spanier ihren Kolonisten vorschrieben. Die Anordnungen des Rathes von Indien gingen, trotz allen der Verfassung dieser Behörde anklebenden Mängeln, doch von der Ansicht aus, den Zustand der untergeordneten Rassen zu verbessern; und wo der beabsichtigte Erfolg verfehlt wurde, geschah dieß mehr durch die selbstsüchtigen Nebenabsichten der Kreolen, als irgend einen Mangel an menschlicher Theilnahme der ämtlichen Verwaltung des Mutterlandes. Mr. Southey hat in seiner Geschichte Brasiliens der Mittel erwähnt, welche man in Amerika in Bewegung setzte, um die Verordnungen des Rathes beyder Indien in Hinsicht auf die Abschaffung der Encomiendas und Mitas zu lähmen; Verordnungen, deren endliche Hinausführung vom Kapitän Hall den von ihm so höchst unrichtig benannten freyen Regierungen zugeschrieben wird; da dieselben doch, und besonders die chilesische, die schlimmere Uebung militärischer Konscription an die Stelle der lang schon abgeschafften Mita gesetzt haben. Die Wirksamkeit der Missionarien, und besonders der Jesuiten, wurde von Menschenliebe geleitet; und obschon die Beschränkungen, welche sie dem geistigen Wachsthum setzten, ihren Zweck, jedwedes Fortschreiten über eine gewisse und noch dazu sehr niedrig gestellte Linie zu hemmen, vollkommen erreichen ließen; so muß man doch gestehen, daß dieselben trefflich berechnet waren, um den rohen Wilden bis zu dieser Linie vorwärts zu bringen. Es scheint ihre Hauptabsicht gewesen zu seyn, ihre Täuflinge (Neophytes) in einem Zustande der Unmündigkeit zu erhalten (?), sie vor allen Wanderungen in das Gebiet heidnischen oder ketzerischen Irrthums zu bewahren, und so das Glück ihres Jenseits sicher zu stellen, obschon in der Hinausführung dieser Idee, und als ein wesentlicher Theil derselben jeder geistige Fortschritt untersagt werden mußte. (Man darf fragen, von welcher Art denn diese erstaunenswürdigen Fortschritte würden gewesen seyn, welche die aus »roher Wildheit« emporgehobenen Neophyten unstreitig müßten gemacht haben, wenn ihre Lehrer selbst sie nicht darum gebracht hätten? Meint der Verfasser blos die brittischen Jurys und Lokalparlamente, oder hätten jene Zöglinge vielleicht sogar die Anstalten selbst anfeinden und niedertreten sollen, von welchen sie mütterlich erzogen worden waren?)

Es ist wohl bekannt, mit welcher Leichtigkeit die revolutionären Regierungen Amerika's abstrakte Grundsätze zu erlassen vermögen, und mit welch größerer Leichtigkeit sie die wirkliche Handhabung derselben zu verhindern wissen. Worin sie das Beyspiel der Cadizer Cortes befolgten, welche erklärten, die Amerikaner seyen in allen ihren Rechten den Spaniern gleich; und sobald die Amerikaner die solchergestalt bewilligten Rechte in Ausübung zu bringen begannen, dieselben zum Widerstande und zur Gesetzlosigkeit durch Bekämpfung der von ihnen selbst erlassenen Anordnungen antrieben.

Wir haben uns so vielen, durch die Lesung des unterhaltenden und vielseitigen Werks Kapitän Hall's erregten Betrachtungen hingegeben, daß wir fast den Quartband der Mrs. Graham übersehen hätten. Sie scheint mehr als Kapitän Hall von allgemeiner Bewunderung der Revolutionen angesteckt zu seyn, und ist in ihrer peruanischen und chilesischen Politik gerade das Widerspiel dieses tapfern (gallant) Offiziers. Zwey Häupter, General San Martin und Lord Cochrane, haben (oder wir sollten vielleicht eher sagen: hatten, denn diese revolutionären Helden erscheinen und verschwinden gleich Schatten) entgegengesetzte Parteyen gebildet. — Kapitän Hall ergreift mit Mäßigung die Partey der Ersteren.

Mrs. Graham wirft den Handschuh für den Letzteren hin, und vergißt nicht, während sie ungemeßnes Lob auf das Haupt des Admirals ausschüttet, dem General ohne Barmherzigkeit auf den Leib zu gehen. Mit einigen Aktenstücken ausgerüstet, die weder Kapitän Hall noch Mrs. Graham in ihre Werke eingerückt haben, werden wir vor dem Schlusse dieses Aufsatzes die Aufmerksamkeit der Leser für diesen Gegenstand noch einmal in Anspruch nehmen.

Die Länder, welche Spanien unterworfen oder angepflanzt hat, sind sich nach ihren charakteristischen Zügen und ihrer kosmographischen Entstehung (different origins) so ungleich, daß es sehr schwer fallen muß, durch bloße allgemeine Ansichten eine genaue Vorstellung von ihrem gegenwärtigen Zustande zu bewirken. Wie wir in unserm letzten Hefte ein Bild Mexiko's, der nächsten, bevölkertsten, reichsten, und in Gesittung am weitesten vorgeschrittenen überseeischen Besitzung der spanischen Krone, entwarfen, so wollen wir nun eine ähnliche Ansicht Chili's, der entferntesten, ärmsten, schwächsten und am wenigsten bevölkerten unter ihnen mittheilen.

Es hat neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit weit über seine eigentliche Wichtigkeit, theils durch krampfhafte Anstrengungen in entfernten Eroberungen, theils durch den Umstand in Ansprnch genommen, daß es durch die Unterstützung einer Gesellschaft zusammengethanener See-Abenteurer und durch die Hoffnung auf die Plünderung Peru's, jenes eingebildeten Eldorado's, aufgeregt, auch seinerseits befähigt worden ist, über das einzige Land, welches seine Anhänglichkeit an das Mutterland mit Festigkeit behauptet hatte, Verwüstung und Verderben zu verbreiten.

Unter der Herrschaft Spaniens erstreckte sich die General-Kapitanie Chili vom 24° s. Br. bis an das Kap Horn. Allein jenseits des 44° waren noch keine Niederlassungen gebildet worden, so daß dessen damalige Länge auf 1400 englische Meilen geschätzt werden kann. Die Breite wechselte von 200 bis 450 (engl.) Meilen, indem sie sich auf verschiedenen Seiten westwärts von den Andes hin erstreckte, und auf andern von diesen hohen Gebirgen begränzt wurde. Seine Oberfläche mag ungefähr drey Mal die Ausdehnung der vereinigten Inselreiche Großbritannien und Irland in sich fassen. Der großartige Familienzug der südlichen Theile Amerika's, der Gebirgsrücken der Andes, der durch Höhe und daher entspringende außerordentliche Kälte unbewohnt und unbewohnbar bleibt, bedeckt fast ein Drittheil Chili's. Zwischen dem höchsten dieser Bergrücken, den Cordilleras, und dem Meere ziehen sich die zwey andern tiefer gelegenen hin. Diese gleichlaufenden Bergrücken werden durch verschiedene querein laufende Erhöhungen in Verbindung gebracht. Dadurch bilden sich viele tiefe Thäler, welche durch das Schmelzen des Schnees zu Bergseen werden; während andere, wo sich die herabstürzenden Wässer einen Durchzug in das Meer gebildet haben, als schöne und fruchtbare Landstriche erscheinen, in welchen man bedeutende Hutweiden antrifft; im Gegentheile zerstört die große Dürre der Niederlande jedweden Graswuchs. Vom Fuße der tiefer gelegenen Gebirgszweige der Andes flacht sich das Land gegen die See zu nach und nach ab, bis es sich in steilem und plötzlichem Fall in das Meer verliert. Selbst dieses Niederland ist bloß eine Fortsetzung der Queräste und Ausbüge der Andes, und bietet nackte, hie und da von tiefen Spalten durchschnittene Bergplatten dar, in deren Rinnsal das Schmelzen des Schnees Flüsse bildet, welche im Winter kaum den Nameu Bäche verdienen, im Sommer aber, wenn der Gebirgsschnee in großen Massen zergeht, zu tiefen und reißen-

den, alles mit sich fortwälzenden Strömen anwachsen. Da in Chili Regen sehr selten, und nur in einigen Wintermonaten fällt, und der sparsam sich einstellende Thau von keiner bedeutenden Einwirkung ist, so sind die zwischen den Brüchen liegenden Striche unter dieser warmen Zone, dem beständigen Einflusse einer unbewölkten Sonne bloßgestellt, fast von allem Wachsthume entblößt, und bieten dem Auge des Reisenden entweder nackte Felsen oder dürre Sandflächen dar. Die einzigen bewohnten oder angebauten Theile dieses sich weithin erstreckenden Landes sind jene über das Ganze gleichsam hingestreuten Oasen in den sogenannten Quebradas oder Brüchen, durch welche sich die Schneewasser einen Weg in das Meer bahnen. Die sechs oder sieben Städte Chili's sind, außer der Hauptstadt St. Jago, alle nahe an solchen in den Schluchten unweit ihrer Auslaufung in die stille See vorkommenden Oasen erbaut. Ovalle, Molina und die andern, das Land beschreibenden Schriftsteller haben die weiten Zwischenräume dieser Schluchten übersehen, und, ihre Berichte ausschließlich auf die engen Thäler beschränkend, Chili, wie wir schon oben bemerkt, als ein Land dargestellt, welches einen Boden und ein Klima von der höchsten Fruchtbarkeit besitzt.

Diese übertriebenen Behauptungen werden in den vorliegenden Werken auf ihr zukommendes Maß zurückgeführt. Kapitän Hall bemerkt auf einem Ritte von Valparaiso nach der Hauptstadt: »Das ganze Land schien ausgebrannt zu seyn; nicht ein Grashalm war irgendwo zu sehen, nicht ein Tropfen Feuchtigkeit. Alles war verdorrt und verwittert auf dem durchglühten Boden, der in unzählige Spalten geborsten erschien. Im Verfolge des Tages kamen wir an mehreren Hügelreihen vorbey, und wurde hie und da das Auge durch den Anblick einer winzigen grünen Staude erfrischt, welche gewöhnlich den Zug irgend eines Rinnsals bezeichnete.«

Die ausführlichere Beschreibung des Herrn Schmidtmeyer gibt dasselbe Bild von dem Aussehen des Landes. Auf seinem weiten Ausfluge von Guasco nach Valparaiso bemerkt er: »Wir trafen in Chili weder Hornvieh- noch Schafherden an; auch entdeckten wir während eines langen Zuges keinen Flecken Landes, wo welche im Großen fortkommen könnten. — Angebauter Grund zeigt sich bloß als Oase inmitten unermeßlicher Wüsten. Man kann sich eine Vorstellung von dem allgemeinen Mangel an Feuchtigkeit und der daher rührenden Unfruchtbarkeit Chili's durch die vom Verfasser angeführte Thatsache machen: »daß alle zwischen Mappo in Chili und Acama in einer Ausdehnung von mehr als tausend geographischen Meilen westlich von der gewaltigen Bergkette der Andes gelegenen Ströme und Flüsse zusammen keine so große Wassermasse bilden, als jene der Themse zu Staines, oder der Rhone bey ihrer Mündung in den Genfersee.« Diese außerordentliche Dürre ist jedoch bey südlichem Vordringen in das gemäßigtere Klima minder fühlbar. Von dem Flusse Bobio unter dem 37° südl. Breite bis zur magellanischen Straße wird der Boden durch häufigen Regen befeuchtet, und diesem Theile des Landes sind die preisendsten Darstellungen der hohen Fruchtbarkeit Chili's entnommen. Der ganze zwischen diesem Flusse und Valdivia gelegene Strich ist im Besitze der unabhängigen Arucanier (Indianer), deren Heldenthaten durch die epische Trompete Ercillas den Europäern bekannt geworden sind. Nach dem ansprechenden Berichte, welchen Kapitän Hall von ihnen gibt, kommt ihre gegenwärtige Wildheit oder vielleicht ihr Muth dem ihrer von dem Dichter besungenen Altvordern gleich. Das Land wird von den Spa-

niern nicht betreten, behauptet noch jetzt seine Unabhängigkeit, und führt Krieg mit den chilesischen Republikanern, welche seine Gränznachbarn sind. Die Stadt Conception, durch deren Besatzung die Arukanier von der Nordseite in Schach gehalten wurden, befindet sich in einem Zustande von Verwüstung, und nach Süden zu bietet ihnen Valdivia, nachdem es von Lord Cochrane weggenommen worden ist, keinen zu fürchtenden Widerstandspunkt mehr an. Der beste Theil Chili's, die Gegend um Conception, ist ihren verwüstenden Streifereyen so sehr ausgesetzt, daß sein Anbau aus Mangel an Sicherheit ganz vernachläßigt wird, und die Einwohner der nördlichern und minder fruchtbaren Landtheile nicht darauf denken können, sich dort anzusiedeln.

Wir finden viele Schwierigkeiten in einer ungefähren Schätzung der Seelenanzahl Chili's. Keine authentischen Nachrichten sind zu unserer Kenntniß gelangt, oder haben unsere Nachforschungen rücksichtlich des Belaufs der Volksmenge belohnt. Jeder Reisende, welcher in Europa oder Amerika von einem Spanier über die Anzahl der Köpfe oder Familien der Stadt oder der Provinz, deren Einwohner er ist, Auskunft verlangt, wird von ihm, wenn nicht absichtlich, doch sicherlich getäuscht werden. Ein vor uns liegendes Beyspiel mag es bekräftigen. Mrs. Graham gibt die Bevölkerung Valparaiso's ohne Zweifel auf die Gewähr einiger seiner Bürger auf 15,000 Einwohner an. Herr Schmidtmeyer, welcher gewiß ein genauer Beobachter ist, und sich an diese Art Schätzungen gewöhnt zu haben scheint, berechnet sie auf 3,500 Seelen. In einigen spanischen Zeitschriften haben wir die Anzahl der Einwohner Chili's auf 600,000 Seelen angegeben gefunden. Es herrschte bey denselben sicherlich keine Neigung vor, die Anzahl zu vermindern, und sie schlossen Theile in ihre Berechnung ein, welche jetzt von dem Lande abgerissen sind, oder demselben feindlich entgegenstehen. In diesem Ansatze war die Stadt Mendoza, San Louis de la Punta und San Juan de Frontera mit den sie umgebenden Gebietstheilen an der Ostseite der Andes einbegriffen. Diese kleinen Provinzen haben sich nun unabhängig gemacht, und zeigen ihre Unabhängigkeit durch Feindseligkeiten, welche sie gegen einander, mit dem winzigen Freystaat Cordova, und wenn ihnen die Laune ankommt, mit Chili und Buenos Ayres unterhalten. Um die Zahl voll zu machen, so ist auch die ganze Provinz Cuyo eingeschlossen, die aus indianischen Stämmen, den Pecunches und Pehuenches, Abkömmlingen der alten Ancas, und mit Mulatten vermischt, besteht, welche ein wanderndes Leben führen. Unter demselben Ansatze reihen sich die Arukanier, an der westlichen Seite der Andes unaufhörliche Fehden führend, und das Volk von Chiloë, welches unter dem spanischen Befehlshaber Quintanilla sein Gebiet fortwährend dem Könige Ferdinand erhält; indem zugleich ihr Befehlshaber, nach der Aeußerung der Mrs. Graham, »eine Hingebung und Treue zeigt, wie sie wohl in den Tagen alten Ritterthums, aber kaum in neuen Zeiten angetroffen werden mag.« Unsere Leser mögen selbst ein Urtheil über die gegenwärtige Bevölkerung der Republik Chili (denn so glauben wir wird sie genannt) aus der Uebersicht des Herrn Schmidtmeyer schöpfen, nachdem er seine Reise beendigt, und alle Städte, außer Conception und Valdivia, besucht hatte. — »Die Bevölkerung Santjagos* und seiner Vorstädte, auf ungefähr 40,000 Menschen angeschlagen, ist eine Schätzung, zu deren Richtigkeit sowohl die Volksmeinung als der Anschein selbst gleich stark einladen. Kapitän La Perouse und von Kotzebue, welche beyde zu Conception gewe-

sen waren, haben dessen Bevölkerung auf 10,000 Menschen gesetzt; und nach den Belehrungen, welche ich von verschiedenen ehemals dort gewesenen Individuen erhalten habe, scheint es sich, sogar den Hafen Talcagnana dazu gerechnet, so zu verhalten. Ich bin zwey Mal in Coquimbo gewesen, und halte es für unwahrscheinlich, daß dessen Einwohner alle, die Köpfezahl der Umgebungen nicht ausgeschlossen, sich auf 11,000 belaufen sollen. Valparaiso und Almendral sind gut bedacht, wenn man ihnen zwischen 4- und 5,000 Einwohner anrechnet; und nun, da wir alle andern Städte Chili's selbst bereist oder durch Mittheilungen hinreichend kennen gelernt haben, so sind wir kaum im Stande, durch Verbindung ihrer Volksmenge mit jener der Hauptstadt und der oben berührten drey Orte die volle Zahl von 100,000 Menschen herauszubringen. Wohin soll man sich wenden, um noch das Doppelte dieser Summe aufzufinden? Es ist wahr, der Weg von Santjago nach Conception führt durch manche ausgedehnte Dorfschaften; allein in dem ganzen Strich, welcher sich rechts und links von ihm erstrecket, sind die Ansiedelungen sparsam und unbedeutend. Auf den nördlichen Straßen von der Hauptstadt nach Copiapo sind die Weiler und einzeln stehende Wohnungen noch unbeträchtlicher und minder zahlreich, und man kann auf keiner Seite derselben eine ansehnliche Volksmenge erwarten, weil die wenigen in dieser Richtung gelegenen Dörfer dünn bewohnt sind. Valdivia bildet ein Fort mit einer fast verlassenen kleinen Stadt und einem unbedeutenden Gebiete, dreyßig (engl.) Meilen lang und zwanzig breit, welches hauptsächlich mit Waldung bedeckt ist. Chiloe ist bis jetzt noch nicht mit Chili vereinigt, und alles andere unterhalb Conception Gelegene ist entweder gänzlich oder theilweise verlassen und zerstöret. Wenn wir dann endlich alles zusammenfassen, so werden wir kaum im Stande seyn, mehr als 250,000 Seelen zusammen zu rechnen, welche als das Minimum, und 400,000, die als das Maximum der Bevölkerung dieses Landes gesetzt werden können.« P. 355 *).

*) Da viel Uebertreibung in den Angaben über die Bevölkerung der verschiedenen, vormals Spanien unterworfenen, Staaten in Amerika vorherrscht, so wird es vielleicht nicht überflüssig erscheinen, diese irrigen und manchmal auch vorsetzlich täuschenden Darstellungen etwas zu berichtigen. In Nordamerika enthalten Mexiko und das gegenwärtig davon getrennte Guatimala, wie wir gute Ursache zu glauben haben, ungefähr 8,000,000 Menschen. In Südamerika schätzte man die Volksmenge Neugrenadas, Caraccas und Guianas, ehe der zerstörende Krieg ausbrach, und diese Provinzen den Namen Columbia angenommen hatten, auf 2,200,000. Peru scheint, nach dem von Don Hippolito Uananue zu Lima letzterschienenen Guia do Peru, 1,100,000 zu enthalten. Chili ist selbst nie auf höher als 600,000 Menschen gerechnet worden, und wird von Herrn Schmidtmeyer höchstens auf 400,000 angeschlagen. Die Einwohnerzahl von Buenos Ayres steigt, nach den Mittheilungen der amerikanischen Kommissäre Rodney und Graham im Jahre 1818, auf 1,200,000 Seelen. In dieser Annahme sind aber die Bewohner des unter Artigas stehenden Landes, der sogenannten Banda Oriental — nämlich Monte-Video sammt seinen Umgebungen, den Brasilianern gehörig — Paraguay, Tucuman und Potosi, die noch ein Unterthansverhältniß mit Spanien fortbestehen lassen, und die kleinen unabhängigen und feindlich gesinnten Freystaaten, San Juan de la Frontera, San Louis de la Punta und Mendoza, nicht mit eingerechnet. Dieß sind lauter von Eingebornen selbst herrührende, und vor den furchtbaren Verwüstungen eines vierzehnjährigen Zustandes barbarischer Feindseligkeit verfaßte Angaben. Die Abnahme seit 1810 in dieser Summe von 18,000,000 Köpfen muß, wenn sie aus dem tiefen Verfalle des Verkehrs in ausgeführten Gütern beurtheilt werden soll, sehr beträchtlich seyn.

Von der Eigenthümlichkeit des Bodens an den wenigen Punkten, wo Niederlassungen errichtet worden sind, welche auf den spanischen Karten unter dem hochfahrenden Namen Städte vorkommen, können wir uns das Verschwinden derer, von welchen man vormals gehört hat, erklären. Die höchst schnelle Vegetation begräbt bald die Ueberreste von Häusern, welche aus ungebrannten Ziegeln erbaut waren, und so sind die Städte: Imperial, Repocara, Orsonio und andere, gegenwärtig bloß auf der Karte des De la Cruz zu finden.

Die Stadt Conception, welche Herr Schmidtmeyer in seinen Veranschlag der Bevölkerung mit eingeschlossen hat, ist durch einen jener entschlossenen Schelme (Villains), welche in revolutionären Zeiten gedeihen, zerstört worden. Er war bald ein Royalist, bald ein Republikaner, und einige Zeit hat er, von beyden Parteyen gleich unabhängig, auf seine eigene Faust gespielt (practising on his own account). Die Folgen der Thätigkeit dieses Elenden, Benavides genannt, werden vom Kapitän Hall, bey Gelegenheit eines aus menschenfreundlichen Absichten an den Schauplatz seiner Großthaten unternommenen Besuches, gut geschildert. Er zog von dem Hafen Talcaguána nach der Stadt Conception.

»Auf unserem Ritte,« sagt er, »zogen wir durch meilenlange Strecken Landes, sichtbar einst mit Wohnungen bedeckt, aber gegenwärtig gänzlich verlassen, und die Gebäude selbst verfallen. Ueppige Weideplätze und Striche des trefflichsten Getreidelandes waren mit Unkraut bedeckt, kein Mensch war darauf zu erblicken, keine grasende Kuh, kein Schaf, ja überhaupt kein lebendes Geschöpf. Die Stadt Conception verrieth schon in einiger Entfernung den Charakter der Zeit, in welcher wir leben; denn die Kirchen lagen alle in Ruinen, und die Straßen in solchem Verfall, daß wir uns wirklich schon in den Vorstädten befanden, und, so vollständig war das Werk der Zerstörung, noch keine Ahnung von der Nähe der Stadt hatten. Ganze Vierecke von Gebäuden, welche niedergebrannt worden waren, und mächtige Haufen Schuttes bildeten, waren mit Strauchwerk und dichtem Unkraut so überwachsen, daß kaum irgend eine Spur ihres vormaligen Aussehens zu entdecken war. Das Gras reichte bis zu den Steigbügeln, als wir den Fußpfad entlang hinritten, welcher das einstmalige Geleise großer Fuhrwerke bezeichnete. Hie und da waren Theile der Stadt der allgemeinen Zerstörung entgangen, aber sie dienten nur dazu, die rings umgebende Verwüstung offenbarer zu machen. Ueberall gab sich eine ganz eigenthümliche Verwirrung kund. Man erblickte Stätten und Hofräume ohne die Häuser, welchen sie angehörten. Manchmal standen die Häuser noch, obwohl in Ruinen, während die umgebenden Nebengebäude verschwunden waren. Ungefähr im Mittelpunkte der Stadt zog ein prächtig gebauter Thorweg unsere Aufmerksamkeit an. Nach Erkundigung erfuhren wir, daß er den Haupteingang zu des Bischofs Pallast gebildet hatte, von welchem sich jetzt nicht eine Spur mehr vorfindet. Viele der noch erhaltenen Häuser waren unbewohnt; und so groß ist die Schnelligkeit des Pflanzenwachsthums unter diesem Himmelsstriche, daß die meisten dieser Gebäude von Gesträuch und wild wachsenden Blumen wuchernd bedeckt waren, während auf den Straßen überall kniehohes Gras und Unkraut aufschossen. Ein einsamer Landmann stand, in seinen Poncho gewickelt, in einem Winkel des Vierecks, und lehnte sich an eine stehen gebliebene Ecke der Domkirche; und in einem andern dunkeln Winkel des fast zusammenfallenden Schiffes der Kirche saßen vier oder fünf ihre Mahlzeit zubereitende Weiber rund um

ein Feuer, und brieten das Fleisch, indem sie es über die heiße Asche hielten. Die Stadt, obschon ihrer Wohlhabenheit und Wichtigkeit beraubt, war nicht ganz unbewohnt. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner hatten sich zusammengethan, um sich in diesen traurigen Zeiten so viel als möglich zu unterstützen und zu trösten. Die Kinder waren fast alle wohlgebildet, und schienen einem schönen Menschenstamme anzugehören. Im Gegensatze mit ihren Aeltern, hatten sie kein Bewußtseyn der Uebel, unter welchen ihr Vaterland gelitten, und sahen trotz Hungers und Kälte glücklich und fröhlich genug im Vergleiche mit den kleinmüthigen und niedergeschlagenen Mienen ihrer Erzeuger aus.«

Santjago, so wie auch die andern Städte Chili's sind so gebaut, um sie gegen die Stöße des Erdbebens, die sich sehr oft, und von furchtbaren Folgen begleitet, einstellen, so viel als möglich zu schützen. Die Straßen sind breit genug, um den Einwohnern, wenn die Häuser durch die gewaltige Erschütterung einstürzen, in der Mitte hinreichenden Schutz zu gewähren. Die Mauern bestehen aus ungebrannten Ziegeln, oder vielmehr in der Sonnenhitze gedörrten Stücken Thon, welche 4 Zoll dick, 15 bis 18 lang, und 9 bis 12 breit sind. Verkittet werden sie durch denselben, nur in feuchterem Zustande befindlichen Stoff, und gewöhnlich erhalten sie von demselben auch eine innere Bekleidung. Die Häuser enthalten gewöhnlich nur einen Stock zu ebener Erde; die Dachbedeckung besteht aus Ziegeln, doch gewöhnlicher aus Strohbündeln, auf welchen sich Thonschichten befinden. Fast jedes derselben hat einen Garten, als einen Zufluchtsort während des Erdbebens, und die Bäume in denselben, welche die Häuser weit überragen, geben Santjago von weiten mehr das Ansehen eines Waldes als einer Stadt.

Die gemeineren Wohnungen sind auf Balken gebaute, mit Zweigen oder Rohrwerk durchflochtene Schuppen. So sehen die Gebäude in den wenigen Städten aus. Auf dem Lande wohnen die Besitzer von Wirthschaften und Hornvieh in Holzgebäuden, bloß von einem Stockwerk, die aber nach städtischer Weise gebaut sind. Die Bauern behelfen sich mit bloßen Schilfhütten, vor den Unbilden des Wetters nicht besser oder sorgfältiger geschützt, als es in England Schafhürden sind.

So wenig beachtet man die Nässe, daß die Landleute im Regen gewöhnlich die Kleider ausziehen, und diesen Gebrauch durch den Spruch rechtfertigen: »daß die Haut schneller als das Tuch trockne.« Nach Herrn Schmidtmeyer schläft diese Art Leute gewöhnlich unter freyem Himmel, und er selbst hatte während seiner Reisen sehr oft dasselbe gethan.

Die Einwohner Chili's könnten am natürlichsten in zwey verschiedene, den höchsten und den tiefsten Standpunkt der Gesellschaft bezeichnende Klassen eingetheilt werden, ohne irgend eine jener verbindenden Abstufungen, welche die Standesverschiedenheiten in den gesitteteren Ländern Europas verschmelzen oder minder fühlbar machen. Die großen Landesbesitzer bilden die patrizischen oder aristokratischen Familien. Sie sind die Abkömmlinge der ersten Ansiedler oder aus Spanien gekommener bürgerlicher- und Kriegsbeamten, denen große Striche Landes verwilligt worden waren, die durch den Gebrauch einer Art von Fidei-Kommissen, Mayorazgos genannt, auf ihre Nachkommen übergegangen sind. Andere Landstriche von ähnlicher Ausdehnung sind zur Unterhaltung religiöser Stiftungen des Landes bestimmt worden.

»Einige dieser Besitzungen,« sagt Schmidtmeyer, »reichen nicht nur von dem Fuße der Andes zur See, sondern dehnen ihre Ansprüche selbst über diese Gebirgskette herab bis zur Ostseite derselben aus;

ein Gebiet, das nicht weniger als eine Länge von mehreren hundert Meilen, und eine Breite von zwanzig bis dreyßig Meilen umfaßt. Man schickt auch gewöhnlich, um das Recht in Ausübung zu erhalten, einige Herden die östlichen Abhänge hinab. Der Raum ist aber so groß, und die Herden der Bewohner Mendozas und San-Juans so unbedeutend, daß man ein feindliches Zusammentreffen nicht zu befürchten braucht. Selbst auf den Andes gibt es kein freyes (common) Weideland, und wenn der Maulthiertreiber seinen Thieren die Wohlthat der herrlichen Alpensennen zukommen lassen will, so muß er dem Eigenthümer dafür etwas entrichten.«

Mrs. Graham unterrichtet uns, daß zwischen Valparaiso und Santjago bloß drey Eigenthümer das Land auf neunzig Meilen hinaus besitzen. Sie fügt hinzu: »daß die Regierung jetzt gesonnen sey, diesem Uebelstande durch Verkäufe und Laßverträge (leases) abzuhelfen *).« Allein, was sie so gütig ist, Regierung zu nennen (General O'Higgins, welcher vier Jahre herrschte), wurde, ehe die Ausführung dieser Maßregel nur versucht werden konnte, von einem andern militärischen Abenteurer vertrieben. Auf dieselbe Linie mit diesen großen Güterbesitzern kann man auch die Eigenthümer der wenigen noch fahrbaren Bergwerke stellen, sammt der höhern Geistlichkeit, den Kriegs- und Civilbeamten. Diese Darstellung leidet wohl einige Ausnahmen, und in einem oder andern der nach dem Meere auslaufenden Thäler finden sich einige wenige Haufen (clusters) kleiner unabhängiger Eigenthümer, wie Schmidtmeyer welche in der Nachbarschaft Aconcagua's bemerkt hat.

Obschon wir von Aristokratie und Adelthum gesprochen haben, so müssen diese Ausdrücke doch nicht in dem bey uns gültigen Werthe derselben angenommen werden. Die chilesischen Eigenthümer sind große Herdenbesitzer; und mit sehr geringer Ausnahme hat die ganze Bevölkerung in der Gesittung bloß den Zustand des Jägers mit dem des Hirten vertauscht. Jede Residenz dieser Eigenthümer, ob sie Hacienda, Rancho, Chacra oder Assiento genannt wird, ist mit einem, von den Amerikanern Vorrathshaus getauften, Laden versehen, wo der adelige Ellenreiter Zucker, Mehl, Branntwein, Kleider und verschiedenes Hausgeräthe den dürftigen Nachbarn seiner Niederlassung verkauft. Wie alle Völker in diesem Zustande der Gesellschaft, sind sie gastfreundschaftlich gegen Fremde, und in einem Lande, wo öffentliche Gasthäuser bis jetzt noch unbekannt sind, erklären sich die Aeußerungen gefühlvoller Dankbarkeit, welche Mrs. Graham und Mr. Schmidtmeyer im Andenken an die gastliche Aufnahme unter dem Dache verschiedener Individuen wiederholt aussprechen. Die Erzählung dieses Herrn von einem in Assiento zu Guasco oder Santa Rosa verlebten Abend bezeichnet scharf die Stellung der Gesellschaft.

»Wir hielten bey Santa Rosa an einem kleinen Dorfe, und dem einzigen in diesem Thale zwischen dem Gestade und der Stadt, also auf einer Strecke von fünf und dreyßig (engl.) Meilen. Die vorzüglichsten Einwohner sind mit dem Bergbau und dem Kleinhandel ihrer Laden beschäftigt. Als die Nacht eingebrochen war, kamen sie in das Haus, wo wir aufgenommen worden waren. Die Frauen saßen nach altem Landesbrauche auf einem langen Teppichstreifen. Der vornehmste Platz ist eine Bank längs demselben. Ein Zirkel bildete sich. Die Herren hatten ein feines Benehmen, und selbst Meister Maulthiertreiber trat ein, um seine

*) Nach der Analogie von Laßgut, Laßzins, zur Bezeichnung des englischen Lease gebildet. Anm. d. Uebers.

Aufwartung zu machen, hielt sich aber in einer geziemenden Stellung an der Thüre. Das andere Geschlecht schien im Ganzen ein vornehmes Betragen anzunehmen. Die Männer rauchten Zigarren, und die Unterhaltung drehte sich vorzugsweise um Kupfer, die erwarteten Schiffe es einzuladen, und den damals eingeleiteten Feldzug gegen Peru. Wißbegierde scheint sich hier noch nicht viel weiter als auf Gegenstände des Bergbaus und Kleinhandels zu erstrecken; und, einmal unterrichtet, daß ich nicht gekommen war Kupfer zu kaufen, hörte unsere Ankunft in dem Thale Guasco auf, irgend eine Theilnahme zu erwecken. Während der Abendgesellschaft konnte man einen bezeichnenden Zug von Trägheit und Gemächlichkeitsliebe bemerken. Ein armer, zum Einkauf ausgeschickter Knabe steckte den Kopf durch die Thür, und fragte: »Ist hier Zucker zu bekommen?« Da der Herr des Hauses nicht im Gemache war, so antwortete die Frau: »Ja wohl,« aber bewegte sich eine ziemliche Zeit nicht von ihrem Sitze; endlich verließ sie die Gesellschaft, und ging in den Laden, den Knaben zu befriedigen. Ich habe in diesem Lande durchaus die Bemerkung gemacht, daß man durch den Verkauf von Waaren fast eben dieselbe Gunst zu erzeigen glaubt, die anderswo mit dem Ankaufe und der Bezahlung derselben verbunden zu seyn pflegt.« P. 266.

Wenn dieselbe Einfachheit der Sitten unter den Bewohnern der Hauptstadt, in den wenigen Familien, die man, der Unterscheidung von andern wegen, vornehm nennen könnte, nicht anzutreffen ist, so thun doch die Beschreibungen der Mrs. Graham, welche sich bey ihnen auf geschickte Weise eingebürgert zu haben scheint, eine Rohheit des Benehmens kund, sehr verschieden von allem dem, was man in Europa, oder selbst in der anständigen Gesellschaft Nordamerikas zu sehen bekommt. Diese Dame sagt Folgendes, indem sie von dem ihrer Einführung folgenden Mittagsmahle (reception dinner) bey einer der ersten Familien der Hauptstadt Nachricht gibt: »Das Mittagsmahl war reichlicher, als es mit gutem Geschmack vereinbarlich gedacht werden kann; allein jede Speise war gut zubereitet, obschon mit starker Zuthat von Oehl und Lauch. Die größte Artigkeit zeigt man dadurch, wenn man Speisen von dem eigenen Teller nimmt, und sie auf jenen des Freundes legt. Und man macht sich kein Bedenken daraus, mit dem Messer oder Löffel, welche man selbst gebraucht, sich zu einem auf der Tafel stehenden Gerichte zu verhelfen, oder auch von der allgemeinen Schüssel ohne Dazwischenkunft eines Tellers zu kosten und zu essen. Die Tafel ist in einem Winkel des dunkelsten, unpaßlichsten und gemeinsten Zimmers des Hauses aufgestellt, so daß eine Seite und ein Ende des Tisches bloß Platz genug für eine Reihe von an die Mauer gepflanzten Stühlen darbietet, und dort alles, was einer regelmäßigen Aufwartung der Dienerschaft ähnlich seyn könnte, ausgeschlossen ist.«

Selbst unter der Befürchtung, die Geduld unserer Leser durch die Beschreibung aristokratischer Sitten Chilis zu ermüden, könnten wir nach einer leichten Skizze eines Mittagsgastmahls es nicht unterlassen, den Bericht der Dame von einem der verschiedenen Routs, bey welchem sie gegenwärtig war, hier einzuschalten; und da er in der Wohnung einer der ausgezeichnetsten Familien gegeben wurde, so braucht es, indem die andern ihm sehr ähnlich sind, dann keiner weitern Beschreibung.

»Abends trafen die Verwandten und Freunde der Familie ein, und die jungen Leute erlustigten sich mit Tanz und Musik. Die Bejahrteren unterhielten sich zusammen über einem Kohlenbecken, und hatten eine dicke Decke darüber gebreitet, mit der doppelten Absicht, ihre Beine zu erwär-

men, und den Rauch der Kohlen von den edlern Theilen abzuhalten. Es ist noch gar nicht lange, daß die chilesischen Damen, anstatt sich auf Estradas niederzukauern, auf Stühlen zu sitzen gelernt haben. Jetzt sind statt Estradas gewöhnlich lange Teppiche auf jeder Seite des Zimmers ausgebreitet, auf welchen sich zwey Reihen Stühle so nahe an einander gerückt befinden, als es die Knie der beyden Parteyen nur immer erlauben, und daß ihre beyderseitigen Füße einander berühren müssen. Der ernstere Theil der Gesellschaft sitzt mit dem Rücken der Wand zugekehrt, die jungen Damen auf der entgegengesetzten Seite, und wie junge Männer eintreten, stellen sie sich hinter die Damen, und die Unterhaltung beginnt ohne viele Umstände in halblautem Geflüster. Die Tänze fangen mit Menuets an, und endigen mit Quadrillen, deutschen und spanischen Tänzen. Die letztern sind, wie sie hier ausgeführt werden, von außerordentlicher Anmuth; und überdieß bringt vielleicht nie der Walzer Jugend, Fröhlichkeit und Schönheit in eine innigere und nähere Berührung. Sie sind jedoch daran gewöhnt, und ich war eine Närrin, bey diesem Anblicke etwas in Verwirrung zu gerathen. Einige ihrer Gebräuche sind unangenehm. So ließ sich zum Beyspiel eine fette hübsche (!) Frau, welche ganz in blauen Atlaß gekleidet des Abends in den Pallast (denn es war im Pallast des Vizekönigs) kam, einen Spucknapf nachtragen und vorsetzen, in welchen sie fortgesetzt und äußerst geschickt spuckte, um zu zeigen, daß sie in dem Manöver wohl erfahren wäre. Indessen legen die jungen Damen, und alles, was dafür gehalten werden will, solche häßliche Gewohnheiten immer mehr ab.«

In einem Lande, wo wenige Männer, und fast gar kein Frauenzimmer lesen kann, wo es keine Bücher gibt, welche sie zur Erlernung dieser Kunst reizen könnten, und wo alle Ansichten der Politik auf ihr eigenes Land, auf Buenos Ayres und Peru beschränkt sind, darf man es nicht erwarten, daß die gewöhnliche Unterhaltung sich über die Vorwürfe erstrecken sollte, an welchen sie den meisten Antheil nehmen, nämlich ihre Laden, Landwirthschaft, und ihren Bergbau. Daher finden wir auch in den drey vor uns liegenden Werken keinen Wink, daß irgend etwas der anziehenden, mehr oder minder in Englands, Frankreichs und Deutschlands gebildeter Gesellschaft vorfindlichen Unterhaltung Aehnliches während dem Rauchen, dem Gesang, den Tänzen, und all den andern durchaus vorherrschenden Spielereyen aufgetaucht habe. Ein frohsinniger und tapferer Offizier, wie Kapitän Hall, durfte, nach einer langen Seereise landend, in den Scherzen der Tapadas (verkleideter Frauen) und dem heiteren Frohsinn ihrer heimischen Kreise wohl Vergnügen finden. Eine Dame, wie Mrs. Graham in ihrer unglücklichen Lage, handelte bedächtlich (prudent), sich nach ihren Gewohnheiten zu richten, und klug (wise), in ihre Unterhaltungen einzustimmen, während der finstgere (more thought-full) Deutsche (wofür wir Herrn Schmidtmeyer halten) seiner Neigung, Sitten zu beobachten, und allgemeine Darstellungen davon abzuleiten, nachleben durfte.

Wir haben die höheren Ordnungen der Gesellschaft in Chili nach den hier und da zerstreuten, von unsern Autoren gelegentlich berührten, Zügen skizzirt. Das Bild der großen Masse kommt dem der niedern Massen in andern Ländern so nahe, daß die Darstellung derselben in wenigen Worten zusammengefaßt werden kann. Wir haben ihre Wohnungen, oder vielmehr Bauer, schon beschrieben. Kleidung und Hausgeräthe bestimmen sich nach derselben Stufenleiter. Ihre vorzüglichste Speise besteht aus nicht sehr gutem Fleisch, mit einer Zuthat von Maismehl, überflüssig

vielem Lauch, vielem Obst, besonders Wassermelonen, und reichlichem, in einem heißen Lande so nützlichen Gewürze, dem capsicum, oder chilesischem Pfeffer.

Sie sind jetzt fast alle Abkömmlinge aus Verbindungen zwischen den Ureinwohnern und den spanischen Ansiedlern. Wenn noch etwas von dem reinen Stamme der Indianer da ist, so leben diese Ueberreste so vermischt mit den Europäern, daß dieselben weder an der Sprache, noch Religion und Gebräuchen mehr kenntlich sind. Es gab in Chili wenig Negersklaven, und die in den ersten Zeiten der Revolution durch ein Dekret anbefohlene Abschaffung des Sklavenhandels war eine bloße philanthropische Aeffung. Die Reste des alten spanischen Systems der Encomiendas, oder gezwungener Arbeit, dauerten in der Wirklichkeit fort, obschon die spanische Regierung es schon lange abgeschafft hatte, und obwohl Mrs. Graham, um der Revolution ihre Achtung zu bezeigen, angibt, daß es im Beginne dieser Reihe von Drangsalen abgeschafft worden sey, so hat im Leben dessen Handhabung doch noch immer Statt. Sie sagt: »daß die sogenannte Frohnarbeit (duty-work) abgeschafft worden sey, die Knechte jetzt Bezahlung empfangen, und nach und nach zum Besitze eigener Häuser gelangen. Jedoch wird in Wahrheit noch viel Frohn von den Peons und Halbindianern auf jedem Gute geleistet, obschon es genau nicht rechtmäßig seyn mag. Aber was soll der Arme thun? Er muß Obdach und Kost von irgend einem Unternehmer erhalten, und der Unternehmer wird öfters verschiedene Leistungen von ihm heischen, die er zu verrichten gesetzmäßig nicht schuldig wäre.«

Welch geringe Erleichterung durch die papierne Abschaffung der Encomienda oder des Frohnsystems ihrem Zustande unter den an das Staatsruder gekommenen revolutionären Häuptlingen auch zu Theil geworden seyn mag, so haben sie doch weit größere Uebel durch die Einführung der Militärpresse erlitten. Tausende der tüchtigsten und kräftigsten Männer werden, ohne sich um ihre Willensmeinung zu bekümmern, ergriffen, in langen Reihen gefesselt aus ihren Weilern in die Seehäfen gebracht, und mit schmaler Kost, dürftiger Bekleidung und dem bloßen Versprechen eines künftigen Soldes, fortgesendet, um unter Befehlshabern zu dienen, welche ihr Leben so wie ihr Wohlseyn weniger beachten, als jenes der Herden auf den vaterländischen Heiden, denen man sie gewaltsam entrissen hat. Die Sterblichkeit unter diesen armen Bauern, sowohl auf der Seereise nach Peru, wo sie enger als Neger auf einander geschichtet wurden, als nach ihrer Landung zu Ancon, war ungeheuer, und konnte nur durch fortgesetzte Aushebungen ihrer ackerbautreibenden Landsleute, welche auf eben dieselbe Weise ergriffen und zu ihrer Bestimmung abgeführt wurden, ersetzt werden. Wir verdanken die unbezweifelte Wahrheit dieser Thatsache einem Augenzeugen; und fürwahr, ohne dieselbe würden wir in Verlegenheit seyn, für ein Land, gleich Chili, mit seiner wandernden Bevölkerung, eine Möglichkeit ausfindig zu machen, wie es plötzlich Heere hervorrufen mag, die zu der ganzen Einwohnermasse in einem Verhältniß stehen, doppelt so stark als jenes, welches England und Frankreich mit ihren Hülfsquellen und ihrer dichten Bevölkerung beobachten, wenn sie nach langem Aufenthalte Heere ins Feld rücken lassen.

Der große Ueberfluß an Pferden hat die Eingebornen Chili's zu vortrefflichen Reitern gemacht. Sie gehen selten eine (engl.) Meile zu Fuß, und haben an ihren Thoren gewöhnlich gezäumte und gesattelte Rosse stehen, um sich nach andern Häusern zu verfügen. Unter al-

len Klassen scheint Gemächlichkeitsliebe den herrschenden Charakterzug zu bilden, sie würden denn durch ein außerordentliches Ereigniß aufgeregt, wo sie Beschwerlichkeiten zu dulden vermögen, enthaltsam, ja manchmal sogar ausdauernd sind. Die Bemerkungen Herrn Schmidtmeyer's über das Landvolk sind offenbar das Ergebniß richtiger Beobachtung.

»Die Stunden, welche ich täglich im Verkehr mit den ärmeren Klassen zubrachte, verschafften mir manche Gelegenheit, ihre gute und fröhliche Gemüthsstimmung, ihre geziemende Sprache und Sitte, die Milde und gefühlvolle Traulichkeit ihres Zusammenlebens zu beobachten. Ihre Kinder thun, was ihnen selbst gefällig ist; doch so groß ist ihre natürliche Trägheit, daß diese selten aufgelegt sind, Unheil zu stiften. Diese Gewöhnung an Gemächlichkeit wird durch lebhafte Gesichtsfarbe, Rede, und oftmal durch beträchtliche Anstrengungen (wenn es nöthig ist) sehr Lügen gestraft. Ein Zug, welcher besondere Andeutung verdient, ist die Sicherheit, mit welcher Reisende ihren Weg machen, unter freyem Himmel schlafen, und sich der Ruhe ganz unbesorgt überlassen dürfen, obschon es bekannt seyn mag, daß sie wegen kaufmännischer Zwecke reisen, und daher gewöhnlich viel Geld oder andere werthvolle Güter in ihren Koffern mitführen. Es gibt wenig Punkte in Chili, wo man dieses nicht gefahrlos thun kann. Fremde aufzunehmen ist selbst bey den Aermsten eher eine Handlung der Gastfreundschaft als der Gewinnsucht.«

Die Meinung von ihrer Ueberlegenheit über feingebildetere Personen, welche auf jenem über die Lage des Wilden etwas vorgerücktem Standpunkte der Gesellschaft gewöhnlich mit Vorliebe festgehalten wird, bemerkt auch Schmidtmeyer bey den Chilesen.

»Ich habe öfters,« sagt er, »unterwegs wahrgenommen, daß ich weder so gut angesehen noch behandelt wurde, wie mein Maulthiertreiber; denn man gab ihm nicht nur überall den Señor, sondern auch manchmal den höhern Titel Señor Cavallero; während sie sich äußerst selten, oder vielleicht nie, herbeyließen, mich Señor zu nennen. Ihre Antworten waren ein glattes Ja oder Nein. Ihre Erkundigung wegen einer nicht verstandenen Frage: Wie? oder Was?«

An einer andern Stelle bemerkt er:

»Ich nannte die Frau des Hauses Señora, ihren Gatten Señor, konnte aber kein entsprechendes Zeichen der Achtung erhalten. Ich fragte einmal, warum sie mich nicht Señor nennten, wie ich sie? Sie stutzten und lachten, und zogen mich sogar einige Male auf, wie sie es mit einem Kinde, das ein Stückchen Zucker begehrt, und nicht erhält, gemacht hätten. Bald aber fielen sie wieder in jene Gemüthsstimmung zurück, welcher, das sah ich deutlich, irgend eine gefühlte oder angenommene Ueberlegenheit über mich zu Grunde lag.«

Später fügt er hinzu:

»Viele Stämme amerikanischer Indianer, die wir sehr gering achten, sehen bekanntlich als Krämer auf uns herab, fortgesetzt auf Gewinn erpicht, und ihnen weit untergeordnet.«

»Die Erziehung scheint in diesem Lande auf einem sehr eng begränzten und tiefen Standpunkte zu stehen. Der geringe Vortheil derselben beschränkt sich auf wenige junge Männer aus den besten Familien, und jene des weiblichen Geschlechtes ist gänzlich vernachläßigt. Die Einrichtungen für diesen Zweck stehen unter der Leitung der Geistlichkeit, welche in dieselben bloß die Anfangsgründe des Wissens aufgenommen hat; die außerordentliche Bigoterie und der Aberglaube dieser Korporation scheinen

alle Hoffnung auf Verbesserung zu untersagen *). Die marktschreyerischen, hinsichtlich der Erziehung von den revolutionären Häuptern erlassenen Beschlüsse, haben das gewöhnliche Schicksal ähnlicher Anordnungen gehabt: sie hatten kaum zu wirken begonnen, als sie auch schon vernichtet worden waren.«

Die hauptsächlichste ländliche Beschäftigung ist die Aufbringung und Mästung des Hornviehes. Von einem der größten Grundbesitzer des Landes, dem Marquis v. Larrain, wird versichert, daß er Herden besitze, die sich auf 15000 Stück Hornvieh belaufen; und verschiedene Andere haben Herden von 5000 bis 7000 Stück. Kein Zweig der Landwirthschaft Chili's bietet so viele Eigenthümlichkeiten an, als die Weise, diese Thiere einzufangen, zu tödten, und ihr Fleisch aufzubewahren. Man braucht Schlingen, aus den Häuten junger Stiere verfertigt, um sie zu fangen, und Gewandtheit in Handhabung derselben macht den hauptsächlichsten Vorwurf in der Erziehung der dazu bestimmten Landleute aus.

»Die unfehlbare Genauigkeit, mit welcher der Lasso geworfen wird, ist ganz erstaunlich,« sagt Kapitän Hall, »und hat für denjenigen, der sie zuerst sieht, den Anschein eines Wunders. Selbst im Stillstande ist es keineswegs leicht, den Lasso zu werfen. Allein die Schwierigkeit wird ungemein vergrößert, wenn man sich zu Pferde oder im Galop seiner bedienen soll; und der Reiter noch dazu unebnen Grund vor sich, und auf seinem Wege Hecken oder Gräben zu überspringen hat. Doch ist die Gewandtheit der Guassos so groß, daß sie nicht bloß sicher das gejagte Thier zu fangen, sondern auch im Stande sind, ihren Lasso genau um ein gegebenes Glied des Thieres zu schlingen: um die Hörner, den Nacken, den Leib, oder dem Thiere die vier Füße zusammenzuziehen, oder irgend einen beliebigen Theil desselben zu umschlingen, und dieß geschieht alles mit solcher Leichtigkeit und Genauigkeit, daß es nöthig ist, ein Augenzeuge dieser Handlung zu seyn, um sich von der dabey entwickelten Geschicklichkeit einen richtigen Begriff zu machen. Wenn ein wilder Stier einzufangen ist, und zwey gerüstete Reiter oder Guassos ihn zu tödten unternehmen, ergreifen sie, sobald sie seiner ansichtig werden, den Lasso (Schlinge) mit der linken Hand, schürzen den Knoten mit der rechten, und sprengen in vollem Galop dahin, die Lassos um die Köpfe schwingend. Der erste, welcher in seinem Bereiche anlangt, zielt nach des Stieres Hörnern, und wenn er (das Werk eines Augenblicks) sieht, daß der Lasso festsitzt, so hält er sein Pferd an, und wirft es auf die andere Seite; der Stier aber setzt seinen Lauf fort, bis der ganze funfzehn oder zwanzig Yards lange Lasso in der Hand des Guasso abgelaufen ist. Mittlerweile lehnt sich das Roß, welches aus Gewöhnung das, was geschehen soll, gleichsam schon erwartet, so weit es nur immer kann auf die entgegengesetzte Seite des laufenden Stieres über, und bleibt in zitternder Erwartung des heftigen Zuges stehen, welchen es durch den von der Leine plötzlich festgehaltenen Stier erleidet. In der That, dieser augenblickliche Stoß ist so groß, daß das Roß, wenn es auf die entgegengesetzte Seite ausböge, sicherlich umgerissen würde; allein da es mit den Hufen in den Boden wie eingepflanzt fest steht, so setzt es dem Stiere trotz seines vollen Laufes einen solchen Widerstand entgegen, daß derselbe flugs wie

*) Wir bewundern das kurze Gedächtniß des Reviewers, welcher die oben mit Recht angepriesene Sittlichkeit des Volkes eben diesem bigotten Klerus zur Last zu schreiben vergessen hat. Anm. d. Uebers.

angeschaffen unbeweglich bleibt, und in manchen Fällen ist der Stoß so heftig und gewaltsam, daß das Thier nicht allein zu Boden geworfen, sondern auch am straffen Leine umhergerollt wird, während das seitwärts gerissene Roß den Grund umher mit den Hufen einige Yards weit aufwühlt. Dieß, was so lange zu beschreiben dauert, ist das Werk einiger Sekunden, während welchen der andere Reiter vorsprengt, dem Thiere, ehe es Zeit gewinnt, sich von dem Stoße zu erholen, den Lasso um die Hörner wirft, und es eben so fortlaufen läßt, bis die abgelaufene Leine straff wird. Der Stier, durch den Fall betäubt, liegt manchmal bewegungslos am Boden. Allein die Reiter reißen ihn durch Hin- und Herziehen bald auf. Auf seinen Beinen gleicht er einem von zwey Ankertauen in Zug genommenen Schiffe, und wie unwillig er auch die Reiter zu begleiten, oder wie groß auch sein Widerstreben sey, so wird er doch von ihnen in jeder beliebigen Richtung fortgeschleppt. Wenn es der Zweck ist, das Thier bloß der Haut und des Unschlittes willen zu erlegen, wie der Fall oft vorkommt, steigt einer der Guassos ab, und schneidet die Sehnen des Stieres mit einem langen Messer ab, welches er stets im Gürtel führt, und bringt ihn gleich darauf vollends durch einen geschickten Stoß in den Nacken um. Das Ueberraschendste dabey ist die Weise, in welcher das Roß, während es der Reiter verlassen hat, sich bemüht, die Leine stets straff zu erhalten. Dieß würde weniger schwierig seyn, wenn der Stier auf einem Punkte bleiben würde, doch trifft es sich bisweilen, daß er wüthend bald vor-, bald rückwärts stürzend, heftige Versuche macht, sich aus den Lassos loszuwinden; das Roß aber wechselt mit wundersamer Scharfsicht seinen Platz, und springt, gleichsam mit vollem Bewußtseyn dessen, was es thut, behend umher, um jeder Bewegung des Stieres zu widerstehen, und die Leine auch nicht einen Augenblick schlaff hängen zu lassen.«

»Wenn ein wildes Pferd gefangen werden soll, so wirft man den Lasso immer um seine hintern Läufe; und wenn der Guasso etwas an der Seite reitet, so reißt der Stoß die Beine des Pferdes in einer solchen Richtung zusammen, daß es auf eine seiner Seiten fällt, ohne sich Knie oder Kopf verletzen zu können. Ehe sich das Pferd von der Erschütterung zu erholen vermag, steigt der Reiter ab, und, den Poncho oder Mantel von seinen Schultern reißend, wirft er denselben um den Kopf des niedergefallenen Pferdes, zwingt einen der mächtigen Zügel des Landes in sein Gebiß, wirft ihm einen Gurt um, und zieht, nachdem er es bestiegen, den Mantel von dessen Augen. Das verblüffte Roß springt auf, und bestrebt sich, durch tausend nutzlose Anstrengungen sich seines neuen Herrn zu entledigen, welcher gefaßt auf seinem Rücken sitzt, und das Pferd durch eine nie fehlende Behandlung bald zu solchem Gehorsam bringt, daß es nicht lange darauf selbst hinausgeführt wird, um Schnelligkeit und Kraft zu der Einfangung seiner wilden Genossen herzuleihen.«

»Während der letzten Kriege in diesem Lande machten die Guassos vom Lasso, als einer in ihren Händen mächtigen Waffe, Gebrauch, indem sie, als eine kühne und nützliche Truppe, die feindlichen, in den Bereich ihrer Leine gerathenden Reiter fast immer von den Pferden rissen, oder diese selbst zu Boden warfen. Es kreist eine bewährte Erzählung von einer zehn oder eilf Mann starken Truppe um, welche nie Geschütz gesehen hatten, bis eine Kanone in den Straßen von Buenos-Ayres auf sie abgefeuert wurde; sie galopirten furchtlos zu derselben hin, schlangen ihren Lasso um dieselbe, und warfen sie durch vereinigte Anstrengung ganz säuberlich um. Man erzählt auch einen andern Zug, welcher, ob-

schon möglich, doch nicht von gleich guter Gewähr verbürgt wird. Eine Anzahl bewaffneter Böte war ausgesandt worden, um auf einem gewissen, bloß von diesen Reitern bewachten Punkte der Küste zu landen. Die Truppen in den Böten, einen nicht mit Feuergewehren versehenen Feind geringe achtend, ruderten zuversichtlich das Gestade entlang. Mittlerweile ersahen die Guassos ihre Gelegenheit, sprengten in dem Augenblicke, als die Böte nahe genug gekommen waren, in das Wasser, und zogen, die Lassos um die Hälse der Offiziere werfend, diese aus den Böten.«

Der Landbau Chili's ist noch in tiefer Ebbe. Seine hauptsächlichste Hervorbringung ist Wein von verschiedener Güte. So wenig Fortschritte hat man in den gewöhnlichsten mechanischen Beschäftigungen gemacht, daß man das Handwerk eines Böttchers kaum dem Namen nach kennt. Der Wein wird, wie in Spanien, aus den Weinbergen in Schläuche gebracht; allein das wenige, was zu Schiffe verführt wird, füllt man in den Häfen in irdene Krüge. Ja sogar das Wasser bewahrt man, am Bord der in Chili ausgerüsteten Schiffe, wenn Tonnen fehlen, in ähnlichen Gefäßen auf. Die Weinreben werden ungefähr acht Fuß weit von einander gepflanzt, und an kreuzweis gelegten Pfählen groß gezogen; sie werden bis zu den knotigen Schößlingen des letzten Bau's abgeschnitten — nichts mehr wird dabey gethan, und daher ist der untere Raum so reichlich mit einer Art Klee bedeckt, daß ein Theil der Trauben des Sonnenscheins beraubt, und fast von dem Grase und der eigenen Blätterfülle erdrückt wird. In Folge dieses Verfahrens sind viele Trauben schon faul, ehe die andern noch Zeit hatten zu reifen; und da sie ohne Auswahl eingesammelt und gepreßt werden, so ist das auf solche Weise erzielte Getränk von unangenehmem Geschmacke, und das beste ist, nachdem es noch eine übereilte Gährung bestehen mußte, dick, in den Kopf steigend und so ungesund, daß man selten mehr als zwey oder drey Gläser des Tages zu trinken vermag, ohne üble Folgen zu verspüren. Aus den Trauben wird eine Art von Branntwein gezogen, welchen nichts als die unter Matrosen vorherrschende Neigung zu starken Getränken genießbar machen kann.

Der chilesische Weizen ist besonders vorzüglich, und seine Ausgiebigkeit ist von Ovalle, Molina und Ulloa gepriesen worden. Herr Schmidtmeyer scheint den Gegenstand aufmerksam untersucht zu haben; und, obschon seine Nachforschungen ein Ergebniß liefern, welches dem jener Schriftsteller weit nachsteht, so übersteigt selbst dieses, alles, was wir in Europa Aehnliches kennen. Er rechnet, daß jedes Korn fünf und zwanzig Körner in der Ernte gibt. Sie säen weniger als die Hälfte der in England gewöhnlichen Aussaat, weil sich das Korn zu einem gewaltigen Halm von mehreren Schößlingen bildet, so daß die dünnste Aussaat hinreicht, wenn nur die Körner gut sind. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens braucht es vielleicht eben so viel, das Getreide zur Reife zu bringen, als in England oder Deutschland. Das Mißrathen der Ernten ist ganz und gar nichts Ungewöhnliches. Der Mehlthau eines Jahres kann manchmal den gänzlichen Verlust der Ernte des nächsten Jahres nach sich ziehen. Auf den Rücken der Berge, sagte man Herrn Schmidtmeyer, »daß der Landmann zufrieden sey, wenn er eine mittelmäßige Ernte aus zweyen oder dreyen Feldern ziehe, die er gepflügt und gesäet hatte, obschon ihm die andern gar nichts abwürfen.« Er schlägt den reinen Ertrag eines Akres Weizen auf nicht höher als 35 bis 40 Büschel an. Mais wird häufiger angebaut, da er ausgiebiger ist als Weizen, und für die größere Masse der Einwohner eine geeignetere Nahrung bietet,

Gerste wird als Futter für Pferde und Maulesel gebraucht. Hafer ist hier unbekannt, und einige Versuche, diese Getreideart emporzubringen, sind fehlgeschlagen. Kohl und Kartoffeln werden im Ueberflusse angebaut, und besonders Capsicum, welches in der chilesischen Küche einen unentbehrlichen Artikel bildet. Orangen, Zitronen, Oliven und Granatäpfel, so auch Pfirsiche, Aepfel, Birnen und Feigen sind mehr oder weniger häufig in dieser Abtheilung Südamerikas anzutreffen. Die Schafzucht pflegt man nicht sehr: die Wolle ist grob, und das Fleisch wenig gesucht. Ferkel und Ziegen gibt es ziemlich viele, aber sie sind nicht so allgemein, als man denken sollte, weil es weit leichter ist Horn-, als kleines Vieh auf den Weiden zu ernähren. Die alten Lastthiere Südamerikas, die Guancos, findet man noch in den Andes; allein die Pferde, welche sich seit ihrer Einführung ungewöhnlich vermehrt haben, haben den Gebrauch dieser Thiere verdrängt, und die Verführung der Güter jeder Art geschieht auf dem Rücken der Pferde und Maulthiere. Die Küsten wimmeln von Fischen, aber bey dem Ueberflusse an Rindfleisch scheint man dieses Nahrungsmittel zu vernachläßigen. Wenige Fischerböte oder Fischzeug anderer Art wird man an den Küsten Chili's treffen.

Der Bergbau scheint die Eingebornen nächst dem Landbau und der Viehzucht am meisten zu beschäftigen. Es gab eine Periode, wo die Gold- und Silberschachten eine jährliche Masse dieses edlen Erzes im Betrage von ungefähr 700,000 Dollars lieferten. Herr Schmidtmeyer besuchte die einst berühmten Bergwerke Upsallatas, und fand daselbst weder Wohnungen noch Bewohner; »die Hammerschläge der Bergleute,« sagt er, »ertönen nicht mehr, und die Werke sind, wie ich glaube, gänzlich verlassen.« Die einst erzreichen Bergwerke Tiltils sind, nach der Angabe desselben Herrn, »wegen unterirdischer Ueberschwemmung verlassen;« und er fügt hinzu: »Es war von einigen brittischen Ansiedlern der Plan entworfen worden, mit Hülfe von Dampfmaschinen einen Versuch in Bearbeitung dieses Werkes zu machen.«

Die Bemerkungen dieses Reisenden auf seinen Wanderungen nach Coquimbo und Guasco mögen die Abnahme der Gewinnung edler Metalle durch den Bergbau einiger Maßen erklären.

»Wir setzten in einem kleinen einsamen Thale über einen Strom, als wir die Schläge des Karstes vernahmen, und einen Alten (einen Lavador) bemerkten, der grub und Gold wusch. Allein er schien in seinen Bemühungen kein rechtes Gedeihen zu haben. Seine zerrissenen Kleidungsstücke zeigten keine Spuren goldner Beute, noch gab es andere Anzeichen einer Belohnung der harten Arbeit, von denen seine gefurchten, die Einwirkung rauher Jahrszeiten verrathenden Gesichtszüge, und ein abgespannter Körper unzweifelhaftes Zeugniß ablegten. Man sagte mir, daß diese Leute, im Durchschnitt genommen, selten mehr als ihr kärgliches tägliches Brot verdienten. Die Hoffnung, eine pepita (Goldklumpen) zu finden, unterhält die Anstrengungen der Lavadores.«

Gegenwärtig besteht die größte Hervorbringung mineralischen Reichthums auf Chili in Kupfer, welches hauptsächlich bey Copiapo und den andern nördlichen Landstrichen nächst dieser Stadt gewonnen wird. Beyde, Herr Schmidtmeyer und Kapitän Hall, besuchten die Kupferwerke, und haben die rohe Verfahrungsart beschrieben, durch welche man dieses Erz von den Schlacken, mit welchen untermischt es in den Gebirgen gefunden wird, scheidet. Es ist jedoch nach allem noch weit von reinem Kupfer entfernt, und wird, bevor es gebraucht werden kann, in andern Ländern einer weitern Reinigung unterworfen, wodurch man am

Gewicht einen Verlust von vierzehn am Hundert erleidet. Die Arbeiten in den Kupferminen werden von diesen Schriftstellern als der einzige in Zunahme begriffene Zweig der Betriebsamkeit dargestellt. Kapitän Hall sagt: »die Masse des ausgegrabenen Kupfers hat sich neulichst in einem Jahre auf mehr als 60,000 Zentner, zu hundert spanischen Pfunden gerechnet, erhoben. Der größte Theil desselben geht nach Calcutta, ein geringer nach China, und der Ueberrest nach den vereinigten Staaten und Europa.« Man sagt, daß Bley-, Eisen-, Zinn- und Quecksilberadern in den Andes entdeckt worden seyen. Allein da keine derselben bearbeitet worden ist, so bleibt doch immer, ihr Daseyn als unbestritten angenommen, der Reichthum an Erz zweifelhaft; und so lange es keine Wege im Lande, keine Tagewerker zur Arbeit, und keinen Kapitalsstock zu ihrer Bezahlung gibt, sind sie nur von geringer Wichtigkeit.

Die Manufakturen Chili's sind unbedeutend. Man spinnt auf eine höchst einfache Weise etwas Baumwolle, webt es dann zu Ponchos, einer Art von in der Mitte mit einem Loche versehenen Leintuche, durch welches man den Kopf steckt, und das die allgemeine Kleidung des Landeseingebornen ausmacht. Auch werden einige Thongeräthschaften zum häuslichen Gebrauche verfertigt, und Mrs. Graham lobt sowohl die Form als Tüchtigkeit der Töpferwaaren. Den ausgebreitetsten Gebrauch macht man davon, indem man sich derselben anstatt Fässer bedient.

Der Handel Chili's verdient eine nähere Prüfung, weil wir der Meinung sind, daß keiner der drey vor uns liegenden Schriftsteller mit vollkommener Unparteylichkeit für jene Klasse brittischer Kaufleute vorgegangen ist, welche am meisten der Verführung schädlicher und abenteuerlicher Unternehmungen ausgesetzt ist. Kein Verkehr kann längere Zeit wohlthätig wirken, ohne es für beyde Parteyen zu seyn.

Wenn der Ueberrest werthvoller Hervorbringung eines Landes der dahin gesandten Waarenmasse an innerm Werthe nicht gleich kommt, so müssen die Entsender nothwendige Verluste erleiden. Kapitän Hall und Mrs. Graham lassen sich in scheinbarem Jubel über die Anzahl brittischer und nordamerikanischer befrachteter Fahrzeuge aus, welche an den Küsten Südamerikas zusammenströmen; allein sie zeigen nicht an, welche Verkäufe aus diesen Ladungen gemacht worden seyen, oder (was sie wohl von Kaufleuten ihres Umgangs erfahren haben müssen, obschon sie es vielleicht vergessen haben mögen) von welchen verderblichen Verlusten diese kaufmännischen Abenteuer begleitet worden waren. Dasselbe System von Täuschung, welches so viele brittische Kapitalisten unter dem Namen Anlehn hinter das Licht geführt, hat Handelsleute vermocht, eine Masse Güter nach Chili zu schicken, die sich weit über alles das erhebt, was dieses Land hervorbringt und bezahlen kann. Wir meinen, daß eine eben so lebhafte Sorgfalt für die Interessen ihrer Landsleute, als jene welche sich für Staatsumwälzungen im Allgemeinen verräth, diesen beyden Schriftstellern irgend eine warnende Andeutung hätte entlocken sollen, um wenigstens in der Zukunft üble Folgen zu verhüten, die jetzt in so reichlichem Maße empfunden werden.

Ehe die Aufmerksamkeit Chili's von der Handlung auf Staatsumwälzungen gezogen wurde; ehe seine Fonds durch krampfhafte Bestrebungen in ferne Feldzüge erschöpft waren; und ehe seine thätige (?) Bevölkerung durch innern und äußern Krieg verdünnt worden war, hielt sich sein Handel, gleich jenem anderer Länder, auf einem sowohl dem Ueberschusse seiner Erzeugung, als dem Bedürfnisse der Einwohner angemessenem Standpunkte. Es tauschte mit Buenos-Ayres die Erzeugnisse seiner

Gold- und Silberbergwerke gegen die Pflanze Matté, den Thee Paraguay's, aus, dessen Gebrauch so allgemein war, als der chinesischen Thees es in England noch ist. Seitdem die Bergwerke geschlossen, und die umherliegenden Landstriche in Empörung gebracht worden sind, ist dieser Zweig des Verkehrs auf Nichts herabgebracht worden, und der Preis des Matté ist so gestiegen, daß er nur für jene erreichbar ist, deren Eigenthum nicht ganz erschöpft worden. Mit Peru bestand der Handel Chili's im Austausche von Weizen, Pökelfleisch, Häute und Talg gegen Zucker, Kaffeh, Baumwolle, Kakao und einige andere europäische Waaren. Dieser Handel ist auch fast gänzlich verschwunden seit der verwüstenden Zerstörung, welche die Seeküsten Peru's heimgesucht hat. Gelegenheitlich erschien ein Schiff von Lima, auf seinem Wege nach Spanien, und brachte das vorhandene Kupfer nach Europa. Schleichhandel wurde die Küsten entlang von Engländern und Nordamerikanern, manchmal von Fahrzeugen, die sich für Wallfischfänger ausgaben, oder von andern gegen alle Anfrage der Kreuzer hinlänglich gerüsteten Schiffen getrieben. Seit dem Anfange der Revolution strömten, da die Häfen für Jedermann geöffnet, und übertriebene Darstellungen von dem Reichthume des Landes eifrig verbreitet worden waren, Schiffe aller Nationen mit Ladungen nach Chili, welche die Bedürfnisse des Landes, und mehr noch dessen Fähigkeit, in heimischen Erzeugnissen Gegenzahlung zu leisten, weit übersteigen. Nach Kapitän Hall betrug die jährliche Ausbeute des Kupfers 60,000 Zentner, jeden zu 10 Dollars, oder ungefähr 100,000 Pfund Sterling; des Silber 20,000 Mark, oder ungefähr 40,000 Pf. St. Dieß ist die Summe der Erzeugnisse, womit man die ungeheuren, aus verschiedenen Strichen Europa's und Nordamerika's nach Chili abfließenden Gütermassen zu bezahlen vermag. Die Folge davon ist gewesen, daß die fremden Artikel weit unter den Urpreis des Landes ihrer Erzeugung herabgebracht worden sind, während der einzige bedeutende, welchen Chili hervorbringt, und der sich zur Ausgleichung im ausländischen Handel eignet, in ähnlichem Verhältnisse gestiegen ist. So verliert der Engländer, der seine Güter nach Chili schickt, am Verkaufe, und erleidet einen weitern Verlust durch die Rückfracht. Kapitän Hall theilt die vorigen und jetzigen Preise verschiedener Artikel mit, welche den Zustand des Handels hinlänglich zeigen. Von brittischen Waaren scheint es, daß gedruckte Kottons, früher zu 18 bis 24 Realen, jetzt zu 2½ oder 3 Realen, d. h. von 16 bis 19 Pence verkauft werden. Samtwaaren, früher zu 26 Realen, jetzt zu 2 Realen, d. h. 13 Pence; und Spielwaaren, welche man einst zu 350 Realen anbrachte, werden jetzt für 40 Realen, oder 21 Schillings (?) hingegeben *). Wir überlassen englischen Kaufleuten und Fabrikanten die Bestimmung, wie groß der Verlust der Frachter solcher Güter seyn muß. Die Erzeugnisse des Landbaues haben in ähnlichem Verhältnisse eine Abnahmeverminderung erlitten, da der Abzug nach Peru ihnen verschlossen worden ist. So ist der Weizen von 5 auf 2½

*) Ohne im Ganzen die Richtigkeit dieser in England nicht neuen Bemerkung anfechten zu wollen, erlauben wir es uns nur, die Leser aufmerksam zu machen, daß in die frühern Preise des Reviewers der Wechselfall der Konfiskation im Schleichhandel eingerechnet werden muß, und daß daher gegenwärtig, wo die chilesischen Häfen jedem offen stehen, auch ohne Konkurrenz mehrerer Käufer, die Preise bedeutend gefallen seyn würden. Die von dem Reviewer angedeuteten Verluste sind aber nur individueller Art. Allein jener blinde Zug der Kapitale in die Anleben Südamerika's umfaßt allgemeinere Interessen, und scheint in mehr als einer Hinsicht dem Wohlstand und der Ruhe der Insel Nachtheil zu drohen.

Anm. d. Uebers.

Realen, Pökelfleisch von 10 auf 7 oder $7\frac{1}{2}$ Realen, und Talg auf 8 bis 6 Realen gefallen. Der einzige im Steigen begriffene Artikel ist Kupfer.

Wir sind die Sachwalter der Handelsfreyheit in ihrer vollsten Ausdehnung, und werden uns in unserer Meinung durch keines der Uebel einschüchtern lassen, die das Gefolge der Revolutionen bilden. Allein wenn man uns im Ernste von einem Bauer spricht, der für die Unabhängigkeit eifert, weil er durch die in ihrer Folge eingeführte Handelsfreyheit sein Hemd wohlfeiler als ehemals kauft, so muß man uns schon einiges Bedenken erlauben, ehe wir seine scharfe Beurtheilungskraft bewundern. Wir müssen glauben, daß ein, für die Parteyen, die dahin verkehren, verlustreicher Handel auf die Länge für Chili nimmermehr wohlthätig seyn kann.

Man hat viel von den Monopolien gesprochen, durch welche europäische Güter unter der spanischen Herrschaft erst zu ungeheuer hohen Preisen an den Verzehrer gelangten. Wir meinen, daß diese Uebel zu hoch angeschlagen worden, und daß sie mehr aus dem Umfange der Kapitalien unter gewissen Klassen der Gesellschaft, als aus irgend einer Verfügung der Regierung entsprungen seyen. Sie waren eher dem freywilligen Monopol der Bräuer und Branntweinbrenner Londons, als jenem in dem Theeverkehr gesetzlich verliehenen der ostindischen Gesellschaft zu vergleichen.

Der Zustand des Handels in Chili scheint durch die Einführung jener gepriesenen Freyheit, welche die Republikaner demselben zum Geschenke machten, keineswegs verbessert worden zu seyn. Jener selbe Einfluß, welchen früher einzelne Kapitalisten anwendeten, wird nun von den Häuptlingen an der Spitze der Geschäfte ausgeübt. Nach Mrs. Grqham (p. 275) sind der Minister und sein Kompagnon die großen Spekulanten, und in Erwartung der neuen aufzulegenden Taxen haben sie jetzt als Zugabe des Tabaks nnd der gebrannten Wasser, die sie schon vorlängst mit Regierungsgeldern an sich gebracht hatten, Kattune, Tücher und andere Bekleidungsstoffe aufgekauft, und bloß ihre Agenten vermögen irgend einem Kunden welche zu verschaffen. »Dieses,« fügt sie hinzu, »und der Mangel an Scheidemünze, so wie der Gebrauch der Noten von drey Pencestücken, zahl- oder vielmehr tauschbar bloß gegen Waaren aus ihren Vorräthen, sind ernste Beschwerden.« Wenn Staatsminister Kleinverkäufer sind, so ist es wahrscheinlich, daß ihr eigener Laden zuerst berücksichtigt wird. Daher ist die ganze Einfuhr Chili's auf Valparayso beschränkt, woselbst und in der daran stoßenden Hauptstadt der Minister Rodriguez und dessen Genosse Areas ihren Handel treiben. Allein mit einer Erlaubniß der Regierung versehen, dürfen Schiffe in Guasco und Coquimbo landen und Kupfer einnehmen. Unser System der Erlaubnißscheine für gewisse zollbare Artikel ist, so weit es sich erstreckt, gewiß sehr drückend. Aber die chilesischen Gesetzgeber haben dieses System auf alle von einem Orte zum andern verfahrbaren Artikel ausgedehnt.

»Es gibt zwey Gattungen Zollbeamte, von welchen die einen ein stehendes, die andern ein fliegendes Korps bilden; den letztern muß man überall, wo man sie trifft, und zu jeder Zeit Folge leisten, auf den Bergen, den Straßen, oder sonst wo. Sie haben gewöhnlich einen kupfernen Ring in der Größe eines Kronenthalers bey sich, welcher verborgen getragen wird; und wenn sie einen Frachtwagen in der Mitte einer Wildniß oder in dem schlechtesten Wetter anhalten, so öffnet man ihn, oder es werden eigene Beamten zu seiner immerwährenden Bewachung bis zur nächsten Station abgeordnet, um zu sehen, ob er geschmuggelte Waare,

oder ob ein Stück Kattun eine Elle mehr oder minder als nach der Angabe enthält.«

So sieht der Bericht der Mrs. Graham hinsichtlich der neuen Handelsanordnungen aus, in Folge eines zu ihrer Verbesserung während des Aufenthaltes dieser Dame zu Valparayso ergangenen Beschlusses.

Herr Schmidtmeyer erwähnt der gegenwärtig bestehenden Anordnungen, d. h. derjenigen, welche vor der Bekanntmachung jener verbesserten Ausgabe derselben zu seiner Kenntniß gelangten. »Die innern, von den meisten Artikeln fremder Fabrikation erhobenen Gebühren, belaufen sich auf 1/3 ihres von den Beamten des Zollhauses willkürlich geschätzten Werthes. Ich hatte Gelegenheit, die Mühe und Verzögerung zu beobachten, welche an eine bloße Versendung einiger in St. Jago erkauften Waaren nach einem Laden auf dem Lande, in welchem Falle ein kleiner Binnenzoll (inland duty) entrichtet ward, gebunden sind. Jeder noch so unbedeutende Artikel wurde nach seinem Maße verzeichnet, und das Ganze machte ein kleines Buch aus; der Beamte untersuchte jedes Stück einzeln, und setzte seinen Werth an. Nachdem dieser langweilige und lästige Vorgang nach einem Zeitaufwande von ganzen Tagen ein Ende erreicht hatte, und die kleine Abgabe entrichtet worden war, so wurde ein Guia oder Erlaubnißschein ausgegeben, ohne welchen die Waaren auf dem Wege gesetzlicher Hinwegnahme ausgesetzt gewesen wären.«

Die Handelsgenossenschaft zwischen dem ersten Minister und dem Neffen des Erzbischofs scheint auf verschiedene Mittel gefallen zu seyn, Kunden in ihre Läden zu locken. Wenn nach langem Zaudern und Aufenthalte die Seeleute der Eskadre endlich ihren Sold erhielten, so »wurden sie in Zetteln zu 25 Dollars bezahlt, von welchen nur vier in Silber ausgewechselt werden konnten, den Ueberrest waren sie in Kleidern auszugeben bemüßiget, und zwar in den von des Ministers Genossen zu Valparayso zu diesem Behufe eröffneten Läden.« (Graham p. 317.)

Aus derselben Quelle erfahren wir, daß bey der Rückkehr Lord Cochrane's von Lima nach Valparayso, und indem derselbe einen Anspruch auf ein Haus am Lande geltend machte, der Befehl an den Gouverneur des letzteren Platzes ausgefertigt wurde, ein bewohnbares Haus in Bereitschaft zu halten. »Der Befehlshaber suchte alsobald eines der bequemsten am Hafen aus, und sandte an Mr. C***, einen Engländer, den Befehl, dasselbe sammt seiner Familie zu räumen, und wohleingerichtet dem Admiral zu überlassen.« Lord Cochrane hatte sich aber durch die Verbindung mit diesem Lande der Freyheit noch nicht so sehr aller brittischen Gefühle entäußert, um sich die Macht der Regierung zu Nutze zu machen, und wollte Mr. C*** nicht erlauben sein Haus zu verlassen. Wir verweilten bey diesem Gegenstande länger, als es seine Wichtigkeit zu verdienen scheint, weil nach den Ansichten Kapitän Hall's und der Mrs. Graham hauptsächlich in der Handelsfreyheit das Wohlthätige der Revolution empfunden wird. In jedem Theile der einstmaligen Besitzungen Spaniens in Südamerika sind die unklugen vormals bestandenen Handelsbeschränkungen von den gegenwärtigen Machthabern (rulers) nicht allein aufrecht erhalten, sondern sogar mit größerer Strenge denn je verstärkt und verschärft worden. Wir vermögen also der Behauptung dieser Schriftsteller (einer mit ausgemachten Thatsachen in unmittelbarem Widerspruche stehenden Behauptung) jenen unverrückbaren Glauben nicht zu schenken, welche politische Propheten für ihre Wahrsagungen stets in Anspruch zu nehmen scheinen. Wir haben aus dem Umstande, daß (weil spanische Fahrzeuge nicht länger in dieselben einlaufen

konnten) man den Schiffen anderer Nationen das Einlaufen in die vaterländischen Häfen erlaubte, keinen Grund zu schließen, es werde künftig dem Interesse der aufeinander folgenden Machthaber gemäß erscheinen, dem Verkehre mehr Freyheit zu verleihen, als ihrem Partey- oder persönlichem Vortheil zusagen wird. Wir haben auch nicht mehr Grund zu der Erwartung, daß man in Zukunft das Eigenthumsrecht der Einzelnen rücksichtsvoller behandeln werde, als es von Seite der südamerikanischen Revolutionärs bis jetzt geschehen ist. Der selbsteigne Besitz solcher Güter, welche leicht zu öffentlichen Zwecken benützt hätten werden können, entfernte die verschiedenen Machthaber von jener Gattung Beschlagnahme, die man früherhin in Frankreich ausführte, später in Spanien versuchte, dort durch Jakobiner, hier durch Liberale. Die Beraubung der Kirche bot in Amerika keine Versuchung an; denn sie hätte bloß Ländereyen ohne Käufer in die Schatzkammer gebracht. Allein die alten Spanier, die Kapitalisten des Landes, waren eine ganz andere ergreifungswürdigere Beute. Alle diese wurden nach und nach um die Reichthümer, welche sie besaßen, gebracht, und in vielen Fällen wurden sie früher, öffentlich oder geheim, selbst ohne den Schatten eines gerichtlichen Verfahrens hingerichtet. Die Wenigen, welche mit dem Leben davon kamen, erlitten langwierige Einkerkerung, und wurden buchstäblich an den Bettelstab gebracht. Diese Individuen waren nicht allein im Besitze der Kapitale, sondern der ganzen Summe von Verständigkeit und kaufmännischer Rechtlichkeit dieses Landes. Kapitan Hall, dem man allemal, wenn er nicht wahrsagt, vertrauen darf, sagt von ihnen:

»Sie sind ohne Zweifel unterrichtetere, betriebsamere und wohlerzogenere Personen, als die Eingebornen im Allgemeinen. Als Kaufleute sind sie thätig, unternehmend und rechtlich in ihren Geschäften. Bloß in Hinsicht der Nationalfrage zwischen ihnen und den Eingebornen sind sie unfreysinnig; gegen alle jene, mit welchen sie zu thun haben, hat man sie stets aufrichtig und billig erfunden. Sie sind weit weniger von Frömmeley angesteckt, als die Landeseingebornen (!!), und im Durchschnitte genommen Männer von angenehmer Unterhaltung und gefälligen Sitten, und verbindlich gegen Jedermann, besonders Fremde, wenn es die Umstände nur irgend zulassen; denn trotz ihrer eigenthümlichen Eifersucht, treten ihre Vorurtheile doch nie einer herzlichen Gastfreundschaft, ja selbst Großmuth gegen alle jene Ausländer, von welchen sie mit Freymuth und Zutrauen behandelt werden, im Wege.«

Dieses ist die Charakteristik der Kapitalisten des spanischen Amerikas von Kapitän Hall, dem erklärten Gegner ihrer politischen Grundsätze. Mit welchem vernünftigen Grunde kann man nun freyen Handel, oder irgend einen Handel erwarten, wenn die Kapitalien als nothwendige Beförderer der Erzeugung durch patriotische Räuber versplittert werden? oder wenn die eben so unentbehrliche Rechtlichkeit und Verständigkeit durch wüthende, einer wilden Bevölkerung unter den hohlen Vorwänden der Freyheit, Gleichheit und Unabhängigkeit mitgetheilte Bewegungen verbannt wird? Wir sehen mit diesem tapfern Offizier »nichts in diesem revolutionären Drama, das treu nach dem Leben gespielt wurde, als die Grausamkeit und den Jammer.

Wir haben lange und heiß gewünscht, die Besitzungen Spaniens in der westlichen Welt frey von einer unumschränkten Macht, unabhängig und unter freyen Regierungen blühend zu erblicken. Wir haben mit ängstlicher Aufmerksamkeit jeden Schritt beobachtet, der von dem Augenblicke an geschah, als jene Besitzungen durch die Thorheit und Befürchtungen der

Cadizer Cortes gezwungen worden waren, sich in Anarchie zu stürzen, und so nach und nach das Spielwerk und die Opfer jener vorgeblichen Vaterlandsfreunde zu werden, die mit freygebiger Schmeicheley die selbstsüchtigen Leidenschaften der Hefe einer unwissenden Volksmenge zu gewinnen wußten. Wir haben ihre Laufbahn durch die verschiedenen Abstufungen, die sie darbietet, verfolgt. Anarchie begann, zunächst und schnell darauf folgte eine Schreckensregierung, militärische Alleinherrschaft kam nun an die Reihe, und krampfhafte Anstrengungen waren von glänzenden aber zerstörenden Erfolgen begleitet; jetzt aber werden sie von Hülfsquellen entblößt, durch übernatürliche Anstrengungen erschöpft, die leichte Beute irgend eines Abenteurers, der, wie Freire in Chili, oder das gegenwärtige Oberhaupt in Buenos Ayres, genugsame Geschicklichkeit besitzt, unter dem Namen eines Heeres einen Haufen Banditen zusammen zu halten, welche das Land nach seinen kärglichen Mitteln zu ihrer Unterhaltung zwingen.«

»Wir haben von Südamerika gesprochen, denn wir unterhalten immer noch einige, wenn gleich gar nicht zu lebhafte Hoffnung, daß Mexiko und Guatimala einem bessern Geschicke aufgespart sind. Das erste dieser Länder, obschon durch in den Zwischenräumen der Jahre 1810 — 1815 wüthende innere Unruhen furchtbar zerfleischt, hat doch seit acht Jahren vergleichungsweise eines gewissen Grades der Ruhe genossen. Solche Plünderungsscenen und Beschlagnahmen, wie in Caraccas, Buenos Ayres, Peru und Chili, hat man dort nicht erblickt. Die spanischen Kapitalisten entfernten sich entweder unter dem Schutze, welchen ihnen Iturbide, in so weit er es vermochte, angedeihen ließ, sammt ihrem Vermögen, oder genossen desselben, wenn sie blieben, ohne große Belästigung; und wir glauben, daß auch nicht eine einzige Person hingerichtet worden ist, und nur sehr wenige bloß ihres Reichthums und daher zu hoffender Erpressung wegen eingekerkert worden sind. Zugleich erklärte dies Land seine Unabhängigkeit zu einem Zeitpunkte, als die Trüglichkeit wilder Lehren der Demokratie schon in ihrer ganzen Schaalheit und Selbstsucht aufgedeckt worden war. Guatimala hat von innern Zuckungen minder gelitten als Mexiko, und obschon es sich, bey Iturbides Abtretung, von der Verbindung mit diesem Lande zurückgezogen hat, so kann es doch wieder mit demselben vereinigt werden. Wenn dieß der Fall seyn sollte, so würde der revolutionäre Geist, der fortwährenden Krieg zur Nahrung bedarf, nichts haben, woran er sich halten könnte. Es ist zu entfernt von anderen (revolutionirten) Ländern, um deren Abenteurern Versuchung zum Angriffe zu bieten, und jene Hoffnung auf Plünderung zu erzeugen, die den Revolutionären als Triebfeder gedient hat, um die rohe Bevölkerung der verschiedenen Abtheilungen Südamerikas gegen einander zu hetzen. Wenn es in Mexiko genug gesunden Sinn und gute Gesinnung gibt, eine wirkliche und ausgiebige vollziehende Macht zu erschaffen und zu erhalten, wenn jedem Einzelnen Vertrauen zu seiner persönlichen Sicherheit eingeflößt werden kann, wenn man auf übermäßige Ausgaben, auf die in den öffentlichen Schatz fließenden Steuern, so wie auf die Art ihrer Erhebung ein wachsames und kontrollirendes Auge hat, so vermag kein Angriff von spanischer Seite ihnen besonders weh zu thun. Wenn ein Bürgerkrieg jedoch nicht vermieden werden kann, wenn sich die verschiedenen Provinzen gegen einander waffnen, wenn die zerstörenden Grundsätze des Demokratismus zu der wilden Volksmenge ihren Weg finden, und ein Demagoge nach dem andern sie tiefer in das Verderben führt, so mag der nüchterne Theil des Volkes selbst die Herrschaft Spa-

niens einem Zustande der Anarchie vorziehen [1]), und so mögen sie wieder unter das schwere Joch [2]) gebeugt werden, von welchem sie gegenwärtig befreyt sind.«

Die Revolution Chili's hat mit so viel Regelmäßigkeit das eingefahrne (Routine) Geleise solcher Trübseligkeiten verfolgt, daß, die Nahmen der handelnden Personen abgerechnet, zwischen derselben und jener von St. Domingo, Buenos Ayres, Columbia und der andern Länder, die unter der Bewegung gelitten haben, wenig Unterschied besteht. Männer, durch ihren Reichthum von großem Einflusse, aber von geringem geistigen Gewichte, wurden vermocht, die erste Anführung zu übernehmen, und nachdem sie den Stoff zur Gährung gebracht, versetzten sie jene, welche sie zu dieser Rolle gedrängt, und die selbst mehr Schnellkraft und weniger beengende Grundsätze besaßen, in Bedeutungslosigkeit zurück. Unter diese Gattung fällt die Familie Carreras, welche durch eine kurze Zeit, und ehe der Henker ihre Mitglieder in eine andere Welt beförderte, den obersten Befehl führte. Mrs. Graham hat den Charakter des ausgezeichnetsten Mitgliedes dieser Familie geschildert, und wir geben ihn hier mit ihren eigenen Worten, da wir glauben, daß er als ein Urbild der meisten gelten könne, die eine ähnliche Laufbahn verfolgten, und par excellence Freunde der Freunde gerufen werden.

»Don Jose Miguel Carrera, von einer alten Kreolenfamilie, besaß große persönliche Vorzüge, viel natürlichen Verstand, und manche zu verehrende Eigenthümlichkeiten höherer Ordnungen der Gesellschaft. Allein er war ohne Erziehung und heftig. In seiner frühen Jugend nahm er, gleich den Helden Moliere'scher Lustspiele, seine Zuflucht zu aller Gattung jener kleinen und unterhaltenden Schelmerey, um Geld zur Deckung seiner nicht immer unschuldigen Privatausgaben aufzubringen; bis endlich ein solches Auskunftsmittel das Vermögen eines Oheims so reichlich in Anspruch nahm, daß ihn sein Vater nach Spanien schickte, wo er in die Armee trat. Es läuft eine dunkle Sage von einem in Vertheidigung seiner Hausehre erschlagenen Indianer um, von welcher seine Feinde laut sprechen, und deren Wahrheit die Freunde aus Kenntniß seiner Gewohnheiten einiger Maßen befürchten. Er eignete sich in Spanien die Begeisterung der damaligen Zeiten, und eine Kenntniß des Guerilla- oder Parteygängerkrieges an, und kehrte nach Chili mit keinem andern Ergebnisse als der Begierde zurück, sich in den Unabhängigkeitskampf zu mischen, mit keinem andern Wunsche, als Napoleon nachzuahmen — durch die Anstrengungen Anderer zu gewinnen, das Land zu beherrschen, und seine Familie auf einen dort noch unerhörten Grad der Macht zu erheben.«

In dieser biographischen Skizze entdecken wir den regelmäßigen Bildungsprozeß des Charakters eines revolutionären Häuptlings. In der Jugend bezeichnen Verschwendung, Schelmerey, Schwindeley und Mangel an kindlicher Zuneigung die ersten Schritte; dann kommt Verletzung weiblicher Ehre und Todschlag; später Guerillakrieg und volksthümliche (vulgar) Begeisterung; dann Selbstsucht unter dem Mantel der Vaterlandsliebe; zunächst Erwerbung der Volksgunst und der höchsten Macht; dann nach kurzem Schwanken auf der Glücksleiter Verbannung und Elend;

---

1) Eine sehr gütige Erlaubniß, die wir von etwas minder harten Bedingungen begleitet wünschten!!! Anm. d. Uebers.

2) Nach den obigen Behauptungen des Reviewers über den ehemaligen Zustand Chili's scheint es doch nicht so gar hart gewesen zu seyn!!! Anm. d. Uebers.

und endlich schließt, wie in diesem Beyspiele, das Schauspiel mit einer Hinrichtung. Nach dem Falle der aus verschiedenen Brüdern bestehenden Familie Carrera, welche alle einen frühzeitigen Tod fanden, begann eine Reihe erfolgreicher Bewegungen, durch welche die spanischen Truppen eine vollständige Vernichtung erlitten. General San Martin, dessen frühere Geschichte in Dunkelheit gehüllt ist, setzte, da er die Armee zu seiner Verfügung hatte, O'Higgins, den angeblichen natürlichen Sohn eines unter den spanischen Monarchen Oberstatthalter gewesenen Irländers aus einer Indianerin, an die Spitze der Geschäfte. Unter seiner Protektorschaft, denn dieses war der Titel, welchen er annahm, wurde der Feldzug, um Peru zu Grunde zu richten, unternommen. Eine Flotte ward, die Chilioten ausgenommen, mit dem Auswurfe aller Nationen bemannt, welcher, den Buccaniers nacheifernd, den Zweck der Unternehmung, in so fern er in Verwüstung und Plünderung Perus bestand, ganz ausnehmend wohl erfüllte. Sie hat damit geendet, daß jenes Land der Schauplatz von Leiden geworden ist, deren Wirkung bloß durch den Abgang des Stoffes und die Zerstörung der feindseligen, diese Uebel verhängenden Macht gemildert wird. Chili hat nun weder Flotte noch Heer, und vermißt selbst, sollte das Land noch ein Mal angegriffen werden, die Mittel zur Ausrüstung derselben. Die wenigen Truppen, die zur Bewachung der südlichen Gränze gegen die Einfälle der Arukanier aufgestellt waren, wurden durch ihren Befehlshaber Freire zur Empörung gebracht, und er führte diese Handvoll Truppen gegen die Hauptstadt, wo der Protektor sammt seinem kleinen Senate ihm gestattete, den Oberbefehl zu übernehmen. Solchergestalt ist schon wieder ein anderer militärischer Häuptling aufgetreten, um über ein Land zu herrschen, das durch die Hand seiner eigenen ehrsüchtigen und rechtlosen Häupter mehr leidet, als durch die furchtbare Erderschütterung, die seine Wohnungen dem Staube gleich gemacht hat.

Da die chilesische Flotte, obschon unter den Befehlen des Obergenerals der Landmacht, von einem Engländer angeführt wurde, und fast die ganze Masse der dienenden Seeleute aus Britten und Nordamerikanern bestand, so darf man sich nicht wundern, wenn ihre Verrichtungen von der Art waren, um in der schlecht disziplinirten und übel befehligten spanischen Seemacht Schrecken zu erregen. Das Unternehmen, bewaffnete Schiffe aus dem Bereiche gewaltiger Batterien hinwegzunehmen, ist in den letztern Jahren des großen europäischen Krieges allgemein versucht, und sehr oft mit Erfolg gekrönt worden. Die Spanier an Bord der Esmeralda müssen sehr nachläßig Wache gehalten haben, da das Gefecht der Abtheilungen, welche an den verschiedenen Seiten ihres Halbverdecks (quarter-deck) enterten, die erste Kunde des Angriffs gegeben zu haben scheint. Nach einer verzweifelten aber unordentlichen Gegenwehr wurde das Schiff erstiegen, und außer den Bereich der Batterien bugsirt, ehe die Richtung derselben mit gehöriger Ruhe und daraus erfolgender Wirkung eingeleitet werden konnte. Der moralische Eindruck dieser tapfern Unternehmung, die bey Lord Cochrane nicht weniger Muth als Geschick voraussetzt, überstieg weit jenen, welchen ein gleich erfolgreiches Gefecht in offener See hervorgebracht haben könnte; und wir sind gezwungen zu gestehen, daß, nach unserer Ansicht, das rasche und entschiedene Benehmen der Seeabtheilung der bewaffneten Macht, ein dem Oberbefehlshaber, welcher persönlich die Landarmee leitete, nicht schmeichelhaftes Gegenstück bildet. Es überrascht uns nicht, daß, nachdem durch die vereinigten Anstrengungen des Heeres und der Flotte der große

Zweck der Plünderung durch die Uebergabe Limas erreicht worden war, die Oberbefehlshaber dieser beyden Waffengattungen über die Theilung der Beute zerfallen, oder daß sie sich, nachdem sie durch den Betrag derselben gleicherweise verstimmt worden waren, wechselseitig anschuldigen. Ohne uns in irgend eine Meinung über die relative Schuld der beyden Streitenden, die einander als gemeine Verbrecher behandeln, einzulassen, sey es uns vergönnt, eine flüchtige Darstellung der beyderseitigen Beschuldigungen hier mitzutheilen.

Der Staatssekretär Monteagudo beschuldigt, nachdem er einige ärgerliche Verhandlungen anführt, und sie zu übergehen sich anstellt, in einem vom 3. Oktober 1821 datirten Briefe den Lord Cochrane ganz unumwunden, ohne Beauftragung (without authority) von den Kaufleuten an der Küste Brandschatzung eingetrieben, und Pässe nach auf Befehl der Regierung blokirten Plätzen ertheilt zu haben, wobey seine Herrlichkeit allein der gewinnende Theil geblieben sey. Es liegt so etwas Wunderliches in dem Style, in welchem der Sekretär den hohen (noble) Verbrecher anredet, daß wir unsere Leser mit einem kleinen wörtlichen Auszuge unterhalten wollen.

»Euer Exzellenz hat Schiffe der Eskadre gegen den ausdrücklichen Befehl der Regierung auf Punkte und Plätze gesendet, deren Besetzung im ausdrücklichen Widerspruche mit deren Planen stand. Euer Exzellenz entwaffneten den Puyredon gegen den Wunsch der Regierung, und nahmen von der durch dieses Fahrzeug eben gekaperten Prise Besitz, in Verachtung der Ihnen mitgetheilten Befehle, und der von dem ersten Kapitän erhobenen Ansprüche. Euer Exzellenz verursachten den Diebstahl der Medikalartikel des Heeres in Huara, den Kapitän Crosby mit bewaffneter Macht zur Erbrechung der Behältnisse befehligend, in welchen dieselben verwahrt wurden. Euer Exzellenz ertheilte den Gefangenen des Lords Lyndock Pässe, in verächtlichem Anbetracht des Geldes, welches Sie von ihnen empfangen haben. Euer Exzellenz haben sich in Besitz des Privateigenthums an Bord der Laura gesetzt, und die öffentlichen Briefschaften erbrochen, welche sie von Chili brachte. Euer Exzellenz hat mehrere Kapitäns, ohne die in den Kriegsartikeln vorgeschriebenen Formen zu beachten, ab-, und an die Stelle dieser wohlverdienten Offiziers Unwürdige gesetzt, deren einzige Empfehlung in einer unbedingten Anhänglichkeit an Ihre Interessen besteht. Euer Exzellenz haben von dem Eigenthume der Regierung Gelder entnommen, welche das Doppelte ihrer Schuld an die Escadre betrugen, und demungeachtet den Privatpersonen ihr Geld nicht zurückerstattet, wodurch Sie viele derselben dem fast sichern Ruine ihres Vermögens aussetzten, und Ihre eigene Unrechtlichkeit (bad faith) an den Tag legten. Indem Sie sonst ohne Zweifel nach Wegfallen des zu ihrer Hinwegnahme vorgeschützten Vorwandes, der Bezahlung der Eskadre, den Ueberrest zurückerstattet hätten.«

Die andern Anschuldigungen sind — Beförderung des Aufstandes in der Flotte — verrätherische Unterhandlungen mit dem Feinde — Verläumdung der Regierungen Peru's und Chili's — Ungehorsam gegen erhaltene Befehle — wofür San Martin ihn in Anklagestand gesetzt hätte, wären nicht die Erwägung »des kriegerischen Lebens des Angeklagten und seiner Eigenschaft als eines Generals des chilesischen Staates mildernd dazwischen getreten.«

Es ist etwas befremdend, daß Mrs. Graham, als die erklärte Sachwalterin Lord Cochrane's, und in der Inhaltsanzeige ihn fleißig

genug citirend, es unterlassen hat, die Lesewelt gütigst mit den Anklagen und Gegenbeschuldigungen des Generals und des Admirals wider einander bekannt zu machen; um so mehr, da sie sich selbst als theilnehmend an dem Drucke der von letzterem herausgegebenen Flugschrift darstellt, und darüber mit nicht geringem Wohlgefallen äußert. Wer je Lord Cochrane's nach seiner Untersuchung bekannt gemachte Zuschrift an Lord Ellenborough zu Gesichte bekommen hat, und sich derselben etwa noch erinnert, wird sich die Antwort vorstellen können, welche er auf die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen gegeben hat. In seinem vom 19. November 1822 datirten Schreiben an den Exprotektor Peru's ergreift er, anstatt Anschuldigungen zu widerlegen, das Amt eines Anklägers, und beschuldigt mit allen giftigen Epitheten, die nur die Sprache anbietet, seinen ehemaligen Befehlshaber, Don Joze de San Martin, »der Lüge, Feigheit, des Betrugs, Raubes, der Heucheley und des Mordes;« diese Anschuldigungen werden in einem vierzig Seiten starken Büchlein wiederholt, unter verschiedener Gestalt vorgebracht, und hartnäckig behauptet. Als ein Pröbchen theilen wir eine Stelle aus einer Schrift mit, welche ihrem ganzen Inhalte nach für jemanden, der entweder Lust oder auch Ekel an der Betrachtung revolutionärer Helden empfände, ein recht schätzbares Studium abgeben würde.

»Mein Plan,« sagt Lord Cochrane, »war, daß nach der Einnahme Limas die eine Hälfte des spanischen Eigenthums ergriffen werden, und die andere ihren Eigenthümern verbleiben sollte. Der Ihrige aber das Ganze zu nehmen, und sie selbst, nachdem man ihnen Schutz versprochen und Bürgerscheine (Letters of citizenship) zugesiegelt hatte, zu verbannen; und wirklich haben Sie auch nach Beschlagnahme der einen Hälfte ihres Eigenthums, als des Preises der Erlaubniß, die andere einschiffen zu dürfen, den Ueberrest ergreifen, und Hunderte der elenden Eigenthümer in das Gefängnißschiff Melagro stopfen lassen, wo Ihre auf Wache stehenden Soldaten das Werk der Beraubung vervollständigten. Einige der Greise, die ihrem Herde kläglicherweise entrissen und eingekerkert worden waren, so wie Manche von den in verschiedenen Schiffen zur Ueberführung nach Chili zusammengepreßten Spaniern starben vor Kummer und übler Behandlung; allein weder jene die starben, noch die auf ihrer Ueberfahrt unter dem sehr zu bezweifelnden Vorwande beabsichtigten Widerstandes ermordet wurden, vermögen in dieser Welt ein Zeugniß dieser Abscheulichkeiten abzulegen. Allein von jenen, die überlebten, und nach Chili gebracht wurden, sind noch manche als Erhärter und Bekräftiger der Wahrheit vorhanden.«

Es kommt uns nicht zu, den Vorrang zwischen diesen beyden Helden zu bestimmen. Der ganze Briefwechsel bringt uns ein Wort Franklin's in den Sinn. Zwey Männer, die sich wechselseitig auf eine höchst heftige Weise Schlechtigkeit vorgeworfen hatten, beriefen sich endlich auf seinen Ausspruch: »Ich verstehe mich nicht,« sagte er, »auf solche Dinge, allein Sie scheinen einander wohl zu kennen.« L***r.

Bemerkungen über die vom Professor Mohs erst neu begründete Mineral-Spezies, nämlich: das paratome Kalk-Haloid.

Das Vorkommen dieser Mineral-Spezies ist unter andern vorzüglich bedeutend in der Steyermark am sogenannten Erzberg (zwi-

schen **Eisenerz** und **Vordernberg** im Brucker Kreise), wo selbe unter einem und demselben Lagerungsverhältnisse des dort so mächtig vorkommenden Spatheisenstein-Lagers anbricht.

Die Bergleute alldort nennen dieses späthige Gestein gewöhnlich **Rohwand**; doch belegen selbe auch oft ein anders Gestein mit diesem Namen, nämlich den dichten feinkörnigen Kalkstein, eine Varietät vom rhomboëdrischen Kalk, welcher abwechselnd in dem dortigen Spatheisenstein-Lager vorkommt.

Die Benennung **Roßzahn** hingegen, welcher ebenfalls in diesem Spatheisenstein-Lager vorkommt, geben die dortigen Bergleute **nie** dem paratomen Kalke, sondern nur einer Varietät des rhomboëdrischen Kalks, welcher grobkörnig aus rhomboëdrischen Stücken zusammengesetzt ist, und bey den meisten Mineralogen unter dem Begriff Kalkspath verstanden wird.

Den Bergleuten in diesem Erzberge ist es bekannt, daß neben diesem sogenannten Roßzahn gewöhnlich ein sehr gutes schmelzwürdiges Eisenerz, nämlich ganz verwitterter ockriger Spatheisenstein, hier Braunerz genannt, anbricht.

Die eigentliche Rohwand (**Mohs** paratomes Kalk-Haloid) wird von einigen hiesigen Bergleuten auch unzeitiger Pflinz genannt, womit auch öfters der Begriff verbunden wird, daß nach vielen Jahren aus demselben reichhältigerer, schmelzwürdiger Spatheisenstein entstehe.

Die Unterschiede der hier angeführten Mineralien ergeben sich zwar aus der angewandten Charakteristik der Mineralien von **Mohs**; doch dürfte eine kurze Zusammenstellung dieser Unterschiede zu einem erwünschten kurzen Ueberblicke dienen.

Das paratome Kalk-Haloid (Rohwand) unterscheidet sich vom **Spatheisenstein** (brachytypen Parachros-Baryt) vorzüglich durch das geringere spezifische Gewicht, indem die Varietäten des paratomen Kalks unter der Gewichtsreihe von = 2,95 bis 3,1, und jene des Spatheisensteins von = 3,6 bis 3,9 zu stehen kommen.

Der paratome Kalk (Rohwand) unterscheidet sich vom **rhomboëdrischen Kalke** sowohl durch das spezifische Gewicht als durch die Härte, indem erstere Spezies eine Gewichtsreihe von = 2,95 bis 3,1, und letztere nur unter = 2,5 bis 2,8, und die Härte vom erstern = 3,5 bis 4,0, und vom letztern nur = 3,0 beträgt.

Das paratome Kalk-Haloid unterscheidet sich vom **Braunspath** (makrotypen Kalk) durch das spezifische Gewicht, indem bey letzterem das größte = 2,95; wo hingegen bey ersterem dieses als das kleinste erscheint.

Der paratome Kalk unterscheidet sich vom **Rautenspath** (brachytypen Kalk) endlich sowohl durch das spezifische Gewicht als Härte.

Was die Unterscheidung aller dieser hier angeführten Mineral-Spezien in Hinsicht der Krystallgestalt betrifft, so dürfte selbe zu wenig auffallend seyn; indem alle Krystallgestalten dieser verschiedenen Spezies nach **Mohs** zu dem rhomboëdrischen Krystallsystem gehören.

Es mögen immerhin die Verschiedenheiten der Winkelverhältnisse dieser Rhomboëder auf bestimmte Ableitungs- und Achsenverhältniß-Gesetze gegründet seyn; so erscheinen diese Unterschiede doch zu wenig prädominirend, um selbe als Hauptunterscheidungs-Merkmale annehmen zu können.

Zur Uebersicht stelle ich schließlich diese Winkelverhältnisse hier zusammen:

Winkelverhältnisse der Grund-Rhomboëder dieser Mineral-Spezien nach Mohs Charakteristik der Mineralien.

Das rhomboëdrische Kalk-Haloid	R. =	105° 5′.
» makrotype Kalk-Haloid	R. =	106° 15′.
» brachytype Kalk-Haloid	R. =	107° 22′.
» paratome Kalk-Haloid	R. =	106° 12′.
Der brachytype Parachros-Baryt	R. =	107° 0′.

A.

Berichtigung.

Der XXVII. Band dieser Jahrbücher (July — Sept. 1824) enthält S. 194—230 eine umständliche Anzeige der österreichischen militärischen Zeitschrift von 1808 bis auf den laufenden Jahrgang 1824. Diese Anzeige sollte einem längst gefühlten Bedürfniß entgegen kommen, eine chronologische und raisonnirte Zusammenstellung aller der verdienstlichen Leistungen dieser Zeitschrift für die Kriegs- und Staatsgeschichte Oesterreichs gewähren, selbe auch der Mehrzahl des gebildeten Publikums, die nicht dem Kriegsstande angehört, und dem Auslande bekannt machen, und hiedurch beytragen, ihnen die wohlverdiente Publicität und erhöhte Achtung zu erringen: — ein um so minder unlöbliches oder überflüssiges Streben, je öfter die gelehrten Blätter des Auslandes gerade die gediegensten Hervorbringungen unserer Literatur und Kunst ignorirt und meist nur von allerley belletristischem Wesen und Unwesen Notiz genommen haben, woraus dann manche so trübe und einseitige Urtheile hervorgehen, wie wir sie seit geraumer Zeit nur zu sehr gewohnt sind. — Jene Anzeige beschäftigte sich zuerst mit einem kurzen Ueberblick der frühern Darstellungen über das österreichische Heer, dann des unbestreitbaren und höchst erfreulichen Fortschreitens militärischer Bildung, und ging dann auf die vortrefflichen Arbeiten aus der ältern und neuern Kriegsgeschichte über, deren ganzen Werth erst jene spätere Zeit erkennen dürfte, die sich (vorzüglich durch diese trefflichen Arbeiten) einer möglichst vollständigen, echt nationalen und pragmatischen Staatsgeschichte Oesterreichs erfreuen wird; wahrlich eine dornenvolle Aufgabe bey einem Aggregat so vieler und so verschiedener Stammwurzeln und Sprachen, Sitten und Verfassungen.

Jene Anzeige zeigt der Aufmerksamkeit so vielseitige und wichtige Gegenstände, daß man billig wünschen muß, die militärische Zeitschrift möge eben so wenig in den Büchersälen der Lycäen und Gymnasien, als in jenen der Regimentsschulen und Bibliotheken fehlen, denn ihr Interesse umrankt nicht allein den Soldaten, sondern jeden, der sich in den sibyllinischen Büchern der Geschichte Raths erholen will, jeden, der da weiß, welch ein unschätzbares und leicht verletzliches Kleinod im Ruhme der Waffen liegt, jeden, der einen erlaubten, ja erwünschlichen Stolz in der Brust trägt, ein Oesterreicher zu seyn! — Die Materialien zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, insonderheit Wallensteins, des Entsatzes von Wien 1683, dann jenes halben Jahrhunderts, das der unübertroffene Wiederhersteller Oesterreichs, der große Eugen, mit dem Ruhme seines Namens erfüllte, — des noch so wenig und nur höchst einseitig bekannten siebenjährigen, endlich des französischen Revolutionskrieges 2c. begründen dieß vollkommen.

Die kriegswissenschaftlichen Aufsätze, eigentlich die noch wichtigere Hälfte der Zeitschrift, dürften ehestens eine eben so umständliche, recensirende Anzeige finden. — Sie wurden in jener Recension einstweilen bloß am Schlusse enumerirt.

Viele der ausgezeichnetsten Mitarbeiter, besonders im Gebiete der Kriegskunst und der politischen Länderkunde, haben in der Zeitschrift selbst die Anonymität beobachtet. Sie konnten daher nicht, nach dem innigen Wunsche jener, auf die wohlverdiente Ehre der Einzelnen, wie des Ganzen gerichteten Recension, die als ein Privatwerk und als eine freye literarische Aeußerung, sich nur an das Sichtbare halten konnte, namhaft gemacht werden. — Um so freudiger ergreift man die Gelegenheit, hierneben das vollständige Verzeichniß der Mitarbeiter der militärischen Zeitschrift *) abdrucken zu lassen, auf daß Jedem die Ehre werde, die ihm

---

*) Jahrgang 1811. Ueber Unterricht und Bildung im Militärstande, G. M. Br. Rothkirch. — Krieg der Oesterreicher in Sicilien (Heft 1 und 2), G. M. Gf. Haugwitz. — Ueber Gefechte, G. M. Br. Rothkirch — Militärverfassung des türkischen Reichs (H. 1, 3 und 5), Hpt. Schels. — Zusätze zu der Beschreibung des Krieges in Sicilien, G. M. Gf. Haugwitz. — Ueber Angriff und Vertheidigung eines Gebirgspasses, G. M. Br. Rothkirch. — Zwey Instruktionen Friedrichs II. für seine Generalmajors, aus dem Nachlasse des F. M. Gf. Lascy. — Taktik, Strategie, Kriegswissenschaft, Kriegskunst; G. M. Br. Rothkirch. — Bestallungsbrief für den Herzog von Mecklenburg-Friedland, aus den Akten des Kriegsarchives. — Geschichte der Feldzüge der k. k. Armeen gegen die Türken unter Kommando des Prinzen Eugen von Savoyen in den Jahren 1716, 1717 und 1718, vom Hpt. Schels. — Von Umgehungen, G. M. Br. Rothkirch. — Memoires für Offiziers, die sich zum Dienste des Generalquartiermeisterstabs bilden wollen, vom Hpt. Schels — Originalbericht des Grafen Gallas an den Kaiser, Wallenstein's Tod betreffend; aus den Akten des Kriegsarchives. — Korrespondenz, den Zug nach Berlin im Jahre 1760 betreffend, ebendaher. — Strategische Bemerkungen über den letzten Feldzug in Preußen im Jahre 1807, von dem damaligen k. k. Hauptmann, jetzt königl. preußischem Major von Wagner. — Zweykampf aus Großmuth, vom Hauptmann Schels — Schneller Entschluß, vom Hpt. Schels. — Ueber militärische Landesbeschreibungen, nach dem Italienischen des Adj. Komdt. Tibell, frey bearbeitet vom Hpt. Schels. — Die Bataille von Senta 1697, ein historisches Bruchstück, vom Hpt. Schels. — Briefe und Berichte aus Wallenstein's Nachlasse (Heft 7, 8 und 9). Forts. Jahrg. 1819. Heft 2; aus den Akten des Kriegsarchives. — Ueber Waldgefechte, G. M. Br. Rothkirch. — Operationsplan des Generals Graf Lascy für den Feldzug 1758, G. M. Br. Rothkirch. — Treffen auf dem weißen Berge bey Prag, den 20. Juny 1757, aus dem Originalberichte des Prinzen v. Lothringen. — Züge von Heldenmuth (Heft 1, 2, 3, 4, 5 und 6), von den Hauptleuten Schels und Wagner. — Miszellen, vom Hauptm. Wagner (jetzt k. preuß. Major) — Bericht über die im Jahre 1810 von dem k. k. Generalquartiermeisterstabe unternommene Basismessung (Heft 8 und 9), von dem k. k. Obersten von Augustin. — Ueber die Seemacht der Türken, Hauptm. Schels — Beytrag zur möglichen Vervollkommnung topographischer Karten, nach dem Italienischen des Adj. Kommand. Tibell, frey bearbeitet vom Hauptm. Schels. — Die Eroberung der Festung Glatz durch die Oesterreicher im Jahre 1760, unbekannt. — Kriegsscenen (Heft 8 und 12), vom Hauptm. Schels. — Angriff und Wegnahme des Mont-Cenis den 8. April 1800, F. M. L. Gf. von Neipperg. — Blicke auf Cadix und dessen Umgebungen, von dem Major von Wagner. — Ueber den Begriff und das Wesen eines Spions, unbekannt. — Die Russen in der Türkey im Jahre 1773, aus dem französischen Tagebuche eines österreichischen Offiziers, der jenem Feldzuge beywohnte, übersetzt vom Hauptm Schels. — Ueber Terrainzeichnung und Ausdruck derselben auf geographischen, militärisch gestochenen Karten und Plänen, Ob. Br. Welden. — Gedanken über Militärverfassung und stehende Heere

gebührt. — Ferners ist in dem, was jene Anzeige über die Redaktion der Zeitschrift gesagt und aus dem oberwähnten faktischen Grunde, dem

---

(Heft 10 und 11), G. M. Br. Rothkirch. — Der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen in den Jahren 1778 und 1779 (Heft 10, 11 und 12), vom Hpt. Schels. — Eigener Bericht des Major Schill. — Aufklärungen über den Rückzug der Engländer aus Spanien, und über die innern Verhältnisse in diesem Lande im Jahre 1809, vom Major von Wagner. — Bemerkungen über das Scheibenschießen im alleinigen Bezug auf Tiralleurs, vom verstorbenen Oberst von Avemann-Letta.

Jahrgang 1812. Des Herzog Albert von Sachsen-Teschen Vertheidigung der Niederlande 1792, Hpt. Schels. — Beschreibung der Minenversuche, welche im Monate May 1768 in Gegenwart Kaiser Josephs II. zu Peterwardein angestellt worden sind (Heft 1 und 2), von dem im Jahre 1779 verstorbenen G. M. Albert Heinrich Schröder. — Stand der englischen Seemacht, unbekannt. — Die Schlacht von Breitenfeld bey Leipzig am 7. Sept. 1631 (Heft 2 und 3), von dem königl. preuß. Major v. Wagner. — Die Kunst des Krieges. Aus dem Französischen des Brigade-Generals und Reichsbarons Heinrich Jomini; von dem damaligen Hauptmann in der Landwehr, Baron Sardagna. — Nachrichten über die Schwimmschule in Prag, von dem damaligen k. k. Hauptmann von Pfuel, jetzt General in königl. preußischen Diensten. — Historische Notiz zu Eugen's Leben, von Hauptmann Schels. — Kriegsscenen im II. Heft, von Hauptm. Schels. — Geschichte des Feldzuges der kaiserlich österreichischen Armeen in Italien im Jahre 1799 (Heft 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10 und 11), F. M. L. Freyherr von Stutterheim. — Ueber Operationslinien in besonderer Hinsicht auf die darüber vom General Jomini aufgestellte Theorie, von dem königl. preuß. G. M. von Pfuel. — Die Belagerung von Freyburg im Jahre 1713, nach dem Originalbelagerungsjournal des Kommand. F. M. L. Fried. v. Harsch; Hpt. Schels. — Nelson's Tod (nach dem Englischen des M. Beatty), von Hauptm. Schels. — Bruchstück aus einem noch ungedruckten Werke über die Geschichte des österreichischen Kriegswesens, Obstlt. von Wirker. — Ueber das Verpflegswesen, von Guibert. Aus dem Französischen, vom Feldkriegssekretär von Mastiaux. — Ueber die Fechtart in offener Ordnung, G. M. Br. Rothkirch. — Ueber die Militärverfassung Rußlands im Jahre 1812, Oberst Br. Welden. — Skanderbeg (Heft 6 und 7), vom damaligen k. k. Hauptmann von Pfuel, jetzt königl. preuß. General. — Wallenstein's Feinde; von dem königl. preuß. Major von Wagner. — Skizze der französischen Militärverfassung, in den Heften VI, VIII, X und XI. Hauptm. Schels. — Miszellen im VI. Heft, Hauptm. Schels. — Wie soll man Kriegsgeschichte schreiben? G. M. Br. Rothkirch. — Miszellen im VII., IX. und X. Heft, vom Hauptm. Schels. — Von der Verpflegung der Heere, G. M. Br. Rothkirch. — Des F. M. Lascy projektirte Schlachtordnung gegen die Türken im Sept. 1789, aus den Akten des Kriegsarchives. — Bericht des Glt. Gf. Gallas an den Kaiser Ferdinand über die nach Wallensteins Tode getroffenen Verfügungen, aus den Akten des Kriegsarchives. — Der Ueberfall von Marchiennes 1793, Hauptm. Schels. — Kriegsscenen im VIII. und X. Heft, Hpt. Schels. — Ueber die leichten Truppen und ihre Anwendung in den Kriegen des neuen Systems, Hpt. Schels. — Die Organisation und die Beschaffenheit der Reiterey zu Zeiten Kaiser Maximilian I., aus den Akten des Kriegsarchives. — Chronologische Uebersicht der Bewegungen der französischen und verbündeten, und der österreichischen Armee vom Ausbruch der Feindseligkeiten an (Heft 9, 10, 11 und 12); Jahrgang 1813 (Heft 1, 2, 5, 6 und 7), vom damaligen k. k. Hauptmann Wagner, jetzt k. preuß. Major. — Des Prinzen Eugen von Savoyen Punkte, wie man sich in Aktionen verhalten soll, zu Borgoforte bey der Parole publizirt den 31. July 1702, aus den Akten des Kriegsarchives. — Verpflegs-Ordonnanz aus Wallensteins Zeiten, ebendah. — Von Operationsplanen, G. M. Br. Rothkirch. — Gedanken über die Möglichkeit eines Vereins zur erweiterten Versorgung ausgedienter Offiziere und ihrer Witwen und Waisen, vom Hpt. Schels. — Miszellen, historischen Inhalts, aus dem dreyßigjährigen Kriege, von dem königl. preuß. Major v. Wagner. — Züge von Heldenmuth aus dem gegenwärtigen

seit 1819 als Redakteur genannten Hauptmann Schels ausschließend zugeschrieben hat, Mehreres zu berichtigen. Als nämlich 1810 die, 1808 vom

---

Kriege (Heft 12); Jahrg. 1813 (Heft 1), nach den Originalakten von den Hauptleuten Schels und Wagner. — Versuch eines Handbuches der reinen Geographie als Grundlage zur höheren Militär-Geographie, von Friedrich Kurz, recensirt von G. M. Br. Rothkirch.

Jahrgang 1813. Die Eroberung der Niederlande durch den Prinzen von Sachsen-Koburg, k. k. Feldmarschall, im Jahre 1793 (Heft 1 und 2); vom Hpt. Schels. — Vom Kriege und von der Kriegskunst (Heft 1 und 2), unbekannt eingesendet. — Fortifikatorische Miszellen, vom verst. Oberst De Traux. — Kriegsscenen (Custines Unternehmung auf Speier; der Ueberfall auf Limburg 1792), von Hpt. Schels. — Militärische Brücke, aus dem Giornale militare della repubblica italiana, von dem sel. Oberst Bar. De Traux. — Des F. M. Daun und F. Z. M. Lascy Meinungen über die Eröffnung des Feldzuges von 1762, aus den Akten des Kriegsarchives. — Abriß der Militärgeschichte Rußlands bis 1808, Hpt. Schels. — Der Krieg in den Alpen 1793, Hpt. Schels. — Miszellen im Hefte III und IV, von Hauptmann Schels. — Ueber Festungen, ihre Anlage und Nutzen, G. M. Br. Rothkirch. — Kritische Bemerkungen über das Buch: die Befestigungskunst von Reiche, vom verst. F. Z. M. Freyherrn von Unterberger. — Originalien aus dem dreyßigjährigen Kriege, aus den Akten des Kriegsarchives. — Der Sturm von Frankfurt 1792, vom Hauptmann Schels. — Winterfeldzug in Italien und Tyrol des kaiserlichen Heeres vom Jahre 1796 bis 1797, F. M. L. Gf. Neipperg. — Beyträge zur Militär-Topographie Rußlands (Heft 5 und 7), Hauptmann Schels. — Des Prinzen Eugen von Savoyen militärische Original-Korrespondenz (Heft 5, 6, 7, 8, 9 und 10); im Jahrgang 1818, unter dem Titel: der Sieg bey Turin und die Eroberung Italiens 1706 (fortgesetzt in den Heften 1, 2, 3, 4, 5 und 6), nach den Akten des Kriegsarchives vom Hauptmann Schels. — Ueber moralische und intellektuelle Bildung leichter Truppen, Hauptm. Schels. — Die Ueberfälle, vom Hauptm. Schels. — Bemerkungen über Carnots Werk von der Vertheidigung fester Plätze, vom verstorb. F. Z. M Freyh. von Unterberger. — Ueber Georg Venturini's Lehrbuch der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft (Heft 7 und 8), G. M. Br. Rothkirch. — Militärische Ideen, Hauptm. Schels. — Feldzug in Italien 1796, Hauptm. Schels. — Tapferkeit der Garnison von Menin 1794 Hauptm. Schels. — Bericht des Festungs-Kommandanten F. M. L. Grafen Wenzel von Wallis über die Erstürmung von Glogau, an den Großherzog Franz; aus den Akten des Kriegsarchives. — Kriegslisten, G. M. Br. Rothkirch. — Die Schlacht von Mollwitz 1741, G. M. Br. Rothkirch. — Die Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe, vom sel. Oberst Baron De Traux. — Kurzgefaßter Bericht der Operationen der kais. Armee unter dem F. M. Grafen Hatzfeld und Montecuculi 1657 aus den Akten des Kriegsarchives. — Anmerkungen über die dritte Auflage der Abhandlung de la défense des places fortes vom General Carnot (Heft 9 und 10), F. Z. M. Freyherr von Unterberger. — Nachricht über die Kriegsereignisse in Aegypten im Jahre 1801, von dem k. großbritann. General Graham. — Des Prinzen Eugen von Savoyen Ueberfall auf Cremona 1702, aus dem Original-Operationsjournal. — Versuch einer militärischen Uebersicht der pyrenäischen Halbinsel vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges (Heft 10, 11 und 12), Major Baron Schön. — Belagerung von Wien im Jahre 1683 (Heft 10, 11 und 12), Major Baron Schön. — Ueber den Gebirgskrieg, vorzüglich in Hinsicht auf die Defensive (Heft 11 und 12), Major Baron Schön. — Militärische Gedanken über Venedig (Heft 11 und 12), vom verstorbenen Oberst De Traux. — Beurtheilung. Traité de fortification souterraine, ou des mines offensives et défensives, par C. L. *Gillot*, Capitaine du Corps de Genie français; vom verstorbenen F. Z. M. Freyherrn von Unterberger.

Jahrgang 1818. An unsere Kameraden und Waffenbrüder, G. M. Br. Rothkirch. — Geschichte der Feldzüge in Italien in den Jahren 1813 und 1814 von dem General Vaudoncourt. Mit berichtigenden Noten (Heft 1 und 10) vom Oberst Br. Welden. — Vernichtung

Kriegsarchivsdirektor F. M. L. Gomez de Parientos begonnene Zeitschrift, wieder erstand, wurde die Redaktion dem damaligen Oberst-

eines türkischen Korps von 6000 Mann bey Costanovitza in Kroatien, am 29. July 1689; aus den Akten des Kriegsarchives. — Ueberfall dreyer schwedischer Regimenter zu Mährisch-Tribau im März 1645 ebendaher. — Auszug aus der Original-Relation des General de Souches über die Schlacht bey Lewenz am 20. July 1664, ebendah. — Literatur, Hauptm. Tielke. — Der Feldzug der k. österreichischen und der alliirten Armee in den Niederlanden im Jahre 1794 (Heft 2, 3, 4, 6 und 9). Forts. Jahrgang 1820 (Heft 1, 2 und 3), vom Hpt. Schels. — Originalien Suwarow's, von F. M. L. Freyherrn v. Ekhardt mitgetheilt. — Historische Skizze der königl. schwed. Armee (Heft 2 und 4), vom Hauptmann Schels nach einem französischen Manuscripte frey bearbeitet. — Ueber den Einfluß der Schriften des Hrn. v. Jomini; G. M. Br. Rothkirch. — Literatur. Die Befestigung der Staaten nach den Grundsätzen der Strategie, von Georg Freyh. v. Hauser, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Die Minen und der unterirdische Krieg, von Georg Freyh. v. Hauser, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Charaktere aus dem dreyßigjährigen Kriege: I. Wallenstein, II. Tilly, III. Piccolomini, vom Hauptm. Schels. — Kriegsscenen im III. Heft, vom Hpt. Schels. — Ueber die Kriegsgeschichte der Baiern, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Leichte Truppen, kleiner Krieg; von Schels, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Gedanken eines Laien über die Befestigungskunst, G. M. Br. Rothkirch. — Der Entsatz von Pallota im Juny 1566, Auszug aus einem Manuscript. — Ausweis über den Verlust der Division Bianchi in den Feldzügen 1812, 1813 und 1814; Major v. Weigelsperg. — Geschichte des österreichischen Dragonerregiments Nro. 6 in den Feldzügen 1813 und 1814, Oblt. von Avemann-Letta. — Schreiben weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia an den F. M. Grafen von Khevenhüller im Jahre 1743, aus den Akten des Kriegsarchives. — Literatur. Einige kleine Rezensionen, Hauptm. Tielke. — Ueber den Gebrauch der Reiterey im Gefechte, G. M. Br. Rothkirch. — Artistische Nachricht über die Erfindung und Anwendung des Stein-Lack-Papiers, Hauptm. Schels. — Literatur Handbuch für den Offizier zur Belehrung im Frieden und zum Gebrauch im Felde, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Der Feldzug des spanischen Generals Blake im Jahre 1811 (Heft 7 und 8), Hauptm Br. Droste. — Berichtigung zweyer in dem würtembergischen Jahrbuche erzählten Anekdoten, G. M. Br. Rothkirch. — Die Schlachtordnung der Alten und Neuern, aus dem französischen Manuscripte des verstorb. F. Z. M. Grafen von Browne, übersetzt vom Haupt. Schels. — Ueber die in Rußland neu zu errichtenden Soldatenschulen, unbekannt. — Kriegsscenen im VII. Heft, von Hauptm. Schels. — Literatur. Winkler's Lehrbuch der Geometrie, Hauptm. Tielke. — Miszellen aus dem literarischen Nachlasse des F. Z. M. Grafen von Browne, aus dem französischen Manuscripte übersetzt vom Hauptm. Schels. — Der Krieg in der Vendée nach La Roche Jacquelin; Hauptm. v. Weingarten. — Gegenbemerkungen, G. M. Br. Rothkirch. — Der Krieg in Spanien und Portugall (Heft 9, 10 und 11). Jahrg. 1819 (Heft 2, 3, 4, 10, 11 und 12). Jahrg. 1820 (Heft 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 12). Hauptm. v. Weingarten. — Gefecht bey Radojevacz in Servien, nach dem Original-Rapporte des F. M. Grafen von Khevenhüller. — Schreiben des Hrn. von Butturlin an die Redaktion. — Artistische Nachricht, vom Hauptm. Schels. — Literatur. Zwey Rezensionen, Hauptm. Tielke. — Montecuculi. Biographie nach dessen eigenen Papieren, Hauptm. Schels. — Ideen über die Bildung der Erdoberfläche, Oberstl Herrmann. — Die Schlacht bey St. Gotthardt den 1. Aug. 1664, nach Montecuculi's Schriften. — Marsch eines französischen Armee-Korps nach Lissabon im Spätjahre 1807, Hauptm v. Weingarten. — Literatur. Vorlesungen über die Taktik der Reiterey, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Schreiben Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia an den F. Z. M. Grafen von Neipperg, aus dessen Nachlasse.

Jahrgang 1819. Ueber Militärverfassungen (Heft 1 und 2), F. M. L. Freyh. v. Zach. — Die Schlacht bey Zusmarshausen

lieutenant des Generalstabs, Leonhard Freyherrn von Rothkirch übertragen, der sich hiebey für die technische und mechanische Besorgung, die

---

am 17. May 1648, nach Montecuculi's Papieren, vom Hauptmann Schels. — Notizen über die frühere und gegenwärtige preußische Militärverfassung, G. M. Br. Rothkirch. — Ideen über Wissenschaft und Bildung im Soldatenstande, Oberl. Herrmann. — Literatur, Hpt. Tielke. — Anekdoten und Charakterzüge, G. M. Br. Rothkirch. —. Die Schlacht bey Paracin am 30. August, und bey Nissa am 24. Sept. 1689, Oberl. Lieblein. — Untersuchung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche, Hauptm. Mras. — Tagebuch der Expedition Kaiser Karls V. gegen Tunis im Jahre 1635 (Heft 3 und 4), aus den Akten des Kriegsarchives von Oberl. Lieblein. — Literatur, Hauptm. Prokesch. — Geschichte des Regiments Deutschmeister in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815, Hauptm. v. Weikersreuter. — Die Eroberung von Istrien im Jahre 1813, Hauptm. Schels. — Ueber die moralische Bildung des Soldaten, G. M. Br. Rothkirch. — Vervollständigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche (Heft 5 und 6), Oberl. Herrmann. — Briefe aus dem österreichischen Erbfolgekriege (Heft 6 und 7), aus den Akten des Kriegsarchives. — Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo (Heft 6 und 7), Hauptmann Prokesch. — Skizze des Feldzugs der Oesterreicher gegen Mürat (Heft 8 und 9), G. M. Br. Rothkirch. — König Friedrich's II. von Preußen Instruktion für seine Artillerie, aus den Akten des Kriegsarchives. — Die Strategie und ihre Anwendung auf die europäischen und deutschen Staaten von J. v. X., Rezension vom G. M. Br. Rothkirch. — Geschichte des 21sten Linien-Infanterie-Regimentes Albert Giulay Nro. 21 im Feldzuge 1809, Hauptm. Weida. — Literatur. Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz, rezensirt vom Hauptm. Tielke. — Lebensgeschichte des k. k. F. M. Grafen Joseph Colloredo, Hauptm. v. Weingarten. — Literatur. Remarks on the Organisation of the Corps of Artillery in the British Service (Heft 10 und 11), recensirt vom Hauptm. Prokesch. — Beleuchtung der Bemerkungen des Marschalls Grafen von Grouchy gegen die Relation des Generals Gourgaud im Feldzuge 1815, Hpt. Prokesch.

Jahrgang 1820. Der Feldzug der kais. österreichischen und der alliirten Armeen in den Niederlanden im Jahre 1794 (Heft 1, 2 und 3) (Forts. vom Jahrgang 1818), vom Hauptm. Schels. — Ueber Serbien (Heft 1 und 2), Hauptm. v. Weingarten. — Die militärische Aufnahme, ihre Vorzüge und Mängel, Oberstl, Freyh. v. Lakoß. — Miszellen. Der Dragoner Katharina Marschall, Hauptm. v. Rittersberg. — Werden Heere durch den Krieg besser oder schlechter, oder wenn erfolgt das Eine oder das Andere? von G. M. Br. Rothkirch. — Literatur. Bemerkungen über die Beantwortung der Frage: Was ist neuere Befestigungskunst? (Heft 3 und 4), vom verstorb. F. M. L. von Maillard. — Betrachtungen über die neuere Befestigung, Major Freyh. v. Hauser. — Auszug aus einem Tagebuche von den Feldzügen in den Jahren 1813, 1814 und 1815, Oberl. Herrmann. — Die Feldzüge von 1601 und 1602 der kaiserlichen Armeen gegen die Türken (nach den Operations-Journalen des Erzherzogs, nachherigen Kaisers Mathias) (Heft 4 und 5), nach den Akten des Kriegsarchives von Oberl. Lieblein. — Literatur. Rezension von Schels österreichischer Geschichte, zweyten Band, Hauptm. Prokesch. — Der Krieg in Spanien und Portugall, vierte Epoche, vom Jänner 1811 bis May 1811 (Forts. vom Jahre 1818 und 1819) (Heft 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 12), Hauptm. v. Weingarten. — Literatur. Unterricht Friedrich's II. für seine Generale, nebst den vom König späterhin gegebenen Instruktionen (Heft 5 und 6), Rezension vom G. M. Br. Rothkirch. — Aphorismen aus der Kriegskunst (Forts. Jahrg. 1821. Heft 5), Hauptm. v. Schönhals. — Einige Worte über die k. k. Sparbank, mit Rücksicht auf die für das k. k. Militär sich darbietenden Vortheile, F. F. Gömmel. — Bemerkungen über die Militär-Literatur der neuesten Zeit, nebst einem Vorschlage zur zweckmäßigen Bearbeitung einer allgemeinen Kriegsgeschichte, Oberl. Herrmann. — Aemtlicher Bericht von den Streifzügen der Bürger von Radkersburg gegen die ungarischen Rebellen 1704, aus

Hauptleute Schels und Wagner zu Gehülfen wählte, während Er selbst das Wissenschaftliche der Zeitschrift besorgte, wie er solches auch

---

den Akten des Kriegsarchives. — Ueber den Einfluß der militärischen Gesundheitspolizey auf den Zustand der Heere (Heft 8, 9 und 10), Hofrath Isfordink. — Beaulieu's Nekrolog, Hauptm. Schels. — Literatur. Rezension von Winkler's Anleitung zum Triangulireu mit dem Meßtische, Hauptm. Pannasch. — Johann Graf von Spork, k. k. General der Kavallerie; Hauptm. Rittersberg. — Taktische Belehrung über den Gebirgskrieg, F. M. L. Freyh. von Zach. — Wie soll ein mathematisches Lehrbuch für die bey den Regimentern bestehenden Offiziers- und Kadettenschulen beschaffen seyn? vom Unterl. Freyh. v. Salis. — Literatur. Der Feldzug des herzogl. braunschweigischen Korps im Jahre 1809. Berlin 1819, rezensirt vom Hauptm. Schels. — Johann Chiossich, 110 Jahre Soldat von 1710 bis 1820; Hauptm. Schels. — Die Schlacht bey Lobositz und ihre Folgen 1756, Oberl. Lieblein. — Literatur. Die Gefechtslehre der beyden verbundenen Waffen, Kavallerie und reit. Artillerie, von Decker, rezensirt vom Oberl. Herrmann. — Das Gefecht der österreich. Division Merville bey Pozzolo am Mincio am 8. Febr. 1814, F. M. L. Freyh. v. Stutterheim. — Einige Betrachtungen über die Verbesserung der stehenden Heere, Hauptm. v. Schönhals.

Jahrgang 1821. Geschichte der Ereignisse in Serbien in den Jahren 1804 bis 1812 (Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 8), G. M. Br. Rothkirch. — Versuch einer Charakteristik der Hochgebirge in militärischer Hinsicht, Major Martini. — Geschichte des k. k. Linien-Infanterie-Regiments Erzherzog Rudolph Nro. 14 in den Jahren 1813, 1814 und 1815, Oberstl. Waniwenhaus. — Ueber die spanischen Guerillas, von Hauptm. Mayer. — Die Belagerung der Festung Hüningen im Jahre 1815, aus den Dienstpapieren der österr. Feld-Genie-Direktion der Hauptarmee. — Literatur. Schel's militärisch-politische Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates, dritter Band, Hauptm. Prokesch. — Beytrag zu der Geschichte des neunten Korps der französisch-verbündeten Armee im Feldzuge gegen Rußland 1812, eingesendet. — Welchen Einfluß kann der Offizier auf den Soldaten haben, wenn er denselben dem jetzigen militärischen Geiste Deutschlands gemäß, in kleinen und größern Abtheilungen bis zu einer Kompagnie richtig ausbilden, und für den Krieg vorbereiten will? von Br. v. Helldorf, Premier-Lieutenant im königl. preuß. Garde-Schützen-Bataillon. — Skizze der Feldzüge 1813, 1814 und 1815 (Heft 4, 5, 6, 7, 9, 10, 11 und 12), Oberl. Herrmann. — Ueber den königl. französischen Generalstab, Unterl. Freyh. von Salis. — Erinnerung an den im Jahrgange 1819 erschienenen Plan zur Gründung eines Vereins, welcher Stiftung von Pensionen für undienstbar gewordene Militärs, und deren Witwen und Waisen zum Zwecke hatte. Hauptm. v. Rittersberg. — Die militärische Beredsamkeit, im Auszuge aus dem Französischen (Heft 4 und 5), Hauptmann Anton. — Aphorismen aus der Kriegskunst (Forts. v. Jahre 1820), Hauptm. v. Schönhals. — Macdonald's Zug über den Splügen im Dez. 1800, Oberstl. Freyh. v. Lakoß. — Darstellung der Kriegsereignisse im südlichen Frankreich im Jahre 1814 (Heft 7 und 8), Major v. Weigelsperg. — Lazar Schwendi, k. k. General-Lieutenant, Biographie desselben, und Original-Denkschrift über den Krieg gegen die Türken 1566, aus den Akten des Kriegsarchives vom Hauptmann Schels. — Bemerkungen über den, in der sechsten Vorlesung über die Taktik der Reiterey enthaltenen Grundsatz, die Stellung der Offiziere bey der Kavallerie, betreffend. Rezension vom Oberst Freyh. v. Wernhardt. — Chronologische Uebersicht einiger Erfindungen in der Kriegskunst (Heft 8, 11 und 12), vom Hauptm. Schels. — Die Ereignisse beym neapolitanischen Heere von 1798 bis 1799, G. M. Br. Rothkirch. — Geschichte des k. k. 49sten Linien-Infanterie-Regiments Baron Kerpen in den Feldzügen 1809, 1813, 1814 und 1815 (Heft 10, 11 und 12), G. M. Baron Rothkirch.

Jahrgang 1822. Darstellung der Ereignisse vom Beginn des Feldzugs 1757 bis nach der Schlacht bey Prag (Heft 1 und 2), Oberstlieutenant Lieblein. — Die Belagerung von Groswardein im Jahre 1660, Major Graf Karaczay. — Schlachten in der Gegend um Wien

jetzt noch in seiner Anstellung als Brigadier in Klagenfurt fortan besorgt. Auch beym zweyten Wiederentstehen der Zeitschrift 1818, war und

---

(Heft 1 und 2), Hauptm. Schels. — Der Feldzug 1799 in Italien nach dem Abmarsch der Russen in die Schweiz, Hauptm. Mras. — Vom Gefechte (vierte Vorlesung), Oberst Graf Clam. — Neue Erfindungen, welche in das Kriegswesen einschlagen, vom Hauptm. Schels. — Skizze der dänischen Armee, vom Hauptm. Schels. — Von den Behelfen für Operationsplane, oder von den typographischen, statistischen und militärischen Memoiren, Oberstl. Freyh. v. Werklein. — Literatur. Schels Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates, vierter Band (Forts. vom Jahrg. 1821, Heft 2), Hauptm. Prokesch. — Die Gefechte in den Appeninnen bey Voltri, Montenotte, Millessimo, Cossario und Dego im April 1796, Hauptm. Schels. — Literatur. Soldatenlieder vom Major Decker, G. M. Br. Rothkirch. — Die Schlacht von Austerlitz 1805, Hauptm. von Schönhals. — Winterfeldzug in Baiern im Jahre 1746, G. M. Br. Rothkirch. — Literatur. Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813, Rez. Hauptm. Prokesch. — Literatur. Ueber das Schießpulver von Munke, rezensirt von Oberl Herrmann. — Ist der kleine Krieg die Schule der Feldherrn? G. M. Br. Rothkirch. — Der Feldzug 1800 in Italien (Heft 7, 8, 9, 10, 11 und 12). Jahrg. 1823 (Heft 7, 8 und 9), Hauptm. Mras. — Fürst Karl von Schwarzenberg, Biographie, vom Hauptm. Prokesch. — Das Gefecht am Panaro den 4. April 1815, G. M. Br. Rothkirch. — Ereignisse in dem Toskanischen während des Feldzugs der Oesterreicher gegen Mürat 1815, G. M. Br. Rothkirch. — Vergleichung der österreichischen Waffengattungen mit jenen einiger Nachbarstaaten (Heft 8, 10 und 11), Unterl. Freyh. von Salis. — Ueber die Grundsätze der Kriegskunst (erste Vorlesung), Oberst Graf Clam. — Die Einnahme von Carpi am 10. April 1815, G. M. Br. Rothkirch. — Das Gefecht zwischen der Secchia und dem Panaro am 11. April 1815, von ebendemselben. — Der Ausfall aus dem Brückenkopf von Ochiobello am 12. April 1815, von ebendemselben. — Der Ueberfall von Cesenatico am 28. April 1815, von ebendemselben. — Mirandola's kriegerische Schicksale und ausgehaltene Belagerungen, Major Graf Karaczay. — Von den Märschen (zweyte Vorlesung), Oberst Graf Clam. — Das Gefecht bey Poggio a Cajano am 9. April 1815, G. M. Br. Rothkirch. — Der Ueberfall bey Pesaro am 28. April 1815, von ebendemselben. — Militärische Beschreibung eines Theils von Italien, von ebendemselben. — Anekdoten und Charakterzüge, von ebendemselben. — Die Kriegskunst in Beziehung auf die Staatskunst, von ebendemselben. — Von den Stellungen (dritte Vorlesung), Oberst Graf Clam. — Die Verwendung der Kavallerie im Kriege (fünfte Vorlesung), von ebendemselben. — Ueber Diversionen, Demonstrationen und den Parteyenkrieg (sechste Vorlesung), von ebendemselben. — Ansichten über die zerstreute Schlachtordnung, Unterl. Karl Tritschler.

Jahrgang 1823. Die Vertheidigung und der Fall von Montmedy im Jahre 1657, Hauptm. Prokesch. — Feldzug des Prinzen Karl von Lothringen im Jahre 1744 in dem Elsaß (Heft 1 und 2), G. M. Br. Rothkirch. — Ueber die Zusammensetzung und Organisation eines Kriegsheeres (siebente Vorlesung), Oberst Graf Clam. — Ueber das Studium der Kriegsgeschichte (achte Vorlesung), von ebendemselben. — Der Feldzug 1805 in Italien (Heft 2, 3, 4, 5 und 6), Major v. Spannoghi. — Ali Pascha zu Parga, Lieut. Graf Alcaini. — Literatur. Rezension des fünften Bandes von Schels österreichischer Geschichte, Hauptm. Prokesch. — Literatur. Schriften des Grafen von Bismark, und besonders dessen Werk: System der Reiterey (Heft 2 und 3), Rez. Oberst Graf Clam. — Antwort auf die in der Leipziger Literatur-Zeitung 1822, Nro. 303 enthaltene Rezension über das Werk: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. M. Fürsten zu Schwarzenberg, vom Hauptm Prokesch. — Gedanken über die Erhöhung der Moralität im Kriegsstande, Hauptm. Luseck. — Versuch zur Ausrottung fremder, in die deutsche Kriegssprache eingeschlichener Wörter (Heft 3, 4 und 5), Hauptm. Otto. — Literatur. Bemerkungen über das Werk: Versuch über die Rekrutirung und Militärspitäler in

blieb Baron Rothkirch der Hauptredakteur. Nur seine freye Wahl gesellte ihm neuerdings den Hauptmann Schels in diesem für die Bildung des Kriegsstandes so anziehenden Geschäfte bey. — So viel zur nöthigen Berichtigung. — Diese Gelegenheit möge endlich nicht unbenützt bleiben, sowohl die Herren Mitarbeiter der Zeitschrift als andere Glieder des Heeres aufzufordern, die Rubrik der: »Beyträge zum gelehrten Oesterreich« mit den sie betreffenden chronologischen Lebensdaten und dem Verzeichniß ihrer sämmtlichen Werke zu vervollständigen. — Solche Materialien können wohl selbst einer übermäßigen Bescheidenheit kein Stein des Anstoßes seyn, und die Gelehrten- und Künstler-Lexika des Auslandes geben über uns Oesterreicher meist allzu einseitige, ja hie und da lächerliche Kunde, als daß diese erneuerte Einladung sich nicht von selbst hinreichend vertreten sollte. H.

Frankreich, vom Dr. Boiee; vom Hofrathe Dr. Isfordink. — Literatur. Betrachtungen über das Werk: Die Kriegskunst, vom franz. General Rogniat; vom Major Freyh. v. Hauser. — Geschichte Gaeta's von der dunklen Vorzeit an, bis nach der Eroberung dieser Festung durch die Oesterreicher 1815 (Heft 6, 7, 8 und 9), vom Oberl. Herrmann. — Geschichte des Feldzugs 1800 in Italien (Heft 7, 8 und 9) (Forts. vom Jahrg. 1822), Hauptm. Mras. — Nekrolog des k. k. F. M. L. Freyh. von Reisner, Oberl. Herrmann. — Feldzug des k. k. kroatischen Armee-Korps gegen die Türken im Jahre 1788 (Heft 6, 7, 8, 9 und 10), Hauptm. Kempen. — Die neuen mathematischen Meß-Instrumente des Professors Amici in Modena, Major Graf Karaczay. — Geschichte des Feldzugs in Tyrol und Vorarlberg 1805 (Heft 11 und 12), Major von Spannoghi. — Der Kampf um Chiozza zwischen Genua und dessen Verbündeten, und der Republik Venedig 1378—1381 (Heft 10, 11 und 12), von Unterl. Graf Alcaini. — Die Lage Toskana's während des Feldzugs 1800, G. M. Br. Czorich. — Literatur. Rezensionen von 1) Karaczay's Handbuch für Unteroffiziere; 2) Bergmayer's Kriegsartikeln; 3) Baron Hormayr's Geschichte Italiens; 4) Baron Hormayr's Archiv für Geschichte; 5) Reichlim von Meldegg Kriegerbildung, rezensirt vom Hauptmann Schels. — Literatur. Rezension über Roggenbuches Handbuch für Offiziere über die Schußwaffen, vom Oberl. Herrmann.

Jahrgang 1824. Die Schlacht von Kollin am 18ten, und der Entsatz von Prag am 20. Juny 1757 (Heft 1 und 2), vom vormaligen Oberl. Lieblein. — Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich in den Jahren 1689—1697 (Heft 1, 2, 3 und 4), Hauptmann Kempen. — Ueber die orientalischen damaszirten Säbelklingen, und die neuern Versuche des europäischen Kunstfleißes, sie nachzuahmen, Oberl. Herrmann. — Literatur. Rezension und Auszug von Galletti's allgemeiner Weltkunde, Hauptmann Schels. — Geschichte des zweyten schlesischen Krieges. Erster Theil, Feldzug des Jahres 1744 (Heft 2, 3, 4 und 5), G. M. Br. Rothkirch. — Der Kampf zwischen dreyzehn Italienern und dreyzehn Franzosen im Jahre 1503, Oberl. Herrmann. — Literatur. Rezension über Eckmayer's Kriegsbaukunst (im 3., 4. und 6. Heft), vom verstorbenen F. M. L. von Maillard. — Der Krieg der Oesterreicher in Oberitalien in den Jahren 1733 bis 1735 (Heft 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 12), vom Hauptm. Schels. — Der Feldzug 1794 in Deutschland (Heft 5, 6, 7 und 8), Major v. Spannoghe. — Freye Betrachtungen über den Angriff mit dem Bajonnet, Hauptm. Fischer. — Geschichte des k. österreich. siebenten Linien-Infanterie-Regiments Großherzog Toskana, G. M. Br. Rothkirch. — Ueber den Kosaken und dessen Brauchbarkeit im Felde, Hauptm. Prokesch. — Feldzug des k. k. galizischen Armee-Korps gegen die Türken im Jahre 1788 (Heft 10 und 11), Hauptm. Kempen. — Nekrolog des k. k. F. M. L. Sebastian von Maillard, Hauptm. von Rittersberg.

Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXX.

Ueber die östliche Gränze des Landes an der Enns vom Ausgange des sechsten, bis zu jenem des achten Jahrhunderts.

Im XXIV. Bande dieser Jahrbücher der Literatur, Oktober, November, Dezember des Jahrganges 1823, wird uns eine in der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrte, vor mehr als vier Jahrzehenden geschriebene Abhandlung des dortigen Kustoden, Joseph Benedikt Heyrenbach, Professors der Diplomatik an der Wiener Hochschule mitgetheilt, in welcher derselbe die allgemein angenommene Meinung in Zweifel zu ziehen strebt, der Ennsfluß sey die Gränze des großen Reichs der austrasischen Franken und des ihnen unterthänigen Herzogthums Bajoarien gewesen.

Heyrenbach hat als kritischer Sammler und Erhalter zahlreicher Denkmale des Mittelalters in der vandalischen Klosteraufhebungsepoche, als Herausgeber des Weißkunigs und der Geschichte der Prinzessin Kunigunde (Tochter Friedrichs IV., Schwester Max I., und Gemahlin Albrechts des Weisen von Baiern-München), die vollwichtigsten Ansprüche auf unsere Dankbarkeit: — ein minder glücklicher Stern aber stand seinen Untersuchungen aus der Geographie jener trüben und blutigen Tage vom Umsturze des römischen Westreiches durch Odoaker, bis auf die Wiedererweckung desselben durch Karl den Großen zur Seite. — In seinen Grundzügen zur ältesten Staatsgeschichte Oesterreichs, in seinem Kärtchen des Landes an der Enns vom achten bis ins zwölfte Jahrhundert, in seinen Abhandlungen über den Gau Grunzwiti (den der große Göttweiher Abt, Gottfried Bessel, im Nordwalde und Nordgaue, Heyrenbach aber an der Trasen suchte), über die Entstehung der Neustadt, über eine eigene böhmische Mark oder Markgrafschaft in Oesterreich, endlich auch hier über die Ennsgränze, hat er den fraglichen Gegenstand nirgend erschöpft, oft neben die Scheibe getroffen, mehrmals das Ziel unläugbar ganz verfehlt. — Die eigenthümliche Krankheit gerade seiner geographischen Forschungen dünkt uns einerseits eine völlige Verwechslung der Zeiten, unserer hochkultivirten nämlich, wo jedes Fleckchen Erde seinen Besitzer, sein Grundbuch, seine Steuer hat, und jenes Hin- und Herfluthens und nomadischen Schwärmens wilder Nationen auf den Trümmern einheimischer Beharrlichkeit und römischer Größe, auf dem Riesengerippe der einst wohlbefestigten Reichskordons an der Donau, die hier Norikum und Pannonien von der Germania magna schied, aus welcher herüber hundert und hundert kriegslustige und rachedürstende Stämme des markomannischen und des Sueven-Bundes den römischen Adlern Trotz boten. — In Heyrenbachs Ansicht, oder vielmehr unausgesprochenen stummen Voraussetzung, scheint die grauen-

volle Verwüstung so gut wie keine, scheint es fast, als hätte man unter den Rugiern, Longobarden und Hunnivaren, in allen vier Vierteln ob und unter dem Wienerwalde und Manhardsberge so bequem, wie heut zu Tage, Viertelstunde für Viertelstunde durch bewohnte und blühende Weiler, Dörfer und Städtchen reisen, und um Nahrung, um sicheres Obdach, um Pferdewechsel so wenig, als zur Zeit der römischen Mansionen und Mutationen verlegen seyn können, — die Hunnivaren scheinen ihm eine sehr eng geschlossene Duanenlinie aufgestellt, und ihre Gränze, wie Vauban das Frankreich Ludwigs XIV., mit einem dreyfachen Festungsgurte umzäumt und hermetisch verschlossen zu haben, und bey einem Volke, das auf seinen windschnellen Rossen in einem halben Tage viele Meilen durchjagte, alle festen Wohnsitze tödtlich haßte, und selbst die Erdwälle und Wagenburgen seiner Ringe so oft als möglich wechselte, bey einem solchen Volke und damals, scheint ihm die Strecke vom komagenischen oder Kahlen-Gebirge in allem Ernste der Rede werth, und mehr der Rede werth, als unzählige Pusten und Heiden im heutigen Ungern, Littauen oder Rußland. — Wer wollte unter jenem fürchterlichen Drängen und Treiben so vieler Völker vom tiefen Asien bis ans atlantische Meer, an Gränzen in unserem heutigen Sinne, oder überhaupt denken, da die wandernden Barbaren nur so lange weilen, als es ihnen gefällt, als sie für Mann und Roß und Herden, ohne Mühe und Arbeit, überflüssigen Unterhalt, als sie keine nahe Uebermacht zu fürchten haben, und dann in ihrer wilden Flucht wieder ein Schrecken der nächsten Nachbarn werden. Nur hohe Gebirgsketten, breite Ströme und Meere hemmten gewöhnlich auf einige, wohl auf längere Zeit ihren Zug: — aber auch diese werden (reiße dann was mag) überschritten, wenn eine eherne Nothwendigkeit gebieterisch vorwärts drängt. — Gewalt ist das einzige Recht. — Dem Begriffe bestimmter Gränzen mag man sich erst nähern, wenn jene Völkerstämme ihre Weise und ihr Daseyn völlig verändern, entweder durch wiederholte Niederlagen ermüdet, oder von dem Schrecken des Namens eines überlegenen Nachbarn gezügelt, ihrem Nomadenleben entsagen, sich in feste Wohnsitze einschließen, und statt des unstäten Krieger-, Jäger-, Fischer- und Hirtenlebens, Ackerbau treiben. — So lange jene wilde Völkerschaften unbezwungen waren, wer mochte da an eine feste Gränze denken? — Um wüste Strecken aber, um Einöden, bekümmerte sich ein Theil so wenig als der andere. — Wenn wir mit so vollgültigen Zeugnissen, wie Eginhards, des sächsischen Dichters und Anderer, die Enns als Gränzscheide annehmen zwischen den Hunnivaren und zwischen dem austrasisch-bajoarischen Reiche, geschieht es wahrlich nur in jenem approximativen Sinne, und nicht etwa wie sich dort heut zu Tage die Kreisamtsbezirke von St. Pölten und Stadt Steyer theilen — und in dieser Hinsicht wird die Enns aus dem steyerischen Hochgebirge herunterströmend, und sich in die Donau mündend, dem in jene Zeiten zurückschauenden militärischen Auge, doch verhältnißmäßig eine viel wahrscheinlichere Gränze dünken, als der Kahlenberg.

Einheimische Quellen mangeln aus jenen Tagen gänzlich. Wenn aber sogenannten alten Geographen, die in weiter Entfernung von unseren Gauen, oder in langer Zeit nach den Begegnissen oder nach der Epoche lebten, von der sie schreiben, und über die sie als Gewährmänner angeführt werden, um irgend einer vorgefaßten Meinung ein zweydeutiges Belege aus ihnen herauszufolgern und heraus-

zufoltern, ein buchstäbliches Gewicht beygelegt wird, so leuchtet die Verkehrtheit dessen von selbst in die Augen. — Die Autorität und die Authenticität der guten Leute steht beyläufig auf derselben Linie mit den geographischen und ethnographischen Angaben der Franzosen, wenn sie »vom Norden« sprechen, in welchem Punkte sich diese praktischeste aller Nationen selbst jetzt noch nicht gründlich noch durchgängig gebessert hat, so sehr auch diese Neurömer auf des Imperators Napoleon Beutezügen vom Gariglian bis an die Eyder, und von Lissabon bis Moskau sich zu orientiren Gelegenheit gehabt hätten.

»Lasse man uns fragen (sagt Heyrenbach), wie Unteröstreich in die Hände der Hunnen gerathen sey? Die Longobarden, sagt man, haben diesen Theil des Ufernorikums sammt Pannonien bey ihrem Abzuge nach Italien den Hunnen überlassen. Hiermit blieben diese vom Jahre 568 bis 791 im Besitze Pannoniens und jenes Theiles des Ufernorikums, der sich vom Kahlenberge bis an die Enns erstreckt. Hatten aber wohl die Longobarden nebst Pannonien auch das genannte Stück des Norikums inne, und wie sind sie dazu gekommen? Man gibt vor, Kaiser Justinian habe, um die Gothen zu kränken, den Longobarden das Angeführte eingeräumt. Dieß ist aber nun zu untersuchen.«

Als Odoaker die Rügenherrschaft in diesem Theile des oberen Pannoniens und des Ufernorikums gestürzt, stellte sich die alte Reichsgränze an der Donau wieder her; er führte den Rügenkönig Feletheus und Gisa, seine Gemahlin, mit sich gefangen fort, 487. Ihr Sohn Friedrich aber, der seinen Oheim gleiches Namens, der zu Fabiana Hof hielt, erschlagen, war entflohen, zu einem gar gefährlichen Nachbar, zu Theodorich, dem Herrscher der Ostgothen, den der Hof zu Byzanz in einem fort wider Odoaker hetzte, und der auch mächtig sich rüstete zur Heerfahrt wider Italien. — Auf die Kunde dessen kamen die Schaaren Odoakers das Jahr darauf (488) zum zweyten Male ins rügische Donauland. Ihre Führer, der Comes Pierius und Odoakers Bruder, Arnulf, auch Wulfo, schleiften die vorhandenen Befestigungen, und führten die ganze Bevölkerung, römischer Abkunft und Zunge, von jedem Alter und jedem Geschlechte, und die verehrte Leiche des Apostels St. Severin mit sich über die Alpen in das Land Italien. — Noch ein Jahr, und Theodorich siegte über Odoaker ohnferne des durch König Etzel, der Geißel Gottes, von Grund aus zerstörten Aquileja (489). Der zweyte Sieg bey Verona gab ihm seinen ewigen Namen in der Heldensage: Dietrich von Bern. — Odoaker ward in Ravenna gefangen und getödtet (493), und das Ostgothenreich begann. Theodorich nahm den römischen Purpur, und schickte seine Befehle bis an den Genfersee, in beyde Rhätien, denen er einen Herzog vorsetzte, und ins Norikum bis an die Donau, an alle in Pannonien wohnenden Römer und Barbaren, nach Suavia und nach Dalmatien. — Das ganze Abendland fürchtete ihn; nicht die Franken noch andere Barbaren wagten es, sich gegen ihn zu regen, und die alte Römergränze wurde überall behauptet (Romana regna remearunt ad limitem suum, darüber sind Cassiodor, Jornandes, Prokopius und Ennodius einig). — Aber mit des großen Dietrich Tode (526) trat ein gewaltiger Umschwung ein. Das unter Chlodowigs Söhne getheilte Frankreich breitete sich mächtig aus über den Rhein, bis an die

Saale Thüringens, und bis über den Inn. — Die Ostgothen, von Byzanz her bedroht, gaben ihnen ihre Vorlande preis, von der Donau bis tief in die Alpen hinein, und so mochte wohl der austrasische Theodorich den Franken, Alemannen und Bajuvariern zu Chalons Gesetze schreiben. — Auf welche gleichzeitige Quelle Heyrenbach die (Seite 45) stehende Angabe gründe, daß die Bajuvarier im sechsten Jahrhundert blos als fränkische Kolonisten in Baiern, so wie in unser Norikum, eingewandert seyen, vermögen wir schlechterdings nicht zu errathen? — Wie einst Zeno den Theodorich wider Odoaker begünstigte, so waren dem Justinian die Longobarden natürliche Verbündete wider die täglich anwachsende Uebermacht und den Uebermuth der Franken. (Tunc Gothi Francis adulantes et quidquid illis gratum exhiberi possit cogitantes, non solum a pluribus alienigenis regionibus et locis discedebant, sed etiam ab Alemannis prorsus abstinebant: quum ipsis jam non de longinquis imperiis et gloria, sed de Italia ipsa atque vitando ultimo exitio certandum esset, sagt Agathias.) Ja die Franken wurden über den thüringischen Sieg, über die nothgedrungene Nachgiebigkeit der gefürchteten Ostgothen und über die glückliche Ausbreitung vom Rhein bis an den Inn und durch die rhätischen und tridentinischen Alpen bis an den Po so stolz, daß ihr König Theodebert oder Dietbert dem Kaiser des Aufganges, Justinian, der bald darauf durch die Helden Belisar und Narses das Vandalenreich in Afrika und das Ostgothenreich in Italien zerstörte, und ein Wiederhersteller des alten Weltreichs zu werden schien, in einem orientalisch prahlerischen Briefe sich als den Herrn aller Länder zwischen dem atlantischen Ocean, dem schwarzen und dem Mittelmeere angab: »Feliciter subactis *Thuringis* et eorum provinciis acquisitis, extinctis eorum tunc regibus, *Norgavorum* gentis nobis placata majestas colla subdidit, deoque propitio *Wisigothis*, qui incolebant Franciae septentrionalem plagam, *Pannoniam* cum Saxonibus Cuiciis (unter denen er wohl die Longobarden meint), qui se nobis voluntate propria tradiderunt, *per Danubium et limitem Pannoniae* usque in *Oceani litturibus*, custodiente Deo, nostra dominatio porrigitur.«

Drey Dinge dürfen in den Geschichten jener Zeit nie außer Acht gelassen werden. — Das Streben des Hofes von Byzanz, wo die Macht längst dahin war, wenigstens den Anspruch für günstigere Augenblicke festzuhalten, sich fortan als Universalerben der alten Cäsaren, als Herren der ewigen Stadt und der ganzen Welt (domini urbis et orbis), die Barbarenkönige aber, als tributäre Lehensfürsten zu betrachten, und ihnen auch unbegehrt alle Ehrenzeichen einer übertragenen Gewalt und Hoheit zuzusenden, — in den Barbarenkönigen hingegen die Neigung, solche Zeichen am liebsten aus der Hand der Ohnmacht anzunehmen, um alsdann daraus zu machen, so viel sie wollten, und so viel die Zeit und die Gelegenheit vergönnte, — endlich wie mit dem Zeichen des Kreuzes fast immer auch jene des Frankenreiches vorwärts drangen, und daß (wie solches unvermeidlich aus der Lage und aus der Verflechtung der Dinge floß) der Franken Bekehrungs= und Civilisations=Versuche immer auch zugleich Eroberungs=Versuche waren oder wurden!

Die Legende S. Severins zeigt uns die Sitze der Rügen in der Umgegend Fabianas, wo ihre Fürsten Hof hielten, auf beyden Donau=Ufern, auf dem linken im Marchfelde bis an die niedrigsten

Ausläufer der Karpaten über der alten Römergränze drüben in der Germania magna, und da, wo die alten Gränzmarken Pannoniens (an dessen äußerstem Ende Wien lag), und des Ufernorikums (Norici ripensis) am Kahlenberge in einander flossen, bis gegen, ja wenn die Beutelust es wollte, und das Schwert es vermochte, in die Wette mit streifenden Herulern, Skyren, Turcilingen und Alemannen, bis gegen die Enns und drüber hinaus.

Als Odoaker das Uebergewicht erlangt, als er 476 den Augustulus gestürzt, und die alte Reichsgränze, wenigstens scheinbar, durch die Furcht seines Namens wieder hergestellt, hatte sich der Rügerkönig Feletheus, auch Fava genannt, auf dem linken Donau-Ufer gehalten (cum Odoachar in Italia, jam per aliquod annos regnabat, — illis diebus Feletheus ulteriorem Danubii ripam incolebat, quam idem Danubius a Norici finibus separat, sagt Paul Warnefried der Diakon in seiner longobardischen Geschichte, und fährt sohin fort, daß, nachdem Odoaker mit italischen Völkern, mit seinen Herulern und mit jenen Rügen, die schon lange ihm gehorchten, der Herrschaft des Feletheus ein Ende gemacht, das Land verheert, und zahllose Gefangene mit sich nach Italien geschleppt, — 487 — *tunc Longobardi de suis regionibus egressi*, *venerunt in Rugiland*, quae latino eloquio Rugorum patria dicitur, atque in ea, quia erat solo fertilis, aliquantis commorati sunt annis. Nach diesen wenigen Jahren aber unter dem Könige Tato breiteten sie sich in der großen Ebene aus zwischen dem komagenischen Gebirge und der Donau, der Raab und dem Neusiedlersee, die noch zu den Zeiten Otto's von Freysing, Sohnes unseres heiligen Leopold, und Geschichtschreiber des großen Barbarossa (vielleicht nicht ohne Bezug auf die alte Wüste der Bojer), das Feyerfeld oder Leerfeld hieß: »egressi Longobardi de Rugiland, habitaverunt in campis patentibus, qui barbarico sermone Feld appellantur.« Damit begnügten sie sich aber nur durch die kurze Zeit dreyer Jahre. Nach diesem spatio trium annorum entbrannte der Krieg zwischen ihrem Fürsten Tato und zwischen dem Herulerkönig Rudolph, der eben auf jener weiten Ebene aufs Haupt geschlagen, den Untergang fand, von welcher Zeit an die Longobarden, an Macht und Muth gemehrt, den Krieg um des Krieges willen suchten, und ihre Macht und ihren Ruhm in allen Richtungen weiter ausbreiteten. Jam hinc Longobardi ditiores effecti, aucto de diversis gentibus, quas superaverant exercitu, ultro coeperunt bella expetere et virtutis gloriam *circumquaque protelare*. Wie sollte dies siegbekrönte Volk den Maulwurfshügel des Kahlengebirges für unübersteiglich angesehen, von der längst eingesunkenen Scheidewand zwischen Oberpannonien und dem Ufernorikum, die selbst in den Tagen ihres Bestandes für die Römer eine willkürlich selbst gemachte administrative Eintheilung, und seither längst von unzähligen Völkerschwärmen in den Staub getreten war, auch nur Etwas geahnet haben; in Alboins Longobardenheere werden Noriker wie Pannonier genannt, und wenn der viel größere, viel gewichtigere pannonische Name vorherrscht, so liegt dieß in der Natur der Sache. Wie paßte überhaupt eine so beschränkte Geschäftseintheilung vernünftiger Weise in das damalige wilde Durcheinanderfluthen, in das damalige Niedertreten aller Schranken? Würde etwa ein heutiger Eroberer bey doch so sehr veränderten, so unendlich zusammengesetzten Verhältnissen und Bedürfnissen seine Invasion oder seine Besitzhaltung nach Kreisamtsbezirken oder Vierteln regeln,

welche selbst von dem Gutdünken der Behörden abhängig, in einem und dem nämlichen Jahrhunderte öfters gewechselt haben?!

Wenn Theodeberts Bramarbasiren jemals einen fernen Bezug auf die kriegerischen Longobarden gehabt haben sollte, so könnte es wohl nur vom Antrage eines Bündnisses verstanden werden, welchem aber, wie wir sogleich vernehmen, der Hof zu Konstantinopel ausgiebig und mit Erfolg entgegenwirkte. — Bis 526 lebte der große Theoderich, und war das Reich der Ostgothen ungeschmälert. — 534 starb der austrasische Theodorich, der die leges Francorum, Alemannorum et Bajuvariorum, dum esset Catalaunis, per viros sapientes schreiben ließ. — In diese acht Jahre fällt also das Zurückweichen der Ostgothen von der Donau bis in die Alpen. — Es wird wohl nie ausgemacht werden, ob die Alemanner und Bajuvarier mit dem Schwerte gezwungen worden (wohin das gentes multis sudoribus adquisitae der Jahrbücher von Metz zu zielen scheint), oder ob sie sich freywillig unterworfen, wofür angeführt werden könnte, daß die Merowingen einen weiblichen Nebenast ihres Hauses die Agilolfinger über Baiern gesetzt (Agilulfus ex Chlodovei regis Francorum filia procreatus, — majoribus apud Austrasios clarus, — du plus grand lignage de la terre), daß sie diesen, wie in keiner andern fränkischen Eroberung, Erbrecht und Erbfolge zugestanden. So lange die merowingische Herrlichkeit, dauerte auch jene der Agilolfinger. Selbst in der Ungnade widerfuhr ihnen viele Nachsicht und Huld. Die obersten Staatsbeamten und Nationalrichter wurden aus fünf andern, allem Anscheine nach gleichfalls fränkischen Familien genommen.

534 — 536 eroberte Theodebert auch die südlichen tyrolischen Alpen, und überschwemmte das obere Italien zwischen der Adda, dem Po und dem adriatischen Meere. — In letzterem Jahre begann Justinian den Krieg wider die Ostgothen. — Unter den Vorbereitungen dazu war wohl nicht die geringste das enge Bündniß, welches er mit den Longobarden einging.

Prokop, der Geschichtschreiber des Gothenkrieges, sagt III. 33: — »Als aber Kaiser Justinian den Longobarden die Stadt Norikum (Νορικο τε πολει), die Festungen Pannoniens und andere Ortschaften nebst einer Menge Geldes geschenkt, haben diese ihre vorigen Wohnplätze verlassen, und sich an dem dießseitigen Gestade des Isters, nicht fern von den Gepiden, niedergelassen.

Heyrenbach legt hier ein sehr großes Gewicht darauf, daß Prokop, der doch das Land Norikum sehr gut kenne, weil er die Bewohner dieses Landes unter den andern, einst den Ostgothen unterthänigen Völkern nenne (I. 15), und die schlagende Beweiskraft jener Stelle des Prokopius scheint ihm dadurch über jeden Zweifel erhaben, daß ein angeblich alter griechischer Geograph aus dem vierten Jahrhunderte diese Stadt Norikum keineswegs als in der gleichnamigen Provinz gelegen kenne, sondern als eine der vorzüglichsten Städte Pannoniens!!

Es sagt nämlich diese vetus orbis descriptio graeci scriptoris (angeblich) sub Constantio et Constante edita cum duplici versione et notis Jacobi Godofredi: »das Land Pannonien, eine reiche Provinz, welche viele Früchte, Vieh, Waaren, zum Theile auch Sklaven hat, ist auch der immerwährende Sitz der Kaiser, hat sehr ansehnliche Städte, als Sirmium und Norikum.«

Diese Stelle über Pannonien stellt sich schon auf den ersten

Blick als nichts mehr und nichts weniger denn einen wahren Gemeinplatz dar, und als eine ganz willkürlich in die Tage von Konstantius und Konstans hinaufgeschraubte Ausgeburt des Mittelalters, die schon wegen ihrer Dunkelheit und Verwirrung als Quelle gar keinen, oder nur einen höchst zweydeutigen Werth hat. Sie gehört zu jenen unglücklichen Epitomatoren, die bloß aus den älteren abgeschrieben, manche spätere Begriffe untermengt, und so recht eigentlich das Wasser trüb gemacht haben, schlimmer noch, als die unzähligen Mönchschroniken, die immer und immer nur den Hermannus contractus wiederkäuten. — Wer doch die klassischen Beweisstellen nachweisen wollte, daß Pannonien der immerwährende Sitz der Kaiser gewesen? — Doch etwa nicht, weil es an Vieh und zum Theile auch an Sklaven sehr reich war, sondern weil (salus reipublicae Danubius!) auf dem pannonischen Reichslimes am Ister die meisten und die gefährlichsten Einbrüche der Germanen und Sarmaten geschahen. Eben auch hier sind die Pforten des römischen Weltreiches für immer zersprengt und zertrümmert worden. — Wenn dieser köstliche Autor Norikum mit Sirmium als eine der ansehnlichsten Städte Pannoniens anführt, so glaubt man wahrhaftig im Jornandes zu lesen von der Einwanderung der Gothen »in die unabsehlichen Ebenen Pannoniens, nördlich durch die Donau, westwärts durch Norikum begränzt, eine neue Heimat mit sehr vielen ansehnlichen Städten, aus denen die erste Sirmium, die äußerste Vindomina!!« — oder jene offenbar verderbte Stelle des Prokopius wieder zu hören! Sollte es denn gar nicht auffallen, daß man in den viel älteren, und der blühenden Kaiser-Epoche gleichzeitigen Quellen, daß man weder in den Itinerarien, noch in der theodosischen Tafel, noch in der notitia utriusque imperii, noch auf irgend einem der zahlreichen Denkmale, die doch so gar viel vom oberen und unteren Pannonien enthalten, und die Namen selbst geringfügiger Mansionen und Municipien mit ihren respektiven Entfernungen überliefern, nirgend diese zweyte Hauptstadt, nirgend eine πολιν Νωρικον auch nur erwähnt findet!? Wer sich durch vieljähriges Quellenstudium einigen Takt erworben hat, kann sich der Ansicht gewiß nicht erwehren, daß jene Stelle im Prokop eine Variante sey, die, wie leider in den alten codicibus so häufig der Fall ist, den Sinn gänzlich stört, vielleicht aber doch noch einmal durch sorgfältige Vergleichung aller vorhandenen Handschriften und Ausgaben hergestellt, oder doch dem echten Sinne näher gebracht werden könne? — Höchst wahrscheinlich dürfte es nach dem Urterte heißen: »als aber Justinian den Longobarden die Festungen Pannoniens gegeben, Νωρικον τε πολεις, oder πολεις (anstatt πολις)?? norische Städte und viele andere Ortschaften?« — Nach Theodeberts Brief könnte man die Franken bis an die Mündung der Donau, bis ans schwarze Meer vorrücken, im lächerlichen Widerspruche mit dem ganzen Verlaufe der Geschichte; selbst ihre Ausdehnung durch das Ufernorikum bis an und über das komagenische Gebirge oder den Kahlenberg in Pannonien herein, kraft jenes Briefes, ist unhaltbar, da er zu wenig und zu viel beweist.

Wir könnten diesen unvergleichlichen Autoritäten allenfalls noch eine dritte beyfügen, welche durch ihr Alter und durch ihren Ton und Vortrag für die, welche Augen haben, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, das Plagiat noch unzweydeutiger beurkundet. — Man liest nämlich beym Suidas, in voce Νωροψ, — νωροψ, splendidus; nam etymologi a privatione visus deducunt. — Obscurant enim,

ajunt, visum valde splendida et diffundunt. — Itaque νωροφ χαλκος, id est: Noropa aes dici, quod se aspici non sinat. Epaphroditus autem, qui *Noracum*, *Pannoniae urbem (!!) cujus civis*, *Noracius dicitur*, *vidit*, narrat, *in Pannonia* ferrum nasci, quod si acuatur et poliatur, fiat splendidissimum. — (Da ist nun vollends alles auf Pannonien hingeworfen, was die Alten alle, einstimmig, vom norischen Eisen und Stahl sagen, dessen Bearbeitung Martial noch über jene der berühmten spanischen Hütten von Bilbilis setzte, weßwegen Klemens von Alexandrien die Noriker gar zu den Entdeckern des Eisens machte, und noch in den Tagen des großen Theodorich, wie andere Länder um anderer Gaben, so das Norikum um seiner Eisenminen und Eisenschmieden willen, sprichwörtlich gerühmt ward!)

Wie wenig die Longobarden den Franken geneigt, wie wenig sie gesonnen waren, als Nachbarn, jedem weitern Umsichgreifen von ihrer Seite gleichgültig oder wohl gar beyfällig zuzusehen, erhellt am triftigsten aus der Antwort der fränkischen Heeresfürsten an den staatsklugen und siegreichen Eunuchen Narses, als er den Durchzug durch das venetische Land wider die Ostgothen begehrte: »sie erblickten in seinem Heere die Longobarden, der Franken ärgste Feinde!« — Die Baiernherzoge agilolfingischen Blutes brüteten früh über Unabhängigkeitsplanen von den Franken, und der erste aus ihnen, den wir kennen, Garibald (welcher gleichzeitig mit dem Falle des Ostgothenreichs genannt wird, 554), suchte ihre Freundschaft und Verwandtschaft.

Ueberdem wurde das große Uebergewicht der Merowingen durch die Siege Belisars und Narses, durch den Fall des Ostgothenreiches in Totila und Tejas (552 — 554) durch den Untergang des von den Franken ausgesendeten großen Schwarms von Alemannen unter Buzelin und Leutharis sehr geschwächt, und der Exarch des griechischen Kaisers gab nun wiederum über ein Jahrzehend Gesetze in Ober-Italien und bis in die Alpen von Trient hinein, an den Küsten Istriens und Dalmatiens. — Alles änderte 568, daß Alboin, Sohn Audoins, der mit Hülfe der Hunnivaren die Gepiden besiegt, mit seinen Longobarden, mit den überwundenen Gepiden, mit Pannoniern und Norikern, Bulgaren, mit vielen Sachsen und mit allerley suevischen und sarmatischen Abenteurern aufbrach, und die verlassenen Plätze in Pannonien und im Ufernorikum durch friedliches Verkommniß den Hunnen oder Avaren überließ, und den von ihnen unterjochten Slavenstämmen *). Nicht nur sind diese Hunnivaren um Nahrung, Beute und Menschenraub verheerend nach Baiern hinaus und bis in Thüringen gestreift, sondern sie trieben auch die Slaven so vor sich her über die Enns und Drau, daß sie, wie weit nicht schon von Osten nach Westen vorgedrungen waren, als

*) Bequemer wäre es freylich, und Heyrenbach und wir wären der Mühe überhoben, wenn Prokopius oder Paul der Diakon uns das Gränz-Demarkations-Uebergabs- und Einweisungs-Protokoll der beyderseits longobardischen und hunnivarischen Kommissarien aufbewahrt hätten!! Daß die Schriftsteller beym Abzuge der Longobarden nur Pannonien nennen, nicht auch den für jene Zeit weit ausgebreiteter Verheerungen verhältnißmäßig gar nicht nennenswerthen Theil des Ufernorikums vom Kahlenberge bis an die Enns ist wohl sehr natürlich, a potiori fit denominatio, derley Beyspiele gibt jede Geographie Rußlands oder der Türkey noch in unsern aufgeklärten Tagen, und nach ganzen Bibliotheken von Reisebeschreibungen.

(620—622) gleichzeitig mit Mohameds Flucht von Mekka, und mit dem Anfange der Hedschra, ihr Befreyer Samo erschien? — ja daß schon um 595 und dann fort und fort im äußersten westlichen Mittelnorikum (Noricum mediterraneum) bey Agunt, nun Innichen in Tyrol, ein limes Slavorum erscheint, und mit den Agilolfingern Tassilo und seinem Sohne Garibald an den Quellen der Drau und Rienz bald glücklich, bald unglücklich gefochten ward. — Von dem Abzuge der Longobarden nach Italien, bis Karl der Große diese Gegend den Hunnivaren entreißt, und zur Vormauer seines Reiches macht (568—791), liegt das Land unter der Enns wie im dunkeln Meeresschlunde. — Die austrasischen Franken bekümmerten sich wenig darum. Sie suchten vielmehr nur die beständigen Unabhängigkeitsplane der Agilolfinger nieder zu halten, die dem Hauptstamme der Merowingen nicht minder zu schaffen machten, wie späterhin Alt und Neu-Burgund den Kapetingen und Valois. — Den ersten Stoß erhielt das Joch der von Gestalt scheußlichen, durch alle Laster der Unwissenheit und Wildheit befleckten, zur Ueberschwemmung weiter Lande wie gebornen Hunnen oder Avaren durch die von ihnen unmenschlich gedrückten Slaven, denen endlich in Samo ein heldenkühner Befreyer erstand, der die Hunnen schlug, und sich eben so dem fränkischen Dagobert furchtbar machte. — Mit seinem Tode rangen die Avaren wieder nach der alten Uebermacht und nach Rache. — Da war freylich den Slaven an der Sau und Muhr die bojarisch-fränkische Macht ein natürlicher Verbündeter, und warum nicht auch jenen zwischen der March und der Enns? — Ein unaufhörlicher kleiner Krieg mußte die Folge davon seyn.

Daß das ganze Ufernorikum von den Gothen förmlich den Franken abgetreten worden, diese große und pragmatische Neuigkeit, weiß Heyrenbach nur aus dem oben angezogenen Briefe Theodeberts!! — Wir dürfen das Endurtheil getrost jedem Leser anheim stellen. — Daß Ptolemäus die Gränze Pannoniens an den Kahlenberg setzt, daß somit Fabiana oder Vindobona (obwohl es auf der peutingerischen Tafel auf norischen Boden gestellt zu seyn scheint) nicht im Ufernorikum, sondern an der äußersten Westgränze des oberen Pannoniens lag, und schon Carnunt ein Ort heißt, norico regno proximus, das ist uns Alles längst und wohl bekannt; nicht minder der überstudierte Gedanke des Lambecius, der aus Vindobona und Faviana zweyerley macht, und letzteres mit S. Severins Zelle gar nicht auf römischen, sondern auf Barbarenboden, aufs linke Donau-Ufer hinübersetzt, weil nach der Legende der Gottesmann, »adveniens de partibus Orientis, *in vicinia Pannoniarum et Norici ripensis*,« seiner Wanderung ein Ziel setzte, und sich niederließ. Zur Bekräftigung des den Unwissenden so willkommenen Sprichwortes: es fehle den Gelehrten gewöhnlich am gesunden Menschenverstande, übersetzte dieß Lambecius allzu buchstäblich: in der Nachbarschaft Norikums und Pannoniens (also, wie er meinte, weder in dem einen, noch dem andern!), und weil gerade hier beyde Provinzen unmittelbar in einander flossen, flüchtete er sich gar damit auf die Nordseite der Donau, anstatt den natürlichsten Sinn aufzufassen, »da, wo das Ufernorikum und Pannonien sich begegnen, wo sie zusammengränzen,« was so haarscharf auf das am Fuße des Gränzberges, des Kahlenberges, gelegene Wien hindeutet, und dessen Identität mit Fabiana außer allen Zweifel setzt! Allein um so

weniger können wir Heyrenbachs Satz unterschreiben, das Ufernorikum sey unter Theodebert 535 — 547 ein fränkischer Staat (!!) gewesen, und bleibe es so lange, bis eine Eroberung von Seite der Longobarden oder Hunnen bewiesen werde!! Wir hingegen, gar nicht erweicht durch die gewissenhafte Sorgfalt, mit welcher alle die Barbaren die sämmtlichen Maximen und Grillen der römischen Gouvernementseintheilung beybehalten haben sollen, beziehen uns zuvörderst auf das, was wir im Eingange über Gränzen und Gränzbestimmung in den Tagen solcher Völkerfluthen überhaupt gesagt, rufen die natürliche Lage der Dinge ins Gedächtniß und in die Erwägung zurück, lassen den Franken oder vielmehr den ihnen ungern gehorchenden Bajuvariern und ihren beständig nach dem höchsten Gute, nach National-Unabhängigkeit strebenden, und weit mehr ihrem neuen Volke, den markvollen Baiern, als ihren alten und schon als Knaben alternden Vettern, den Merowingen, zugethanen Agilolfingern das Ufernorikum vom Inn bis zur Enns; aber auffallen muß es uns doch, daß in allen alten Ueberlieferungen und Zeugnissen immerdar die Enns in der Eigenschaft eines Gränzflusses auftritt, im entschiedensten Einklange damit, daß dieses viel wahrscheinlicher sey, als daß die aus dem Marchfelde herübertretenden und sich vom Gebirge gegen den Neusiedlersee ausbreitenden Longobarden den Kahlenberg als ein non plus ultra betrachtet haben sollten!

Es zeugt eben nicht für die gesundeste historische Kritik, für so viel ältere Zeiten den um so viel jüngeren Biographen des h. Emmerans als vollgültige Richtschnur hervorzustellen, und auch da noch erst durch gezwungene Interpretationen Beweise nach seinem Sinne sich herauszuhauen, wider das Entgegengesetzte aber schlechterdings taub und blind zu seyn! Zwey Dinge unterliegen bey nüchternem Sinne keinem Streite: erstlich daß Meginfried, der Biograph S. Emmerans, das Pannonien seiner Zeit, nämlich des eilften Jahrhunderts, im Auge gehabt habe; denn wie hätte ein Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts die damals noch völlig unbekannten Ungern mit den Hunnen oder Avaren verwechseln können: Avaros, quos alio nomine Hunnos et Hungros appellamus!! Von nicht minderem Gewichte ist, daß er die Gränzen der Baiern, so wie ad Orientem Ungria, so meridiem versus, Alpibus begränzt, während doch die Agilolfinger und die alten Baierherzoge ihren Ambacht tief in die Alpen hinein über Botzen, ja bis über die Thore Trients erstreckten, Meginfried also sich und uns recht unverkennbar in die Tage versetzt, wo Baierns Herzogsambacht am Fuße der Alpe erlahmte, weil die Kaiser in diesem, die Schlüssel Italiens und Deutschlands bergenden Felsgeklüfte lieber viele unter sich uneinig sahen, als einen Einzigen übermächtig. — Eben dieß ist zugleich das Wort des Räthsels über die Zerstücklung der Herzogthümer in Grafschaften, über die Begünstigung der geistlichen Macht auf Kosten der weltlichen, über die geflissentliche Ungewißheit und Theilung der Gewalten auf dem Rücken und an den Engpässen der Alpen. — Hätte aber Meginfried wirklich ganz in den geographischen Vorstellungen der Lebenszeit seines Heiligen des siebenten Jahrhunderts geschrieben, so hätten ja auch in seinem Sinne die »fines in utroque limite deserti, inter Bojoarios et Hunnos« gerade an der Enns angefangen? — Allerwenigstens würde daraus doch unbestreitbar erhellen, daß die Baierherzoge früher doch nie hindern konnten, daß das Land vom Kahlenberge herauf bis an die Enns wüste gelegt wurde, eben

durch das um sich fressende Schwert der Hunnivaren und der Slaven, die für erstere das Feld bauten, Weiber und Töchter nur für die Hunnen hatten, und ihren Vortrab machten in der Schlacht, und daß Herzog Theodo sich doch selbst unvermögend bekennen mußte, den Weg des h. Apostels Emmeran zur Bekehrung der Hunnivaren, so wie in seinem eigenen Lande, so auch von Westen her, bis an die Enns zu beschützen!! lauter Belege für unsere Ansicht; denn wie könnte auf diese Weise dort von einer ordentlichen fränkisch=bojoarischen Oberhoheit, wenigstens von einer dauernden, die Rede gewesen seyn?! Die Stelle selbst spricht laut genug, so, als wenn wir sie für uns interpolirt hätten.

Adhaec infit Dux Theodo, divino consilio praeventus, se tam pio studio nihil opponere, nihil tantae virtuti resistere, nisi quod *commeandi* facultatem *impossibilitas quaedam* obstrueret propter discordiam et *longam inter se et Avares bellorum controversiam*, *fines in utroque limite desertos ita ut circa Anesim fluvium*, urbes et loca olim cultissima tantis bestiarum immanitatibus horrerent, *ne viantibus ullus transeundi aditus pateret*, monere autem potius et supplicare, quatenus apud se suosque b. pater morari dignaretur, quos tam rudes et imperfectos in fide praeteriri fas non esset etc.

Ist es möglich, in solchen Zeiten, wovon hier die Rede ist, eine Gränzmark zwischen zwey rohen, zum Theil noch heidnischen Völkern, aus welchen besonders eines alle festen Sitze verabscheut, ohne Vorrath, ohne Rüstung die fernsten Lande überschwemmt, ohne Brücken, ohne Nachen, die breitesten und reißendsten Ströme übersetzt, eine Gränzmark bestimmter ausgesprochen und bezeichnet werden kann, als selbe hier an die Enns gesetzt wird!!

Etwa ein halbes Jahrhundert nach S. Emmeran kam S. Rupert, ein Blutsverwandter der Merowingen, und durch sie der Agilolfinger, nach Baiern, die noch häufigen Ueberreste des Götzendienstes, der Irrlehren des Bonosus und Photinus und den von den vielfach befreundeten Longobarden vielfach herüber verpflanzten Arianism auszurotten. Herzog Theodo II. selbst, mit seiner Familie und mit vielen Großen und Geringen des Baiervolkes nahm von ihm die Taufe. Doch setzte der heilige Mann seinem apostolischen Eifer kein Ziel in der Herzogsstadt Regensburg. Ihn trieb es, die unter dem grausamen Joche der Hunnivaren zahlreich schmachtenden Christen im Glauben zu stärken, und seine unerschrockenen Bekehrungsversuche auch unter den wilden Unterdrückern fortzusetzen. Er fuhr die Donau hinunter, überall in diesen Uferlanden lehrend und taufend, bis an die Gränzen von Unterpannonien. Auf der Heimkehr weilte er in dem alten Lorch ob der Enns, einst der Hauptort des Ufernorikums, aus welchem einst S. Severin, vor dem alemannisch=thüringischen Schrecken, alles Volk heruntergeführt nach Fabiana und in die andern rügischen Städte des Königs Feletheus. — Obgleich Lorch jenseits der Enns, also auch unstreitig auf fränkisch=bajuvarischem Boden liegt, scheint doch nach dem Wortlaute dieser Legende, die freylich erst der Karlowingenzeit angehört (es ist nämlich der Anonymus de conversione Carantanorum), Theodos Hoheit eben nicht sehr kräftig, und die ganze Umgegend vielmehr eine verlassene Einöde gewesen zu seyn, mit zahllosen Trümmern römischer Herrlichkeit übersäet, in denen allenfalls die unterjochten Eingebornen oder die Slaven ein Obdach suchen, und den dürftigen Anbau des

Bodens, den Widerstand gegen die Elemente im Schweiße ihres Angesichts üben durften, während ihre Peiniger, die Hunnivaren, alle geschlossenen Orte, als verhaßte Gefängnisse fliehend, ihre Herde und ihren Raub in großen Ringen hinter Flüssen oder Sümpfen, oder auf weit ausschauender, winddurchbrauster Fläche bargen, von Zeit zu Zeit aus eben diesen Ringen gleich Rudeln reißender Thiere wieder hervorstürzend auf neuen Raub.

Von der Enns zog S. Rupert noch weiter westwärts, zwischen tosenden Bergbächen und waldigten Vorbergen, im Angesichte die von tausendjährigen Wettern kahlgewaschenen, oder in ewigem Schnee und Eise blitzenden Häupter der einander überragenden Riesen der norischen Alpenwelt, — über das veтenische Feld in die Oede des Wallersees, bewohnt von römischen Abkömmlingen, denen jetzt das harte Joch den Nacken wund drückte, das einst ihre Väter aller Welt aufgezwungen. Dort baute er dem Fürsten der Apostel, S. Peter, eine Kirche. — Bald darauf aber vernahm er, es sey in der Nähe, wo die Salzach aus den Felswänden ins Thal heraustritt, eine Stelle, wo viele noch in ihren Trümmern herrliche Gebäude hervorragten zwischen Gras und Moos und jungem Walde. — Es waren die Ueberreste der alten Hadriansstadt Juvavia, von den Herulern zerstört, von S. Severin vergeblich gewarnt. — Der verwunderte Theodo schenkte Ruperten und seinen Gefährten die alte, bereits vergessene Römerstadt mit Gründen und Leibeigenen, Salzquellen und Salzfelsen, von der sie nunmehr Salzburg genannt wurde, und ihre Erzkirche durch die Jahrhunderte herab fortpflanzte, bis auf den heutigen Tag.

Der Anonymus sagt: »Tunc supradictus vir domini (Rupertus) accepta licentia per alveum Danubii usque ad fines Pannoniae inferioris spargendo semina vitae navigando iter arripuit. Sicque tandem revertens ad Lauriacensem pervenit civitatem etc.

Sind Heyrenbachs Folgerungen aus dem Meginfried schon ein wunderseltsames Kunststück, so ist dieß noch mehr der Fall bey den Nachrichten von S. Rupert aus dem Ungenannten über die Bekehrung der Karentaner und der Bojuarier. Ueber die gräulichen Verwüstungen an beyden Ennsufern, namentlich von Passau bis über Lorch herauf, bedürfen wir gar keines andern Gewährsmannes, als der Legende S. Severins, und dennoch will er finden, daß die Wüsteney nur vom östlichen, nicht aber vom westlichen Ennsufer zu verstehen sey; erscheine ja doch Lorch als ein ansehnlicher, seit lange her bewohnter Ort, und wären die Hunnen je verwüstend über die Enns gedrungen, so wäre Lorch der erste Ort gewesen, der ihnen zum Opfer hätte werden müssen!! Wie ist es doch möglich, eine vorgefaßte Meinung, an der noch obendrein gar nichts gelegen ist, gegen den klaren Buchstaben aller Zeugnisse und Quellen behaupten zu wollen? wie gehen damit zusammen die »fines in *utroque* limite deserti, die impossibilitas commeandi, transeundi, die loca olim cultissima« etc.?

Wo möglich, aber noch gezwungener ist die Auslegung der Stelle vom Apostolat des h. Rupert — »Rupert ist also bis in Niederungern gelangt, und von da aus auf seiner Rückkehr nach Lorch gekommen. Wäre nun damals die Enns die Gränze des Hunnenlandes gewesen, so hätte der h. Rupert auf seiner Donaureise, um nach Lorch zu kommen, nicht erst eine Rückreise von den hunnischen Gränzen machen müssen (!!). Hieraus folgt offenbar, daß zu Ende des siebenten Jahrhunderts zwischen der Enns und der Hunnengränze, —

eine beträchtliche Streckeder Donau—sich befunden habe (!!), also dient uns der Anonymus de conversione Carantanorum als Zeuge, die Gränze zwischen Deutschland und dem Hunnenlande sey nicht an der Enns, sondern am Kahlenberge gewesen (!?).

Difficile est satyram non scribere! — Welche Syllogistik, welche Konsequenz! Von all diesen Dingen steht in der oben angeführten Stelle, wenn man sie betrachtet, ohne von einer vorgefaßten Idee schon ganz eingenommen zu seyn, auch nicht ein einziges Wort. — Wenn S. Rupert, der überall predigend von Regensburg auf der Donau bis an die Marken Niederpannoniens, d. i. bis an die Raab zog, wieder nach Lorch und tief ins norische Hochgebirg an den Wallersee und an die Salza wollte, mußte er doch auf jeden Fall wieder umkehren (reverti)!? Auch sind die Begriffe des römischen Unterpannoniens und des heutigen Nieder-Ungerns in diesen Stellen des Heyrenbachischen Aufsatzes entweder ungeschickt oder ungetreu durch einander gemengt. — Wo war denn also damals Oberpannonien, wenn die Gegenden am Neusiedlersee schon Pannonia inferior gewesen sind? — über die Donau hinüber kann man es doch nicht setzen? — also doch wohl vom Kahlenberge bis zur Enns? — dann hätte uns der Gegner selbst die Waffen in die Hände gegeben, und der Streit hätte mit dem hierdurch unwidersprechlich erwiesenen Gegensatze ein Ende. — Die Untersuchungen über den See Pelso und Peiso, und die palus volcea und hiulca zeigten übrigens mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß es im eigentlichen, älteren Unterpannonien auch einen lacus pelissa gegeben habe, der in den Umkreis der in der diocletianischen Periode neu geschaffenen Provinz Valeria lag. — Wenn sich, die betreffenden Stellen des Paul Diakon, Fredegar und Gregor von Tours wohlerwogen, die freylich nicht in der Absicht geschrieben haben, uns über die Ennsgränze zu belehren, ein gewaltig weites Vordringen der Hunnen und ihrer Vordermänner, der Slaven überhaupt ergibt, und auch die früheren Verhältnisse der Longobarden und Franken mit in die Wagschaale gelegt werden, dürfte es sich dem unbefangenen Beobachter von selbst als höchst wahrscheinlich darstellen, daß die Franken unter der Enns nie eine handbreit Landes im Besitze gehabt haben; völlige Gewißheit wird man nie erzielen. Leicht ist es in diesen dunkeln Zeiten, Alles zu verwerfen; sehr schwer aber, Etwas behaupten zu können.

Daß durch das ganze avarische Zeitalter hindurch im Lande unter der Enns Christen getroffen werden, wen sollte das befremden, der die Art der Besitzhaltung des Landes durch diese raubgierigen Reiter von ihren Ringen aus, wie der Mönch von S. Gallen so lebhaft beschreibt, nur einiger Maßen kennt.

Fünf Jahre nachdem Karl Martells großer Sieg bey Tours über die aus Spanien herübergebrochenen Araber eine der größten Gefahren vom Abendlande gewendet; das Jahr darauf, nachdem der große Bonifacius in Baiern erschienen, brachen die Hunnivaren über die Enns, verödeten Lorch von neuem, vertrieben den dortigen Bischof Vivilo nach Passau (737), welches auch Bischofssitz blieb, als zwey Jahre darauf Bonifazius und Herzog Odilo, von Rom ermächtigt, das Land in vier Sprengel theilten. — Hunnorum barbarica feritas non solum Laureacensem civitatem, verum etiam

adjacentes regiones depopulavit, atque funditus desolavit, sagt der Papst Agapitus, und Kaiser Arnulf drückt sich darüber in seinem 899 dem Bischofe Wiching gegebenen Diplome also aus: praedictam sedem (Passaviensem) quam Vivilo, quondam sanctae Laureacensis ecclesiae Archiepiscopus, post excidium et miserabilem Barbarorum devastationem ejusdem Laureacensis ecclesiae, nuspiam alibi inventa suae tuitionis securitate, *primus episcopavit*, *Otilone* strenuo Bavarorum Duce concedente, qui etiam Canonicos et Monachos, quos Dei misericordia hostium subtraxerat praedae, in ecclesia, quae est constructa in honore Sti. Stephani Protomartyris Christi, ubi etiam S. Valentinus corpore requiescit, reverenter collocavit.

So wenig Heyrenbach bey den frühern Stellen auch nur die mindeste Rücksicht darauf genommen hat, ob viel spätere Zeugnisse auch für eine frühere Zeit als vollgültig angenommen werden dürfen? fällt ihm dieser Zweifel doch hier auf einmal bey, ja er möchte gerne die Aechtheit der arnulfischen Urkunde selbst anfechten, findet sie aber dann doch unangreifbar, und läßt sie nur als keinen Beweis gelten, daß die Hunnen das Land unter der Enns schon vorher im Besitze hatten, wodurch der Kreis, den er sich selbst gezogen hat, freylich etwas enger wird.

Er holt sich nun andere Waffen aus dem Zeughause der Romantik, nämlich die Legende von der Stiftung S. Pöltens, und folgert so:

Wenn man noch nach dem Jahre 737 im Lande unter der Enns noch Christen (!!) und deutsche Besitzer (zumal von ihnen gemachte Stiftungen mit Land und Leuten an dort gegründete Klöster) anträfe, könnte man noch daran denken, daß das Land unter der Enns schon vor 737, oder von diesem Jahre an, den Hunnen unterthänig gewesen sey?

Die vermeintliche Stiftung von S. Pölten durch die Brüder Otkar und Adalbert (Baiern von der Mutter, Burgunder vom Vater, von andern dem agilolfingischen Stamme eingezwängt) beruht auf viel späteren Aufzeichnungen, ringt mit unabwendbaren Widersprüchen, und hat nicht das geringste kritische Gewicht. — Schon die Legende von der Uebertragung S. Quirins strotzt von Fabeln und von Anachronismen, so wie das alte Volksmährchen, daß, weil der Sohn des Königs (Pipin? oder Karl Martell? jener erscheint in der Legende als Kaiser, dieser als König von Frankreich, was sie bekanntlich nicht waren) über beständigen Verlust im Schachspiele jähzornig, den Sohn Ottkars mit dem Rochen gewaltsam auf die Schläfe gestoßen, und ihn dadurch getödtet, der trostlose Vater Ottkars mit seinem Bruder Adalbert den Hof verlassen, sich einsamem, beschaulichem Leben ergeben, und die Klöster Tegernsee und Ilmünster gestiftet habe. — Die ganze Erzählung ist offenbar erst ein Paar Jahrhunderte nach den Tagen der Agilolfinger von bloß mündlicher Ueberlieferung in die Schrift übertragen worden! Denn die Umstände, wie sie da beysammenstehen, haben niemals koexistirt. Daß S. Pölten die nämlichen Stifter habe, wie Tegernsee, ist ebenfalls ganz unerwiesen. — In einem allererst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts aus vielen älteren Noteln zusammengeschriebenen Verzeichnisse der durch den Herzog Arnulf den Bösen und im Verlaufe der Zeiten durch gar viele Andere entfremdeten Stif-

tungsgüter des tausendjährigen Tegernsee kommt nichts anderes vor, als die Abtey S. Pölten sey nun in den Händen der Bischöfe von Passau: — »episcopus Benno (oder Berenger, Zeitgenosse Konrads II.) pataviensis a nobis habet Abbatiam ad S. Yppolitum. Episcopus Uodalricus de tridentina civitate 40 carradas vini in Polzana« etc. — eben kein köstlicher Fund für Heyrenbachs Behauptung. — St. Pölten mag allerdings eine Kolonie von Tegernsee seyn, abgeschickt in den Tagen Karls des Großen nach 791 zum Wiederanbau des entvölkerten, über die Hunnivaren gewonnenen Landes, oder als nach Ottos des Großen Siege auf dem Augsburger Lechfelde (955), und dem zeither, zur Erweiterung der Ostmark mit Glück geführten kleinen Kriege, von den Bischöfen Wolfgang von Regensburg und Piligrim von Passau (der mit Recht auch im Liede der Nibelungen lebt) zahlreiche Ansiedler aus Baiern, Franken und Schwaben heruntergeführt, als das ehemalige Gut der zerstörten und aufgelassenen Klöster durch die sächsischen Ottone eben den Bischöfen geschenkt worden ist, die sich um den Wiederanbau und die Bevölkerung der zum zweyten Male ersiegten Wüste, wenn auch nur zur Vergrößerung ihres Hochstiftes, am thätigsten bewiesen haben, Passau, Salzburg, Regensburg, Freysing und sogar dem in Ostfranken entlegenen, in Karentanien übergewaltigen Bamberg, von welchem zugleich jene unübertroffene Heldendynastie der Markgrafen der Ostmark und Herzoge des Östreiches (duces orientis, duces Austriae) ausging.

Nachdem dem letzten Agilolfinger Thassilo der Bruch der neuerdings beschwornen Vasallentreue von Pipin und von seinem Sohne Karl dem Großen zwey Mal verziehen worden, und er dennoch die alten Unabhängigkeitsplane nicht aufgegeben, sondern (vorzüglich aus Aufhetzung seiner Gemahlin Luitbirge, Tochter des gestürzten Longobardenkönigs Desider) alle in Benevent und Byzanz und bey den Hunnivaren zerstreuten feindseligen Gährungsstoffe zur hellen Flamme angeblasen, erfolgte endlich auf dem Tage zu Ingelheim seine Absetzung, seine und seiner Familie Einsperrung in ein fernes Kloster, die Auflösung des alten, großen Bajoarien, das gar keinen Herzog mehr erhielt, sondern bloß in die alten Grafschaften und in einige neu dazu errichtete Komitate und Markgrafschaften getheilt blieb. »Neque provincia, quam Thassilo tenebat, ulterius duci, sed comitibus ad regendum commissa est.« — Wie der fränkische Hof die Sache angesehen, das drückte Karl in einer das Jahr darauf, 889, in Baierns Herzogsstadt zu Regensburg gegebenen Urkunde ganz unumwunden aus: »Igitur quia *Ducatus Bojoariae ex regno nostro Francorum, aliquibus temporibus, infideliter per malignos homines Odilonem et Tassilonem propinquum nostrum* a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc moderatore justiciarum deo nostro adjuvante, *ad propriam revocavimus dicionem.*« — — Welche Warnung dieses Karln überhaupt gewesen, drückt der Mönch von S. Gallen mit des ungeheuren Zwingherrn und Schöpfers eigenen Worten aus: — »Providentissimus Carolus *nulli comitum, nisi his, qui in confinio vel termino barbarorum* constituti erant, *plus quam unum Comitatum* aliquando concessit. Nulli Episcoporum Abbatiam, vel ecclesias ad jus Regium pertinentes, nisi ex certissimis causis unquam permisit. Cumque a Consiliariis suis sive a familiaribus interrogaretur, cur ita faceret, respondit; cum

illo fisco vel curte illa, in Abbatiola vel Ecclesia tam bonum vel meliorem vasalum, quam ille comes est, vel Episcopus, fidelem mihi acquiro vel facio.« — Bald zeigte es sich, wie Thassilo bey den wilden, raublustigen Nachbarn nicht umsonst geworben; die Hunnen fielen verwüstend in Baiern, ins Küstenland, in Italien. Karl gedachte sie mit Heeresmacht zu strafen, und auf jener Gränze dauernde Ruhe zu stiften, wie er denn die Barbaren bis an die Theiß geschlagen, wo er sie gesehen, und die Gränzscheide des oberen und unteren Pannoniens, die Raab, zur neuen, bleibenden Gränze seines Reiches gemacht hat. — Wir kommen nun gelegenheitlich dieser berühmten und für unsere österreichische Erde so wichtigen Heerfahrt Karls auf jene zwey Zeugnisse, die den Ennsfluß aufs bestimmteste als Gränzscheide zwischen Baiern und Hunnen angeben: — recht sehr im Einklange mit dem, was aus allgemeiner Ueberlieferung der zwar viel spätere Biograph S. Emmerans spricht: »de amne Anesi *interjacente* — — *inter Hunnorum et Bajoariorum gentem.*« — Der Poeta Saxo beym Bouquet sagt über den Zug Karls 791:

Sic ad fluvium Rex *venit Anesum*
Qui medius Bojoarios sejungit et Hunnos.

und wieder buchstäblich hiermit übereinstimmend, Eginhard, Karls des Großen Kanzler und Vertrauter, also wohl eine Quelle der Quellen. — »Prima castra posita sunt supra Anasum. *Nam is fluvius medius currens inter terminos Bojoariorum et Hunnorum, certus duorum regnorum limes habebatur.*«

Man sollte glauben, es sey unmöglich, dem so bestimmten Ausspruche eines solchen klassischen Gewährsmannes noch irgend etwas beyzufügen, viel weniger entgegen zu setzen. — Ein rühmlicher Fleiß beseelt seit mehreren Jahren die Arbeiten verschiedener Forscher über die kirchliche und politische Geographie Deutschlands von der karlowingischen Epoche bis zum Ausgange der Hohenstauffen. Was würden eben diese emsigen Forscher, die öfters einen einzigen matten Lichtstrahl, durch eine schmale Ritze hereinbrechend, für den Leitstern ihres Pfades erkennen müssen, darum geben, über irgend einen wichtigen und streitigen Gegenstand ein so klares Zeugniß, wie jenes, anführen zu können!?

Und was thut dagegen Heyrenbach? — Er sucht den ihm vor dem Antlitze liegenden Bergriesen mit dem Mikroskope auf. Er findet, Karls des Großen Kanzler sey von der eigentlichen Lage der Sache gar nicht unterrichtet. Die Enns sey keineswegs die gewisse Gränze zwischen Hunnen und Bajoaren gewesen, sondern das Land unter der Enns habe schon vor Karl dem Großen zu Deutschland gehört!!

Hat es überhaupt unläugbar etwas Komisches an sich, in jenem grauenvollen Dunkel alle Augenblicke von Deutschland und von angeblich zu Deutschland gehörigen Parzellen zu hören, was wäre denn insonderheit am Ende der große Gewinn von diesem Widerstreben der erkannten Wahrheit, von diesem Verrenken und Verdrehen der klarsten Zeugnisse?! — ein im Verhältnisse mit den meilenlangen Verwüstungen und Raubzügen jener Zeit gar nicht nennenswerther winziger Fleck Erde vom Kahlenberge bis an die Enns, von welchem zuletzt (viel gesagt) nichts gewisser ist, als daß wenn er den Hunnivaren nicht angehört, die Bajoaren oder

austrasischen Franken, noch viel weniger jemals eine dauernde Herrschaft darüber ausgeübt haben!

Auch die Art der Auslegung der fränkischen Annalisten gehört in der That zu dem Kühlsten und Kleinlichsten, was uns jemals von spitzfindiger Kritteley vorgekommen ist. — Die Quellen und Eginhard selbst gelten nichts, weil campus ibose oder hibose nach der Assonanz das Ibsfeld unter der Enns ist, es also bey den Annalisten früher nicht heißen müßte, die Hunnen seyen in Baiern eingefallen, sondern vielmehr die Deutschen hätten ihren Einfall gar nicht erwarten wollen, sondern sie auf ihrem eigenen Boden aufgesucht! — Gleich als wenn die Franken sie nicht könnten zurückgejagt, diese ächt morgenländisch immerdar flüchtigen Wilden endlich auf ihrer eigenen Erde zum Stehen genöthigt und geschlagen haben!? Als wenn die wenigen trockenen Worte der verschiedenen Chroniken, die noch dazu hier zusammengestückt werden, um ein Surrogat des beliebigen Sinnes herauszupressen, eigens für Heyrenbach geschriebene Extrablätter wären, und die Donau nicht eben so gut bey Regensburg und Passau flöße, als jenseits Enns, des Ibsfeldes und Zeiselmauer! — Wie kann man z. B. aus der Stelle geographische Folgerungen ziehen wollen: »tertia pugna commissa est inter Bajoarios et Avaros in campo Hibose. Et fuerunt ibi missi domini regis Caroli Grahammanus et Andacrus cum aliquibus Francis. Domino auxiliante victoria fuit Francorum seu Bajoariorum!?«

Daß Karl, als er gleich nach Thassilos Aechtung nach Regensburg gekommen, von den Bajoaren Geißeln genommen, »marcas et fines Bajoariorum disposuit,« nach den Loiselianischen Jahrbüchern auch dahin gedacht habe, wo es am nöthigsten war, nämlich: »quomodo, domino protegente, contra jam dictos Avaros salvae esse potuissent,« ist sehr natürlich, und der Ungenannte von der Bekehrung der Karentaner sagt uns gleich sehr bestimmt und doch wieder unvollständig, worin jene Fürsorge namentlich und insbesondere bestände: »Tunc primus ab imperatore constitutus est confinii Comes Goteramus, II. Werinharius, III. Albericus, IV. Gotefridus, V. Geroldus.« — So wie Heyrenbach Karls Hunnenkrieg auffaßt, geht er offenbar von der Voraussetzung aus, sie hätten einen Lascyschen Kordon und eine Vaubanische Reihe von Festungen, wie einen dicht geschlossenen Gartenzaun, um ihr Land herum gehabt!! — Da Karl im Lager an der Enns drey Tage lang Fast- und Bettage hielt, dünkt es Heyrenbach ganz und gar toll und abgeschmackt, daß dieses Alles im Angesichte der Hunnen geschehen seyn sollte, die natürlich, nach ihrer eigenthümlichen Streitesart, in geschlossenen Gliedern oder Schellons zur bataille rangée jenseits haarscharf am Flusse von seiner Mündung in die Donau bis ins steyermärkische Gebirge aufmarschiert gewesen seyn werden, daß man nicht einen Apfel aufs jenseitige Ufer ungestraft hätte hinüberwerfen können!! — Er kann wieder nicht begreifen (welches anzunehmen auch ganz und gar nicht nöthig ist), daß die Hunnen in einem halben Monate zwey gewaltige Gränzfestungen am Kamp und am Kaumberge zu Stande gebracht haben sollten!? — Wir kennen diese »loca munita« und »firmitates praeparatas,« wie die fränkischen Jahrbücher sie nennen, gar wohl aus dem Mönche von S. Gallen.

Warum die Hunnen nicht, wie am Kamp, so auch jenseits der Enns eine Gränzfeste erbaut, wenn dort wirklich ihre Gränze war?

wie Heyrenbach fragt, können wir freylich nicht beantworten, da die Protokolle des hunnivarischen Kriegsrathes und der hunnivarischen General-Geniedirektion leider abhanden gekommen sind. Viel würden sie auch nicht genützt haben; denn als die Hunnen wirklich das Heer Karls ansichtig wurden, »cum vidissent utrasque ripas exercitum continentes, fuga lapsi sunt, firmitatesque eorum vel machinationes dimiserunt,« wie alle Asiaten. — Obendrein haben sie ja ihre Erdwälle auf beyden Donau-Ufern, de aquilone und de *australi* parte Danubii — und wie Karl ad *Anisam*, inde ad *Comisberg* gekommen et Avari *vidissent*, loca munita dereliquerunt.

Billiges Erstaunen erregt das unendliche Gewicht, das auf den Umstand gelegt wird, daß Karl seinen Sohn Ludwig, der bereits wehrhaft gemacht, und bereits König war, vom Kamberge (gleichsam damit das liebe Kind kein Blut sehe!) zurückgeschickt, und im Hoflager zu Regensburg, wo auch die Königin Fastrade, des Vaters Heimkehr zu erwarten befehliget habe! ? — Was soll man denken von der über das gewohnte echt orientalische Preisgeben, Fliehen und Wiederkehren der Hunnen aufgeworfenen Frage: — »freywillige Abtretung (!! sic) einer so beträchtlichen Strecke, wie von der Enns zum Kahlenberge (!!), und unbeugsame Hartnäckigkeit in Betreff der streitigen Gränzsache (wie sie die hunnischen Gesandten zu Worms gegen Karln bewiesen zu haben scheinen), wie läßt sich dieß vereinigen?«

Jede Zeile der fränkischen Jahrbücher scheint das Wort Eginhards, jenes klassischen Zeugen, zu bestätigen: »Fluvius Anesus *inter Bojoariorum atque Hunnorum terminos*, *medius currens*, *certus duorum regnorum limes habebatur.*« — Karl rückt an die Enns, und auf dem anderen Ufer an den Kamp. Die Avaren sahen das Heer in *utraque* ripa und flohen! An der Enns wurde Halt gemacht, und die gewöhnlichen Andachtsübungen angestellt, »tum castra mota et bellum genti Hunnorum a Francis indictum,« wie man oft einen Herold an des Feindes Vorwachen, oder in sein im Angesichte liegendes Lager senden, und ihn zum Kampfe herausfordern ließ. Es wurden in tabernaculis in oppido Loraha und ad Enisa, — in loco Lorahha, in monte Warsperc, die gewöhnlichen Geschäfte gemacht, wovon uns das Freysinger Saalbuch noch einige Spuren aufbewahrt hat, — — »tum *utrosque* exercitus sine laesione *introduxit* rex« — — oder wie es anderwärts heißt: »*Pannoniam ingressi* sunt, Hunnis perterritis fugientibus,« — oder »domnus rex Carolus *intravit in hunnia* etc.«

Wir achten es für überflüssig, noch mehr hierüber zu sagen. — Wem diese Andeutungen den richtigen Takt nicht anregen, der dürfte aus jener Zeit schwer irgend etwas glauben, was er nicht eben aus sonderheitlicher Lust und Liebe gerne glauben will. — Wir gehen nun zu einer andern, gleichfalls geographischen Streitfrage über, in welcher uns Heyrenbachs Urtheil eben so gesucht und gezwungen dünkt, daß es allerdings besser scheinen möchte, solche Dinge beym Alten zu lassen, als der historischen Kritik dadurch ihren Kredit zu nehmen, daß ihr aus lauter Feinheit ihr Eigentlichstes, das acumen, die Spitze, gebrochen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zweytes Schreiben aus Paris.

** Ich hatte mich mehrfach damit beschäftiget, näher aufzufinden, worin die unterscheidende Eigenschaft jener Gesellschaftlichkeit, jenes sozialen Gemeinsinnes eigentlich bestehe, und in welcher Art derselbe gleichsam die Basis einer umfassenden Nationalbildung seyn könne, wie ich in jenem früheren Schreiben vom neueren Frankreich erwähnt hatte. Einer solchen näheren Nachweisung scheint dieser Begriff von Gesellschaft jedenfalls zu bedürfen, da ja ohne Gesellschaft im weiteren und allgemeinen Sinne überhaupt keine Art von Ausbildung bestehen könnte, am wenigsten irgend eine Nationalbildung und Nationalerziehung, wie es ja schon im Worte liegt. — Daß hier nicht eine, auf Zwecken höheren Ursprungs und auf der allgemeinen Bestimmung der menschlichen Natur beruhende Ordnung und Einrichtung, nicht die durch ein bleibendes Gesetz bestimmte Verbindung Vieler verstanden wird; — daß nicht in dem Sinne hier von Gesellschaft die Rede ist, in welchem man auch die natürlichen Verhältnisse der Familie, oder innige Wechselbeziehungen von Freundschaft und Liebe, die geschichtlich große Staatsordnung, oder gar die göttliche Kirche Gesellschaft nennt, leuchtet von selbst ein. Es mag aber dennoch nicht unnöthig seyn, hieran zu erinnern, da, in den Köpfen wenigstens dieser Nation, die Vorstellungen von gesellschaftlichen Verhältnissen der verschiedensten Art auch in philosophischen Untersuchungen keineswegs immer scharf aus einander gehalten werden, und wohl auch auf das Gebiet der Grundprinzipien aller Gesellschaft im philosophischen Sinne des Wortes Begriffe übertragen werden, welche eigentlich auf dem ganz anderen und fremdartigen Gebiete jener leicht bewegten Geselligkeit eines feineren Lebensverkehrs entstanden sind.

Was nun die schärfere Bezeichnung dieses Begriffes von Gesellschaft betrifft, so scheint es zwar das natürlichste, ihn aus dem Bedürfniß der Mittheilung oder aus einer Mehreren gemeinschaftlichen Liebe für irgend eine Sache, oder aus dem menschenfreundlichen Bemühen herzuleiten, Frohsinn und Heiterkeit wechselseitig zu verbreiten, und Klarheit und Reichthum der Ideen durch gemeinschaftlichen Austausch zu erhöhen. Allein man fühlt leicht, daß sich auf diesem einfachen Wege zu einer Charakteristik dessen, was man vorzugsweise Sozietät nennt, noch nicht gelangen läßt. Ich versuche daher die folgende Bezeichnung, welche, wo ich nicht irre, zugleich den eigenthümlichen Reiz andeutet, den das Bestreben, zu gefallen, und die Befriedigung einer feineren Eigenliebe jener Gesellschaft mittheilen, ohne doch in einseitiger Auffassung den Werth einer edleren Mittheilung gänzlich von derselben auszuschließen. Mir scheint dieselbe ein wechselseitiges Zeigen und Anwenden gleichartiger Vorzüge zu seyn, welche, seyen sie körperlicher oder geistiger Natur, in verschiedener Abstufung allen Theilnehmern in der That oder vermeintlich angehören. Jene Vorzüge bilden gleichsam den Besitz einer Auswahl von Menschen, und das Wesen der Gesellschaft scheint zu seyn, daß man diesen Besitz auf dem Fuße einer gewissen Gleichheit, und in voller Unabhängigkeit von niederen Sorgen oder zwingenden Verpflichtungen, in leichter und gefälliger Weise zur Erscheinung und Genuß bringt. — Es würden sich hieraus, wie mich dünkt, sogleich eine ganze Reihe von Erscheinungen und Eigenschaften erklären, welche man im Schlimmen und im Guten der im Leben so benannten Gesellschaft beylegt. Daß die Menschen überhaupt durch eine Art des Verkehrs mächtig angezogen werden können, wo sich das Vorzügliche und Schöne in glänzender Er-

scheinung zeigen, und den eigenen Vorzügen die kundigste Huldigung zu Theil werden soll, wo das Schmeichelnde der Gleichheit mit dem Gefühle des Vorzugs und Vorrangs aufs Feinste sich verbindet, ist keineswegs wunderbar, und man begreift, daß das Vergnügen über den Besitz geglaubter Vorzüge, durch den glänzenden Widerschein der gleichen Vorzüge in Andern, und durch wechselseitige Erhöhung bis zu einer Art von Begeisterung und Taumel gesteigert werden kann. — Man begreift auch jene mühseligern und freudelosen Seiten eines solchen Gesellschaftsverkehrs; die Angst, hinter den Ansprüchen und Forderungen eines solchen, auf dem Besitze von Vorzügen beruhenden Verkehrs zurückzubleiben; die zum Theil unabweisbare Sorge für gewähltes und vortheilhaftes Erscheinen, oder für geschicktes Verdecken der vorhandenen Mängel; die Lächerlichkeit mancher, auf Selbsttäuschung beruhender Ansprüche; das ungünstige Hervortreten von Mängeln und Hindernissen rc. — Es ist leicht einzusehen, wie über das Maß solcher Vorzüge sich ein scharfes Urtheil und eine geltende Meinung ausbildet (eine formirte Opinion), und wie hiermit sehr gut eine oft überaus große Ungleichheit und Mißverhältniß zwischen dem inneren Werthe des Menschen und der Dinge mit ihrer gesellschaftlichen Geltung besteht, besonders da das Edelste und Beste sich am wenigsten gern den Blicken Anderer offen stellt, und die Menschen häufig geneigter sind, sich von dem Schimmer einnehmen zu lassen, womit sich das minder Gute und Falsche umgibt, als von dem ächten Glanze des Wahren und Besten.

Es ist von der anderen Seite kaum nöthig, der guten Eigenschaften und Wirkungen, die ein solcher Verkehr mehr oder weniger mit sich führen kann, ausführlich zu erwähnen. Es hat an sich sein Gutes, daß Menschen mit einander in Berührung und wechselseitige Beziehung treten, daß sie einander von einer vortheilhaften Seite kennen lernen; die Ausbildung des gesellschaftlichen Urtheils, wenn es nicht über Dinge abspricht, die nicht in seinen Bereich fallen, hat seinen natürlichen Werth; und wie sollte nicht manche Vervollkommnung und Belehrung damit verbunden seyn können, wenn ausgezeichnete Menschen, sey es in welcher Form und Weise, auf einander einwirken, und wenn das Einzelne und Individuelle sich genöthigt sieht, sich einem Allgemeineren gleich zu stellen.

An einen der allgemeinsten Unterscheidungsgründe zwischen einem guten und nachtheiligen Charakter jenes gesellschaftlichen Verkehrs erlaube ich mir, hier zu erinnern. Der Grundton der Gesellschaft muß, dünkt mich, ein ganz anderer seyn, wo man die jedem zu Theil gewordenen Vorzüge als eine höhere Gabe und Bestimmung empfindet, welche für ihn eine Art von verpflichtendem Berufe begründen kann, — und wenn der darauf gelegte Werth von einer höheren Liebe und Widmung bedingt ist; — ein ganz anderer aber, und ein verwerflicher, wenn die Wechselbeziehung des Scheinens und Geltens selbst als das Ziel, welchem alle Vorzüge dienen, als die Quelle, woraus sie erst ihren Werth erhalten, betrachtet wird. In jenem Falle ist es der Werth, welchen die Dinge an sich haben, und welcher auf dem Wege, den ihre innere Natur verlangt, erkannt wird; — in diesem ist es die Eigenliebe, welche ihre Rechnung dabey findet, wenn sie mit der Eigenliebe Anderer in Berührung tritt, was die gesellschaftliche Schätzung der Dinge bestimmt.

Daß sich in Frankreich die neuere Nationalbildung wohl schon vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte an vorzugsweise aus dem Verkehre des Hofes und der gleichartig mit ihm sich ausbildenden

Gesittung der höheren Stände gestaltet, und sich dann weiter über alle Klassen, wenigstens in einem gewissen Wiederscheine und Nachbildung, ausgebreitet habe: diese Annahme dürfte sich wohl aus vielen bekannten Thatsachen rechtfertigen. — Aus dem Begriff von Gesellschaft, wie ich ihn zu bestimmen suchte, ergibt sich von selbst, daß dieselbe sehr leicht in den höchsten Klassen zur vollendeteren Ausbildung gedeihen kann, welche ihrer politischen Bestimmung nach dasjenige, was im Staate Autorität und Vorrang hat, repräsentiren. An sich selbst ist diese förmliche Darstellung, auch in sofern sie sich in bleibender Lebensweise äußert, etwas von jenem gesellschaftlichen Verkehre und Erscheinen noch sehr Verschiedenes. Wohl aber wird sie durch die Hülfsmittel des Reichthums und durch Annäherung der Gleichberechtigten unter einander das Entstehen einer Gesellschaft im angedeuteten Sinne erleichtern können, besonders wenn sich geistige Thätigkeiten hervorthun, und den Stoff und Reiz der Mittheilung erhöhen, — und wenn dann, wie eben auch in Frankreich der Fall war, die Kraft der politischen Institutionen und individueller Charaktere nach und nach geschwächt wird, und ein Mittelpunkt vorhanden ist, an welchen sich das sonst Vereinzelte anschließen, und von wo aus der schon stark gewordene und bestimmt ausgeprägte Gemeinsinn sich leicht der ganzen empfänglichen Nation mittheilen konnte.

In jenen kostbaren Fragmenten, welche Du mir über wohlthätige Gesellschaft und bessere Konversation mittheilest, sagst Du, nach Erwähnung des Nutzens, der auch der Wahrheitserkenntniß aus derselben zufließen, und des Antheils, welchen geistreiche Frauen an ihrer glücklichen Leitung nehmen könnten, Folgendes: »ist nun aber einmal ein ganzes Volk dahin gelangt, sich nicht mehr mit einseitigen Bemühungen seiner Denker und Dichter zu befriedigen; — bedarf es vielmehr, sich statt einsamer Lektüre oder bloßer Schaulust, selbst mit gemeinschaftlicher Verarbeitung interessanter Ideen zu befassen, so hat es den Kulminationspunkt der für selbes möglichen Entwicklung erreicht.« — In dieser wichtigen Andeutung glaube ich einen Aufschluß über den angenommenen Werth und Reiz zu finden, welchen die französische Kultur über einen so großen Theil von Europa gewonnen hat. Denn, traten gleich dort nicht die Bedingungen ein, unter welchen sich bey einer solchen Wendung die Nationalbildung am lautersten und glücklichsten hätte entfalten können, so mußte doch die Erscheinung selbst im neueren Europa die allgemeine Theilnahme in hohem Maße an sich ziehen, wenn sich dort mit dem Glanze der materiellen Verfeinerung ein Zusatz von Geist und Kunst verband, als gesellschaftliches Gemeingut in beweglichen Fluß gesetzt ward, und die Trennung einiger Maßen ausglich, welche sonst zwischen den verschiedenen Beschäftigungen der Stände, und zwischen den mannigfaltigen Aufgaben des menschlichen Geistes besteht.

Fragt man aber, von welcher Art und Natur die hieraus hervorgegangene Mischung gewesen, und welches das vorherrschende Prinzip dieser Gesellschaftlichkeit geworden sey, ob eine eben so wohlwollende als wohlthätige Mittheilung dessen, was man natürlich und mit unbefangenem Sinne lieb gewonnen hatte, oder das Scheinen und Gelten selbst, und der Austausch der Eigenliebe, so dürfte die Beantwortung wohl nicht zweifelhaft seyn. Sie ergibt sich für den, wie ich erachte, von selbst, der mit der Geschichte und den Denkmalen der verschiedenen Epochen dieser Ausbildung nicht unbekannt ist. Es fehlt in jenem gesellschaftlichen Verkehre wahrlich nicht an Lebendigkeit und geistreicher Behandlung;

aber ein feiner Egoismus, der alles auf sich bezieht, und Menschen und Dinge nach diesem Maße schätzt; eine herzlose Kälte, die den eigenen Glanz und Schimmer zum Mittelpunkte alles Interesses macht, eine Benützung des Geistes, um das Materielle zu dekoriren, um einem leichtfertigen Spiele sozialer Geltungen zu dienen, um selbst dem Unedlen, dem Unsittlichen, ja dem Rohen einen gewissen Anschein vornehmer Würde zu leihen — wer hätte nicht diese und ähnliche Eigenschaften in jenen zahlreichen Sammlungen schriftlicher Denkmale in Fülle wahrgenommen, worin sie selbst mit unendlicher Wohlgefälligkeit ihr Seyn und Leben der Welt offen dargelegt haben?

Fürwahr, wir haben in keinem Falle wohl daran gethan, die gesellschaftliche Ausbildung der Franzosen als Vorbild und Muster davon anzusehen, was das neuere Europa in dieser Beziehung zu leisten vermöge. Ihre eigenthümliche Weise kann ohnehin von ganz anders gearteten Naturen, weder in ihren guten, noch in ihren zahlreichen schlimmen Beziehungen, getreu nachgeahmt oder wiedergegeben werden: und wenn man dieselbe deutlicher erkannt hätte, so würde man auch im Stande gewesen seyn, das, was für die bessere Geselligkeit in jener Nationalbildung wirklich gegeben ist, zweckmäßiger, und der eigenen Natur entsprechender zu benützen.

* * *

So dürftig diese Bemerkungen auch sind, so will ich doch den Versuch machen, einige der natürlichen Folgen und Erscheinungen noch näher nachzuweisen, welche aus einer so charakterisirten gesellschaftlichen Ausbildung, die zur Basis einer ganzen Nationalbildung wurde, sich natürlich entwickeln mußte. Sollte ich zu sehr bey der Schattenseite verweilen, so wirst Du mich wohl damit entschuldigen, daß diese Nation ihre eigenen Vorzüge mit der erfolgreichsten Kühnheit und Geschicklichkeit geltend zu machen weiß, es also nie würde schaden können, auf jenes Täuschende und Verkehrte hinzuweisen, was sie so glücklich zu verbergen verstanden hat.

In demselben Maße, als jene mit Vorzügen begabten Stände aufhören, Beruf und verpflichtende Bestimmung im lebhaften Gefühle anzuerkennen, und ihrer Vorzüge sich nicht mehr als besserer Gabe, der sich Niemand zu überheben hat, sondern nur als einer schmeichelnden Befriedigung der Eigensucht und Eigenliebe bewußt werden, wird, nach einem solchen Uebergange zum feineren Verderben, und bey geschwächter individueller Kraft, Triebfeder und Reiz des bezeichneten geselligen Verkehrs mehr und mehr im Scheinen und Gelten allein, oder vorzugsweise bestehen, und bey einem raschen und leichtblütigen Geschlechte wird dann alsbald nur noch eine Macht herrschend seyn, nämlich die Macht solcher Begriffe, oder eines solchen, von geltenden Begriffen unterstützten Willens, durch deren, oder durch dessen diktatorische Herrschaft das Gefühl des geglaubten Vorzuges und der wirklichen oder eingebildeten Größe die stärkste Nahrung erhält, und zur schrankenlosen Macht gesteigert wird.

So geschieht es, daß bey einem in diesem Sinne gesellschaftlichen Geschlechte oder Volke (wenn sich nämlich über alle Klassen ein gewisser Widerschein oder Nachahmung derjenigen Ausbildung verbreitet hat, welche ursprünglich nur bey den vornehmen Klassen sich entwickeln konnte, und sich von der eigentlichen Gesellschaft aus auch dem Familienleben und dem ganzen häuslichen Daseyn mittheilte), sich zweyerley Erschei-

nungen finden werden, welche sich auf den ersten Anblick als widersprechend ankündigen, aber im Grunde sehr wohl vereinbar sind; nämlich ein gegenseitiges Behandeln auf dem Fuße einer angenommenen Gleichheit, und eine blinde und gänzliche Unterwerfung mit sklavischer Hingebung unter das Ansehen eines geltenden Begriffes oder solcher Persönlichkeiten, welche Gegenstand gesellschaftlicher Huldigung sind: unter eine Herrschaft, welche ohne ursprüngliche Autorität sich wie von selbst eingeführt und befestiget hat. Jene Gleichheit beruht darauf, daß man, gleich viel, ob wahrhaft oder täuschend, sich der nämlichen Vorzüge und des gleichen Geltens erfreuet; und diese Unterwerfung besteht darin, daß der natürliche Trieb der menschlichen Natur zur Unterwerfung sich mit der Meinung und dem Gefühle verbindet, daß der Besitz und Genuß des eigenen Vorzugs dadurch am meisten gesichert und erhöhet werde. Beydes, jene Gleichheit und diese Unterordnung wurzeln in einer der unzerstörlichsten Kräfte der menschlichen Natur, der Eigenliebe.

Bey solchen Bedingungen muß ein immerwährendes Spiel und rege Wechselbeziehung zwischen dem Geiste der Einzelnen, und dem, was eben herrschende Geltung hat, Statt finden; jeder wird die eigenen Talente aufbieten, um unbeschadet dessen, oder vielmehr durch und mit dem, was als das erste und vornehmste gilt, sein eigenes Ich so sehr als möglich hervorzuheben. Es wird dabey nie an Trennungen und Parteyungen fehlen, weil auf den einen Theil der Gesellschaft etwas ganz Verschiedenes und selbst Entgegengesetztes einen gleich starken Einfluß ausübt, und so die getheilte Despotie der Geltungen unter sich selbst im heftigen Kriege liegt. Ein solcher Kampf wird dann oft mit größter Leidenschaftlichkeit und zugleich mit Aufrufung aller Talente und der ganzen Geschicklichkeit, deren man fähig ist, geführt; in einer Weise, die geeignet ist, dem Einzelnen bey seiner Partey das größte Ansehen zu geben, und dem Gegner am empfindlichsten zu schaden.

Es wird bey einer solchen Richtung der Nationalität, wie wir sie hier andeuten, als wirksames Gesetz der Handlungen im Allgemeinen wohl mehr das, was für löblich oder tadelnswerth g i l t, als was es nach seiner inneren Natur i s t, befolgt werden; und diese Macht des Geltens wird allerdings selbst die äußere Sittlichkeit in so weit beschützen, als man sich nicht über das schlechte Nützliche insgeheim einversteht, oder der Aufsicht des gesellschaftlichen Urtheils, der Kontrole des Anstandes oder des Lächerlichen sich zu entziehen weiß. In weicheren Zeiten und bey Vervielfältigung des Luxus werden Genüsse, in welchen sich A l l e mehr oder weniger begegnen, bey einer solchen Nation auf den höchsten Grad der Verfeinerung und des gesellschaftlichen Geschmacks gebracht werden. — War die Ehre der Frauen alte Sitte des Adels, so wird diese Sitte im Fortgange einer solchen Bildung ein Verhältniß der beyden Geschlechter herbeyführen, in welchem auch alle Fehler der Frauen zu machtvollen Triebfedern und Kräften werden, welche jedoch sehr oft dem berechnenden Eigennutze zu dienen sich bequemen müssen. Die gesellschaftliche Ausbildung, die Formen des Umgangs, die Aeußerungen einer verfeinerten Urbanität überhaupt, werden auch bey dieser Wendung der Nationalbildung sich dann am liebenswürdigsten zeigen, wenn sie von achtungswürdigen Frauen gebraucht oder geleitet werden: oder wo sie mit Unbefangenheit des Sinnes, etwa von Kindern oder kindlichen Charakteren, angewendet werden, bey welchen die ursprüngliche und eigenthümliche Natur der Ausbildung mancher jener Formen und Ausdrücke im vergifteten Quell der Eigenliebe gar nicht ins Bewußtseyn kommt. — Zu

den Fehlern, welche, im Allgemeinen zu reden, von einer solchen Nationalbildung unzertrennlich scheinen, gehören folgende: 1) Beständige Nahrung der Eitelkeit, auch aus den Künsten der Rede, beym Spiele aller in der Gesellschaft glänzenden Talente, und in den Wendungen des geheimen oder offen wüthenden Parteyenkampfs. 2) Mitunter Egoismus für Geld und Macht, als die solidesten Unterlagen für gesellschaftliche Geltung. 3) Eine gewisse Unwahrheit, feinere und gröbere, weil Eigenliebe und Egoismus durch die Art der Erscheinung beständig beschönigt, verdeckt, oder wenigstens mit Kunst eingekleidet seyn müssen. Auch überhaupt eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, weil weniger das, was die Dinge an sich sind, als das, wofür sie gehalten werden, geltendes Gesetz des Lebens ist *). Wechsel in Bestrebungen, Modebegriffen, Parteyungen und Geltungen. 5) Eine gewisse Armuth des Gemüths und Abgeschlossenheit gegen alles, was nicht mit solchen Eigenschaften ausgestattet, oder so ausgeprägt ist, daß es in der Gesellschaft gefällt und anerkannt wird.

In der geistigen Ausbildung werden Phantasie und Gemüth zurückstehen, auch wohl gänzlich fehlen, und dagegen die allgemeine Vernünftigkeit und logische Bestimmtheit vorherrschen, als dasjenige, was Allen gemein ist, und am wenigsten von eigenthümlichen Gaben bedingt wird. Die Wissenschaft selbst, obwohl abgezogener Natur, wird von dem Einfluß jener gesellschaftlichen Richtung der ganzen Ausbildung sich nicht frey erhalten, und sowohl Nachtheile davon erleiden, als auch mehrere Vortheile ziehn. Den einsamsten Studien wird mehrentheils die Richtung gegeben werden, solche Kräfte zu üben, die allgemeinen Eingang bey dem Denker, wie bey dem Nichtdenker finden können, oder dasjenige wissenschaftlich zu erforschen oder zu begründen, was die Herrschaft einzelner Modebegriffe und Geltungen verstärken kann. Wie nun hierdurch die Wissenschaft leicht entweder oberflächlich oder beschränkt und einseitig wird, oder abgerissen und ohne Zusammenhang erscheint, so wird die Behandlung derselben auf der andern Seite sich mancher Vortheile erfreuen, welche die beständige Rücksicht auf Erfolg, gesellschaftlicher Takt, und die formirte Sprache von selbst mit sich bringen.

Die Eloquenz, als die Kunst, mit Wirksamkeit zu sprechen, wird einen hohen Grad von Ausbildung erhalten; aber nicht sowohl aus der eigenthümlichen Natur des Gegenstandes, um denselben so treu, so stark und so rein wie möglich aus innerer und unbefangener Auffassung auszusprechen, nicht nach dem Reichthume und dem Leben der Sache, sondern zum großen Theile nach der Armuth und Kälte der Absicht, und nur für das, was den gewünschten Effekt hervorbringen und verstärken kann. — Es ist eine allgemeine Forderung an die Beredsamkeit und an alle Künste des höheren Geschmacks, daß es ein allgemeiner Geist, ein höherer, als bloß individueller Sinn und Gedanke sey, der durch den Redner, mit ihm eigener Kraft und Lebendigkeit aufgefaßt, sich ausspreche. Wenn nun aber die ganze Richtung einer Nationalbildung nicht auf große Gemeingefühle, dauernde Grundverhältnisse, und überhaupt auf solche Gesinnungen, die der edleren Menschheit im Ganzen angehören, hinzielt, sondern theils auf Ausbildung der Allen gemeinsamen Vernunft- und Verstandeskräfte in ihrem allgemeinen Maße, theils auf wechselnde gesellschaftliche Geltungen, welche die Stelle wahrer Gemeingefühle vertreten, so wird auch die Eloquenz

*) Auch das ausschließende Beachten des Effekts macht blind gegen die wahren Bedingungen und das richtige Maß der Behauptungen, und stürzt in leidenschaftliche und schrankenlose Uebertreibung.

hiervon ihr besonderes Gepräge annehmen. Sie wird mehr eine Dienerin der allgemeinen Logik, oder jenes feinen, aber beschränkten und von Eitelkeit durchdrungenen Gemeinsinnes seyn, den wir bezeichnet haben, als daß sie unbefangene Auslegerin erhabener Gedanken, menschlich großer Gesinnungen, der erspähten Geheimnisse der Natur, oder der reichen Welt des Gemüths und der Gefühle, universeller Anblicke und echter Originalität wäre und seyn könnte. Da es jedoch in einem so allgemeinen Zusammentreffen von Talenten und geistiger Anregung nicht an vielen ausgezeichneten Männern fehlen kann, die überhaupt keiner Nation abgehen, so wird auch die ausgebildete Eloquenz öfters tiefere und reinere Schätze in den Gemeinbesitz der Gesellschaft und allgemeinen Umlauf bringen, und am gewissesten wird das auf religiösem Gebiete geschehen, weil der große, vom Geiste Gottes beseelte Körper der Kirche alle seine Glieder mit den erhabensten Gemeingütern durchdringt, und jeder Art von menschlicher Ausbildung, wenn sie nur mit reinem Willen verbunden ist, den würdigsten Gebrauch anweiset.

In der Poesie muß es wohl vorzugsweise das Drama seyn, als diejenige Form, wozu das gesellschaftliche Leben am leichtesten führt, und welche für dasselbe die verständlichste ist, welches am glücklichsten bearbeitet wird. Das Lustspiel entwickelt vielleicht eines der größten Talente der Nation, und das Trauerspiel wird eine der passendsten Formen seyn, um auch wichtigere Gedanken in einer Weise vorzutragen, die Allen zugänglich ist. Indessen wird ohne Zweifel das Theater zugleich die eigene nationale und beschränkt-gesellschaftliche Lebensweise mehrentheils allzusehr zurückspiegeln, um das rein Menschliche in seiner wahren Bedeutung darstellen zu können *).

* * *

Statt diese Bemerkungen noch weiter fortzuführen, versuche ich lieber, in einigen Eigenthümlichkeiten und Ausdrücken der Sprache selbst den bezeichneten Charakter etwas näher nachzuweisen.

In der gewöhnlichen Umgangssprache ist neben den bequemen Formen der allgemeinen Gleichheit eine große Uebertreibung höflicher Unterwürfigkeit, galanter Theilnahme, oder effektvoller Bezeichnung zur Gewohnheit geworden. Ich erinnere nur an das allergeläufigste: je suis charmé, ich bin bezaubert; je suis ravi, ich bin entzückt; je suis aux Anges, ich bin bey den Engeln; je suis étonné, ich bin angedonnert;

*) Im Uebrigen wird die Beredsamkeit folgende Eigenschaften haben. Sie wird abschneidend bestimmt (präzis), und in jedem einzelnen Satze völlig klar; leicht aufzufassen und darum in allen Theilen kurz; der Bau der Sätze korrekt, und die Worte säuberlich gewählt seyn. Eine gewisse Einfachheit wird durch Weglassen alles Ueberflüssigen, so wie Gleichartigkeit durch Weglassen alles Disparaten, Halbklaren, Unsicheren erreicht werden. Es wird besonders das Streben sichtbar seyn, den Bemerkungen, sey es den gewöhnlichsten oder den tiefsinnigsten, durch eine sinnreiche oder lebhafte Wendung den Reiz eines Einfalls zu geben. In die Sprache wird ein gewisses Maß von poetischer Zierde oder scherzhaftem Leben aufgenommen seyn, und zum bleibenden Gepräge werden, um die Mittel des geistigen Austausches eleganter zu machen, in ähnlicher Weise, als in der Konversation übertriebene Ausdrücke der Galanterie nothwendige und konventionelle Zeichen werden. — Die Sprache wird aber weniger fähig seyn, sich nach der mannigfaltigen Natur des Gegenstandes zu biegen und zu bilden; sie wird selbst für jede Aeußerungsweise von Gedanken und Gefühlen, welche die enge Schranke des gesellschaftlichen Ausdrucks durchbricht, sowohl in Wortfügung als in Worten unbehülflich und arm, und alles, was der Ahnung der Phantasie, dem gemischten Gefühle und dem Ideale angehört, zu sagen oder anzudeuten, wenig geschickt seyn.

je suis au désespoir, ich bin in Verzweiflung; je suis votre serviteur très-humble, ich bin ihr allerdemuthvollster Diener ꝛc. Der Reichthum der Idee wird an die kleinsten Umstände des gesellschaftlichen Lebens verschwendet. Une idée heißt auch oft geradezu der allerwinzigste Theil, den man von einer Sache nehmen könnte. — Häufig ist eine Ausdrucksweise, die eigentlich der Poesie eigen ist, und nun stehende Dekoration eines dem gewöhnlichen Leben angehörenden Begriffes ist: parler doucement, süß oder süßlich sprechen. geradezu und stehend für langsam sprechen. Effleurer, eigentlich abblumen, die Blumen abpflücken, jetzt für alles leichte Berühren, Streifen u. s. w.

Aus zufälligen scherzhaften Ausdrücken, oft gar nicht feiner Art, oder eben solchen Bildern, werden stehende und elegante Bezeichnungen: beaucoup, ein schöner Hieb, vielleicht zuerst für ein Glas Branntwein von Soldaten gebraucht, jetzt für die edelsten und zartesten Dinge die einzige Art, den Begriff viel zu bezeichnen, z. B. beaucoup de tendresse. Auch Ausdrücke kindischer Ar: bon bon etc. — Worte, wie reculer, culottes, culbuter, bousculer, s'affaisser lassen keine Herleitung zu.

Betreffend die Verhältnisse der Gesellschaft im angegebenen Sinne selbst, so ist das Wort société vor allem wohl zuerst in dieser Sprache so gebraucht worden. Eigenthümlich und sehr bezeichnend ist der Gebrauch des Wortes monde. Le beau monde, le grand monde, il y a du monde; peu de monde, tout le monde, alles von den bloßen Verhältnissen der Gesellschaft. — Ein sehr wichtiges Wort ist la mode, die Weise, nämlich die in der Gesellschaft geltende Weise; l'air, le bel air, les airs, gleichsam die Luft, worin die Gesellschaft, jener ausgewählte Verkehr des Erscheinens, athmet; — eben so, oder ähnlich, le ton etc. — Das Wort convenance, convenable, wovon das wissenschaftlichere konventionell gebildet ist, gehört wohl auch hierher. Das, worüber man übereingekommen ist, nämlich in der Gesellschaft. — Viele andere Worte kann man hierher rechnen, z. B. mettre, se mettre, mis sich zurecht stellen oder legen, d. h. die Kleidung, als das unerläßlichste oder zumeist in die Augen fallende für das gesellschaftliche Erscheinen; — comme il faut, wie es jene Gesellschaft erfordert; — propre, wie es der Gesellschaft eigen ist, propret, proprette. Das Wort politesse, Glättung der Sitte, Politur, daß der rohe Stoff glänzend erscheine, ist der Sprache eigen; — es ist nicht Höflichkeit, courtoisie, oder urbanité und civilité etc.

Für das Zusammenseyn in der Gesellschaft selbst heißt conversation (eigentlich Umgang) in näherer Bedeutung Gespräch, wie man es dort führt. Dahin gehören ferner caquet, caquetoire, jaser, causer etc. — Für Scherz, meist mit egoistischer Nebenbedeutung der eigenen Ueberhebung und einer gewissen lustigen Verhöhnung Anderer: plaisanter, plaisanterie, se moquer, moqueur, sobriquet, dupe, épigramme etc. — Viele Worte, wie niais, étourderie, gaucherie, sottise etc. — Einige glückliche und unübersetzbare, von dem, wie ein Mensch der Gesellschaft gegenüber erscheint, wie naïf, von einer wohlgefälligen Außerachtlassung dessen, was in der Gesellschaft gilt; pédantique, von einem schwerfälligen Mithineinbringen dessen, womit sich Jemand einseitig beschäftigt, capricieux, caprice etc., eigenwillig, sich dem Geselligen nicht fügend; grimaces, bizarreries, boutades, baroque, se coiffer d'une opinion etc. — Die höheren Gegenstände erhalten einen leichtfertigen und frivolen Nebenbegriff (frivole, ein der Sprache eignes und sehr

bezeichnendes Wort für diese Art des Leichtsinns). Sage, sagesse, für gescheidt, was man in der Gesellschaft, oft in den kleinsten Dingen, verständig findet; — philosophe, wenigstens ein Sonderling; philosophie für Materialismus und Unglauben; théosophie, Schwärmerey; idée, idéal, oft für leere, nichtige Einbildungen; fantaisie (fantasque etc.) (Phantasie), geradezu für Grillen; raisonneur, in der bekannten Bedeutung: — éducation heißt vorzugsweise Erziehung für feine Lebensart u. s. w. — Vor allem bon für unschädlich aus Dummheit; bonasse (eben so innocent, innocente). — Daß aimer, das wichtigste Wort aller Sprachen, geradezu für gern essen gebraucht wird, muß man wohl auch für bezeichnend ansehen: béatilles, kleine Seligkeiten, nämlich zum Füllen der Pasteten 2c. Bezeichnungen, wie assemblée, cercle, réunion, réception, cotterie etc., brauchen kaum erwähnt zu werden, sie bedeuten nicht Versammlung, Kreis 2c. überhaupt, sondern in der angegebenen gesellschaftlichen Bedeutung. Viele andere Worte, wie étiquette, toilette, salon, boudoir etc. sind nicht minder allbekannt. — Selbst das Wort Compliment ist höchst eigenthümlich, und gehört der Sprache an. Worte, die allen Sprachen gemein sind, erhalten eine eigenthümliche, ganz gesellschaftliche Bedeutung, und andere werden daraus gebildet: former, formaliser, formaliste, formalité; — tournure, façon etc. — Eine reiche Menge von Worten, die ein lächerliches oder ungeschicktes Erscheinen in der Gesellschaft bedeuten: coquette, coquetterie, wo das Bemühen, zu gefallen, zu groß, und nicht geschickt genug verdeckt wird: simagrée, minauderie, afféterie, alles besonders vom Geziere der Weiber. Auch Worte, wie fanfaron, rodomont, poltron, bavardage etc. — Ganz hierher zu rechnen sind Worte, wie die folgenden, alle das äußerliche Erscheinen betreffend, oder davon hergenommen: se rengorger (von einer Bewegung, da der Kopf zurück, und der Hals vorgebogen wird), se carrer (von dem Setzen beyder Arme in die Seite, was ein Viereck bildet), faire le gros dos; — gonfler; — boursouffer etc. se pavaner (von einem alten feyerlichen Tanze). — Selbst se porter, sich befinden, offenbar vom äußeren Erscheinen: il se porte bien, er trägt sich wohl.

Es genügt, an die große Zahl sprichwörtlicher und bildlicher Redensarten zu erinnern, die von geselligen Spielen, z. B. dem Ballspiele, genommen sind. — Es gibt auch eine Menge niedlicher Bezeichnungen, welche theils einem fein ausgebildeten gesellschaftlichen Leben, theils dem häuslichen Leben angehören, wenn sich die Einflüsse des ersteren darüber verbreitet haben. Z. B. Etre à quatre épingles; avoir les petites entrées (vielleicht vom Hofe genommen, wie faire sa cour); — vous êtes né prié etc. il se met sur son bien dire etc.

Für die politisch werdende Gesellschaft bietet die Sprache ebenfalls viele sehr bezeichnende Worte dar, wie intrigue, cabale; — parti, faction (diese jedoch auch anderen Sprachen angehörend), chef de parti, esprit de parti etc. — fronde, frondeur (zwar zufällig entstanden, aber darum beybehalten, weil die Sache ganz im Nationalgeiste lag); — auch club, clubiste gehören hierher; révolution ist dieser Sprache entnommen; ferner Worte, wie insinuer, sonder, exagérer (eine Sache so vorstellen, daß sie Eindruck macht). — Ultra, ein aus der Gewohnheit, fur den Effekt zu übertreiben, von selbst hervorgehender Standpunkt; nuances etc.

Für die Literatur und Beredsamkeit gibt zweyerley die wichtigste Bezeichnung, raison und grace. Die raison wird überhaupt als die Göttin-

der Beredsamkeit und des ganzen geistigen Verkehrs angesehen, und man irrt vielleicht nicht, wenn man sich vor allem darunter die gesellschaftliche Vernunft denkt, welche bekanntlich auch wohl mit großen Irrthümern verbunden seyn kann. Parler raison, demander raison; raison d'état, raison de famille etc. — Was die raison in diesem Sinne den Franzosen sey, sagt wohl Chenier treffend in folgender Strophe:

> C'est le bon sens, la raison, qui fait tout,
> Vertu, génie, esprit, talent et goût.
> Qu'est-ce vertu? raison, mise en pratique;
> Talent? raison produite avec éclat;
> Esprit? raison qui finement s'exprime;
> Le goût n'est rien, qu'un bon sens délicat;
> Et le génie est la raison sublime.

Was die grace angeht, so muß bekanntlich alles clair, net, pur etc. seyn. Auf die Klarheit der Grundgedanken kömmt es nicht eben so sehr an, als auf die einzelnen Sätze. — Es gilt übrigens für ein besonderes Lob, d'être spirituel et moqueur, et de cacher des épigrammes fort acérées sous les graces de l'atticisme françois.

Für die Wissenschaften und die besondere Art ihrer Behandlung oder Anwendung sind einige eigenthümliche Bezeichnungen entstanden, z. B. systématique, idéologue, doctrinaire etc.

Aus der neuesten italienischen Literatur.

Die italienische Literatur des letzt verflossenen, ja schon des vorhergegangenen Jahrhunderts, hat sich durch den Einfluß von Verhältnissen, deren vollständige Entwicklung und Darlegung hier nicht erwartet werden kann, vereinzelt, und nicht allein jenes beneidenswürdige Schutzrecht eingebüßt, welches die Zeiten des großen Dante, des vielseitigen Petrarca, der glorreichen Arioste und Tasso's auf den der Ehre solchen Einflusses empfänglichen Theil der damaligen Welt-Literatur unbestritten ausgeübt hatten, sondern ist auch nach und nach den Arbeiten und Bestrebungen, den Vor- und Rückschritten, dem Gewinne so wie den Verlusten der Wissenschaft wenn nicht fremd, doch hinter denselben zurückgeblieben. Eine unfruchtbare und starre, wenn auch in ihren Beweggründen achtungswürdige Verehrung der Meister des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts schien sich ein Verdienst daraus zu machen, jedwede Bereicherung der heimischen Literatur durch ausländische Wissenschaft und Kunst abzulehnen, oder in kleinlicher und übel angebrachter Vaterlandsliebe gar zu bekämpfen. Die Nacheiferung der unerreichten Musterbilder toskanischer Klassicität beschränkte sich immer mehr bloß darauf, ihre Formen festzuhalten, ihre Ausdrucksweise hartnäckig auf die allerverschiedensten Hervorbringungen verschiedener Zeiten überzutragen, und durch unverbrüchliche Beobachtung göttlicher Schönheiten, so wie entschlüpfter Mängel, hoher Vollkommenheiten, so wie achtloser Schwächen, den Styl jener großen Alten mit fleißiger Hand, wie man meinte, zu erzwingen; gleichsam als ob die Form für sich bestände, und entführbar wäre, wie die Töchter der Fabellehre; als wenn der Ausdruck nicht an die inneren Bedingungen eines Kunstwerks gebunden wäre, und daher einen gewissen Charakter der Unübertragbarkeit mit sich führte, der Styl aber nicht die Ausschließung einer besonderen Persönlichkeit durch das Wort, und daher eine unveräußerliche Eigenschaft, gleichsam ein »jus personalissimum« der römischen Rechtslehrer in den schönen Künsten gewährte.

Ferne sey es von uns, dem Volke der schönen Halbinsel die Schuld jener verwirkten Ueberlegenheit ganz oder nur zum größeren Theile beymessen zu wollen.

I. Die äußeren Verhältnisse dieses interessanten Landes haben sich unstreitig in dem Laufe der letzten Jahrhunderte so eigenthümlich gestaltet, daß die Fortdauer und Ausbildung einer nationalen Poesie und Kunst dadurch eher Hemmung als Beförderung erleiden mochte, und erst aus den allerneuesten Zeiten kann den Italienern, wenn sie ihre eigene Stellung richtig zu würdigen und zu benützen, und mit kluger Entsagung die Vortheile ihrer jetzigen Lage zu verfolgen verstehen, ein nochmaliges Aufblühen ihrer Literatur vorhergesagt werden.

II. Aber wir glauben auch nicht sehr zu irren, wenn wir den Verfall der älteren italienischen Literatur und ihre nach und nach erfolgende Auflösung einem anderen äußeren Umstande zuschreiben, dessen Schwächung und theilweise Vernichtung den Bewohnern Italiens wahrlich nicht beygemessen werden kann.

Und dieser scheint uns in der Suprematie zu liegen, welche Italien, als der Erbe alter und großer Erinnerungen, und zugleich als der Sitz der päpstlichen Schlüsselgewalt auf die Länder des Mittelalters ausübte.

Jene Erinnerungen suchten und fanden in der Wirklichkeit des geistlichen Einflusses Roms und der Konzentrirung der ausgezeichnetsten Talente um die Kuria einen Boden, worauf sie fußen, und das Gebäude ihrer traditionellen Ansprüche aufführen konnten.

Auch die Literatur erhielt daher einen Zug zur Allgemeinheit mehr, welche schon durch sprachliche Nachbildung des lateinischen Gelehrtenwesens vorherrschte.

Mit der Abnahme des Klerikalgeistes in Italien, der Beschränkung und Verengung desselben von außen her, neigte sich zum Sturze und fiel also die erhabene Grundsäule jenes gefeyerten Tempels italischer Musen. Wie hätte man von ihnen die Fortsetzung jener gewaltigen und zugleich so anmuthigen Gesänge, jener großartigen Arbeiten der Wissenschaft, jener unerreichten Schöpfungen bildender und zeichnender Künste erwarten mögen, da Rom aufgehört hatte, die geistige Hauptstadt der Welt zu seyn, da durch die Scheidung gelehrter und geistlicher Funktionen das Reich der Wissenschaft, dessen Eingang doch früher Niemanden verschlossen gewesen, seit der Reformation in so viele Souverainitäten zerfallen war, als wirkliche oder eingebildete Denker aufstanden, und jene Eigenschaft der Allgemeinheit, welche, freylich in anderer Würde und Bedeutung, als in unseren Zeiten, den hervorstechenden Charakter der Literatur jenes Landes ausmachten, sich nicht mehr auf die ewige Grundlage einer allgemein anerkannten geistigen und geistlichen Macht zu stützen vermochte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hellen sich aus dem Gange der Ereignisse selbst die Gründe ihres Verfalls gehörig auf, ohne daß man zu Anschuldigungen der Nationalkraft zu schreiten braucht, die neben aller Gehässigkeit hier noch den Nachtheil der Unwahrheit und Grundlosigkeit mit sich führen dürften. Hieraus erklären sich auch die widersprechenden Urtheile, die man über das geistige Vermögen der Italiener hier und da geäußert hat, indem die einen demselben blos ihre jetzigen Leistungen als Folie unterlegen, die andern aber als unmittelbare Beobachter des Volkslebens rühmend von seiner Kraft, Gluth und Hervorbringungsgabe sprechen, und sich beweisend auf die großen Werke des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts stützen. Hier-

aus stellt sich auch das rechte Verständniß des Vorwurfs der Flachheit, Gehaltlosigkeit und leerer Allgemeinheit her, welche man den modernen Kompositionen jenes klassischen Bodens mehr als einmal gemacht hat; denn wenn seit der Reformation dessen Literatur nicht auf einmal zu einer volksthümlichen (so nennen wir eine, aus dem eigentlichen Wesen eines Volksstammes entstandene, mit Lebendigkeit und besonderen Charakterzügen zugleich Ausschließlichkeit verbindende Literatur), welcher neben den Schwierigkeiten jeder Umwandlung noch die oben angedeuteten Ursachen entgegenstanden, werden konnte, so war es wohl zu erwarten, daß sie sich in zwecklosen Bestrebungen erschöpfen, und ohne Grundlage noch Ziel in eine nur hohle Allgemeinheit und in die geschwätzige Wortfülle der Schule des Metastasio verlieren würde.

Wenn wir, ohne bey den interessanten Betrachtungen stehen zu bleiben, welche sich aus der bisher aufgestellten Ansicht für das Verständniß und die Würdigung mehrerer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, namentlich Alfieri's und Monti's (dessen Leistungen zwar größtentheils, nicht aber seine Bildungsperiode, dem unsrigen angehören), ergeben möchten, die Folgerungen derselben fest ins Auge fassen, so werden wir gestehen müssen, es sey hohe Zeit, daß die italienische Literatur bey veränderten äußeren Einflüssen eine Bahn verlasse, auf welcher so wenig Lorbern zu pflücken waren und gepflückt worden sind, und sich einer Richtung zuwende, auf welcher, durch Vereinigung zersplitterter, aber sehr achtbarer Kräfte, ein ihrer großen Ahnen würdiges Ergebniß bezweckt werden mag.

In den Vorbetrachtungen einer Kritik der Tragödie Adelchi, des durch ein göthisches Wort in Deutschland ruhmvoll bekannten Alessandro Manzoni (man vergleiche Band XXVIII dieser Jahrb.), sind wir daher mit innerer Zufriedenheit auf Aeußerungen und Ansichten gestoßen, deren Richtigkeit und Zeitgemäßes wahrlich nicht bezweifelt werden kann, und deren Verfasser fern davon, den Nationalvorurtheilen zu schmeicheln, in die laute Klage der verloren gegangenen Originalität freymüthig mit einstimmt, und was mehr sagen will, seine Landsleute aus dem Traume ihres alten Uebergewichts durch die ertheilten Rathschläge aufrüttelt, wie sie die fremden Literaturen zu brauchen und sich anzueignen hätten, um die ihrige zu verjüngen, und auf gleiche Höhe mit denselben zu erheben.

Wir glauben daher, sowohl in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes als des Talentes der Behandlung, vielen Lesern dieser Blätter durch die Mittheilung jener kleinen Abhandlung des italienischen Recensenten, mit Beseitigung der Analyse von Manzoni's Adelchi keinen unwillkommenen Dienst zu erweisen.

* * *

Biblioteca Italiana. Nro. XCIX. Marzo, 1824. *Adelchi*, tragedia di *Alessandro Manzoni*, con un discorso su alcuni punti della storia longobardica in Italia. *Milano*, 1822, per *Vicenzo Ferrario*, in 8.

Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften Italiens hat es in demselben wohl noch nie einen ähnlichen Mangel an wahren Dichtern, als gegenwärtig, gegeben, und solche Dürftigkeit muß mit um so lebhafterem Schmerze empfunden werden, wenn man auf den Reichthum Rücksicht nimmt, welcher dieser großen Armuth vorausgegangen ist. Allein vielleicht ist eben jener alten Herrlichkeit die Niederhaltung der Geister zu-

zuschreiben, nach der Weise mancher hochmüthigen Edlen, die in dem Angedenken reicher und gewaltiger Voraltern eher die dringendsten Bedürfnisse entbehren, als die Arme in Bewegung setzen. Es thut weh, es sich zu sagen, allein wir vermögen eine vielleicht noch heilbare Wunde durch thörichtes Mitleid nicht noch mehr zu verschlimmern; es thut weh, es sich zu sagen, daß die italienische Literatur armselig und kleinstädtisch (municipale) geworden ist! Wir besitzen wohl einige geweihte Häupter, allein sie schlummern entweder auf den eroberten Lorbern, oder wenn wirklich ein Wachsamerer dem Ruhme nachtrachtet, so befriedigt er sich bey dem Lobe seiner Stadtgenossen, und der Kühnste hält sich glücklich, wenn sein Bezirk sich seiner beyfällig, überselig aber, wenn Italien sich seiner erinnert. Und wirklich könnte das Wohlgefallen Italiens dem hochfliegendsten Stolze genug thun, wenn man sich nicht leider erinnerte, daß die echten Kenner in hinreichender Anzahl dort bloß angetroffen werden, wo die Kunst auf dem Gipfel der Vollkommenheit sich befindet; so, daß mit dem Verfalle der letzteren auch die ersteren mangeln, und Marini als der erste Dichter Italiens ausgerufen, und Ronsard als ein Einziger unter den Dichtern Frankreichs bewundert werden kann. Obwohl unser Zeitalter nicht als in einer Annäherung zu den Irrthümern des achtzehnten befangen betrachtet werden kann, so wird man von der Wahrheit nicht sehr abweichen, wenn man ihm jene Schwäche der Erfindungsgabe beymißt, welche, mit einigen Ausnahmen, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Schriftstellerwelt erfüllte. Auch wir bekennen uns zu einer nachahmenden Poesie, auch wir halten uns mehr an das Wort, als den Gedanken, auch uns kann der Zeitpunkt nicht lange fern bleiben, wo auch wir andere Bahnen suchen, und, wie man hoffen darf, richtigere einschlagen werden.

Es ist nicht zu erwarten, daß wir in jene fieberhaften Faseleyen einen Rückfall thun, weil der Irrthum der Väter, in der Moral wie in der Politik unbenützt, für die schönen Künste die reichste Quelle der Belehrung ausmacht. Aber gibt es nicht andere, gleicherweise gefährliche Verirrungen, wo man dieselbe Schmach sich gewinnen kann? Im Jahre 1819 erstiegen wir begierig die Katheder der Romantiker, welchen die künftige Ehre der italienischen Poesie sicherlich nicht anvertraut werden dürfte, und unter welchen sich kaum hin und wieder ein besserer Gesellschaft würdiger Genosse befand. Allein es würde sehr betrüben, wenn man auch uns jenen Furchtsamen zurechnen wollte, welche mit ängstlicher Sorgsamkeit ihre winzigen Füße in die gewaltigen Fußstapfen der Alten setzen, welche da wohl glauben, daß die Sonne mit ewig gleichem Glanze und Segen sich um ihre Achse wälze, der menschliche Geist aber in der Hälfte seiner Laufbahn zu Falle gekommen sey. Niedrige Verläumder des Menschen, welche die engen Gränzen ihres Gesichtskreises für das Ende der Welt halten.

Wir widersetzten uns damals diesen Mißbräuchen; allein bestanden nichts desto weniger auf unbefangene Erforschung der Wahrheit, und riefen, jedes thörichte Wahnbild, das uns, die wir einst die Ersten waren, zu den Letzten erniedrigen könnte, weithin abweisend, eine bessere Zeit an, wo tiefsinnigere Geister selbst aus jener Erscheinung Belehrung schöpfen würden. **Wir sind Italiener, ein hochherrlicher Laut, an erlauchten Dingen und Namen groß, und können bey der Vertauschung unserer Poesie gegen eine andere nichts gewinnen**; allein was hindert, mit fremder Erwerbung uns zu bereichern, und im Gebiete jedweder Poesie Erobe-

rungen zu machen? Auch außerhalb Italien denkt man (!!), und erstehen Gesänge, würdig der edelsten Musen.

Werfen wir sie von uns, jene vornehme Trägheit, und lernen wir für einen Augenblick, um dann viele Jahrhunderte zu lehren.

Wie viele nennt man wohl unter solchen, deren Wissenschaftlichkeit die gründlichste gepriesen wird, bey uns, welchen die Poesie anderer Völker nur mittelmäßig bekannt wäre? Viele werden eine lange Reihe Reimer, und unter diesen Galletto da Pisa, Sandro di Pipozo, Rocco di Cenni und Betto Mettifuoco und Pucciaretto und Benuccio Barbiere mit Leichtigkeit aufzuzählen wissen. Wenige werden selbst die Namen eines Voß, Novalis, Tieck vernommen haben; und selbst von dem unerreichten (immenso) Göthe, der als Dichter alle Andern seines Volkes überbietet (che soverchia tutta la sua nazione poetando), kennt man nichts als eine, und noch dazu jämmerlich übersetzte, Jugendschrift (?); denn es wäre besser, von seinem, unwissender Weise Meister Alfredo [1]) getauften, verstümmelten und entstellten Wilhelm Meister gar keine, als jene falsche Kunde zu haben, die man doch auf diesem Wege sicherlich erlangt. Und doch haben wir bey solcher Unbekanntschaft mit den Schätzen des Auslandes den Muth, die Poesie anderer Völker eine arme zu schelten, die fürwahr, wenn sie nicht, wie Sylla, den Lebenden um der Todten willen vergäben, den Vorwurf leichtlich auf unser eigenes Haupt zurückwälzen könnten. Zu groß ist unsere Verschmähung des Studiums fremder Sprachen, aus welcher wir uns, zum großen Leiden der Kunst, nur die französische erwählt zu haben scheinen. Diese Sprache ist scharf bezeichnend, und eignet sich sehr zur wissenschaftlichen Behandlung, frommt aber als eine dürre, unharmonische und arme nicht der Poesie; noch könnten wir von derselben irgend etwas lernen, was bey Griechen und Römern nicht besser anzutreffen wäre. Die deutsche Zunge, die gemeinhin für so rauh gehalten wird, ist ohne Vergleich wohlklingender und mannigfaltiger in ihren Tönen, und ihre Schriftsteller haben, was uns am meisten anziehen muß, aus neuen Quellen geschöpft, und können unter diesem Gesichtspunkte uns daher die nützlichsten [2]) seyn. Denn fürwahr, wenn wir mit den andern Völkern in eine gemeinsame Schule gehen, so sind die Ersten wir. Der entlehnte Geistesfunken wird zur großartigen Flamme werden, und einmal angefacht, von heimischem Stoffe leben, und in immer weiterem Kreise fortglühen.

Aus der Verbindung der besonderen Begriffe erwachsen die allgemeinen, und man vermag nicht zu diesen zu kommen, ohne jene berührt zu haben. Die Meinung, daß es einem eigenthümlichen Schriftsteller genügen müsse, nur sehr wenig gelesen zu haben, ist um so unrichtiger, da nach unserem Dafürhalten, derselbe, wenn er Alles gelesen haben könnte, um so eigenthümlicher sich aussprechen dürfte. Ein Gedanke enthüllte sich aus dem andern, und ein mißrathenes Trauerspiel hat vielleicht das verlorne Paradies hervorgebracht. Man trachte immerhin,

---

1) Anm. d. Uebers. Warum nicht lieber Meister Guglielmo?

2) Anm. d. Uebers. Freylich scheinen die Italiener wohl zu thun, wenn sie sich gleich an jene wenden, welche Robertson die Großhändler in der Gelehrsamkeit nennt.

die Dichter jedweder Zunge kennen zu lernen, nicht sowohl der Nachahmung wegen, als um mit ihrer Hülfe zu höheren Schöpfungen aufzusteigen. Man zählt wohl eine italienische, deutsche, englische und spanische Poesie; allein erhaben über diese alle gibt es eine allgemeine Poesie, in welcher sich Pietro Calderon, Wilhelm Shakespeare, Göthe, Dante und Homer begegnen und vereinen. Auf einer gewissen Höhe angelangt, verschwindet nach und nach jede (trennende) Verschiedenheit der Zeiten und Nationen, und die Genien jedes Zeitalters und Landes bieten sich ausgleichend die Hand, wie die alten Heroen im Elysium.

Bey dem Dänen Oehlenschläger besprechen sich in einer schönen Nacht zwey Jünglinge, und bekämpfen sich in der Frage, ob Shakespeare oder Sophokles den Vorzug verdiene. Sie sind in der Hitze der Erörterung schon bereit, zu den Waffen zu greifen, als eine weißgewandige lichtvolle Gestalt die Finsterniß durchbricht, und, mitleidig lächelnd, ihrem Kampfe durch die Worte: »Betrachtet mich genau, ich allein bin Sophokles=Shakespeare,« Einhalt thut.

Die Verkennung der in dieser Dichtung liegenden Wahrheit hat unter den Romantikern und den sogenannten Klassikern (Classici) Italiens viel unnützen Zwist veranlaßt, indem die ersteren das Studium deutscher, englischer und spanischer Literatur ausschließlich anempfehlen, und die letzteren jeden fremden Dichter aus dem Weichbilde Italiens verbannt haben wollten. Beyde bekämpften, wie in der Dunkelheit Aeneas, die eitlen Gespenster ihrer Einbildung, und würden vielleicht allenfalls sich eine versöhnende Hand gereicht haben, wenn Jemand Licht in diese dunkle Masse geworfen, und so gesprochen hätte: »Brüder, ihr streitet bloß um Worte. Ihr wollt alle den Ruhm eures Vaterlandes, und eine gemüthvolle Poesie. Allein sie kann weder eine deutsche, englische noch spanische seyn, weil der Genius nicht ausschließlich einem Lande angehören kann, und ihn in irgend einen Kreis der Oertlichkeit oder der Zeit zu bannen, sein eigenstes Wesen verkennen hieße. Ihr, o Romantiker, werdet sicherlich nicht der Liebe zum vaterländischen Boden entsagen wollen, und wenn ihr Klassiker die fremde Kunst nicht als Meister zu empfangen gesonnen seyd, duldet mindestens, daß sie euch zugeführt werde, wie einer eurer Altvordern sie der Stadt Syrakus im Gefolge seines Triumphes zugeführt hat.«

Fürwahr, selbst jene, welche mit Beyseitelassung aller Hülfsmittel ihrer Zeit und ihres Ortes sich rücksichtslos dem eigenen Genius zu überlassen glauben, werden in ihren Werken immer einem Manne zu vergleichen seyn, welcher sich noch so weit in die Lüfte erhebend, die Richtung des Ortes, den er verlassen, bewahren zu müssen glaubt, und daher von seiner Höhe aus die allerentferntesten Länder erblickt, immer aber in gerader Richtung ob jenem, dem er entflogen, schwebend verbleibt. Die uns umgebenden Vorwürfe wirken mit solcher Kraft auf uns, daß jede unserer Handlungen ihr unauslöschliches Gepräge trägt, und selbst unsere Reden eine örtliche Färbung annehmen, die der Kunst allein immer unnachahmbar bleiben wird. Daher jene so schwer zu schildernde Einfachheit heroischer Zeiten, daher mußte jede Nachahmung des Sängers dieser jugendkräftigen Welt Homers, als nicht von Zeitgenossen herrührend, scheitern, und höchstens ein befreytes Italien oder eine Avarchide zuwegebringen. Daher ist die Befürchtung auch unnatürlich, unsere Poesie möge bey den Anstrengungen, sich einer knechtischen Nachahmung zu entreißen, ihre Eigenthümlichkeit auf das Spiel

setzen. Ahmen wir unsere großen Schriftsteller nach, aber bloß in jenem, das sie groß machen konnte. Wie würden die sonst wohl mit Recht von einer freywilligen Nachfolge Dante's sprechen können, welche stets in seine Fußstapfen traten, und nie fremde Spuren verfolgt haben. Das erste Urbild der Dichtung ruht in uns selber, das andere spiegelt sich in dem ganzen Universum ab. Durch die Anschauung und Verknüpfung dieser beyden erstehen jene Gesänge ewiger Schöne, denen sich alle Zeiten, alle Länder und alle Völker verehrend beugen.

Allein wenn auch Jemanden eine ganz abgeschlossene, rein volksthümliche (d'una sola nazione) Poesie beliebte, könnte er selbst aus diesem Gesichtspunkte Dante da Majano, Giusto da Conti, oder den so sehr gepriesenen Bembo und die Legion ihres Gleichen Italiener nennen? Was macht dieses hehren (inclito) Namens würdig? Sie lebten unter einem schönen Himmel auf dem Boden der Erinnerungen und Hoffnungen, erblickten noch überall das Gepräge der alterthümlichen Großheit, sahen Völker steigen und fallen, und Kronen von Haupt zu Haupte wandern, große Schlachten und stolze Faktionen, den Verrath und die Großmuth, Laster und Tugenden — und inmitten dieser bewegten Welt sangen sie gemächlich inhaltslose und flache Gesänge, die eher einer menschen- und sachenlosen Oede anzugehören schienen. Man übersetze ihre Verse in eine andere Sprache, und mit dem Hinwegschwinden des geringen Wohllautes werden sie auf einmal als die armseligste Poesie von Männern erscheinen, welche keiner Nation angehören. Weder darf man auch glauben, daß sie vielleicht sich zu jener Poesie erheben, die wir eben erst die allgemeine benannten.

Sie schwiegen so von den großen Zufällen ihres Vaterlandes, als von den Sitten, Gewohnheiten und Meinungen desselben, von Dingen, die jeder gerne erfahren hätte, und zur Entschädigung schwatzten sie ermüdend von einer Liebe, welche sie nicht fühlten, umspannen diese edle Leidenschaft mit einem dunklen philosophischen Nimbus, und trauten sich mit dieser todesfurchtbaren Leidenschaft ein sophistisches Spiel zu treiben. Wenn die Romantik, wie einige fälschlich glaubten, in der Verzichtleistung auf vaterländische Formen bestünde, so müßte, nach unserer Meinung, Bembo einer der größten Romantiker genannt werden; denn wirklich würde wohl keiner der Leser aus seinen Versen das Vaterland des Dichters errathen, wenn man nicht etwa zur schmählichen Voraussetzung herabsteigen wollte, die Ausschmückung einiger entlehnten Gedanken und ihre Verbrämung mit einem Schwalle eitler Worte als die Charakteristik eines italienischen Schriftstellers anzunehmen *). Der Pöbel der Literatoren thut sich auf die Anzahl solcher Reimer viel zu gute, und präkonisirt (mitria) dieselben aus eigener Autorität zu großen Männern. Allein wenn man diese allezeit fertigen Bewunderer vor den aufgeschichteten Stoß ihres Lieblingsschriftstellers führen, und sie fragen wollte, was denn diesem furchtbaren Haufen Gutes zu entnehmen sey; es würde ihnen sicherlich keine andere Antwort, als die Hamlets an Polonius, übrig bleiben: »Worte, Worte, Worte.«

Die göttliche Poesie will eine andere Vorstellung von sich erwecken.

*) Wir betrachten hier Bembo bloß als Dichter; seine wirklichen Verdienste können hier nicht zur Sprache kommen.

Wenn Italien rühmend von einem seiner Dichtersöhne: »Er gehört mir an,« sagen, und der Chor der andern Nation antworten wird: »Er gehört auch uns an;« so wird dieser der große Leitstern seyn, welchen wir suchen, die Schule möge ihn klassisch oder romantisch benennen. Wer wird wohl sagen mögen, daß Homer als Dichter nicht ganz Grieche war? Und welches Volk hat wohl aufgehört, ihn je als den Seinigen zu betrachten? Allein der gottbegeisterte Sänger zeigte Zeit und Natur, Volk und Land, wie sie waren, prägte das Bild der Leidenschaften gewaltig, wie sie selber sind, entnahm ihre Darstellung der eigenen Brust, nicht Pergamentrollen, und schöpfte so jenes zauberische Leben, das die Götter und Sterblichen verbindet, die Kräfte der Natur in Frieden oder Krieg versetzt, und bald in den zischenden Wellen des blutigen Scamanders, bald in dem blumigen, götterfrohen Thalamus des Berges Ida sich ausspricht.

Mit Recht übergeht die Poesie jene Gebräuche, Meinungen und Handlungen, die ihrer verschönenden Formen nicht wohl fähig sind. Aber alles Uebrige gehört ihr als große, frey zu benützende Erbschaft völlig an. Sie mag nun damit den Geist zu adeln, die Phantasie zu ergötzen, das Herz zu entzünden, eine Fahne den Guten, eine eherne Schlange den Bösen vorzuhalten, oder das Leben (von der poetischen Seite) als der Güter höchstes, oder als eine kostbare Münze, die aber mit Gleichgültigkeit bey gewissen Gelegenheiten auf das Spiel zu setzen sey, aufzustellen, beabsichtigen wollen.

Wer in dem Dichter nicht einen heiligen Mann erblickt, sich unterwindend aller Opfer, um die Tugend zu üben, die er besingt *); wer in ihm nicht einen Günstling der Himmlischen, und einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes sieht, wird weder selbst je ein Dichter werden, noch Dichtung zu beurtheilen fähig seyn. Wenn Alighieri Virgilen um Erlösung aus waldiger Wildniß bittet, und ihn bey einem noch unerkannten Gotte beschwöret, so weiß er sich ihm unter keinem höheren Titel, als dem eines Dichters, vorzustellen. Und Dante, man verzeihe uns dies starke Wort, Dante verdiente ihn noch mehr, als Virgil.

Es ist wohl wahr, daß nur Wenigen gegeben ist, zu solcher Hoheit anzustreben; allein an welchem Fluche liegt es dann, daß auch diesen der schon beschwerliche Weg in einen fast unmöglichen verwandelt wird! Als wir unsere Dürftigkeit an wahren Dichtern beklagten, so konnte uns die Seltenheit einer Erscheinung überhaupt nicht unbekannt seyn, die zu den Wunderwerken des menschlichen Geistes gehört. Die Natur mühet sich eine Weile ab, bis sie einen Homer hervorbringt, und

*) Anm. d. Uebers. Wir würden sowohl gegen manches Andere, als die Ausschliesslichkeit dieser Ansicht, die den Dichter zugleich zum Professor der Ethik macht, bloß auf die Geschichte der Literatur gestützt, manche historische Einwendung vorzubringen haben, würde daraus nicht gefolgert werden können, daß die übrigen Stellen und Ausdrücke dieses Artikels, als nicht kommentirte, zu keiner Gegenbemerkung Anlaß gaben. Wir sagen Ausdrücke, weil manches Schiefe und zu unrichtigen Folgerungen führende, vielleicht weniger dem Ideengange des italienischen Verfassers, als dem schon früher bemerkten Umstande eines nicht genug ausgebildeten Parallelismus der Begriffe und Bezeichnungen in seiner sonst so herrlichen Sprache, und der Schwierigkeit, neue (das sind die hier gegebenen für seine geistreichen Landsleute) Vorstellungen durch alte Ausdrücke ganz ohne Innovation der Sprache wiedergeben zu wollen, beygemessen werden muß.

ruhet geraume Zeit nach solcher Anstrengung. Allein der Weg von solcher Höhe zu jener unausstehlichen, mit Recht lächerlichen Mittelmäßigkeit geht durch die Wohnung vieler kräftiger Talente, und man preiset auch die ernste Muse des Stesichoros, den zürnenden Gesang des Alzäos, die liebevollen Klagen der unglücklichen Lesbierin, und gegen den heitern Scherz Anakreons vermag selbst das Greisenalter nichts. Die Poesie ist ein Leben im Leben, und um ein Volk in jugendfrischer Kraft zu erhalten, muß sich dieses Göttliche durch alle Adern der Gesellschaft vertheilen. — — Es thut wahrlich Noth, die Meinung jener von sich zu weisen, die sie zu einem Sondergute der Gelehrten machen, und gleich den Orakelsprüchen der Alten in ein geheimnißvolles Dunkel hüllen möchten. Wenn sie einst ein so kräftiges Mittel zur Gesittung des Volkes abgegeben hat, warum nun als ein Vorrecht gewisser Klassen behandeln, was einst das nützliche Gemeingut Aller war? — Wahrlich nicht also dachten unsere großen Alten! und die Wirkungen ihrer Dichtungen zeigen dieß unwidersprechlich. Dante ist nun dunkel, und befindet sich nicht mehr in den Händen des Volkes. Allein war er es, die sich auf theologische Streitigkeiten beziehenden Stellen abgerechnet, vielleicht nicht zu seiner Zeit? Wir wissen vielmehr, daß er sich im Munde sogar eigener Leute (doi più vili Villani) befand, und seine Gesänge sich hinab bis zu den Thälern rauher Rinderhirten verbreitet hatten. Und wir rechnen ihm dieß nicht zu etwa geringerer Verherrlichung an, als den berühmten Beschluß, daß das heilige Lied auf öffentliche Kosten erklärt, und eine Lehrkanzel zu diesem Behufe errichtet werden solle, die dann der beredte Boccaccio einnahm. Und wer weiß nicht, mit welcher Lust die venezianischen Gondolieri die Stanzen Tasso's durch die Nacht der Lagunen hinsangen, und die Flucht Erminiens, und den bezauberten Wald, und die Wundergärten Armida's? Und wer wird es noch verschmähen, in Italien populär zu seyn, wie Dante und Tasso?

Und doch verfolgt man eine andere Bahn, macht Jagd auf Eigenschaften, welche das Volk theilnahmlos lassen, und bekümmert sich wenig um die allen Menschen theuren Gaben. Aus der Absicht des Dichters entwickelt sich die Eigenthümlichkeit seines Werkes. Wenn es nicht sein Zweck ist, seinen Landsleuten in Masse zu gefallen, so wird er technischen Schwierigkeiten nachjagen, um sie überwunden zu haben, der sogenannten Reinheit eines Wortes alles andere aufopfern, aus den Speichern der Wissenschaften und Künste gelehrte und dunkle Vergleichungen holen, sich in den verschiedenen Poetiken spitzfindig vertiefen, und, sich auf gleicher Höhe mit Alfieri und (?) Sophokles glaubend plötzlich zwischen Lodovico Dolce und Giambattista Giraldi stehen. Die immerwährende Betrachtung einer untergeordneten Technik gewöhnt den Geist an kleinliche und furchtsame Ansichten, und zur rechten Zeit jene letzte Ausarbeitung und Feile (finitezza), die den Triumph mittelmäßiger Geister ausmacht, zu verschmähen, hat stets als ein Anzeichen eines großen und schöpferischen Genius gegolten *).

---

*) Anm. d. Uebers. Wir bitten den Leser, nicht zu vergessen, daß wenn der italienische Kritiker in Bekämpfung der Ansichten seiner Landes- und Zeitgenossen von einem löblichen Eifer zu weit geführt wird, ihm ungefähr dieselben Entschuldigungen zu gute kommen, die, unbeschadet der großen Wahrheiten, welche sie enthält, dem heftigen Ausdrucke der Dramaturgie Lessings Noth thun. Polemisch auftretende Kritiken lassen sich oft durch den Widerstand, welchen sie finden, weiter fortreißen.

An dem Zeus des Phidias, erhaben, wie der oberste der Götter selbst, gestehen die Alten, daß die Verzierungen von vielen anderen Künstlern vielleicht besser ausgeführt worden wären. Gewiß darf nichts, was den Gedanken schön in die Rede einzuführen vermag, aus den Augen verloren werden. Aber doch ist die Totalität des Eindrucks die Hauptaufgabe eines sinnigen Gemüths, und wäre es möglich, so sollte die Idee dem Haupte entsprießen, wie die Tochter Jovis, schön, gewaltig, und schon in die erhabene Rüstung gehüllt. Denn werden Wort und Gedanke nicht als Zwillinge geboren, so wird dieser durch jenes nie ganz wiedergegeben seyn. Obschon das Wort an sich von höchster Wichtigkeit, ja von höherer, als es die Kleinmeister unserer Literatur wohl ahnen, ist: so wird doch jener, der seinen Hervorbringungen den Beyfall der Gelehrten so wie des Publikums (della moltitudine) zuwege bringen will, seine vorzüglichste Sorgfalt der Sache zuwenden. Er wird in die Tiefen des menschlichen Herzens zu dringen, und dessen Geheimnisse, aus dem Studium des eigenen, der Welt zu enthüllen suchen. Er wird höchst selten den Kreis der Gefühle verlassen, welche ihrer Wirkung auf alle gewiß sind. Denn der Mensch hört mit ungläubigen Ohren, was er nicht selbst gefühlt hat ꝛc.

Voltaire donnerte gegen die Franzosen, welche kein Trauerspiel ohne Liebe wollten, und that sich viel zu Gute, durch seine Merope dieses Vorurtheil niedergeschlagen, und der Athalia Racines ein überwältigendes Gegenstück entgegengestellt zu haben. Allein einer reifen Betrachtung dieser französischen Meinung, erscheint sie auf erhebliche Gründe gestützt.

Der Mißbrauch müßte natürlich abgeschafft werden. Aber welche Leidenschaft ist wohl allgemeiner, als Liebe, und welcher die Gemüther der Hörer mit gleicher Heftigkeit ergreifende Hebel könnte an ihre Stelle gesetzt werden *)?

Das Trauerspiel kann nicht eine Gesellschaft Könige zu Hörern haben; daher thut es Noth, die Mischung der Leidenschaften so einzurichten, daß ein jeder seine als selbst gefühlt und erfahren heim bekomme. Heilig ist die Mutterliebe. Allein um in einem Trauerspiele das Hauptmotiv auszumachen, muß sie durch Begebenheiten, deren Ereignung selten, ja einzig ist, herbeygeführt werden, und kann daher vielleicht kaum zu fünf bis sechs Stücken den Stoff abgeben, während

---

als es ihre ursprüngliche Absicht gewesen seyn mag, und die richtige, weder über- noch unterschätzende Ansicht der Dinge ist gewöhnlich erst die Ausbeute geschlossener Debatten.

*) Anm. d. Uebers. Das System des Verfassers scheint zu völliger Klarheit und Entwicklung noch nicht gediehen zu seyn; denn wenn er früher die Manier italienischer Schriftsteller rügt, die Liebe als eine nicht gefühlte Leidenschaft zur Grundlage ihrer Darstellungen zu machen, so kann dieß nur so gemeint seyn, daß solche allgemeine Ersetzung aller edlen und großherzigen Regungen, die eine menschliche Brust zu bewegen im Stande sind, entweder in der Dürre eines bloß dem Geschlechtsgefühle offen stehenden Gemüthes ihren Grund habe, oder daß selbst dieser Trieb ein erheuchelter, nur zur rhetorischen Inbewegesetzung des Publikums ersonnener Kunstgriff sey. Dann aber erscheint seine Aeußerung als ein befremdender Widerspruch mit sich selbst. Vielleicht ist aber mehr der Angewohnheit der Italiener, kritische Gegenstände auf eine, wie hier gethan wird, eigenthümliche Weise zu behandeln, und der minderen Fähigkeit der blumenreichen Sprache für die strenge Entschiedenheit doktrinellen Tones die Schuld beyzumessen, als einem Mangel an Folgerichtigkeit und Methode.

die Geschlechtsliebe (l'altro amore) tausendfältigen, immer neuen, immer verschiedenen darbietet. Unser Alfieri hat sicher die Höhen der Kunst (il sommo dell'arte) erreicht; allein weil er sich stets mit der Politik beschäftigte, und strenge, von Wenigen gekannte Leidenschaften auftreten ließ, so wird er nie in Italien der gefeyerte, einem Gotte gleich verehrte Volksdichter werden, wie es in England der Verfasser des Othello war und noch ist *).

Dem Dichter liegt daher die Verpflichtung ob, der Menge zu gefallen, indem er den Gelehrten genug zu thun sucht. Er mag aber bedenken, daß jene durch das Gemüth entscheidet, diese aber den Verstand zu Hülfe rufen, und wenn Theilung unausweichlich, es für das Beste seines Werkes räthlich ist, sich entschieden der ersteren zuzuwenden. Antimachos tröstete sich bey öffentlicher Vorlesung seines Gedichts, als er das atheniſche Volk sich entfernen sah, mit der aufmerksamen Anwesenheit Plato's, und rief aus, daß ihn dieser hinlänglich für den atheniensischen Pöbel entschädige. Allein das Urtheil dieses Pöbels wurde von der Nachwelt bestätigt, und nichts half dem Dichter die Billigung Plato's.

Dieses Bedürfniß, dem Publikum zu gefallen, wird von allen neuern Nationen mehr, als von den Italienern, gefühlt, was bloß dem ängstlichen Zwange der Schule zugeschrieben werden kann, die nicht aufhört, ein Volk bestimmt zum Schaffen, unter dem Joche der Nachahmung zu halten.

Dieß war beständig, vordem wie nun, das Bemühen beschränkter Geister; und in ihre Hände ist die Jugend gelegt, die, hoffnungsvoll hervorbrechend, wie die Knospe des ersten Frühlings, vor dem Märzschnee ihrer Lehre zu Grunde gehen muß, und wie das lichtscheue Gevögel der Nacht an der Dunkelheit seine Lust, und an den Glanze des Tages seine Qual findet, verabscheuen auch sie jene Urkraft des Genius, die sie nur zu herbe an die eigene Flachheit gemahnet, und thun der Mittelmäßigkeit schön, die gleichen Pygmäenschritt mit ihnen hält.

Wehe rufen sie auf dem Markte den Jüngern zu, wehe! wenn ihr je die Tragödien Shakespeares leset, euer Verstand wird von tausend Albernheiten umnebelt werden, ihr werdet auf Reiche stoßen, die nie existirt haben, ja selbst im Böhmerlande das Meer antreffen. Fliehet! und sputet euch zu fliehen, weil es noch Zeit ist. Und die Jünger glauben in heiligem Schrecken dem Troge der Circe nahe zu seyn, und flüchten, um nicht in Thiere verwandelt zu werden, während ihnen der

---

*) Anm. d. Uebers. Dir Bezeichnung Shakespeares ist etwas dialektisch gewählt. Warum nennt ihn die Bibl. Ital. nicht als Verfasser Richards III.? Nicht die Politik in dem Leben eines Stückes, sondern das Leben eines Stückes in der Politik, d. h. dessen ausschließliches Bestreben, in der Gewinnung einer politischen Lehre sein ganzes Ergebniß zu setzen, ist ein an und für sich tadelnswerthes. So nur konnte Lord Byron, unstreitig einer der größten Dichter, in seinen Tragödien hinter sich selbst zurückbleiben. Und dieses ist überhaupt ein Uebel der neuern Zeit, wo Dichter als politische Parteymänner auftreten, als Werber für ihre Meinung, oder staatsrechtliche Doktrinärs, da es im Gegentheile anzurathen ist, das Leben der Gesellschaft, bloß als eine bedeutsame Grundlage der Handlung aufzustellen. Eine dramatische Literatur aber, der, aus welchen Ursachen immer, der Sinn selbst für diese unbefangene Auffassung der Politik fehlt, hat sich nur selber in dieser kleinlichen Beschränkung ihres Theaters anzuklagen.

Britte; wie dem edlen Odysseus die Königin, den Kelch des Heils und dichterischer Unsterblichkeit anbietet.

Hier gesteht der Verfasser: »a suoi Pedanti,« wie er sich ausdrückt, die Unwissenheit Pietro Calderons und Shakespeare's zu, und verwahrt sich nur gegen die unrichtigen Folgerungen, die seine Landsleute aus diesem Geständnisse zu ziehen bemüßigt seyn könnten. Wir aber glauben, nach allem Gründlichen und Tiefsinnigen, was Wilhelm Schlegel in den Vorlesungen über Dramaturgie hinsichtlich der vorgeblichen Unwissenheit Shakespeare's gesagt hat, an dem deutschen Leser keinen Raub zu begehen, wenn wir, diese Stelle übergehend, von dem Schluß des italienischen Textes bloß bemerken, daß er sich in eine lang hingedehnte Analyse des Manzonischen Trauerspiels, und in Betrachtungen über die lombardische Geschichte erschöpft, die weder unter dem Gesichtspunkte absoluter Neuheit, noch (wie das Vorhergehende) des Interesses, welches die Aufnehmung längst bey uns ausgefochtener Streitfragen für den Freund italienischer Literatur haben kann, in diesen Blättern Erwähnung verdienen. Lederer.

Ein Bruchstück älterer nordfranzösischer Poesie.

Die königl. Pariser Bibliothek bewahrt einen Folioband mit funfzig fleißig gearbeiteten Gemälden und entsprechenden Reimstrophen, welcher, nach damaligem Geschmacke kostbar und kunstreich ausgestattet, ein Geschenk der Stadt Amiens an die Königin und Regentin von Frankreich, Isabelle von Baiern, gewesen ist. Man wolle sich erinnern, daß König Karl V. auf seinem Sterbelager den Rath und die Vorschrift hinterlassen hatte, daß sein Sohn und Nachfolger sich mit einer deutschen Prinzessin vermählen solle, um durch diese Verbindung sich ein politisches Gegengewicht gegen die Uebermacht der Engländer zu sichern. Die Wahl fiel auf Isabelle von Baiern, welche hiernach, unter dem Vorwande einer Wallfahrt, durch das nördliche Frankreich begleitet wurde, um dem jungen Könige Gelegenheit zu verschaffen, sie zu sehen. Er sah sie in Amiens, und faßte große Liebe zu ihr, so daß er die Feyerlichkeiten der Trauung, welche in Arras vorbereitet wurden, nicht abwarten wollte, sondern auf der Stelle im Dome zu Amiens sich mit ihr trauen ließ. Die nach wenigen Jahren eintretende Krankheit des Königs, und der vorwiegende Antheil der Königin an der Regierung des Reichs, in Verbindung mit dem Herzoge von Burgund, sind bekannte Umstände. Während ihrer Regentschaft und Vormundschaft über den jungen Prinzen mochten noch Viele sie als die mächtige und auch durch auswärtige Verbindungen vielvermögende Beschützerin des gefährdeten Frankreichs ansehen, und wahrscheinlich zugleich zum Andenken an die zu Amiens vollzogene Vermählung überreichte diese Stadt ihr den vorliegenden Kodex, welcher ein halbes Hundert von der in jener Zeit gestifteten Genossenschaft der Maistre du puits zu Ehren der Mutter Gottes gedichteter, wohl auch in der dortigen Kathedrale abgesungener oder aufgeführter Gesänge (mis par pratique) enthält, deren jeder irgend ein mystisches, oft aus der heiligen Schrift gezogenes Prädikat der heiligen Jungfrau näher auslegt und ausführt, welches in den Schlußversen der Strophen wiederholt, und jedesmal in dem betreffenden Gemälde, als abgebildete Allegorie, vor Augen gestellt wird. In der merkwürdigen Dedikation an die Königin Isabelle von Baiern ist eine Anspielung darauf enthalten, daß sie für Frankreich in der

politischen Ordnung Helferin und Mutter sey, wie die Mutter des Herrn Helferin des ganzen Menschengeschlechtes, und auch insbesondere Frankreichs. — Diese Dedikation lautet folgender Maßen:

Trés excellente illustre et magnifique,
Fleur de noblesse exquise et redolente,
Dame d'honneur, princesse pacifique,
Salut à ta Majesté précellente!
Tes serviteurs par voie raisonnable
Tant justiciers que le peuple amiable
De *Amyens*, cité dicte d'aménité,
Recommandans sont par humilité
Leur bien publique en ta grace et puissance,
Toy confessant estre en réalité
Mère humble et franche au grand espoir de France.
Et que amsy (ainsi?) sois dame scientifique,
Tu as porté comme mère et regente
Le royal sang, le corps honorifique
Du roy françois, qui les François regente,
En leur causant un espoir admirable;
Dont (donc) quoy que la reine insuperable,
Marie Vierge en sa maternité
Nous a porté, quant à l'humanité,
Totalement du monde l'espérance,
Aussi es tu par aultre qualité
Mère humble et franche au grand espoir de France.
O Dame humble et franche, en la foi catholique
Incessamment tu mets cure et entente,
A décorer cette vierge celicque,
Pour implorer la pardurable attente.
Ce connoissant, le susdit peuple affable
Amyennois, de la vierge ineffable
A fait extraire aucune autorité
En ce volume et spaciosité;
Pour présenter en toute ésjouissance
A ta haulteur, Dame, que ay recité
Mère humble et franche au grand espoir de France.
Cy sont pourtraitz les tableaux, par pratique
Mis à l'église en *Amiens* residente,
Appropriant loi naturelle, antique
On Mosaique à la Vierge prudente,
Par les *Maistres du puy* recommandables,
Lesquels en font festivité laudable;
Et commença leur confraternité
L'an mil trois cens quatre vingt tout noté
Treize ans avec (1393), ayant la connoissance,
Que la vierge est en singularité
Mère humble et franche au grand espoir de France.
Du sens moral, mystique, allégorique,
Qui le reffrain du tableau represente,
Fait mention par le art de rhetoricque
Le chant royal, qu'ensemble je présente
A toy Madame excellente et notable,
Haulte Princesse aux Françoys prouffitable!
Si te requiers que ta benignité
Ce petit don plaise avoir accepte,
Du présenteur suppliant l'ignorance,
Qui te cognoist sans ambiguité
Mère humble et franche au grand espoir de France.

Von den Schlußversen der Strophen, welche die Eigenschaften der Mutter Gottes größtentheils mit Anwendung biblischer Bilder ausdrücken, und auf den Gemälden jedesmal wiederholt werden, wird man einige nicht ungern lesen. Sie würden eine Art versifizirter Litaney bilden, und sind z. B.:

Aube du jour, qui le monde illumine;
Soleil rendant éternelle lumière;
Harpe rendant souveraine harmonie:
Calice élu au divin sacrifice;
Ciel contenant lumière glorieuse;
Terre donnant fruit de grace et de gloire;
De terre et ciel triumphante princesse;
Puy (Puits) d'yave (d'eau) vive aux humains pourfitable;
Isle de mer d'aménité remplie;
Grenier rempli du sel de sapience;
Plaisant Hester du roy des cieulx eslue;
Sacrée ampoulle à l'onction royale;
Au genre humain consolable fontaine;
Medicinale et fructueuse olive;
Du feu d'amour columne lumineuse;
Pierre en désert produisant eau vive;
Au souverain Moise humble fiscelle;
Balsame donnant odeur aromatique;
Siège au grand maistre administrant science;
Clavigère du royalme céleste;
Au dévestus gracieuse drappière;
Miroir de foi, d'amour, et d'espérance etc.

Von der poetischen Ausführung und Behandlung möge man aus nachstehenden Proben urtheilen. Man wolle noch bemerken, daß die Wortfügung häufig ganz so, wie in der deutschen Sprache ist, was wohl auf die alte Verwandtschaft von Artois mit Flandern hindeutet. Z. B. »pour son peuple de famine garder« (um sein Volk vor Hungersnoth zu bewahren). — »Pour aux humains joyeux secours donner« (um den Menschen freudige Hülfe zu geben). — »De grace carence« (Gnadenentbehrung, Gnadelosigkeit). — »Que on ne le sait par art de veneur prendre« (daß man es nicht vermag durch Kunst des Jägers zu fangen rc.) »venin banissant« (Gift vertreibend) u. s. w. — »Pour l'unicorne avoir« (um das Einhorn zu besitzen). — »Sans garand avoir« (ohne einen Beschirmer zu haben). — »D'éternel présçavoir clémence« (der ewigen Vorsicht Milde rc.).

Le roi d'Egypte à toutte diligence,
Pour son peuple de famine garder,
Jadis transmit Joseph, pour sa prudence
Nommé saulveur du monde, à assembler
De grains largesse, et lorsqu'il arriva
En Heliopoleos, il trouva
Une vierge remplie de beaulté
Dicte Assenech, qu'en grande humilité
Voult épouser par voie gracieuse,
Signant Marie; en temps préordonné
Vierge Assenech, du vrai Sauveur Epouse.
Ce Roi est Dieu, lequel de sa clémence
Pour aux humains joyeux secours donner
Contre famine et de grace carence,
Son fils voulut en ce monde envoyer;
Lequel comme vrai saulveur procura
Grains de mérite et grace prépara
En Nazareth, en laquelle cité
Marie Vierge élût pour sa bonté,
Et fut espoux à cette vertueuse
Présentement dicte en moralité (im moralischen Sinne)
Vierge Assenech du vrai saulveur Epouse etc. etc.

Die folgenden Bruchstücke enthalten eine Benützung der in die christliche Poesie früh übergegangenen Bilder von dem starken Einhorn, welches, nach der Sage, von der sanften Macht einer Jungfrau gebändiget werde; — und von den Pelikanen, welche theils in tiefen Wäldern

leben, theils dieselben verlassen, und an die Ufer der Ströme kommen sollten, wo sie ihre todten Jungen mit ihrem Blute wieder zum Leben brächten. Von dem ersteren mögen ein Paar Strophen, und das letztere ganz hier mitgetheilt werden.

L'unicorne est en vigueur si puissant,
Que on ne le sait par art de veneur prendre,
Et par sa corne est venin banissant
Du lieu où touche et qui le poeult comprendre.
Pour ce, à la fin de l'unicorne aveir,
Hors la forest le script fait assavoir,
Que on lui présente et face ostension
De une pucelle en pure intencion;
Car sa vigueur lors mue en douleeur belle
Que (wann) on présente pour sa détencion (um ihn zu besänftigen,
A l'unicorne agréable pucelle. fest zu halten).
Veneur est dit l'homme soif endurant
Pour sa sourse de l'Innocence, qu'offendre
Vault par venin de pechée, sans garand
En terre avoir lequel le vault defendre; —
Dont de forest, d'éternel presçaveir
Clemence fit l'unicorne mouvoir
Pour extirper l'intoxication
De ce venin, et par discrétion
Prépara lors, raison n'est qu'on le cele,
Soubs mode et train d'humble venation,
A l'unicorne agréable pucelle.

* * *

De Pellicans trouvons double manière.
Les aulcuns ont leur habitation
Dedans forests, austres sont sur rivière
Par nature tel (tels) qu'en compassion
Leurs pellicans josnes (jeunes) mortifiés
Par leur pur saug rendent vivifiés. —
De pellicans cette double existence
Vault ensuyvir divine providence;
Le Fils de Dieu soubs forme gracieuse
Quant préélut par doulche résidence
Au pellican forest solacieuse.
Ceste forest haulte large et entière
D'arbres d'herbes et fleurs perfection
Obtint là, ou verdure singulière
Dure en tous temps pour décoration;
En icelle ont leur lieux appropriès
Bestes plaisans aussi létifiés,
Y sont oiseaux de mainte différence
Lesquels chantent en la circonférence
Si doulcement de voix harmonieuse,
Que pour soulas résonne en préférence
Au pellican forest solacieuse.
Ceste forest en sa beaulté plénière
Est Marie large en devotion,
Qui sur la terre en haultesse sommière
Toucha les cieulx par contemplation;
Pour ces arbres en luy notifiés
Sont mérites haults et clarifiés,
Herbes et fleurs sont vertus d'excellence,
De sainteté produisans rédolence
Et la verdure est grace précieuse,
Laquelle pare en vraie permanence
Au pellican forest solacieuse.
De prudence la panthère treschère,
De force aussi le Immuable lyon,
Le Unicorne de l'equité droiturière,
Et l'humble cerf d'attemprée action,

En la forest trouve on constitués *);
Prophètes saincts, docteurs justifiés
Et orateurs de haultaine éloquence
Sont les oiseaux chantant sur l'éminence
De la forest chanson si sérieuse,
Qui publient Marie par sentènce
Au pellican forest solacieuse.
De pellicans tint Christ forme prémière
En habitant par incarnation
En forest vierge, et pour forme dernière
Sus la rivière eut conversation;
C'est sur ce monde, auquel furent trouvès
Ses Pellicans humains, destitués
De la vie, que en très large effluence
De son pur sang restaura par clémence:
Ains est Christ par oeuvre glorieuse
Vray pellican et la vierge on recence (die Jungfrau benennt man)
Au pellican forest solacieuse.
Maistre du puy (puits) se en ce tems guerre offense
Nostre vie perverse et vicieuse,
Besongnons tant, que nous soit en defense
Au pellican forest solacieuse.

Ueber die ungrischen Dialekte und die alten Schriftzüge der Siebenbürger Székler.

Man hat in den vorigen Zeiten fast allenthalben geglaubt, daß die ungrische Sprache keine von der eigentlichen Schriftsprache abweichende Mundarten habe: denn erst später, in unseren Zeiten, bestrebten sich einige vaterländische Gelehrte und Sprachforscher, diese Mundarten genauer zu untersuchen, und in ein gehöriges Licht zu stellen.

Der um die ungrische Literatur sehr verdiente Herr Provinzial-Kommissär, Gabriel von Döbrentei, theilte mir hierüber seine trefflichen Ansichten, mit der ihm eigenen Humanität, mit, und gab mir dadurch Gelegenheit, sie den Freunden der Linguistik vorlegen zu können.

Die magyarische Sprache hat keine von der Schriftsprache so sehr abweichende Dialekte, daß man sie nur mit Mühe verstehen könnte. Die beyläufig aus fünf Millionen bestehende Anzahl der Magyaren versteht sich zwar unter einander, von der walachisch-moldauischen bis an die österreichische, und von der polnischen bis an die steyermärkische Gränze: allein man nimmt doch diejenigen Abweichungen, wodurch die Vokale verwechselt, die bestimmte Form der Zeitwörter mit der unbestimmten vermischt, oder die Accente hier schärfer, dort gelinder betont werden, mit Grund für Mundarten an. Deren erscheinen fünf, und zwar folgende: 1) Die jenseitige und diesseitige Donauer Mundart; 2) die jenseitige und diesseitige Theisser; 3) die Palótzer; 4) die Siebenbürger in den Gespannschaften; 5) die Székler in den sogenannten Stühlen.

Eine jede dieser Mundarten hat wieder mehr oder minder erhebliche Abweichungen. So weichen z. B. die Götseier, in dem Bezirke jenseits der Donau, die Tornaer, diesseits der Theisse, und die Szilágyságer in Siebenbürgen von den Hauptdialekten ab.

---

*) Hier steht erst am Ende des ganzen Satzes sowohl das Zeit- als Beywort: »Panther, Löwe rc. — findet man zusammengebracht«

Die Haupteigenthümlichkeiten dieser fünf Mundarten sind nachstehende:

1) Der Bewohner des Bezirks jenseits der Donau spricht das weichere ly (das gl der Italiener) wie l, also härter aus; verwechselt das e mit ö, und setzt in einigen Gegenden dem accentuirten é ein i vor. Der Bewohner des Bezirks diesseits der Donau läßt oft einen slawischen Accent hören.

2) In der Gegend, welche jenseits der Theisse liegt, ist die Aussprache reiner, besonders um Debretzin und Sáros-Patak (letzterer Ort liegt diesseits der Theisse). — Uebrigens hat in dem oben erwähnten Bezirke die Aussprache einen raschen, schnellenden Ton.

3) Die Palótzer Mundart in den Mátraer Gebirgen, im Heweschen Komitate, weicht am meisten von der Schriftsprache ab, wie dieß durch einen längeren, in die Pesther periodische Schrift: tudományos Gyüjtemény (wissenschaftliche Sammlung) eingerückten Aufsatz anschaulich bewiesen wird. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist Herr Fabian Szeder. Diese Auseinandersetzung ist für Sprachforscher von nicht geringer Wichtigkeit; überhaupt sind die Palótzer die Verwahrer mancher ungrischer Urwörter, die veraltet sind, und ein neues Bürgerrecht mit Recht verdienen. Leicht könnten sie unwiederbringlich verloren gehen.

4) Die Siebenbürger Mundart in den Gespannschaften hat viel Geschmeidiges. Man merkt aus derselben sehr deutlich, daß die ungrische Sprache in den Jahren 1540 — 1700 eine Hofsprache bey den siebenbürgischen Nationalfürsten war. Diese sehr reine (man kann sagen reinste) Mundart verwechselt die bestimmte und unbestimmte Form der Zeitworter nie, was doch bey den übrigen ungrischen Dialekten so häufig geschieht.

5) Die Mundart der Székler in Siebenbürgen ist zwar nicht weniger rein, hat aber in Hinsicht der Aussprache etwas Singendes, wohl auch etwas Schleppendes. Uebrigens hat sich in diesem Dialekte die Vermischung der bestimmten und unbestimmten Form der Zeitwörter nicht eingeschlichen, die in den ungerländischen Mundarten wohl daher rühren mag, daß unter den eigentlichen Magyaren mehrere Slawen und Deutsche wohnen. — Uebrigens kommen im Lande der Székler (Székely-Föld) viele Wörter vor, die den übrigen Magyaren meist unbekannt sind.

Es ist äußerst merkwürdig, daß die Siebenbürger Székler, welche, wie der hochverdiente Herr Niklas von Jankowich in seinem im Jahre 1812 zu Pesth erschienenen etymologischen Werke sagt, zuverläßig Abkömmlinge der nach Attila's Tode zurückgebliebenen Hunnen oder Kunen (auch Chunen) sind, schon in den ältesten Zeiten auf hölzerne Stäbchen Buchstaben eingebrannt haben. Simon Kéza, ein Chronikschreiber aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, hat in seiner Chronik der Magyaren, die er dem Cumanischen Ladislas weihte, im letzten Kapitel des ersten Buches sich so ausgedrückt: Zátali (vielmehr *Zakuli*, Siculi, Székler) Hunnorum sunt residui. — Blachis commixti literis ipsorum uti perhibentur. Allein Kéza sahe weder eines noch des andern Volkes Buchstaben. Wir glauben vielmehr dem Geschichtschreiber Thúrocz, und noch mehr dem Niklas Oláh, welcher, aus Siebenbürgen entsprossen, es wissen konnte, und dessen redliche Absicht war, dem Leser die reine Wahrheit zu sagen. Der Erstere bedient sich im letzten Kapitel des ersten Buches folgender Worte: Siculi nondum scythicas literas obliti, eisdem non encausti et papyri ministerio, sed in baculorum excisionis

artificio dicarum ad instar utuntur. Der Letztere, im achtzehnten Kapitel seines Attila spricht so: ad explicandum animi sui sententiam — — — praeter usum papyri et atramenti, aut characteris aliarum linguarum notas quasdam bacillis ligneis incidunt, aliquid inter se significantes; quibus ita incisis, apud amicos ac vicinos vice nuntii epistolaeve utuntur. Stephan Székely, ein Geistlicher aus Görz, hat im Jahre 1558 in der ältesten magyarischen Sprache eine Chronik herausgegeben, in welcher auf 42 Seiten Nachstehendes vorkommt: Székeliec még mostis külömböznek a' több Magyaroctól, törvyniekkel eés yrásokkal, kic Hunniabeli módza Székel bötüvel eelnek mind e' napiglan. Deutsch lautet dieß wörtlich so: Die Székler unterscheiden sich jetzt noch von den übrigen Magyaren durch ihre Gesetze und ihre Schrift; sie bedienen sich, nach hunnischem Gebrauche, Szekler-Buchstaben noch heut zu Tage. Ob sie nun diese Székler-Buchstaben eingeschnitten oder eingebrannt haben, ersehen wir aus einem, von Johann Décsi 1598 aus Székely-Vásárhely geschriebenen Briefe, welchen Johann Telegdi in seinen rudimentis priscae Hunnorum linguae, die zu Lyon 1598 erschienen, mitgetheilt hat. Telegdi äußert sich über den erwähnten Brief so: Has literas sine ullis libris, calamis, atramento, papyro, solum lignis instar scythatae Lacedemonicae (so) vel aliis quibusvis materiis nullo negotio inscribi posse. Stephan Szomosi (Zamoscius) sagt im fünften Kapitel seines Buches, das den Titel: analecta lapidum et nonnullarum in Dacia antiquitatum, führt, und auch im Jahre 1598 gedruckt wurde, dieß: Superest apud Siculos genus quoddam vernaculum scribendi, quod ab atavis eorum Scythis jam inde per multa secula traditum posteritati, ac ex Asia in Europam illatum retinetur. Itaque ligneis particulis, frustellis in quadrum dolatis, cultelli cuspide, literas insculpunt, deorsum tendentes, tam subtili complexione implicatas, ut paucissimis multa absolvatur sententia. Der ungrische Gelehrte Cornides hatte, als er das Szekler-Land bereiste, mehrere aus derley Buchstaben bestehende Steinschriften gefunden. Meldung von diesen Steinschriften macht Deserițky in seinen initiis et majoribus Hungarorum (Ungrorum), und zwar im zweyten Bande, S. 154.

Diese Nachrichten habe ich aus des Herrn von Jankowich oben erwähntem etymologischen Werke, und aus Bels literatura Hunno-Scythica geschöpft, und die citirten Stellen mit den angedeuteten Werken verglichen.

Die Székler werden in den Urkunden noch heut zu Tags Ló-fejök; Pferdemelker, genannt, weil sie sich einst mit Pferdemilch nährten, um feuriger und tapferer zu werden. Strabo nennt sie im siebenten Buche: Σκύθας ὑππημολγούς, und schon Homer im dreyzehnten Gesange spricht vom ersten Buche bis sechsten Vers von diesen so:

Als Kronion die Troer und Hektor den Schiffen der Griechen
Hatte nahe gebracht, da ließ er sie unablässig
Müh erdulden und Noth; er wandte die strahlenden Augen,
Schauend auf das Land der rossenährenden Thraker,
Nahe streitenden Möser und edlen Hippämolgen:
Arme Völker, von Milch genährt, die gerechtesten Menschen.
Nach Stolbergs Uebersetzung.

Ptolemäus macht von diesen Völkern im sechsten Buche, vierzehnten Kapitel Erwähnung, indem er (nach der lateinischen Uebersetzung)

spricht: sunt Aspasiis montibus magis occidentales Aspasii Scythiae, orientales autem *Galactophagi*. At quisnam Homerum *Scythas* (ein zwar schwankender, aber von den Alten angenommener allgemeiner Name asiatischer Völker, die nach Europa drangen) ignorasse dicere ausit, so Bonfin (in decadibus rerum Ungricarum, und zwar im ersten Buche, der ersten Decade, S. 11): si *Lactiphagos*, Abios es justissimos nominavit, quum carros pro domibus haberent, *nomades* et *pastores* essent, nulla laborarent avaritia, onus pro onere darent, — — — — — nihil privatum, praeter cyathum et ensem possiderent, *mirae simplicitatis* homines, nulla malitia et ambitione laborantes, contentos paucis et longe nobis contentiores.

Um zu den Dialekten wieder zurück zu kommen, habe ich zuletzt anzumerken, daß das beste Werk, welches über die ungrischen Mundarten bisher erschien, jenes ist, das Herr Adam Horvát aus Palócz unter folgendem Titel: A' Magyar nyelo dialectusairól (Ueber die Mundarten der ungrischen Sprache) verfaßte. Es ist unter die übrigen Preisschriften abgedruckt, welche von der Marczibányischen Deputation für die Jahre 1815, 1816 und 1817 gekrönt wurden.

Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.

Verbesserungen.

Im XXVIII. Bande.

Anzeigeblatt, S. 34, Z. 20, statt: löset' es in, lies: löst in einen. Z. 26, statt: to port, lies: to post. Z. 33, statt: bloßen, lies: bösen.

Im XXX. Bande.

Art. I. S. 8, Z. 35, nach: sofern, setze: man. Z. 36, anstatt: die, lies: der. — S. 10 Z. 10, für: nähere, lies: höhere. — S. 12, Z. 31, für: dieser, lies: diese. Z. 32 hinter: Gewalt, setze: die. — S. 15, letzte Zeile, statt: etc., lies: et — S. 16, Z. 28, statt: wohl, lies: sowohl. — S. 18, Z. 16, statt: wie, lies: wenn. — S. 19, Z. 30, statt: der, lies: die. — S. 23, Anmerk., Z. 2, statt: partepische, lies: pantheistische. Z. 6, statt: sey, lies: ist.


Princeton University Library
32101 064480294